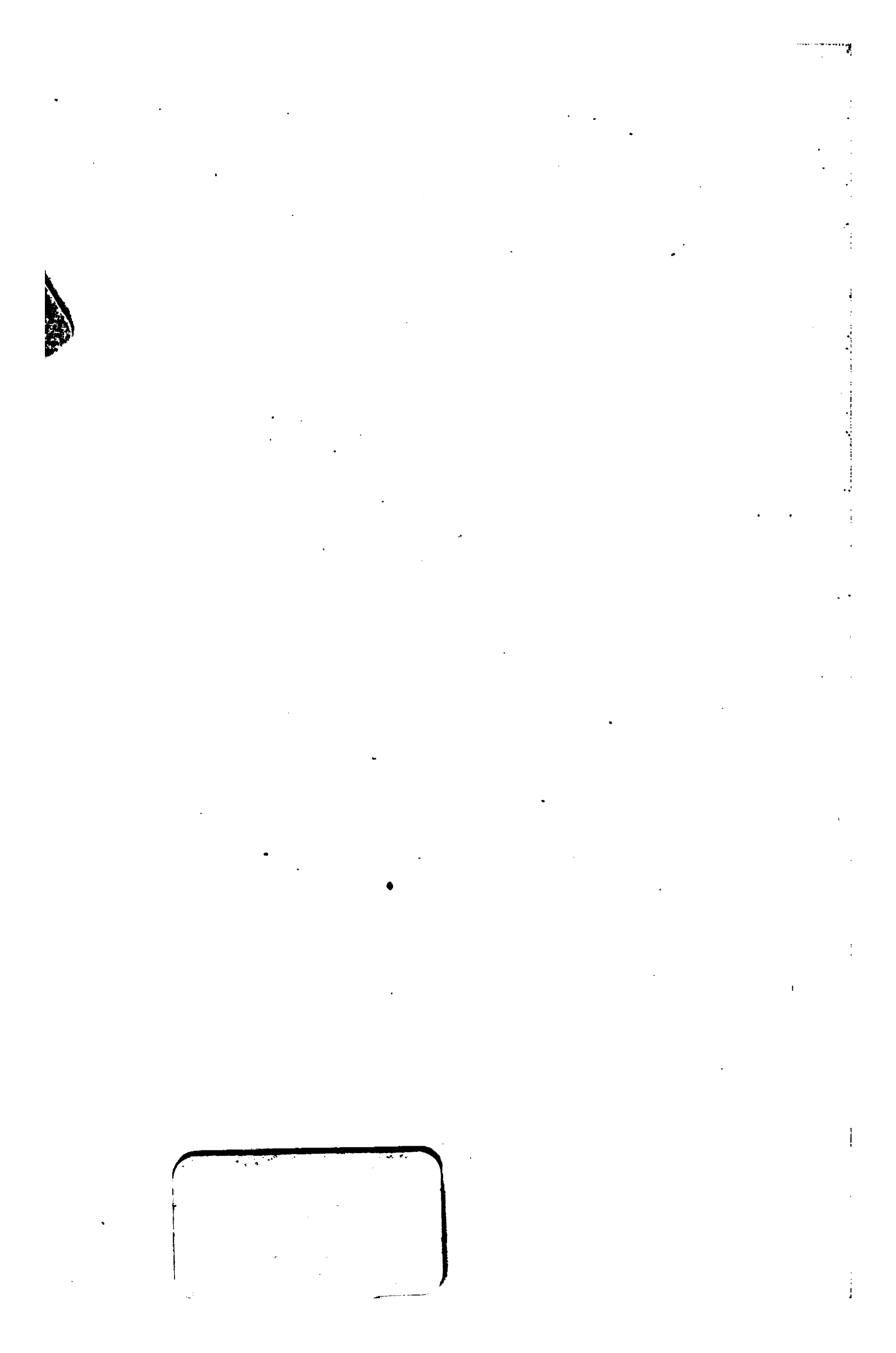
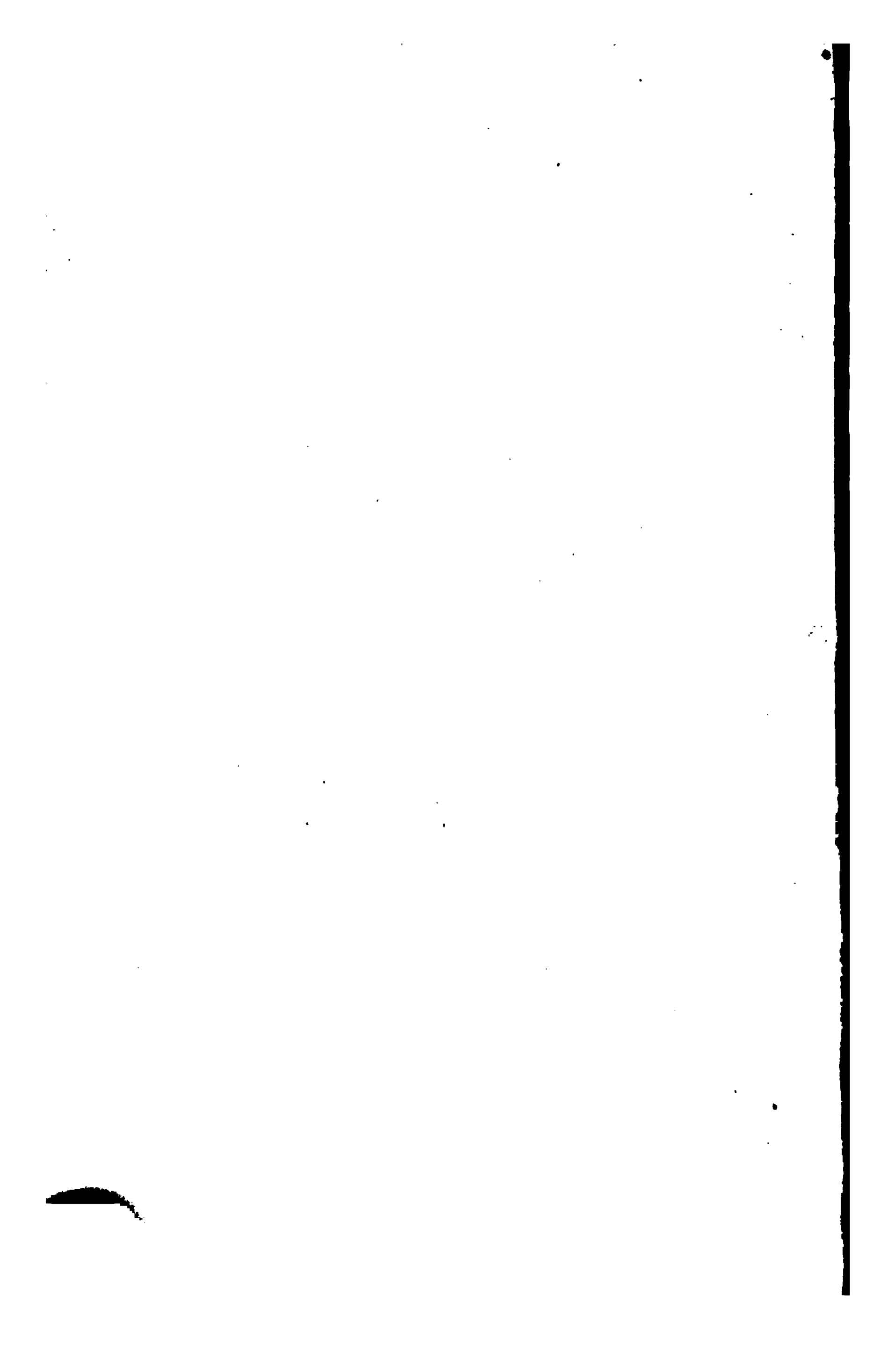




Jagd-Lexikon

von

O. von Riesenthal,
Königl. preußischer Oberförster.

Handbuch für Jäger und Jagdfreunde
mit besonderer Berücksichtigung der Naturgeschichte und Hege
des Wildes.

Mit 123 Abbildungen.

Leipzig
Verlag des Bibliographischen Instituts
1882.

Vorwort.

Es sind gerade zwanzig Jahre verstrichen, seit G. L. Hartigs „Lexikon für Jäger und Jagdfreunde“ in zweiter Auflage, von seinem Sohn Th. Hartig bearbeitet, erschienen ist.

Gewiß wird kein Sachverständiger den Wert dieses Werks verkennen; vergegenwärtigt man sich aber den Aufschwung, den Wissenschaft und Industrie innerhalb dieses Zeitraums genommen haben, so erscheint ein Ersatz für das veraltete Buch in hohem Grad zeitgemäß und wohlbegründet, zumal die inzwischen erschienenen Wörterbücher der bloßen Jägersprache mit solchen der gesamten Jagdkunde nicht zu identifizieren sind.

Können in der Ausübung der hohen Jagd unsre Vorfahren im wesentlichen noch jetzt als unsre Lehrmeister gelten, so hat dagegen die niedere Jagd einen bedeutenden Aufschwung und infolge des Zurückgehens der hohen Jagd eine weit größere Bedeutung errungen: wir haben durchschnittlich viel bessere Hunde und vorzüglichere Gewehre, als die frühern waren, wir züchten sachgemäßer und vielseitiger den edelsten unsrer Hunde, den Vorstehhund, und präzisieren das Schrotgewehr unablässig, wie seine hohe Leistungsfähigkeit, sowohl in der Stärke des Schusses als in der gleichmäßigen Ausdauer und ganz besonders in der schnellen Schußfertigkeit, darthut.

Betrachten wir neben der Jagd den Fang, insbesondere der Raubtiere, so zeigt sich uns auch hier ein stetiges Fortschreiten; wir verfügen heute über Eisen und Fallen von weit größerer Schärfe und Mannigfaltigkeit als ehedem.

Je mehr wir uns bewußt werden, daß der Erfolg des Jägers neben dessen körperlichen Eigenschaften ganz besonders auf der naturgeschichtlichen Kenntnis vom Wild beruht, und je mehr wir nach zeitgemäßer Ausbildung der Jägerei streben, desto größern Wert werden und müssen wir auf den naturgeschichtlichen Teil eines Jagdlehrbuchs legen, mithin das Wissenschaftliche dem Praktischen gleichstellen. Nicht immer trifft den Jäger die Schuld an mangelndem Wissen, weit häufiger und gerechter vielmehr die Lehrmittel, welche bisher dem Jäger oft nur eine unklare und verworrene Beschreibung der Jagdtiere gaben. Dem Jäger nun die Fortschritte in der Erkennungslehre der Jagdtiere auf eine kurze, verständliche, jedes Mißverständnis ausschließende Weise dienstbar zu machen, dies war eine Hauptaufgabe unsers Lexikons. Wo das Wort allein nicht ausreicht und bildliche Erklärung notwendig wurde, ist eine solche gegeben worden.

Der Abdruck der Schonzeittabellen (Seite 397—400), die Erklärung der bei den wissenschaftlichen Bestimmungen üblichen Abbreviaturen der Autornamen, die Jagdsignale (am Ende des Buches) werden gewiß allen eine willkommene Zugabe sein.

Charlottenburg.

Der Verfasser.

A.

Aar, poetische, für die Wissenschaft gänzlich wertlose Benennung eines größern Raubvogels, unter welchem in den meisten Fällen der gemeine Bussard (»Bußaar«) zu verstehen sein wird. Gelegentlich wird auch der Fischadler Fischaar genannt.

Aas (Luder), im Zustand der Verwesung befindliches Fleisch; auch überhaupt alles in der Küche nicht verwendbare Fleisch von totem (gefallenem) Vieh.

Aasgeier, s. Geier (S. 199).

Aasjäger, ein Mensch, welcher aus Roheit oder Unkenntnis auf alles schießt, was ihm vor das Gewehr kommt, der keine Schonzeit achtet, Mutterwild erlegt, Wild krank schießt, so daß es elend und unbenutzt verkommt, sich also des edlen Weidwerks unwürdig zeigt.

Aaskrähe (Rabenkrähe), s. Rabenartige Vögel 2).

Aasrabe, großer (Rabe), s. Rabenartige Vögel 1).

Abbalgen, s. v. w. Abstreifen.

Abbalzen, das Ende der Balzzeit bei Waldhühnern und Fasanen.

Abbaumen, vom Baum heruntersteigen (von Mardern, Katzen 2c.).

Abblasen, das Signal zur Beendigung der Jagd geben.

Abbrechen, Hunde, die sich an dem Wild verbissen haben, losmachen.

Abbrunften, das Ende der Brunftzeit beim Hochwild. Wenn die Hirsche die Brunftplätze verlassen und die Tiere ihnen nicht mehr willfährig sind, so sagt man: »das Wild hat abgebrunftet«.

Abendfalke (Rotfußfalke), s. Falken.

Abfallen. Wenn das Tier nach dem Beschlag unter dem Hirsch wegtritt, so fällt er ab; erhebt er sich auf das Tier, so sitzt er auf.

Abfangen, **Abfedern** } s. Töten.

Abführen, einen Vorstehhund nach beendeter Stubendressur in der Suche auf Wild üben.

Abgehen, einen Distrikt oder Forstort, s. v. w. durchgehen (s. d.); von den Schützen: die Stände bei Treibjagden verlassen; von jagenden Hunden: vorzeitig vom Wild ablassen, auch: im Gegensatz zu anhalten (s. d.), die Fährte verlassen.

Abgenicken, s. Töten.

Abhalsen, dem Hunde das Halsband abnehmen.

Abhären, ein wenig gebräuchlicher, wenngleich nicht unweidmännischer Ausdruck für den Haarwechsel des Wildes im Frühjahr oder Herbst; verfärben ist gebräuchlicher.

Abhuppen. Ein gewöhnlicher Zuruf unter den Jägern ist »Hup hup!« Ruft nun einer den andern mit diesen Lauten vom Stand 2c. ab, so sagt man: »er huppt ihn ab!«

Abjagen, das Wild in einem eingestellten Jagen abschießen; doch gebraucht man jetzt den Ausdruck auch in allgemeinerm Sinn von jedem Jagdgebiet.

Abkämpfen. Zur Begattungszeit pflegen heftige Kämpfe zwischen den männlichen Tieren stattzufinden, z. B. zwischen Hirschen in der Brunftzeit, zwischen Keilern in der Rauschzeit, Auer- und Birkhühnern in der Balzzeit; der stärkere Nebenbuhler vertreibt den schwächern vom Brunftplatz, er kämpft (oder treibt) ihn ab, und der Besiegte ist abgekämpft (abgetrieben).

Abkommen, beim Schießen die Richtung des Gewehrs zum Ziel im Augenblick des Abfeuerns. Das A. ist gut, wenn

man beim Abdrücken den bezielten Punkt gut auf dem Korn hatte; im andern Fall sagt man: schlecht abgekommen sein.

Ablegen, den Hund. So notwendig das Mitnehmen des Schweißhunds bei jeder Jagd auf Hochwild ist, so hinderlich kann er werden, wenn der Jäger ein Stück anschleichen will. Daher muß der Schweißhund gewöhnt werden, sich a. zu lassen, d. h. bei irgend einem vom Jäger hingelegten Gegenstand, als Pulverhorn, Taschentuch ꝛc., auch unangebunden ruhig liegen zu bleiben, bis er abgeholt wird. Es ist diese Tugend nicht jedem Hund beizubringen und deren Ausübung für alle eine Zeit sichtlichen Unbehagens. — Die Eier a., sagt man von der Auerhenne und andern Jagdvögeln, wenn sie das letzte Ei des Geleges gelegt haben.

Ablösen, beim Zerlegen eines Wildes einen Teil, z. B. einen Lauf, mit dem Jagdmesser abschneiden. Muß man den Hirschfänger oder das Blatt dabei anwenden, so heißt es abschlagen.

Abnorm, von Geweihen s. v. w. widersinnig (s. d.).

Abpfeifen. Wenn die Schützen bei einer Treibjagd ihren Stand verlassen sollen, so werden sie durch einen Pfiff davon benachrichtigt (»abgepfiffen«). — Den Hund a., durch einen Pfiff von irgendwelchem Gegenstand abrufen, besonders wenn er vor Hühnern oder einem Hasen steht und der Jäger nicht haben will, daß sie aufgestoßen werden.

Abreiten (abstehen, abstieben, abstoßen, sich abschwingen), vom Baum oder einem andern erhöhten Punkt abfliegen (vom Auerhahn).

Abrufen, die Schützen durch irgendwelchen Ausruf, hat denselben Zweck wie abhuppen und abpfeifen (s. d.). — Die Hunde a., durch gellende Pfiffe oder Horntöne oder lautes Rufen zurückrufen, wenn sie sich auf der Jagd zu weit entfernt oder gar verlaufen haben.

Abschärfen (schärfen), die Haut des Bären vom Wildbret trennen; wird auch beim Hoch-, Reh- u. Schwarzwild gebraucht.

Abschießen, das in einem eingestellten Jagen befindliche oder das nach dem Abschußplan zu erlegende Wild totschießen.

Abschlag (Hauptschlag), ein Teil im Balzsatz des Auerhahns.

Abschlagen der Rute, ein veralteter Gebrauch, Jagdhunden ein Stück der Rute durch einen Schlag mit dem Hirschfänger wegzunehmen. Man that dies, weil sich die Hunde beim Durchstreifen von Fichtendickungen die Rute durch häufiges Wedeln oft wund schlagen, hielt indes auch die so verstümmelte Rute für schöner als die vollständige. Jetzt ist man von diesem Meistern der Natur abgekommen. — Die Hunde abschlagen, vom Keiler: sich durch seine Gewehre der Hunde entledigen. — Auch s. v. w. ablösen.

Abschneiden, Stämme und Äste abbeißen (vom Biber, Kaninchen und Eichhörnchen).

Abschuß, diejenige Menge Wild, welche bei einer nachhaltigen Jagdwirtschaft jährlich erlegt werden soll oder kann. Dieser jährliche A. setzt selbstverständlich eine genaue Kenntnis des vorhandenen Wildbestands voraus. Man versteht aber auch das Abschießen des Wildes darunter und spricht z. B. von einem notwendigen A., wenn das Wild Schaden verursacht.

Abschußplan, die dem jährlichen Abschuß zu Grunde liegende Berechnung. Man bezweckt durch ihn einen den Verhältnissen entsprechenden Wildstand zu erhalten oder herbeizuführen; im erstern Fall schießt man in der Regel nur so viel Stücke ab, wie der jährliche Zuwachs beträgt, nimmt also gewissermaßen nur die Zinsen vom Kapital; im andern Fall schießt man entweder mehr ab, wenn man den Wildstand verringern, oder weniger, wenn man ihn vergrößern will. Diese Regeln gelten nur bei solchem Wild, dessen Stückzahl man feststellen kann; bei Hasen und Hühnern dagegen läßt man schätzungsweise etwa die Hälfte des vorhandenen Bestands als Stamm für das nächste Jahr übrig.

Abschwingen, sich, s. v. w. abreiten.

Absetzen, das Gewehr, es aus der schußfertigen Lage nehmen, ohne abgeschossen zu haben.

Abspannen, ein Gewehr, den aufgezogenen Hahn langsam in die Ruhe zurückversetzen. Da manche Schloßfedern

sehr stark sind, so kann der Hahn, namentlich bei etwas feuchtem Finger, abgleiten und durch Entzünden des Schusses Unglück anrichten, weshalb man beim A. des Gewehrs die Mündung stets aufwärts, beziehentlich so zu halten hat, daß niemand gefährdet ist.

Absprung, ein Seitensprung des Wildes, um den Verfolger von seiner Fährte abzulenken und sich dadurch zu retten. Der Hase macht den A. aber auch unverfolgt und regelmäßig, ehe er sich in sein Lager drückt, zu welchem Zweck er vorher mehrere Widergänge macht. — Auch die Stelle, wo der Marder beim Herabspringen die Branten aufsetzt, wird A. genannt (vgl. Aufstieg).

Abspüren, Art, Stückzahl und Aufenthaltsort oder Stand des Wildes erforschen, ohne dasselbe zu sehen. Vorbedingung des Abspürens ist die genaueste Vertrautheit mit den Spurzeichen, welche das verschiedene Wild durch seinen Tritt zurückläßt. Es ist daher die Fährten- oder Spurenkunde ein wesentlicher Teil des weidmännischen Wissens. Will man wissen, wieviel Wild in einer Dickung steht, so umgeht man dieselbe, zählt die hinaus- und hineinführenden Fährten und erhält so das Resultat. Am besten spürt es sich nach frisch gefallenem Schnee, einer sogen. »Neue«, ab; nur darf derselbe nicht gegen Morgen gefallen sein, wenn das Wild schon rege ist, weil er dann die Spuren verschüttet. Das Nähere ist bei den verschiedenen Jagdtieren gesagt.

Abstechen. Um das Abschießen einer Büchse möglichst sanft zu bewirken, damit der Schütze nicht aus der Lage kommt, ist das Stechschloß angebracht. Um zu stechen, drückt man den Abzug des Büchsenrohrs vorwärts, bis man die Feder einschnappen hört, und drückt beim A. rückwärts, wie bei jedem andern Abzug. Hat man die gespannte Büchse gestochen, so ist beim Abspannen, ohne zu schießen, besondere Vorsicht wegen der erhöhten Federkraft nötig, mit welcher die Schlagfeder zurückdrückt. S. Stechen und Stechschloß.

Abstehen (abstieben, abstoßen), s. v. w. abreiten (s. d.).

Abstreichen, s. v. w. abreiten. Wo Lerchen mit Garnen gefangen werden, nennt man die Ausführung dieser Fangart: ein Feld a.

Abstreifen, das Abziehen des Balgs (der Haut) bei den Raubsäugetieren und Hasen. Zu diesem Zweck hängt man das betreffende Tier an den Hinterläufen frei auf, schärft die Haut an diesen vom Ballen bis zum Weidloch (After) auf und löst sie vom Fleisch bis an die Nägel ab, dann schlitzt man die Rute auf und dreht die Schwanzwirbel heraus. Nun schärft man die Vorderläufe von den Ballen bis an den Brustkern auf, verfährt wie mit den Hinterläufen und löst nun den Balg, ohne ihn am Bauch aufzuschneiden, vorsichtig nach vorn zu ab, indem man ihn dabei umkehrt. Die Ohren werden an den Wurzeln abgeschnitten und bleiben am Balg, auch die Nase bleibt daran. Nun spannt man den Balg, mit den Haaren nach innen, über ein der Größe desselben entsprechendes, nach vorn kegelförmig zugespitztes Brett (Spannbrett), reckt ihn, ohne ihn übermäßig auszudehnen, befestigt ihn mit kleinen Nägeln und klebt auf die Innenseite der Läufe und der Rute Papierstreifen, welche das Einrollen beim Trocknen verhüten, oder nagelt auch erstere an dem Brett fest. Ist der Balg so trocken, daß man ein Zusammenschrumpfen nicht mehr zu befürchten hat, so nimmt man ihn ab, kehrt die Haarseite nach außen, klopft und kämmt ihn aus, damit er sauber aussieht, und hängt ihn an einem luftigen Ort bis zum Verkauf auf. Von der guten Behandlung des Balgs hängt dessen gute Bezahlung ab, denn die Händler suchen die Preise nachlässig zubereiteter Bälge gern herabzudrücken. Übermäßiges Recken der Bälge, um sie recht groß zu machen, hat keinen Zweck, beeinträchtigt die Haltbarkeit und steigert den Verkaufspreis keineswegs, da die Händler dies sehr bald erkennen. Bei Hasenbälgen, deren Haare nur gebraucht werden, genügt Ausstopfen mit Heu u. dgl., damit sie nicht allzusehr einschrumpfen.

Abthun. Ein sehr gerechtes Kennzeichen krank geschossenen Wildes besteht in dessen Gewohnheit, sich auf der Flucht von dem gesunden abzusondern (»sich abzuthun«).

Abtragen, die Falken zur Beize abrichten. — Als der Leithund noch in Gebrauch war, trug man ihn von der durch ihn bestättigten Edelhirschfährte ab (vgl. Bestättigen).

Abtreiben, einen Jagddistrikt, bewirkt man durch eine Reihe von Treibern (die sogen. Treiberwehr), welche das Wild den vorstehenden Schützen zutreiben. — Auch s. v. w. abkämpfen.

Abtreten, den Auerhahn, ihn entweder aus Unvorsichtigkeit verjagen oder absichtlich, sobald der Jäger nämlich durch ihn verhindert ist, an einen zweiten Hahn, den er schießen möchte, heranzukommen.

Abtritt, gerechtes Zeichen, den Hirsch anzusprechen; s. Edelwild (S. 88).

Abwerfen, das Geweih oder Gehörn. Alle mit diesem Schmuck begabten Tiere werfen zu einer gewissen Zeit einmal im Jahr die Geweihe, resp. Gehörne ab, um sie durch neue, meist stärkere zu ersetzen; wann und wie dies geschieht, ist bei den betreffenden Arten beschrieben.

Abwürgen, s. v. w. Totbeißen, besonders des Raubwilds durch Jagdhunde.

Achter (Achtender), ein Edelhirsch, der auf jeder der beiden Geweihstangen vier Enden trägt.

Ackerkrähe (Saatkrähe), s. Rabenartige Vögel 4).

Ackervogel (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Adebar (weißer Storch), s. Storch 1).

Adler (Aquilinae), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel, welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt vier Gattungen:

Echte Adler (Aquila), mit sieben Arten: Kaiseradler, Stein- oder Goldadler, Schreiadler, Schelladler, Steppenadler, Zwergadler.

Seeadler (Haliaëtos). Eine Art: weißschwänziger Seeadler.

Fischadler (Pandion). Eine Art: Fischadler.

Schlangenadler (Circaëtos). Eine Art: Schlangenadler.

Kennzeichen der Unterfamilie: Schnabel stets länger als die Hälfte des Kopfes oder fast so lang wie dieser, an der Wurzel gerade, etwas von der Mitte an abwärts gekrümmt, mit langem, starkem Haken. Nasenlöcher schräg, nierenförmig, der hintere Rand mehr ausgebogen als der vordere, der obere abgerundet und breiter als der untere. Augen klein, mit stechendem, tückischem Ausdruck und flachem Bogen; Kopf klein, mit flachem Schädel; auf Nacken und Halsseiten starre, lanzettförmig zugespitzte, meist aufgerichtete Federn (Adlerfedern im engern Sinn). Flügel sehr groß, die erste Schwinge kurz, die vierte ist die längste, im ganzen 27 Schwingen. Lauf sehr stark und muskulös, bei einigen rundum bis an die Zehenwurzel dicht befiedert, bei andern zum größten Teil nackt. Krallen sehr stark und gekrümmt, scharf zugespitzt, unterseits mit scharfen Rändern.

Die A. sind die stärksten und gefährlichsten unter unsern Raubvögeln, denn wenn sie auch von den Geiern in der Größe übertroffen werden, so stehen sie doch an Kraft, Mut, Fluggewandtheit und durch ihre Waffen weit über diesen Aasfressern. Diese den größten Teil der Tierwelt beherrschenden Eigenschaften haben den A. zum Sinnbild gewaltiger Kraft gemacht, weshalb viele Herrscherfamilien ihn in ihre Wappen aufgenommen haben. Gleichwohl kann man nur von diesem Gesichtspunkt aus den A. als »König der Vögel« anerkennen, in seiner geistigen Befähigung, in Haltung und Geberde steht er in der Vogelwelt keineswegs obenan; die wenig aufrechte Haltung, der kleine Kopf mit dem tückischen Auge haben wahrlich nichts Königliches und lassen ihn gegen die unvergleichlich stolzen und edlen Gestalten der Falken, deren kluges, blitzendes Auge sprichwörtlich geworden ist, weit zurückstehen.

Das weitverzweigte Geschlecht der A. ist zwar vom hohen Norden ausgeschlossen, sonst aber weit, bis in die heiße Zone, verbreitet und in seinen größern Formen der Schrecken und die Geißel der umwohnenden Tierwelt, ja selbst dem Menschen nicht ungefährlich. Vorzugsweise leben sie vom Raub, doch fallen auch einige gern auf Aas. Die Paare halten auf Lebenszeit treu zusammen, und wie alle Gewaltigen der Welt dem befestigten Grundbesitz angehören, so sind auch die A. ihrem Horst anhänglich, den sie meist das ganze Jahr hindurch bewohnen und allmählich zu einem kolossalen Bau vergrößern.

Erste Gattung: Echte Adler (Aquila).

Der Lauf bis an die Zehen rundum befiedert. Schnabel sehr stark gekrümmt, mit langem Haken; Krallen von wahrhaft furchtbarer Stärke und Schärfe, die hinterste die längste und stärkste, dann die innere, alle auf der Unterseite gerieft, daher scharfschneidig. Zwischen der Außen- und Mittelzehe eine Spannhaut; Außenzehe nach hinten nicht wendbar, nur das unterste Zehenglied mit 2—5 Schildern, sonst genetzt. Außenfahne der 2.—7. Schwinge nach der Spitze verengt; Flügel erreichen das Schwanzende oder überragen es. Sechs Arten.

1) **Kaiseradler**, **Aquila imperialis** *Bechst.* **(Falco imperialis, Aquila chrysaëtos, heliaca, riparia, mogilnik;** Königs-, Sonnen-, schwarzer, kurzschwänziger A.). Beschreibung. Länge 75 cm, Flügelspitze 28, Oberflügel 28, Schwanz 32, Schnabel 5,40, Lauf 11, Hinterzehe 3,20, ihre Kralle 4, Innenzehe 3,80, ihre Kralle 3,80, Mittelzehe 6,30, ihre Kralle 3 cm. Schwanz ganz gerade. Das Jugendkleid (s. Figur) ist vorherrschend bräunlichgelb mit braunen Längszeichnungen, und der Kaiseradler ist, wenn man die oben angegebenen Kennzeichen beachtet, in diesem auffallenden Kleid gar nicht zu verkennen. Das Kleid des alten Vogels ist vorherrschend bräunlichschwarz; Scheitel schwarz, Hinterkopf und Nacken gelblich, Hals, Rücken und Schultern rötlich. Auf jeder Schulter ein aus mehreren Federn bestehender großer, ovaler, reinweißer Fleck, welcher bei den Weibchen nach der ersten, bei den Männchen nach der zweiten Mauser hervortritt. Schwanz mit breiter, dunkler, hell gesäumter Binde und 6—7 unterbrochenen dunkeln Bändern auf grauem Grund, zwölffederig. Schnabel bis hinter das Auge gespalten, mit sehr breiter Firste, horngrau mit schwarzer Spitze, Wachshaut und Sehne goldgelb, bei jungen Vögeln grünlich; Iris graugelblich. Das Weibchen, wie bei allen Raubvögeln stärker als das Männchen, ist mehr braun. Seine Haltung ist mehr wagerecht als aufrecht; die Stimme, derjenigen des Raben sehr ähnlich, wird auch mit dem Bellen eines starken Hundes verglichen; er fliegt mit gehobenem, langsamem Flügelschlag, in der Verfolgung zwar schnell und gewandt, aber nicht so reißend wie der viel edlere, ihm sonst nahe verwandte Steinadler. — Verbreitung, Aufenthalt. Der Kaiseradler gehört mehr dem südöstlichen Europa an, und wenngleich er auch in Deutschland nachgewiesen ist, so gehört er doch hier und überhaupt in Zentraleuropa zu den seltenern Erscheinungen, wohingegen er an der untern Donau, in Griechenland, Südrußland, in Vorderasien und Nordafrika zu den gewöhnlichern Erscheinungen zählt. Ebenen zieht



Kaiseradler (Aquila imperialis) im Jugendkleid.

er dem Gebirge vor; er verlangt freie Umschau, daher er auch den Wald nicht liebt und ihn nur zur Horstzeit sowie einzelne hohe Bäume zum Nachtquartier aufsucht. — Lebensweise, Horsten. Der Kaiseradler raubt vornehmlich kleinere Tiere vom Hasen abwärts und lebt, wo sie häufig vorkommen, von Zieseln und ähnlichen Nagern, schlägt aber auch Vögel, besonders auf dem Wasserspiegel, sucht seine Opfer durch Verfolgung zu ermüden, wenn sie ihm in der Flucht zu gewandt sind, kröpft Fische, ausgeworfene Seetiere und auch Aas. Im März beginnt er zu horsten,

mit Vorliebe auf hohen Bäumen, in der Steppe jedoch auch zu ebener Erde, wenn es geht, auf einer kleinen Erhöhung, und legt 2—3 Eier, welche auf trübweißer Grundfarbe mit wolkigen, hellvioletten und darüber dunklern Flecken und Punkten, überhaupt sehr matt gefärbt und etwa 70 : 55 mm groß und ziemlich gleichhälftig sind. Der Horst auf Bäumen steht meist hoch, hat im äußern Durchmesser etwa 122 cm, im innern 65 cm, ist aus dünnen Reisern und Ruten erbaut und mit Moos oder Flechten ꝛc. ausgelegt. Die Jungen werden mit dem Fleisch von allerlei kleinern Tieren aufgefüttert, welches ihnen beide Alten fleißig zutragen. Wo man ihm wenig nachstellt, ist er nicht sehr scheu, so daß er sogar in der Nähe menschlicher Wohnungen horstet; andernfalls ist ihm schwer anzukommen, und auch vom Horste streicht er bald ab. — Jagd. Da er Aas gern annimmt, so kann man ihn bei demselben im Eisen fangen oder aus einem Versteck schießen. Kennt man seinen Nachtstand, so stellt man sich in dessen Nähe verdeckt an; das wirksamste Mittel gegen diesen jagdschädlichen Vogel ist freilich stets das Zerstören der Horste mitsamt der Brut, wobei die Alten gelegentlich zu Schuß kommen.

2) **Steinadler**, **Aquila fulva s. chrysaëtos** *L.* (**Falco chrysaëtos, melanaëtos, Aquila fuscicapilla** ꝛc.; Goldadler, Stockadler, Hasenadler, brauner A., Ringelschwanzadler). Beschreibung. Länge 90 cm, Flügelspitze 36, Oberflügel 30, Schwanz 37, Schnabel 5,50, Lauf 10, Mittelzehe 7, ihre Kralle 3,7, Innenzehe 4,60, ihre Kralle 4, Hinterzehe 3,30, ihre Kralle 5,20 cm.

Linné trennte diesen A. in zwei Arten: den Steinadler (**Falco fulvus**) und den Goldadler (**Falco chrysaëtos**); nach ihm vereinigte man beide A. bald unter der einen, bald unter der andern Bezeichnung, bis Naumann im 13. Band seiner »Vögel Deutschlands« die alte Trennung wieder aufnahm, eine Frage, deren Lösung noch heute auf sich warten läßt und immer schwieriger wird, je seltener die A., also das Material, werden, über welches man sich streitet. Naumann stellte diese beiden A. folgendermaßen gegenüber: a) Steinadler. Schnabel im Drittelkreis, also stärker gebogen, Seiten abgeflacht; der Rachen nur bis vor das Auge gespalten. Von den Schwanzfedern bloß die mittelsten Paare gleichlang, alle übrigen sanft abgestuft, in der Jugend reinweiß mit schwarzer Endbinde, im mittlern Alter zunächst dieser mit schwarzen Binden oder Flecken, im hohen Alter in der Mitte aschgrau, schwarz gebändert, am Wurzeldrittel noch reinweiß, mindestens an den äußern Federn, und dies Weiß nie ganz unter den Deckfedern verborgen. Die Beine in der Jugend weiß befiedert, Hosen schwarzbraun gefleckt, im Alter braun, Hosen außen ganz schwarzbraun sowie in jedem Alter Kopf und ganze Brust dunkel schwarzbraun, die Unterschwanzdecke weiß, Gefieder der Brust breiter oder kürzer zugespitzt. Unterflügel buntscheckig, ohne Rostfarbe, mit sehr vielem, meist reinem Weiß. Die ganze Schulterpartie rötlich braunschwarz. Das Weiß an den Wurzeln des kleinen Gefieders von der Wurzel viel höher heraufsteigend, daher auch bei wenig verschobenem Gefieder mehr sichtbar. b) Goldadler. Schnabel im Viertelkreis, also gestreckter; die Seitenflächen ziemlich gewölbt; der Rachen ist bis unter das Auge gespalten, Schwanzfedern gleichlang, nur die beiden äußersten Paare etwas abgestuft; in jedem Alter bräunlich aschgrau, mit groben schwarzen Bändern, von denen das breiteste am Ende, im Zickzack bezeichnet; kein reines Weiß sichtbar. Die Beine unten licht staubfarbig, oben rostfarbig, dies auch über die Unterschwanzdecke rein, an der Oberbrust und dem Kropf mit schwarzen Schaftflecken und an der Außenseite der Hosen mit schwarzbrauner Schattierung, verbreitet, in der Jugend heller, im Alter dunkler, nur die Unterbrust ganz schwarzbraun. Gefieder der Brust schmal und verlängert zugespitzt. Der Unterflügel sehr dunkel, mit vieler Rostfarbe und fast ohne alles reine Weiß. Oben am Anfang der rötlich braunschwarzen Schulterpartie im hohen Alter ein dreieckiger reinweißer Fleck. Das Weiß an den Wurzeln des kleinen Gefieders selten und nur wenig zu sehen. Wir glaubten diese Unterschiede speziell

aufführen zu sollen, einmal, weil sie uns der weitern Beschreibung entheben, und zweitens, weil alle an dieser Frage sich beteiligenden Fachmänner auf sie zurückkommen und Naumann als Gewährsmann anführen. In neuester Zeit hat sich der Kronprinz Rudolf von Österreich dieser Frage bemächtigt und im Verein mit E. v. Homeyer und Alfr. Brehm auf einem dazu veranstalteten Jagdzug an der untern Donau, wo diese A. nicht selten sind, sie zu lösen unternommen, aber, wie es scheint, auch keine Resultate erzielt. Wir halten bis auf weiteres unser schon früher in den »Raubvögeln Deutschlands« abgegebenes Votum fest, daß die bis jetzt angegebenen Unterschiede wohl eine lokale Abart (Rasse), aber keine »gute Art« begründen, vereinigen daher beide A. unter der Bezeichnung »Steinadler« und fügen der Beschreibung nur noch folgendes hinzu, was wir unsern »Raubvögeln Deutschlands« entnehmen. Je älter der Steinadler wird, desto dunkler färbt sich sein Gefieder; die in der Jugend und im mittlern Alter mehr gelblichweißen Kopf- und Nackenfedern mit rötlichen Schaftstrichen sind im Alter brauner und nur an den Spitzen rötlichgelb, Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun mit schwachen hellern Säumen, nur noch die Schwanzwurzel weiß, während beim jüngern Vogel die ganze obere Schwanzhälfte reinweiß, die untere schwarz ist; dann geht sie ins Aschgraue über mit schwarzen, unregelmäßigen Bändern und Flecken, auf welche die breite schwarze, mit ganz schmalem hellen Saum umgebene Endbinde folgt. Die Läufe hellbraun wie die untern Schwanzdecken. Das alte, bedeutend größere Weibchen ist heller, Kopf und Nacken goldfarbiger, das Weiße der Schwanzwurzel bleibt größer. Iris stets hochrot, Wachshaut und Zehen goldgelb, Krallen schwarz, sehr stark und gekrümmt. Diese vom Steinadler gegebene Beschreibung paßt auch gänzlich auf den sogen. Goldadler; auch er wird in der angegebenen Weise dunkler und bekommt im hohen Alter in vielen Fällen die weißen Schulterflecke. Der Schwanz, ohne alle Spur von reinem Weiß, ist schwarz und grau marmoriert in den verschiedensten Zeichnungen, die auf der Unterseite heller hervortreten. Der untere Teil des Schwanzes ist in Form einer Binde am dunkelsten. Schäfte der Schwanzfedern schwarz, untere Schwanzdecken hell rostbraun. Alles übrige wie beim Steinadler, mithin keine durchgreifenden Unterschiede.

Um Verwechselungen mit dem Stein- (Gold)adler und dem vorher beschriebenen Kaiseradler zu vermeiden, wollen wir deren Unterschiede kurz gegeneinander halten: der Kaiseradler hat eine auffallend dicke Schnabelfirste namentlich an der Wurzel, der Steinadler eine mehr zusammengedrückte; der erstere einen kurzen, ganz ge-



Fuß des Steinadlers.

raden, gebänderten Schwanz, der andre einen sanft abgerundeten, geflammten oder marmorierten oder nur an der Wurzelhälfte schwach gebänderten Schwanz, den die Flügel nicht überragen; die Innenzehe des erstern ist verhältnismäßig länger, die Kralle schwächer als beim andern; der Rachen des Kaiseradlers ist bis hinter das kleine, graue Auge gespalten, beim Steinadler aber nur bis an die Hälfte des Auges.

Der Steinadler ist das vornehmste Glied der gesamten Adlergruppe, und ihm gebührte die Bezeichnung »Kaiser- oder Königsadler«, welche dem vorigen lediglich wegen seines aristokratischen Kleides beigelegt wurde. Alle hervorragenden Eigenschaften, sowohl gute als böse, welche man an den Adlern rühmt, resp. fürchtet, sind im Stein-

adler vereinigt und werden von außerordentlicher Flugkraft, Schnelligkeit und Gewandtheit unterstützt; die ungebändigte, wilde Gewalt, welche aus dem funkelnden, im Zorn blutrot gefärbten Auge sprüht, machen ihn zum Schrecken und furchtbarsten Feinde der Tierwelt seiner Umgebung, und von der Gemse bis zum Alpenhasen und Murmeltier, vom Auerhahn, Trappe, Schwan bis zur Lerche hinab sucht alles schleunigst in seine Schlupfwinkel zu kommen, wenn der gellende Pfiff durch die Luft erschallt, welcher dem Schrei eines Bussards nicht unähnlich, aber viel schneidiger klingt. Wenn er sich mit angelegten Flügeln von der Höhe auf sein Opfer wirft, so klingt es wie ehernes Brausen; oft kröpft er das Tier schon an, ehe er sich die Mühe nimmt, es zu töten, und kröpft sich häufig so voll, daß er kaum auffliegen kann. Der sogen. Goldadler scheint mehr dem Norden und der Ebene, der Steinadler dem Süden und Gebirge, besonders den Alpen, anzugehören; jedenfalls ist die Verbreitung dieses Adlers eine sehr ausgedehnte, wenngleich jetzt durch unablässige Verfolgung sehr reduzierte; denn selbstverständlich duldet kein Jäger diesen der Wildbahn überaus gefährlichen Vogel in seinem Revier, und selbst in die unersteiglich scheinenden Klippen der Alpen steigt der eisenbeschlagene Schuh des Gebirgsjägers, oder dieser läßt sich am Seil bis an die Horststätte hinunter und sucht der Brut beizukommen, für die er eines guten Lösegelds sicher sein darf.

Lebensweise, Horsten. Wie alle Gewaltigen der Welt sich dauernde Stätten zu sichern verstanden haben, so auch der Steinadler; seinem Horst bleibt er treu wie der Grundherr seinem Ahnenschloß, hat er deren zwei, so wechselt er in ihrem Gebrauch ab, läßt sie aber auch über Winter nicht verfallen, sondern bessert sie nach Bedürfnis aus und vergrößert sie nach und nach zu wahrhaft kolossalen Bauten; dies gilt besonders von den auf Bäumen stehenden Horsten; wo er in Felsnischen haust, hat er freilich weniger Mühe, und wir wollen die Beschreibung eines solchen Horstes von einem Augenzeugen (Girtanner, »Ornithologischer Streifzug durch Graubünden im Juni 1871«) folgen lassen. »Die Horststätte selbst ist im vorliegenden Fall offenbar durch das Herausstürzen eines großen Blocks aus der Felswand entstanden, der sich allmählich losgelöst hat und in den Abgrund gestürzt ist. So bildete die zurückbleibende Partie an der Stelle des Substanzverlustes eine gegen das Innere der Felswand stark einspringende Nische und wird in ziemlicher Höhe, vielleicht 9 m über meinem Standpunkt, von einem etwas vorragenden Felsstück einigermaßen überwölbt. Der Horst selbst besteht aus weiter gar nichts als aus einem enormen Haufen ziemlich kleiner Föhren- und Lärchenreiser. Dieser Reiserhaufe besitzt jedenfalls eine Höhe von 1 m, eine Länge von 3 und eine Tiefe oder Breite von 2 m. Vorn bleibt nur zu beiden Seiten derselben eine Stelle frei, wo der zu Horst fliegende A. fußt. So bleibt für das Gelege, den brütenden A. und später die Brut nur im hintern Winkel der Horststätte eine sehr vertiefte Stelle frei.« Der vorliegende Reiserhaufe schützt also nur den Brutvogel und später die Brut, wenn auch dürftig, vor dem Ungestüm des Wetters, resp. dem Sturz in die Tiefe. Der Steinadler legt 1—2 Eier, welche in ihrer sehr verschiedenen Färbung von fast gleichfarbigem Grauweiß mit einigen bräunlichen Wolken bis zur dichten rotbraunen Fleckung wechseln, von rauher, starker Schale, ziemlich gleichhälftig und durchschnittlich 72: 59 mm groß sind und in etwa 30 Tagen ausgebrütet werden, nachdem schon im März, in sehr rauhen Frühjahren etwas später, die Paarung vor sich ging. Die Jungen werden mit dem Fleisch von Murmeltieren und ähnlichem kleinen Wild aufgefüttert, meist kommt nur eins aus, und ist eins der Alten verunglückt, so übernimmt der überlebende Teil die Pflege allein; wie bei allen Raubvögeln, schleppen zwar beide Alten den Fraß herbei, doch übernimmt das Weibchen ausschließlich das Zerkleinern desselben und das eigentliche Füttern der zarten Jungen, denen, wenn sie größer geworden sind, der Fraß nur zugeworfen wird. Sie sitzen 6—8 Wochen im Horst. Vom Hunger getrieben,

wird der Steinadler ungemein frech, und Kinderraub ist ihm in diesem Fall mehrfach nachgewiesen, also keineswegs Fabel. A. Nordmann erzählt eine tragikomische Episode: »In einem Dorf bei Helsingfors schlug ein Steinadler ein Schwein, auf dessen Geschrei von einem herbeieilenden Bauer verjagt, einen neugierig hinzugeschlichenen Kater, mit dem er auf einem Zaun fußte, worauf Schwein und Kater im Duo schrieen; um den Kater zu retten, lief der Bauer nach einer Flinte, als ihn aber der A. wiederkehren sah, ließ er den Kater fallen und packte den Bauer, der nun als dritter in das Geschrei einstimmte, bis herbeigeeilte Nachbarn den wütenden Raubvogel erschlugen.« Der Steinadler holt jedes noch so schnell laufende Tier ein, packt es mit seinen Krallen und betäubt es mit einigen Flügelschlägen; fliegende Vögel sucht er zu ermüden und hebt gern Enten von der Wasserfläche auf, wenn sie sich nicht durch schnelles Tauchen retten.

Jagd. Besonders scheu und aufmerksam, ist dem Steinadler mit dem Gewehr schwer anzukommen; man sucht ihm daher aus der Luderhütte beizukommen, da er Aas gern annimmt, auch schießt man ihn aus der Krähenhütte, wo er heftig auf den Uhu stößt und diesen gefährdet, wenn er an beiden Fängen gefesselt ist; andernfalls hat man Beispiele, wo der sehr wehrhafte Uhu, welcher dem Steinadler an Kraft kaum nachsteht, diesen packte und festhielt, so daß der aus der Hütte herbeigeeilte Jäger ihn lebendig erbeuten konnte. In der Gefangenschaft hält er außerordentlich lange aus; es haben einige über 100 Jahre in derselben ausgedauert, woraus sich überhaupt auf ein sehr hohes Alter dieses und der andern großen A. schließen läßt. Die asiatischen Reitervölker, die noch heute beizen, tragen ihn auf Wölfe und ähnliche größere Tiere ab.

3) **Schreiadler**, Aquila naevia *M.* et *W.* (Aquila pomarina, clanga, Falco naevius, Aigle criard, Spotted eagle; Schreier, klingender Schelladler, hochbeiniger A., russischer A., Rauhfußadler ꝛc.). Beschreibung. Länge 65 cm, Flügelspitze 23, Oberflügel 25, Schwanz 25, Schnabel 3,90, Mundspalte 4,5, Hackengelenk 8, Mittelzehe 8, ihre Kralle 2,5, Innenzehe 3, ihre Kralle 2,6 cm. Die Nestvögel haben weiße, samtartige Dunen und auf den Endgliedern der Zehen 3—5 umfassende Quertafeln. Jugend- und Alterskleid sind sehr verschieden. Im Jugendkleid sind die Federn auf Kopf, Nacken und Rücken dunkelbraun mit rostgelblichen Spitzen, die kleinen Flügeldeckfedern haben feine gelbliche Schaftspitzen, welche sich nach unten so vergrößern, daß sie auf den Armschwingen große Tropfen bilden. Obere Schwanzdecken grau und gelblich gebändert und geschmitzt, Schwanz graubraun mit gelblichen Säumen und nach obenhin abnehmender Bänderung. Im Nacken ein rostbräunlicher Fleck; Kinn, Kehle und Halsseiten rostbraun, die übrige Vorderseite braun mit gelben Federsäumen, auf den Hosen am feinsten; Unterseite des Schwanzes fahlbraun mit durchschimmernder Bänderung der Oberseite. Handschwingen schwarzbraun, auf den Innenfahnen und, soweit sie bedeckt sind, auf hellem Grunde dunkel quer gefleckt. Schnabel hornfarbig, schwarzgrau mit dunkler Spitze, fast halbkreisförmig gebogen; Bartborsten schwarzbraun, Wachshaut und Mundwinkel gelb, ebenso die Zehen, Krallen schwarz, Iris grau. Der alte Vogel ist vorherrschend fahlbraun, auf Kopf und Hals fast grau, was gegen die andre Befiederung sehr absticht; Handschwingen stumpfschwarz, Schwanz dunkelbraun mit ganz schwacher Bänderung; Tarsalbefiederung und Hosen fahlbraun. Iris, Mundwinkel, Wachshaut und Zehen gelb, Krallen schwarzgrau. Der Schreiadler wechselt in der Färbung dieses Kleides nicht unerheblich; im frischen Gefieder viel dunkler, bleicht es gegen die Mauserung so aus, daß der Vogel fast scheckig aussieht, indem die abgestoßenen Federspitzen fast grau sind, in welchem Kleid L. Brehm den Vogel Aquila maculata nannte. Man kannte früher nur diesen einen Schreiadler, bis man namentlich durch Naumann die beiden folgenden (s. 4 u. 5) als besondere Arten ausschied und unter der sogen. »Schreiadlergruppe« zusammenfaßte. — Verbreitung, Aufenthalt. Der Schreiadler kommt besonders im nördlichen Deutschland vor, ferner in Schweden, Finnland, Lappland, Ruß-

land, an der untern Donau, in Griechenland, Vorderasien und Ägypten. Er ist ein Bewohner stiller Wälder, liebt Wasserflächen und Sümpfe, die ihm reichlichen Fraß bieten, und hat in seiner wagerechten Haltung sowie überhaupt in seinem ganzen Thun und Treiben nichts Edles, ist dafür aber auch der Wildbahn wenig gefährlich. Seine Stimme ist ein gedehntes Pfeifen, und wenn er jagt, stößt er schreiende, fast kläffende Töne aus, die ihm den Namen verschafft haben; auch läßt er gelegentlich ein sanftes Klingeln hören. — Lebensweise, Horsten. Er ist ein Zugvogel, der im April zu uns zurückkehrt und alsbald horstet; er legt stets nur zwei Eier, welche an Größe und Färbung unter sich oft sehr abweichen; sie sind auf grünlichem Grund bald mehr, bald weniger rötlich gefleckt, bald rundlicher, bald gestreckter, und wechseln deshalb in den Maßen von 60:55 bis 62:47 mm. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf den Eiern, verläßt sie nur sehr widerwillig und erscheint bald wieder, wenn die Gefahr beseitigt scheint; sind ihm die Eier genommen, so legt er gewöhnlich thörichterweise nochmals in denselben Horst. Die Jungen werden mit kleinen Tieren, als Mäusen, Vögeln, Fröschen, gefüttert; oft kommt nur eins aus, und im August sind sie flügge, worauf sie bald, im September, sich zum Abzug rüsten. Zwar raubt der Schreiadler gelegentlich einen jungen Hasen oder eine junge Ente, vertilgt aber doch viel Ungeziefer, so daß er keineswegs eifrig verfolgt zu werden braucht; auch Aas und tote Fische kröpft er. — Die Jagd auf den sehr scheuen Vogel, der sich schwer anschleichen läßt und überhaupt mit großer, gewandter Schnelligkeit vom Horst und zwischen den Bäumen hindurch dahinstreicht, bietet wenig Interesse; auf der Krähenhütte fehlen Erfahrungen, daher er am sichersten beim Horst zu erlegen ist.

4) **Schelladler** (Aquila clanga *Pall.*, Aquila naevia, fusca, bifasciata, unicolor, vittata, planga, Falco naevius 2c.; großer Schreiadler). Beschreibung. Länge 69—70 cm, Flügelspitze 27, Oberflügel 25, Schwanz 28, Schnabel 4,3, Mundspalte 5,4, Hackengelenk 11, Mittelzehe 5,5, ihre Kralle 2,6, Innenzehe 4, ihre Kralle 2,9 cm. Der Schelladler unterscheidet sich vom Schreiadler (s. 3) in jedem Alter durch die runden Nasenlöcher, und an diesen erkennt man daher schon die Nestjungen. Im Jugendkleid herrscht dunkles Braun vor, der Rostfleck im Nacken fehlt, auf Brust und Rücken kupferiger Metallschimmer mit ganz feinen gelblichen Spitzchen, so auch auf den obern Flügeldecken; nach unten hin vergrößern sie sich und bilden auf den untersten Reihen gelbliche Tropfen. Auf den obern weißen Schwanzdecken braune Flecke und Striche; Schwanz dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen, obere Hälfte der Schäfte weiß. Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung auf den Innenfahnen grau, die Armschwingen auf letztern grau und dunkel gefleckt; auf Bauch und Hosen weißliche Tropfenflecke. Läufe braun, hell gestrichelt, untere Schwanzdecken hell rostgelblich. Iris graubraun, Wachshaut und Zehen trübgelb. Der alte Vogel ist ganz dunkelbraun mit rötlichem Metallglanz, Flügeldecken und Hosen etwas heller, obere Schwanzdecken weiß mit braunen Querflecken, Schwanz schwarzbraun, ungebändert. Iris hochgelb, Wachshaut und Zehen zitronengelb; Krallen schwarzgrau. Niemals hat er die graue Färbung auf Kopf und Hals wie der Schreiadler, auch fehlt ihm die diesem eigne Ausbuchtung des Oberkiefers; dagegen hat er einen viel höhern Lauf, verhältnismäßig stärkere Flügel und einen stärkern Schnabel. Da er mit dem Schreiadler zusammen vorkommt und sehr häufig nicht erkannt wird, ist er nur einzeln, aber sicher, in Deutschland nachgewiesen, um so häufiger in Südrußland, im Gebiet der Wolga und Donau, dem Hauptfundplatz der meisten unsrer Vögel. — Lebensweise und Horsten hat er mit dem Schreiadler gemein; über die Jagd fehlen Beobachtungen.

5) **Steppenadler**, Aquila orientalis *Cab.* (Aquila bifasciata, Pallasii, mogilnik bifasciata, naevioides, nepalensis 2c.). Beschreibung. Länge 78 cm, Flügelspitze 30, Oberflügel 30, Schwanz 30,5, Schnabel 5,80, Mundspalte 6,70, Hackengelenk 10, Mittelzehe

6,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 3,9, ihre Kralle 3,4 cm. Außer der erheblichen Größe unterscheidet sich dieses dritte Mitglied der Schreiadlergruppe durch den auffallend großen, starken Schnabel, durch eine gleichmäßige dunkle Färbung, welche beim jungen Vogel nur durch schön gelbliche große Tropfenflecke auf den untersten beiden Reihen der Flügeldecken, die auf den zusammengelegten Flügeln zwei regelmäßige Binden darstellen, unterbrochen wird. Obere und untere Schwanzdecken an der Wurzel weiß, in Braungelb verlaufend; Schwanz schwarzbraun mit schmalem hellern Spitzensaum, gänzlich ungebändert. Iris braun, Wachshaut und Zehen trübgelb. Der alte Vogel erinnert durch graubraunen Kopf und Hals zwar an den Schreiadler (s. 3), ist aber durch seine Größe und die andern gegebenen Kennzeichen vor Verwechselung mit ihm geschützt; im übrigen ist er durchweg braun, auf der Vorderseite dunkler als auf der Rückenseite, und könnte eher mit einem schwachen Steinadler verwechselt werden, von dem und dem Kaiseradler er sich aber konstant durch die mit der Vorderseite gleichfarbigen Hosen auszeichnet, welche bei diesen beiden stets abweichend, d. h. viel heller, gefärbt sind. Alle bedeckten Federteile weiß, was sich bei Verschiebung der Federn sogleich zeigt. Nasenlöcher schräg elliptisch. Zehen nur auf den untersten Gliedern mit 3—5 umfassenden Quertafeln, sonst grob genetzt. Mundspalte reicht bis hinter die Hälfte des Auges. Wachshaut, Zehen, Iris ꝛc. wie bei den vorigen. Der Steppenadler gehört dem östlichen Europa an, einzeln ist er in Deutschland angetroffen. Die Eier sind denen des Kaiseradlers sehr ähnlich, messen 74 : 55 mm und sind nur wenig und meist mit verschwommenen lilafarbigen Flecken und dunklern Punkten gezeichnet. Die Steppe ist seine eigentliche Heimat, in der er namentlich den bissigen Zieseln nachstellt; daß er vermöge seiner Waffen kein der Jagd ungefährlicher Raubvogel ist, scheint zweifellos.

6) **Zwergadler**, Aquila pennata *Cuv.* (Aquila minuta, Buteo pennatus, Spizaëtos milvoides, Nisaëtos pennatus ꝛc.; gestiefelter A.). Beschreibung. Länge 57 cm, Flügelspitze 9,5, Oberflügel 31,5, Schwanz 23,3, Schnabel 4, Mundspalte 3,5, Hackengelenk 6,1, Mittelzehe 4,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 2,9, ihre Kralle 3,1 cm. Schnabel sanft gebogen, mit langem Haken; Mundspalte reicht bis hinter das Auge; Wachshaut aufgetrieben, Nasenlöcher schräg, nierenförmig; Wachshaut und Mundwinkel gelb, Iris braun, im Alter gelblich. Krallen glänzend schwarz, stark gekrümmt und sehr scharf, Hosen auffallend lang befiedert, daher der Name »gestiefelter A.« Wenn man die angegebenen Kennzeichen der edlen oder echten A. beachtet, so wird man den kleinen Verwandten an dem rundum befiederten Lauf und den starren Nackenfedern sofort erkennen. Mit einem andern A. kann er gar nicht, möglicherweise mit dem Rauhfußbussard verwechselt werden, dessen Lauf auf der hintern Längsseite aber kahl ist. Da es mehr dunkle und mehr helle Färbungen gibt, so nahm man zwei Arten, Aquila pennata und Aquila minuta, an; später stellte sich heraus, daß diese Farbenverschiedenheiten die Geschlechter kennzeichneten, und man blieb somit bei Einer Art stehen. Die Männchen sind auf der ganzen Vorderseite weiß mit schmalen bräunlichen Schaftstrichen, Hosen und Lauf reinweiß; die Weibchen vorherrschend roströtlich; bei beiden Geschlechtern sind Wachshaut, Mundwinkel und Zehen gelb, Iris gelbbraun, Schnabel hornfarbig schwarzgrau; Genick rötlichbraun mit dunkeln Schaftstrichen und hellen Säumen, namentlich auf dem gleich gefärbten Oberrücken; Unterrücken dunkler mit schmälern Säumen; Schwanz dunkelbraun mit gelblichen Decken und Schäften, hell gesäumt, auf der Unterseite gelblichgrau; Handschwingen schwarzbraun, Armschwingen heller; auf der Schulter am Flügelgelenk meist ein weißer Fleck. Der Zwergadler kennzeichnet sich auch im Flug an den gespreizten Schwingen vor andern gleichgroßen Raubvögeln und fliegt sehr gewandt und schnell. — Verbreitung, Aufenthalt. Er ist in Bayern und Sachsen erlegt worden, doch heimisch nur

im südöstlichen Europa, von wo er sich nach Asien und Afrika verbreitet. Ein echter Waldvogel, liebt er Bestände mit starken Stämmen und dichtem Unterwuchs. — Lebensweise, Horsten. Der Zwergadler legt im Mai zwei Eier in den auf starken Bäumen erbauten Horst; sie sind 60 : 47 mm groß, grünlichweiß, mit wenigen violettgrauen Punkten gezeichnet, rauhschalig und porös. Das brütende Weibchen wird vom Männchen zärtlich geliebt und, wenn es mit Fraß ankommt, freudig begrüßt; sobald die Jungen ausgefallen sind, wetteifern beide Alten im Zutragen von Ratten, Mäusen, Eidechsen, jungen Vögeln, ihrer gewöhnlichen Nahrung. »Er jagt spielend«, sagt Göbel, »nur kurze Zeit am Tag, beunruhigt jeden vorüberziehenden größern Raubvogel, wie See- und Schreiadler, und liegt in ewiger Fehde mit dem Würgfalken, die sofort hoch in der Luft ausgefochten wird.« — Bezüglich der Jagd soll er nicht scheu sein und sich namentlich am Nachtstand leicht anschleichen lassen, doch muß man hierbei die geringen Verfolgungen berücksichtigen, denen er in jenen Einöden, wo er heimisch ist, ausgesetzt ist. Am Horst kann er jedenfalls am leichtesten erlegt werden, doch ist wegen seines schnellen, gewandten Abstreichens ein kurzes, sicheres Abkommen nötig.

Zweite Gattung: Seeadler (Haliaëtos).

Der Lauf ist von der Zehenwurzel aufwärts 4 cm unbefiedert. Keine Bindehaut. Schnabel geierartig groß und stark, so lang wie der Kopf, in der Jugend schwarzgrau, im Alter hornfarbig weiß. Nasenlöcher länglich breit; Schwanz keilförmig, spitz abgerundet. Krallen stark und gekrümmt. Vorderseite des Laufs mit 6—7 Schildern, der übrige grob genetzt; Zehenrücken geschildert. Eine Art.

7) **Weißschwänziger Seeadler**, Haliaëtos albicilla *L.* (Falco albicilla, albicaudus, ossifragus, melanaëtos, pygargus, Aquila ossifraga ꝛc.; weißschwänziger Meeradler, großer Fischadler, Weißschwanz, Gelbschnabel, Fischgeier, Gänseadler, Beinbrecher ꝛc.). Beschreibung. Länge 90—96 cm, Flugweite 230—240, Flügelspitze 33, Oberflügel 30, Schwanz 33, Schnabel 8,2, Hackengelenk 10,2, Mittelzehe 10,2, ihre Kralle 3,20, Innenzehe 3,5, ihre Kralle 3,8, Hinterzehe 7,5, ihre Kralle 4 cm. Der junge Vogel ist vom alten wesentlich verschieden. Die starren Kopf- und Nackenfedern dunkelbraun, lang und schmal, die der ganzen Oberseite fahlbraun mit dunklen Spitzen; Schulterfedern dunkelbraun; der keilförmige Schwanz grau und braun gewässert und geschmitzt mit meist weißen Schäften; die Flügeldecken wie die Oberseite, Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung graubraun, Armschwingen fahlbraun, hell gesprenkelt. Die Vorderseite dem Rücken sehr ähnlich, Hosen einfarbig dunkelbraun. Alle Federn, soweit bedeckt, weiß, daher bei Verschiebungen weiße Flecke hervortreten. Iris grau, Wachshaut und Zehen trüb grünlichgelb. Im höhern Alter, also etwa vom sechsten Jahr ab, sind Kopf, Hals und Brust fast weiß, das ganze Gefieder einfarbig düster, erdbraun, der Schwanz reinweiß, Wachshaut, Iris, Lauf und Zehen gelb. Zwischen diesem und dem Jugendkleid liegen zahlreiche Farbenverschiedenheiten, je mehr sie sich dem alten Kleid nähern. Da erst nach Jahren der Schwanz weiß wird, so vermissen Laien dieses Kennzeichen beim jungen Vogel und halten diesen in der Regel für einen Steinadler, daher die in den Zeitungen als erlegt ausposaunten Steinadler fast immer junge Seeadler sind. Die Flügel erreichen das Schwanzende reichlich, die mächtigen schwarzen Krallen sind sehr scharf und gekrümmt, die Zehen mit dicken Ballen und unterseits sehr rauh zum Festhalten der Fische geeignet, welche der Seeadler gern schlägt. Die stämmige Gestalt des Seeadlers imponiert zwar durch ihre Größe, zeigt aber in ihrer gedrückten Haltung wenig Edles; das Auge blickt tückisch und feindlich, ohne den kühnen, herausfordernden Blick des Steinadlers zu zeigen, und wenn der Seeadler diesem an Kräften nichts nachgibt, so steht er ihm doch in der Schnelligkeit des Flugs nach, wobei auch seine Gewohnheit, den Kopf etwas abwärts zu beugen, zu seinen Ungunsten auffällt. Das Weibchen ist größer als das Männchen, sonst nicht verschieden. Seine

Stimme ist ein rauhes »Krau krau!« Gleichwohl ist er kraft seiner Waffen und der gewaltigen Fittiche ein äußerst gefährlicher Vogel, selbst dem jungen Hochwild verderblich, wie er auch Menschen anzugreifen sich nicht scheut.

Verbreitung, Aufenthalt. Der Seeadler ist Kosmopolit; wo große Wasserflächen oder sonstige Gelegenheiten zum Rauben sind und er nicht vertrieben wird, fehlt er kaum, gleichviel ob die eisigen Winde der nördlichen Gestade oder die glühenden Sonnenstrahlen Afrikas ihn treffen, daher eine Verbreitungsnachweisung überflüssig und eine Aufenthaltsschilderung schwierig ist: er ist eben überall und nirgends! Wasserflächen mit ihren Fischen, Enten ꝛc. sind seine bevorzugten Standorte, die er im Alter festhält, denn die im Binnenland, oft weit im Gebirge geschossenen sind meist von den Alten zur Wanderschaft getriebene Junge, die zuerst den großen Strömen entgegenzogen und dann von ihnen abkamen. Für solche Flieger gibt es keine Entfernungen. Wie der Steinadler die fesselndste Erscheinung der Alpenfirne ist, so der Seeadler der von ewiger Brandung umtobten Klippen; beiden ist ihre Umgebung unterthänig, und namentlich der letztere darf aus den Scharen der Seevögel nur zugreifen, um stets reichliches Mahl zu halten. Große Wälder mit starken Bäumen fesseln ihn auch auf Dauer, daher er in den wasserreichen Waldungen Schlesiens, in den Bruchwäldern der Donau, an der Wolga ebenso Brutvogel ist wie auf Norwegens Felsengestaden, dort auf Bäumen horstend, hier auf den Felsen.

Lebensweise, Horsten. Im zeitigen Frühjahr schreitet der Seeadler zum Horsten, so daß man schon im Anfang des März das aus zwei Eiern bestehende Gelege findet. Wie der Steinadler, so bleibt auch der Seeadler in der Nähe seiner Horste, mit denen er gern wechselt, und schützt sie, wenn sie auf Bäumen stehen, durch häufige Reparaturen vor dem Verfall; sie sind von unten auf von stärkern Knüppeln, dann von feinern Reisern erbaut, die Zwischenräume mit Stroh oder Moos dicht ausgefüllt, und die Bauten nehmen schließlich kolossale Dimensionen an; es gibt deren von 130—140 cm äußerm und 70—80 cm innerm Durchmesser bei 1 m Höhe, so daß sie wohl durch Erklettern zu erreichen sind, ohne daß man jedoch infolge ihrer bauchigen Form ihrem Inhalt beizukommen vermöchte. Der Horst steht so hoch wie möglich und bietet stets freien Blick nach dem Wasser, wie überhaupt eine entsprechende Umschau dem scheuen Vogel stets Bedürfnis ist, der bei der geringsten Gefahr sogleich Eier oder Brut verläßt und in unerreichbarer Höhe über der Gegend kreist. Sehr selten findet man drei Eier; diese sind in den meisten Fällen ganz weiß oder auch mit wenig bemerkbaren gelblichen Leberflecken (wohl Schmutz) gezeichnet; höchst selten sind sie rotbraun fein gefleckt und punktiert, und solche gelten den Sammlern für höchst wertvolle Stücke. Sie messen 70:57 mm oder auch 66:56 mm, haben mäßig grobes Korn, sind innen gelblich wie alle Adlereier und werden in 40 Tagen ausgebrütet. Die gefräßigen Jungen werden mit allerlei Fleisch, auch von Fischen, aufgefüttert, mit viel mehr Fraß versehen, als sie bewältigen können, und der Horst gleicht somit einer ekelhaften Abdeckerei, deren Pestgestank man sich denken kann, und deren nie ausgehender Vorrat auf die enorme Schädlichkeit dieses Vogels schließen läßt. Sind die Jungen endlich flügge, so werden sie von den Alten, die überhaupt keine Nachbarschaft dulden, vertrieben und streichen umher. Daß sie dies nicht selten in kleinen Gesellschaften thun, gemahnt an die Geier, wie denn überhaupt der Seeadler diesen nahesteht, durch den großen Schnabel und noch mehr durch die Liebhaberei am Aas an sie erinnert, denn wo letzteres ausgelegt wird, erscheint er sicher bald, wenn er in der Nähe ist. Im allgemeinen schlägt er alle Tiere, welche die Gegend seines Aufenthalts gerade bietet, im Binnenland Hasen, Kaninchen, Ratten, Eichhörnchen ꝛc., an der See mit Vorliebe Enten und Fische, jagt letztere aber lieber dem Fischadler ab, weshalb er stets dessen Fangerfolge beobachtet. Die Enten nimmt er mit großer Geschicklichkeit vom Wasserspiegel weg; werden sie ihn

zeitig gewahr, so steigen sie eiligst auf, weil er ihnen im Flug nichts anhaben kann; im andern Fall suchen sie sich zwar durch Tauchen zu retten, doch verfolgt sie der Seeadler in der Richtung, die sie unter dem Wasser nehmen, und ermüdet sie so, daß sie zuletzt nicht mehr tauchen können und ihm verfallen; namentlich helle Enten vermag er unter dem Wasserspiegel deutlich zu erkennen und jagt sie daher vorzugsweise. Unter sich führen sie blutige Kämpfe, besonders die Männchen zur Horstzeit, verkrallen sich in den Lüften, daß sie sausend zur Erde herabwirbeln, und sind so erbost, daß z. B. einmal, wie berichtet wird, ein solches Adlerpaar die Annäherung eines Waldwärters gänzlich ignoriert hat, so daß es diesem gelang, den einen A. mit dem Knüppel zu erschlagen, während er vor der gefährlich drohenden Gebärde des andern unwillkürlich den Rückzug antrat, zumal er kein Schießgewehr bei sich führte. Daß der auf den Faröern geschehene Kinderraub mit Recht einem Seeadler zugeschrieben wird, scheint immerhin wahrscheinlich; beobachtet wurde, daß ein Seeadler einen im Kahn mit dem Netz befindlichen Fischer förmlich skalpierte und eines großen Hechts beraubte, der neben ihm lag. Jedenfalls war dieses Individuum vom Hunger aufs äußerste geplagt. Der Seeadler schlägt auch junge Rehe, doch beschäftigt er sich an der See fast ausschließlich mit der Jagd auf deren Bewohner, einschließlich der Seevögel, und kümmert sich wenig oder gar nicht um das Wild, so daß er in anbetracht der unerschöpflichen Vorräte, die ihm die See bietet, keinen empfindlichen Schaden anrichtet und daher nicht mit Unrecht von dem Jäger geduldet wird, welcher Naturfreund genug ist, sich an dem Anblick dieser fesselnden, der Gegend zur herrlichen Staffage dienenden Raubvögel zu erfreuen.

Jagd. Wenn man die interessante Schilderung: »Zwölf Frühlingstage an der mittlern Donau« von Kronprinz Rudolf von Österreich-Ungarn, E. v. Homeyer und Alfr. Brehm liest, so staunt man über die Leichtigkeit, mit welcher von diesen die Seeadler geschossen wurden, was freilich aus den geringen Verfolgungen resultiert, denen die Vögel dort ausgesetzt sind. Bei uns in Deutschland ist es anders und der Vogel sehr scheu, so daß er den Jäger kaum auf 300 Schritt heranläßt, es sei denn ein junger verflogener, vom Hunger geschwächter Vogel. Selbst am Horst ist er nicht leicht zu schießen, wozu noch kommt, daß man sich meist der Büchse bedienen muß. Hat man den regelmäßigen Stand ermittelt, auf dem der nicht brütende Vogel zu fußen pflegt, meist ein hervorragender trockner Ast eines benachbarten Baums, und bietet sich Deckung, so glückt es bisweilen, den fußenden Vogel zu schießen. Sicher lockt man den Seeadler durch Aas herbei und schießt ihn aus der Luderhütte oder fängt ihn im Tellereisen; auch stößt er bei der Krähenhütte auf den Uhu, wie v. Krieger angibt.

Dritte Gattung: Fischadler (Pandion).

Der mit sehr langem Haken versehene Schnabel, im Halbkreis gebogen, ist sehr stark und scharf. Außenzehe nach hinten wendbar; Bindehaut fehlt; Hosen nicht vorhanden. Der grob genetzte Lauf nur 2 cm von oben her befiedert, auf dem untersten Zehenglied drei große Schilder. Sohlen sehr rauh. Wachshaut, Lauf und Zehen blaugrau. Eine Art.

8) **Fischadler,** **Pandion haliaëtos** *L.* (**Falco haliaëtos, arundinaceus, Aquila balbuzardus, haliaëtos, Accipiter haliaëtos, Pandion americanus, carolinensis, ichthyaëtos, fasciatus, le balbuzard** 2c.; Flußadler, Karpfenschläger, Fischaar, Balbuzard, Weißbauch, weißköpfiger Blaufuß 2c.). Beschreibung. Länge 65 bis 70 cm, Flügelspitze 22, Oberflügel 31, Schwanz 24, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,2, Hackengelenk 4,8, Mittelzehe 5,3, ihre Kralle 2,8, Außenzehe 4,5, ihre Kralle 2,9, Innenzehe 3, ihre Kralle 3, Hinterzehe 2,5, ihre Kralle 3 cm. Weibchen größer und stärker als Männchen. Die Dunenjungen kennzeichnen sich durch den Mangel der Bindehaut und den auffallend langen Schnabelhaken. Beim alten Vogel zieht sich von der Schnabelwurzel an den Augen vorüber nach dem Hinterhals ein schwarzer Streifen, über den Augen und auf dem Scheitel schwarz und weiß ge-

strichelte Federn, die starren, wie ein Kamm aufgerichteten Nackenfedern weiß mit schwarzen Spitzen. Rücken und Oberflügel schwarz, so auch die Handschwingen, die auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung weiß und braun gefleckt sind. Obere Schwanzdecken und Schwanz braun, letzterer mit 6—7 dunkeln Binden. Die ganze Vorderseite weiß, nur auf der Brust einige dunkle Flecke bei jüngern Exemplaren. Iris lebhaft hochgelb mit rötlichem Rand, Krallen und Schnabel tiefschwarz; Nasenlöcher länglich, quer, nach oben erweitert. Am jungen Vogel ist das dunkelbraune Gefieder des alten fahlbraun mit hellen Säumen, die Vorderseite trübweiß mit häufigerer Fleckung, wie auch der Nacken scheckiger ist. Am auffälligsten treten am Fischadler die blaue Wachshaut und Läufe mit den Zehen wie der Mangel der Hosen, welcher offenbar mit seinem Fischereigewerbe zusammenhängt, hervor. Die Flügel überragen erheblich den kurzen Schwanz. Die dunkle Färbung verliert sich nicht nur unter dem Einfluß der vom Wasser heiß abprallenden Sonnenstrahlen, sondern auch durch das fortwährende Tauchen beim Fischfang, und der Fischadler erhält dadurch ein sehr unscheinbares, verbrauchtes Äußere. Die Außenzehe ist sehr gelenkig und steht meist nach hinten gekehrt infolge ihrer Bestimmung, mit der Hinterzehe gleichzeitig den Fisch zu fassen, so daß der A. zwei Zehen vorn und zwei hinten in den Fisch einschlägt, den er stets längs trägt, mit dem Kopf nach vorn. Seine Stimme ist ein nicht unangenehmes »Kai kaika!«, in der Angst ähnlich wie »Kig kig!«, der Vogel eine gefällige, das Wasser ungemein belebende Erscheinung.

Verbreitung, Aufenthalt. Der Fischadler fischt mit derselben Behaglichkeit an den Gestaden Norwegens, auf den Binnengewässern Deutschlands wie auf den südafrikanischen und amerikanischen Gewässern, seine Verbreitung ist eben unbegrenzt, und sein Aufenthalt dauert so lange, wie das Wasser Fische hat und nicht zufriert; wo sich letzteres ereignet, ist er Zugvogel, der im Oktober davonzieht und im April zu seiner Horststätte zurückkehrt.

Lebensweise, Horsten. Seine Niederlassung steht niemals an der offenen See, sondern stets an tief ins Land schneidenden Buchten, noch lieber an Binnenseen; die erstern meidet er wohl wegen der Verfolgungen des Seeadlers. Stets steht der Horst im Wipfel eines starken hohen Baums, und fast immer sind die Äste mit eingebaut, welche durch das unablässige Geschmeiß bald verdorren; auf dieser Warte überschaut der Fischadler sein Reich und bemerkt jede nahende Gefahr, vor der er alsbald verschwindet. Die großen, schwer zu ersteigenden Horste sind unten aus stärkern, meist morschen Ästchen ohne Zweige erbaut und mit Moos gedichtet, auch Fischgräten finden dabei ihre Anwendung, und die Nestmulde ist mit weichem Material als Unterlage für die meist zwei, gelegentlich drei, sehr selten vier gestreckten Eier ausgelegt, welche auf grünlichem Grund mit braunen oder rotbraunen Flecken dicht bedeckt, oft am obern Ende gekränzt, 62:44 mm oder 60:45 mm groß sind und zu den schönsten Eiern gehören. Das Weibchen sitzt schon etwa eine Woche vor dem Legen des ersten Eies fest im Horst. Der Fischadler lebt ausschließlich von Fischen, die er durch Tauchen fängt; ausnahmsweise schlägt er auch wohl eine Schlange, vielleicht wenn anhaltendes stürmisches Wetter die Fluten trübt und die Fische unsichtbar macht. Mit hoch gehobenem Flügelschlag streicht er über dem Wasser hin, rüttelt und schießt plötzlich mit angelegten Flügeln auf seine Beute, daß das hoch aufspritzende Wasser über ihm zusammenschlägt; hat er den Fisch gefaßt, so hebt er einen Flügel nach dem andern über das Wasser, schüttelt selbiges ab und fliegt mit der Beute niedrig dahin, um sie sogleich auf einem Stein rc. zu verzehren, wobei er das Fleisch sehr geschickt von den Gräten ablöst; dann hält er längere Verdauungssiesta, bis ihn der Hunger zu neuen Thaten treibt. Er verschlägt sich so fest in die Beute, daß er von sehr starken Fischen in die Tiefe gezogen und ersäuft wird, in deren Rücken man nach Jahren noch die Krallen vorgefunden hat. Mit Recht nennen ihn daher die Baschkiren »eiserne Kralle«.

Jagd. Den Jäger schädigt der Fischadler zwar durchaus nicht, da er sich an Säugetieren oder Vögeln niemals vergreift, welche ihn daher auch gar nicht beachten; doch ist er ein gefährlicher Konkurrent des Fischers und vermag eine zahme Fischerei gänzlich und schnell auszurauben. Ganz besonders fühlbar werden seine Räubereien, wenn er Junge zu versorgen hat, die er überreichlich mit Fraß versieht; und welcher Geruch um solchen Horst zu dieser Zeit die Luft verpestet, mag sich jeder denken. Außer seiner Erlegung am Horste, die gegen alle Raubvögel das radikalste Mittel ist, kann man zu Schuß kommen, wenn man ihm auf seinen ziemlich regelmäßigen Streifzügen verdeckt auflauert, oder auch vom Kahn aus, das Treiben der Fischer nachahmend und ihn so täuschend. Die mehrfach angepriesenen Fangmittel, als Schlagnetze oder Tellereisen mit lebendem Fisch, bewähren sich nicht; denn da der Fischadler nur fischreiche Gewässer heimsucht, hat er keine Veranlassung, sich den verdächtigen Netzen zu nähern, und nur der Zufall dürfte ihn an das Eisen führen, abgesehen von der Schwierigkeit, ein solches mit lebendem Köder fängisch zu erhalten.

Vierte Gattung: Schlangenadler (Circaëtos).

Um die Augen ein heller, wolliger Federkreis; Kopf dick, Zehen kurz und plump; Lauf und Zehen grob geschuppt, resp. geschildert, graublau; zwischen Außen- und Mittelzehe eine große Bindehaut. Eine Art.

9) **Schlangenadler**, Circaëtos gallicus *Gmel.* (Falco gallicus, leucopsis brachydactylus, longipes, Accipiter hypoleucus, Aquila brachydactyla, leucamphomma &c.; Natternadler, Bussardadler, blaufüßiger A., kurzzehiger A., weißer Hans &c.). Beschreibung. Länge 70—75 cm, Flügelspitze 31, Oberflügel 27, Schwanz 33, Schnabel 4,1, Mundspalte 5,40, Hackengelenk 10, davon unbefiedert 7, Mittelzehe 5, ihre Kralle 2,5, Innenzehe 3,3, ihre Kralle 2,4 cm. Die Dunenjungen sind an den sehr langen, grob genetzten Läufen und an der fast weißen Iris kenntlich. Der alte Vogel hat Scheitel, Nacken und Halsseiten dunkel graubraun, einen schwarzen Augenstreifen; Rücken und Flügeldecken und Schwanzdecken braun, letztere mit hellen Spitzen; Schwanz braun, weiß gesäumt mit dunkeln Binden und Querflecken, Innenfahnen teilweise weiß. Handschwingen grauschwarz, auf der Einschnürung weiß, Armschwingen braun mit vier dunkeln, gebrochenen Querbinden, alle Schwingen hell gesäumt. Kinn und Kehle fast weiß mit schwärzlichen, braun gesäumten Schaftstrichen, auf der Brust ein braunes, halbrundes Schild; Bauch und Flanken weiß mit braunen Querbinden; untere Schwanzdecken und Hosen ganz weiß. Unterseite der Flügel vorherrschend weiß mit braunen Flecken und Binden, diejenige der Schwingen grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Iris leuchtend gelb, Wachshaut gelb; die langen, schwarzen Bartborsten aufwärts gekrümmt; Schnabel hornfarbig grau mit dunkler Spitze; auf dem untersten Zehenglied 2—3 Quertafeln; Krallen grau, schwächlich, wenig gekrümmt. Der jüngere Vogel ist heller braun, mehr gefleckt, so auch auf Bauch und Hosen. Iris hellgelb. Dieser auffallende Vogel erinnert in seiner Färbung und Haltung an einen Bussard und hat wenig Adlerartiges; rechnet man hierzu noch seine Seltenheit und sein heimliches, stilles Thun und Treiben, so ist nicht zu verwundern, wenn viele Weidgenossen ihn kaum dem Namen nach kennen. Flug und Geschrei sind ganz bussardähnlich, das große, gelbe Auge fast eulenartig; beobachtet man dabei das stundenlange, unbewegliche Dahinstarren dieses wunderlichen Geschöpfs, so ist das Gesamtresultat über ihn eben kein anziehendes.

Verbreitung, Aufenthalt. Er gehört vorzugsweise dem europäischen Südosten an, ist aber in Zentraleuropa und speziell in Deutschland allenthalben, wenn auch nur äußerst spärlich, nachgewiesen, was einerseits von seiner geringen Vermehrung herrührt (er legt nur ein Ei), anderseits von der unablässigen Wegnahme seines Geleges, welches für Sammler von hohem Wert ist. Er liebt sumpfige Örtlichkeiten, weil er vorzugsweise von Reptilien &c. lebt, gleichviel ob im Gebirgs-

oder Flachland; aber diese müssen an oder in Wäldern leben, die er um so mehr liebt, je dunkler sie sind. Auch in Afrika, wo viele überwintern, hält er sich im Dattelgehölz und auf den isolierten bewaldeten Granithügeln auf. — *Lebensweise, Horsten.* Der Schlangenadler ist ein Zugvogel, der im September in die Winterquartiere zieht, um gegen Ende des März zu uns zurückzukehren und zu horsten. Zu dieser Zeit allein erregt er durch sein wie »Hiä hiä hiä!« klingendes Schreien die Aufmerksamkeit, schwingt sich mit seinem Weibchen hoch in die Luft und umkreist nach Raubvogelart stundenlang den Horstplatz. Der Horst steht meist auf einer hohen Tanne oder Buche auf starken Ästen und hat bei einer Höhe von etwa 50 cm 1 m äußern und 30 cm innern Durchmesser, während die eigentliche Nestmulde nur etwa 6 cm tief zu sein pflegt. Mitte April pflegt das Ei gelegt zu sein; nimmt man ihm dasselbe, so legt er nochmals in denselben oder einen benachbarten Horst, läßt sich auch wohl zum drittenmal berauben, ehe er die Unglücksgegend gänzlich verläßt. Das Ei ist unverhältnismäßig (71:58 mm) groß, dem Seeadlerei in Gestalt und ganz weißer Färbung sehr ähnlich, aber von viel rauherm und dichterm Korn und in frischem Zustand ganz wenig grünlich. Der Brutvogel sitzt so fest auf den Eiern (und zwar beide Geschlechter abwechselnd), daß er erst abstreicht, wenn der Kletterer dicht beim Horst angekommen ist; ja, er soll sogar auf dem Horst selbst ergriffen worden sein, in welchem Fall er wahrscheinlich ein kurz vor dem Ausfallen befindliches oder noch ganz kleines Junge unter sich gehabt hat. Während des Brütens wird der Horst mehrmals mit frischem Grün ausgelegt, welches denselben vor andern Horsten kenntlich macht. Die nur schwachen Waffen des Schlangenadlers beschränken ihn auf den Raub kleiner Tiere, und er lebt denn auch vorzugsweise von Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Insekten, Fischen, Ratten, Mäusen, mag auch wohl einen unbeholfenen Vogel oder ein Häslein, das ihm gerade in den Lauf kommt, nicht verschmähen; doch ist nicht beobachtet worden, daß er jagdbaren Tieren besonders nachstellt, daher er der Jagd ungefährlich und in Beziehung auf seine Vertilgung manches Ungeziefers sogar nützlich, jedenfalls aber für den Jäger von wenig Interesse ist, seiner Seltenheit sowohl als seines Verhaltens wegen. Mit einer starken Schlange fertig zu werden, kostet ihm schon Mühe, und man hat ihn hilflos gefunden, indem eine Schlange seinen Flügel umwickelt und ihn somit am Auffliegen verhindert hatte. Infolge seiner Harmlosigkeit ist er nicht scheu und läßt sich mit dem Gewehr ankommen; am Horst ist ihm sicher Abbruch zu thun, und auch aus der Krähenhütte hat er seine Neugier, den Uhu näher zu besehen, oft mit dem Leben gebüßt. Geboten ist die Jagd auf ihn keinesfalls.

Adlerbussard, s. Bussarde 4).

Adlereule, s. v. w. Uhu (s. d.).

Adler, kleiner (*Rauhfußbussard*), s. Bussarde 2).

Afterjäger, s. v. w. Aasjäger.

Aftern (*Afterklauen*, *Geäfter*, *Oberrücken*), die allem Wild, welches auf Schalen zieht, eignen länglichen Hornauswüchse, welche über den Hufen (Schalen) an der Hinterseite des Fußes (Laufs) hervorstehen. A., *Geäfter* sagt man vornehmlich bei Sauen, *Oberrücken* beim Rot-, Dam- und Rehwild. Die A. sind von Wert beim Ansprechen des Wildes nach der Fährte. Man nennt auch wohl einen Hund *after-* oder *wolfsklauig*, wenn derselbe mehr als eine Afterklaue an Einem Lauf hat, und hielt diese Hunde der Tollwut für unzugänglich.

A la meute! (franz., spr. möt) rufen die Parforcejäger, wenn die Meute auseinander zu laufen Miene macht, und lassen es dabei an obligaten Peitschenhieben in der Regel nicht fehlen.

Alk (Alca), Gattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Taucher. Der gerade Schnabel etwa von Kopfeslänge, vorn höher als hinten, an der Spitze des Oberkiefers stark ausgeschnitten und gekrümmt; die schmalen Nasenlöcher von einer befiederten Haut verdeckt; Lauf kürzer als Innenzehe mit Nagel, Flügel und Schwanz zugespitzt.

1) **Flugloser** oder **Brillenalk** (Riesenalk, Alca impennis *L.*), Flügel kurz und

schmal, zum Fliegen untauglich. Zwischen Stirn und Auge ein eirunder weißer Fleck; Schnabel gestreckt mit bogenförmiger Firste. Vorderhals und ganze Vorderseite reinweiß, der übrige Körper tiefschwarz, die Armschwingen mit weißen Spitzen, der Schnabel schwarz mit gelblichen Furchen, Ruder schwarz, Iris braun. Bei einer Länge von 65 cm war der Brillenalk eine ganz stattliche Erscheinung, und wenn wir sagen »war«, so bedeutet es, daß dieser A. zu den ausgestorbenen oder, richtiger gesagt, durch unablässige Verfolgung seitens des Menschen ausgerotteten Tieren gehört. Wenngleich im Tauchen und Schwimmen Meister und geschickt im Erklettern von Felsen und Riffen, auf welche er sich gern von der Brandung hinaufschwingen ließ, konnte er sich doch wegen mangelnden Flugvermögens vor den Menschen nicht retten, die ihn massenweise mit Stöcken erschlugen. Seit etwa 30 Jahren hat man kein lebendes Exemplar mehr angetroffen; es existieren in den europäischen Sammlungen überhaupt nur etwa 30 ausgestopfte Exemplare, und ob die Hoffnung mancher Forscher, den Brillenalk auf bisher nicht erforschten Klippen des nördlichsten Eismeers noch wiederzufinden, sich erfüllen wird, steht sehr dahin, zumal er kein Bewohner des höchsten Nordens war. Er legte nur ein großes Ei von bläulich-grünlicher Grundfarbe mit grauen Schalenflecken und darauf dunkeln und zuletzt schwarzbraunen Flecken mit hellern Rändern, sogen. Brandflecken. Dasselbe, nur in wenigen Exemplaren vorhanden, wird jetzt zur Vervollständigung der Eiersammlungen als Artefakt verkauft. Der fluglose A. lebte fast ausschließlich von Fischen, nach denen er in die Tiefe tauchte, und auch wohl von andern Seetieren. Nach den spärlichen Beschreibungen nahm er beim Klettern den Schnabel zu Hilfe, wie der Papagei. Die nachweislich letzten Riesenalken wurden auf der Felseninsel Eldey bei Island erschlagen.

2) **Tordalk** (Alca torda *L.*, Utamania torda, Alca pica, minor, baltica, glacialis; Eisalk, Klubalk, Scherschnabel 2c.). Länge 41 cm, Schnabel 4,1, Schwanz 7,2, Lauf 3,6, Mittelzehe samt Kralle 5,2 cm. Schnabel bogig aufgeschwungen; die seitliche Befiederung des Oberschenkels tritt so weit hervor wie die des Kinnes; von der Stirn läuft eine feine weiße Linie bis zum Auge. Kopf, Kehle, Halsseiten, Hinterhals und die ganze Oberseite tiefschwarz, Vorderhals und die ganze Unterseite reinweiß; Schnabel schwarz, auf der vordersten Furche ein weißes Bändchen; Iris hellgrau; Ruder dunkelbraun mit gelblichen Schwimmhäuten und Zehenrücken. Im Winterkleid ist die Oberseite schwarzbraun. Die Heimat des Tordalks liegt zwischen dem 60. und 70.° nördl. Br.; er ist auf den Felsengestaden jener Meere eine gewöhnliche Erscheinung, kommt aber noch auf den Orkaden, Hebriden, St. Kilda, Bornholm, Gottland vor, selbst auf Helgoland gab es vor einigen Dezennien noch eine kleine Brutkolonie. Solche besteht aus etwa 30—40 Paaren, liegt auf Felsenvorsprüngen oder Höhlungen, und oft liegen die Eier, deren jeder Brutvogel nur ein einziges legt, ohne alle Unterlage auf dem nackten Gestein. Das Ei ist kreiselförmig, grobkörnig, trübweiß, 72 : 48 mm groß, auf grauen Schalenflecken mit häufigen großen und kleinen schwarzen Brandflecken gezeichnet, in der zweiten Hälfte des Mai gelegt, und beide Alte brüten dann so eifrig, daß sie leicht dabei gefangen werden können. Das Junge wird mit Fischchen aufgefüttert, sobald es aber 2—3 Wochen alt ist, erleichtert es den Eltern die schwierige Verpflegung, indem es sich, von diesen angeleitet, oft von beträchtlicher Höhe ins Meer stürzt, dabei aber nicht selten an Felsenvorsprüngen zerschellt. Zum Winter zieht der Tordalk südlicher, kommt alsdann an die dänischen und deutschen Küsten, verfliegt sich gelegentlich sogar bis an das Mittelmeer und steuert schon im März seinen Brutplätzen wieder zu. Einfältig genug, hält er meist den Schützen aus, verlangt aber infolge seiner dichten Befiederung und Thranumhüllung einen derben Schuß, wie alle Seevögel.

Alpenamsel (Alpendohle), s. Alpenkrähe 2).

Alpenbartgeier, s. Geier 4).

Alpendohle, s. Alpenkrähe 2).

Alpenhase, s. Hase (S. 238).

Alpenkrähe (Pyrrhocorax *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der rabenartigen Vögel und der Familie der Raben. Schnabel schwach, mehr oder weniger lang, gegen die Spitze hin etwas gebogen, gelb oder rot; Ständer rot, Färbung schwarz.

1) **Alpenkrähe**, Pyrrhocorax (Fregilus) graculus *Temm.* (Corvus graculus *L.*, Fregilus europaeus *Less.*; Krähendohle, Steinkrähe, Gebirgsrabe, Feuerrabe, Klausrabe, Eremit, Turmwiedehopf). Länge 38 cm, Schnabel 4,9, Schwanz 14,4, Lauf 4,9 cm. Gesamtfärbung schwarz mit Metallschimmer; Schnabel etwas gebogen, länger als der Kopf, rot wie auch die Ständer; Augen braun; die Nasendeckfedern erreichen kaum ein Sechstel der Schnabellänge; Flügel länger als Schwanz. Die Färbung der Jungen ist stumpfer, Schnabel und Ständer nur gelblichrot. Neben ihrer auffallenden Farbenschönheit übertrifft die A. ihre Familienverwandten durch ihren sehr gewandten Flug und ist eine besondere Zierde der Alpenregion, welche ihr ständiger Aufenthalt ist. Ihr Geschrei klingt wie »Kria kria kria!« oder »Dla dla dla!« Häufig ist sie auf den Hochgebirgen Spaniens, nicht selten in England und Schottland, am wenigsten zahlreich in unserm Alpengebiet. Die A. lebt fast ausschließlich von Insekten, die sie aus allerlei Schlupfwinkeln hervorzuholen weiß, und diese sind vielleicht neben einigen jungen Vögeln auch das Futter für die ewig hungrig schreienden Jungen. Im April ist das aus 4—5 Eiern bestehende Gelege fertig; das Ei ist 44:29 mm groß und auf gelbgrünlicher Grundfarbe mit grauen und braunen Flecken und Punkten bedeckt. Die Brutzeit wird derjenigen der Dohle gleich sein; genauere Beobachtungen fehlen. So hat auch erst in neuester Zeit Girtanner in St. Gallen das Nest beschrieben, welches äußerlich aus Wurzeln und Reisern, die Nestmulde aus einem dicken Haarfilz angefertigt ist und auf Felsabsätzen oder in Ritzen steht. Die A. lebt gesellig, ähnlich wie unsre Krähen.

2) **Alpendohle** (Pyrrhocorax alpinus *Vieill.*, Amseldohle; Corvus Pyrrhocorax *L.*, Bergdohle, Alpenamsel, Stein-, Schneedohle). Länge 35 cm, Schwanz 14,3, Schnabel 2,7, Lauf 4,2 cm. Der gerade Schnabel ist kürzer als der Kopf, und die Nasendeckfedern treten bis zu einem Drittel der Schnabellänge vor. Gesamtfärbung schwarz, der Schnabel der alten Vögel hoch-, der jungen trübgelb; Ständer der letztern fleischfarbig, der erstern hochrot; Iris braun. Ihr Geschrei klingt wie »Krü krü!« oder »Jack jack jack!« Im übrigen ist sie der vorigen in Lebensweise und Eigenschaften sehr ähnlich. Im Gegensatz zu jener ist sie in unsern Alpen häufig, auch in andern alpinen Regionen vorhanden, besonders wo die A. fehlt. Sie brütet wie die vorige und soll räuberischern Sinnes sein, sogar angeschossene Hasen verfolgen; auch stößt sie auf Hunde, die ihr Gebiet betreten.

Die Jagd auf diese beiden Vogelarten kann wegen ihres wenig zugänglichen Aufenthalts nicht von Belang sein, auch bietet der erlegte Vogel außer wissenschaftlichem Interesse nichts, was die großen Strapazen, ihm beizukommen, nur einigermaßen lohnen könnte; ebenso verhält es sich mit den unzugänglich stehenden Nestern, und schließlich sind beide Arten den mehr nützlichen und überaus angenehmen Vögeln zuzuzählen, Grund genug, von ihrer Verfolgung abzustehen.

Alster, s. v. w. Elster.

Alttier, s. v. w. Tier.

Amme, eine Hündin, welche fremde Hündchen säugt, und der man in der Regel die eignen genommen hat. In frühern Zeiten, als noch viele Hatzhunde oder Rüden gehalten wurden, welche von Klöstern, Mühlen, Abdeckereien verpflichtungsmäßig verpflegt werden mußten, legte man auf die Nachzucht natürlich hohen Wert, und wenn eine besonders wertvolle Hündin mehr Junge gewelft (geboren) hatte, als sie, ohne übermäßig geschwächt zu werden, säugen konnte, so nahm man ihr einige weg und legte sie einer A. an, zu welchem Zweck die Fleischer beim Jagdamt anzeigen mußten, wenn ihre Hündinnen gewelft hatten. Damit die A. die fremden Hündchen annähme, wusch man die ihrigen und diese mit Branntwein und legte

sie ihr in einem ganz finstern Stall an, wo sie selbige weder durch Geruch noch Gesicht unterscheiden konnte; nachher nahm man ihr die ihrigen teilweise oder ganz weg, je nach Bedürfnis.

Amsel (Schwarzdrossel), s. Drosseln 5).

Amseldohle (Alpendohle), s. Alpenkrähe 2).

Amselmöwe, s. Möwenartige Vögel 4).

Anbeißen, den Stellbrocken vom Fangeisen anfassen (vom Raubwild); auch s. v. w. verbeißen.

Anblasen, das Treiben, die Jagd, das Jagdhornsignal zum Beginn der betreffenden Jagd geben.

Anbringen, einen des Reviers oder der Jagd überhaupt wenig kundigen Jäger an ein Wild geleiten, um es zu schießen.

Anfahren (anreiten). Oft ist das Hochwild durch Wilddiebe oder sonstige Beunruhigungen so scheu geworden, daß es nicht nur nicht den Jäger, sondern einen einzelnen Mann überhaupt nicht herankommen läßt, in welchem Fall man sich zu Wagen oder Pferd ihm schußmäßig zu nähern sucht. In großen Jagdrevieren der Ebene ist das gleichbedeutende Birschenfahren überhaupt sehr gebräuchlich, erfolgreich und für den Jäger weniger anstrengend, während das Birschenreiten nur ausnahmsweise stattfindet. Auch Trappen und Wildgänse sucht man auf diese Weise zu berücken.

Anfallen, eine Fährte. Wenn ein Jagdhund eine Wildfährte findet und diese eifrig verfolgt, so sagt man: er fällt sie an; thut er dies nicht, dann taugt er nichts. Je wärmer (frischer) die Fährte ist, desto begieriger folgt ihr ein guter Hund, desto sicherer arbeitet er auf ihr fort, und einen hohen Grad von Geruchsinn oder Überlegung (wer will es ergründen?) bekundet er durch die Sicherheit, daß er regelmäßig die Fährte in der Richtung nach vorwärts und nur ganz ausnahmsweise oder nur auf Augenblicke die Rückfährte verfolgt. Ich habe gute Hunde beobachtet, die sichtlich die Fährte musterten, wenn sie einen Augenblick über die Richtung zweifelhaft waren. Man kann durch Übung und Konsequenz einen Hund dahin bringen, daß er nur die Fährte einer gewissen Wildgattung anfällt; dies that der Leithund (s. d.) z. B. nur bei der Hirschfährte.

Angehend heißt ein Tier, welches sich seinem Alter und Zustand nach einer stärkern Klasse oder Vollkommenheit nähert; z. B. ist ein angehendes Schwein ein Keiler, der vier Jahre alt ist; eine Bache aber heißt vierjährige Bache.

Anhaken sagt man von Raubvögeln, wenn sie sich auf einem Baumast oder ähnlichen Gegenstand niederlassen; aufhacken dagegen, wenn sie dies auf einem Stein, Hügel 2c. thun, also einem flachen Gegenstand.

Anhalsen, einem Hunde das Halsband umschnallen.

Anhalten, von Hunden: mit Ausdauer auf einer Fährte jagen. Lassen die Hunde von der Fährte ab, so gehen sie ab.

Anhatz, die Stelle, von welcher aus eine Hatz Rüden angehetzt wurde. Um erstere bald wiederzufinden, verbricht man sie, d. h. legt einen grünen Zweig (Bruch) so auf dieselbe, daß er mit dem abgebrochenen Ende (also wie ein Pfeil mit der Spitze) nach der Richtung hin liegt, in welcher die Hatz abging.

Anhefteln, die Leinen am Jagdzeug (Tücher, Netze) mit Hefteln (Pfählchen mit Köpfchen oder Haken) im Erdboden befestigen.

Anheulen, die Nestwölfe, die Stimme der alten Wölfin so täuschend nachahmen, daß die Jungen, welche in ihr die Stimme der Mutter zu hören vermeinen, antworten und so ihren Aufenthalt verraten, worauf es eben abgesehen ist. Es ist dies in Ländern, wo der Wolf noch häufiger vorkommt, ein sehr wirksames Vertilgungsmittel.

Anjagd, der Anfangspunkt einer Jagd mit Jagdhunden, besonders bei der Parforcejagd gebraucht. Zur Bezeichnung dieser Stelle dient ein frischer Bruch (Zweig), am liebsten von Nadelholz, dessen abgebrochenes Ende nach der Richtung zeigt, welche die Jagd genommen hat. Auch den Anschuß (s. d.) eines Wildes bezeichnet man auf diese Weise.

Ankirren, s. v. w. kirren.

Ankoppeln, Hunde und zwar meist zu zweien aneinander binden, z. B. bei einer

Parforcemeute, weil die Hunde dann besser zusammenzuhalten sind. Auch zwei Dachshunde koppelt man deshalb gern, wenn man mit ihnen zum Bau geht. Die Koppelung selbst bewirkt ein Riemen, welcher an die beiderseitigen Halsbandringe geschnallt wird.

Ankörnen, mit Körnern anlocken oder kirren (s. d.).

Ankratzen, s. v. w. anschießen 2).

Anlauf, das beneidete Glück mancher Jäger, daß ihnen bei Treibjagden viel Wild zuläuft, und die Klage vieler, daß er ihnen nicht beschieden ist. Der A. hängt allerdings von dem günstigen Posten ab, der einem Jäger zugeteilt wird, noch viel mehr aber von seinem richtigen Benehmen auf dem Stand. Wer stillsteht und die Augen offen hat, wird A. auch auf schlechterm Stand haben; wer aber wie ein Tannenaffe bald hier-, bald dorthin sich wendet oder gar laut wird, wird auf dem besten Posten vergeblich auf A. warten.

Anlaufen lassen (auflaufen lassen), ein Schwein, war ein besonderes Bravourstück unsrer Vorfahren. Ehe die Feuerwaffen bei der Jagd verbreitet waren, ging man dem Wild mit Pfeil und Bogen, besonders auch mit dem Spieß zu Leibe, wobei man von eingehetzten Hunden unterstützt wurde. Das Feuergewehr verdrängte diese Jagdart zwar, dennoch galt das A. l. noch lange als ein besonders ehrendes Jägerstücklein. Ein krankes oder sehr in die Enge getriebenes Schwein nimmt nämlich stets den Jäger an, besonders wenn er es mit Wort oder That dazu reizt; dies geschah in der Regel mit dem Ruf: »Hui Sau!«, worauf der Jäger dem anstürmenden Schwein die Saufeder, einen Spieß an hölzernem, etwa 2 m langem Schaft, so entgegenhielt, daß es ihn sich in die Brust rannte. Oft stellten sich auch zwei Jäger mit den Saufedern dem Schwein entgegen. Dieses A. l. war überhaupt nicht so gefährlich wie das mit dem Hirschfänger, wozu die größte Geschicklichkeit und Geistesgegenwart gehörte, um den einzigen Augenblick zu benutzen, in welchem der Stoß mit dem Hirschfänger seitwärts auf das Schwein geführt werden mußte. Ging dieser fehl, so wurde der Jäger unfehlbar entweder geschlagen, oder überrannt; meist erduldete er beides. Kraft allein, so notwendig sie war, that nicht die Hauptsache, sondern Geschicklichkeit; Verfasser hat den Versuch eines sehr kräftigen Jägers, ein zweijähriges Schwein auf den Hirschfänger laufen zu lassen, mit angesehen, wobei das Schwein ungefährdet davon-, der Nimrod aber so auf den Rücken zu liegen kam, daß er seine langen Beine wie Notsignale gen Himmel streckte.

Anlegen, die Treiber, dieselben so ordnen und anstellen, wie sie durch das Treiben gehen sollen. Die Meute a., sie an die zu verfolgende Fährte bringen. Das Gewehr a. (oder anschlagen), es in die beabsichtigte Schußrichtung bringen, indem man den Kolben an den Kopf legt und das Korn auf den Zielpunkt richtet. Einen Hund a., s. v. w. anketten.

Annehmen, vom Jäger: den Hund a., ihn an die Leine oder den Hetzriemen befestigen. Vom Hunde: die Fährte a., auf ihr fortsuchen. Vom Wilde: die Kirrung (Äsung) a., dieselbe fressen; die Schonung (das Bruch 2c.) a., in dieselbe hineinflüchten. Vom Wildschwein, Hirsch oder reißenden Tieren: den Jäger a., ihn angreifen.

Anreiten, s. v. w. anfahren.

Anrudern an Wasservögel, namentlich Enten, s. Ente (Jagd und Fang).

Anrühren, die Lockente, s. v. w. anziehen und zwar mit dem Rohrfaden (s. d.), wenn sie sich zu wenig bewegt.

Anschießen, 1) ein Gewehr. Hat der Jäger ein neues Gewehr erworben, so wird er sich nicht auf das Urteil des Büchsenmachers oder vorherigen Besitzers bezüglich der Ladung verlassen, sondern selbst mit verschiedenen Ladungen an Pulver und Blei dasselbe ausprobieren. Bei einem Kugelgewehr bedient man sich einer Scheibe mit Ringen und einem geraden, senkrechten Strich, des letztern, um beurteilen zu können, ob das Gewehr, auch wenn es zu hoch oder zu niedrig schießt, die Kugel in gerader Visierrichtung wirft oder, wie der Jäger sagt, Strich schießt, was das erste Erfordernis einer gut schießenden Büchse ist. Schießt das Gewehr zu niedrig oder zu kurz, so wird man Pulver

zusetzen, im andern Fall wegnehmen. Kein Gewehr, am wenigsten ein Kugelgewehr, darf beim Abschießen stoßen, d. h. durch die Entzündung des Pulvers einen Ruck rückwärts, also gegen den Schulterknochen des Schützen, verursachen, sondern muß den Schuß sanft abgeben, weil sonst das Treffen des Schusses sehr beeinträchtigt wird. Durch Probieren verschiedener Ladungen wird man schließlich das Richtige finden, und läßt die Büchse das Stoßen nicht, so ist sie fehlerhaft konstruiert, in welchem Fall dann der Büchsenmacher zu Rate gezogen werden muß. Die gewöhnliche und richtige Schießentfernung auf Wild ist 80—100 Schritt; auf diese muß eine richtige Jagd- oder Birschbüchse mit gestrichenem Korn, d. h. so, daß das Korn in seiner Höhe mit dem obern Rande des Visiers abschneidet, die Kugel auf das Ziel werfen. Denn alle Künsteleien, wie volles Korn, d. h. wenn es über den Visierrand hinwegragt, oder verschwindendes Korn, wenn es unter ersterm bleibt, sind beim Schießen auf Wild, wo es oft an Zeit zu langem Zielen fehlt, vom Übel. Eine Birschbüchse muß die Kugel auf 80 Schritt Entfernung durch ein 4 cm starkes kiefernes Brett treiben. Bei dem Schrotgewehr, der Flinte, kommt es darauf an, daß sie auf eine gewisse Entfernung eine gewisse Anzahl Schrote auf das Ziel und im Kreis um dasselbe herum wirft, etwa im Umfang eines Quartblatts. Je dichter die Flinte die Schrote schießt, desto besser hält sie zusammen; je mehr sie dieselben auseinander wirft, desto mehr streut sie. Beide Extreme sind vom Übel; mit einer Flinte, welche zu dicht zusammenhält, wird man selbstverständlich auf Flugwild viel fehlen, d. h. vorbeischießen, mit einer sehr streuenden nur zufällig treffen; mithin liegt hier das Gute, wie überall, in der Mitte. Es gilt zwar die Regel, daß sich das Ladungsgewicht des Pulvers zum Schrot wie 1:6 verhalten soll, indessen stimmt das nicht bei allen Gewehren; es muß nicht nur im allgemeinen, sondern auch für die verschiedenen Größenklassen der Schrote (Schrotnummern) ermittelt werden. Die gewöhnliche Schießentfernung der Flinte ist 30 Schritt, doch muß sie auch noch auf 50—60 Schritt ihre Schuldigkeit thun, also auf diese Entfernungen eingeschossen werden, auf welche man natürlich Pulver zuzusetzen haben wird. Schlägt eine Flinte auf 45 Schritt Entfernung mit Schroten Nr. 3 ein Buch Löschpapier durch, und wirft sie auf die Bogenseite etwa zwei Drittel der Schrote, die man beim Laden abgezählt haben muß, so ist sie sehr gut und schießt scharf. Auch die Flinte soll nicht stoßen, doch ist dies bei notwendig starken Schüssen, z. B. bei Hasentreiben oder auf den balzenden, oft hoch stehenden Auerhahn, wenn es nicht belästigt, zu übersehen, zumal das Treffen dadurch wenig oder gar nicht beeinträchtigt wird.

2) Ein Wild a. (anschweißen) begegnet zwar auch manchem braven Weidmann, gereicht ihm aber weder zur Freude noch zur Ehre. Ein bezeichnender, wenn auch nur lokaler Ausdruck dafür ist ankratzen, denn man denkt sich dabei in erster Linie immer einen so mangelhaften Treffer, daß das beschossene Wild davon- und dem Schützen verloren geht. Ein solcher Schütze, der viel anschießt, ist also für das Jagdrevier so schlimm wie ein Raubtier. Anders ist es freilich, wenn ein Wild stark angeschossen ist, wonach es nicht weit fort kann und dem Schützen in die Hände fällt. Schießen mehrere Schützen auf Ein Wild, so gilt bei Schrotschüssen in der Regel der erste Treffer, bei Kugelschüssen die letzte Kugel, d. h. die, auf welche das Wild zusammenbrach, es sei denn, daß eine frühere Kugel das Wild so getroffen hat, daß es auch ohne die spätern zur Strecke gebracht, d. h. erbeutet, worden wäre. Über diese Fragen, die oft zu heftigem Streit Veranlassung geben, hat der Jagdführer zu entscheiden.

Anschlagen, das Gewehr, s. v. w. zielen; im Anschlag liegt man, wenn man mit dem angelegten Gewehr schußfertig auf ein z. B. sich näherndes Schießobjekt wartet. — A. der Hunde, s. v. w. bellen.

Anschleichen an ein Wild, sich auf möglichst geräuschlose und verdeckte Art demselben nähern; es ist das Haupterfordernis beim Birschen auf Hochwild (s.

Edelwild, S. 93). Nebenher gebraucht man den Ausdruck auch bei andern Gelegenheiten; so schleicht man sich auch an einen Birkhahn, Fuchs, Reiher, Wilddieb, ein Wildschwein 2c. an (s. die betr. Artikel).

Anschneiden, das größte Laster eines zur Jagd benutzten Hundes, vornehmlich des Hühnerhunds, welches darin besteht, daß er das erlegte Wild an= oder ganz auffrißt. Oft liegt der Grund zwar in schlechter Fütterung, in den meisten Fällen aber in nicht oder sehr schwer zu beseitigender Lüsternheit oder auch in dem Versehen, daß man einen jungen Hund mit Abfällen von rohem Wildfleisch gefüttert hat. Ist dies Übel bei einem Hund eingewurzelt, so helfen die härtesten Strafen nicht oder doch nicht auf Dauer; der Hund bleibt unzuverlässig, und es gibt für ihn nur eine Radikalkur, die Begnadigung zu Pulver und Blei. Verfasser hat wohlgepflegte, sonst äußerst brauchbare Hunde gesehen, die auf Entenjagden kleinere Entchen mit dem größten Behagen durch den Schlund beförderten, so daß sie sich wie eine Pauke vollfraßen. Nichts ist schrecklicher und lächerlicher zugleich, als wenn man einen Jäger auf seinen Hund losrennen sieht, aus Furcht, derselbe könnte das geschossene Huhn, statt es zu apportieren, verschlingen.

Anschrecken, s. v. w. schrecken.

Anschreien, bei Treibjagden den Treibern zurufen, daß sie losgehen sollen, oder den Schützen zu verstehen geben, daß ein Hirsch gesehen worden, oder den Treiberführern, daß ein solcher zurückgegangen ist und sie sich danach zu richten haben, oder daß die Treiber anhalten oder rascher gehen sollen u. a. Es gab vordem verschiedene Jägerschreie, als: »Ho! ha ho!«, »Ho ho, Rüd' do! ho!«, »Ho ha ho! Hirsch zurück!« 2c. Besser thut man, statt der Schreie die viel klangvollern Hornsignale oder Hifthornrufe anzuwenden, und am besten, während des Treibens möglichst wenig zu rufen, da aller entbehrliche Lärm mehr schadet, als nützt.

Anschuß, die Stelle, wo das Wild stand, als es den Schuß empfing; auch die Stelle am Leib, welche von der Kugel getroffen wurde. Der Platz, wo das Wild stand, muß, wenn es nicht im Feuer blieb, d. h. sofort zusammenbrach, mit einem Bruch bezeichnet werden, damit man im Notfall die Nachsuche von neuem beginnen und auch noch nach den Eingriffen des Wildes, d. h. den Abdrücken der Schalen, den Sitz des Schusses beurteilen kann; dieser Bruch wird so gelegt, wie bei der Anjagd beschrieben wurde. Die Anschußstelle am Leib kann durch die abgeschossenen Haare, Knochensplitter und durch den Schweiß vermutet werden; zerschossenes Haar deutet stets auf schwere, abgeschossenes an den Wurzeln, auch Hautstreifchen, auf leichte Verwundung, einen Streifschuß. Hat die Kugel den Leib durchschlagen, so findet man beide Arten von abgeschossenem Haar. Das Weitere hierüber s. Edelwild (Schußzeichen).

Anschweißen, s. v. w. anschießen 2).

Ansitz (Anstand), eine möglichst verdeckte Stelle in der Nähe eines Wechsels, auf der man dem Wild auflauert. Zum A. dient meist ein Busch oder ein ausgegrabenes Loch, das Wurzelgewebe eines umgefallenen Baums u. dgl.; den Anstand sucht man an einem starken Baum oder als Hochstand auf einer Kanzel. Hauptbedingung unter allen Umständen ist: möglichst gute Deckung, wenig auffallende Vorrichtung, da das Wild alle Kunstbauten haßt, guter Wind und freier Schießraum nach verschiedenen Seiten, da man nie genau weiß, von woher das erwartete Wild heranzieht. Das Nähere ist im »Edelwild« (S. 95) und bei den andern Wildarten, wo diese Jagdmethode anwendbar ist; angegeben.

Ansprechen, Alter, Geschlecht und Stärke eines Wildes nach irgend welchen gerechten Kennzeichen beurteilen; der Jäger spricht also nach der Fährte die Stärke des Hirsches oder Schweins 2c. an.

Anspringen, den balzenden Auerhahn, s. Auerhahn (S. 29).

Anstand, s. Ansitz.

Anstellen, die Schützen bei der Treibjagd so um den abzutreibenden Distrikt verteilen, daß das Wild zwischen ihnen unbeschossen nicht durchbrechen kann, und sie auf die richtigen Punkte stellen, daß ihnen das herangetriebene Wild gut zu

Schuß kommt. Die Plätze für die anzustellenden Schützen heißen Stände und werden bei geregeltem Jagdbetrieb schon vorher bestimmt, bezeichnet, thunlichst ausgeästet, auch von umherliegendem Abraum gesäubert, damit durch das Knacken desselben unter dem Fuß des Schützen kein störendes Geräusch entsteht. Die dabei von dem Jagdführer und den Schützen zu beobachtenden Regeln s. Edelwild (Treibjagd, S. 99). — Die Treiber a., sie so ordnen, wie sie durch durch das Treiben gehen sollen.

Antvogel (Erpel), die männliche Ente.

Anziehen, vom Hühnerhund: die Hühner oder den Hasen wittern und vorsichtig auf sie zugehen.

Appell, der Gehorsam des Hundes, der sich durch sofortiges Herankommen auf den Ruf oder Pfiff seines Herrn zu erkennen gibt. Der A. ist die Kardinaltugend eines brauchbaren Hundes.

Apportierbock, ein an den Enden mit Füßen versehenes Holz, so daß es vom Fußboden etwas absteht und vom Hund bequem aufgenommen werden kann.

Apportieren, das Herbeibringen kleinen Wildes vom Hasen abwärts durch den Vorstehhund. Nicht allein liegt im A. für den Jäger eine Bequemlichkeit, sondern es ist auch nötig, weil Wild oft ins Wasser oder ähnliche dem Jäger schwer zugängliche Stellen fällt. Das A. wird daher jedem Hühnerhund bei der Dressur beigebracht, sei es spielend oder par force. Übrigens lernt jeder Hund a., besonders gern der sehr gelehrige Pudel; vgl. Dressur und Führung des Vorstehhunds (S. 70).

Arbeiten, den Hund, heißt den dressierten Vorstehhund oder den Schweißhund in der Suche auf Wild einüben; der Hund arbeitet gut oder schlecht, je nachdem er fleißig oder träge diesem Geschäft obliegt.

Arpschnarp (Wiesenralle), s. Ralle.

Arriangeier (grauer Geier), s. Geier.

Äsen (Äsung), s. v. w. fressen, resp. Fraß, bei allem Hoch- und Rehwild, beim Hasen, allen zur hohen Jagd gehörigen, eßbaren Vögeln und den Schnepfen; die Feldhühner weiden, die übrigen eßbaren Vögel, die Sauen und Raubtiere fressen, die Raubvögel kröpfen.

Auerhahn (Tetrao urogallus, Auerhuhn, Auerwild, Urhahn, Auergeflügel), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Birkhuhn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig).

Weidmännische Ausdrücke.

Der A. hat Augen und Ohren, mit denen er äugt und vernimmt, Füße mit Zehen und Nägeln; statt Schwanz sagt man Spiel, Stoß, Fächer, Schaufel, der erstgenannte Ausdruck ist der gebräuchlichste. Unter Balz (Balze, Paltz, Falze, Pfalz) versteht man die Begattungszeit, unter balzen die sich mit eigentümlichen Gebärden kundthuende Begehrlichkeit des Hahns, unter brünstig sein die Neigung der Henne, sich hinzugeben; Balzplatz ist die Örtlichkeit; Balzfedern (Balzstifte) sind kleine hornartige Fransen an den Seiten der Zehen; Balzsprung ist der vom Hahn in der Verzückung auf ebener Erde produzierte Sprung. Zu Baum fliegen heißt aufbaumen, das Gegenteil drückt man durch abbaumen (abbäumen, sich abschwingen, abstreichen, abstieben, abreiten, abstehen, abstoßen) aus. Der Hahn betritt (oder tritt) die Henne; Gelege ist die vollständig gelegte Eierzahl; die Jungen fallen aus den Eiern und laufen aus dem Nest; wenn sie fliegen können, so sind sie beflogen (oder flucht bar); alle zusammen bilden ein Gehecke, Alte und Junge ein Volk (oder Kette); die Henne gluckt die Jungen, wenn sie dieselben zusammenlockt, und gockt den Hahn, wenn sie ihn warnt. Bei Beginn der Paarungszeit tritt der Hahn auf die Balz oder bezieht sie und läßt nun am frühen Morgen gewisse zusammenhängende Töne hören, welche man Balzarie nennt und in vier Balzschläge teilt (s. S. 28), die der Hahn ununterbrochen hintereinander hören zu lassen pflegt; hält er jedoch plötzlich an, so setzt er aus (verschweigt, hält inne, veriert). Im Anfang der Balzzeit ist es ihm noch nicht rechter Ernst; doch nach und nach balzt er sich ein, und mit zunehmendem Trieb wird er hitzig. Späht er mit langem Hals mißtrauisch umher, so macht er sich lang oder macht langen

Hals und schiebt die gespreizten Flügel und Federn zusammen (streicht ein); zeigt er bei schlechtem Wetter oder infolge Störung ꝛc. wenig Eifer, so ist er launisch, mißtrauisch, zaghaft; fängt er mit dem Balzsatz an, so spielt er ein, oder er meldet gut oder schlecht, je nachdem. Balzt der Hahn zu ebener Erde, so ist es eine Bodenbalz, auf dem Baum, Hochbalz. Unter Platzhahn versteht man den stärksten Hahn auf dem Balzplatz, welcher etwaige Nebenbuhler vertrieben hat, wobei es arge Raufereien absetzt. Beim Schleifen des Hahns muß ihn der Jäger anspringen; wenn ihm dies mißglückt, so verspringt oder vertritt er ihn; jagt er jedoch einen Hahn auf, den er vorher gar nicht bemerkt, oder aus sonstiger Unvorsicht, oder einen, der ihn hindert, an den Balzhahn heranzukommen, so tritt er ihn ab, und fliegt alsdann der Hahn vom Erdboden auf, so steht er auf (oder nimmt sich auf). Gegen Abend fliegt der Hahn auf seinen Nachtstand, nachdem er am Tag hier und da geäst hat, und gibt, nachdem er sich eingeschwungen hat, einige rauhe, würgende Töne von sich, die für die nächste Morgenbalze ein gutes Zeichen sind, und man sagt: er würgt, worgt oder kröpft. Balzt der Hahn, ohne die Hennen zu betreten, so nennt man dies kalte Balz; umläuft er begehrlich die Hennen, so klatscht er, angeschossen auf dem Boden liegend schlägt er. Der Jäger verhört den A., wenn er dessen Stand aus dem Balzen oder Worgen festzustellen sucht. Alles Federwild, dessen Flügel zerschossen wurde, ist flügellahm; wenn es nur einen Streifschuß erhielt, gefedert. Die schöne stahlgrüne Brust des Auerhahns heißt Schild, auch bei der Henne der rostrote Brustfleck; mit Spiegel bezeichnet man den weißen Schulterfleck. Der Federwechsel heißt Mauser (oder Rauhen), wie bei allen Vögeln; hat er das frische Kleid angethan, so hat er verfedert.

Beschreibung.

Länge des Hahns 100—110 cm, Breite im Flug 114—140, Spiel 36 in der Mitte, am Rand 26, Fuß 7,5, Schnabel 5 cm, Durchschnittsgewicht 5—6 kg. Die Länge der viel schwächern Henne 60 bis 70 cm, ihre Breite 100—115 cm, ihr Gewicht 4 kg. Mittelzehe des Männchens 8,8 cm inkl. Nagel, des Weibchens 6,6 cm. Der A. ist ein starker, imponierender Vogel mit vorherrschend dunklem Gefieder. Kopf und Hals dunkelblau mit grauem Anflug und schwarzen Schaftstrichen; der ganze Rücken schwarz, mit feinen grauen Punkten und Zickzacks wie besäet; an der Kehle ein etwa 5 cm langer schwarzer Bart von straffen Federn, Stirn schwarz, Schultern und Flügel dunkelbraun mit schwarzen Zickzacks, auf dem Flügelbug ein weißer Fleck; Kropf schwarz mit schönem grünen Metallschimmer; Brust schwarz mit weißen Spitzensäumen, in den Flanken grau geschmitzt; Hinterleib schwarz und weiß gefleckt; Schwingen bräunlich-schwarzgrau; das große, 18federige schwarze Spiel hat unregelmäßige weiße Flecke, welche auf dem ausgebreiteten eine oder zwei Bogenlinien bilden; obere Schwanzdecken schwarz mit weißen Endsäumen. Die Henne ist auf Kopf und Hals und der ganzen Oberseite rostgelblich mit schwarzbraunen Querzeichnungen, welche auf dem Spiel ebensolche Binden darstellen, auf der trübweißen Kehle braungraue Flecke, Kropf rostbräunlich mit weißlichen Spitzensäumen, Brust etwas dunkler, auf jeder Feder eine schwarze Querbinde und weiße Spitze, welch letztere sich auf dem gleich gefärbten Unterleib vergrößert. Die Dunenjungen sind rostgelblich mit zwei braunen Längsstreifen auf der Stirn und je einem über dem Auge, ein dunkler Längsstreifen zieht sich über Genick und Hals. Der rostbräunliche Rücken ist schwarzbraun gefleckt, Unterseite blaßgelblich. Bei weiterm Federwechsel tritt beim Hahn bald eine schwärzliche Färbung hervor, während bei der Henne die roströtliche vorherrschend bleibt. Der beim Männchen sehr starke, hakenförmig abwärts gebogene Schnabel ist trüb gelblichweiß, beim Weibchen grauschwarz mit hellern Schneiden. Über den Augen beider rote, warzige Auswüchse (»Karunkeln«, auch »Rosen« genannt), welche bei dem Hahn, 4—5 cm lang, das obere Augenlid umgeben, bei der Henne viel kleiner sind.

»Der A. (Urhahn, Hauerhahn, wilde Truthahn, Brummhahn) ist ein Ureinsasse des Waldes (vgl. v. Riesenthal, Weidwerk), wie der Auerochs, der Elch, der Edelhirsch; der Urhahn verlangt nach dem Urwald, er haßt den Menschen und sein Getriebe, weshalb er auch im Forst nach und nach vergeht, wenn nicht Mutter Natur ihm noch Stellen anzuweisen vermag, wo der Mensch mit seiner Qual wenig oder nichts ausrichten kann. Daher wird er sich im unwirtlichen Gebirge noch lange halten können, nachdem er in der Ebene längst verschwunden sein wird; wir sagen ‚können', d. h. wenn und solange eine starke Weidmannshand seine Hege und Pflege übernehmen und jenen Schießwütigen, den homo mortifer et pestifer, abhalten wird, sein greuliches Unwesen zu treiben wie anderswo, besonders in Schweden und Norwegen. Die Ebene kann ihm auf Dauer keinen Schutz gewähren, unzugängliche Brücher kann man trocken legen und andre ihm freundliche Dinge wegräumen, aber die unwirtlichen Felsen nicht, die kann man nicht abtragen, und selbst wenn man alles Holz verkaufen wollte oder könnte, die Ruhe jener Einöden und die ihm nötige Äsung verbleiben dem A., die Natur ruft dem Eindringling hier ein gebieterisches Halt entgegen; es liegt also lediglich am Menschen, sich diese Bundesgenossen dienstbar zu machen, zumal der verderbliche Strom der Zeit tiefer dahinrauscht und mit jenen Höhen wenig zu thun hat, wo man um das goldne Kalb zu tanzen allzuwenig versucht wird. Und kaum ein Tier des Waldes bedarf zu seiner Erhaltung den Schutz des Menschen wie gerade das Auerwild; mag der Hahn noch so scheu und einsiedlerisch den größten Teil seiner Zeit als echter Misanthrop verbringen, kommt die Liebe über ihn, so macht sie ihn blind wie kein andres Geschöpf, und seine Erlegung ist für den Sachverständigen nicht schwer, und die Henne auf den Eiern ist das Urbild naiver Dummheit oder mütterlicher Aufopferung, wie man es nennen und auffassen will; kurz, kein Wild ist menschlichem und tierischem Raubgesindel zugänglicher als das Auerwild. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, das bekundet der Urhahn drastisch, jener stolze Vogel mit den gemessenen Manieren, dem dunkeln vornehmen Kleide, der stolzen Unzufriedenheit und Unumgänglichkeit und seiner einfältigen, blindgeschlagenen Verliebtheit, und je älter, desto närrischer.«

Das Auerwild äugt und vernimmt sehr scharf, was schon manchem Jäger bei der Balz verhängnisvoll geworden ist, wenn die Henne mit ihrem »Gok gok!« dem Hahn den Standpunkt klar zu machen wußte; der Hahn schreitet ziemlich aufrecht einher, die Henne viel wagerechter, und wenngleich der Flug in gerader Richtung fördert, so ist er doch echt hühnerartig, d. h. bald ermüdend, mit unbehenden Wendungen und zum baldigen Einfallen auffordernd, daher der Hühnerhabicht mit wenigen Flügelschlägen seines Ziels, d. h. der Henne, gewiß ist: der Hahn ist ihm zu stark und schwer. Bei einem so hochgestellten Jagdtier wie der A. kam neben der wahrheitsmäßigen Schilderung natürlich auch der Aberglaube zur unliebsamen Geltung, nach welchem der A. keine Zunge habe und die infolge des Liebestaumels durch unregelmäßige Verdauung verdünnten Exkremente der Same seien, welchen der Hahn auf dem ungewöhnlichen Weg von hinten der brünstigen Henne vom Ast herab zuströmen ließe u. a. Die Erklärung liegt in dem losen Kehlapparat des Auerhahns, welcher nach dem Verenden mitsamt der Zunge in den Hals versinkt, vom Sachkenner zwar bald gefunden, vom Laien aber oft erfolglos gesucht wird; die Hennen haben diese Eigentümlichkeit nicht. Eine weitere Eigentümlichkeit des Auerhahns ist seine auffallend gewundene Luftröhre, welche in der Gegend des Kropfes, vor ihrem Eintritt in die Brusthöhle, zwei bogenförmige Krümmungen beschreibt, die, wenn durch den Tod des Hahns die ganze Luftröhre zusammensinkt, sich ringförmig zusammenlegen. Auch dieser abweichende Bau fehlt den Hennen. W. Wurm (»Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd«) hat in den Rosen des Hahns einen roten, abfärbenden Stoff festgestellt.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der Urhahn war selbstverständlich, als Deutschland noch Urwälder hatte, verbreiteter als jetzt, und wenngleich er in vielen Waldgebieten der Ebene verschwunden ist, wie wir schon erwähnten, so ist er in den Gebirgswäldern noch keine seltene Erscheinung und dank dem weidmännischen Interesse gekrönter Häupter wie reicher Grundbesitzer für jetzt wenigstens noch vor dem Aussterben gesichert; möge der schützende Berggeist seine Hände noch lange über diesen so vielfach verfolgten und begehrten Vogel ausstrecken. Er kommt jetzt noch mehr oder weniger zahlreich vor in den Gebirgswäldern von Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Krain, Tirol, Salzburg, in den Schweizer und bayrischen Alpen, im Fichtelgebirge, Fränkischen Wald, Steigerwald, Spessart, Thüringer Wald, Harz, Odenwald, in den schlesischen Gebirgen, den Vogesen, Ardennen, Pyrenäen, Karpathen, im Kaukasus, in Schweden und Sibirien. Auerwildstände der Ebene gibt es in Niederschlesien, so besonders im Görlitzer Stadtwald (die Balz um das Malmitzer Jagdhaus war in früherer Zeit hochberühmt), in Westpreußen, Westfalen und andern Gegenden. Bei entsprechender Sorgfalt würde er sich vielleicht noch weiter verbreiten lassen, zumal Züchtungsversuche günstige Resultate gegeben haben, wenn er nicht in seinem Aufenthalt so heikel wäre, denn so wenig Ansprüche er an die Äsung macht, um so viel mehr an seine Umgebung; dichte Bestände und große Dickungen liebt er nicht, aber gemischte, mit alten Überständern, recht verkommene Plänterwälder oder von Raupenfraß gelichtete Orte, ferner, wo sich Vaccinien, Wacholder und dergleichen Äsung bringende Gewächse ansiedeln, daher auch reine Kieferforsten, die liebt er und hält zäh an ihnen, wenn und solange nicht große Kahlschläge, die er über alles haßt, ihn vertreiben oder vielmehr verderben, da er nicht wandert. Auch große, einsame Brücher, wo Moosbeeren wachsen, wählt er zu seinen Ständen, aber keine größern Wasserflächen in nächster Nähe.

Lebensweise, Balz.

Der A. erinnert an den alten Keiler; wie dieser, führt er den weitaus größten Teil des Jahrs ein einsames, mürrisches Dasein, welches nur durch der Leidenschaft Drang unterbrochen wird, aber nach deren Befriedigung sogleich wieder beginnt, denn der Hahn kümmert sich nicht im geringsten weder um die brütende Henne noch um das junge Völkchen, er hat, wie ein Pascha, am Genuß genug. Der Hahn äst fast ausschließlich Knospen und zartes Grün von allerlei Gewächsen, von Nadelhölzern besonders Kiefern, und wie sein Wildbret danach beschaffen ist, kann man riechen, wenn er als Schaugericht auf den Tisch kommt; nur gelegentlich nimmt er Schnecken oder kleine Insekten auf und verschluckt zur Verdauung viel kleine Steinchen, die durch diesen Prozeß ganz blank geschliffen erscheinen. Anders die Henne: sie äst fast ausschließlich animalische Kost, die sie emsig vom Boden aufliest, hackt Puppen und Maden unter dem Moos hervor, lehrt auch die Jungen diese Äsung suchen, und erst, wenn die Beeren reifen, wendet sie sich diesen zu, wie im Herbst den Eicheln und Bucheln; im Winter muß sie natürlich auch von Knospen leben, vergreift sich aber an den kiefernen am wenigsten. Es reduziert sich mithin die verschrieene forstliche Schädlichkeit des Auerwilds auf ein Minimum, im Gegenteil möchte man sie auf einseitige Beobachtung zurückführen, auf einige ausgezupfte Pflänzlinge auf Saatkämpen, während ihr nützliches Treiben eingehendere, leider aber meist fehlende Beobachtung erheischt. Bei sehr hartem Winter mit tiefem Schnee ziehen sich die Hähne in kleine Gesellschaften zu 4—5 Stück zusammen und stehen die Nacht hindurch gedrängt auf dem Ast, um sich gegenseitig zu wärmen, verlassen auch bei ungestümem Wetter ihren Hochstand zeitweise gar nicht, wozu sie auch keine Veranlassung haben, denn der Baum bietet ihnen die Äsung und der Schnee im Notfall die Tränke; unten aber harren ihrer manche Gefahren, denn sie können im tiefen, weichen Schnee schlecht umhergehen und auffliegen, und gerade bei solchem Wetter ist der Fuchs am thätigsten. Oft lassen sie sich jedoch auch in der Dickung förmlich einschneien und verwehen, so daß

sie von förmlichen Schneeschanzen umlagert und geschützt sind. Dieses durch Tage der Not gekittete Zusammenleben hält aber nicht lange vor; sobald das Wetter heiterer wird, erwacht schon die Selbstsucht, sie trennen sich bereits im Februar, beziehen ihre alten Balzstände und fangen auch bald an sich zu räuspern; aber wenngleich sie schon im März mitunter recht hitzig balzen, so ist doch auf Ausdauer nicht sicher zu rechnen, denn plötzlich verschweigen sie bei schlecht gewordenem Wetter wieder und fangen erst nach vielen Tagen wieder an. Die Gegend entscheidet hierüber mit ihrem zeitigen, resp. späten Frühjahr; doch kann man als Durchschnittszeit die vom Ausgang des März bis Ende April annehmen.

So verschieden die Balzzeit ist, so auch der Stand des Hahns. Freilich wählt er meist alte Bäume mit starken, wagerechten Ästen, auf denen er bequem seine Gänge und Stellungen produzieren kann; doch steht er auch oft auf einem jüngern Baum ganz zwischen den Ästen versteckt, er läßt sich eben nichts vorschreiben. Die Balzarie oder der Balzgesang besteht aus vier Sätzen oder Schlägen: 1) dem Knappen (oder Schnalzen), 2) dem Triller, 3) dem Haupt- oder Abschlag und 4) dem Schleifer. Manche Jäger ziehen »Knappen« und »Triller« in Einen Balzschlag zusammen und sprechen also nur von dreien. Der erste Balzsatz klingt wie »Klipp klipp klipp!« und kann gut verdeutlicht werden, wenn man in ein hölzernes, zersprungenes, trocknes Faß mit einem Stöckchen sanft klopft; diesem Ton schließt sich ein sehr kurzer Triller an; der nächste Satz ähnelt dem schnellen Entkorken einer Flasche oder dem Ton, wenn man sich mit dem Zeigefinger in den Mund fährt und ihn von der innern Backenseite schnell herausschnappen läßt; der letzte Satz klingt täuschend wie das Wetzen einer stählernen Sense an einem Schleifstein. Dieser Balzgesang ist aber keineswegs weithin hörbar und wird zum Heil des Hahns nur von einem geübten Ohr verstanden, trotzdem er schon am frühsten Morgen, noch bei tiefster Dunkelheit angestimmt wird, also bei größter Stille im Wald. Wenn die Morgendämmerung heraufzieht, balzt der Hahn am hitzigsten; vorher verschweigt er öfters. Während des Schleifens ist er wie taub und blind. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens baumt der Hahn zu den unten versammelten Hennen ab, setzt das Balzen zwar noch fort, macht lächerliche Sprünge und rennt, mit den Flügeln klatschend und sie nachschleifend, ähnlich wie der Haushahn um die Hennen, herum, kann aber doch dem brünstigen Hingeben der Hennen nun nicht länger widerstehen und betritt sie, kommt aber dabei oft in Verlegenheit und wird stark in Anspruch genommen, da jede gern zuerst an die Reihe kommen möchte; ist das Pulver verschossen, so schlägt er sich sehr reduziert in die Büsche, und ein bis dahin versteckter jüngerer Hahn übernimmt dann häufig die weitere Unterhaltung des Harems. Ein alter Platzhahn leidet schlechterdings keinen jüngern Nebenbuhler um sich und möchte vor Eifersucht bersten, rauft sich auch wacker um sein Eigentumsrecht; im Interesse der Fortpflanzung liegt es aber nicht, diese alten Paschas lange zu dulden, da sie die Hennen infolge mangelnder Kraft nur ungenügend betreten und vor lauter Eifersüchteleien und Raufereien oft gar nicht dazu kommen. Der Hahn hält sich nun am Tag versteckt, äst umher und schwingt sich gegen Abend auf seinem Balzbaum wieder ein, was sehr geräuschvoll, also weit hörbar, vor sich geht; er macht sich lang, würgt, balzt auch wohl zur Übung den Gesang einmal ab, geht aufgeregt auf dem Ast hin und her, drückt sich aber bald an den Stamm, steckt den Kopf unter die Flügel und entschläft. Oft fußt er zuerst auf einem tiefer stehenden Ast und überstellt sich nach und nach, bis er seinen Stand, etwa in ³/₄ der Baumhöhe, erreicht hat. Die Stimme alter Hähne ist rauher als die der jüngern. Im Ausgang April oder im Mai beginnt die Henne zu legen, nachdem sie sich dazu eine kleine Mulde ausgescharrt und oft genug eine so gefährdete Stelle gewählt hat, daß man über ihre Dummheit staunen muß; in der Nähe befahrener Wege, an einem Holz-

stoß sitzt sie mit der größten Seelenruhe auf ihren, je nach Alter, 6—12 Eiern; nur ihr vom Erdboden schwer zu unterscheidendes Kleid kann ihr einigen Schutz gewähren; 27—30 Tage brütet sie mit rührender Ausdauer und so fest, daß sie kaum die notwendigste Äsung zu sich nimmt, sich selbst der Losung enthält, die sich schließlich in großen Klumpen herausdrängt. Die den Eiern entfallenen Jungen laufen, kaum abgetrocknet, hinter der Mutter her, deren erster Gang zu einem Ameisenhaufen gerichtet zu sein pflegt, mit deren Puppen sie die kleine, muntere Schar regaliert. Die Jungen wachsen schnell heran, sind nach neun Wochen flügge und baumen alsdann neben der Alten; nach zwei Jahren sind die Hähne ausgewachsen, nach dem ersten Jahr aber, wie die Hennen, schon balzfähig.

Jagd.

Nur die Jagd auf den balzenden Hahn kann dem echten Weidmann Genugthuung bereiten, und man möchte beim Anblick eines anderweitig geschossenen Auerhahns unwillkürlich ausrufen: »Wie schade!« denn der zufällige Schuß auf den großen, so leicht zu schießenden Vogel im Flug oder gar im Sitzen ist doch nur Lehrlingsarbeit, der Hahn aber selbst faktisch zu nichts zu gebrauchen als zum Ausstopfen; das zähe Gericht spottet meist der mächtigsten Kinnladen wie des wütendsten Hungers, den obligaten Kiengeruch abgerechnet. Kennt man die Stände der »Hahnen«, wie süddeutsche Jäger sagen, nicht, so spüre man umher, wo man sie vermutet, namentlich im Schnee, und wird bald die Fährte finden, die bei Beachtung der gegebenen Zehenmaße gar nicht zu verkennen ist, und hat man diese, so schleiche man gegen Abend leise und gedeckt umher, horche auf das Einschwingen und das Worgen, orientiere sich dann einigermaßen und schleiche still davon. Am andern Tag geht man wieder hin und besieht die Örtlichkeit nun genau, sucht und ebnet sich einen Pfad zum Anspringen, bezeichnet ihn mit weißen, in den Boden gepflöckten Papierstückchen und achtet auf in der Nähe stehendes Hoch- oder Rehwild, welches eine verdrießliche Störung bereiten kann und daher vorteilhaft durch Umherschleichen verscheucht oder, noch besser, verschreckt wird. Eine scharf schießende Flinte, mit Schrot Nr. 2, auch 1, geladen, ist notwendig, die Kugelbüchse wegen oft noch mangelnden Lichts nicht zu empfehlen, um so mehr die Kartätschpatrone, welche auf 50 Schritt den Hahn, auch auf den harten Flügeln, sicher durchschlägt. Auch der Wind ist beim Anspringen wohl zu berücksichtigen, bei gutem Gewehr aber ist es ziemlich gleichgültig, auf welche Stelle man den Hahn schießt, obgleich ein Schuß von hinten, besonders zwischen die Läufe, weniger Widerstand findet; oft wird der Jäger der Wahl überhoben und muß schießen, wie es eben der Augenblick bietet. Manche Jäger klemmen sich ein Zündhütchen auf das Korn, um es dadurch kenntlicher zu machen, doch möchte ich von vielen Künsteleien abraten; bei gut angeschlagener Flinte nehme man den A. gut zwischen die Hähne und lasse ihn etwas aufsitzen, dann kommt er gewiß herunter. Alles die freie Bewegung Hindernde oder am Jagdzeug Baumelnde lasse man ja weg und richte sich nur so ein, daß man zwischen 2 und 3 Uhr morgens etwa 200 Schritt vom Stand angelangt ist; nun verhöre man, beruhige das durch angestrengten Marsch oder Bergsteigen wallende Blut, und hört man den Hahn, so schleiche man sich so nahe an ihn heran, daß man mit drei- bis viermaligem Anspringen in Schußnähe ist, was man am Tag vorher ausprobiert haben muß und zwar rücksichtlich etwaiger Windänderung von verschiedenen Seiten. Sowie der Hahn den Hauptschlag thut, macht sich der Jäger zu drei langen Schritten fertig, die er während des unmittelbar folgenden Schleifens vorwärts geht, nicht springt, daher es auch richtiger hieße: den Hahn »anschreiten«, als anspringen; mit dem letzten Schritt muß aber der Jäger in jeder noch so unbequemen Stellung regungslos verharren, denn der Hahn ist dann mit dem Schleifen fertig, und so taub und blind er während desselben war, so hat er jetzt ebenso viele Augen und Ohren am Leib als Federn; so wartet nun der Jäger bis zum nächsten

Schleifen, wo er dann abermals drei Schritt vorwärts geht und so lange fort wie nötig; ist er in Schußnähe, so spannt er beim nächsten Schleifen das Gewehr, wenn er es nicht vorzog, mit dem schußfertigen anzuspringen, in welchem Fall er nun Dampf macht, wobei wir ihm ein herzliches Weidmannsheil mit klarem Auge und ruhiger Hand wünschen. Hat man den Hahn zu nahe angesprungen, so ist es vorteilhafter, einige Schritte in derselben Art zurückzugehen, als sehr steil zu schießen, wobei ein Fehlschuß fast immer sicher ist. Merkt man, daß der Hahn launisch balzt und öfters verschweigt, so warte man, bis er einigemal hitzig gebalzt hat, und ereignet sich dies nicht, so lasse man ihn an diesem Morgen lieber ganz in Ruhe, weil man ihn allzuleicht verspringt. Es werden manche Jäger wie vom Fieber befallen, wenn sie den Hahn anspringen; diesen kann ich nur empfehlen, den Hahn einigemal ohne Flinte, bloß studierenshalber, anzuspringen; sie werden dadurch vertrauter mit ihm und ruhiger, auch wird ihnen die alsdann unbefangene Beobachtung des schwarzen Komikers gewiß viel Genuß gewähren; bei ruhiger Selbstbeherrschung und Kenntnis seiner Gewohnheiten wird man bald finden, daß die Jagd auf den balzenden A. zu den leichtesten gehört. Balzt noch ein oder der andre Hahn in der Nähe, so verhalte man sich nach dem Schuß ganz still, da jener denselben vielleicht beim Schleifen gar nicht gehört hat, daher auch noch angesprungen werden kann. Sind die etatsmäßigen Hähne abgeschossen, so bieten die etwa noch balzenden dem jungen Jäger eine kostbare Gelegenheit, sich im Anspringen zu üben; wird dabei einer vertreten, so thut es ja nichts, ist im Gegenteil bei Grenzhahnen sehr probat bezüglich uneingeladener Jagdgäste. Früher benutzte man Hunde, meist Wachtelhunde, den A. zu Baum zu treiben, wobei er, während er den Auerhahnbeller angaffte, geschossen wurde. Als zur hohen Jagd gehörig, wird der A. gestreckt, vom Weidloch nach der Brust etwa 8 cm aufgeschärft, dann schiebt man die rechte Hand oberhalb des Magens bis zur Lunge ein, zieht mit gekrümmtem Zeigefinger das Gescheide ohne Leber heraus, läßt das Geräusch darin und löst den Mastdarm mit dem Messer aus. Junges Auerwild ist ziemlich schmackhaft, ohne delikat zu sein.

Das Auerwild hat viele Feinde, besonders die Henne und der Nachwuchs, denen alles Raubgesindel, besonders der Hühnerhabicht, arg nachstellt. Der starke Hahn hat weniger Anfechtungen, zumal Steinadler und Uhu selten geworden sind und er sich vor starkem Haarraubwild wohl zu salvieren weiß, was freilich nicht ausschließt, daß ihn der Marder beschleicht und durch Verbeißen zum Verenden bringt; sein Hauptfeind ist der Mensch, aber gegen diesen wußte ihn die weise Mutter Natur durch seine nächtliche Balz zu schützen, denn balzte er am Tag, dann wäre er längst ausgerottet; aus dem warmen Bett aber in die dunkle, kalte Nacht hinaus- und vielleicht die steile Rollwand hinaufzustolpern, ist nicht jedermanns Sache.

Auerhahn, kleiner, s. v. w. Birkhuhn.

Aufbaumen (aufbäumen, aufholzen), einen Baum erklettern (von Marder, Katze, Eichhörnchen 2c.); von Vögeln: auf einen Baum fliegen.

Aufbrechen, ein Stück Wild, die Eingeweide 2c. aus demselben entfernen; wird bei allem Hoch- und Rehwild übereinstimmend ausgeführt (vgl. Edelwild, S. 97).

Aufbruch, das Gescheide und Geräusch, d. h. die Eingeweide, Herz, Leber, Lunge 2c., des Wildes.

Auff, s. v. w. Uhu.

Aufhaken, s. v. w. fußen, anhaken.

Aufheben, das Aufstellen des Jagdzeugs.

Aufholzen, s. v. w. aufbaumen.

Auflaufen lassen, s. Anlaufen lassen.

Aufnehmen, s. v. w. empfangen beim weiblichen Tier bei der Begattung. — Die Netze oder Tücher a., sie aufrollen, um sie wegzuschaffen. — Die Fährte a., das Auffinden und Verfolgen derselben durch die Hunde; von einem in Dressur befindlichen Hunde: das zu Apportierende aufheben. — Sich a. oder aufstehen, s. v. w. auffliegen.

Aufschärfen, das Trennen der Haut vom Wildbret, wenn man sich dabei des Messers bedient.

Aufschrauben, s. Schrauben.

Aufsetzen, das Herauswachsen der Geweihe, resp. Gehörne.

Aufsitzen, s. Abfallen.

Aufsitzen lassen, auf den untern Rand des Zielobjekts zielen; läßt man z. B. das Blatt eines Hirsches aufsitzen, so zielt man auf den untern Rand desselben.

Aufstehen, das Auffliegen der Feldhühner; bei kleinem Federwild sagt man aufstieben.

Aufstieg heißt die Stelle, wo der Marder hinaufklettert, z. B. an einer Wand (vgl. Absprung).

Aufstoßen (herausstoßen), den Hasen, s. v. w. aufjagen; der Hühnerhund thut dies an den Hühnern, wenn er aus Versehen mit dem Wind plötzlich unter sie gerät, ohne gestanden zu haben.

Aufthun, s. v. w. aufstoßen.

Aufzug, die in einer Brutperiode aufgezogenen Fasanen oder Feldhühner.

Auge, Benennung des Sehorgans bei den meisten Jagdtieren, oft auch beim Hirsch; gewöhnlich gebraucht man jedoch bei allem Hoch- und Rehwild den Ausdruck Lichte oder Lichter, bei den Raubsäugetieren Seher.

Augen, s. v. w. sehen, sowohl von Hunden, die auf das Auge suchen, wie Wind- und Hatzhund, als auch vom Wild, wenn es umherspäht.

Augensprosse, das unterste Ende am Edel- u. Damhirschgeweih (s. Edelwild, S. 81).

Aule, gemeine (Schleiereule), s. Eulen 12).

»**Aus!**« ruft man dem Hühnerhund zu, wenn er den apportierten Gegenstand loslassen soll.

Ausbeeren, das unbeabsichtigte Wegnehmen der Ebereschbeeren aus den Dohnen durch Drosseln, Rehe ꝛc., ohne daß sich erstere fangen.

Ausbrechen, von Sauen, Wölfen ꝛc., s. v. w. aus dem Treiben entkommen (vgl. Durchbrechen).

Ausfahren (ausfähren) sagt man vom Fuchs oder Dachs, wenn sie neue Röhren oder neue Baue ausgraben.

Ausgang (ausgehen) gebraucht man vom Dachs, wenn er zur Nachtzeit seinen Bau verläßt.

Ausgeben der Hunde, das Bellen auf der Verfolgung einer Fährte, gleichbedeutend mit Hals geben.

Ausgehen heißt mancherorten das Verfolgen einer Fuchs-, Hasen- oder Marderfährte auf dem Schnee, bis man das betreffende Tier gefunden hat. Vgl. Ausgang.

Ausgelegt sagt man vom Hirschgeweih, wenn die Stangen nicht steil und schräg, sondern im Bogen aufwärts geschwungen sind; stehen sie sehr weit voneinander ab, so nennt man es sperrig.

Ausgeschossen ist ein Gewehrlauf, wenn durch seine Benutzung das Eisen so dünn geworden ist, daß es zu platzen droht.

Ausgraben der Füchse, Dachse ꝛc., s. Dachs.

Aushalten (halten) sagt man vom Wild, welches vertraut den Jäger herankommen läßt, es hält dann gut aus oder hält, andernfalls nicht. Vor Eintritt ungestümen Wetters pflegt manches Wild sehr scheu und unstät zu sein; ist es dies ohne genannte Veranlassung und gegen seine sonstige Gewohnheit, so darf der Jäger auf Beunruhigung durch Wilddiebe schließen und hat danach seine Maßregeln zu nehmen.

Ausheben. Um ein von den Hunden gedecktes (gefangenes) Schwein mit dem Hirschfänger, sofern es nicht lebendig verwendet, z. B. ausgesetzt, werden soll, abzufangen, hebt es, um die Gefahr für Jäger und Hunde zu verringern, ein starker Mann an den Hinterläufen in die Höhe, wodurch es ganz unschädlich wird, indem es, nur auf den Vorderläufen stehend, sich nicht bewegen kann. Geringe Schweine hebt stets Ein Mann aus, bei großen Sauen sind mitunter zwei Männer erforderlich, die Hauptsache dabei bleibt beherztes Zufassen und unverbrüchliches Festhalten der Hunde. Verfasser kannte einen so zuverlässigen Hund, daß der Jäger nicht allzustarke Sauen mit diesem allein an einem Hinterlauf aushob und abfing. Haben sich die Hunde an dem Schwein verbissen, so müssen sie abgebrochen werden.

Auslösen, in Schlingen, Dohnen gefangene Vögel herausnehmen, auch: den Fuchs und andres Raubzeug aus dem Eisen befreien.

Ausmachen, den Aufenthalt von Hirschen oder Schweinen durch Abspüren feststellen. Auch sagt man so vom Hühnerhund, wenn er die Hühner gut angezogen, gestanden u. rechtzeitig eingesprungen hat.

Auspochen, einen Marder oder Iltis, der auf Scheunenböden 2c. steckt, durch Lärm mit allerlei Instrumenten, besonders Kettengerassel, Sensenwetzen, Trommeln, Pfeifen, aus seinem Schlupfwinkel vertreiben. Es ist dies zwar ein sehr sicheres Mittel, das Tier zu erlegen, wenn gute Schützen richtig angestellt sind, aber mit der größten Vorsicht auszuführen, da häufig Unglücksfälle vorkommen. In einem solchen Fall z. B. trug einer der Auspochenden eine Pelzmütze, sah durch eine Luke und wurde von dem vorgestellten Schützen in der Hitze des Augenblicks auf den Kopf und totgeschossen, indem ihn dieser für den Marder hielt.

Ausräuchern, einen Marder oder Fuchs. Bisweilen steckt der Marder in einem hohlen Baum, den man nicht fällen darf, so daß man dem Marder nicht anders beikommen kann, als daß man vor der Höhlung ein Schmauchfeuer anlegt, dessen Rauch diese erfüllt und somit den Marder zum Herausfahren zwingt, in welchem Fall er dann herabgeschossen werden kann. Es gelingt oft, aber nicht immer, denn er erstickt manchmal im Baum und wird nicht gefunden. Ebenso verfährt man mit dem Fuchs im Bau, den man nicht graben kann; ihn jedoch aus einer Notröhre auszuräuchern, aus der er nicht heraus kann und eines qualvollen Todes sterben muß, während man ihm doch anders beikommen kann, halten wir für grausam, daher unweidmännisch; man verpflöckt nämlich hierbei den Ausgang der Röhre durch Stäbe und läßt den Rauch in erstere eindringen, worauf man nach einigen Stunden den Fuchs verendet vor diesen Stäben findet.

Ausriß, die Spur des Hirsches im Augenblick des Anschusses.

Ausschlagen, das hohe Zeug, dieses vor dem Stellen auf dem Boden gerade auslegen, damit es sich nicht verdreht.

Ausschmauchen, s. v. w. ausräuchern.

Ausschütten, s. v. w. Junge werfen.

Ausschwingen, sich, s. v. w. abstreichen (s. d.).

Aussetzen, Wild, geschieht, indem man in wildleeren oder wildarmen Revieren angekauftes oder zu dem Zweck gezüchtetes Wild in Freiheit setzt, damit es sich dort halte und fortpflanze. Die erste Hauptbedingung des Gelingens ist eine Örtlichkeit, die dem Wild sowohl eine ihm durchaus zusagende und besonders reichliche, ihm angenehme Äsung als auch Ruhe vor Menschen und Raubzeug bietet. Vorteilhaft ist auch das A. fremden Wildes in besetzten Tiergärten, um das Blut aufzufrischen und der Inzucht, d. h. der stetigen Fortpflanzung von unter sich verwandtem Wild, vorzubeugen. – A., vom Auerhahn s. v. w. verschweigen.

Ausstieg, die Stelle, wo der Fischotter regelmäßig aus dem Wasser an das Land steigt; man erkennt denselben außer an den Spuren auch an der Losung und den Gräten der dort verzehrten Fische.

Ausstreichen (austreten, vertreten), die Fährten durch Verstreichen mit einem Strauchbesen oder durch Vertreten mit dem Fuß den Wilddieben oder aus andern Gründen unkenntlich machen.

Ausstreichen lassen, Flugwild eine gewisse Entfernung dahinfliegen lassen, ehe man schießt; es hat den Zweck leichtern Treffens, weil sich weiterhin die Schrote mehr ausbreiten, sonst auch, weil man auf zu große Nähe kleine Vögel zur Unbrauchbarkeit zerschießt.

Austernfischer, s. Regenpfeifer 7).

Austreten, s. v. w. ausstreichen.

Austrommeln, s. v. w. auspochen.

Ausweiden (auswerfen), das Gescheide eines Hasen mit Leber, Lunge 2c. herausnehmen, damit er nicht verderbe.

Auswerfen, s. v. w. ausweiden.

Auswirken, s. v. w. zerwirken.

Auswischen, irgend eine von den Jägern zu verfolgende Richtung im Wald kenntlich machen, was durch Umwickeln der Bäume mit Strohseilen oder durch Aufstellen von Strohwischen auf Stangen geschieht. Es ist dies bei Jagden, an denen im Revier unbekannte Schützen teilnehmen, oder für die nachfahrenden Jagdwagen notwendig. — Ein Gewehr a.,

es nach dem Schießen durch den mit Werg bewickelten Putzstock vom Pulverschleim reinigen; genügt dies nicht, so muß das Gewehr mit Wasser **ausgewaschen** werden.

Ausziehen, einen Zweig mit einem Widerhaken durch das Weidloch in den Leib eines Vogels stecken, um das Gescheide, Eingeweide ꝛc. herauszuziehen. Man konserviert dadurch Fasanen, Hühner ꝛc., welche aufbewahrt oder verwendet werden sollen, vor dem Verderben. — A. **der Jägerei zur Jagd**, s. v. w. auf die Jagd gehen.

Avosettsäbler, s. Säbelschnäbler.

Azzel, s. v. w. Elster.

B.

Bache, das weibliche Wildschwein (s. d.).

Bachwasserläufer (**punktierter Wasserläufer**), s. Wasserläufer 2).

Balbussard (**Balbuzard, Fischadler**), s. Adler 8).

Balg, das Fell von allem Raubwild und dem Hasen; das Fell des Bären dagegen heißt **Decke**, des Dachses **Schwarte**.

Balgbrett, ein Brett, auf welchem die Bälge frisch geschossener Raubtiere ausgespannt getrocknet werden, damit sie nicht verderben oder unansehnlich werden. Man benutzt dazu gewöhnlich abgehobelte Bretter, deren Kanten abgerundet werden, spannt den Balg, mit dem Haar innen, darüber, nagelt die Läufe fest und bestreut ihn mit Asche oder Alaun, bis er fast ganz trocken ist; dann stülpt man ihn während des Abnehmens um, ordnet das Haar etwas und hängt ihn an einem luftigen Ort zum Trocknen auf. Da die Bälge von verschiedener Größe sind, so gibt man dem B. am untern Ende eine Breite von etwa 30 cm, läßt es nach oben bis etwa 10 cm schmäler werden, und wenn es eine Länge von 150—180 cm hat, so hat es dann auch die verschiedenen Breiten für alle Fuchsbälge. Es ist nicht ratsam, die Bälge übermäßig zu weiten, um sie größer zu machen, denn der Händler wird es doch sogleich gewahr und zahlt für solche eher weniger als mehr, da die Haut dadurch an Haltbarkeit verloren hat. Für Marder und Iltisse müssen die Bretter natürlich schmäler sein, für starke Wildkatzen und Fischottern wird das Fuchsbrett verwendbar sein.

Ballhan (**Ballhahn**), ein ausgestopfter Birkhahn, den man während der Balzzeit auf einen Baumast oder sonst sichtbaren Platz stellt, damit er die balzenden Hähne anlockt, die ihn in ihrer Eifersucht für einen lebenden halten; diese Phantome werden in Rußland vielfach gebraucht.

Balz, Balzen wird der Akt, Ort und die Zeit der Begattung des Auer- und Birkwilds genannt.

Balzfedern (**Balzstifte**), kleine hornartige Fransen an den Seiten der Zehen der Auerhähne.

Balzplatz, der Ort, wo Auer- oder Birkwild mit Vorliebe zu balzen pflegt.

Balzsprung, der vom Auer- oder Birkhahn in der Verzückung auf ebener Erde produzierte Sprung.

Balzstifte, s. v. w. Balzfedern.

Balzzeit (**Falz-, Pfalzzeit**), die Periode, in welcher das Auerwild balzt.

Bandläufe (**Bandrohre**), Gewehrrohre, die aus schmalen Eisenstreifen zusammengeschmiedet sind; solche Rohre schließen besser und platzen viel seltener als gewöhnliche glatte, welche häufig so gebeizt werden, daß sie wie Bandrohre aussehen. Die **Drahtrohre**, welche aus Draht zusammengeschweißt wurden, werden noch höher geschätzt als die Bandrohre.

Bandweih (**Wiesenweih**), s. Weihe 2).

Bandwurm, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Bär (Ursus), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Bären. Der B. (U. arctos *L.*) gehört zur hohen Jagd, daher gelten die weidmännischen Ausdrücke vom Edelwild (s. d.), und nur folgende weichen ab: die Füße heißen **Branten** (Pranken, Tatzen); schreit er, so **brummt er**; er **geht von** oder **zu Holz**, **erhebt sich** und **verläßt sein Lager** oder **Loch**, **erniedrigt sich**, wenn er sich niederlegt, und geschieht

dies im Winterlager, so schlägt er sich ein, schlägt mit den Vorderbranten seinen Feind ab oder nieder. Die Begattungszeit heißt Bärzeit, in welcher also der B. bärt, worauf die Bärin Junge bringt oder setzt, welche bis zum vollendeten dritten Jahr junge Bären, bis zum sechsten Jahr Mittelbären, nachher Hauptbären heißen. Bärwild wird nicht wie Hochwild aufgebrochen, sondern aufgeschärft, die Haut oder Decke abgeschärft.

Beschreibung. Gebiß 40 Zähne. Von den Vorderzähnen ist der äußerste im Ober- und Unterkiefer der stärkste; die Lichter (Augen) klein, mit nacktem Rand, Gehöre (Ohren) etwa 1/8 der Kopflänge und länger als die Blume (Schwanz). Branten fünfzehig, auf der Sohle hinter der Zehenwurzel ein fleischiger Ballen; Blume in den Haaren versteckt. Die Färbung des Bären wechselt von Braunschwarz (der sogen. schwarze, früher als besondere Art angesehene B.) bis Fahlbraun oder Grau; die Jungen haben gewöhnlich einen weißen Halsring, der sich bei vielen bis ins Alter erhält. Länge eines starken Bären 2 m, Höhe am Widerrist 1—1,25 m, Gewicht 150—250 kg. Die Bärin ist schwächer und geringer an Gewicht, im übrigen ist die äußere Erscheinung unsers Petz allbekannt. Schon in der Tiersage wird der B. als ein plumper, ungeschlachter, geistig nicht gerade sehr begabter Bursche hingestellt, und der einzige ihm gezollte Respekt liegt wohl in den Branten, vor deren näherer Bekanntschaft jeder sich männiglich hütet, denn einige Hiebe von ihnen mit darauf folgender Umarmung vermögen einen Ochsen zu fällen und ihm die Rippen krachen zu machen. Aus dem kleinen, stets mürrischen Auge blitzen Tücke und Feindseligkeit; mürrisch frißt er seinen Raub, mürrisch erniedrigt er sich, mürrisch erhebt er sich, und mürrisch tanzt er nach des Führers Trommel, worin einzig und allein die kindererfreuende Komik liegen kann, wie ja auch ein mit widerwilligem Gesicht tanzender Mensch den Humor wachruft. Mit wackelndem Kopf geht er seinen Weg, doch bei dem geringsten verdächtigen Geräusch, der leisesten Witterung belebt sich die plumpe Gestalt, und mit unfehlbarer Sicherheit findet sie den verendeten Hirsch oder das gefallene Stück Vieh, den leckern Schmaus. Er ist Meister im Klettern und Schwimmen, trabt schneller und dauernder, als man ihm zutraut, und holt in der Flucht ein Rind oder ein nicht schnelles Pferd bald ein, wenngleich er sie freilich lieber beschleicht.

Verbreitung, Aufenthalt. Früher über den größten Teil Europas verbreitet und in Deutschlands Urwäldern heimisch, hat ihn die Kultur auf die unzugänglichern, weniger bevölkerten Gegenden zurückgedrängt. Er kommt jetzt noch vor in den Pyrenäen, Alpen, Karpathen, im Balkan, Kaukasus, Ural, im hintern Polen, in Rußland und Skandinavien; daß er gelegentliche Abstecher in die Nachbarschaft obengenannter Örtlichkeiten macht, liegt wohl nahe, und Nahrungsmangel ist dazu die Hauptursache. Öde Waldmassen der Ebene, schwer zugängliche Gebirgszüge sind seine Heimstätten; dort verschnarcht er in Höhlungen oder unter Baumstürzen den Tag, um gegen Abend dem Fraß, resp. der Äsung nachzugehen.

Lebensweise, Bärzeit. Es ist bekannt, daß der B. der Pflanzenkost ebenso zugethan ist wie der animalischen; zunächst strebt er nach der erstern, und erst, wenn er die letztere zu würdigen gelernt hat, wird aus dem im allgemeinen friedlich gesinnten Tier der gefährliche Räuber. Beeren, Baum- und Erdmast, der Hafer, wenn er in der Milch steht, der Mais, wo er ihn ankommen kann, der Honig, nach dem er viele Meilen weite Wege geht, sind seine Hauptkost, und bei ihr ist er der gute Petz, welcher der kleinen Beerensammlerin mit harmloser Gemütlichkeit den Erdbeerkorb leert, ohne ihr ein Haar zu krümmen; hat er aber öfters Fallwild oder Vieh gefunden und an ihm Geschmack gewonnen, hat er erst ein Rind oder eine Ziege geschlagen, ist mit dem Fressen der Beute der Appetit gekommen, alsdann trachtet er nach mehr und wird nach und nach zum grimmen Bären, der das Vieh auf der Weide beschleicht, die Stallthür erbricht oder das Dach abreißt und mit dem Raub in der Brante mit größter Ruhe zum Dachstuhl hinaus-

steigt und am ruhigen Orte den Fraß vollführt. Mit wütendem Gebrumm springt er zwischen die Herde, versprengt sie und verfolgt ein Stück, bis es seiner Ausdauer erliegt. Hat er vor Beginn des Winters in einer Höhle, unter gestürzten Baumstämmen oder andern Gelegenheiten eine ihm gefahrlos scheinende Zuflucht ermittelt, was er durch sorgsames, oft wiederholtes Sichern feststellt, so schlägt er sich bei ernster Kälte ein, läßt sich bisweilen gänzlich verschneien und schläft nun mitunter 3—4 Monate, ohne sich zu rühren, »saugt« jedoch keineswegs »an den Poten«, wie der würdige Raff in seiner »Naturgeschichte für Kinder« versicherte. Tritt Tauwetter ein, so erwacht er gelegentlich und macht kurze Gänge zu Fraß und Tränke. Bald nach seinem Erheben häuten sich seine Sohlen, wodurch sein Gang unsicher und wohl nicht schmerzlos ist, daher er zu dieser Zeit mehr als je verdrießlich und bös ist. Während seines tiefsten Schlafs im Hochwinter stört ihn selbst das Geräusch fallender Bäume in seiner nächsten Nähe nicht.

Im Mai bis Juni ist die Bärzeit; der Beschlag erfolgt oft und nach Hundeart, also nicht, wie der Übersetzer des Albertus Magnus sagt: »Der Beer treibt unkeuschheit, nicht wie andere Thier, sondern als der Mensch und Affen«. Die Bärin geht etwas über sechs Monate tragend, setzt meist zwei, seltener drei Junge von der Größe einer Ratte und sehr formloser Gestalt, bereitet ihnen in ihren vier zusammengelegten Branten eine warme, sichere Lagerstätte, verläßt sie während der ersten zwei Wochen gar nicht und verteidigt sie mit beispielloser Wut gegen Feinde. Sie sind vier Wochen blind, gehen erst nach etwa acht Wochen und ergötzen dann den Beobachter mit ihren komisch-täppischen Bewegungen, Spielen und Gebärden.

Jagd. Selbstverständlich spielten in frühern Zeiten die Hunde bei der Bärenjagd die Hauptrolle; sie suchten den Petz auf, jagten, stellten und packten ihn, bis der Jäger mit dem Jagdspieß zu Hilfe kam, und namentlich erwarben sich die Bullenbeißer, wie wir sie noch heute sehen, den ausschließlichen Namen der Bärenbeißer oder Bärenhunde. Neben diesen übrigens sehr schwer zu behandelnden und sogar gemeingefährlichen Hunden hatte man die Wildbodenhunde, scharfe, mittelgroße Köter von dunkler Herkunft, so daß solche Koppeln die verschiedenartigsten Formen und Physiognomien aufwiesen, aber in ihrer Bravheit, Ausdauer und Lust zum Packen sehr übereinstimmten; man hat sie in Rußland und Ungarn noch heute, und ihre ganze Lehrzeit besteht in der Gewöhnung, angekoppelt nebeneinander zu gehen und sich möglichst wenig untereinander anzufallen, dank der stets bereiten Peitsche der sie führenden Jäger. Hat man einen Bären eingekreist, so wird der Ort mit Schützen umstellt, zwischen welchen man die Hatzen verteilt, und nun läßt man eine oder zwei Koppeln der leichtesten Hunde auf der Fährte oder unter Wind den Bären anjagen; sie werden bald laut und jagen den vor ihnen flüchtigen Bären; die Schützen stehen nun still und in gespanntester Erwartung der kommenden Dinge, meist zu zweien auf einem Posten, damit sie sich gegenseitig unterstützen können, denn der von den Hunden gedrängte B. wird bald sehr bös; hört man aber an dem Standlaut der Hunde, daß sich der B. vor ihnen gestellt hat, dann hetzt man eine oder zwei der schweren Hatzen auf den Reif den andern zu Hilfe, welche ihn dann bald packen und decken, worauf er mit dem Hirschfänger oder einem speerartigen Fangeisen auf den Stich abgefangen oder auch, wenn es angeht, erschossen wird. Daß bei solchen Jagden mancher Schütze und viele Hunde verunglücken, darf nicht auffallen einem so wehrhaften Tier gegenüber wie Meister Braun.

In Rußland machen Bauern ein Geschäft mit dem im Winterlager verkauften Bären. Nachdem sie ihn nämlich sicher abgespürt und dadurch sein Winterlager ermittelt haben, verkaufen sie die bezügliche Mitteilung an einen Liebhaber der Bärenjagd, welcher alsdann seine Freunde zur Jagd einladet und unter Führung der Bauern dem Meister Petz auf den Leib rückt, der, wenn er durch allerlei Mittel, als Schießen, Bewerfen mit schweren Holzstöcken ꝛc., endlich dem Schlaf entrissen und zur Erkenntnis seiner Lage gekommen ist,

furchtbar bös wird, und wenn er alsdann hoch aufgerichtet unter wütendem Gebrumm und die Branten aneinander schlagend auf einen der Schützen zuschreitet, so ist dies ein Moment, wo sich der Mann als solcher erkennen läßt. Die langen Lanzen und Fangeisen dienen zwar, den Bären anlaufen zu lassen, sollen aber doch weit gefährlicher aussehen, als sein, da sie Petz mit den Branten meist beiseite schlägt. Wenn er im Winter ausgeht, so kann man ihn auch durch Abspüren anschleichen und schießen, solange er seinen Feind nicht sieht, und ehe er angeschossen oder sehr pressiert ist, sucht er stets sein Heil in der Flucht. Man fängt ihn auch in Fallgruben, Schlagfallen von Baumstämmen, die ihn erdrücken, tötet ihn durch bewegliche Blöcke, die er wegzuwerfen meint, durch den Rückschwung aber sich selbst an den Kopf wirft, und manche andre auf Wahrheit oder Phantasie zurückzuführende, in Reise- und Jugendschriften geschilderte Methoden. Das Wildbret ist im allgemeinen beliebt, Tatzen und Schinken sollen sehr delikat sein, die Decke gibt prächtige Teppiche und Schlittendecken, wobei man mit den versilberten Krallen renommieren kann; auch als Pelz ist sie für den sehr von Wert, der die Kraft hat, ihn zu tragen.

Bär, Name des männl. Murmeltiers.

Barbieren (rasieren), einem Wildschwein, welches par force gejagt oder gehetzt werden soll, die Gewehre abstumpfen, damit es den Hunden weniger gefährlich ist.

Bären, das Begatten, Bärzeit, die Begattungszeit des Bären (s. d.).

Bärenbeißer, s. v. w. Bullenbeißer.

Bart heißen die Schnurrhaare des Hasen, Fuchses, der Katze u. a.

Barteule (Bartkauz), s. Eulen 8).

Bartgeier, s. Geier (S. 200).

Baßtölpel, s. Pelikane.

Bast, die von weichen Haaren bedeckte Haut, in welcher die Geweihe, resp. Gehörne der Hirscharten und Rehe erwachsen, und die nach vollendetem Wachstum von oben herab trocknet und vom Träger an Stämmchen abgerieben wird (fegen); deshalb nennen auch viele Jäger den B. Gefege.

Baßdohne, s. Drosseln (Jagd und Fang).

Bau, die unterirdische Wohnung der Füchse, Dachse, Katzen, Kaninchen, Iltisse etc., welche sich diese Tiere selbst auszugraben pflegen. Man unterscheidet Hauptbaue oder Mutterbaue, welche oft viele Röhren, d. h. Eingänge, resp. Ausgänge, haben und mit dem Kessel, dem eigentlichen Aufenthaltsraum, in Verbindung stehen; oft enthält ein solcher B. auch mehrere Kessel für verschiedene Familien; liegt solcher B. im Gestein, so kann er selbstverständlich nicht gegraben werden, aber auch im weichen Boden hat dies der vielen Röhren und unterirdischen Verbindungen wegen seine Schwierigkeiten. Ferner unterscheidet man Notbaue, die oft nur einzelne Röhren, Not- oder Fluchtröhren genannt, sind oder auch einen kleinen Kessel haben; sie werden nur zum gelegentlichen Quartier, selten zur Aufnahme der Jungen benutzt. Auch einzelne Biberpaare haben Baue; führen aber ganze Kolonien ihre wunderbaren Bauten im Wasser auf, so nennt man diese Burgen.

Baumen, s. v. w. aufbaumen.

Baumeule, s. Eulen 7).

Baumfalke (Lerchenfalke), s. Falken 6).

Baumgans (weißwangige Gans), s. Gans 4).

Baumgansente (Ringelgans), s. Gans 5).

Baumlerche (Heidelerche), s. Lerchen 2).

Baummarder, s. Marder 1).

Beckerle (Stummschnepfe), s. Schnepfen 4).

Befahren, s. v. w. gangbar.

Beflogen (oder fluchtbar) sind junge Hühner, wenn sie fliegen können.

Begehren, von Katzen s. v. w. ranzen.

Beijagen, wenig gebräuchlicher Ausdruck für eine Nebenjagd in Vorhölzern.

Beimle (Weindrossel), s. Drosseln 3).

Beinbrecher (weißschwänziger Seeadler), s. Adler 7).

Beitritt, gerechtes Hirschzeichen, wenn der Hirsch mit dem Hinterlauf neben die Spur des Vorderlaufs tritt; s. Edelwild.

Beizen heißt mit abgerichteten Falken, Habichten und Sperbern, seltener Adlern, verschiedene Vögel oder kleinere vierfüßige Tiere fangen.

Beizfalke (Wanderfalke), s. Falken 5).

Bekassine, s. Schnepfen 2).

Bekassine, kleinste (kleiner Strandläufer), s. Strandläufer 1).

Belaufen, sich, s. v. w. sich begatten; die Hündin beläuft sich mit dem Hund, wenn sie sich mit ihm begattet.

Belegen lassen, eine Hündin vom Hund befruchten lassen.

Bellen, die kurzen, kläffenden Töne, welche die Füchse in kalten Winternächten oder bei der Sorge um die Jungen ausstoßen; junge Füchse rufen auf diese Weise nach den Alten.

Bergamsel, s. Drosseln 6).

Bergdohle, s. Alpenkrähe 2).

Bergelster, s. Würger 1).

Bergeule, s. v. w. Uhu.

Bergfalke (Sakerfalke), s. Falken 3).

Berggeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Bergjäk (Tannenhäher), s. Häher 3).

Bergreiher, s. Reiher 3).

Bergschnepfe, s. Schnepfen 1).

Berliner Eisen (Schwanenhals), eine eiserne Falle (s. d.) zum Fangen des Raubzeugs.

Bernickelgans, s. Gans 4).

Beschießen, einen Teil, z. B. der Feldhühner, wegschießen; man sagt von solchem Volk: es ist beschossen. — Eine Jagd b., die Jagd überhaupt ausüben.

Beschlagen, der Akt der Begattung von seiten der Hirsche, Rehböcke, Keiler.

Bestättigen, mit dem Leithund, den man jetzt nicht mehr zu verwenden pflegt, den Stand eines Edelhirsches feststellen. Bestättigungsjagen hieß daher ein solches, in welchem die Anzahl der in ihm befindlichen Hirsche mit Hilfe der Leithunde vorher festgestellt, also bestättigt war. Diese Jagden sind jetzt nicht mehr üblich.

Besuchjäger, die mit der Leithundsarbeit (s. Bestättigen) vertrauten Jäger; Da auf ihrer Sachkenntnis der Erfolg der Jagden beruhte, standen sie in hohem Ansehen.

Betreten, die Henne, s. v. w. treten.

Bett, die Lagerstätte des Hoch- und Rehwilds; Lager, die eines einzelnen Wildschweins auch des Hasen; Kessel, die Stätte, wo eine Rotte Sauen lagert; bei andern Jagdsäugetieren sagt man Sitz.

Betze, in einigen Gegenden die Füchsin und Hündin, letztere auch Döle oder Töle.

Beziehen, die Balz, dieselbe betreten, anfangen zu balzen (vom Auerhahn).

Biber (Castor), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der B. mit einer einzigen Art, C. fiber *L.*

Weidmännische Ausdrücke. Die Begattung heißt Brunft; er bringt Junge; die Wohnung eines einzelnen oder eines Paars heißt Bau, die ganzer Kolonien Burg; wo er regelmäßig ans Land steigt, ist sein Ausstieg, anderseits fällt er ins Wasser; er geht auf Äsung und schneidet dazu Stangen und Stämme ab; er wird totgeschlagen und hat einen Balg oder eine Haut.

Beschreibung. Gebiß 20 Zähne; Länge etwa 90 cm, des Schwanzes 30 cm; Gewicht 20—30 kg. Mit Ausnahme des Schwanzes kann man die Gestalt des Bibers gar nicht besser kennzeichnen als durch den Vergleich mit einer Ratte, die er in folio darstellt. Kopf rundlich, nach vorn verschmälert, mit stumpfer, gebogener Nase mit nackter Spitze; die sehr kleinen Seher haben senkrechte Pupille und dunkelblaue Iris, die Lauscher treten aus dem Balg kaum hervor. Der Hinterkörper verläuft ohne Absatz im schuppigen, glatten Schwanz, welcher, kürzer als der Körper, an der Wurzel behaart, auf der Endhälfte schuppig ist. Die Vorderzehen der kurzen, fünfzehigen Läufe sind vollständig getrennt, die Hinterzehen bis an die spitzen Nägel durch Schwimmhäute verbunden; unter dem Nagel der zweiten Hinterzehe eine eckige Hornplatte, einem zweiten Nagel ähnlich. Oberhaar hart, untere Hälfte grau, obere braun; Unterhaar sehr weich, graubraun; die Färbung im allgemeinen wechselt individuell von einer sehr dunkeln bis zu einer ganz hellen. Der B. geht auf dem Land zwar so ungeschickt wie kaum ein andres Tier, dennoch kommt er verhältnismäßig schnell vorwärts. Sein Element dagegen ist das Wasser, in dem er wie eine Blase schwimmt und sehr gewandt taucht; beim Schwimmen legt er die Vorderläufe an den Leib, gebraucht also nur die mit Schwimmhäuten versehenen Hinterläufe und den Schwanz als Steuer. Nahe am

After und den Geschlechtsteilen, innerhalb der Bauchhöhle, hat der B. zwei meist gesonderte Drüsen, welche Geilsäcke heißen und das berühmte Bibergeil enthalten, welches früher mit Gold aufgewogen wurde, weil es ein krampfstillendes Mittel sein sollte. Dieses Castoreum ist eine zähe, schleimartige, dunklere oder hellere Masse von penetrantem, wenig angenehmem Geruch und lang anhaltendem bittern Geschmack. — Die geistige Begabung des Bibers besonders hervorzuheben, ist unnötig; die wunderbare Berechnung, mit der die B. ihre oft großartigen Burgen anlegen, das Verständnis, mit dem sie den Wasserlauf beherrschen, und andre Verstandesproben stellen sie unbedingt in die erste Reihe der Tiere. Ihre Sinne sind sehr scharf, ihre Stimme ist eine Art Pfeifen.

Verbreitung, Aufenthalt, Lebensweise. Älian nannte den B. Castor, Plinius Fiber, woraus Linné die Benennung Castor fiber zusammenstellte. Einst in unserm Gebiet weitverbreitet, kommt er jetzt kaum noch in einzelnen Exemplaren in der Elbe und Saale bei Barby vor; was er verlangt, klingt wenig und ist doch zu viel, als daß es unsre Zeit ihm gönnte: Wasser, Holz und Ruhe. Das erstere könnte er haben, das Holz würden ihm die Forstleute streitig machen, die Ruhe verleidet ihm die zunehmende Bevölkerung und die ihr folgende Beunruhigung. Im östlichen Europa, in Rußland, Skandinavien, wo es eben noch menschenleere Weiden gibt, da kommt er noch vor, und aus Reisebeschreibungen sind ja die Biberkolonien Nordamerikas bekannt, die freilich auch infolge unablässiger Dezimierung mehr und mehr zusammenschrumpfen. Von der Lebensweise des Bibers weiß man verhältnismäßig wenig, da die Jäger, welche ihn beobachten konnten, nur nach seinem Balg trachteten, also ihn lieber totschlugen. Den Bau legt der B. dem Wasser so nahe an, daß der Schwanz von selbigem bespült wird; wie der Fischotter, schläft er gern im Sonnenschein auf kurzen, niedrigen Kopfweiden und rettet sich auf letztere bei Hochwasser. Die Burg hat 2—3 Stockwerke, dem Wasserstand entsprechend, jedes ist aus Knüppeln, Reisern, Schlamm und Lehm erbaut und verdichtet. Um die nötige Tiefe zu gewinnen, bauen die B. Dämme, und der Engländer Morgan sah einen solchen in Amerika von 200 m Länge und 2—3 m Höhe. Weiden und Pappeln, also Weichhölzer, schneidet der B. mit Vorliebe ab, beobachtet beim Fällen stärkerer Stangen Fall- und Windrichtung, damit er sich selbst nicht gefährdet; binnen 10 Minuten vermag er einen schenkeldicken Baum zu fällen, und sowie dies geschehen ist, verkleinert er ihn, schrotet die Rinde zum Äsen ab und verbaut das Holz. Das Weibchen bringt nach 16wöchentlicher Tragezeit 2—3 neun Tage lang blinde Junge zur Welt, welche bis zur nächsten Brunst bei ihm bleiben. Der B. gehört zu den Nachttieren, ein Umstand mehr, seine Beobachtung zu erschweren.

Jagd. Wenige unsrer Weidgenossen werden B. gejagt oder gespürt haben; die Spur soll vorn der eines Hundes, hinten wegen der Schwimmhäute einem Schwanentritt ähnlich sein. Wie alle seine versteckte Lebensweise teilenden scheuen Tiere, wird er viel mehr in Fallen und Netzen gefangen, als geschossen, worüber Reisebeschreibungen Auskunft geben. Das Pelzwerk, dem das Oberhaar vorher ausgerupft zu werden pflegt, ist sehr gesucht, daher teuer.

Biberente (großer Säger), s. Säger 1).

Bienenfalke (Wespenbussard), s. Bussarde 3).

Birkfuchs, s. Fuchs (S. 180).

Birkhuhn (Tetrao tetrix *L.*; kleiner Auerhahn, Heide-, Laub-, Spiel-, Moos-, Brenn-, Schildhahn), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Auerhahn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig). Weidmännische Ausdrücke dieselben wie beim Auerhahn.

Beschreibung. Länge des Hahns 58 cm, Spiel 16,8, Schnabel 1,6, Fuß 4,5 cm; die Henne ist viel kleiner. Der allgemein bekannte Hahn hat eine schöne schwarzblaue, metallisch glänzende Färbung, die mittlern Flügeldeckfedern sind rostbraun, auf dem Bauch einige weiße Flecke, ein solcher stets über dem Flügelbug, meist auf dem Hals, dem Unterrücken und der Schwanzwur-

zel; untere Schwanzdecken weiß; Schwingen stumpf schwarz, die großen mit hellen Säumen, braun punktiert, auf dem Flügel zwei weiße Binden; von dem tiefschwarzen 18federigen Spiel sind die vier äußern Federn leierförmig in gleicher Ebene ausgebogen; die weißen Schwanzdecken der Unterseite reichen bis an die Spitze der mittlern Spielfedern; Kehlfedern nicht verlängert; die Rosen ragen zur Balzzeit bis über den Scheitel empor; Iris braun, Schnabel schwarz, bis an die Nasenlöcher ein schwarzer Federrand; Lauf und Zehen braun, der obere Teil weißlich. Die Henne hat ein der Auerhenne ähnliches Gefieder, Kopf und Hals dunkel rostgelb mit schwarzbraunen Querflecken; Kehle heller, Kopf dunkler mit schwarzen Wellen, wie die Brustseiten; Flügeldecken rötlich-schwarzgrau, untere Schwanzdecken weiß; Zehen braun, Läufe graubraun; Schnabel dunkel hornfarbig; Iris braun, Rosen schwach. Sie unterscheidet sich sicher an dem deutlich ausgebogenen Spiel, welches rostrot mit schwarzen Querzeichnungen ist. Die Nestjungen sind roströtlich und schwarzgrau gefleckt, auf der Unterseite einfarbig rostgelblich-weiß und erinnern an die Weibchen. Der Birkhahn ist zwar viel kleiner als der Auerhahn, ihm jedoch in prachtvoller Färbung, in dem schönen Spiel und in geschmeidigerer Haltung bei weitem überlegen; seine Sinne sind mindestens ebenso scharf, und mag er noch so tief in den Balztaumel versunken scheinen, er äugt und vernimmt alles, was um ihn herum vorgeht, läßt sich daher auf dem Freien niemals ankommen, fliegt schnell und anhaltend davon, und wenn für den kundigen Jäger das Ankommen an den balzenden Auerhahn wenig Schwierigkeiten hat, so gehört das Beschleichen des Birkhahns stets zu den hervorragendsten Jägerstücklein. Ist Birkwild aufgethan, so streicht es meist weit weg.

Verbreitung, Aufenthalt. Das Birkwild gehört dem Norden an, und mag es immerhin auch im südlichen Europa vorkommen, so doch nur vereinzelt; je höher nach Norden, desto zahlreicher findet es sich. Wenngleich zu den Waldhühnern zählend, liebt es doch den dichten, trocknen Wald weniger als öde, moorige, mit Vaccinien und Torfgewächsen besetzte Flächen, vornehmlich Birkengestrüpp, dessen Knospen es sehr nachgeht, und wie es sich nördlich verbreitet, steigt es auch vertikal über die Baumvegetation hinauf.

Lebensweise, Balz. Das B. ist zwar im allgemeinen Standwild, wird jedoch plötzlich ohne sichtbare Veranlassung von Wanderlust erfaßt, so daß es verschwindet, um an anderm Ort aufzutauchen; es lebt geselliger als das Auerwild, in Ketten bis zu 20 Stück beisammen, äst die verschiedensten Strauchknospen, Beeren, Sämereien, Getreidekörner, Bucheln, Eicheln, gern Ameiseneier, andre Insekten groß und klein und macht sich entschieden nützlich, da es auf seinen Standorten forstlich kaum schädlich werden kann. Im März trennen sich die Ketten, da die Hähne anfangen, eifersüchtig, daher zänkisch zu werden; die Hähne beziehen ihre wahrhaft trostlosen Balzplätze und beginnen nun tüchtig zu raufen, bis die stärksten sich ihren Platz errungen haben; aber so wütend sie auch aufeinander losfahren, so unblutig ist der Verlauf — Federn stieben zwar umher, aber ans Leben geht es nie. In der Regel gesellen sich 4—5 Hennen zu einem Hahn, der nun Mühe genug hat, ihr Verhalten zu überwachen, da stets schwächere Hähne in der Nähe umherlungern, um im geeigneten Moment dem rechtmäßigen Besitzer Hörner aufzusetzen, selbst wenn es noch einige Federn mehr kosten sollte. Der Hahn balzt nur ausnahmsweise auf Bäumen, meist auf der Erde und zwar vom April bis in den Mai hinein; mit grauender Dämmerung streicht er vom Nachtstand auf den Balzplatz und beginnt nun bald seinen aus zwei Sätzen bestehenden Balzschlag; zuerst kollert er, ähnlich dem Glucken einer sich entleerenden Flasche, dann zischt (süddeutsch: grudelt, bläst) er, was wie »Tschiooo-zich!« klingt, mit dem Ton auf der Endsilbe. Dabei schlägt er Rad wie ein Truthahn, rennt wie nicht klug umher, dreht sich wie ein Kreisel, springt meterhoch und gebärdet sich höchst lächerlich; obendrein zwingt ihn die Eifersucht stets zur Beobachtung des Nachbars, er weiß

nicht, ob er sich der Liebe oder dem Kampf hingeben soll, unwillkürlich rückt er jenem näher, welcher das Gleiche thut, und endlich geht die Balgerei wieder los, ein erhoffter Moment für die schon genannten unbeweibten Lungerer. Spät in den Morgen hinein, bis etwa 8 Uhr, kann man das Kollern weithin vernehmen. Die Birkhenne verrät bei Anlage ihrer kunstlosen Nistgrube mehr Überlegung als die dümmere Auerhenne und deckt das Nest beim notwendigen Verlassen dicht zu, so daß die 8—14 denen des Auerhuhns sehr ähnlichen, 50 : 35 cm großen Eier schwer entdeckt werden; aber trotzdem vermehrt sich das Birkwild doch nur sehr mäßig, wenn ihm nicht ganz besonders energischer Schutz gegen das Raubzeug zu teil wird, denn außer andern Liebhabern stellen ihm Fuchs und Habicht unablässig und zwar mit aufreibendem Erfolg nach. Selbst wenn sich die Jungen schon heben können, thun sie es nur ungern, sondern verlassen sich auf ihr allerdings sehr behendes und schnelles Laufen; das weiß Reineke, daher er plötzlich in das beschlichene Volk springt, es dadurch sprengt und nun auf die davoneilenden Hühnchen erfolgreiche Jagd macht, was auch Hühnerhunde sehr bald begreifen und ausführen; der Habicht holt natürlich mit wenigen Flügelschlägen ein B. ein, und man darf sich also nicht wundern, wenn man statt des erwünschten Zuwachses im Herbst den alten Bestand und viel mehr Hähne als Hennen antrifft, welch letztere dem Hühnerhabicht handlicher scheinen. Man kann ein Volk Birkhühner sehr leicht an dem fortwährenden flatternden Aufspringen einzelner Mitglieder erkennen. Zum Herbst ziehen sich die Hennen und jüngern Hähne in Ketten zusammen, baumen über Nacht gemeinschaftlich und suchen nun so gut wie möglich den Winter zu verbringen; alte Hähne thun sich mitunter gleichfalls zusammen oder bleiben allein.

Jagd. Wie beim Auerhahn, ist auch beim Birkhahn die interessanteste Jagd auf der Balz, doch von jener gänzlich verschieden; es handelt sich hier nicht um Anspringen 2c., sondern lediglich um einen bequemen Schuß aus der Hütte, denn da meist mehrere Hähne in der Nähe balzen und während des Balzens auch wohl noch fremde heranstreichen, mithin oft Schießgelegenheit ist, erbaut man sich auf dem Balzplatz eine oder einige künstliche Hütten aus dem Material der Umgebung und verbirgt sich vor Tagesanbruch in diesen; bald streichen die schwarzen Gesellen heran, und sobald einer in Schußnähe einfällt, wird Dampf gemacht, wodurch sich die andern oft gar nicht geniert fühlen, sondern ruhig in ihrem Treiben verharren, so daß man öfters zu Schuß kommt, wobei man gut thut, den geschossenen Hahn liegen zu lassen, denn zeigen darf sich der Jäger unter keinen Umständen, weil sonst das Idyll ein sofortiges Ende nimmt. Wer den Balzschlag und zwar den zweiten Satz gut nachzuahmen versteht, kann den Hahn sicher und bis in die unmittelbarste Nähe heranlocken, selbstverständlich wenn man sich gut gedeckt aufstellt, was Wilderer leider nur gar zu gut wissen. Wo die Hähne nur einzeln balzen, also Hütten zwecklos sein würden, bleibt, das Locken abgerechnet, nur Anschleichen übrig, was, wie schon erwähnt, ungemein schwierig ist, und man möchte meinen, der Birkhahn habe so viele Augen und Ohren an sich wie Federn; die vorzüglichste Deckung und ausgebildetste Kunst im Schleichen, die mancher freilich aus dem Grund versteht, ohne Jäger zu sein, werden allein die schöne Feder auf den Hut verschaffen! Hat man den gewöhnlichen Strich des Hahns ermittelt, so kann man ihn sich zutreiben lassen. Im Osten und Südosten bedient man sich eines ausgestopften Birkhahns oder ähnlichen Balgs mit großen nachgeahmten Karunkeln, des sogen. Balz- oder Ballhahns, um die Birkhähne heranzulocken, die man dann aus der Hütte oder sonstiger Deckung schießt. Das Volk hält den Hühnerhund zwar aus, doch läuft es gewöhnlich so schnell vor ihm, daß er gar geschwind sein muß, um es zum Aufstehen zu zwingen. Das Birkwild wird wie Auerwild aufgebrochen; jung schmeckt es recht gut, alt ist es ein Schaugericht, und das Spiel am Hute des Schützen mit der Erinnerung an einen glücklichen Jagdtag ist der einzige wirkliche Lohn.

Birsch (Birsche, Pürsch, Birschjagd), die Jagd auf Hochwild durch Anschleichen, Anfahren oder Anreiten (Birschgang, Birschfahrt oder Birschritt). Die B. ist die interessanteste, den Jäger am schärfsten prüfende Jagdart; bei Treibjagden kann mancher Schütze glänzen, der von der Jagd nur wenig versteht, wenn er nur sicher und ruhig schießt, auf der B. aber, wo der Jäger ganz auf seine Kenntnisse von den Eigenschaften des Wildes, auf seine Sinne, Überlegung und Kraft sowie Geistesgegenwart bei oft unerwartetem Zusammentreffen mit dem Wild angewiesen ist, zeigt sich seine Qualifikation. Einen Feisthirsch zu birschen, ist eine Examenaufgabe für einen, der sich Weidmann nennt, wobei sich dann die Erfahrung bewährt, daß viele berufen, aber, heutzutage namentlich, nur wenige auserwählt sind, wie es ja auch die Verhältnisse mit sich bringen. Wie man zu birschen hat, ist beim Art. »Edelwild« (S. 98) erschöpfend behandelt.

Birschbüchse, eine etwas kurze Kugelbüchse mit grober Visierung und Kernschuß auf 80—100 Schritt, der üblichen Entfernung, auf welcher man mit der Kugel nach dem Wild schießt. Die früher sehr gangbaren einfachen Birschbüchsen werden mehr und mehr durch die Büchsflinten verdrängt.

Birschfahrt, s. Birsch.

Birschhäuschen (Brunfthäuschen), ein kleines, mehr oder weniger bequem eingerichtetes Gebäude zur Herberge der Jäger auf großen Revieren; vorteilhaft ist eine einfache Stallung dabei für einige Pferde, um ihnen den unnützen Nachhauseweg zu ersparen, wenn sie z. B. am andern Morgen in der Frühe hier wieder in Thätigkeit kommen sollen.

Birschhörnchen, ein kleines, etwa zwölf Schuß Pulver fassendes Hörnchen, welches sich bequem in der Brusttasche ꝛc. tragen läßt, zumal man beim Birschgang nicht so viel Pulver braucht wie bei einer Flintenjagd.

Birschhund, s. v. w. Schweißhund.

Birschjagd, s. Birsch.

Birschjäger, ein lediglich zum Abschuß des Wildes und nebenher zu dessen Beaufsichtigung angestellter Jäger; selbstverständlich muß er besonders guter Schütze und fährtengerecht sein, wenn er seinen Posten zur Zufriedenheit ausfüllen soll. Früher hießen die B. Weidgesellen, waren sehr angesehen, wenngleich nicht so wie die Meisterjäger, und zogen bald an diesen, bald an jenen Jägerhof.

Birschpulver, das feinste und kräftigste Jagdpulver.

Birschriemen (Hetzriemen), ein Lederriemen, an welchem der Schweißhund gearbeitet (geführt) wird.

Birschritt, s. Birsch.

Birschschirm, ein leicht gebauter Schirm von Reisern ꝛc., den man besonders auf einem Brunftplatz aufstellt, um denselben besser übersehen und die etwa zum Abschuß bestimmten Hirsche auswählen zu können, eventuell um aus ihm zu schießen, obgleich solche Beunruhigung der Brunftplätze nicht ratsam ist. Er muß schon aufgestellt und verwettert sein, ehe sich das Wild auf dem Platze zusammenzieht, weil es sonst davor scheuen würde.

Birschsteg, s. v. w. Birschweg.

Birschstollen (Brunftstollen), unterirdische, in das Birschhäuschen führende Gänge. Man konnte durch sie zu jeder Zeit ungesehen an das schon zusammengetretene Wild gelangen. Sie sind längst nicht mehr im Gebrauch. Verdeckte, wenn auch nicht unterirdische Gänge, die auf Hochstände führten, sah Verfasser in einer bekannten Wildbahn; sie hatten allerdings einen gewissen Vorteil, indem sie aus dichtem Holz, worin es sich leicht und ungesehen schleichen ließ, bis auf die Kanzel führten.

Birschwagen, ein Wagen zum Anfahren des Wildes. Ob ein solcher elegant ist oder nicht, bleibt sich freilich gleich, nicht aber dessen Konstruktion. Sie muß vor allen Dingen ein ungehindertes und ungefährdetes Auf- und Abspringen gestatten, daher ein solcher Wagen an den Seiten offen sein muß; ferner muß er auf dem Fleck umdrehen können, und außerdem ist ein möglichst hoher Sitz für den Führer notwendig. Der als vortrefflich anerkannte B. des Verfassers hatte folgenden Bau: Er war ein mit Brettern ausgelegter Leiterwagen, an beiden Seiten ganz

offen, und die Leitern ragten hinten um zwei Sprossen, die nicht verkleidet waren, heraus, so daß dieser Teil Sitzraum genug für einen, sogar zwei Schützen hatte. Der Bocksitz war, vom Erdboden gerechnet, 1²/₃m hoch, so daß der Führer ziemlich weite Umschau hatte, und ruhte ausschließlich auf vier in den Boden eingelassenen eisernen Armen, so daß der Vorderteil des Wagens ganz hohl war und zwei Hunde bequem unter ihm Platz hatten, die bei schlechtem Wetter durch Deckenlager und die dicht anschließende Bockschürze warm und geschützt lagen und an einen der Arme angebunden wurden. Der Hintersitz ruhte auf Leisten an den Seitenwänden, so daß unter ihm gleichfalls hohler Raum für kleinere Hunde oder sonstige Bagage disponibel war. Auf dem Boden an beiden Seiten dieses Sitzes waren mit Filz gefütterte Lederschuhe angenagelt, in welchen die Gewehre standen, die an den obern Leiterbäumen an Kissen festgeschnallt wurden. Die Rückwand, welche diesen Hintersitz von dem freien Hinterraum abschloß, war äußerlich mit einer sie deckenden Ledertasche bekleidet, welche die verschiedensten Dinge aufnahm. Eine Bastdecke machte den Sitz auf dem Hinterraum behaglicher. Der Schütze konnte sich jeden Augenblick leicht herabgleiten lassen, wie man auch seitwärts, selbst im Trab, vom Wagen über das Tritteisen ohne jede Gefahr herabsteigen konnte. Die festgeschnallten, stets nach oben gerichteten Gewehre waren mit einem Ruck an der Schnalle des Kissens zur Hand, und war der Tag ein glücklicher, so prangte ein Hirsch oder Schwein oder sonstiges Wild in dem Hinterraum. Zur Konservierung des Wagens ging er auf derben Quetschfedern. Der Anstrich war graugrün mit etwas dunklern Leitern. Er konnte auf dem Fleck umdrehen. Wer sich solchen Wagen, der übrigens keineswegs kostspielig ist und dennoch auch zu andern Spazierfahrten sehr anständigerweise benutzt werden kann, nicht zulegen kann und auf gewöhnlichem Arbeitsleiterwagen birschen fahren muß, der setze beim Abspringen doch niemals die größte Vorsicht mit dem Gewehr aus den Augen, halte es möglichst hoch und, wenn thunlich, versichert, denn gerade bei diesem Abspringen ist schon manches schwere Unglück geschehen.

Birschweg (Birschsteg, Schleichweg), ein Fußsteg, den man sich im Holz möglichst ebnen und aufräumen läßt, um bequemern, resp. geräuschlosen Birschgang zu haben. Daß sie nach den Lieblingsständen des Wildes hinführen und dessen Wechsel gelegentlich kreuzen, ist selbstverständlich. Doch nicht allein den Fußboden läßt man reinigen, sondern auch in Mannshöhe überragende Äste wegnehmen, die teils die Aussicht benehmen, teils den Jäger veranlassen, sich durch Bücken oder Wegstreichen mit der Hand dem aufmerksamen Wild zu verraten.

Birschweite, s. Schießen.

Birschzeichen (Schußzeichen) beruhen auf dem Verhalten des Wildes nach empfangenem Schusse sowie auf Merkmalen in der Fährte. Ihre Kenntnis gehört zum notwendigsten Wissen des Jägers. S. Edelwild (Schußzeichen, S. 89).

Bisamvogel (Kormoranscharbe), s. Scharbe 1).

Bisten, der Ruf des Haselhuhns.

Blasen, s. v. w. zischen, heißt der zweite Teil vom Balzsatz des Birkhahns.

Bläßente, **Bläßhenne**, **Bläßhuhn** — s. Sumpfhühner 1).

Blaßweih (Steppenweih), s. Weihe 4).

Blatt, der schaufelförmige Knochen über dem Vorderlauf des Wildes; in bezug auf den Schuß (Blattschuß) versteht der Jäger darunter den Teil über dem Vorderlauf, welcher diesen Knochen umgibt. B. heißt auch eine Art Messer mit sehr schwerer, breiter Klinge, ähnlich wie es die Schlächter zum Auseinanderschlagen geschlachteter Schweine benutzen. Es wird beim Zerwirken des Wildes ganz ähnlich gebraucht, jedoch auch zum Blattschlagen, d. h. zum Bestrafen unweidmännischer Handlungen oder Reden. Der zum Blattschlagen Verurteilte muß sich über einen Hirsch legen, worauf er drei Schläge auf sein Hinterteil mit dem B. erhält; die Jägerei schließt einen Kreis um die Szene, und der Exekutierende ruft beim ersten Schlag: »Dies ist für meinen Für-

sten (Grafen 2c.) und Herrn!«, beim zweiten: »Dies ist für Ritter, Reiter und Knecht!«, beim dritten: »Das ist fürs edle Jägerrecht!« Nachdem die Exekution vorüber, lüftet die Jägerei die Hirschfänger und stößt einen Jagdschrei aus. Selbstverständlich liegt in dieser Strafe durchaus nichts Entehrendes, im Gegenteil dient sie vornehmlich zur weidmännischen Kurzweil. Vgl. Blatten.

Blatten, den Rehbock zur Brunftzeit durch den Ton der begehrlichen Ricke heranlocken, welcher auf einem dazu gefertigten Instrument, dem Rehblatt, leicht und täuschend nachgeahmt werden kann. Früher bediente man sich dazu einer blattförmig breit und platt geschlagenen Bleikugel (daher der Name Blatt), auf welcher man eine Rinne einschnitt und dann eine Blechscheibe aufband und nun probierte, bis der richtige Ton herauskam. Neuerdings kauft man ein Blatt billig und gut in jeder Waffenhandlung; ein solches hat die Form eines kleinen Trichters. Auch auf einem Baumblatt kann man den Ton hervorbringen, und wer es mit dem Mund versteht, ist am besten daran, denn er braucht gar kein Instrument. S. Reh (S. 361).

Blattschlagen, **Blattschuß**, s. Blatt.

Blaubäckchen (Sperber), s. Habichte 2).

Blauegel (Kornweih), s. Weihe 3).

Blaufalke (Zwergfalke), s. Falken 7).

Blaufuß, s. v. w. Waldschnepfe (s. Schnepfen 1); s. v. w. nordischer Jagd-, Saker- oder Wanderfalke (s. Falken); weißköpfiger B., s. v. w. Fischadler (s. Adler 8).

Blauhäher, s. Häher 4).

Blaumantel (Silbermöwe), s. Möwenartige Vögel 11).

Blaurabe, **Blauracke**, s. Häher 4).

Blautaube (Hohltaube), s. Tauben 2).

Blauziemer, s. Drosseln 4).

Blei einer Büchse, s. v. w. Kaliber; denn mit dem üblichen Ausdruck: die Büchse schießt ein starkes (oder schwaches) B., sagt man: sie schießt eine große (oder kleine) Kugel.

Blenden, ein Zeichen des Hirsches, indem er gelegentlich mit dem Hinterlauf so in die Spur des Vorderlaufs tritt, daß er sie verbreitert, wodurch der Hirsch von einem unerfahrenen Jäger für stärker angesprochen werden kann, als er wirklich ist. Der erfahrene Weidmann spricht aber nicht nach einer einzelnen Spur, sondern nach einer Fährte an und wird sich daher nicht täuschen lassen.

Blendling, Bastard von einem schweren Hatzhund (meist englischen Dogge) und einer großen Windhündin oder umgekehrt. Die dänischen und Ulmer Doggen sind auf jene Kreuzung zurückzuführen, und diese ebenso schönen wie brauchbaren Hunde dienen bei der Sauhatz zum schnellen Einholen des Schweins, während inzwischen die Hatzhunde herankommen und es decken; s. Wildschwein (Hatz, S. 495).

Blendzeuge, Feder- und Tuchlappen.

Blitzvogel (großer Lappentaucher), s. Taucher 1).

Blocken, das Fußen der Falken und andrer Raubvögel auf einem erhöhten Gegenstand.

Blume, der Schwanz des Hasen, Bären und die Schwanzspitze des Fuchses; auch wird der Schwanz des Edelwilds mitunter so genannt, doch ist für diesen und den des Damwilds der Ausdruck Wedel gebräuchlicher.

Bock, s. v. w. Rehbock.

Bocken sagt man vom Wildbret männlichen Wildes, wenn es den Brunftgeruch angenommen hat; um dies, wenigstens teilweise, zu verhüten, muß man dem geschossenen Wild sogleich das Kurzwildbret (s. d.) auslösen.

Bodenbalze, s. Hochbalze.

Borsten, die steifen Oberhaare der Schweine.

Bortgans (Ringelgans), s. Gans 5).

Bößpicker, s. Möwenartige Vögel 2).

Braakvogel (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Bracher, s. Brachvogel 1).

Brachhennel (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Brachschnepfe, s. Brachvogel 1).

Brachschwalbe (Halsbandgiarol), s. Regenpfeifer 8).

Brachvogel (Numenius), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und

der Familie der Schnepfen. Der Schnabel ist bedeutend länger als der Kopf, seitlich zusammengedrückt, unten in einen Bogen endigend, schmal, aber kräftig; die Spitze des Unterkiefers wird von der des Oberkiefers überragt. Flügel lang und schmal zugespitzt; Tarsen lang, die Hinterzehe berührt nicht den Boden.

1) **Großer B.** (**Numenius arquata** *L.*, **Scolopax arquata** *L.;* Kronenschnepfe, Keilhaken, Bracher, große Brachschnepfe, Gewitterregenvogel, Gütvogel, krummschnäbelige Schnepfe, Regenwulp; s. Abbildung). Länge 60 cm, Schwanz 11,6, Schnabel 11,6, Lauf 8,6, Mittelzehe ohne Nagel



Großer Brachvogel (Numenius arquata).

4 cm. Kopf rotgelblich mit schwarzen oder schwarzbraunen Flecken, ohne Mittelstreifen; der weiße Schwanz mit schwarzen Querbinden, die an den Schäften der Mittelfedern scharf grau abschattiert sind; Brustseiten und Weichen weiß mit einigen graubraunen Schaftstrichen und lanzettförmigen Flecken; an den Seiten ist die Befiederung des Unterkiefers über die des Oberkiefers hinaus bis unter das hintere Ende der Nasenlöcher vorgestreckt. Oberseite bräunlich-rotgelb mit schwarzbraunen Flecken, Scheitel rotgelb mit schwarzbraunen Federrändern, Hals lehmgelb mit dunkelbraunen Längsflecken; Kinn und Kehle weiß; Kropf und Brustseiten rostgelblich-weiß mit erdfarbenen schmalen Schaftstrichen; Bürzel weiß mit braunen Längsflecken, Schwanz weiß mit schmalen schwarzbraunen Querbinden. Schnabel rötlichgrau, an der Spitze dunkelgrau; Iris tiefbraun; Füße graublau. Weibchen und Männchen gleich. Bei den Jungen sind der Schnabel kürzer, die Gelenke wulstiger, die Fleckung in der Färbung größer. Die Heimat des großen Brachvogels ist der Norden der Alten Welt; im Herbst zieht er bis nach dem nördlichen Afrika. Er ist in Europa vom arktischen Kreis bis an die westlichen und südlichen Küsten verbreitet, liebt sandige, einsame Gegenden mit Wasser und ist an Seegestaden häufig. Seine hauptsächlichsten Brutplätze sind die Tundren Lapplands und Sibiriens; die vier kreiselförmigen Eier, mit den Spitzen im Kreis nach innen gekehrt, legt er in eine kleine Vertiefung auf Moos oder Riedgras in der Nähe vom Wasser; sie sind auf blassem, trüb olivengrün-gelblichem oder -bräunlichem Grund mit dunkelgrauen, dann mit grünlich-schwarzbraunen Flecken, großen und kleinen Strichen und Schnörkeln dicht bedeckt und messen 65 : 42 bis 75 : 48 mm; die Nahrung besteht aus Insekten, Würmern, Larven, grüner Saat und allerlei Beeren, zu deren Verdauung kleine Kiesel verschluckt werden. Der Keilhaken ist ein scheuer, mißtrauischer Vogel, der nur mit seinesgleichen gesellig lebt und die Wanderungen familienweise unternimmt.

2) **Regenbrachvogel** (**Numenius phaeopus** *Lath.*, **Numenius minor** *Briss.*, **Scolopax phaeopus** *L.*, **Scolopax borealis** *L.*, **Phaeopus arquatus** *St.;* kleiner B., kleine Kronenschnepfe). Länge 43 cm, Schwanz 9, Schnabel 7,5—8,8, Lauf 5,8, Mittelzehe ohne Nagel 3,1 cm. Kopf dunkelbraun ohne Flecke, auf dem Scheitel ein hellgelber Längsstreifen, Schwanz an der Wurzel grauweiß, an der Spitze aschgrau mit dunkeln ineinander schattierten Binden; Brustseiten und Weichen weiß mit dunkelbraunen Längs- und Querflecken; die Befiederung an den Seiten des Unterschnabels kaum weiter reichend als die des Oberschnabels. Schnabel etwas gekrümmter als beim großen B. Oberleib schwarzbraun mit dunkelgelben Kanten und hellen Spitzensäumen; über dem Auge ein weißer Fleck; die großen Schwingen braunschwarz, die kleinen heller. Schnabel rötlich-schwarzgrau Spitze schwarz, Iris dunkelbraun, Füße graublau; bei den

jungen Vögeln ist der Schnabel kürzer, wenig gebogen; Füße hell aschblau. Seine Heimat ist die des großen Brachvogels, doch ist er nördlich häufiger, im Süden seltener; an den Küsten der Nord- und Ostsee kommt er zwar vor, doch im Innern Deutschlands nur selten, dagegen in Holland zahlreich. Zugzeit und Aufenthalt wie beim vorigen. Seine vier birnförmigen Eier haben auf trüb olivengrünem Grund wenige rötlich-aschgraue und dunkel olivenbraune Flecke, variieren in Farbe und Zeichnung und messen 63:40 oder 58:43 mm. Nahrung, Lebensweise wie beim vorigen, selbst die reine Flötenstimme klingt ähnlich, nur höher, wie »Tloid, tloid!« Steht Witterungswechsel bevor, so fliegt der Regenbrachvogel unruhig und schreiend umher, von welcher Eigentümlichkeit ihm sein Name geworden ist.

Die Jagd auf die Brachvögel ist sehr mißlich, da diesen nur im freien Gelände sich aufhaltenden, äußerst scheuen Vögeln sehr schwer, am ehesten noch bei Nebel, anzukommen ist. Man kann sie mit einem Pfeifchen aus gedeckter Stellung anlocken, auch die Locktöne nach einiger Übung mit dem Mund nachahmen. Ihre Anwesenheit bemerkt man bald an den sehr angenehmen, weichen Flötentönen, auf welche die andern Sumpfvögel aber auch gern achten, freilich als Mahnruf zur Aufmerksamkeit, resp. Flucht, daher die Jagd auf andre Vögel durch die Brachvögel sehr erschwert wird. In frühern Zeiten, wo diese Vögel ungleich häufiger waren als jetzt, bediente man sich verschiedener Fangmethoden, unter andern auch des Vogelherds, der jetzt fast gänzlich außer Gebrauch gekommen ist, wenigstens hat Verfasser ihn nirgends mehr in der Praxis kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Vorrichtung bestand im wesentlichen aus einer mit Schlaggarnen umgebenen Stelle, auf welcher teils lebend angefesselte, teils ausgestopfte Vögel der zu fangenden Art aufgestellt waren, von denen erstere die in der Nähe befindlichen Verwandten anlockten, was durch verschiedene Köder noch erleichtert wurde. In einer Erdhütte saß der Vogelfänger, lockte (bei ausgestopften Lockvögeln) auf verschiedenen Pfeifen die Vögel heran und fing sie durch schnelles Zuziehen der Garne vermittelst eines Fadens aus der Hütte. — Da diese Vogelherde am meisten betrieben wurden, wenn die Paarungszeit begann, indem dann die Vögel sich am leichtesten anlocken lassen, so sind sie meist jagdpolizeilich unterdrückt worden, besonders, und mit vollstem Rechte, die Herde auf Singvögel. Auch legt man da, wo Brach- und andre Sumpfvögel häufig einfallen, Schlingen und Laufdohnen, welch letztere man zwischen künstlichen, durch Wände von Dornen hergestellten Stegen anbrachte; doch haben sich alle diese Methoden wenig bewährt und verdienen jetzt noch kaum der Erwähnung. Es bleibt daher allen diesen Vögeln gegenüber nur das Anschleichen übrig, oder das Ansitzen aus Hütten oder sonstigen Deckungen, oder das Anlocken mit der Pfeife, welche Methode auch so vielen Reiz gewährt, daß sich der Jäger mit ihr wohl begnügen kann, wobei sein Scharfsinn sich sehr gute Erfolge zu verschaffen vermag.

Brachvogel, großer, s. Dickfuß; schwarzer B., s. Sichler; veränderlicher B., s. Strandläufer 5).

Bracke, gewöhnlich schwach mittelgroßer Hund, welcher auf der frischen Wildfährte laut jagt und das Wild den Jägern zutreibt. Eine eigne Rasse sind die Bracken eigentlich nicht, denn man kann alle Hunde mit guter Nase und Liebe zum Geschäft für ihre Arbeit brauchen; gewöhnlich aber stehen sie in der Größe zwischen einem schwachen Hühnerhund und einem starken Teckel, sind also etwa von der Größe eines Schweißhunds und rötlich oder gelblich mit grauem Rückenstreifen oder braun mit gebrannten Extremitäten, breit und glatt behangen und grobhaarig; die französischen und englischen Parforcehunde, die auch zu den Bracken gehören, züchtet man gern in bunten Farben, weiß und schwarz oder braun oder rötlich gefleckt, weil eine solche Meute angenehm in die Augen fällt. Das Nähere über diese s. Edelwild (Parforcejagd, S. 99). Zu einer gewöhnlichen Treibjagd mit Bracken werden nur einige Hunde im Treiben gelöst, die dann durch ihr Geläut eine große Spannung unter den

Schützen hervorrufen, wenn die Jagd sich bald hier-, bald dorthin wendet. Je nachdem die Hunde laut und scharf jagen, kommt das Wild schon weit vor ihnen und mehr oder weniger schnell heran. Eine beliebte Jagd mancher Gegenden besteht darin, daß der Jäger mit einer oder zwei Bracken ins Feld zieht; stoßen sie einen Hasen auf, so stellt jener sich einigermaßen versteckt auf und erwartet die Rückkehr des Hasen zu seiner Lagerstelle, was nach einiger Zeit sicher erfolgt, da dieser sich nur eine Strecke weit jagen läßt, dann aber in einem Bogen, meist lange vor den Hunden, zu seinem Lager zurückkehrt; da er ängstlich nach diesen sichert, achtet er weniger auf die Gefahr vor sich und kommt oft sehr nahe an den Schützen heran. Die Brackenjagd, sowohl im Feld als auch auf Rehe und Hasen im Wald, ruiniert die Jagd ungemein und ist angethan, sie gänzlich und auf Dauer zu vernichten, daher sie nur in steilen Felswänden, unwegsamen Brüchern und ähnlichen Örtlichkeiten als Notbehelf ausgeübt werden sollte. Sorgsame Dressur erfordern Bracken nicht; man läßt rohe Hunde mit alten, erfahrenen laufen, denen sie das Handwerk bald ablernen; fehlen diese, so animiert man den jungen Hund zum Jagen und macht ihn dadurch schärfer oder genossen, daß man ihm von dem ersten Hasen, den er zu Schuß brachte, vom Schweiß oder Gescheide zu fressen gibt; dadurch merkt er bald, worauf es ankommt. Die Gefahr, dem Hunde das Anschneiden anzugewöhnen, wird dadurch weder vergrößert, noch verringert, denn die meisten Bracken haben diese Untugend, und sucht man sie ihnen zu nehmen, so verlieren sie gern an Schärfe.

Brackieren, s. v. w. mit Bracken jagen.

Brakenherm (Waldkauz), s. Eulen 10).

Brand (Brunftbrand), 1) die Schwarzfärbung der Haare um die Brunftrute des Hirsches bei Eintritt der Brunftzeit infolge Auslaufens der Samenfeuchtigkeit. — 2) B. des Gewehrs, die Eigenschaft eines Gewehrs, recht scharf zu schießen und besonders gut zu töten. Ein solches Gewehr »hat guten B.« Daß aber die von einem solchen Gewehr hervorgebrachten Wunden durch schwärzliche Ränder besonders kenntlich wären, also wie verbrannt aussähen, haben wir nicht bemerkt und ließe sich auch durch nichts erklären; behauptet wird es aber mehrfach. Auf den B. laden heißt ein Gewehr nach dem Abschießen sogleich laden und hat den Zweck, dem Rosten vorzubeugen, da durch die Pfropfen der Pulverschleim weggewischt wird; es bezieht sich nur auf Vorderlader, besonders Büchsen, die peinlich rein zu halten sind; Hinterlader lassen sich sehr bequem mit dem Putzstock auswischen.

Brandader, die stark hervortretende Ader an den innern Keulen des Wildes, welche beim Aufbrechen aufgestoßen wird, um den Schweiß auslaufen zu lassen.

Brandeule, s. Eulen 6).

Brandfalke (Brand-, Rohrweih), s. Weihe 1).

Brandflecke, auf Vogeleiern die schwarzbraunen Flecke mit hellen Rändern.

Brandfuchs, s. Fuchs (S. 180).

Brandgans, s. Gans 4).

Brandhirsch, lokale Abweichung in der Färbung des Edelhirsches, die man zu einer besondern Art erheben wollte; s. Edelwild.

Brandmeerschwalbe, s. Möwenartige Vögel 5).

Brandvogel (schwarze Seeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 4).

Brandweih (Rohrweih), s. Weihe 1).

Branken (Branten, Pranken, Tatzen), die Läufe des Bären, Marders, Dachses; besonders gebräuchlich vom Bären.

Bratenwildbret, der Rücken und die Keulen des Wildes; alles übrige gehört zum Kochwildbret.

Braunkopf (Tafelente), s. Ente 10).

Brausehuhn } s. v. w. Kampfläufer.
Brausekohlschnepfe }

Brav, s. v. w. groß und kräftig, vom Hoch- und Rehwild, also ein braver Hirsch, braver Bock; auch ist ein starkes Geweih, resp. Gehörn »b.«

Brechen, von Wildschweinen: im Erdboden nach Fraß wühlen; von Feldhühnern: sich in den Schnee einscharren.

Breitschnabel (Löffelente), s. Ente 9).

Breitschuß, ein auf die Breitseite des Wildes abgegebener Schuß; er ist, wenn irgend thunlich, ausschließlich anzuwenden wegen des größern Zielraums, wobei an größeres,

mit der Kugel zu erlegendes Wild zu denken ist. Ein Schuß von hinten oder vorn heißt Spitzschuß, mit ersterm schießt man das Wild oft nur krank oder zu Holz, daher er unweidmännisch und nur unter ganz besondern Umständen zu entschuldigen ist; beim Spitzschuß von vorn oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, beim Schuß auf den Stich bricht dagegen das Wild im Feuer zusammen oder macht nur kurze Flucht, da das Herz getroffen wurde, daher sichere Schützen diesen Schuß wohl anbringen dürfen.

Brennhuhn, s. v. w. Birkhuhn.

Brillenalk, s. Alk 1).

Bringen sagt man vom Gebären kleinerer Raubsäugetiere (vom Wolf, Hund rc.: welfen; vom nutzbaren Haarwild: setzen; vom Schwarzwild: frischen).

Brocken, die Lockspeise oder der Köber an den Fallen und Eisen, durch dessen Wegziehen diese zum Zuschlagen veranlaßt werden; besonders wird diese Bezeichnung vom Schwanenhals oder Berliner Eisen gebraucht, wo man auch Stellbrocken sagt.

Bruch, ein grüner Zweig, welcher dient: 1) um die Fährte sowie den Anschuß des Wildes oder auch den Schweiß zu bezeichnen; 2) zum Zeichen eines glücklichen Schusses auf ein Stück Hochwild, vornehmlich einen Hirsch, wozu man einen Eichenzweig benutzt, wenn man ihn haben kann, sonst einen andern Baumzweig. Wenn dem Jagdherrn oder einem hervorragenden Gast ein B. überreicht werden soll, so hat dies der oberste der anwesenden Jagdbeamten zu thun und zwar bei den preußischen Hofjagden auf der Hirschfängerspitze; sonst ist es auch üblich, ihn auf dem Hut liegend zu überreichen; die Jägerei entblößt dabei die Häupter.

Bruchenle (Sumpfohreule), s. Eul. 6).

Bruchwasserläufer, s. Wasserläufer 1).

Brummen, das Gebrüll des Bären.

Brummhahn, s. v. w. Auerhahn.

Brünette (Alpenstrandläufer), s. Strandläufer 5).

Brunft, die Begattungszeit des Hoch- und Rehwilds.

Brunften, sich begatten, vom Hoch- und Rehwild.

Brunfthäuschen, s. Birschhäuschen.

Brunfthege. Das Hochwild zieht sich zur Brunftzeit auf gewissen Plätzen zusammen, die natürlich nicht beunruhigt werden dürfen; die dazu ergriffenen Maßregeln bilden die B.

Brunfthirsch, ein zur Begattung geneigter Hirsch.

Brunftig nennt man das zur Begattung geneigte weibliche Hoch- und Rehwild.

Brunftplatz, der Ort, wo sich das brunftige Wild zusammenzieht.

Brunftrute, das männliche Glied des Hoch-, Reh- und Schwarzwilds.

Brunftstollen, s. Birschstollen.

Brunftzeit, die Periode, in welcher die Begattung erfolgt.

Brunsten, s. v. w. urinieren (von Hoch-, Reh- und Schwarzwild).

Brünstig, zur Begattung bereit (von Auer-, Birk- rc. Hennen).

Bruthaus, der Raum, wo die jungen Fasanen von Truthühnern ausgebrütet werden.

Buchmarder, s. Marder 1).

Büchse, das Kugelgewehr der Jäger; ihre spezielle Beschreibung gehört der Waffentechnik an, und hier seien nur folgende Hauptkennzeichen angeführt. Da man aus ihr nur Kugeln schießt, also genauer zielen muß als bei dem Schrotgewehr, der Flinte, hat sie auf dem Laufe Visier und Korn; das Rohr ist gezogen, d. h. es hat innen 5—6 Furchen (Züge), welche sich sechsachtelmal (6/8 Drall, s. d.) um ihre Achse winden und den Schlag der Kugel verstärken. Meist ist die B. oder Birschbüchse nur einfach; sind zwei Rohre aneinander geschweißt, so ist sie eine Doppelbüchse, und wenn, wie jetzt am üblichsten, ein Büchsen- und ein Flintenrohr nebeneinander liegen, so heißt ein solches Gewehr Büchsflinte. Die kurzen Büchsen der Tiroler und andrer Bergjäger heißen Stutzen. Am Abzug der B. befindet sich ein sogen. Stecher, eine Vorrichtung, welche die Ruhen oder Rasten mit größter Leichtigkeit aushebt, und weil infolgedessen der leiseste Druck an dem Abzug das Losgehen bewirkt, darf die B. nicht aus der Lage gerückt werden. Zum Studium eines Gewehrs gehören dessen Besichtigung und die Unterweisung eines Sachverständigen.

Büchsenlicht, die notwendige Helle, um visieren, d. h. zielen zu können. Ist das B. ausgegangen, so ist es eben schon zu dunkel zum Zielen.

Büchsenspanner, ein Jäger, welcher seinem Herrn auf der Jagd das schußfertige Gewehr überreicht und dasselbe lädt.

Bügel, am Abzug des Gewehrs, daher Abzugsbügel, eine metallene oder hörnerne Vorrichtung über den Abzügen, welche deren unzeitiges Abdrücken verhindert. Ferner an Fallen, Dohnen, Eisen 2c. die bogenförmigen Teile, welche den Fang der betreffenden Tiere bewirken.

Bugsieren, einen Hasen oder Fuchs auf freiem Feld zu Pferd und ohne Hunde so lange jagen, bis er sich vor Ermattung drückt; es gehören dazu mehrere Reiter, von denen der eine oder andre sich dem Wild vorwirft, um ihm den Weg zu verlegen. Die asiatischen Reitervölker b. häufig den Wolf, wozu ein einzelner Reiter genügt.

Bullenbeißer (Bärenbeißer), Hatzhunde, welche zur Jagd auf Bär und Wildschwein (s. d.) verwendet werden.

Burg, die Wohnung einer ganzen Kolonie von Bibern; die eines einzelnen Bibers heißt Bau.

Bürgermeister (Heringsmöwe), s. Möwenartige Vögel 10).

Burgstall, Zeichen des Edelhirsches (s. Edelwild, S. 88).

Burrhuhn, s. v. w. Kampfläufer.

Buscheule, große (Waldkauz), s. Eulen 10).

Buschfalke, s. Würger 1).

Buschieren, mit dem Vorstehhund im Holz niederes Wild, als Hasen, Kaninchen, Hühner, besonders Schnepfen, aufsuchen.

Busenreich (busig, mit Busen gestellt) nennt man Jagdnetze, die beim Aufstellen nicht straff angezogen, sondern in Falten gestellt sind; diese Stellung ist immer nötig, wenn Wild gefangen werden soll, da es sich in diesen losen Netzteilen mehr verwickelt, als dies in straff angezogenen möglich wäre (vgl. Prall).

Bussardadler (Schlangenadler), s. Adler 8).

Bussarde (Buteoninae), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel, welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt zwei Gattungen: Buteo und Pernis. Die B. sind mittelgroße Raubvögel von stämmigem Bau, großem Fittich, aber mit verhältnismäßig schwachen Waffen versehen; denn die Krallen sind nur mäßig gekrümmt, der Schnabel ist schwach. Sie schlagen nur kleinere Tiere im Sitzen oder Laufen, im Fliegen vermögen sie es nicht; sie fliegen nicht schnell, aber anhaltend segelnd, d. h. ohne Flügelschlag.

Erste Gattung: Buteo *Bechst.*

Zwei Arten: Buteo vulgaris (der gemeine Bussard) und Buteo lagopus (der Rauhfußbussard); der erstere hat einen Teil des Hackengelenks nackt, der andre das Hackengelenk bis an die Zehenwurzel befiedert, bloß die hintere Kante des Laufs ist nackt, was man aber nur bei genauerer Untersuchung erkennt.

1) **Gemeiner Bussard** (Buteo vulgaris *Bechst.;* Falco buteo, albus, albidus, Buteo communis, septentrionalis, major, medius, murum, minor, albidus, cinereus 2c.; Mauser, gemeiner



Fuß des Bussards.

Mauser, Mäusefalk, Bußhard, Busaar, Mäusegeier, Stockaar, Waldgeier, Schlangen- und Unkenfresser 2c.). Länge 50—55 cm, Schnabel 3, Mundspalte 4, Hackengelenk 8,5, Mittelzehe 3, ihre Kralle 2, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,4 cm (s. Fig.). Schnabel dunkel hornfarbig, Mundwinkel und Wachshaut gelb; Nasenlöcher halbmondförmig, schief liegend. Iris niemals gelb, bei jungen Vögeln grau, später rotbraun, im hohen Alter hellgrau, bei den vorherrschend weißen Exemplaren perlmutterfarbig. Zehen plump u. dick, kurz, gelb, Krallen schwarz, unterseits ausgehöhlt; Flügel lang und breit, etwa 2,5 cm kürzer (d. h. in der Ruhe zusammengelegt) als der Schwanz. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine

Spannhaut. Bartborsten dunkel, aus feinen Haarfederchen bestehend. Die Farbe des Mäusebussards zu beschreiben, ist nicht thunlich, da kaum ein Exemplar dem andern gleicht und von einer fast schwarzen Färbung bis zur vorherrschend weißen alle Abstufungen vorhanden sind. Die gewöhnliche Färbung ist braun mit grauer Bänderung in den Flanken. Der etwas abgerundete Schwanz hat meist zwölf dunkle Querbinden und geht häufig an der Wurzelhälfte in Weiß über. Die verschiedenen Färbungen geben keine Kennzeichen für Alter und Geschlecht ab, es gibt junge fast weiße und alte dunkelbraune Exemplare; die Weibchen sind stärker als die Männchen, und die Jungen erkennt man an den weniger abgerundeten Federn, doch auch nur bis zu einer gewissen Zeit; kurz, es fehlen dem gemeinen Bussard die charakteristischen Kennzeichen wie keinem andern Raubvogel. Die untere oder Innenseite der Flügel ist stets vorherrschend weiß mit unregelmäßigen grauen Bändern auf den innern Deckfedern und den Schwingen, so auch die Unterseite des Schwanzes. Die mäßig langen Hosen sind meistens rotbraun, dunkler als der Bauch und fein quer gebändert. Die fast weißen Exemplare sind auf dem Rücken und den Flügeldecken fast immer mit größern oder kleinern unregelmäßigen dunkeln Flecken gezeichnet und, von den andern Kennzeichen hier abgesehen, niemals den weißen Edelfalken ähnlich, für welche sie häufig ausgegeben werden.

Verbreitung, Aufenthalt. Mit Ausnahme von Island und dem hohen Norden ist der gemeine Bussard über ganz Europa und die angrenzenden Teile der Alten Welt verbreitet, bei uns der gemeinste Raubvogel und, je nach rauherer oder milderer Lage, Zug-, Strich- oder Standvogel. Die Exemplare, welche bei uns brüten, ziehen zwar im Oktober südwärts, bis nach Afrika; indessen drängen die aus dem hohen Norden ihnen nach, und so kommt es, daß wir auch im Winter stets einzelne B. bei uns haben, die, wenn dieser leicht und mit wenig Schnee verläuft, so daß sie keinen Mangel an Mäusen und ähnlichem Fraß haben, bei uns bleiben; im März beginnt dann die allgemeine Wanderung wieder nordwärts. Der gemeine Mauser ist zwar Waldvogel und horstet nur im Holz, dennoch ist er in diesem nicht sehr wählerisch und bezieht große Waldungen ebenso wie kleine Feldhölzer. Nach der Horstzeit verbringt er den größten Teil des Tags auf freiem Feld oder an Waldrändern, hockt auf Steinen, Pfählen und sonstigen Erhöhungen umher und lauert auf Raub, der, solange sie sich ihm bieten, ausschließlich aus Mäusen, Gewürm, Schlangen, Fröschen 2c. besteht.

Lebensweise, Horsten. Wie die meisten Raubvögel, sucht er im März seinen alten Horst wieder auf, bessert ihn aus und trägt grüne Reiser ein, die dann über den Rand hinwegragen. Der sonst so träge Vogel ist nunmehr gar nicht wiederzuerkennen, stundenlang kreist er unter lautem, katzenartigem »Hiäh hiäh!« mit seinem Weibchen über der Horststelle, spielt mit ihm, trägt zu Horst und denkt wenig ans Mäusefangen. Muß er neu bauen, so benutzt er gern einen Krähenhorst als Unterlage, bezieht auch einen Milanhorst, und daher findet man seine Brutstätte an verschiedenen Stellen des Baums, wenngleich eine Astachsel am Stamm die begehrteste ist. Innerhalb 10—12 Tagen legt das Weibchen drei, sehr selten vier Eier, welche in Gestalt und Färbung ebenso wechseln wie die Vögel, bald rundlicher, bald gestreckter sind, von 60 : 45 mm bis zu 50 : 40 mm Größe herabgehen und von dichter Fleckung bis fast zu reinem Grünlichweiß differieren. Sie sind von denen des Milans nicht sicher zu unterscheiden; alle angegebenen, meist sehr subtilen Unterscheidungszeichen sind hinfällig, und nur eigenhändiges Ausnehmen mit Beobachtung des Brutvogels wird der Sammlung zweifellos richtige Exemplare einverleiben. Gewöhnlich haben sie eine verwaschene, matte Lilafärbung auf der grünlichweißen Grundfarbe und darauf kaffeebraune oder rotbraune Flecke und eirunde Gestalt. Die meist als sicher hervorgehobenen Kennzeichen der Milaneier, welche in feinen Strichen und Schnörkeln bestehen, haben die Bussardeier gelegentlich auch. Man findet im Horst verschieden gefleckte Eier: das dichteste ist stets das

zuerst gelegte, das farbloseste das letzte. Das Weibchen brütet drei Wochen, wobei es vom Männchen höchst wahrscheinlich abgelöst wird, und wenngleich beide Alte sich leicht abklopfen lassen, so lieben sie doch ihre Brut sehr, umkreisen die gefährdete unter lautem Geschrei und hocken in der Nähe auf, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Die Jungen werden mit allerlei Gewürm und Insekten, Schlangen, Mäusen, Amphibien aufgefüttert, auch mit jungen Hasen, wenn sie den Alten gerade in den Weg laufen. Wenn die Jungen auf den Horstrand oder Baumast zu treten vermögen, sind sie sehr dumm und lassen sich bequem herabschießen, was um so auffälliger ist, als sie sich vorher auf den Warnungsruf der Alten sofort dicht in den Horst drückten; bald aber werden sie scheu wie die Alten. Schon an der Färbung der Dunen kann man das spätere Kleid beurteilen; die weißen werden vorherrschend weiße, die dunkeln braune Exemplare. Sind sie ganz selbständig geworden, so verfliegen sie sich von den Alten, welche aber zusammenbleiben und ihre beschauliche Lebensweise wieder aufnehmen, denn Mangel an Fraß haben sie nicht zu befürchten, da ihr Magen für allerhand Erfrischungen geeignet ist; sehen sie einen Falken mit Raub, so beeilen sie sich, ihn von diesem zu erleichtern, was der Aristokrat merkwürdigerweise auch ohne weitere Umstände geschehen läßt. Mäuse verschlingt der Bussard ganz, größern Tieren zieht er die Haut ab, Vögeln die Federn aus, das Fleisch schält er sorgfältig von den Knochen ab, so daß er selten Gewölle auswirft. Mit dem Winter brechen für ihn freilich Tage mancher Entbehrungen an; bei hohem Schnee sind die Mäuse schwer, Amphibien 2c. natürlich gar nicht zu erlangen. Der Hunger thut weh; da trachtet der Bussard nach Fraß, wo er ihn nehmen kann, und wird dann matten Hasen und Feldhühnern gefährlich, gesunde kann er nicht fangen und erstere kaum bezwingen. Hieraus entwickelt sich die Ansicht über seine Schädlichkeit oder Nützlichkeit von selbst; er ist weder der »heilige Bussard«, wie ihn Brehm nannte, noch der schädliche, durchaus zu verfolgende Raubvogel vieler Jäger, die gern alles totschießen; er hat als Vertilger vieler dem Menschen schädlicher Tiere volle Existenzberechtigung, was nicht ausschließt, daß man ihn von Fasanerien, Geflügelhöfen und andern derartigen Einrichtungen fern hält, auch ihm im Winter lebhaft nachstellt, noch besser aber für rechtzeitige Fütterung der Hasen und Hühner sorgt, ehe sie matt werden und dann nicht nur dem Bussard, sondern überhaupt zahllosen Feinden, z. B. Krähen und Raben, anheimfallen. Die Mehrzahl wirklich beobachtender und unparteiisch abwägender Jäger spricht sich entschieden für möglichste Schonung des Mausers aus, was den Erfahrungen des Verfassers vollkommen entspricht. Speziellere Ausführungen s. in des Verfassers »Raubvögel Deutschlands 2c.« und »Weidwerk«.

Jagd. Die Jagd auf Raubvögel im Freien hat immer viel Mißliches, keiner läßt sich leicht ankommen und ebensowenig der sehr gewitzte Mausebussard; aber auch da, wo Gelegenheit zum Anschleichen ist, wird dies mit großer Geschicklichkeit zu bewirken sein, denn möge der Mauser scheinbar noch so teilnahmlos auf seinem Stand hocken, es entgeht ihm nichts, am wenigsten der heranschleichende Jäger, und rechtzeitig streicht er ab. Nächst dem Zerstören der Horste mit Ausnehmen der Brut, dem sichersten Radikalmittel gegen alle Raubvögel, wobei die Alten oft zu Schuß kommen, wird ihm aus der Krähenhütte viel Abbruch gethan, da er bald herankommt, unter Geschrei den Uhu umkreist und aufhockt. Ähnliche Fangmittel sind kleine Tellereisen auf Baumpfählen in Feldern, wo er gern aufhockt und beim Auftreten sich fängt; doch wird man diese Apparate häufig nachzusehen haben, da sie den Vogel selten töten, sondern ihn einem langsamen Martertod überantworten, welcher den Urheber nicht ehrt. Auch fängt er sich in Tellereisen mit aufgebundenem Köber, am besten, wenn es die Reste eines von ihm geschlagenen Tiers sind, und endlich sucht er auch der Locktaube im Habichtskorb beizukommen und fängt sich, obgleich viel seltener als der Habicht. Kennt man seinen Nachtstand, so ist er bei Mondschein

an diesem zu beschleichen und zu schießen, bei anderm Licht nur schwer, da er sehr spät aufbäumt; endlich kann man ihm, da er Aas annimmt, aus der Luderhütte beikommen.

2) **Rauhfußbussard** (Buteo lagopus *Bruenn.*, Falco lagopus, norvegicus, slavonicus, plumipes, alticeps, Archibuteo lagopus; Rauhfuß, Graufalke, Schneeaar, Schneegeier, Scherengeier, isländischer Mauser, kleiner Adler, Nebelgeier 2c.). Der ganze Lauf mit Ausschluß der Hinterseite bis an die Zehen dicht befiedert. Maße wie beim gemeinen Bussard, abweichend: Mundspalte 3,8 cm, Hackengelenk 8,2, Mittelzehe 3,3, ihre Kralle 1,9 cm. Infolge dichtern Federkleids und der Gewohnheit, dasselbe stets aufgeschüttelt zu tragen, sieht der Rauhfußbussard viel stärker aus, als er wirklich ist. Wie der gemeine Bussard, hat er 24 Schwingen, von denen die vierte die längste ist, und da die dritte und fünfte fast gleichlang sind, so erscheint der Flügel im Flug sehr abgerundet, was die B. leicht erkennbar macht. In der verschiedenen Färbung stimmt der Rauhfuß zwar mit dem gemeinen Bussard ziemlich überein, doch zeigt er mehr Weiß, und die dunkeln und hellen Exemplare haben doch mehr Ähnlichkeit unter sich; ein recht gutes Kennzeichen sind aber der geteilte dunkle, stets vorhandene Bauchfleck und bei ausgebreiteten Flügeln der schwarze Fleck am Daumengelenk, der bei dem gemeinen Bussard lange nicht so konstant ist. Mehr als die Hälfte des Schwanzes von der Wurzel aus pflegt blendend weiß und der braune Teil mit drei schwärzlichen, rötlich eingefaßten Querbinden gezeichnet zu sein. Bei den braunen Exemplaren sind die rostroten Hosen schwarz quer gebändert, bei den hellen fast weiß mit dunkeln Schaftstrichen; Krallen, Schnabel, Wachshaut sehen wie beim gemeinen Bussard aus, aber die Iris, auch der weißen B., ist stets rotbraun, nur bei ganz alten Exemplaren etwas grau. Er fliegt etwas schneller als der gemeine Bussard und ist überhaupt gewandter.

Verbreitung, Aufenthalt. Der Rauhfuß ist ein nordischer Vogel, der aber regelmäßig im Oktober bei uns erscheint, um gegen Ende des Februar wieder zu verschwinden; in Ebenen mit Ackerbau, überhaupt da, wo er reichlich Mäuse antrifft, schlägt er sein Standquartier auf und liegt nun den ganzen Tag der Jagd auf Mäuse ob, von denen er erstaunliche Quantitäten zu sich zu nehmen vermag. Im Gebirge wird er darum nur selten beobachtet.

Lebensweise, Horsten. In beiden Beziehungen unterscheidet er sich vom gemeinen Bussard gar nicht, und wenn man ihm größere Gefährlichkeit für die kleine Jagd zuschreibt, so ist zu berücksichtigen, daß er nur im Winter, also zur Zeit der Not, bei uns ist; daß er aber, wie behauptet wird, Tauben geschlagen habe, beruht jedenfalls auf einer Verwechselung, denn dazu ist er offenbar unfähig, da die Taube sehr viel schneller fliegt als er. Er horstet bei uns in nur wenigen nachgewiesenen Fällen, und wenn er dies in seiner Heimat gelegentlich auf dem Erdboden thut, so trägt er nur den Verhältnissen Rechnung, die ihm im hohen Norden die Bäume versagen; sonst steht der Horst auch auf Felsen. Die Eier unterscheiden sich von denen des gemeinen Bussards gar nicht.

Jagd. Sie wird in der nämlichen Weise gehandhabt wie die auf den gemeinen Bussard; doch stößt der rauhfüßige Bussard von allen Raubvögeln am heftigsten auf den Uhu, weshalb man ihn aus der Krähenhütte förmlich vernichten kann; selbst angeschossen kehrt er zurück, wenn er den Jäger nicht sieht, um auf den Erzfeind zu stoßen.

Zweite Gattung: Pernis *Cuv.*

Statt der Bartborsten kleine, schuppenförmige, harte Federchen, welche den ganzen Vorderkopf einnehmen und den Vogel schon durch Betasten erkennen lassen. Eine Art.

3) **Wespenbussard** (Pernis apivorus *Cuv.*, Falco apivorus, poliorhynchos, Buteo apivorus, Accipiter lacertarius, Pernis communis; Wespenfalke, Wespenfresser, Bienen- und Honigfalke, Läuferfalke, Honigbussard, grauschnäbeliger Bussard, Vogelgeier, Froschgeier, Sommermauser). Nasenlöcher ritzförmig. Länge 52 cm, Schwanz 28, Schnabel 2,5, Hackengelenk 5,5, Mittelzehe 3, ihre

Kralle 2, Innenzehe 3, ihre Kralle 2, Außenzehe 2,5, ihre Kralle 1,5, Hinterzehe 1,8, ihre Kralle 2, Mundspalte 3,2 cm. Es ergibt sich aus diesen Maßen die Eigentümlichkeit der fast gleichen Länge der drei Vorderzehen, wie sie kein andrer Raubvogel aufweist. Alle sind mit gleichgroßen Schildern bedeckt; Spannhaut fehlt, Schnabel und Krallen mehr gestreckt, als gekrümmt. Hackengelenk vorderseits schwach beschildet, sonst weich und fein genetzt. Der Wespenbussard ist erheblich schwächer und schlanker als die vorigen. Obgleich auch sehr veränderlich in der Färbung, lassen sich doch folgende Kleider einigermaßen feststellen: Das Jugendkleid im ersten Jahr. Wachshaut gelb, Iris graubraun. Kopf vorherrschend weißlich mit feinen braunen Flecken, Kehle gelblichweiß, die Vorderseite gelbbräunlich mit dunkeln, weiß gesäumten Schaftflecken, auf den Hosen rötlichgelbe Querbinden, Rücken braungrau mit hellen Federrändern, Schwingen schwarzbraun. Dieses Kleid ist in seiner Gesamtfärbung oft gelblicher oder bräunlicher als das eben beschriebene. Das Kleid der ältern und alten Männchen. Wachshaut und Schnabel schwarzgrau, Mundwinkel gelblich, Iris hochgelb. Bei den jüngern Männchen ist der Kopf bräunlichgrau, die weiße Kehle dunkel gestrichelt, bei den dreijährigen der erstere schön mohnblau, je älter, desto intensiver, die Kehle reinweiß. Nacken und Halsseiten braun. Brust und Bauch weiß mit brauner, oft bandartiger Fleckung, so auch auf den Hosen. Oberseite dunkelbraun mit einzelnen weißen Federkanten; Schwingen dunkelbraun mit schwarzen Rändern. Schwanz dunkel graubraun, auf der Wurzelhälfte mit drei breiten dunkeln Querbinden und nach großem Zwischenraum einer solchen am Schwanzende; diese auffallende Lücke in der Bänderung des Schwanzes kennzeichnet den Wespenbussard sehr sicher. Die jüngern Weibchen sind fast einfarbig braun, am Kopf etwas grau angelaufen; einzelne Federn über den ganzen Rumpf hell gerändert; bei den alten Weibchen zeigt sich die braun und weiße Fleckung der Männchen, doch fehlt ihnen stets der mohnblaue Kopf. Irgendwelche Zweifel an der Identität des Wespenbussards werden die fehlenden Bartborsten und der lückig gebänderte Schwanz stets beseitigen. Männchen und Weibchen unterscheiden sich in der Größe fast gar nicht. Im Flug treten im Vergleich mit den vorigen die schlankern Flügel und der längere Schwanz hervor.

Verbreitung, Aufenthalt. Über die Breitengrade des mittlern Skandinavien geht er nicht hinaus, sonst ist er über Mitteleuropa und fast ganz Asien verbreitet, geht auch auf dem Zug bis tief nach Afrika hinein. Für uns ist er Zugvogel, welcher gegen Ausgang April ankommt und im September wegzieht. Hohe Gebirge meidet er; Laubwälder mit grünen Auen sind sein Lieblingsheim, dort findet er viel Insekten.

Lebensweise, Horsten. Obgleich er ein tückischer Nesträuber ist, verzehrt er doch vorzugsweise Wespen und Hummeln oder vielmehr deren Brut und weiß sie geschickt und beharrlich aus dem Boden zu scharren; auch alle andern größern Insekten fängt er weg, Mäuse und Eidechsen, Schlangen, und macht sich bezüglich der erstern recht nützlich. Weil er dabei viel umherwandelt, wozu die gestreckten Krallen geeignet sind, hat er den Nebennamen Läuferfalke erhalten. Seine Hosen sehen infolge seines vielen Laufens bald bestoßen aus. Am liebsten horstet er auf Buchen, in deren Ermangelung auch auf andern, auch Nadelholzbäumen, benutzt gern andre Raubvogelhorste und zum Ausbau Krähenhorste und trägt, wenn der Horst hergerichtet ist, täglich frische belaubte Zweige ein, auf denen das Weibchen schon festsitzt, ehe es legt. Dies erfolgt nämlich erst im Ausgang des Mai, so daß im Juni die zwei Eier, aus denen das Gelege immer nur besteht, vorhanden sind. Sie sind an der dichten rotbraunen Fleckung, zwischen welcher die gelbliche Grundfarbe kaum hervortritt, und an der rundlichen Form bald zu erkennen, messen 56 : 46 mm, und sowie das Weibchen zu brüten anfängt, hört das Eintragen grünen Laubes auf. Die nach drei Wochen aus-

gefallenen Jungen sind an den rötlichen Dunen, dem dicken, schwarzen Schnabel und der aufrechten Haltung kenntlich. Das Weibchen sitzt so fest, daß es erst widerwillig abstreicht, wenn der Kletterer dicht am Horst ist; und da es traurig in nächster Nähe verharrt, kann es leicht geschossen werden, ebenso wie das Männchen, welches bald heranzukommen pflegt. Dieses späte Brüten, wenn die andern Raubvögel längst handliche Junge haben, sowie die Heimlichkeit der Brutvögel machen sie wenig bemerklich. Ein sehr interessanter Frühjahrszug des Wespenbussards (26. Mai vor einigen Jahren) von über 1000 Stück wurde bei Kniphausen im Oldenburgischen beobachtet.

Jagd. Dieselbe beschränkt sich, den einen oder andern Gelegenheitsfall ausgenommen, auf das Abschießen beim Horst; in Fallen geht er nicht, da er stets reichlich gedeckten Tisch findet, und den Uhu auf der Krähenhütte ignoriert er fast gänzlich. Da er überhaupt bei uns selten vorkommt, ist die Jagd auf ihn keineswegs geboten.

4) **Weißschwänziger Bussard** (Buteo ferox *Gmel.*, Falco ferox, rufinus, Buteo rufinus, canescens, leucurus, Butaëtos leucurus; Adlerbussard, s. Abbildung). Hauptkennzeichen: Größe, auffallend hoher Lauf; Länge 58 cm, Schwanz 25, Schnabel 3,7, Mundspalte 4,7, Hackengelenk 9, davon 5 unbefiedert, Mittelzehe 4,1, ihre Kralle 1,9, Innenzehe 2,4, ihre Kralle 2,5 cm. Scheitel braun mit rostroten Säumen, welche auf dem braunen Rücken ganz hell erscheinen. Bartborsten schwarz, Kinn und Kehle fast weiß, die Brust mit rötlichem Anflug und rotbraunen Schäften. Bauch, Hinterleib und Hosen braun. Schwanz gelblichweiß mit einigen verloschenen Bändern. Gmelin beschrieb den Vogel zuerst, dann kam er lange Zeit in Vergessenheit, bis er 1852 wieder auftauchte und als neue Art betrachtet, bald aber von Thienemann als der Gmelinsche Buteo ferox erkannt wurde. Er schlägt größere Tiere als der gemeine Bussard, sonst ist er ihm ähnlich, nur größer; er tritt fast ausschließlich an den Grenzen Mitteleuropas auf.

5) **Steppenbussard** (Buteo desertorum *Daud.*, Falco desertorum, Buteo tachardus, rufiventris, capensis, minor, anceps ꝛc.; Wüstenbussard, Martinsbussard). Länge 47,5 cm, Schwanz 19, Schnabel 2,9, Hackengelenk 7,4, Mittelzehe 3,1, ihre Kralle 1,55, Innenzehe 2,1, ihre Kralle 2



Weißschwänziger Bussard (Buteo ferox).

cm. Eine auffallend rostrote Färbung, dicke Ständer und seine kleine Gestalt sind die einigermaßen annehmbaren Kennzeichen; sonst steht diese Art auf sehr schwachen Füßen, da die Größenübergänge zum gemeinen Bussard ineinander laufen und die Färbung gar zu wandelbar ist. Er ist in den 70er Jahren von v. Krieger bei Sondershausen und von v. d. Asseburg-Neindorf bei Aschersleben erlegt, sonst in unserm Gebiet kaum nachgewiesen worden. Der rostrote, an der Wurzel weiße Schwanz hat eine breite dunkle Binde vor der Spitze und außer ihr elf ganz schmale wellenförmige, welche an den weißen Schäften absetzen; der obere Teil der Innenfahnen ist an allen Schwanzfedern weiß. Auf der Unterseite des Schwanzes sind die Bin-

den kaum erkennbar. Er soll viel schneller fliegen als der gemeine Bussard, und die Engländer Alleon und Vian vergleichen seinen Flug sogar mit dem der Schwalbe. Das ist geradezu unmöglich: ein Vogel kann nicht fliegen, wie er will, sondern wie sein Flügelbau vorschreibt; analog wird ein Hühnerhund oder ein Percheronpferd trotz allen Temperaments nie so laufen wie ein Windhund, resp. ein englisches Rennpferd. Hätten die B. die Geschwindigkeit einer Schwalbe oder eines Wanderfalken, so würden sie mit Behagen Tauben und Hühner schlagen und kröpfen und den Mäusefang andern überlassen. Die Heimat des Steppenbussards sind die untere Wolga, Westsibirien, Nordafrika, der Ural und benachbarte Gebiete; auch im südlichen Spanien ist er in einzelnen Fällen angetroffen worden.

C.

Change (franz., spr. schangsch') bei der Parforcejagd kommt vor, wenn die Meute die angejagte Fährte verläßt und eine andre annimmt. Sie muß dann sofort gestoppt und auf der ursprünglichen Fährte wieder angelegt werden.

Chlorion, s. v. w. Pirol.

Corby (roter Milan), s. Milane 1).

Curée (franz., spr. küreh), der Schluß der Parforcejagd. Der gejagte Hirsch oder Keiler wird, nachdem er abgefangen wurde, zerwirkt und den Hunden überlassen, damit diese recht genossen gemacht werden. Dabei wird eine besondere Fanfare geblasen.

D.

Dachs (Meles), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Marder; nur eine Art. Der gemeine D. (Meles taxus *Briss.*, Ursus taxus *Schreber;* Tax, Gräwing, Grimbart).

Weidmännische Ausdrücke.

Die Ohren heißen Lauscher, die Augen Seher, die Zähne Gebiß, die Eckzähne Fänge; er ist fett oder hat Fett, kein Feist, welcher Ausdruck bei den zur hohen und Mitteljagd gehörigen Tieren gilt. Sein Fell heißt Schwarte, der Schwanz Bürzel, Zein, Rute, die Zehe mit den Nägeln Klauen, die zwischen Bürzel und After befindliche Öffnung Stinkloch; seine unterirdische Wohnung heißt Bau, die Eingänge zu ihr Röhren, Geschleife, Einfahrten, der Lagerplatz, in welchen die Röhren münden, Kessel. Der D. bewohnt den Bau, befährt die Röhren, sitzt im Kessel; verschanzt er sich im Bau, so versetzt, verklüftet, verliert er sich und zwar besonders, wenn er vom scharfen Dachshund angetrieben wird. Frißt er, so nimmt er Weide an oder weidet sich, wühlt er zu diesem Zweck im Boden, so sticht oder wurzelt er; geht er, so schleicht und trabt er, begattet er sich, so ranzt oder rollt er. Der D. beißt sehr scharf, hat er sich an einem Hund festgebissen, so hat er sich verfangen; mit einem starken Knüppel auf die Nase wird er totgeschlagen; die Schwarte wird ihm abgeschärft, das Fett abgelöst; der Jäger bricht ihn auf, zerwirkt und zerlegt ihn.

Beschreibung.

Länge 70—75 cm mit Ausschluß des 17—18 cm langen Bürzels, Schulterhöhe 28—30 cm; Gewicht eines alten, mäßig starken Dachses 20 kg, Dächsinnen, die weiblichen Dächse, sind geringer, schwächer. Der D. hat im ganzen 38 Zähne, von denen die äußersten Vorderzähne die stärksten sind; meist fällt der erste Lückenzahn im Ober- und Unterkiefer aus, so daß nur 34 Zähne bleiben. Die Stirn ist stark aufwärts gebogen, der Unterkiefer kann sich

nur auf- und abwärts bewegen; die längliche, rüsselartige Nasenspitze ist nackt, Lauscher kurz, kaum 1/8 der Kopfeslänge, die fünfzehigen Läufe haben nackte Sohlen und unter jedem Zehenendglied einen nackten, rundlichen Ballen. Zwischen Bürzel und Weidloch liegt das Stinkloch (bisweilen auch Schmalzröhre genannt), welches, etwa 3 cm tief, eine ekelhafte, fettige Materie absondert, von der die Fabel herrührt, der D. zehre an ihr im Winterschlaf. Die Haare der Rückenseite sind schwarz u. weiß geringelt und werden nach der Wurzel hin heller; Bauchseite u. Läufe sind schwarz, der Teil zwischen den Hinterläufen bis unter den Bürzel rostgelblich; vom Kopf über den Hals ziehen sich je zwei schwarz und weiße Streifen; Lauscher inwendig und unten am Außenrand schwarz, am Innenrand und hinterwärts weiß. Das Haar auf der Oberseite und den Läufen ist rückwärts, das auf den Pfoten vorwärts, an deren Seiten abwärts gerichtet. Man sprach früher vom Schweinedachs und Hundedachs, dieser sollte einen mehrfach, jener nur einen doppelt gespaltenen Fuß wie ein Schwein haben, auch sollte der Biß »underweilen giftig« sein. Der D. gehört zu unsern bekanntesten Tieren und ist unter dem Namen Grimbart in der Tiersage sehr glücklich gekennzeichnet; mürrisch und verdrießlich verbringt er sein einsames und träges Leben, nichts vermag ihn anzuregen, und selbst die geschlechtlichen Triebe erwärmen ihn nur bis zur Notdurft; ja, wehrt ihn die Dächsin ab, so folgt er dieser Weisung, als sei er froh, auch diese Unterbrechung seines faulen Daseins glücklich hinter sich zu haben; Schlaf und Weide sind seine Ansprüche ans Leben, selbst die alles belebende Sonne scheint ihm entbehrlich, denn nur kurzl Zeit sonnt er sich gelegentlich in ihren erquickenden Strahlen vor der Röhre seines Baues, bald fährt er wieder ein und rollt sich im Kessel zusammen, um die Zeit bis zum nächtlichen Weidegang zu verschnarchen. Es bedarf keiner Erklärung, daß diese Eigenschaften wenig Sympathien für ihn hervorrufen, anderseits aber ist er harmlos, kollidiert weder mit dem Menschen, noch vergreift er sich fühlbar an dessen Eigentum, was aber den Herrn der Schöpfung nicht abhält, ihn gelegentlich auf die brutalste Weise zu quälen und zu martern. Der D. geht gerade so schwerfällig wie der Bär einher. Obgleich er jeder Gefahr und allem Streit auszuweichen bemüht ist, stellt er sich, in die Enge getrieben, dennoch recht energisch zur Wehr und teilt Bisse aus, die an Derbheit nichts zu wünschen übrig lassen. Niemals preßt ihm auch der wütendste Schmerz einen Ton aus, nur eine Art Keuchen vernimmt man von ihm während des Ringens, sich der Hunde zu entledigen. D. und Dächsin geht es wie dem Swinegel, d. h. man kann sie nicht voneinander unterscheiden; etwas schwächer ist die Dächsin, und sie hat 8 Saugwarzen, vier an der Brust und vier am Bauch.



Fährte des Dachses.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der D. bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad und ist auch im nördlichen und mittlern Asien zu Hause. Wo er Ruhe, Weide und Gelegenheit findet, sich einen Bau zu graben oder im Felsgeklüft anzulegen, da sind die Bedingungen zu seiner Existenz gegeben, mithin große oder kleine, Laubholz- oder Nadelholzwaldungen, ebene oder gebirgige Gegenden ihm gleich angenehm.

Lebensweise, Ranzen.

Der D. war früher viel häufiger als jetzt u. vertrug sich gut mit der Wildbahn, neuer-

dings aber sucht man ihn als jagdschädliches Raubtier zu verdächtigen und damit natürlich auszurotten, denn es gibt nun einmal zweibeinige unbefiederte Habichte, die nur das leben lassen, auf dessen Tötung Strafe folgt. Findet der junge D., der sich eine eigne Ökonomie begründen muß, einen alten leeren Bau oder eine passende Röhre, so bezieht er den erstern und erweitert letztere, indem er mit staunenswerter Kraft und Schnelligkeit zur Nachtzeit gräbt, den Sand hinter sich hinausschiebt und in Tiefe von etwa 2 m den Kessel, seine Schlaf- und Wohnstätte, anlegt und mit trocknem Laub, welches er hineinschiebt, behaglich macht. In der Regel verschläft er in diesem den Tag, und nur, wenn ihn die Dämmerung in größerer Entfernung von seinem Bau überrascht hat, sucht er sich in der Dickung oder in einer Felsspalte, unter einem Baumsturz 2c. eine Schlafstätte; auch verbringt mancher junge D., solange er nicht gestört wird, den größten Teil des Sommers unter solchem Schlupfwinkel. In sogen. Haupt- oder Mutterbauen, die mehrere Kessel und viele Röhren haben (s. Bau), leben oft mehrere Familien nebeneinander; ja, selbst mit dem stänkerigen Fuchs ereignet sich dies, wenn auch ohne jede Gemeinschaft. Daß ihm dieser den Bau absichtlich verunreinigt, ist Thatsache, und daß er ihm dadurch sein Heim gelegentlich verleidet, ist bei der sprichwörtlichen Reinlichkeit des Dachses, der für seine Losung einen besondern Raum anlegt, nicht unwahrscheinlich.

Die Nahrung besteht aus allerlei Vegetabilien, Wurzeln und Knollen, Schwämmen, Obst, Beeren 2c.; doch ist Grimbart keineswegs so ausschließlich Vegetarianer, um nicht auch Fleischkost, als Insekten und Würmer aller Art, auch Aas angenehm und schmackhaft zu finden. Es ist selbstverständlich, daß er aus Unbekanntschaft mit den menschlichen Begriffen von Mein und Dein auch wohl ein junges Häslein verspeist, wenn es ihn gerade anläuft, daß er, wenn er in den Weinberg gerät, den Trauben, soweit er sie erlangen kann, zuspricht. Daß man ihn aber auf Grund dessen zum gemeinschädlichen Raubtier stempelt, ist ungerechtfertigt, denn niemand hat ihn jagen sehen, nirgends ist ein Jagdrevier durch ihn wirklich geschädigt oder ein Weinberg merklich geplündert worden; ein schlecht geführter und überwachter Hühnerhund, den sein Herr im Revier umherstöbern läßt, würgt sicherlich mehr Häslein ab als der D., und es wäre doch eigentümlich, daß unsre gut beobachtenden Vorfahren alle diese schlimmen Eigenschaften nicht entdeckt und gewürdigt haben sollten, zumal ihnen viel reichhaltigeres Beobachtungsmaterial zu Gebote stand als uns; alle nämlich, besonders auch der gefeierte Wildungen, stellen den D. als viel mehr nützlich wie schädlich hin und eifern gegen seine sinnlose Tötung.

Wenn der November mit seinem ungemütlichen Wetter herannaht, schiebt der D. trocknes Laub und Gras in seinen Bau, schüttelt den Regen aus der Schwarte, fährt zu Bau, rollt sich zusammen, drückt die Nase gegen das Stinkloch und schläft ein. Vorher aber, im Oktober, stellt sich die Ranzzeit ein, und der Koitus wird mit großem Phlegma begangen, meist wohl vor dem Bau, dessen Inneres dazu kaum Raum bietet. Ende Februar bringt die Dächsin 3—5 graue, neun Tage blinde Junge in einem abgesonderten Kessel, säugt sie drei Wochen, trägt ihnen dann Nahrung zu und führt sie nach etwa weitern vier Wochen zum Spielen vor den Bau; aber auch diese Kurzweil dauert nicht lange, bald macht sich die Schläfrigkeit wieder geltend, die Familie fährt zu Bau, und erst die einbrechende Nacht bringt anhaltendes Leben, denn der Hunger treibt sie nun auf die Weide. Bis zur nächsten Ranzzeit bleiben Alte und Junge zusammen, dann erfolgen Ermission und Lebenslauf der letztern auf eigne Rechnung und Gefahr.

Jagd und Fang.

Man kann zwar auf verschiedene Weise dem D. mit Erfolg nachstellen, und alle ehrlichen Mittel führen zum Zweck; gleichwohl kann man nicht umhin, mit der traditionellsten Jagdmethode, dem Dachsgraben, zu beginnen, welche nebenbei zu gemütlicher Zusammenkunft der Jagdfreunde auffordert, die verschiedensten Heldenköter

in das richtige Licht stellt, beim Feuer einen Grog ermöglicht, kurz die Jagdfreude nach den verschiedensten Geschmacksrichtungen genießen läßt. Zum Dachsgraben gehört aber außer dem D. der treueste Freund des Menschen, hier zwar in sehr kleinem Format, aber so brav, so wacker und beherzt wie kein andrer Hund, denn keinem fällt eine so schwierige Aufgabe zu wie die, einen viel stärkern Feind in seiner eignen dunkeln Feste anzugreifen. Von den Dachshunden gilt auch: »viele sind berufen, aber wenige auserwählt«. Mustern wir zunächst seine äußere Erscheinung, so erblicken wir eine zwar auffallende, aber doch keineswegs unschöne Hundegestalt, vorausgesetzt, daß wir uns über den normalen Bau geeinigt haben, wie er von Kennern gekennzeichnet wird, und nach welchem die auf den jüngsten großen Ausstellungen in Hannover und Berlin vorgeführten Hunde beurteilt wurden. Danach soll der reine Teckel so aussehen: »Kopf groß mit hohem, gewölbtem Schädel, langgestreckt und spitz zulaufend; Nase gut entwickelt, also etwas rundlich hervortretend. Kiefer lang und schon von den Augen ab nach der Nase hin sich zuspitzend; die Lippen etwas überhängend. Behang lang und breit, glatt am Kopf liegend. Augen groß mit der diesem vorzüglichen Hund eignen Klugheit und Lebhaftigkeit. Hals kurz, sehr stark mit kräftiger Muskulatur. Rücken stark ausgebogen; Leib langgestreckt mit stark eingezogenem Hinterleib; Brust breit und tief. Vorderläufe kurz mit hervortretenden Muskeln, stark gebaut, die Kniegelenke nach innen, die Fersengelenke nach außen gestellt, so daß die Vorderläufe eine geschwungene X-Gestalt zeigen; keineswegs aber dürfen die letztern so gestellt sein, daß sie sich gegenseitig berühren und der Hund somit auf den Rändern der Sohlen läuft; die Pfoten breit mit kräftig entwickelten Zehen und Nägeln; Rute nicht stark, fein und glatt behaart, spitz zulaufend, im leichten Bogen aufwärts gekrümmt, nie als Haken- oder gar Rollschwanz getragen.« Über die Farbe läßt sich weniger Bestimmtes sagen, doch hält man mit Recht die schwarzen Hunde mit rostgelben Extremitäten und Flecken über den Augen, die »gebrannten«, für die schönsten; auch die ganz rötlichgelben oder braunen finden ihre Liebhaber, weniger die dreifarbigen (»kattunenen«), und am wenigsten geeignet sind die ganz weißen oder weißbunten. Es folgt daraus nicht, daß Hunde, welche den oben angegebenen Anforderungen (»Points«) nicht ganz entsprechen, unbrauchbar seien, keineswegs! es gibt unter ihnen Exemplare von hervorragender Leistungsfähigkeit; da aber einmal eine normale Hundezüchtung angestrebt werden soll, so muß man auch auf die äußere Gestalt streng halten, mithin die einer solchen nicht entsprechenden Hunde zur Zucht nicht verwenden. Das deutsche, resp. internationale Hundestammbuch, analog den Herdestammbüchern, wird auch über die Teckelzucht wachen und sich dadurch bei allen Jagd- und Hundefreunden Anerkennung erwerben.

Die Aufgabe des Teckels ist es, den D. im Bau anzugreifen und so hart zu verfolgen, daß derselbe nicht Zeit findet, sich zu »verklüften«, d. h. zwischen sich und dem Hund eine Erdwand aufzurichten; dabei muß der Hund den sich stellenden D. laut verbellen, damit man durch den Schall die Stelle erkennt und »einschlagen«, d. h. bis auf den D. graben kann. Kann man zwei Dachshunde halten, so unterstützen sie sich sehr wesentlich, besonders wenn sie Hund und Hündin sind; rechnet man auf ihre Nachzucht, so dürfen sie aber nicht verwandt unter sich sein der Inzucht wegen. Ein zu starker Hund ist nicht zu empfehlen; das Befahren des Baues kostet ihm zu viel Anstrengung, er kann sich in den Röhren weder behende genug wenden, noch den Schlägen des ergrimmten Dachses ausweichen; immerhin aber ist er einem zu schwachen, welcher dem D. zu wenig imponiert, vorzuziehen.

Die Dressur der jungen Dachshunde beschränkt sich lediglich auf einigen Appell und die gewöhnliche Zucht und Reinlichkeit, wenn sie Stubenhunde sein sollen, alles übrige ist vom Übel; man hüte sich sehr, den ihnen eignen Trotz zu brechen, und sehe ihnen lieber manchen Mutwillen nach, als daß man sie hart und oft straft, wofür sie empfindlicher sind als andre Hunde und

leicht auf Dauer verdorben werden können. Auch necke man sie nicht, um sie scharf zu machen, wie leider oft geschieht, denn ein scharf angelegter Hund bedarf dessen nicht, und ein andrer wird dadurch nur tückisch und mißtrauisch, aber keineswegs leistungsfähiger im entscheidenden Augenblick. Der geeignetste Platz für die kleinen Unbände ist ein trockner, geräumiger Zwinger, in dem sie sich tummeln und balgen, auch die Umgebung beobachten können, um wachsam zu werden. Ohne Aufsicht umherlaufen oder gar die Baue befahren dürfen sie schlechterdings nicht, dagegen nehme man sie öfters mit hinaus und gewöhne sie, gekoppelt, d. h. zu zweien durch ein Riemchen an der Halsung aneinander geschnallt, zu gehen. Der junge Hund muß mindestens ein Jahr alt sein, ehe man ihn einfahren läßt, und wenn irgend möglich, lasse man dies unter Anführung eines erprobten Hundes geschehen, mit dem er jedoch befreundet sein muß, weil ihn dieser sonst im Bau leicht packt und somit ängstlich macht. Kriecht der junge Hund mit Zeichen von Eifer und Erregung dem alten bald nach, so ist dies ein gutes Zeichen, selbst wenn er in kurzem wieder herauskommt, um sich nach seinem Herrn umzusehen; schnüffelt er aber gleichgültig in der Röhre umher, ohne einzukriechen, selbst wenn er seinen Kollegen Laut geben hört, so ist von vornherein nicht viel von ihm zu erhoffen; er kann wohl noch ein mittelmäßiger Hund werden, wenn man Geduld und Mühe an ihn wendet und ihn nicht etwa heftig und gewaltsam zum Einkriechen zwingen will, ein wirklich guter Hund wird er aber schwerlich, wie überhaupt ein wirklich guter Dachshund selten ist. Am liebsten kriecht ein junger Hund der Mutter nach, thut er auch dies nicht, dann ist er sicher nichts wert.

Soll es ans Graben gehen, so muß selbstverständlich durch öfteres Spüren die Gewißheit erlangt sein, daß Meister Grimbart eingefahren, aber nicht mehr ausgegangen ist, was man durch Einstecken kleiner Ästchen am Bau erprobt, die er hätte umstoßen müssen, wenn er ausgegangen wäre. 2—3 Arbeiter mit Hacke und Spaten werden mitgenommen und zunächst alle Röhren mit spitzen Reisern verstopft bis auf die Hauptröhre, in welche der Hund einfahren soll. Stehen mehrere zu Gebote, so lasse man stets nur den zuverlässigsten zuerst und allein einfahren, binde die andern in einiger Entfernung an und horche nun mit gespanntester Aufmerksamkeit auf den Laut des Hundes, von dem anzunehmen ist, daß er nicht weidelaut ist, sondern nur dann Hals gibt, wenn er den D. treibt oder gestellt hat; im erstern Fall hört man ein helleres Kläffen, im andern ein dumpferes, an Einer Stelle verharrendes Bellen. Nur ein geübtes Ohr wird sich darüber klar sein, und unter möglichster Stille legt sich der Jäger an dem vermutlichen Platz, unter welchem der Hund liegt, mit dem Ohr platt auf den Boden, während ein andrer in die Röhre hineinhorcht, von wo der Ton am hellsten herausdringt. Erst wenn durch längeres Horchen kein Zweifel mehr obwaltet, wird mit dem Einschlagen (Graben) begonnen, aber auch nicht länger gezögert, um den Hund nicht unnötig zu ermüden, ihn im Gegenteil durch das Geräusch des Einschlagens über sich anzufeuern. Der Einschlag darf nicht zu klein sein, weil er andernfalls die Arbeit hemmt. Je tiefer man eindringt, desto deutlicher und heftiger hört man den Hund, nicht selten aber beginnt die Jagd von neuem, wenn der D. hinter sich freien Raum hat und retiriert. Dann muß man aufs neue verhören, bis der Standlaut wieder ertönt, und den Einschlag beginnen; will es dem Hund gar nicht glücken, den D. zu stellen, so lasse man einen zweiten Hund einfahren, und wenn auch dieser scharf zusetzt, dann wird Grimbart bald festliegen; die Hauptsache liegt eben darin, daß die Hunde dem D. so scharf auf den Leib rücken, daß er weder retirieren, noch sich verklüften kann. Der Einschlag muß so dirigiert werden, daß man zwischen Hund und D. kommt oder auf erstern, nicht aber auf diesen, weil er sonst den Hund überrennt, in eine andre Röhre fährt und neue Arbeit verursacht, sich auch wohl verklüftet und dann gar nicht gefunden wird. Sowie der Boden weich und grau wird, steigen die Arbeiter heraus, und der Jäger oder ein sonst sehr erfahrener Arbeiter nimmt nun mit dem

flachen Spaten die Erde vorsichtig weg, um den Hund nicht zu verletzen, der schließlich wie ein lebender Erdkloß zu Tage kommt und mit doppeltem Grimm gegen die helle Schnauze Grimbarts anfährt. Nun nimmt man den Hund auf, erweitert die Röhre um den D., nachdem man die, in welcher der Hund lag, zuwarf, faßt mit der Zange den D. über dem Genick, zieht ihn hervor und schlägt ihn mit einem schweren, scharfkantigen Knüppel auf die Nase tot. Soll er geschossen werden, so tritt man aus dem Schacht heraus und stellt sich mit der Flinte schußfertig an, denn der D. fährt, sobald er das Tageslicht gewahrt, heraus.

Es ist eine sehr üble Gewohnheit, den wehrlos gemachten D. von den Hunden abwürgen zu lassen, um zaghafte Hunde herzhaft zu machen; frei von aller Sentimentalität, geben wir zu, daß dies in einem gewissen Maß unvermeidlich ist, aber niemals zu Tierquälerei ausarten darf, wie es leider fast immer oder doch häufig geschieht; den armen Grimbart unter den Zähnen der Teckel verenden lassen, heißt ihn einem langsamen Martertod preisgeben, und das schändet den Jäger. Die Hunde werden dadurch nicht besser, und will man ihnen ein Vergnügen gönnen, so lasse man sie den frisch erschlagenen, noch warmen D. zausen, das thut dasselbe; die Tierhetzen haben wir, Gott sei Dank, hinter uns.

Um den Gang der Röhren zu vermuten, fährt man mit langen, biegsamen Gerten in sie hinein. Es kommen freilich allerlei Zwischenfälle beim Graben vor, die hier nicht alle erwähnt werden können und der Umsicht des Jägers anheimfallen. Ist der vor dem D. liegende Hund sehr stark, so ist es nur in dem schon geschilderten Notfall ratsam, einen zweiten Hund nachzuhetzen; dabei empfiehlt es sich, diesen durch eine andre Röhre einfahren zu lassen, damit er nicht hinter den ersten kommt und, da er neben ihm nicht vorbei kann, diesen vorwärts drängt und ihn dabei den furchtbaren Schlägen des Dachses aussetzt. Ferner sei nochmals gewarnt, zwei sich fremde Hunde einfahren zu lassen; manchmal glückt es freilich, in den meisten Fällen aber fallen diese vor Eifersucht aneinander, statt dem D. zuzusetzen, und geben diesem dadurch Zeit, sich zu verklüften. Selbstverständlich werden den Hunden sogleich nach beendetem Graben die Augen ausgewaschen und etwaige Wunden untersucht; daß solch braves Tier durch besondere Pflege Belohnung verdient, ist ebenso selbstverständlich, als es leider nur zu oft unterlassen wird. Der ausgegrabene Schacht wird sogleich wieder zugeworfen.

Anstand oder **Ansitz**. Diese Jagdart ist wegen der mit ihr verbundenen Geduldsprobe nicht jedermanns Sache, am wenigsten auf den D. bei Nacht; gleichwohl sitzt es sich in heller, klarer, herbstlicher Mondscheinnacht ganz gemütlich auf dem Hochsitz oder einem passenden Baumast, wo man seinen Gedanken nachhängen und überhaupt Einkehr in sich halten kann. Die Besorgnis, den D. zu vergessen, ist ausgeschlossen, denn ehe er aus dem Bau geht, schüttelt er mit hörbarem Poltern die Erde aus der Schwarte; aber still muß man sitzen, da er dies nur thut, wenn er gründlich mit seiner feinen Nase gesichert hat. Man läßt ihn einige Schritte vom Bau abgehen und feuert nun mit Schrot Nr. 2 oder auch Nr. 1 nach sehr sicherm Abkommen, denn der nicht auf den ersten Schuß getötete D. fährt sogleich in den Bau zurück und geht sicher verloren. Bei allen solchen scharfen Schüssen ist die Kartätschpatrone sehr zu empfehlen. Der **Hochstand** ist entweder eine Kanzel (s. d.) oder irgend ein passender Ast; vorteilhafter ist er stets als ein Stand zu ebener Erde, teils der Übersicht, teils des Überwinds wegen, der bei dem scharf witternden D. notwendig ist; denn sowie ihm irgend etwas nicht richtig scheint, geht er nicht aus.

Das Hetzen in die Haube. Die Dachshaube besteht aus einem eisernen Reifen von etwa 16 cm Durchmesser, an den man einen 1—2 m langen starken Sack aus Netzwerk oder Leinen befestigt und durch deren obere Seite eine Leine schleift, welche durch Anziehen den Sack wie einen Tabakbeutel schließt. Diese Vorrichtung bezweckt, den ausgegangenen D. mit einem Hund aufzusuchen und in den Bau zu hetzen,

in den er blind hineinzufahren pflegt und sich dabei in dem in die Röhre hineingelegten Sack fängt. Zu dieser Fangart ist ein Hochsitz notwendig. Hat man nun durch Beobachtung von diesem aus oder durch Abspüren den Ausgang des Dachses sicher festgestellt, so werden die Nebenröhren mit spitzem Reiserwerk verstopft, an der Hauptröhre aber befestigt man den Ring aufrecht durch Heftel und Pflöcke, steckt den Sack in die Röhre hinein, dichtet etwaige Zwischenräume zwischen dem Ring und dem Umkreis der Röhre mit Erde, Moos u. dgl. fest zu und nimmt das freie Ende der Leine mit auf den Hochsitz hinauf. Inzwischen hat ein Kamerad den oder die Hunde auf der Dachsfährte gelöst und angehetzt und folgt ihnen so schnell als möglich, um den etwa von ihnen festgemachten D. totzuschlagen; der auf dem Hochsitz wartet dagegen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Ankunft des Dachses, die meist bald und in solcher Hast erfolgt, daß er, ohne sich zu besinnen, in die Röhre und somit in den Sack fährt, und zieht diesen mit einem schnellen Ruck der Leine zu. Der Sack wird nun mitsamt dem D. herausgezogen und dieser in ihm erschlagen, weshalb ein solcher von Netzwerk vorteilhaft ist, da man durch dieses besser sieht, wohin man zu schlagen hat. Sollte der D. aber doch stutzen, so thut ein scharfer oder blinder Schuß gute Wirkung, durch den Grimbart zur schleunigsten Einfahrt veranlaßt wird. Dem D. gegenüber ist diese Fangart keineswegs unweidmännisch, denn dieser wird entweder sicher gefangen, oder bleibt, wenn er durch irgendwelchen Zufall entkommt, unverletzt; der Wildbahn aber thut diese nächtliche wilde Hatz durch die große Beunruhigung viel Schaden, weshalb sie in vielen Gegenden gänzlich verpönt und in den bezüglichen Jagdkontrakten ausdrücklich untersagt ist. Zu dieser Hetze eignet sich jeder Hund, welcher Liebe zum D. hat, d. h. ihn gern verfolgt; besonders Schäferhunde oder Saufinder leisten darin Vorzügliches. Kann sich der Jäger auf die Schärfe seines Hundes verlassen, und hat er keinen Kameraden, so hetzt er den Hund eifrig an und läßt ihn allein jagen, während er sich schnell mit der Leine auf seinen Sitz begibt und den vom Hund pressierten D. erwartet; hat ersterer überhaupt nur begriffen, um was es sich handelt, so bringt er sicher den D. zum Bau zurück, und Verfasser weiß ein Privatrevier, wo die Schäferknechte auf diese Weise mit ihren gut darauf dressierten Hunden den letzten D. fingen.

Mit dem T e l l e r= oder T r i t t e i s e n (s. Falle) fängt man den D. auch sicher, solange er ausgeht. Man verstopft alle Röhren bis auf die, durch welche er auszugehen pflegt, verstänkert sie auch wohl noch mit **Asa foetida** und in Petroleum getränkten Lappen und legt nun das sauber geputzte und mit Laub, Nadeln oder Früchten verwitterte, eingebettete Eisen auf Steinunterlagen in den Ausgang der Röhre, stellt es fängisch, bestreut es mit trocknem Material der Umgebung bis zur Unkenntlichkeit und befestigt die etwa 2 m lange Ankerkette an einer Wurzel, einem Stämmchen oder Pflock. Konnte diese Vorrichtung mit großer Stille bewirkt werden, so fängt sich der D. oft schon in der ersten Nacht; hat er aber das Geräusch gehört, oder wittert er das Eisen in der Röhre, so kehrt er wieder zu seinem Kessel um und duldet oft lieber zwei bis drei Tage lang Hunger, ehe er es wagt, die gefährliche Stelle zu überschreiten. Das Eisen ist natürlich so gelegt, daß er darauf treten und seinem Geschick verfallen muß, worauf er sich rückwärts in den Bau zurückzuziehen sucht und in dumpfer Resignation der kommenden Dinge harrt. Legt man das Eisen erst, wenn der D. überhaupt seine Ausgänge bald einstellt, und hat er Witterung von ihm erhalten, so bleibt er im Bau, rollt sich zum Winterschlaf zusammen und narrt den seiner harrenden Jäger. Man kann den D. auch in der W e b e r s c h e n R a u b t i e r f a l l e, der v. Hansteinschen Hohlfalle und dem Raubtierschlag von Hantusch fangen; diese Apparate passen aber weit besser für Fuchs, Marder und Konsorten als für den ehrlichen Grimbart, dem man, wie gesagt, noch nirgends den Ruin einer Wildbahn nachzuweisen vermocht hat. Verfasser kann sich niemals eines gewissen Mitleids erwehren, wenn er den D. bemüht sieht, mit den Vorderbranten die

Zange vom Hals abzustreifen, und eine gewisse Wehrlosigkeit und stille Duldung des gefangenen Geschöpfs unverkennbar hervortritt.

Das Fett des Dachses löst Geschwüre auf und gibt eine sehr eindringende und erweichende Lederschmiere. Früher machte man aus der Schwarte Jagdtaschendeckel, d. h. für jene Hasensärge, in denen ein Lampe fast spurlos verschwand; sie sind den patenten Jagdtäschchen der Jetztzeit längst gewichen und erinnern an die Worte: »Der Ranzen, oft geflickt, war stets von Beute schwer; — jetzt trägt man ihn gestickt, doch ist er meistens — leer!« Die Jägerbataillone haben Dachsschwarten als Tornisterdeckel. Manche essen den D. mit Behagen. Die Schwarte muß, wie beim Wildschwein, Schnitt um Schnitt abgeschärft werden, nachdem man sie vom Bürzel ab die ganze Bauchseite entlang durchschnitten hat. Nase, Zehen mit Klauen und Bürzel bleiben an der Schwarte; dann wird die obere Fettlage, nachher das Muskelfleisch, zuletzt die untere Fettlage abgelöst, sobann aufgebrochen und zerwirkt, der Rückenteil aber ganz gelassen.

Dächsel (Dachshund, Teckel), s. Dachs (Jagd, S. 57 u. 58).

Dachsfinder, s. v. w. Dachssucher.

Dachsgabel, ein wie eine kleine Heugabel geformtes Instrument an hölzernem Stiel, mit welcher man den in der Nacht gefangenen Dachs ersticht; übrigens ein jetzt kaum noch gebräuchliches Instrument.

Dachsgraben, s. Dachs (Jagd, S. 57 u. 58).

Dachshaken, ein Eisen mit Widerhaken, an welchem manche Jäger den von den Hunden festgemachten Dachs herausziehen, um ihn zu erschlagen. In dem Verfahren liegt eine überflüssige Grausamkeit, da die Dachszange dieselben Dienste thut. Ein ähnliches Instrument ist der Dachskrätzer.

Dachshatz (Dachshetze) } s. Dachs
Dachshaube (Dachssack) } (S. 59).

Dachshund, s. Dachs (Jagd, S. 57 u. 58).

Dachskrätzer, s. Dachshaken.

Dachssack (Dachshaube), s. Dachs (S. 59).

Dachsschwarte, der Balg des Dachses (s. d.)

Dachssucher (Dachsfinder), ein Hund, gleichviel welcher Rasse, welcher den Dachs auf der Fährte jagt, resp. aufsucht.

Dachszange, eine Kneipzange im großen Stil, deren beide Zangenteile weit genug sind, um den Dachs über den Hals greifen und festhalten zu können.

Damaszierung (am Gewehr) wird durch Schweißen der Rohre aus Draht, meist mit Hufnägeln, hervorgebracht; solche Rohre haben ein verschiedenartig gemustertes Aussehen.

Dambock, s. Damhirsch.

Damhirsch (Cervus dama *L.*), Edelwild aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hirsche.

Weidmännische Ausdrücke.

Damwild ist die Kollektivbezeichnung für die Hirschart, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht; D., auch hin und wieder Dambock, heißt das männliche, Damtier das weibliche Individuum; die Jungen heißen Damkälber, nach dem Geschlecht: Damhirschkälber und Damwildkälber. Nach dem letzten Tag ihres Geburtsjahrs heißen erstere (nach Altum) Knopfspießer, letztere Damschmaltiere; hat der Knopfspießer im Anfang des dritten Kalenderjahrs seines Lebens zum zweitenmal aufgesetzt, so heißt er Schmalspießer und hat nunmehr die gesetzliche Schonzeit der Hirsche; hat das Damschmaltier zum erstenmal gebrunftet, so heißt es Damtier, solange es lebt. Verschiedene Stücke Damwild vereinigt heißen ein Trupp; sind es nur Hirsche, so ist es ein Trupp Damhirsche; in einem Trupp Damwild sind mehr Damtiere, in einem Trupp Kahlwild nur weibliche. Die Augen heißen Lichter, die Ohren Gehöre, die Mundteile Geäse, die Zunge Lecker, die Füße Läufe, die Hufe Schalen, die beiden hörnernen Auswüchse über denselben Geäfter oder Oberrücken; über den Vorderläufen stehen die Blätter, über den Hinterläufen die Keulen, zwischen ihnen liegt das aus den Eisbeinen bestehende Schloß. Vom letzten Halswirbel bis zum Ende der Rippen liegt der Rücken, von da bis zur Kugel der Ziemer oder

Zimmer; die Weichen heißen Dünnungen oder Flanken, der Schwanz Blume oder Wedel, die Mündung des Mastdarms Weidloch, die hellere Färbung um dasselbe Spiegel, die Hoden Kurzwildbret, das männliche Glied Brunftrute, deren Behaarung Pinsel, das weibliche Glied Feigen- oder Feuchtblatt, den Mist fallen lassen sich lösen, der Mist Losung, das Wasser laufen

Fig. 1.



Geweih des Damhirsches.

lassen nässen oder brunsten, das Euter Gesäuge, das Fell Haut (auch Decke), das Fleisch Wildbret, Wildbrät, Wildpret, das Fett Feist, das Blut Schweiß, das Wildbret neben der Gurgel längs der Halswirbelsäule Kehlbraten, das am Rückgrat über den Nieren Mehrbraten, die Luftröhre Drossel, der Kehlkopf Drosselknopf, Herz, Lunge und Leber zusammen Geräusch, Gelünge, Lunge, die vom Netz umschlossenen Gedärme Gescheide, der Magen Wanst oder Pansen. Das Geweih (Fig. 1) besteht aus zwei Stangen; die rechte ist die auf des Hirsches rechter Seite, die linke auf der linken des Kopfes; der unterste Auswuchs an denselben heißt Augensprosse, der darauf folgende Mittelsprosse, der sich über ihr verbreiternde Teil der Stange Schaufel, und da man den Ausdruck Stangen meist nur beim Edelhirsch gebraucht, so pflegt man beim D. unter Schaufel dasselbe zu verstehen und spricht von rechter und linker Schaufel; die Furchen am Geweih heißen Riefen, die kleinen, rundlichen Knoten Perlen, beim D. nur spärlich vorhanden; der unterste Teil der Stange in Form eines hervorstehenden Kranzes heißt Rose, der Teil des Stirnbeins, dem das Geweih entwächst, Rosenstock, die Größe, resp. Kleinheit des Geweihs drückt man mit stark, brav, kapital, resp. gering, schwach aus; das Damwild ist nicht groß und fett, sondern stark und feist, nicht klein oder mager, sondern gering oder schlecht am Leib oder Wildbret; es geht nicht, sondern zieht; trabt es, so trollt es; galoppiert es, so ist es flüchtig; springt es über Erhabenheiten, so fällt es über dieselben; späht es umher, so sichert es; hört es, so vernimmt es; wenn es sieht, äugt es; riecht es, so windet es; ist es sorglos, so steht oder zieht es vertraut; sein Lager heißt Bett; es thut sich nieder, wenn es sich legt; wo es sich aufhält, da steht es; es frißt nicht, sondern äst, säuft nicht, sondern trinkt; die Nahrung ist die Äsung; wo es wiederholt zu ziehen pflegt, da ist sein Wechsel; es tritt auf Felder und Wiesen aus und zieht zu Holz auf seinen Stand; die Begattung heißt Brunft; der Hirsch beschlägt das Tier, welches alsdann hochbeschlagen oder tragend ist oder geht; während der Brunftzeit schreit der Hirsch und mahnt das Tier; fängt die Begattungszeit an, so tritt der Hirsch auf die Brunft; das Tier gebiert nicht, sondern setzt, daher Setzzeit oder Satzzeit; äußert es Besorgnis um sein Kälbchen, so meldet es sich; ist es zur Brunft nicht mehr geeignet, so ist es gelt oder ein Gelttier; vor Schmerz und Angst klagt das Damwild; stirbt es vor Alter oder an natürlicher Krankheit, so geht es

ein; geschieht dies in unmittelbarer Folge eines Schusses oder sonstiger tödlicher Verwundung, so verendet es; während einer Krankheit kümmert es, daher Kümmerer; auch fällt es und ist dann Fallwildbret, wenn es aus Hunger oder an einer Seuche stirbt. Der Abdruck eines Laufs heißt Tritt, die von mehreren in der Aufeinanderfolge Fährte; greift der Hirsch einen Feind an, so nimmt er ihn an, stößt er ihn mit dem Geweih, so forkelt er ihn.

Beschreibung.

Gebiß 32 Zähne, 2 weniger als das Edelwild. Im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer keine; im Ober- und Unterkiefer je 6 Backenzähne. Stirn flach, hinter den Lichtern etwas hohl, nach hinten eine scharfe Stirnleiste bildend; Geäserücken schmal, sanft gewölbt, seitlich abfallend, Nasenlöcher nierenförmig, behaart; die Oberlippe bis zur Außenkante behaart, die Unterlippe an dieser nackt; Lichter groß und scharf äugend; Gehöre zugespitzt, länger als der halbe, etwas gedrungene Kopf; Wedel länger als das Gehör. Das Geweih ist bis an die Mittelsprosse rund, von da ab schaufelförmig erweitert und in Enden nach oben und hinten auslaufend, längs durch viele Riefen gefurcht, aber meist ohne Perlen. Die Hirsche sind stärker als das Mutterwild; ein mittelstarker Schaufler mißt in der Länge 130 cm, vordere Höhe, d. h. von den Schalen bis über die Schultern gemessen, 82, hintere Höhe über den Keulen 84, Kopflänge 26, Wedel 18, Gehör 16 cm. Ein sehr starker Schaufler ist etwa 10 cm höher, verhältnismäßig stärker und erreicht ein Gewicht von 140 kg. Die Färbung des Damwilds wechselt ungemein, von ganz schwarz bis fast reinweiß kommen alle Farbenabstufungen vor, und häufig ist es auch braun und weiß gescheckt. Im allgemeinen ist das Damwild im Sommer mehr rostrot und weiß gefleckt, im Winter mehr eintönig grau; Stirn dunkel, nach dem Scheitel und den Lichtern rostgelblich auslaufend. Die Unter-, resp. Innenseite ist immer heller, oft weiß; der Wedel stets mit dunklem Mittelstreifen, die Kälber sind rötlichbraun mit grellen, weißen Flockenreihen. Im Anfang des ersten Februarmonats, nachdem das Hirschkalb gesetzt ist, wachsen ihm aus dem Rosenstock zwei Spieße

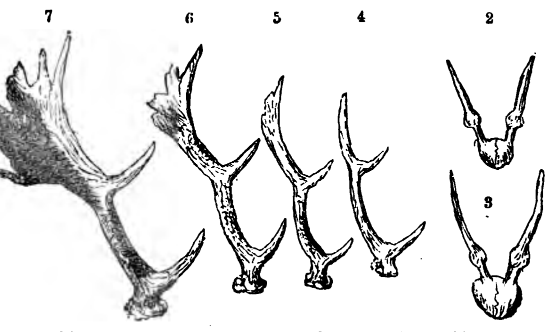


Fig. 2—7. Entwickelung des Damhirschgeweihs.

(Fig. 2), welche nach fünfmonatlichem Wachstum, also bei etwa 13monatlichem Alter des Hirschkalbs, ausgewachsen, kurz, ohne Krümmung und ohne Rosen und an der Basis nur etwas wulstig sind; solcher Spießer heißt Knopfspießer; nachdem er diese Spieße im Anfang seines dritten Lebensjahrs abgeworfen hat, erhält er ein Paar längere (Fig. 3), oberhalb etwas gebogene, mit schwachen Rosen versehene Spieße und heißt dann Schmalspießer (nach Altum); im folgenden Jahr wachsen Augen- und Mittelsprossen heraus (Fig. 4). Der D. hat somit das erste Geweih und heißt nun Hirsch vom ersten Kopf; im folgenden Jahr (Fig. 5) spaltet sich am zweiten Geweih der obere Teil in kleine Enden, verflacht sich und stellt den Hirsch vom zweiten Kopf vor; nun erweitert sich

der obere Teil zur Schaufel (Fig. 6, 7), setzt mehr Enden an, und der D. heißt nun angehender Schaufler, dann Schaufler, zuletzt starker und Kapitalschaufler. Im Frühjahr wirft der D. sein Geweih ab, der starke schon im Februar bis März, der geringe später; ein schwerer, mit Äsungsmangel verbundener Winter verzögert das Abwerfen. Die Thränengruben, von den Lichtern sich abwärts ziehende Spaltöffnungen, sind kürzer und flacher als beim Edelhirsch und bei jungen Exemplaren noch nicht erkennbar. Obgleich das Damwild mit dem Edelwild gar nicht zu verkennende verwandtschaftliche Ähnlichkeit hat, sieht es doch anders, weniger edel und der Ziege nicht unähnlich aus; der Kopf ist gedrungener, schwerer, der Gang unstäter und hastiger, und gleich dem Schaf setzt es beim Springen alle vier Läufe zugleich auf. Dessenungeachtet ist das Damwild eine anziehende Erscheinung unsrer Wälder und ein guter Schaufler mit seinem breiten, geschwungenen Geweih und der oft sehr angenehmen Färbung ein gar fesselndes Geschöpf, zumal aus dem Gesicht mehr gutmütige Neugier spricht als das scheele, feindliche Mißtrauen des Edelhirsches. Das Damwild wittert sehr fein, äugt schärfer als das Edelwild, vernimmt aber nicht so scharf, weshalb man es leichter beschleichen kann als ersteres, besonders wenn es sich niedergethan hat; um so schwieriger dagegen gelingt es bei einem sich äsenden Trupp, von dem einige Stücke stets in Bewegung sind, umheräugen, miteinander scherzen, bei dem geringsten Verdacht aber sogleich sichern und, mit dem Wedel laut auf das Weidloch klatschend, flüchtig werden, sowie die scharfen Lichter die Gefahr erkannt haben.

Verbreitung, Aufenthalt.

Als Heimat des Damwilds wird das südliche Europa, wie Sardinien, Spanien, Griechenland ꝛc. angegeben, von wo es nordwärts der Alpen verpflanzt wurde. Unter Jakob I. von Norwegen wurde es in England eingeführt, unter dem Großen Kurfürsten in die Mark Brandenburg, unter Friedrich Wilhelm I. in Pommern; v. Wildungen sagt, daß 1590 Damwild in dem kurhessischen Wildpark Sababurg ausgesetzt wurde, vielleicht also zum erstenmal in Deutschland, Cogho dagegen, daß dies 1570 von Seeland aus geschehen sei. Nach Kobell wurde Damwild 1549 in den Niederlanden par force gejagt; in Bayern wird es 1579 zuerst erwähnt, in Sachsen und Württemberg im 17. Jahrh. In den Gebirgen hat es sich nicht akklimatisiert. Zwar ist jetzt das Damwild ziemlich verbreitet, aber doch nicht so, wie es sein könnte; mit seiner verschrieenen Schädlichkeit steht es gar nicht so schlimm, wenn man es rechtzeitig füttert und mit Salzlecken versieht, und manches öde Revier könnte mit ihm recht angenehm bevölkert werden, zumal es bei einiger Pflege sogar sehr harte Winter gut übersteht. Dazu kommt, daß es keine Ansprüche an große, zusammenhängende Waldungen macht, wie das Edelwild, daß es bei aller Scheu dennoch die Nähe des Menschen verträgt, wenn es sich nicht beunruhigt sieht, und schließlich mit dem eingehegten Zustand sich befreundet wie kein andres Wild, auch, wenn durch gelegentliches Einführen von frischem Blute der Inzucht vorgebeugt wird, in seinen Körperverhältnissen keineswegs zurückgeht, während der Edelhirsch trotz aller Pflege, selbst in großen Wildparken, sichtlich, wenngleich langsam, verkümmert.

Lebensweise, Brunft.

Im allgemeinen anspruchslos in der Äsung, wird das Damwild zu Zeiten des Überflusses wählerisch und geht dann besonders aromatischen Kräutern, wie Schafgarbe, Kresse, Thymian ꝛc., nach, und wenn man für die Anpflanzung solcher im Tierpark sorgen, überhaupt den ziegenartigen Gelüsten des Damwilds Genüge schaffen wollte, was wahrlich nicht schwierig ist, so wird man es vom Verbeißen der Kulturen mehr und mehr abhalten, wozu auch das Ausschlagen von Salzlecken im März beitragen wird, da zum Beginn der Härung oder des Verfärbens im April das Wild stärkende und blutreinigende Stoffe sucht, zu welchen das Salz in erster Linie gehört. Nach der Baummast, d. h. Eicheln, Bucheln, Kastanien, wildem Obst, ist es sehr lüstern, und obgleich ungern wandernd,

zieht es sich doch nach entfernten Forstorten hin, wo es diese findet. Die Mistel (Viscum album) ist ihm Leckerei. Es tritt im Frühling oder Winter gern auf Rapsfelder aus, nimmt als Winterfütterung außer obigen Früchten Wiesenheu, Hafergarben, Kartoffeln gern auf, begnügt sich aber auch im Notfall mit Heide, Brombeerblättern, Flechten und wird im Frühling den jungen Laubholzschlägen um so gefährlicher, je dürftiger es sich im Winter behelfen mußte. Auslegen von Espen-, Weiden- und andern Weichholzästen und Reisern schützt auch vor Mangel, da das Damwild sehr gern die Rinde davon schält und äst; besser aber bleibt es, ihm keine solche Äsung zu reichen, durch welche es das Schälen kennen lernt; auch Lupinen geben ein brauchbares Winterfutter ab. Die starken Schaufler stehen meist für sich allein oder in kleinen Trupps beisammen, während sich das Kahlwild mit den Kälbern, Schmaltieren, Spießern und geringen Hirschen in große Trupps zusammenzieht. Die Feistzeit des Damhirsches trifft in die Monate Juli bis September, und er ist selbstverständlich während dieser Zeit vorteilhaft zu birschen, während dies in der Brunftzeit nur auf das Jagdvergnügen abzielen kann; denn sowie diese beginnt, verbreitet der Hirsch einen so fatalen Geruch, daß selbst die abgehärtetste Nase beleidigt und der begehrlichste Gaumen trotz aller Küchenkünste abgeschreckt werden. Die Brunft beginnt im Oktober und dauert bis in den November hinein; die Hirsche kämpfen zwar miteinander, daß die Schaufeln prasseln, doch ohne gefährlichen Ausgang, und der abgeschlagene zieht sich zurück, dem **Platzhirsch**, d. h. dem stärksten auf dem Brunftplatz, das Feld räumend; nach etwa acht Tagen zieht sich auch dieser in äußerst heruntergekommenem Zustand zurück, worauf je nach Bedürfnis und Liebhaberei ungeschwächtere Kräfte eintreten. Tritt im November strenge Kälte mit Schnee ein, und wird nicht alsbald gefüttert, so geht mancher Schaufler vor Entkräftung ein. Der Brunftschrei des Damhirsches klingt wie heftiges Aufstoßen eines überladenen Magens.

Das Damtier geht acht Monate tragend und setzt im Mai bis gegen den Juni 1—2 Kälbchen, welche es mit aufopfernder Sorgfalt säugt und erzieht; der Feinde sind auch nicht wenige, denn außer Fuchs, Marder, herumstreifenden Hunden sind sie den Angriffen der großen Adler, besonders des Steinadlers, ausgesetzt; der Seeadler ist, wenn er reichlich anderweitigen Fraß hat, diesem Wild weniger gefährlich. Das Damwild wird zwar von manchem Ungemach befallen und von Engerlingen &c. gequält, sein furchtbarster Feind aber ist der Milzbrand, jene Seuche, welche ganze Wildbahnen veröden kann. Fast immer tritt sie in heißer, regenloser Sommerzeit auf und wahrscheinlich infolge verdorbenen Trinkwassers; doch ist die Ursache keineswegs sicher festgestellt. Teils **kümmert** (d. h. kränkelt) das Wild vorher gar nicht und verendet schnell, teils zieht es traurig mit schlaffen Gehören, aufgetriebenem Leib umher, wird sehr gering am Leib und fällt unter Krämpfen. Die Seuche zeigte sich zuerst 1803 in Bayern, trat in Perioden mit größerer oder geringerer Heftigkeit auf, am furchtbarsten 1874 in den Revieren der königlich preußischen Hofjagd und raffte im Grunewald vom Juli bis in den Anfang August ca. 1300 Stück weg. Eintretendes Regenwetter pflegt die Seuche zum Stehen zu bringen, Salzlecken werden ihr wahrscheinlich vorbeugen, denn das kranke Wild nimmt sie gern an.

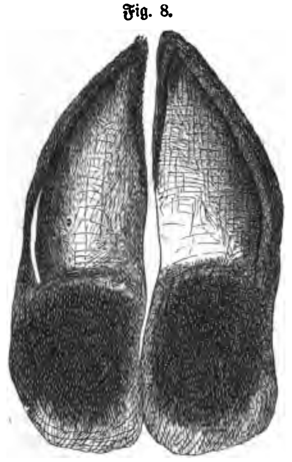
Jagd.

Die **Spur** des Damwilds zeigt Fig. 8 (auf S. 66) in natürlicher Größe; sie unterscheidet sich von der des Rotwilds durch eine etwas gestrecktere Form, spitzere Schalen und eine geringe Verengung etwa in der Mitte. Die gerechten Zeichen, wie sie beim Edelwild beschrieben sind, finden sich beim Damwild nicht, und man begnügt sich daher, die Fährte nach der Weite des Schrittes und der Größe der Spur als gering oder stark anzusprechen; der Schrank, wie er beim Edelwild erklärt ist, läßt sich auch beim Damwild feststellen, doch legt man von jeher weniger Gewicht darauf als beim Edelhirsch, da der D. niemals ein so begehrtes Jagdwild gewesen ist und auch noch nicht ist wie der Edel-

hirsch; und da die Jagd auf den D. sich von der auf den Edelhirsch gar nicht unterscheidet, so verweisen wir auf den Art. »Edelwild«, wo dieselbe einschließlich der Schußzeichen (S. 87 ff.) eingehend geschildert ist, und führen hier nur einiges dem Damwild speziell Eigentümliche auf.

Bei der Birsch hüte sich der Jäger ganz besonders vor den hellen Lichtern des Damwilds; steht es im Freien, wo Anschleichen überhaupt ausgeschlossen ist, so kommt man nicht selten zum Ziel, wenn man singend oder pfeifend, überhaupt anscheinend möglichst harmlos sich dem Wild zu nähern sucht, welches einige Zeit stutzt und in der Beobachtung die Annäherung des Jägers übersieht, der aber, sobald irgend thunlich, Feuer geben muß, da die Vertrautheit des Wildes in keinem Fall von langer Dauer ist. Ein Bauernfuhrwerk hält es meist gut aus, wenn es nicht sehr häufig beschossen wird. Die Schußzeichen sind zwar dieselben wie beim Edelwild, doch achte man genau auf die Haltung des Wedels nach abgegebenem Schuß: trägt ihn das beschossene Stück hoch oder klatscht es sich mit ihm auf das Weidloch, so ist es sicher gefehlt; trägt es ihn dagegen abwärts gekrümmt, so ist es sicher angeschweißt, und es muß nachgesucht werden.

Fig. 8.



Spur des Damwilds, natürl. Größe.

Die Treibjagd auf Damwild ist mißlich, weil es sich nur sehr widerwillig treiben und gar nicht drängen läßt; die Treiber dürfen dem Trupp nur langsam folgen und ihn von den Flügeln nach der Mitte zu dirigieren, da es seitwärts gern durchbricht. Versucht es dies ernstlich, so ist es nicht zu halten und nochmaliges Treiben erfolglos, da es erst nach weiter Flucht wieder langsam zieht, aber noch lange unruhig sichert. Man hat auch Damhirsche par force gejagt, doch wenig Vergnügen daran gefunden. Das Damwild wird in kleinen Wildparken allerdings verhältnismäßig vertraut und die Jagd unter solchen Umständen Geschmackssache und für viele reizlos; im freien Revier dagegen ist das Damwild so scheu und kombinierend, daß es dem Edelwild wenig oder gar nicht nachsteht, daher die Tüchtigkeit des Jägers oft auf harte Proben stellt; der verächtliche Ausdruck Damzicke paßt daher nicht immer auf dieses sehr zu beachtende Wild.

Zerwirkt wird es wie das Edelwild, und in seinem Nutzungswert steht es sowohl über diesem als über dem Reh, denn ein Damwildbraten zur guten Zeit ist feiner als einer vom Edelhirsch, ebenso zart wie der vom Reh, aber größer. Die Haut gibt ein ebenso dauerhaftes, aber viel weicheres Leder zu Handschuhen und Reithosen als die vom Edelwild, und schließlich ziert ein schön geschwungenes, braves Schauflergeweih das Heim des Weidmanns ebenso sinnig wie das des Edelhirsches, wenngleich es freilich nicht mit solchem Stolz von der Wand herabblickt. Damschaufeln werden mit Vorliebe zu den beliebten »Hirschhornmöbeln« und sonstigen Zieraten verarbeitet.

Damschmaltier heißen die jungen Damwildkälber, sobald sie in ihr zweites Lebensjahr treten. Hat das D. zum erstenmal gebrunftet, so heißt es fortan Damtier.

Damspießer (Damtier, Damwild), s. Damhirsch.

Dasselfliege (Hirschfliege, Nasenbremse), s. Edelwild (S. 85).

Decke, das Fell des Hochwilds mit den Haaren; man spricht auch von einer Bä-

renbecke, im allgemeinen von einer Wildbecke.

Decken, das Fangen und Festhalten einer Sau durch die Hatzhunde. — D. im Gegensatz zu streuen (s. d.) sagt man von einer Flinte, welche die Schrote gut zusammenhält.

Deckgarn, ein Netz, welches über sitzende Vögel gezogen wird, um sie zu fangen; s. Feldhuhn (S. 175) und Lerchen (S. 302).

Decknetz, ein etwa 1,33 m im Quadrat großes, weitmaschiges, aus starkem Bindfaden gestricktes Netz, an dessen vier Ecken Bleikugeln befestigt sind; man benutzt Decknetze derart, daß man die Röhren der Fuchsbaue mit ihnen verdeckt, wenn man die Füchse, wie dies zur Rollzeit häufig geschieht, hineingespürt hat und sie nun durch scharfe Teckel heraustreiben läßt. Da der Fuchs sehr schnell herausfährt, so schlagen sich die Netze infolge der schweren Bleikugeln über ihm zusammen und verwickeln ihn derart, daß er nicht entfliehen kann. Auf unebenem Boden ist es vorteilhaft, die Netze mit kleinen Hefteln ganz leicht im Erdboden zu befestigen.

Dickfuß (Oedicnemus), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Regenpfeifer. Schnabel so lang wie der Kopf, stark, dreieckig zugespitzt; die Mundspalte reicht bis unter die Augen, Nasenlöcher verlängern sich nicht in eine Furche, Flügel kürzer als der keilförmige, 12federige Schwanz. Füße stark, fleischig, genetzt; Zehen durch eine kurze Bindehaut verbunden, Hinterzehe fehlt. Der Nagel der Mittelzehe am Innenrand erweitert, schneidend, ausgehöhlt; zweite Schwinge die längste. Eine Art: der Triel (Oedicnemus crepitans *Tem.*, Charadrius oedicnemus *L.*, Oedicnemus europaeus *Vieill.*, Oedicnemus griseus *Koch;* lerchengrauer Regenpfeifer, Steinwälzer, Eulenkopf, D., Glut, Erdbracher; s. Abbildung). Länge 38—42 cm, Schwanz 12,4, Schnabel vom Sehloch bis zur Spitze 2, Flugbreite 81, Lauf 8,1, Mittelzehe ohne Nagel 3 cm. Gesamtfärbung lerchenartig, über dem Flügel helle, dunkel begrenzte Querstreifen. Oberkopf, Hals und Oberseite mit dunkeln Schaftstrichen und Flecken, Kehle, Zügel, Unterbrust und Bauch weiß, Brustseite und Weichen mit dunkeln Schaftstrichen, vom Mundwinkel aus ein rötlicher Streifen etwas abwärts nach hinten. Von den schwarzbraunen Schwingen die erste mit einem großen weißen Fleck vor der Spitze, die zweite mit einem kleinern, die siebente und achte mit weißen Spitzen; Flügelrand und Schwanzspitze braunschwarz; Schwanzfedern weiß, die mittlern wie der Rücken. Schnabel, soweit er weich ist, gelb, alsdann schwarz. Auge sehr groß, fast eulenartig, Iris gelb; Füße



Triel (Oedicnemus crepitans).

grünlichgelb. Das Gefieder verfärbt sich zum Herbst mehr rostbräunlich. Die Weibchen heller, an den Backen rotbraun. Die Jungen haben größere braune Flecke, dickere Füße, kürzern Schnabel. Die Nestjungen sind graubräunlich mit zwei schwarzbraunen Streifen auf dem Kopf und dem Rücken, oberhalb dunkel gefleckt, unten weißgrau, Iris weiß. Er lebt im mittlern und südlichen Europa und Asien, zieht Einöden mit Sandboden jedem andern Aufenthaltsort vor und sucht seine Nahrung, die in Fröschen, Eidechsen, Regenwürmern, Käfern und besonders Mäusen besteht, auf feuchtern Stellen. Er legt seine zwei Eier in eine mit einigen trocknen Halmen und Gräsern ausgelegte Sandgrube; sie sind von blasser Sandfarbe mit matten schieferblauen und darauf dunkel gelbbraunen großen Flecken und Schnörkeln verziert, haben eine glatte, feinkörnige Schale, schlanke, etwas nach der Spitze abfallende Form und messen 55 : 39 mm bis zu 49 : 34 mm. Sie weichen in Grundfarbe und Fleckung von-

einander ab. Der Triel gehört zu unsern interessantesten Vögeln; nicht nur ist er durch sein massenhaftes Verschlingen schädlichen Gewürms, von Mäusen ꝛc. sehr nützlich, sondern auch eine angenehme Erscheinung in jenen Sandwüsten, wo in der brennenden Sonnenglut alles Leben erloschen scheint. Den Tag verschläft er gern, rennt in gebückter Stellung sehr schnell und ruckweise davon, wenn er gestört wird, und fliegt endlich unter lautem »Krärlith!« davon, stets niedrig und nur zur Nachtzeit, oder wenn er einen längern Flug zu unternehmen hat, sich höher aufschwingend. Im Flug erkennt man ihn an den lang ausgestreckten Ständern und abwärts gekrümmten Flügeln. Mit Anbruch der Dunkelheit beginnt sein Leben, er fliegt dann feuchten Stellen zu und geht die Nacht hindurch dem Fraß nach. Von Raubvögeln sind ihm besonders Falken und Habichte gefährlich, den Eiern die Weihe; vom Haarraubwild stellen ihm Fuchs, Iltis, Wiesel ꝛc. nach.

Die Jagd auf den Triel mit der Flinte ist schwierig, da er sich schwer ankommen läßt und, wenn er schläft, von seiner Umgebung kaum zu unterscheiden ist. Mit der Lockpfeife kann man ihn schußmäßig heranlocken, besonders das Männchen zur Paarungszeit. Auch wird er auf dem Brachvogelherd mit dem Lockvogel gefangen; nirgends gemein, verfällt er dem Jäger überhaupt nur selten, noch am ehesten gelegentlich einer Suche auf andres Wild, auch ist seine Schonung infolge seiner Nützlichkeit sehr zu empfehlen; sein Wildbret schmeckt sehr delikat.

Dickgehen, bei Hunden und Raubtieren s. v. w. trächtig sein.

Dickkopf, s. v. w. rotrückiger Würger (s. Würger 3), s. v. w. Schellente (s. Ente 15).

Docke, eine über den Ellbogen aufgewickelte Leine.

Dohle, s. Rabenartige Vögel 5).

Dohnen, Schlingen von Pferdehaaren zum Fangen von Vögeln, s. Drosseln (S. 77). Vgl. Laufdohne.

Doppelbekassine (Pfuhlschnepfe), s. Schnepfen 3).

Doppelbüchse, **Doppelflinte**, s. Doppelgewehr.

Doppelgarn (Steckgarn), Netz zum Fang der Rebhühner, Fasanen und Wachteln, besteht aus zwei weitmaschigen, aus Bindfaden geknüpften Spiegelgarnen und aus einem aus Zwirn gestrickten engmaschigen Ingarn. Zwischen den Spiegelwänden wird das Ingarn aufgestellt und zwar in Kartoffeläckern, im hohen Gras, an Waldrändern und ähnlichen Orten, wo man erwartet, daß die Hühner einfallen und beim Zusammenlaufen sich fangen werden. Die Netze für Fasanen und Lerchen sind ganz ebenso, jedoch die Spiegelwände und Größe der Maschen je nach der Größe der Vögel verschieden.

Doppelgewehr (Zwilling), ein aus zwei nebeneinander liegenden Rohren bestehendes Schießgewehr; sind die beiden Rohre glatt, d. h. inwendig nicht gezogen, so heißt das Gewehr Doppelflinte; ist das rechts liegende Rohr gezogen und das andre glatt, also Büchsenrohr neben Flintenrohr, so ist das Gewehr eine Büchsflinte; sind beide Rohre gezogen, so ist es eine Doppelbüchse. In frühern Zeiten lagen die beiden Rohre auch übereinander, und man drehte durch eine Feder die Rohre so um, daß das abzuschießende oben lag; solche Gewehre hießen Wender, auch Dreher; jetzt gehören sie der Geschichte der Waffentechnik an.

Doppelschnepfe (Pfuhlschnepfe), s. Schnepfen 3).

Doppelsperber (Hühnerhabicht), s. Habichte 1).

Doppelvogel (Misteldrossel), s. Drosseln 1).

Dorndreher (rotrückiger Würger), s. Würger 3).

Drahtrohre, s. Bandläufe.

Drall heißt die Windung der Züge im Büchsenrohr; meist sind sie $^{6}/_{8}$mal um die Seele gewunden, und man sagt dann: die Büchse hat $^{6}/_{8}$ D.

Dreher, s. Doppelgewehr.

Dreiläufer, s. v. w. halbwüchsiger Hase.

Dressierband, s. v. w. Korallen.

Dressierbock, ein etwa 8 cm dickes Stück Holz, an dessen Enden Stäbchen eingelassen sind, so daß er nicht platt auf der Erde liegt, sondern auf diesen Stäb-

chen steht und dem zu dressierenden Hunde das Aufnehmen erleichtert.

Dressieren, einen Hund abrichten, ihm gewisse Verrichtungen lehren (s. Dressur).

Dressierleine (Knotenleine), eine schwach fingerdicke Hanfleine, in welche Knoten geschlungen sind. Diese Leine wird dem zu dressierenden Hund so um den Hals geschlungen, daß sie sich beim Anrucken zwar zuzieht, durch den nächsten Knoten aber verhindert wird, dies so zu thun, daß sie das Leben des Hundes gefährdet, vielmehr ihn bloß ängstigt, resp. durch das Drücken der Knoten gelind schmerzt.

Dressur und Führung des Vorstehhunds. So unumgänglich nötig und angenehm der Gebrauch des Vorstehhunds bei der Jagd auf Federwild ist, so notwendig ist auch die sorgfältigste und sachgemäßeste Ausbildung der natürlichen Anlagen und Eigenschaften dieses Hundes. Daher muß man sich an einem jungen Hund, an dem man sich des mühseligen Geschäfts der Dressur unterziehen will, vergewissern, daß er überhaupt von munterm und willigem Temperament ist, daß er eine gute Nase hat, die er beim Suchen hoch trägt, und daß er vor dem kleinen Wild, als Hasen, Hühnern, Schnepfen &c., vorsteht. Diese Dinge müssen ihm angeboren sein, kein Jäger kann sie ihm künstlich beibringen, und zeigt der junge Hund nach eingehender, prüfender Beobachtung sie nicht, so lohnt es sich keineswegs, ihn in Dressur zu nehmen. Aber auch der Jäger muß die nötigen Eigenschaften eines Dressiermeisters haben, als deren vorzüglichste Ruhe und Geduld zu bezeichnen sind; ein heftiger Mann wird niemals mit einem schwierig zu behandelnden Hund fertig werden, und wenn dieser dennoch einigermaßen brauchbar wird, so hat jener den Erfolg sich weniger anzurechnen als dem vorzüglichen und dauerhaften Naturell des Hundes. Ehe der junge Hund nicht neun Monate alt geworden ist, darf man mit ernster Dressur nicht beginnen; noch besser ist es, ihn ein Jahr alt werden zu lassen, weil er dann kräftiger entwickelt ist; über dieses Alter hinaus aber erschwert er die Arbeit, weil er nicht mehr so willig zum Gehorchen und Lernen ist.

Ehe der Jäger die Dressur beginnt, hat er sich mit dem Hund, wenn er ihm vorher fremd war, möglichst bekannt und vertraut zu machen, so daß dieser Neigung zu ihm faßt und vor allem zwar Respekt, aber keine unnütze Furcht zeigt; auch diese Behandlung muß der Jäger verstehen, sie muß aus Liebe zum Hund erwachsen. Verstehen sich Jäger und Hund gegenseitig, so beginnt die Lektion damit, daß der Hund auf den Zuruf: »Hieran!« willig zum Jäger kommt und bei ihm bleibt. Da er diesen Zuruf nicht immer bald begreift, auch nicht jedesmal Lust, ihn zu befolgen, zeigt, so legt ihm der Jäger die Dressierleine an und zieht ihn an derselben sanft zu sich, damit der Hund begreift, was er soll. Es ist daher von vornherein alles Reißen und Rucken an der Leine vom Übel; erst wenn man sieht, daß der Hund den Zuruf versteht, aber nicht befolgen will, ist ein nach Umständen verschärfter Ruck notwendig, und widersetzt sich gar der Hund, knurrt er, oder sucht er die Leine zu fassen, oder legt er sich widerstrebend nieder, wobei der Dressierer zu unterscheiden wissen muß, ob dies aus Trotz oder Angst geschieht, so müssen ihm die Korallen umgelegt werden, mit einem Wort: er muß, sowie die Dressur eigentlich begonnen hat, wohl oder übel das thun, was er soll und was er begriffen hat, und er muß merken, daß ihm kein Ausweg offen ist, von seiner Lektion abzukommen, als das zu thun, was er soll. Sowie er aber das Gewünschte leistet, muß er stets durch Streicheln und freundlichen Zuspruch gelobt werden, damit die Unlust zum Lernen möglichst in den Hintergrund tritt. Man dehne die erste Lektion nicht über eine halbe Stunde aus, verlängere sie nach und nach und nehme den Hund lieber täglich zweimal vor. Nach der Lektion lasse man ihn spielen und vergnügt sein; es ist ein alter Zopf, den Hund während der Dressierzeit an einem gänzlich einsamen Ort anzuketten oder einzusperren, wo ihn die Langeweile und Bangigkeit quält und traurig macht. Es ist auch keineswegs nötig, den Hund immer an ein und demselben Ort zu dressieren; nur dürfen, wenn dies geschieht, keine andern Hunde oder sonstige

Umstände vorhanden sein, die seine Aufmerksamkeit ablenken. Kommt der Hund willig heran, so lasse man ihn auf den Zuruf: »Setz dich!« sich niedersetzen. Man ruft ihm dies einige Male deutlich zu und drückt ihn dabei mit dem Hinterteil nieder, bis er es verstanden hat, worauf er es dann bald von selbst thut, weil er nicht ungern sitzt. Zwischendurch geht man mit dem Hund an der Leine hin und her und übt ihn, stets auf der linken Seite des Jägers zu gehen, ohne sich ziehen zu lassen oder voranzudrängen; im erstern Fall hilft ein Ruck mit der Leine, im andern das Vorhalten einer Gerte oder ein leichter Streich mit derselben oder auch das Rückwärtsrucken an der Leine. Nun kann man auch dem Hunde das »tout beau«-Machen beibringen. Man ruft dem Hunde: »Tout beau!« oder »Leg' dich!« zu, drückt ihn ganz auf den Boden nieder, streckt ihm die Vorderläufe aus, legt ihm den Kopf auf diese und hält ihn in dieser Stellung, wobei man ihm den gewählten Zuruf immer wiederholt, damit der Hund das Wort kennen lernt. Dann tritt man von ihm weg, wiederholt aber die Übung, bis er liegen bleibt, was er zuerst nicht thun wird; hat man ihn aber so weit gebracht, so läßt man ihn unter dem Zuruf: »So recht, hier an!« aufstehen und zu sich herankommen. Diese Übungen werden je nach der Fassungskraft des Hundes und der Lehrgeschicklichkeit des Dressierers etwa 14 Tage beanspruchen; niemals gehe man zu einer weitern Lektion über, bis der Hund in der vorigen ferm ist, auch wiederhole man sie zwischendurch in und außer der Reihe.

Hierauf geht es an den schwierigern Teil dieser sogen. Stubendressur, nämlich an das Apportieren, d. h. der Hund soll lernen, irgend einen Gegenstand auf Befehl dem Herrn heranzubringen. Hierbei bedient man sich gewöhnlich des Zurufs: »Faß apport!«. Zuerst muß also der Hund begreifen, was »Faß!« heißt. Am leichtesten glückt ihm dies, wenn man ihm einen Knochen vorhält und unter »Faß!« in den Fang nehmen läßt, dann einen andern Gegenstand, ein Stück Holz u. dgl. Viele benutzen dazu den Apportierbock, was ja auch ganz gut ist; man läßt den Hund sich setzen, hält ihm diesen vor und ruft: »Faß!«; will er ihn nicht nehmen, so reibt man ihn damit etwas am Fang, wobei er an der Halsung festgehalten wird, bis er diesen öffnet; nun schiebt man ihm den Apportierbock hinein, hält dabei fest, daß er ihn nicht fallen lassen kann, und spricht dabei ihm zu: »Faß! so recht, faß! faß-faß!« Nach einer Weile ruft man: »Aus!« und nimmt ihm das Holz heraus, wobei er selbst behilflich sein wird. Faßt er willig an, so läßt man ihn das Holz vom Erdboden aufheben, wirft es dann etwas weiter hin und noch weiter, wobei man ihn an der Leine hat. Hat der Hund die ersten Schwierigkeiten überwunden, so macht ihm das Apportieren bald Vergnügen, aber gerade deshalb achte man darauf, daß er mit dem Gegenstand nicht Allotria treibt, spielt 2c., ihn fallen läßt und wieder aufnimmt oder ihn in die Höhe wirft und fängt; denn wenngleich dies ein sehr gutes Zeichen für die Lernlust des Hundes und die Behandlungsweise des Dressierers ist, so darf ersterer doch den Ernst der Schule nicht vergessen, mag er nachher, wenn die Lektion beendet ist, spielen, soviel er will. Apportiert der Hund willig, so wiederhole man die Lektion mit den verschiedenartigsten, auch weichen Gegenständen, die er nicht zerquetschen oder zerreißen darf, damit er später das zu apportierende Wild nicht verdirbt. Den Hund zu zwingen, stinkende Raubvogelkadaver, die er verabscheut, aufzunehmen und ähnliche ihm gänzlich widerstrebende Dinge, die er später doch nicht zu apportieren hat, halte ich für unnütze Quälerei. Soll er Hasen apportieren, so stopft man einen Balg mit Stroh und einigen schweren Gegenständen und beachtet, daß ihn der Hund in der Mitte anfaßt, wie er ja später den Hasen über dem Rücken aufzunehmen hat; stets muß er sich vor dem Jäger hinsetzen, wenn er apportiert, und warten, bis ihm dieser den Gegenstand unter »Aus!« entnimmt, nicht darf er ihm denselben vor die Füße werfen. Aus dem Wasser apportieren die meisten Hunde anfänglich nicht gern, manche sind gar nicht dazu zu bringen.

Man wirft einen Gegenstand in seichtes Wasser, und da ja die Hunde im Sommer, vor Anfang der Hühnerjagd dressiert werden, also wenn das Wasser warm ist, so wird man ihn mit Geduld schon zum Aufnehmen bringen; gut ist es, wenn er von einem Hunde, der gern ins Wasser geht, dies ablernt, oder wenn der Dressiermeister, im Fall kein solcher Hund vorhanden ist, ihm dorthin vorangeht.

Verloren suchen lernt der Hund, indem man, ohne daß er es bemerkt, einen leicht aufzufindenden Gegenstand während des Gehens fallen läßt und in einiger Entfernung unter dem Zuruf: »Such' verloren!« den Hund auffordert, auf seiner Fährte umzukehren und das Verlorne zu suchen und zu apportieren, wobei man ihn anfänglich begleitet, bis er den Sinn der Aufgabe erfaßt hat. Nach und nach macht man das Auffinden schwieriger und vergrößert die Entfernung. Niemals strafe man den Hund mit schweren Knüppeln oder gar Fußtritten oder Reißen am Behang; solche Dressier- oder richtiger gesagt Prügelmeister widern den richtigen Jäger an und sind nicht wert, einen guten Hund in Händen zu haben. Zeigt sich ein Hund durch Widersetzlichkeit gefährlich, so ziehe man die Leine durch einen am Fußboden befestigten Ring und strafe ihn, bis er Furcht zeigt, aber mißhandle ihn nicht; den Hund aufzuhängen und zu schlagen, ist Schinderei. Durchschnittlich werden 4—5 Wochen vergehen, bis der Hund in dieser Dressur ferm ist, dann beginne man mit der Führung im Feld. Zeigt sich der Hund sehr ungestüm, so lasse man ihn mit der um den Hals gewickelten Dressierleine oder mit Korallen suchen und strafe ihn damit, wenn er den Appell vergißt. Steht er unruhig, so lasse man ihn »tout beau!« machen, stets verweise man ihn eindringlich, wenn er die Hühner aufgestoßen hat, und am allerbesten ist es bei einem solchen, meist harten Hund, wenn man anfänglich gar nicht schießt, sondern ihn so lange abpfeift, bis ihn eine gewisse Gleichgültigkeit erfaßt hat; dieses vorzügliche Mittel wird in den wenigsten Fällen angewandt. Ein untrügliches Zeichen, daß der Hund ferm wird oder ist, äußert sich, wenn er sich beim Stehen nach seinem Herrn umsieht, dann kann dieser dreist schießen, aber möglichst wenig vorbeischießen, weil dadurch der Hund verwirrt gemacht wird und nicht weiß, was er soll; wenn es knallt, muß das Huhn auch fallen und der junge Hund durch Apportieren auch seine Freude am Erfolg haben, daher ein unsicherer Schütze, vielleicht aber ganz guter Dressiermeister wohlthut, einen guten Schützen beim Abführen des Hundes mit sich zu nehmen. Stets muß der Hund seinem Dressierer, solange ihn dieser führt, resp. seinem Herrn das Wild bringen, darf auch keinem andern Hunde dasselbe wegnehmen oder, wenn es anderswo knallt, dorthin rennen und seinen Herrn verlassen. Wenn dieser lädt, so setzt sich der Hund neben ihm hin, was freilich bei dem schnellen Laden der Hinterlader weniger von Wert ist als bei den eine längere Zeit beanspruchenden Vorderladern.

Das Jagen an Hasen abzugewöhnen, besonders da, wo nur wenige sind, ist das Schwierigste beim Abführen; es muß durch Strafen erzwungen, wird am sichersten aber erreicht werden, wenn man vor dem jungen Hund überhaupt keine Hasen schießt, so daß sie ihm gleichgültig werden, was freilich nicht sobald eintritt, wenn sie ihm selten zu Gesicht kommen, bald aber, wo er oft deren antrifft. Die meisten Hunde lieben die Lerchen und ziehen sie an, was zu verdrießlichen Mißverständnissen und getäuschten Hoffnungen veranlaßt; das muß ihnen unter dem Zuruf: »Pfui Vogel!« streng verwiesen werden, wie man auch dem Hund: »Pfui Hase!« zuruft, wenn man fürchtet, daß er ihm nachprellen wird; auf den jagenden Hund aber zu schießen, ist gefährlich und kann ihn schußscheu machen. Läßt der Hund das Quetschen der apportierten Hühner selbst bei gewöhnlichen Strafen nicht, so steckt man durch ein solches einige spitze Drähte und läßt es den Hund apportieren, wobei er sich sticht und künftig vorsichtiger anfassen wird.

Die schrecklichste Untugend eines Hühnerhunds ist das Anschneiden, und sie ist um so schlimmer, als es kein Mittel dagegen gibt, auch die Ursache schwer herzuleiten ist, indem dieselbe mit dem Futter-

zustand des Hundes gar nicht zusammenhängt. Wollen die gewöhnlichen Strafen nicht fruchten, dann begnadigt der Jäger solchen Hund am besten zu Pulver und Blei, denn er wird nur Ärger und Verdruß an ihm haben.

Einen jungen Hund führt man am besten allein aus, d. h. läßt ihn nicht in der Nähe andrer Hunde arbeiten, bis er einige Erfahrungen gesammelt und ein gewisses Gefühl von Selbständigkeit und Selbstvertrauen erlangt hat. Geduld, unerschütterliche Konsequenz und rechtzeitige, angemessene Verweise, resp. Strafen werden bei einem gut beanlagten und richtig behandelten Hund sicher zum gewünschten Ziel führen, und der Lehrmeister möge immer bedenken, daß er nichts in den Hund hineinlegen, sondern nur das Vorhandene zu seinen Zwecken ausbilden kann, und beherzigen, daß ein Hund, dem man seine Individualität erhalten hat, stets leistungsfähiger sein wird als einer, der durch vieles Prügeln zur gedankenlosen Maschine heruntergebracht ist. Vgl. Feldhuhn (S. 172).

Drossel, die Luftröhre des Damwilds.

Drosselknopf, der Kehlkopf des Damwilds.

Drosseln (Turdidae), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Gattung: Turdus. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, auf der Firste etwas gebogen, an der Wurzel so breit wie hoch. Am Mundwinkel stehen starre Borsten; die nahe der Schnabelwurzel liegenden Nasenlöcher sind länglich oval, zur Hälfte von einer Haut verdeckt. Die Flügel, mehr oder weniger kurz abgestutzt, erreichen kaum die Hälfte des Schwanzes. Sämtliche D. gehören zu den anziehendsten Vogelerscheinungen und sind eigentlich die Normalvogelfiguren; einige gehören zu den erhebendsten Sängern des Waldes, alle sind sie dem Naturhaushalt als eifrige Insektenfresser nützlich, und leider wird ihr Wildbret von Genußmenschen für so delikat gehalten, daß man sie zum Dank für ihre Nützlichkeit und ihren schönen Gesang in Schlingen fängt und behaglich verspeist. Einige Regierungen haben den Fang bereits untersagt, und eine allgemeine Schonung ist nach und nach zu erhoffen.

1) **Misteldrossel** (Turdus viscivorus *L.*, große Singdrossel, Ziemer, Doppelvogel, großer Kramtsvogel, Schnärre rc.). Länge 27 cm, Schwanz 11, Schnabel 2, Lauf 3,4 cm. Oberseite hell olivenbräunlich, Bürzel grünlich; die drei Randfedern des Schwanzes mit weißen Spitzen; Hinterleib weiß; auf der Kehle dreieckige, auf der Brust längliche schwarzbraune Flecke; vorherrschende Färbung der Vorderseite rostgelblich; obere Flügeldecken mit rötlichweißen Kanten, Unterseite der Flügel weiß; Schwingen graubraun mit hellen Säumen; Schnabel an der Wurzel gelbrötlich, an der Spitze dunkel, an den Mundwinkeln gelb. Iris dunkelbraun, um das Auge ein heller Rand, Ständer rötlichgelb; das Weibchen ist etwas matter und trüber von Färbung. Die Jungen sehen den Alten ähnlich, sind aber sehr lebhaft gefleckt. Die Misteldrossel singt schon früh im Jahr, wenn die meisten Vögel noch schweigen, und sitzt dabei auf der Spitze hoher Bäume, auch singt sie gern einige kurze Strophen im Flug; auf der Erde hüpft sie in großen Sätzen umher; sie fliegt, wie die meisten D., mit hastigem Flügelschlag und über freie Flächen hinweg im Bogen. Bei irgendwelcher Besorgnis läßt sie ihr lautes »Schnärr schnärr!« hören, welcher Ton ihr den Namen »Schnärre« verschafft hat. Die Misteldrossel bewohnt einen großen Teil Europas bis hoch nach dem Norden hinauf und geht auch in die Gebirge. Vornehmlich liebt sie Nadelholzwaldungen mit Stangenhölzern und von freien Flächen durchschnitten, denn wegen ihrer großen Scheu verlangt sie stets freie Umschau und sitzt daher entweder in den Baumwipfeln, oder hüpft auf freiem Boden umher, aber niemals im niedrigen Strauchwerk. Für das nördliche Europa ist sie Zugvogel, für mildere Lagen Stand- oder Strichvogel, bleibt, wenn sie hinreichende Nahrung findet, und streicht umher, wenn diese fehlt. Der Ziemer lebt von allerlei Gewürm und Insekten, doch auch von Beeren, besonders Wacholder-, Eberesch- und Mistelbeeren, deren Kerne er teils in der Losung, teils durch den Schnabel wieder auswirft, und die dann, wo sie

hängen bleiben, keimen und fortwachsen. Das Nest steht am liebsten in dichten Nadelholzbüschen in sehr verschiedener Höhe, doch meist 2 m über dem Erdboden, ist daher sehr versteckt, aus kleinem, zartem Reiser- und Wurzelwerk erbaut, mit Moos durchflochten und dauerhaft angelegt. Gewöhnlich macht die M. zwei Bruten, im März oder April und im Juni, und man findet 4—5 auf grünlich-gelblichem Grund mit violettgrauen und rotbraunen Flecken gezierte Eier, welche in etwa 16 Tagen unter Mithilfe des Männchens während der Mittagsstunden ausgebrütet werden. Die Misteldrossel lebt zwar gesellig und nistet nicht selten in kleinen Kolonien, ist aber sonst, namentlich gegen ihresgleichen, ein sehr zänkischer, futterneidischer Kamerad.

2) **Singdrossel** (Turdus musicus *L.*; Zippdrossel, Zippe, kleine Misteldrossel; s. Abbildung). Sie unterscheidet sich zunächst von der ihr sehr ähnlichen, aber viel größern Misteldrossel durch den gelblichweißen Vorderleib mit dunkeln Flecken, durch gelbliche Deckfedern auf der Unterseite der Flügel und einfarbigen Schwanz. Länge 21 cm, Schwanz 7,8, Schnabel 1,4, Lauf 3,3 cm. Die ganze Oberseite olivengrau, Flügeldecken und Schwanz bräunlich, hell gesäumt. Kopfseiten gelblich, dunkel gefleckt, vor dem Auge ein gelblicher Streifen; Brust rostgelblich, Kehle und Hinterleib gelblichweiß, über den Flügeln zwei Reihen rostgelblicher Fleckchen. Die Fleckung der Vorderseite ist auf der Brust am dichtesten und wird je mehr nach unten, desto spärlicher. Schnabel dunkel hornfarbig mit hellerer Spitze; die großen Augen braun, Ständer rötlichgelb. Weibchen vom Männchen kaum zu unterscheiden. Ihr herrlicher Gesang gab ihr den Namen, und vom frühen Morgen bis in den Abend hinein ergötzt sie mit ihm den Naturfreund; die Lockstimme klingt wie ein feines »Zip-zip!« in der Aufregung läßt sie das bekannte »Tack-tack-tack!« hören, dem sie oft noch einige schnarrende Töne voranschickt. Sie fliegt und hüpft wie die vorige umher. Ihre Verbreitung ist eine sehr ausgedehnte, und nur dem hohen Norden fehlt sie; dagegen sind ihr Laub- oder Nadelwälder, auch die Größe der Waldkomplexe gleich, wenn sie nur Schutz für ihr Nest und Nahrung findet, und da diese vornehmlich aus Insekten besteht, so siedelt sie sich gern in der Nähe von Waldbächen oder andern feuchten Stellen an, da solche die meisten Insekten und Würmer bieten; zwischen Gebirgen und Ebenen macht sie gleichfalls keinen Unterschied. Schon ihre Nahrung deutet auf den Zugvogel hin, denn wenngleich sie auch Beeren liebt, so sind auch diese über Winter nicht immer reichlich genug vorhanden, und sie würde dem Mangel erliegen; sie zieht im September von dannen und kommt im März wieder zurück, was nicht ausschließt, daß einzelne gelegentlich bei uns überwintern und dann mit den Amseln zusammen ein kümmerliches Dasein fristen. Das Nest gehört zu den interessantesten, denn äußerlich dem vorigen sehr ähnlich, ist es inwendig mit einer dichten Schicht aus Lehm und faulem Holz ausgestrichen und gewährt der jungen Brut im zeitigen Frühjahr ein so sicheres Heim gegen verspäteten Schnee und Frost, daß die jungen Singdrosseln munter gedeihen, während die andern Nestvögelchen umkommen. Gewöhnlich steht das Nest etwas über Mannshöhe, doch auch niedriger und höher, gern in jungen dichten Bäumchen und Sträuchern und möglichst versteckt. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf seinen meist fünf Eiern, welche auf glänzender blaugrüner Grundfarbe mit schwarzen Flecken und Punkten geziert sind und zu den schönsten Eiern gehören. In den Mittagsstunden



Singdrossel (Turdus musicus).

wird das Weibchen vom Männchen abgelöst, und nach 16 Tagen fallen die Jungen aus. Auch die Singdrossel macht im März oder April und im Juni je eine Brut. Die Jungen werden mit allerlei weichem Gewürm aufgefüttert, welches die Alten unter den Blättern am Boden oder unter dem Moos hervorholen und so die Existenz jener ermöglichen, selbst wenn noch der Frost die meisten Insekten in den Winterquartieren festhält. Sind die Beeren gediehen, so schmausen sie die verschiedensten Arten, auch kleine Weinbeeren, ziehen aber Insektennahrung aller andern stets vor. Ameiseneier sind ihnen Leckerei. Die Singdrosseln ziehen, wie andre vielverfolgte Vögel, meist bei Nacht und halten sich am Tag möglichst versteckt; mißtrauisch und sehr aufmerksam, wissen sie sich rechtzeitig vor Gefahren zu retten. Während der Gesang der Misteldrossel einen wehmütigen, man möchte sagen öden Nadelholzwäldern entsprechenden Ausdruck hat, läßt der fröhliche, weiche Gesang der Singdrossel eine Frühlingsfreude in das Menschenherz einziehen, welche der einsame Weidmann auf dem Schnepfenstand wohl zu würdigen weiß.

3) **Weindrossel** (Turdus iliacus *L.*; Rotdrossel, Buntdrossel, Beimle ꝛc.). Unterflügel roströtlich-gelb; an den Halsseiten ein dunkler Fleck, über dem Auge ein gelber Streifen. Die Oberseite olivenbraun, Oberkopf dunkelbraun, alle Federn etwas heller gesäumt; Oberbrust rostgelb mit starken dunkeln Flecken, welche nach dem weißen Bauch hin spärlicher werden; untere Schwanzdecken gelblich mit dunkeln Flecken. Schnabel schwarzbraun, Mundwinkel gelb, Ständer fleischfarbig, Auge braun. Das Weibchen ist viel matter gefärbt. Länge 21 cm inkl. des 8,4 cm langen Schwanzes, Schnabel 1,6, Lauf 2,4 cm. Der Gesang der Weindrossel besteht eigentlich nur aus einigen angenehm zwitschernden Tönen und bildet, wenn sie auf dem Zug in Scharen einfällt, ein eigentümliches Geschwätz; in Flug und Bewegungen ist sie der Singdrossel ähnlich. Ein nordischer Vogel, kommt sie erst im Oktober auf der Durchreise nach Süden zu uns und kehrt im März bis April zurück; sie zieht bei Tag und bei Nacht in großen Scharen und hält über Mittag längere Rast, soll aber, wenn sie mit einbrechender Dunkelheit des Abends ihren Zug beginnt, vor dem Morgen nicht anhalten. Die Weindrossel hält sich gern in sonnigen Wäldern mit vielem beerentragenden Unterholz auf, aber lieber an Feld- und Wiesenrändern als mitten im Holz. Sie nistet wie die Singdrossel, das Nest ist innen auch dicht ausgeschmiert und steht in den nordischen Birken- und Erlenbrüchern bald höher, bald tiefer; die 4—5 Eier sind auf grünlicher Grundfarbe mit rötlichen Flecken und Punkten gezeichnet, im übrigen, einschließlich der doppelten Brut, unterscheidet sich diese Drossel von den andern nicht. Die Nahrung ist gleichfalls dieselbe; nur an ihrer geringern Scheu erkennt man den nordischen, an dünn bevölkerte Gegend und deshalb geringere Störung gewöhnten Vogel.

4) **Wacholderdrossel** (Turdus pilaris *L.*; Kramtsvogel, Krametser, Blauziemer, Schacker). Kopf und Unterrücken blaugrau, Oberrücken kastanienbraun mit hellen Federspitzen; Kehle gelblichweiß mit geringer oder gar keiner Fleckung, ihre Seiten und der Vorderhals rotgelb mit dunkeln Längsflecken, an den Hals- und Kropfseiten am dichtesten; Unterleib weiß, seitwärts mit herzförmigen, am Steiß mit länglichen Flecken. Obere Flügeldecken rostbraun mit aschgrauem Anflug, untere weiß; Schwanz schwarzbraun, Randfeder außen weiß gesäumt. Schnabel im Frühjahr rostgelb, verfärbt zum Herbst in Braun; Mundwinkel gelb; Iris dunkelbraun wie die Ständer. Weibchen matter gefärbt. Länge 24 cm, Schwanz (inkl.) 10, Schnabel 1,8, Lauf 3,3 cm. Vom Gesang ist beim Kramtsvogel wenig die Rede, er schwatzt einige schnarrende Töne, ist aber besonders durch sein sonores »Schack schack schack!« bekannt, mit welchem er seine baldige Flucht und die der andern Vögel in seiner Gesellschaft ankündigt; denn äußerst scheu, versteht er es sehr gut, die Bemühungen des Jägers, seiner habhaft zu werden, zu vereiteln. Der Kramtsvogel ist ein nordischer Vogel, der erst in neuester Zeit

Brutversuche in Deutschland gemacht hat, im Norden bis an die Grenze der Baumvegetation geht und Bäume zu seinem Aufenthalt verlangt, da er nicht wie die Amsel im Gesträuch umherhüpft; die Äste hoher Bäume sind auch sein Nachtquartier, welches er nur bei strenger Kälte in dichtes Unterholz verlegt. Er lebt zwar gesellig, verträgt sich aber dennoch mit fremden Vögeln besser als mit seinesgleichen. Das Nest steht bald tief, bald hoch und ist ein ziemlich großer, inwendig mit Erde etwas verbundener, aber nicht dicht ausgeschmierter Bau; es enthält zu Anfang Mai und Ausgang Juni je 4—5 bläulichgrüne, braunrot punktierte und bespritzte Eier. Die Nahrung ist die der vorigen D., doch liebt der Kramtsvogel besonders Wacholder- und Ebereschbeeren, von denen er sehr fett wird und allerdings einen so delikaten Bissen abgibt, daß ihn die alten Römer mästeten. Er kommt und geht mit den andern D.

5) **Schwarzdrossel** (Turdus merula *L.*; Amsel, Schwarzamsel, Stockamsel, Merle &c.). Männchen schön schwarz mit hochgelbem Schnabel und solchen Augenlidrändern; Weibchen und Junge schwarzbraun mit grauer Kehle und einiger Fleckung am Vorderhals; alles übrige schwarz. Länge 24 cm, Schwanz 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,7 cm. Die Verbreitung der Amsel ist sehr groß; sie ist Standvogel und, wo sie geduldet oder gar gepflegt wird, ein überaus lieber Gast, der sich in Hecken und Gärten ansiedelt und sich fast zu den Haustieren des Menschen rechnet. Über ihren Aufenthalt läßt sich daher nichts Bestimmtes sagen, nur in dunkeln, zusammenhängenden Wäldern trifft man sie selten, sonst überall, wo sie Schutz findet. Ihre Kost ist die gewöhnliche der D., allerlei Gewürm, Insekten und Schnecken, und emsig sucht sie nach diesen auf Wiesen, Angern und Viehweiden umher, dreht die Blätter am Boden um und macht durch ihr Umherhüpfen im trocknen Laub solches Geräusch, daß der unerfahrene Jagdfreund oft irgend ein größeres Jagdtier im Anzug vermutet, bis das halb unwillige, halb schelmische »Schatgeri-dak dak dak dak!« ihn über den Ursprung belehrt. Ihr Gesang ist nach der Singdrossel der schönste dieser herrlichen Vogelgattung und läßt häufig das charakteristische »Trude-triude!« hören, ist überhaupt ein äußerst frischer, kerniger Klang, mit dem sie das Menschenherz, welches sich ihm erschließt, erfreut, wo es ihn haben will; denn wenn man die Amsel in ihrer Brut schützt und im Winter füttert, indem man Fleischkrümchen ausstreut und noch besser im trocknen Laub unter der Hecke im Garten versteckt, welche sie dann regelmäßig aufsuchen kommt, so nimmt sie an solchen Örtlichkeiten ihren dauernden Stand; Stuttgart, Braunschweig, Darmstadt, Frankfurt a. M. und viele Städte am Rhein bergen sie in Hunderten von Exemplaren, und nur eine Verirrung kann diesen überaus nützlichen Vogel als Nesträuber und daher schädliches Tier bloßzustellen versuchen. Die Amsel nistet unter günstigen Umständen bis dreimal im Sommer, so daß der Garten und die Nachbarschaft von diesen schwarzen Gästen ganz erfüllt sind. Im allgemeinen ist sie zwar sehr scheu, doch weniger aus Furcht vor dem Menschen als vor dem Sperber und besonders auch vor dem Raubwürger, welcher die sehr unbeholfene Sängerin im Gebüsch so lange herumjagt, bis sie nicht mehr fliehen kann, daher man wohlthut, diesen widerwärtigen Strauchdieb zu beseitigen. Dieses geringe Flugvermögen verhindert die Amsel auch am Wandern, sie wagt kaum ohne Schutz eine nur kleine Blöße zu überfliegen, geschweige eine stundenlange Wanderung zu unternehmen, und nur im Notfall streicht sie von Busch zu Busch in eine gewisse Entfernung, wenn der Nahrungsmangel sie gebieterisch dazu treibt. Das große Nest besteht aus Moos, dürren Halmen und Würzelchen und ist mitunter mit feinem Lehm oder Schlamm innen verschmiert, es sind aber keine faulen Holzstückchen eingemischt. Schon gegen Ende März enthält es gewöhnlich fünf Eier, welche auf grünlichgrauem Grund mit matt braunroten Flecken und Punkten dicht bedeckt sind. Dauer der Brütezeit wie bei den andern D. Die Amsel ist ein beliebter Stubenvogel, der kurze Me-

lodien sehr melodiös nachzupfeifen lernt, wenn sie ihm so vorgetragen wurden, andernfalls er sie in der rauhen oder kreischenden Klangart wiedergibt, womit sein Lehrmeister ausgestattet war. Auch im Freien gibt es gute und schlechte Sänger unter ihnen. Auch ihr Wildbret wird leider für sehr wohlschmeckend befunden, gibt es doch Menschen genug, welche die D. nur von Essens wegen kennen.

6) **Schilddrossel** (Turdus torquatus *L.*, Singdrossel, Schildamsel, Bergamsel, Stockziemer 2c.). Länge 27,5 cm, Schwanz 10,4, Schnabel 1,8, Lauf 3,5 cm. Gesamtfärbung grauschwarz mit grauen Federsäumen; auf der obern Brust ein großes, halbmondförmiges weißes Schild; Schwanz einfarbig schwarz; Schnabel gelblich-grauschwarz mit gelben Winkeln; Ständer bräunlichschwarz, Augen braun. Die Weibchen sind heller, das Halsschild kleiner und unansehnlicher, und den Jungen fehlt dieses Hauptkennzeichen der Art gänzlich, außerdem ist es auf der Rückenseite dunkelbraun mit gelblichen Säumen; auf Schultern und Flügeldecken rostgelblich gefleckt, von der Kehle bis an den Bauch rostgelblich, auf dem Kropf dunkle Flecke, ebensolche vom Mundwinkel abwärts, dicht gereiht, und am Unterleib. Ihr Gesang ist zwar wohlklingend, aber fast schwermütig, wie Kenner sagen; in der Aufregung schreit und schilt sie wie die Schwarzamsel und ist wie diese bald mehr, bald weniger scheu. In Gang und Flug ähnelt sie gänzlich der vorigen. Sie kommt zwar allenthalben, im höhern Norden sowohl als im Gebirge vor, ist aber überall kein gemeiner Vogel; sie wählt dieselben Örtlichkeiten zu ihrem Aufenthalt wie die Schwarzdrossel und wirtschaftet ganz wie diese unter dem Schutz von Hecken und Buschwerk auf der Suche nach Würmern und Insekten oder Beeren umher. Laubhölzer zieht sie wohl den Nadelhölzern vor und scheint die Gebirge mehr zu lieben als die Ebenen. Die Schildamsel hat nicht die Lebhaftigkeit der Schwarzamsel, ist phlegmatischer und verhält sich lieber still, während die andre nicht leicht den Schnabel halten kann. Sie fliegt ebenso schlecht, und deshalb ist auch bei ihr von eigentlichem Wandern keine Rede, sondern nur vom Umherstreichen von Busch zu Busch. Nahrung wie bei den vorigen, und Vogelliebhaber sagen ihr nach, daß sie die gefräßigste von allen D. sei, daher den ganzen Tag diesem Geschäft obliege. Das Nest steht bald hoch, bald tief, manchmal sogar im Heidegestrüpp, und ist aus Reiserchen, Moos und Halmen erbaut, mit Erde gedichtet und innen mit Heu ausgelegt. Die 4—5 Eier sehen denen der Schwarzdrossel ganz ähnlich, und es werden zwei Bruten gemacht.

7) **Schwarzkehlige Drossel** (Turdus atrigularis *Natt.*, Turdus Bechsteinii; schwarzkehliger Ziemer, Bechsteinsdrossel). Länge 24 cm, Schwanz 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,1 cm. Oberseite hell olivengrau, mit Ausnahme der schwarzgrauen Brust, die Vorderseite weiß mit lanzettförmigen Flecken; über der Oberbrust ein schwärzliches Schild mit weißen Rändern, je älter der Vogel, desto schwärzer das Schild, welches in der Jugend grauweiß gestrichelt ist; die Deckfedern des Unterflügels sind gelb, Zügel und Augenstreifen schwarz, Schnabel schwarzbraun mit gelber Basis und gelben Mundwinkeln, Ständer rötlich-dunkelbraun. Am Weibchen und den Jungen ist das Brustschild, wenn auch unklarer, doch kenntlich. Heimatsberechtigt ist sie in Asien, doch hat sie sich auch bei uns durch einzelnes Vorkommen Bürgerrecht erworben; wahrscheinlich sind die bei uns vorgekommenen Exemplare von andern Drosselzügen, denen sie sich zugesellten, mitgebracht worden. Ihr Gesang ist leise und unbedeutend, alles übrige hat sie mit den andern D. gemein.

Neben diesen D. kommen noch einige andre Arten, aber so vereinzelt vor, daß sie den Jäger weniger als den Ornithologen interessieren. Die wichtigern von ihnen sind folgende:

8) **Wanderdrossel** (Turdus migratorius *L.*). Kennzeichen (nach Friderich): Der Kropf bis auf die Kehle ist schieferschwarz, der Unterleib samt den Unterflügeldeckfedern prächtig rostrot mit einem Schein von Orange, der Oberleib tief aschgrau. Im mittlern Alter mit Ober-

braun leicht überflogen, das Schwarz des Kropfes getrübt, die Rostfarbe des Unterleibs matter. Heimat: Amerika, doch kommt sie auch einzeln in Mitteleuropa vor. Länge 24 cm.

9) **Sibirische Drossel** (Turdus sibiricus *Pall.*). Kennzeichen: Am Unterflügel die Deckfedern nebst dem Innenrand der meisten Schwungfedern weiß; durch erstere läuft eine braunschwarze Querbinde, unterhalb welcher sich in der Jugend das Weiße hochrostgelb färbt; das übrige schwarz. Die zwei äußersten Paare der Schwanzfedern mit weißem Fleck an der Spitze; der Oberkörper dunkel schieferfarbig; über Auge und Schläfen ein reinweißer Streifen, in der Jugend ist dieser rostgelblich, jener grünlichbraun. Länge 20,4 cm, Schwanz 7,8, Schnabel 1,6, Lauf 2,8 cm. Heimat: Asien, von wo sie sich mehrfach nach Deutschland verflogen hat.

10) **Blasse Drossel** (Turdus pallidus *Pall.*). Kennzeichen: Brustseiten rostgelblich, Kropf und Unterleib weiß mit einigen Flecken am Steiß; Außenstreifen weiß-, Unterflügeldecken gelbgrau. Länge 21,5 cm, Schwanz 8,4, Schnabel 1,6, Lauf 3,3 cm. Heimat: Sibirien und die angrenzenden Gebiete, bei uns vereinzelt.

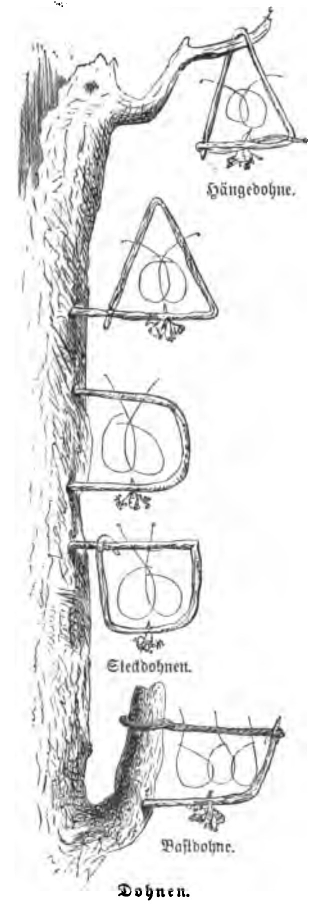
11) **Rosthalsige Drossel** (Turdus ruficollis *Pall.*, Turdus dubius Naumannii; Naumannsdrossel). Kennzeichen: Oberleib olivengrau, auf Rücken und Flügeldecken roströtlich; Vorderseite bis auf die Brust rostrot, die übrige Vorderseite weiß; Schwingen braun, an den Wurzeln, soweit sie bedeckt sind, rostgelb; Schwanz braunrötlich, mit zunehmendem Alter immer rötlicher werdend; von der Schnabelwurzel abwärts reihenweise dunkle Flecke; über dem Auge ein roströtlicher Streifen. Länge 24 cm, Schwanz 9, Schnabel 1,7, Lauf 3,5 cm. Heimat: Asien, bei uns selten.

Jagd und Fang.

Die Jagd auf D. mit der Flinte hat nicht viel zu bedeuten und beschränkt sich auf das Schießen einzelner Exemplare aus verdeckten Stellen von Ebereschbäumen, in Gärten, Hecken, und wo sonst ein glücklicher Zufall obwaltet; denn der Jäger soll noch geboren werden, den frei sitzende Drosselschwärme schußmäßig herankommen und, wenn ja, mehr als einen Schuß abgeben ließen, ohne mit lautem Geschackere sich auf- und davonzumachen. Es würde also solche Jagd mehr Zeit aufwenden, als die Resultate wert wären; wo D. häufig, z. B. auf Ebereschbäumen an Chausseen, einfallen, kann man sich eine Deckung schaffen und einige Dutzend schießen, namentlich wenn man sich vor Tagesanbruch dorthin begibt; gleichwohl kann, wie gesagt, hierzu nur Liebhaberei reizen. Es kann also nur vom Fang die Rede sein, und dieser ist allerdings so ergiebig, daß sich die Behörden ins Mittel legten, um die fortschreitende Verminderung dieser ebenso nützlichen wie angenehmen Vögel zu verhüten. In einigen Staaten ist der Drosselfang gänzlich verboten, z. B. in Württemberg, in andern wenigstens beschränkt, wie die Schonzeittabellen (S. 397 ff.) nachweisen, und wenngleich eine Erörterung dieser vielfach besprochenen Frage nicht hierher gehört, so sei doch betont, daß sich der Drosselfang durch nichts rechtfertigen läßt. Als Speise kann die Drossel nur dem wohlhabenden Feinschmecker dienen, dem andre zahlreiche Genüsse zu Gebote stehen; ein nennenswertes Einkommen für die arbeitende Menschenklasse erwächst aus dem Fang auch nicht, und vom sittlichen Standpunkt ist es kaum zu begreifen, einem Vogel, der den Frühling mit seinem Gesang begrüßt und den Naturfreund bis in den Hochsommer damit erfreut, im Herbst in der Haarschlinge zum Dank dafür ein schmähliches Ende zu bereiten, um einigen den Gaumen zu kitzeln. So sehr es sich hieraus rechtfertigen ließe, den Drosselfang gänzlich zu übergehen, so würde dadurch doch eine fühlbare Lücke in einem Jagdlehrbuch entstehen, daher folgende Beschreibung:

Man fängt die D. in Dohnen, d. h. in bügelartig gebogenen, in Baumstämme eingebohrten Zweigen, welche mit Schlingen so versehen sind, daß sich die Drossel fangen muß, wenn sie die als Lockspeise eingehängten Ebereschbeeren zu ergreifen versucht. Man stellt diese Dohnen an alten, wenig betretenen Steigen, oder haut sich zu diesem Zweck solche auf, und da die Zug-

drosseln sich mehr an Wald- und Wiesenrändern aufhalten, so muß der Dohnensteg auch dort eingerichtet werden, doch immerhin so weit vom Rand ab, daß er nicht



Dohnen.

jedermann gleich in die Augen fällt und auch die außerhalb des Waldes befindlichen D. das Schicksal ihrer bethörten Genossinnen nicht sogleich gewahren. Größere frei liegende Holzungen, auch kleinere Feldhölzer, je nach ihrer Umgebung, eignen sich daher für Dohnenstege ganz besonders. Die Dohnen müssen so gestellt sein, daß man von der einen stets die nächste sehen kann, und den Steg selbst so aufzuräumen, daß man möglichst geräuschlos auf ihm dahinschleichen kann, hat den Vorteil, daß man auf diesen oder jenen Störenfried, resp. Liebhaber gefangener D. zu Schuß kommt; denn der Jäger wird bald beobachten, daß sich Fuchs, Marder, Katze und vieles andre Gesindel dorthin ziehen, lungernde Menschen nicht zu vergessen. Es wird überhaupt keines Hinweises bedürfen, daß Ruhe die erste Bedingung zum Vogelfang ist; wo man Menschen und Tiere zu verkehren und zu gehen nicht abhalten kann, da bleibe man mit dieser sehr mühseligen Vorkehrung fern, denn man wird statt der Vögel nur unsäglichen Verdruß in Form von ausgenommenen, meist sogar mit den Schlingen ausgerissenen Vögeln, herausgerissenen Bügeln, ausgebeerten Dohnen 2c. ernten. Gut ist es, die Schneise nicht ganz gerade, sondern in einigen Windungen anzulegen. Die Form der Bügel verdeutlichen die nebenstehenden Figuren. Die Hängedohne wird an einer geeigneten Stelle aufgehängt oder eingeklemmt; die Steckdohne ist entweder dreieckig und wird mit einem zugespitzten Ende in das in den Stamm vorgebohrte Loch gesteckt oder in einen Längsschnitt zwischen Rinde und Holz eingeklemmt, oder sie ist halbkreisförmig und wird mit beiden zugespitzten Enden eingesteckt oder eingeklemmt; die Bastdohne sieht der vorigen ähnlich, nur hängen die Schlingen in einer gedrehten Bastschnur; über die Laufdohne s. besondern Artikel.

Um Dohnen anzufertigen, schneidet man etwa 1 m lange Weidenschößlinge oder Fichtenzweige ab, erwärmt sie über dem Feuer, tritt mit dem einen Fuß auf das eine Ende und dreht sie nach und nach spiralförmig auf, wodurch sie aufhören, brüchig zu sein, gibt ihnen eine dreieckige Form und befestigt das dünnere Ende entweder durch Durchstecken oder Umwickeln an der Grundseite des so entstandenen Triangels. Soll die Dohne in den Baum gesteckt werden, so läßt man von dem dickern

Ende so viel frei, als zur Befestigung gehört, spitzt dies zu und steckt es in das in den Stamm eingebohrte Loch, oder man schneidet es flach zu und klemmt es in einen mit einem Stemmeisen bewirkten Längsschnitt zwischen Rinde und Holz. Die runde oder bogenförmige Dohne braucht nicht gedreht zu werden, erspart daher viel Arbeit, verlangt aber zwei Bohrlöcher oder Einschnitte und beschädigt den Baum mehr. Steckdohnen eignen sich gut für Nadelhölzer, da das hervorquellende Harz sie sehr festhält, auch die Wunde des Baums schließt; bei Laubhölzern sind Hängedohnen sehr zu empfehlen, wo sie eben angebracht werden können. Die Dohnen dürfen nicht höher angebracht sein, als sie ein Mensch bequem erlangen kann, denn auf den Zehen oder gar Fußschemeln zu hantieren ist mißlich; freilich sind hoch hängende Dohnen vor dem Ausleeren durch Rehe und vor dem Auslösen der Vögel durch Füchse mehr geschützt.

Das Anbringen der Steckdohnen ist Sommerarbeit, denn nicht nur verquellen oder verharzen sie inzwischen, sondern sie verwettern auch und sehen nicht so neu aus. Die aus Pferdehaar gedrehten Schlingen werden möglichst gleich durch die Bügel gezogen, aber natürlich nicht fängisch gestellt; denn sie leiden durch die Witterung nicht, werden im Gegenteil geschmeidig und willig und drehen sich nicht auf, wie es neu eingezogene und gleich fängisch gestellte Schlingen gern thun. Die Hängedohnen braucht man erst im Anfang September anzubringen, wenn der Fang beginnen soll; man hängt sie so, daß sie vom Wind nicht abgeworfen werden können, streift sie also über kleine Zweige und Triebe weg, durch welche sie alsdann gehalten werden; frei aber müssen alle Dohnen befestigt sein, einmal damit sie den Vögeln gleich in die Augen fallen, und besonders auch, damit diese unbedingt auf sie treten müssen, um zu den Beeren zu gelangen. Wenn man die Bäume nicht anbohren darf, so muß man, da dies nur an ganz jungen Stämmchen verboten zu sein pflegt, ein Stück Holz mit dem Stämmchen durch Bast verbinden und dazwischen die Dohnen einklemmen oder sich anderweitig zu helfen suchen, wobei sich allerdings eine Balance zwischen der aufgewendeten sehr großen Mühe und dem zu erwartenden Erfolg sehr empfiehlt.

Zu Anfang September werden die Dohnen nunmehr eingebeert, d. h. die Ebereschtrauben mit dem Stiel an der untern Seite der Dohne eingeklemmt, auch die Schlingen fängisch gestellt, wie die Abbildungen (S. 78) zeigen. Die Schlingen müssen nämlich so stehen, daß der Vogel, welcher auf der untern Seite der Dohne auftritt, den Kopf durch eine derselben stecken muß, um die Beeren zu erfassen, daher man sie auch übereinander greifen läßt. Die Weite der Schlingen beträgt etwa 9 cm, die Seite einer Bügeldohne etwa das Doppelte; von der untern Seite bis zu den Schlingen rechnet man etwa 4 cm Zwischenraum, an den Seiten weniger; manchmal bringt man noch Unterschlingen an, die also die Beeren umgeben, um gewitzte Vögel, die den Schlingen zu entgehen wissen, zu fangen, doch sind sie nur ausnahmsweise anzuwenden, da sich viele Vögel vor ihnen scheuen; die Amsel versteht es prächtig, die Dohne auszubeeren und der Schlinge auszuweichen, für diese wird die Unterschlinge hauptsächlich angebracht, gleichwohl lernt sie auch bald diese zwecklos zu machen. Am meisten fangen sich die Vögel bei trübem, nebeligem Wetter, welches ihnen das Auffinden der Nahrung erschwert, und ganz besonders in der Morgenfrühe; heiteres, windiges Wetter fängt schlecht, überhaupt ist nicht alle Tage Fangtag, und wenn sich im Lauf des Herbstzugs durchschnittlich auf zwei Dohnen ein Vogel gefangen hat, so ist das Resultat nicht schlecht. Fleißiges Begehen des Dohnenstegs, wobei man stets einiges Handwerkszeug sowie Schlingen und Beeren zum Nachbessern bei sich haben muß, ist unumgänglich nötig, um sich rechtzeitig der gefangenen Vögel zu versichern; hat man am Tag viel Unruhe durch Menschen zu erwarten, so begeht man ihn am besten zwischen 9 und 10 Uhr morgens, andernfalls die Abendstunde vorzuziehen ist, um Annexionsgelüsten des nächtlichen Raubzeugs zuvorzukommen;

kann der Dohnensteg zweimal am Tag begangen werden, desto besser.

Man teilt die D. in »ganze« und »halbe« Vögel und rechnet zu erstern die Misteldrossel, Wacholderdrossel und beide Amseln, zu den andern die übrigen Arten; die Ganz- oder Großvögel werden vermittelst durch die Nasenlöcher gezogener Federn zu je zweien, die Halb- oder Kleinvögel zu je dreien zusammengebunden, und solches Bündel nennt man **Klubb** oder **Kluppe**. Ausgezogen werden die Kramtsvögel (als Kollektivname für alle D.) nicht; es ist genügend, sie an einem luftigen Ort bis zu ihrer Verwendung aufzuhängen. Es fangen sich natürlich auch andre beerenfressende Vögel in den Dohnen, so der Holzschreier (**Corvus glandarius** *L.*), der Dompfaff (**Pyrrhula vulgaris** *Pall.*), der Seidenschwanz (**Bombycilla garrula** *Briss.*), und es ist nicht zu leugnen, daß wir von dem Vorkommen seltener Vögel und besonders der D. durch ihren Fang in den Dohnen Kunde erhalten haben, so daß dieser wissenschaftliche Nutzen wenigstens als Eine Entschuldigung für den Drosselfang gelten kann. In einzelnen wohlbeaufsichtigten Fällen wird er daher nicht zu versagen, im allgemeinen aber jedenfalls bis zur Unschädlichkeit zu unterdrücken sein.

Drosseluferläufer, s. Uferläufer 2).

Drücken des geschossenen Wildes durch den Hund ist die üble Gewohnheit des letztern, das zu apportierende Wild so scharf anzufassen, daß es platzt oder sonstwie beschädigt oder doch verunstaltet wird. Man muß der Untugend gleich beim Dressieren vorbeugen und dem zu scharf anfassenden Hund einen leichten Schlag auf den Fang geben. In den zu apportierenden Gegenstand spitze Nägel oder Drähte zu stecken, welche den Hund bei zu scharfem Anfassen stechen, halte ich nur im Notfall für ratsam, da manche Hunde dadurch einen Abscheu vor dem Apportieren überhaupt bekommen. — Sich d. sagt man vom Wild, wenn es sich, um einer Gefahr zu entgehen, platt auf die Erde oder den Baumast duckt oder sich sonst klein macht.

Drücker (Abzug), am Gewehr der gekrümmte eiserne Stift, durch dessen Abdrücken die Schlagfeder ausgehoben und das Losgehen des Gewehrs hervorgerufen wird (vgl. Abstechen).

Dublette, ein Doppelschuß, mit deren jedem ein Wild getroffen wurde; besonders bei Flugwild ein Zeichen großer Fertigkeit im Schießen.

Dublieren, doppelte Tücher oder Netze voreinander aufstellen; namentlich stellt man bei eingestellten Saujagden vor die Tücher noch Prellnetze, damit sich die Sauen nicht durch letztere durchschlagen können. Auch Tuch- und Federlappen dubliert man durch eine doppelt übereinander hängende Reihe.

Dunlin, s. Strandläufer 5).

Dünnungen (Flanken, Wammen), der Teil von den Keulen bis an die Rippen des Wildes, zum Kochwildbret gehörig.

Dunst (Vogeldunst), das allerfeinste Schrot, von der Größe der kleinen Stickperlen, nur zum Erlegen von ganz kleinen Tieren anwendbar, welche durch stärkeres Schrot zerrissen werden würden.

Durchbrechen sagt man vom Hochwild, welches, gegebenen Falls gewaltsam, durch die Treiber zurückgeht; **ausbrechen**, wenn es seitwärts flüchtet.

Durchfallen sagt man vom Hochwild, welches gewaltsam gegen die Tücher prellt und durch deren Zerreißen oder Umwerfen entkommt; **überfallen** dagegen, wenn es dieselben überspringt.

Durchgehen (abgehen), **einen Distrikt**, bedeutet, denselben durch Treiber oder Jäger abgehen lassen, um das Wild herauszutreiben; es geschieht gewöhnich so nebenher bei solchen Distrikten, von denen man sich nicht viel verspricht; vgl. Edelwild (S. 98). — Auch s. v. w. flüchten.

Durchhau, durch einen Wald geschlagener Pfad.

Durchrichten, das Jagdzeug, es durch einen Distrikt stellen (vgl. Durchstellen).

Durchschlagen, das tiefe Eindringen von Kugel oder Schrot in den beschossenen Gegenstand; ein gutes Gewehr muß **gut d.**, d. h. scharf schießen. — **Durch das Jagdzeug d.** sagt man vom Schwarzwild in derselben Bedeutung wie Durchbrechen vom Hochwild. Der Keiler

schlitzt mit seinen Gewehren, wenn er gedrängt wird, nicht selten die Tücher und flüchtet sich, ihm nach selbstverständlich die ganze Rotte; da Bachen keine Gewehre haben, können sie das Zeug nicht d.; um dies zu verhindern, stellt man daher vor den Tüchern Netze auf; dubliert man sie, so kann der Keiler das Zeug nicht d. — Den Erdboden d. (oder einschlagen), durch Graben auf den vom Dachshund im Bau gestellten Dachs oder Fuchs zu kommen suchen.

Durchschneiden, das Zerbeißen oder Zerreißen der Netze mit den Fängen durch die darin gefangenen Raubtiere.

Durchstellen. Ist etwa ein Jagddistrikt zu groß, um von den Schützen umstellt werden zu können, so werden diese durch denselben gestellt; geschieht dies mit den Treibern, so legt man sie durch den Distrikt an; auch durchstellt man einen Distrikt mit den Netzen oder Tüchern.

Dütchen (Mornellregenpfeifer), s. Regenpfeifer 5).

E.

Ebinger (weißer Storch), s. Storch 1).

Edelfalke. Gemeinhin versteht man darunter bloß den nordischen und norwegischen Falken, naturwissenschaftlich die unter »edlen Falken« beschriebenen.

Edelhirsch, s. Edelwild.

Edelreiher (großer Silberreiher), s. Reiher 4).

Edelwild (Rotwild), Kollektivbezeichnung für die Gattung Cervus aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hirsche.

Der Edelhirsch (Cervus elaphus L.).

Übersicht:

Weidmännische Ausdrücke. Beim E. heißt das Männchen schlechtweg Hirsch, das Weibchen Tier, wofür man auch Edelhirsch, aber nicht Edeltier, sondern, will man das Weibchen näher bezeichnen, Rottier sagt. Die männlichen und weiblichen Jungen heißen Hirsch-, resp. Wildkälber; nach Ablauf des ersten Geburtsjahrs heißen erstere Schmalspießer, letztere Schmaltiere; vom Mai des nächsten Jahrs ab bis zum letzten April des dritten heißen erstere Spießer, letztere behalten die bisherige Bezeichnung, bis sie zum erstenmal gebrunftet haben, worauf sie Tiere oder Alttiere heißen. Beim Geweih gelten zwar im allgemeinen die beim Damhirsch genannten Ausdrücke, doch sagt man vorzugsweise Stangen; deren Auswüchse heißen Enden und bilden sich nach und nach folgendermaßen (s. Fig. 1—6, S. 82); vgl. Damhirsch (S. 61).

Beschreibung.

Auf dem Rosenstock, Processus pro cornu, gelegentlich auch Geweihstuhl genannt, wachsen etwa im neunten Lebensmonat dem Hirschkalb zwei behaarte Spieße hervor (Fig. 1), welche nach 5—6 Monaten, also ungefähr im August des zweiten Jahrs, reif sind und gefegt werden, wodurch das Hirschkalb zum Spießer wird. Manchmal bildet sich zwar im nächsten Jahr das Gablergeweih (Fig. 2), häufiger setzt jedoch der Hirsch gleich je drei Enden auf und heißt dann Sechsender, Sechser (Fig. 3), auch Schneider, und dieses Geweih hat nun zum erstenmal Enden, d. h. eine Augensprosse, eine Mittelsprosse und den obern Geweihteil. Im nächsten Jahr bildet sich durch Spaltung des letztern der Achtender (Fig. 4); beim Zehn-

ender (Fig. 5) ist zwischen der Augen- und der Mittelsprosse ein Ende herausgewachsen, welches Eissprosse heißt; beim Zwölfender (Fig. 6, S. 83) hat sich die obere Gabel in drei Enden verzweigt, welche Krone heißen, und somit muß ein Kronenhirsch mindestens zwölf Enden haben und wird nun jagdbarer Hirsch genannt, während der Zehner nur gering jagdbar angesprochen wurde. Nunmehr verändert sich das Geweih nur noch in der Krone: zum Vierzehnender, wenn es zwei Gabeln übereinander hat, zum Sechzehnender, wenn es über der Krone eine Gabel, zum Achtzehnender, wenn es zwei Kronen übereinander hat. Diese Stufenfolge ist nun aber nicht immer zutreffend, das Geweih wächst nicht immer so regelmäßig, und oft setzt der Achtzehnender auf den Sechzehnender zurück, d. h. er hat im nächsten Jahr weniger Enden, doch ist das Geweih bei sonst normalen Verhältnissen knorriger, stärker, perliger geworden. Es gab früher Hirsche mit einigen 20 und 30 Enden, einer trug sogar 66 Enden; doch werden dann alle Auswüchse, auch wenn sie nicht normal stehen, als Enden angesprochen, wenn sie groß genug sind, um eine Hirschfängerkoppel an sie zu hängen. Nach ihrer Ähnlichkeit mit gewissen Formen nennt man die Kronen: Handkronen, Becherkronen, Schaufelkronen, Gabelkronen 2c. Man kann daher aus der Endenzahl nicht immer genau das Alter des Hirsches bestimmen, aber nach andern Merkmalen doch annähernd ansprechen: je jünger der Hirsch, desto länger die Stirnzapfen, d. h. die Auswüchse, auf denen das Geweih erwächst, desto aufrechter die Augensprosse, desto wagerechter die Abwurfsfläche, von welcher sich das Geweih ablöst, wenn es der Hirsch abwirft, wohingegen beim starken Hirsch die Rosen dicht auf der Stirn, die Augensprossen fast parallel mit dem Nasenbein stehen und die Abwurfsflächen stark spitzwinkelige Neigung haben. Das Edelhirschgeweih ist in allen Teilen fast drehrund, verflacht sich also nicht.

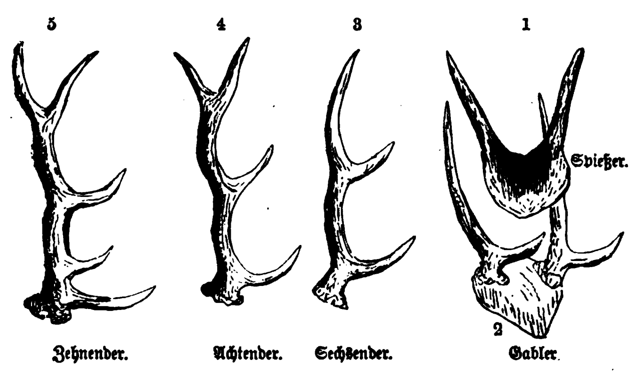


Fig. 1—5. Entwickelung des Edelhirschgeweihs.

Das E. hat im Oberkiefer 2 Eckzähne, daher im ganzen 34 Zähne, mithin 2 Zähne mehr als das Damwild; das Kalb kommt mit 8 Schneide- oder Vorderzähnen zur Welt, welchen sich nach 4—6 Wochen die Eckzähne und im Ober- und Unterkiefer je 3 Paar Backenzähne zugesellen, das Milchgebiß besteht also aus 22 Zähnen, welche vom 2. bis zur ersten Hälfte des 3. Lebensjahrs gewechselt werden, und wenn alsdann in beiden Kiefern je 3 Paar Backenzähne erneuert sind, so ist das bleibende Gebiß fertig. Der nach vorn sich zuspitzende Kopf ist von doppelter Länge des Gehörs und zwischen den Lich-

tern etwas eingesenkt, das Geäse setzt rechtwinkelig gegen die Nasenbeinlinie ab, die Muffel umfaßt den untern Rand der am Innenrand behaarten Nasenlöcher und ist mit einzelnen Haarbüscheln und Borsten besetzt. Oberlippe bis an den Rand behaart, Unterlippe an diesem nackt, beide inwendig weiß gekörnelt, nach innen und hinten gezähnelt. Bei alten Hirschen verlängert sich der vordere Augenwinkel zu der bis 4 cm langen und 2 cm tiefen Thränengrube, welche, innen nackt, am Rand behaart, die sich verhärtende Hirschthräne oder den früher offizinell gehaltenen Hirschbezoar enthält. Auge graubraun, Gehöre lanzettförmig zugespitzt, inwendig mit fünf Längsreihen gegeneinander stehender Haare geschlossen. Der etwas gebogene, lange Hals ist doppelt so hoch als breit, der Rumpf sehr stark, fast walzenförmig. Läufe hoch und schlank, seitlich zusammengedrückt, daher etwas zu schwach für den starken Rumpf erscheinend, aber von außerordentlich starker, stahlharter Muskulatur. Schalen schwarzbraun, nach hinten stark verbreitert. Die Blume ist kurzbehaart, fällt nach der Spitze ab und ist von halber Gehörslänge. Läufe kurzbehaart, bräunlichgrau, Kopf grau mit

Fig. 6.



Zwölfender

weißem Haar in den Gehören; im Sommer der Rumpf mehr braunrot, im Winter mehr graubraun, so auch der Hals; in der Reihenfolge der hier genannten Körperteile verlängert sich auch das Haar, was der Jäger kennen muß, um den Anschuß nach der Farbe und Länge des Haars beurteilen zu können. Das etwas gedrehte, wellige Oberhaar ist im Winter länger als im Sommer und hart, das Unterhaar sehr weich und seine Spitze mit dem Oberhaar gleichfarbig. Innenseite der Läufe heller und wie der Spiegel um das Weidloch. Auf der Außenseite der Hinterläufe im obern Drittel ein abstehender heller Haarwulst. Die Hirsche sind viel stärker als die Tiere und außer dem Geweih an dem starken Mähnenhals und dem dunkeln, zur Brunftzeit schwarzen Haarpinsel an der Brunftrute kenntlich. Bis zum ersten Haarwechsel sind die Kälbchen weißgefleckt. Die Maße eines ziemlich starken Zwölfers sind: Länge 2,40 m, Kopflänge 58 cm, Blume 13,5 cm, Vorderhöhe 1,47 m, Hinterhöhe 1,42 m, Vorderlauf 78 cm.

Es gibt zwar einige Abweichungen von der gewöhnlichen Färbung, z. B. eine fast weiße, oder den Brandhirsch mit schwarzem Rückenstreifen; doch ist es nicht angethan, daraus besondere Arten zu machen, ebensowenig aus dem etwas schwächern, aber sonst ganz gleichgearteten corsicanischen Hirsch, Cervus corsicanicus *Bonap.* Es ist selbst noch offene Frage, ob der amerikanische Wapitihirsch eine gute Art oder nur lokale Rasse ist.

Verbreitung, Aufenthalt.

Man nimmt die Nordgrenze des Hirsches mit dem 65. Grad an; in Europa kommt er noch in Schottland, Irland, auf den Hebriden, in Schweden und im südöstlichen Europa, vereinzelt auch wohl noch in andern Ländern vor. Sein bevorzugtes Heim scheint der deutsche Wald gewesen zu sein, und mit trauerndem Herzen sieht der Jäger und Naturfreund eins der herrlichsten Glieder unsrer Fauna sich merklich vermindern, denn die Zeit ist nicht allzufern, wo er auf dem jetzigen Standpunkt des Elches sich befinden wird. Der Hirsch ver-

langt ruhige, große Wälder, verträgt sich nicht mit der Kultur und unterliegt ihr, wozu noch allerlei ungerechtfertigte Anfeindungen eigennütziger Menschen kommen, welche die Behörden zu seiner allmählichen Vernichtung drängen. Ruhe und Äsung in größern Wäldern sind Lebensfragen für den Edelhirsch; ob es Brücher, Ebenen oder Gebirge, Laub- oder Nadelwälder sind, fällt bei ihm weniger ins Gewicht, wenngleich er wohl nur vor dem Menschen in höhere Gebirgslagen gezogen ist. Im eingehegten Zustand, selbst auf großen Flächen, verkommt er allmählich.

Lebensweise, Brunft.

Das E. äst die verschiedensten Gräser und Kräuter, Laub, Eicheln, Bucheln, Schwämme, Getreide- und Ölsaaten und verändert, wenngleich es Standwild ist, doch je nach der Jahreszeit seinen Aufenthalt teils der Äsung, teils der größern Sicherheit wegen. Mit Eintritt des Frühlings zieht es in die Vorhölzer, weil dort der Schnee eher weggegangen und die Vegetation frei gelegt, auch wohl schon etwas gewachsen ist. Der starke Hirsch hat im Anfang des März, manchmal schon im Februar, sein Geweih abgeworfen und steckt sich nun wegen seiner alsdann sehr empfindlichen Stirn in Stangenhölzer mit einigem Unterholz und niedrigen Dickungen, wo er keine schmerzhaften Berührungen mit dem nunmehr wieder aufwachsenden Geweih zu fürchten hat. Dasselbe erhebt sich in einem haarigen Überzug (B a st) ziemlich formlos aus dem Rosenstock, gliedert sich nach und nach in Enden und ist im Juli bis August ausgewachsen, worauf die Knochenhautgefäße (periosteum) nach und nach erhärten und die unter dem Namen »Hirschhorn« bekannte Masse bilden, welche bei dem Querdurchschnitt einer Geweihstange sich von dem bröckeligen Innern deutlich unterscheidet. Die vertrockneten Blutgefäße erkennt man auf dem fertigen Geweih an den R i e f e n. Sowie das Geweih verhärtet (v e r e c k t) ist, trocknet der Bast von oben nach unten ab und wird nun durch Reiben an jungen grünen Stämmchen (F e g e n) beseitigt, wobei der Hirsch augenscheinlich Jucken empfindet, da er das Fegen mit einer Art Wollust betreibt. Das frisch gefegte Geweih ist ziemlich hell, bräunt aber bald nach, besonders wenn es an einer Holzart mit beizendem Saft gefegt wurde. Das Geweih steht mit der körperlichen Beschaffenheit des Trägers in innigem Zusammenhang und besonders mit der männlichen Kraft: ein kümmernder Hirsch setzt ein geringes, perlenarmes Geweih auf; einer, der, während er abgeworfen hatte, kastriert wurde, setzt überhaupt nicht mehr auf oder nur an der unbeschädigten Seite, wenn die Kastrierung nur einseitig geschah, oder er setzt ein schwammiges, sich nicht verhärtendes Gebilde auf, an dem er eingeht; wird er aber, während er sein Geweih trug, verstümmelt, dann wirft er es überhaupt nicht mehr ab, es verändert sich aber auch nicht. Ganz dasselbe gilt von jedem andern Geweihträger Elch, Damhirsch, Rehbock u. a.

Je nachdem das E. gut oder schlecht durchwintert hat, verfärbt es (h ä r t e s s i c h) früher oder später, in der Regel im April, zu welcher Zeit es besonders lüstern nach pikanten und abstringierenden Stoffen ist, daher es zu dieser Zeit durch Schälen junger Stämme schädlich werden kann, wenn man ihm nicht Salz- oder Teerlecken bietet, die zu seinem Wohlbefinden ebenso dienlich und notwendig sind wie bekanntermaßen den Schafen das Steinsalz. Hierbei ist noch der Kraftaufwand zu bedenken, welchen das Wachstum des Geweihs beim Hirsch und die bevorstehende Setzzeit des Tiers erheischen, und so gut man dem Vieh alle mögliche Stärkung bei rationeller Wirtschaft reicht, ist auch der Jäger verpflichtet, sie seinem Wild zukommen zu lassen. Die S a l z l e c k e n legt man in der Nähe von Wechseln oder S u h l e n an, indem man einen etwa 1 m im Quadrat großen Rahmen von starken Bohlen oder Stammholz konstruiert und ihn kegelförmig mit einer Mischung von feingesiebtem Lehm mit gestoßenem Steinsalz füllt, welche Bestandteile mit Wasser zu einem steifen, stark salzig schmeckenden Brei verarbeitet werden. Will man die nicht sehr erheblichen Kosten dieser Salzlecken nicht aufwenden, so bietet der Pfannenstein, die an dem Boden der Pfannen beim Sieden des Salzes

haftende Kruste, welche man entweder stückweise auslegt, oder wie das Steinsalz stößt und mit Lehm verknetet, ein billigeres Surrogat. Die Bestandteile des Pfannensteins sind: Chlornatrium, 50—80 Proz. schwefelsaurer Kalk und schwefelsaures Natrium nebst kleinen Teilen von schwefelsaurem Kali, Chlormagnesium, Chlorcalcium, Eisenoxyd und Thonerde. Die Teerlecken, d. h. an Bäume gestrichener Teer, werden vom E. zwar auch sehr gern angenommen, scheinen ihm aber den Weg zum Schälen zu zeigen. Sowie die Feldsaaten aufwachsen, berührt sie das Wild nicht mehr, welches auch reichliche Äsung an dem jungen Wiesengras, den Baum- und Strauchknospen, Kräutern, Schwämmen und später Beeren hat; Leckerei sind dem E. der wilde Jasmin (Philadelphus coronarius *Willd.*) mit seinem aromatisch bittern Saft und die Mistel (Viscum album *L.*), nach welcher das E. weite Wege macht, nebenbei Eichen-, Eschen-, Weiden- und Pappelblätter und Knospen. Nach 40—41wöchentlicher Tragzeit setzt das Tier in abgelegener Dickung ein Kälbchen, welches, zunächst sehr unbeholfen, etwa 3—4 Tage liegt und nun von der Mutter mit aufopfernder Sorgfalt gesäugt und gehegt wird; bald jedoch sind die dicken Läufchen so gelenkig geworden, daß das Kälbchen von keinem Menschen mehr eingeholt werden würde und nun das unzertrennliche Gefolge der Mutter bildet; freilich thut ihm die Behendigkeit rücksichtlich seiner zahlreichen Feinde auch not, denn Füchse, Marder, Katzen, Adler, lungernde Hunde und Menschen stellen ihm nach, und trotz aller Sorgfalt der Mutter, auf deren Melden es sich sofort ins Gras drückt, trotzdem sie mit List den Feind vom Liebling wegzulocken versteht oder im Notfall mit den scharfen Schalen kräftig dreinschlägt, geht so manches dieser zierlichen Tierchen verloren.

Schlimme Feinde des Edelwilds sind ferner die sogen. Engerlinge, die Larven der Hautbremsen (Hypoderma), welche vom Januar bis in den Mai hinein unter der Haut des Edelwilds leben und sie durchlöchern. Diese widerwärtigen Schmarotzer legen im Hochsommer ihre Eier auf den Hirsch, aus denen die Maden sich zwischen Haut und Fleisch einbohren und, mit den kleinen Häkchen, welche an ihnen nach der ersten Häutung hervorwachsen, sich anklammernd, Entzündungen hervorrufen, die offene Eiterbeulen nach sich ziehen, bis die Maden, um sich in der Erde zu verpuppen, herausschlüpfen. Ferner werden die Hirsche von den Nasenbremsen (Cephenonyia rufibarbis 2c.) gequält, deren Larven in Rachen- und Nasenhöhle hausen und nicht selten das befallene Individuum zum Eingehen bringen. Diese Bremse ist im Mai madengebärend, und wenn sie an die Nasenlöcher des Hirsches fliegt, der sich ihrer heftig zu erwehren sucht, läßt sie einen Tropfen mit lebenden Maden in diese fallen, welche sich mit ihren Haken sogleich anklammern, bis in die Rachenhöhle dringen und oft genug das Verenden des Hirsches bewirken.

In den ersten Monaten halten sich die Alttiere mit ihren Kälbchen gesondert, im Hochsommer gesellen sie sich jedoch mit Schmaltieren und geringen Hirschen zu größern Trupps zusammen; nur die stärkern und Kapitalhirsche ziehen für sich allein, stecken oft in Brüchern, um dem Ungeziefer zu entgehen, ja selbst in Getreidefeldern, und ist inzwischen die Feistzeit herangekommen, zu welcher der Hirsch bereits vereckt und gefegt hat, so hält er sich so heimlich, daß das Sprichwort gilt: »er scheut seinen eignen Schatten«. Das ist die Zeit, wo er den birschenden Jäger in seinem Wissen und Können auf die empfindlichsten Proben stellt. Mit dem Ausgang des August regt sich der Brunfttrieb, und nun ändert sich das gesellige Verhältnis; die Tiere schlagen ihre Kälber ab und ziehen den Brunftplätzen näher, die starken Hirsche trollen heran, treiben sich einen Trupp Mutterwild zusammen, und nun erdröhnt die nächtliche Waldesstille von dem ehernen Geschrei der Brunfthirsche, welche zwar am Ägidiustag, d. h. 1. Sept., nach der alten Jägerregel auf die Brunft treten, aber doch erst in dessen zweiter Hälfte Ernst machen. Dem Hirsche schwillt zu dieser Zeit durch sein Schreien der schwarzmähnige Hals dick an, die Haare um die

Brunftrute sehen wie verbrannt aus, und im Gefühl seiner strotzenden Kraft treibt der Platzhirsch alle schwächern Nebenbuhler vom Brunftplatz, fordert alle Eindringlinge zum Kampf, und die wütendsten Zweikämpfe werden nunmehr ausgefochten, wobei nicht selten ein Hirsch auf dem Platz verendet oder beide zu Grunde gehen oder so mit den Geweihen ineinander gefahren sind (sich verkämpft

Fig. 7.



Edelhirschfährte, natürl. Größe.

haben), daß sie nicht mehr voneinander loskönnen und kläglich umkommen. Infolge unablässiger Aufregung äst der Brunfthirsch wenig, suhlt sich öfters, peitscht bald die Brunfttiere zusammen, wenn sie sich auseinander gezogen haben, fährt bald zornschnaubend hinter einem Schneider her, der den günstigen unbewachten Augenblick, sich einem Tier gefällig zu zeigen, benutzte, und kommt natürlich dabei so herunter, daß er nach etwa 10—12 Tagen sich widerwillig davontrollt und den jüngern Rivalen die Nachlese überlassen muß. Findet er gute Äsung, besonders Baummast, so wird er bald wieder gut an Wildbret und zieht sich mit andern starken Hirschen in Trupps von 4—5 Stücken zusammen, welche über Winter zusammenhalten. Ausnahmsweise schreien Hirsche auch zu andern Zeiten, wahrscheinlich durch unregelmäßiges Brunften einzelner Tiere veranlaßt; auch bei ungewöhnlichen Witterungsverhältnissen, anhaltender Dürre, hat man es beobachtet, jedoch nicht mit der markigen Leidenschaftlichkeit wie in der Herbstbrunst. Die Tiere nehmen nach dieser ihre Kälber wieder an, und es ziehen sich allmählich die Trupps wie vor der Brunftzeit zusammen, um gesellig den hereinbrechenden Winter zu erwarten.

Man muß mit der Winterfütterung nicht warten, bis das Wild schon zu kümmern anfängt, sondern sogleich mit Eintritt des ersten Schnees beginnen, damit sich das Wild an die Futterplätze gewöhnt und allmählich zu ihnen heranzieht. Zunächst hilft schon das Auswerfen von Espen- und Weidenreisern und -Ästen, welche das Wild sehr gern schält und äst, auch die schwächern Zweige zerschrotet; mit zunehmender Winterhärte muß jedoch mehr geschehen. Man stellt überdachte Futterraufen auf und füllt sie mit Klee- oder gutem Wiesenheu oder ungedroschenen Hafergarben, aber mehrere in einiger Entfernung voneinander, damit die schwächern Stücke von den stärkern nicht abgeschlagen werden; füttert man Knollen, Körner, Eicheln oder Kastanien, so müssen die Futterplätze selbstverständlich vom Schnee befreit sein, denn das Wild nimmt diese Fütterung lieber vom Boden auf als vom Trog, wo auch die Hirsche mit ihren breiten Geweihen zu viel Platz einnehmen. Körner müssen freilich in Trögen gefüttert werden; das Futter wird bald in kleinen Häufchen, bald einzeln über den Platz gestreut, damit alles Wild zu demselben gelangen kann. Lupinen, in Schober, d. h. kegelförmige Haufen, aufgestellt, sind gleichfalls eine gute, lange vorhaltende Fütterung; nur mache man die Haufen nicht zu groß, weil sonst das Wild mehr unter die Läufe tritt, als äst. Die Rehe lieben die Lupinen sehr und thun sich meist in deren Nähe nieder, überhaupt bleibt das Wild in der Nähe der Futterplätze, wes-

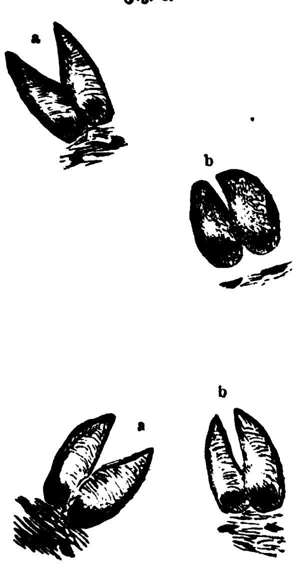
halb dieselben sehr ruhig gehalten und warme, zugfreie Örtlichkeiten für sie ausgesucht werden müssen. Denn muß das Wild weit umherziehen, so werden ihm, wenn der Schnee eine Kruste bekommt, beim Durchtreten die Läufe wund, so daß es oft gar nicht mehr fort kann. Auf dem Futterplatz baut man einen leichten verschließbaren Schuppen, in welchem das Material aufgespeichert wird. In sehr großen Revieren legt man natürlich mehr als einen Futterplatz an. Kartoffeln nimmt das Wild zwar gern an, doch hat man beobachtet, daß es alsdann im Herbst die Kartoffeläcker gar zu energisch schädigt. Will man keine ständigen Futterplätze einrichten, so fährt man im Revier umher und streut an den Wechseln Hafergarben und Heubüschel aus, oder besser, hängt sie in erreichbarer Höhe an Bäume. Hat der Winter den ganzen Boden mit einer gefrornen Schneedecke überzogen, wie z. B. 1878, so läßt man Arbeiter mit Stangen und Hacken dieselbe brechen; dadurch kann das Wild sich den Schnee wegschlagen, an den Boden gelangen und einige Äsung an Heide, Moosen, Flechten, Vaccinien gewinnen und sich die wunden Läufe wenigstens einigermaßen ausheilen.

Alles Schießen an den Futterplätzen, wenn nicht ganz besondere Notwendigkeit vorliegt, ist zu unterlassen, und die bloße Jagdlust hat hier keine Berechtigung. Sowie das erste junge Grün hervorsproßt, nimmt kein Wild die Fütterung mehr an, fällt im Gegenteil sehr gierig über die grüne Äsung her und verdirbt sich leicht den Magen, was sich am Durchfall erkennen läßt; dann säume man ja nicht mit der Ausrichtung von Salzlecken. Nicht allein an der Losung erkennt der Jäger die Krankheit, sondern auch an den Schmutzstreifen, mit welchen das Wild vom Weidloch abwärts bedeckt ist. Der Milzbrand tritt beim E. ebenso verheerend auf wie beim Damwild, und wir verweisen auf die dort (S. 65) gegebenen Mitteilungen.

Jagd.

Die Jagd auf den Edelhirsch ist ein körperlich und geistig gleich anregendes, das Wissen und Können des Jägers auf harte Proben stellendes Unternehmen. Er hat ein Geschöpf vor sich, welches, überaus scharf an Sinnen, im entscheidenden Augenblick überraschend scharf zu kombinieren versteht, mithin den gerechten Weidmann zu einem Kampf mit gleichen Waffen zwingt, und wenn bei jeder Jagdart die genaue Kenntnis von dem zu jagenden Wild erste Bedingung ist, so ganz ausschließlich beim Edelhirsch, weshalb die Jagd auf den König der Wälder zu allen Zeiten die echte weidmännische Leidenschaft am meisten entflammt hat.

Fig. 8.



Spur des Edelwilds.

Es gibt gewisse Merkmale, nach welchen man beurteilen kann, von welcher Wildart, von welchem Geschlecht und von welcher Stärke sie herrühren. Der Jäger nennt diese Merkmale Zeichen; ihre Kenntnis ist für den angehenden Weidmann ein unerläßliches Studium, sie ist der Stolz des hirschgerechten Jägers und wurde früher viel umfangreicher verlangt als jetzt, denn während unsre Vorfahren die Kenntnis von 72 Zei-

chen von einem hirsch- und fährtengerechten Jäger verlangten, begnügen wir uns mit etwa 20, mit denen wir uns hier auch nur befassen wollen. Die meisten Zeichen hinterläßt die Spur, resp. Fährte des Wildes (Fig. 7, S. 86), und man unterscheidet am Tritt eines Zweihufers am hintern Teil die Ballen, welche den Boden niederdrücken, und die Schalen, welche vermöge ihrer Höhlung das Gegenteil bewirken; mithin ist auf den Abbildungen der Eindruck der Ballen und Schalenkanten dunkel, derjenige der Schalen heller gehalten. Bei dem geweihten, resp. gehörnten Wild drücken sich in ruhigem Gang die Oberrücken niemals im gewöhnlichen harten Boden aus, im weichen nur ausnahmsweise beim starken Feisthirsch. Der Abdruck der Ballen nimmt beim Rotwild etwa ¼ der Spur ein, beim Damwild beinahe ⅓, beim Reh etwa ⅓, beim Elch aber geht der Ballenabdruck im Bogen fast bis an die Spitze der Schalen. In der Flucht (Fig. 8 a, S. 87) spreizt das Wild die Schalen und drückt die Oberrücken dabei ab, das Schwarzwild thut dies auch im ruhigen Gang. Bei allem Wild, welches auf Schalen zieht, ragt die rechte Schale etwas über die linke hervor, am auffälligsten beim jüngern Schwarzwild. Nachstehende Zeichen unterscheiden den Edelhirsch vom Tier, vom Damhirsch und Wildschwein und lassen ihn auch nach der Stärke ansprechen. 1) Der Schritt ist sehr gerecht, denn ein Achter schreitet schon länger als das stärkste Tier. Ein guter Zehner schreitet etwa 80 cm, die Spurenabdrücke mit eingerechnet, und dies Zeichen ist schon deshalb sehr gerecht, weil es im Sand sowohl als im schweren Boden, im Schnee, selbst im Tau erkennbar ist. 2) Die Oberrücken, zwar nur im weichen Boden oder in der Flucht, aber sehr gerecht; die des Hirsches sind etwa daumenstark und stehen ca. 7 cm hinter dem Ballen, beim Tier sind sie spitz, verschmälert und stehen nur 5 cm hinter dem Ballen. In den Tritt eines Kronenhirsches muß man die Vorderfinger einer mäßig starken Mannshand legen können. 3) Der Zwang oder das Zwängen entsteht, indem der Hirsch die im Tritt zusammengepreßte Erde rückwärts drängt. 4) Die Stümpfe (Fig. 8 b, S. 87) rühren von dem durch die Schwere des Leibes hervorgerufenen Zwängen her, d. h. die Schalen nutzen sich an der Spitze ab, was beim Tier nicht vorkommt, weshalb sie sehr gerecht sind. 5) Der Schrank; in ihm stehen die Tritte der rechten und linken Läufe nie gerade hinter-, sondern nebeneinander, beim starken Hirsch in 15—20 cm Entfernung; dieses Zeichen rührt also von der Stärke des Hirsches her; zwar schränkt auch das Tier etwas, aber nicht regelmäßig, nur ab und zu einige Schritte, und wenn es überhaupt auch nicht genau schnürt, d. h. die beiderseitigen Tritte in Einer geraden Linie abdrückt, so ist doch der Abstand meist kaum auffällig. 6) Die auswärts gesetzten Schalen sind ein gutes Zeichen des Hirsches, das Tier stellt sie vorwärts gerichtet, nicht schräg. 7) Der Kreuztritt entsteht durch den Abdruck des Hinterlaufs in dem des Vorderlaufs, wodurch dieser kreuzförmig gespalten erscheint, nur drei Ballen zeigt; ist sehr gerecht. 8) Den Beitritt macht der Hirsch, indem er den Hinterlauf etwa 2 cm neben den Vorderlauf stellt; er ist ein gerechtes Zeichen des Feisthirsches, denn das Tier macht ihn nur, wenn es tragend ist, zur Feistzeit gibt es aber keine tragenden, resp. hochbeschlagenen Tiere. 9) Das Zurückbleiben oder Hinterlassen verursachen starke Feisthirsche, indem sie die Hinterläufe etwa 8 cm hinter den Vorderläufen aufsetzen; das hochbeschlagene Tier setzt beim Zurückbleiben die Hinterfährte etwas neben die vordere. 10) Die Übereilung machen nur geringe Hirsche, indem sie den Hinterlauf vor den vordern aufsetzen. 11) Der Burgstall oder das Grimmen, auch Bürgel, ist die durch die Höhlung der Schalen heraufgepreßte Erde; im Tritte der Tiere ist der Burgstall zwar auch erkennbar, aber wegen des leichtern Auftretens viel flacher. 12) Das Fädlein steht zwischen den Schalen und entsteht durch das Zwängen des Hirsches. 13) Die reine Fährte entsteht durch das wuchtigere Auftreten des Hirsches, wodurch der Abdruck natürlich viel reiner und plastischer bewirkt wird als bei dem leichten Tritte des Tiers. 14) Der Schloßtritt beruht auf der

Eigentümlichkeit des Hirsches, beim Aufstehen aus dem Bett stets in dessen Mitte zu treten. 15) Der Abtritt; wenn der Hirsch über frischen Graswuchs zieht, so schneidet er mit den Schalen die Halme scharf ab und streut sie umher; je frischer oder welker diese Abschnitte sind, desto früher oder später wechselte der Hirsch über diese Stelle; das Tier zerquetscht das Gras im Tritt, schneidet es nicht ab. 16) Das Insiegel sind die großen Fladen, welche sich an die Schalen des Hirsches nach plötzlichem Regen auf schwerem Boden hängen und herabfallen, wenn er auf festen Grund oder Gras tritt. 17) Das hohe Insiegel ist der vom Hirsch über den Schalen aufgeworfene, umgestülpte Boden; der Umschlag ist diesem sehr ähnlich und wird besonders bei Moos und Heidekraut bemerkt. 18) Den Widergang macht der Hirsch, indem er auf seinem Zug zu Holz plötzlich abbiegt und auf einem Umweg zu Holz tritt; beim Kreisen ist dieses Zeichen sehr zu beachten. 19) Die Himmelsspur und das Himmelszeichen macht der Hirsch mit dem Geweih: die erstere durch Fegen, doch kann man dadurch die Stärke des Hirsches kaum ansprechen; die andre durch das Knicken und Wenden von Ästchen und Zweigen, und nach der Höhe, in welcher dies geschah, läßt sich einigermaßen die Stärke des Hirsches ansprechen. 20) Das Nässen oder Brunzen besorgt der Hirsch zwischen die Fährte, das Tier teilweise in dieselbe hinein, weil es nicht schränkt. 21) Die Losung ist ein vorzüglich gerechtes Zeichen; die der Hirsche ist regelmäßiger geformt als die der Tiere; im Winter fällt sie vermöge trockner Äsung in kleinen, runden Knoten, welche mit Zäpfchen und Höhlungen ineinander passen, während des Tiers Losung mit der von Schafen viel Ähnlichkeit hat. Im Frühjahr verdicken sich die Knoten und bleiben bei haufenweisem Abfall ineinander hängen, während die der Tiere klein und vereinzelt, aber glänzender ist als im Winter. Im Sommer ist die Losung des Hirsches fester und glänzender, schleimig, fällt in Traubenform mit Zäpfchen und Höhlungen; zur Brunstzeit aber wird sie dünn, verschlechtert sich immer mehr bis in den November hinein und wird zuletzt ganz formlos, während die der Tiere zusammenhängender und besser aussieht; bei guter Äsung, besonders Mast, wird die Losung des Hirsches wie die oben beschriebene Winterlosung. Diese Zeichen rühren sämtlich vom gesunden Wild her, anders steht es mit den Schußzeichen (Fig. 9, S. 90), welche die Kenntnis und entsprechende Behandlung des kranken, resp. angeschweißten Wildes lehren.

Schußzeichen. Nach dem Teil, welchen die Kugel verletzte, wird der Schuß benannt, also Laufschuß, Kopfschuß, Keulen-, Lungenschuß 2c.; nach der Richtung, von welcher das Wild beschossen wurde, unterscheidet man Breitschuß, Schrägschuß, Schuß auf den Stich, d. h. spitz von vorn, und Schuß von hinten. Das Wild zeichnet sowohl nach einem Treffschuß als nach einem Fehlschuß durch eigentümliche Bewegungen, Gebärden und die Art der Flucht, daher es Gewissenssache des Jägers ist, der auf diesen Ehrennamen Anspruch macht, sich nach jedem Schuß sofort an den Anschuß zu begeben und ihn sorgfältigst zu prüfen; er muß sich also vor dem Schuß genau den Punkt durch irgend ein Merkmal einprägen, auf dem das Wild stand, scharf durch das Feuer nach diesem sehen und nun den Anschuß prüfen, gleichviel ob er getroffen oder gefehlt zu haben glaubt. Der Ausriß, den auch gefehltes Wild macht, wird verbrochen und die Fährte stets, wenn möglich bis auf etwa 100 Schritt, verfolgt und beobachtet, ob sie sich verändert, oder ob sich gar Schweiß zeigt. Auf dem Anschuß ist nach abgeschossenen Haaren, Schweiß und Knochensplittern eifrig zu suchen; durchschossene Haare, also Fragmente, deuten auf schweren, ganze oder an Hautstreifen hängende auf leichten Anschuß. Es leuchtet ein, daß der Jäger wissen muß, von welchem Körperteil die Haare herrühren, und schließlich muß er an der Farbe und Lage des Schweißes die Örtlichkeit des Anschusses ansprechen können.

Unbedingt tödliche Schüsse sind folgende: 1) Der Blattschuß (5) in das Herz; sitzt er mehr auf dem obern Teil des

Blattes, so ist er ein Hochblattschuß (4), im entgegengesetzten Fall ein Tiefblattschuß (6). Beim Blattschuß zuckt das Wild nach vorn nieder, bäumt jedoch schnell hoch auf, rast in toller Flucht, ohne auf Hindernisse zu achten, also bereits besinnungslos, vorwärts und bricht nach kurzer Flucht verendend zusammen; der Anschuß zeigt dunkelroten Herzschweiß an der Seite der Vorziemlich guter Schuß; Schweiß wie vorher. 2) Schuß in Lunge, Leber und Milz (9 u. 10); das Wild zeichnet wie vorher, schlägt aber mit den Hinterläufen dabei aus; beim Lungenschuß liegt der schaumige, gelblichrote Schweiß in großen Tropfen, oft Klümpchen neben der Fährte, und das Wild muß stehen bleiben, um ihn in dicken Stücken laut auszuhusten; beim



Schußzeichen.

derlauftritte, sehr kurzes Abschußhaar, keine Knochensplitter, tiefe Ausrisse; gilt als der beste Schuß. Beim Hochblattschuß bricht das Wild stets im Feuer zusammen, da es durch Verletzung der Rückenwirbelsäule gelähmt ist, und verendet sehr bald; auch ein sehr guter Schuß. Beim Tiefblattschuß schlägt die Kugel unterhalb des Herzens ein, das Wild fällt auf die Kniee, macht sich hastig hoch und eine Flucht von etwa 200 Schritt, thut sich dann nieder und kann zwar schon nach einer halben Stunde nicht mehr aufkommen, verendet aber erst nach einigen Stunden; ein sicherer, immerhin noch Leber- und Milzschuß ist der Schweiß dunkel rotbraun und umhergespritzt; auch dieser Schuß gehört noch zu den guten, da er das Wild stets zur Strecke bringt; viele rechnen den Leber- und Milzschuß noch zu den Blattschüssen. 3) Schuß auf den Kopf (1) ist sofort tödlich, wenn er das Gehirn trifft, aber nur unter ganz besondern Umständen abzugeben; das Wild bäumt hoch auf und überschlägt sich; traf die Kugel jedoch nur den Rosenstock oder Schädelknochen, dann stürzt es betäubt nieder, macht sich aber bald wieder hoch und kommt niemals zur Strecke; Kopf-

schüsse, bei welchen oft das Geäse weggeschossen oder das Wild anders schrecklich verletzt wird, um erst nach langen Qualen zu verenden, sind daher gänzlich zu verwerfen oder doch nur von hervorragend sichern Büchsenschützen zu wagen; dagegen ist der Fangschuß in den Kopf, von sicherer Hand abgefeuert, ganz am Platz. 4) **Schuß auf den Hals** (2 u. 3); wird die Halswirbelsäule oder die Drossel verletzt, so bleibt das Wild im Feuer, andernfalls wird es flüchtig und gelangt selten zur Strecke; bei Verletzung der Schlagadern spritzt der hellrote Schweiß weit umher, das Wild röchelt und thut sich gern bald nieder; wurden aber nur die Venen getroffen, so fällt der dunkle Schweiß in schweren Tropfen vor die Fährte; stets schlechter Schuß, da das Wild erst nach langer Jagd zur Strecke kommt und oft verloren geht. 5) **Schuß auf den Stich**, also spitz von vorn, zeigt, wenn er in die rechte Brusthöhle eindrang, Lungenschweiß, im entgegengesetzten Fall Herzschweiß, in beiden Fällen vor die Fährte gespritzt. Da der Schuß die Wirkung eines Blattschusses hat, so ist er zwar nicht zu verwerfen, wenn gerade das Stück geschossen werden sollte und ein andrer Schuß eben nicht anzubringen war; da aber die Zielfläche nur klein, also ein Fehlschuß oder schlechter Anschuß leicht zu gewärtigen ist, so ist er thunlichst zu vermeiden. 6) **Weidwundschuß** (11 u. 12) ist zwar unbedingt tödlich, aber stets erst nach langer Zeit; das Wild verendet unter schrecklichen Qualen, und da es fast immer noch sehr weite Flucht macht, geht es sehr oft verloren. Zwar kann oft dem besten Schützen solch unglücklicher Schuß passieren, meist aber geht er von jenen Jagdfreunden aus, die besonders auserlesen zu sein scheinen, möglichst viel Wild zu Holze zu schießen, und eine wahre Pest für die Wildbahn sind, daher von einem schneidigen, gewissenhaften Jagdbesitzer oder Jagdverwalter auch bald verabschiedet werden. Wenn das kleine Gescheide zerrissen ist, dann zieht das Wild mit gekrümmtem Rücken langsam davon, thut sich möglichst bald nieder, wenn es nicht etwa zur Flucht gezwungen wird, und verendet nach etwa 2—3 Stunden am Brand; ist aber das große Gescheide zerrissen, so macht das Wild noch sehr weite Flucht und thut sich erst nieder, wenn die Todesangst herantritt. Bei beiden Anschüssen schlägt das Wild mit den Hinterläufen aus, der Schweiß ist dunkel und im zweiten Fall mit grünen Geäseteilen vermischt, im ersten Fall mit schon verdauten. Miserabler, mit Strafe zu belegender Schuß.

Nicht unbedingt tödliche Schüsse. 7) Der **Laufschuß** (7). Sitzt die Kugel hoch, so kann das Wild noch auftreten, sinkt zwar nach der betreffenden Seite etwas zusammen, macht aber weite Flucht, sogar auch, wenn der Schuß tiefer traf und den Knochen zerschmetterte; im ersten Fall fällt der Schweiß in den Tritt, im andern um denselben herum; in beiden Fällen muß das Wild mit einem scharfen Hund gehetzt und zum Stehen gebracht werden, sonst geht es meist verloren. 8) Der **Keulenschuß** (14) sitzt auf der Keule und äußert sich wie der vorige; bei diesem und dem vorigen Schusse schlägt die Kugel sehr hell auf, wie auf Holz, bei den andern dumpf, etwa wie auf einen Sack. Schüsse 7 und 8 ganz schlecht und wie die Weidwundschüsse zu bestrafen. 9) Der **Krell-** oder **Federschuß** (13) streift einen Knochenfortsatz der Rückenwirbelsäule und wirft das Wild vor betäubendem Schmerz sofort auf den Rücken; es kommt aber sogleich auf die Läufe und macht so schnelle und weite Flucht, daß infolge der an und für sich unerheblichen Verwundung jede weitere Verfolgung überflüssig ist. In manchen Fällen kann der schnell herbeieilende Jäger zwar einen guten Schuß anbringen, das Abfangen und Heesen, d. h. Durchhauen der Sehnen an den Hinterläufen, aber ist leichter angeraten, als gethan, wenn man gesehen hat, wie sehr bald und heftig der Hirsch mit den Läufen schlägt und auf diese kommt. Schlechter Schuß, aber von allen schlechten der ungefährlichste. 10) Der **Hohlschuß** (8) zwischen oder hinter Blatt und Wirbelsäule äußert sich wie der vorige.

Außer diesen Zeichen gibt es noch Merkmale, welche vom Jäger nach Abgabe des Schusses sehr zu beachten sind. Hat

das beschossene Stück beim Trupp gestanden, so bleibt es auf der Flucht bei demselben, wenn es gefehlt oder nur ganz unerheblich verletzt wurde; sowie es sich aber vom Trupp trennt, darf man auf eine ernstere Verwundung mit Sicherheit schließen. Auch wenn das Wild gänzlich gefehlt ist, zeichnet es und macht oft tiefen Ausriß infolge des Schreckens, welchen ihm die dicht vorüberpfeifende Kugel einjagte. Macht ein beschossenes Wild Flucht, bleibt aber nicht weit davon wieder stehen, und äugt es erschreckt und unentschlossen umher, so ist es sicher gänzlich gefehlt, denn ein angeschossenes Wild hält sich niemals damit auf. Der Jäger möge hieraus wiederholt ersehen, wie unverantwortlich er handelt, wenn er sich die genaueste, peinlichste Untersuchung des Anschusses nicht zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Die Mühe ist ja nicht einmal groß, um so mehr der Verdruß, wenn man nach einiger Zeit die Reste des vermeintlich gefehlten Stücks findet oder die Kunde von Nachbarn oder Holzhauern hören muß, da und da ziehe ein krankes Wild umher. Man nahm früher als Regel an, daß geschossenes Wild stets auf der Einschußseite liegend verende; neuere Beobachtungen haben das widerlegt.

Gewehr und Jagdzeug.

Die Waffentechnik hat in neuester Zeit solchen Aufschwung genommen und so viele neue Systeme zu Tage gefördert, daß der Entschluß für eins oder das andre in der That nicht leicht ist. Die Vorderladegewehre dürfen als beseitigt betrachtet werden, da sie in der Bequemlichkeit des Ladens gegen die Hinterlader zu weit zurückstehen und der frühere sehr viel höhere Preis der letztern durch großen Umsatz ausgeglichen ist. Was jedoch Schnellfeuer und Leistungsfähigkeit betrifft, so steht das Perkussionsgewehr keinem der neuen Systeme nicht nur nicht nach, sondern übertrifft sie noch alle, und wenn eben das umständliche Laden nicht wäre, was freilich vor dem Bekanntwerden der Hinterlader keinem Weidmann zu lange dauerte, so wäre in der That kein Grund vorhanden, die alte Perkussionsbirsch- oder Büchsflinte mit der Rundkugel beiseite zu schieben; sie und ihre Kugel geben noch heute den schnellsten, sichersten und schärfsten Schuß im Wald auf Wild ab. Wen also die Mode nicht berührt und das Laden nicht behelligt, der gebe seine alte erprobte Freundin nicht ab. Die Hinterlader sind aber auch recht brauchbare und gute Gewehre, und es kommt weniger auf das System als auf die Lage derselben an; ein schlecht liegendes Gewehr wird selbst dem guten Schützen Verdruß bereiten und ihm namentlich manchen Schnellschuß oder Schuß bei nicht ganz vollem Licht vereiteln; das Gewehr muß mit einem Ruck am Kopf und richtig liegen und beim Ankauf darauf geprüft werden. Eine etwas gekrümmte Halsung wird durchschnittlich besser liegen als die sehr gerade, trotzdem die letztere neuerdings vielfach gebraucht wird. Weniger von Wert und eigentlich ganz überflüssig ist das auf dem Kolben ausgeschnittene Backenstück. Eine sehr feine Visierung taugt auf Wild nichts, daher sei das Korn etwa 1,5 mm breit und die Visierkimme dem entsprechend ausgeschnitten, und der Jäger möge immer bedenken, daß er auf der Birsch nicht vor die bequeme Scheibe zu stehen kommt, wo er Muße zur Beschaffung des passenden Lichts, zum gemächlichen Zielen und zur Benutzung andrer Hilfsmittel hat, die im oft unverhofften Augenblick vor dem Feisthirsch nicht zu beschaffen oder anzuwenden sind.

Das praktischte Birschgewehr ist die Büchsflinte, welche Kugel- und Schrotschuß gleichzeitig gestattet, auch im Notfall als Doppelbüchse dienen kann; beim Birschen und sonstigen Umherschleichen im Wald kommt man oft genug in die Lage, bald von dem einen oder andern Schuß Gebrauch zu machen. Das Gewehr soll stets die den Kräften des Jägers entsprechende Schwere haben; nichts ist thörichter als sich an einem Schießeisen müde schleppen, wenn man die vollen Kräfte zu andern Dingen nötig hat.

Das Jagdzeug, welches sich jetzt ja nur auf Unterbringung einiger Patronen beschränkt, soll fest am Leib anliegen, damit es bei etwaigem Laufen nicht herumbummelt oder den Jäger im schnellen Anschlag hindert; recht gut sind daher die üblichen

Patronentaschen, an einem Gurt um den Leib zu tragen, an welchen zugleich der Hirschfänger angeschleift werden kann, der so kurz als nur immer möglich und dunkel beschlagen sein muß. Wie das Jagdzeug, so soll auch die Kleidung ganz besonders fest anliegen, ohne jedoch irgendwelche Bewegung zu hemmen. Die Joppe ohne Brustaufschläge ist am praktischten von grauer oder Wildfarbe, also bräunlich, und von glattem Stoff, da sogen. Loden gar zu schwer trocknen; die Hose sei eng und der Fuß am besten mit einem starken Waldschuh mit übergeknöpften Gamaschen versehen. Lange Stiefel sind nur im wirklich nassen oder gar bruchigen Revier notwendig, sonst und namentlich im Gebirge nicht zu empfehlen, denn sie ermüden den Fuß im Gelenk und das Bein in der Wade, belästigen auch durch ihre natürliche Schwere. Auf die Kopfbedeckung kommt sehr viel an, sie muß das Auge nicht nur vor dem blendenden Sonnenstrahl, sondern auch vor den durchdringenden Lichtern des Feisthirsches schützen, daher ein grauer oder graubräunlicher Hut mit mäßiger Krempe die beste Bedeckung ist und auch den Nacken schützt. Große Federbüsche, ganze Birkhahnspiele, Fasanenschwanzfedern sehen ja gewiß sehr romantisch aus, bleiben aber doch lieber weg, wenn es dem Hirsch gilt, und sind bei einem friedlichen Hubertushasentreiben schon praktischer; solche äußere auffallende Jagdembleme verraten übrigens nicht immer einen von der launischen Göttin besonders bevorzugten Priester, man sieht sie mehr bei solchen, bei denen es mit dem Können schwach steht. Handschuhe trage der Weidmann so wenig als möglich, eine wenig oder stark wetterfarbige Hand schändet ihn nicht; Ringe sind gänzlich vom Übel, nicht minder hohe, steifleinene weiße Halskragen; der Hirsch hat ein Auge für alles!

Die Jagd selbst.

Unter der deutschen Jagd versteht man 1) die Birsch, 2) den Anstand oder Ansitz, 3) die Treibjagd, 4) das eingestellte oder bestättigte Jagen. Unter der französischen Jagd versteht man die Parforcejagd.

1) Die Birsch (Bürsche, Pürsche) ist die anregendste wie auch schwierigste Art, dem edlen König der Wälder beizukommen; sie erfordert neben körperlicher Ausdauer und absoluter Beherrschung die genaueste Kenntnis von seinen Eigenschaften und Gewohnheiten, und es gibt keinen bessern Probierstein für das Wissen und Können eines Weidmanns als sein Benehmen und seinen Erfolg auf dieser Jagd. Unerschütterliche Ruhe im entscheidenden, oft unverhofften Augenblick, ein alles durchdringendes Auge und Ohr, Bekanntschaft mit allen Tönen des Waldes und mit dem Benehmen gewisser Vögel, instinktives Erkennen der Lieblingsplätze des Wildes, feste Hand und Verwachsensein mit der Büchse am Kopf zu einem Ganzen, das alles muß der Birschjäger sein eigen nennen können, um Erfolge zu haben. Wer sich auf die Führung eines andern verlassen muß, möge zwar auch seine Freude am glücklichen Schuß genießen, dennoch that er nur halbe Arbeit; selbst ist der Mann, gilt beim Edelhirsch wie beim balzenden Auerhahn, dennoch ist es manchem sonst braven Jäger eben nicht gegeben, hier allein fertig zu werden, und mancher, der auf Hasentreiben und sonstigen Jagden niedern Ranges Vorzügliches leistet, wird dem Edelhirsch gegenüber vom Hirschfieber lahmgelegt. Die beste Birschzeit sind zwar die Morgen- und späten Nachmittagsstunden, doch lassen sich darüber keine festen Regeln geben, da das Wild je nach der größern oder geringern Ruhe, resp. Unruhe, nach der reichlichern oder spärlichern Äsung auch über Mittag auf den Läufen ist. Natürlich sucht man zunächst zu ermitteln, wo das Wild steht, dessen Wechsel rc., öffnet Augen und Ohren, nimmt die gespannte Büchse unter den Arm und birscht nun, mit ruhigem Schritt und ganzer Sohle leicht, aber bequem und ungezwungen auftretend, unter Wind los. Bemerkt man den Hirsch, so schleiche man von Deckung zu Deckung näher, ihn möglichst unverwandt im Auge behaltend, vermeide jeden falschen Tritt, jedes etwa knackende Ästchen und zögere im günstigen Augenblick nicht mit dem Schuß; steht er ungünstig, so warte man lieber, bis er sich schußmäßiger gestellt hat, säume

dann aber nicht länger mit dem Schuß und verfahre beim Anschuß, wie weiter oben erörtert wurde. Sieht der Jäger den Hirsch unruhig werden und sichern, so stehe er unbeweglich, bis sich dieser wieder beruhigt hat, und ganz besonders, wenn er beim Trupp steht; hier muß man schnell die Stückzahl mit dem Auge überfliegen und sich versichern, daß man alle Stücke gesehen hat, sowie daß sie sich alle wieder beruhigt haben, denn besonders das Kopf- oder Leittier gibt sich beim geringsten Verdacht nicht so leicht der Sorglosigkeit hin, äugt unter den Läufen weg, scheinbar äsend, nach der verdächtigen Richtung, und wenn es einige Schritte mit hochgehobenen Läufen, als wie im Sumpf, mit zurückgelegtem Gehör umherzieht, dann steht baldige und schnelle Flucht bevor, der sich der Trupp sofort anschließt. Sieht man Wild auf einer Blöße stehen und kann mit Deckung nicht herankommen, so gehe man scheinbar harmlos, singend und pfeifend demselben näher und gebe schnell den Schuß ab, sobald die Entfernung es erlaubt; manchmal gelingt es, doch selten; am meisten noch bei einem geringern Hirsch beim Trupp, beim starken einzeln stehenden nach des Verfassers Erfahrungen niemals. Wechselt ein Trupp an dem gut gedeckten Jäger in Schußnähe (also durchschnittlich 80 Schritt) vorüber, und zieht ein jagdbarer Hirsch hinterdrein, und liegt dem Jäger nicht besonders viel an diesem, so warte er mit dem Schuß, denn er darf mit Zuversicht auf einen noch stärkern rechnen, der oft einige hundert Schritt hinter dem Trupp daherzieht. Gilt es dem Feisthirsch, so verdoppele man alle Vorsicht, hüte sich vor jedem noch so geringen verdächtigen Geräusch, lasse den Tabak trotz der wie verrückt stechenden Mücken weg, und trotz alledem wird man gar oft noch der Genarrte sein. Anstand, resp. Ansitz sind auf den Feisthirsch erfolgreicher.

Neben dem Birschgang ist die **Birschfahrt** ein ebenso interessantes wie bequemes und erfolgreiches Jagdvergnügen, freilich nur in ebenem Terrain anwendbar. Wo große Entfernungen mitrechnen, sind Pferde zu benutzen; auf einer Fahrt in der Nähe thun zwar auch Ochsen Dienste, dennoch kann ich ihnen das Wort nicht reden, so sehr sie auch anderweitig empfohlen werden. Ein ruhiges Pferdegespann geht, wenn es wünschenswert ist, wie ein solches von Ochsen, ist aber lenksamer und kann jeden Augenblick zur gewünschten Schnelligkeit angetrieben werden, was bei den Ochsen ausgeschlossen ist. Oft ist es notwendig, im scharfen Trab einen Forstort zu umschlagen, um zu wissen, ob das Wild noch darinnen steckt; ja selbst eine direkte Verfolgung des trollenden Trupps hat denselben schon zum Stehen gebracht, was alles mit Ochsen nicht zu ermöglichen ist. Der **Birschwagen** (s. d.) muß primitiv einfach sein und augenblickliches, ungefährdetes Abspringen zulassen, daher Wagen mit einer sogen. Kelle am Hinterteil, in welcher der Jäger sitzt und vom Wild wenig oder gar nicht bemerkt werden kann, große Vorteile bieten; andernfalls müssen die Wagenleitern an den Seiten, wo man auf-, resp. absteigt, absetzen, so daß ein Überklettern derselben mit dem gespannten Gewehr wegfällt. Im Freien muß sich der Wagen nach und nach dem Wild zu nähern suchen; ein unbefangenes Benehmen der Insassen, wie beim Birschgang, ist hierbei zu empfehlen. Der Führer hat sich um den Jäger nicht zu kümmern, sondern lediglich um die Pferde; ist er erfahren genug, so überläßt ihm der Jäger das Anfahren, andernfalls richte jener sich nach dessen leise gegebenen Weisungen. Ist es Zeit zum Abspringen, was entweder hinten oder auf der dem Wild entgegengesetzten Seite geschehen muß, so hält der Wagen niemals an, sondern fährt ruhig weiter, und der Jäger schreitet entweder noch einige Schritt nebenher, oder feuert sogleich nach dem Abspringen oder richtiger leisen Abgleiten vom Wagen; bietet sich eine Deckung, so ist sie natürlich unmittelbar beim Abspringen zu verwerten. Die Pferde müssen **schußrein** sein, d. h. beim Schießen nicht unbändig werden. Das **Schießpferd** wird mehr in den Büchern gebraucht als in der Wirklichkeit; vollständig schußrein, muß es auf ein mit den Schenkeln des Reiters gegebenes Zeichen sogleich stillstehen oder, wenn die-

ser nach dem Absitzen schießen will, wo er neben der dem Wild entgegengesetzten Seite hergeht, den Kopf beim Anziehen des Beizügels herabsenken und so still stehen, daß der Jäger über dasselbe weg anlegen, eventuell das Gewehr auf den Sattel auflegen kann. Wie leicht ein Büchsenschuß dabei verdorben werden kann, leuchtet ein.

Hochinteressant ist die Birsch auf den Brunfthirsch. Entweder schleicht sich der Jäger an den schreienden Hirsch heran, vorausgesetzt, daß das notwendigste Büchsenlicht vorhanden ist, oder er schreit den Hirsch an, d. h. er ahmt den Brunftschrei nach. Dieser das Jägerohr elektrisierende Schrei tönt wie »öh öh öh öääh, — öh öh!« und läßt sich entweder aus den Händen nachahmen, indem man beide röhrenförmig aneinander und fest an die Lippen drückt und bei dem gedehnten aah-Laut etwas erweitert, oder noch besser auf der sogen. Hirschlocke, einer großen, dazu bearbeiteten Schneckenmuschel, auch auf einem Ochsenhorn oder Bierglas. Täuschend ähnlich muß aber der Schrei erfolgen und zwar in höherm Ton als der des anzuschreienden Hirsches, damit dieser einen schwächern Nebenbuhler vermutet. Aus der Antwort des Hirsches gewahrt man, ob er heranzieht; thut er dies so nahe, daß er das Mahnen des Tiers vernehmen kann, so ahme man dies nach, indem man Daumen und Zeigefinger an die Nasenflügel quetscht, das französische Wörtchen un ausspricht und die Finger schnell losläßt, wodurch der Ton etwas überschnappt. Der Hirsch pflegt darauf still heranzuschleichen, sichert aber mit bedrückender Schärfe, und es kommt nun auf die Qualifikation des Jägers an, ob er der Bethörte ist oder der Brunfthirsch. Ist der Hirsch geschossen, so beeile man sich mit dem Auslösen des Kurzwildbrets; schon an und für sich ist ein bockiger Brunfthirschbraten Geschmackssache, bleibt ihm aber das Kurzwildbret, dann dürfte selbst ein hungriger Zigeunermagen sich von ihm wenden.

Wie sich das Wild beim Anschuß verhält, ist bei den Schußzeichen (S. 89) angegeben. Unentbehrlich bei der Jagd auf Hochwild ist der Schweißhund, über welchen in einem besondern Artikel gehandelt wird (s. Schweißhund).

2) Der Anstand oder Ansitz kann natürlich nur an einem sichern Wechsel Sinn haben, sonst kann ihn der Jagdfreund wochenlang vergeblich frequentieren. Um den Hirsch nicht aufmerksam zu machen, betrete man den Wechsel zwar nicht, dagegen alle einzelnen Fährten, welche über öffentliche Wege &c. führen, damit sie nicht unberufenen Jagdbeflissenen zum Wegweiser dienen. In der entsprechenden Entfernung schaffe man sich eine Deckung hinter einem Strauch, Erdaufwurf, Baumsturz &c. oder schaffe sich eine künstliche, aber möglichst unauffällige Deckung, da »der Hirsch Kunstbauten nicht liebt«, und stelle, resp. setze sich gegen Abend oder vor der Morgendämmerung so an, daß man nach der entsprechenden Richtung freien Schießraum hat. Ganz vorzüglich sind sogen. Kanzeln oder Hochstände. Man gräbt vier Bohlstämme ein, verbindet sie kreuzweise und baut bei etwa 10—15 m Höhe eine Rundholzlage ein, welche den Fußboden bildet; von ihm aus werden die Wände etwa 1,5 m hoch mit Reisern dicht durchflochten oder verschalt, ein Sitzbrettchen angebracht, und der Bau ist fertig, für den ein Umfang von 1,5 qm vollauf genügt. Man kann zwar die vier Seiten auch offen lassen, doch ist eine Bekleidung von Wert, wenn man überhaupt nicht gesehen zu werden wünscht, dagegen durch die Ritze der Wände, auf dem Fußboden sitzend, die Umgebung mustern kann. Eine einfache Leiter dient zum Aufstieg. Auch eine alte Eiche mit ihren starken Ästen dient einem gewandten Körper zum Hochsitz, einige fußlange, in den Stamm getriebene Drahtnägel erleichtern den Aufstieg. Der Hochstand hat den großen Vorzug, daß er dem Hirsch keine Witterung vom Jäger ermöglicht, freilich aber auch den Nachteil, daß, wenn der Hirsch auch nur etwas zu entfernt ausgetreten ist und vom Schützen steht, dieser auf seiner Kanzel unthätig sitzen muß und, will er sich nicht den Wechsel verderben, bei allem Ärger noch sehr still dazu. Das Wild trollt des Abends sehr unruhig aus, fast als wenn es von etwas getrieben würde,

doch das ist nur die Freude auf die Äsung, und bald wird es nach einigem Sichern vertraut äsen; der Hirsch jedoch bleibt erst einige Zeit am Holzrand stehen, sichert peinlich wiederholt, und erst wenn er von der Sicherheit überzeugt ist, tritt er aus, aber auch nur leise, so daß er oft ganz plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, dasteht. Des Morgens dagegen zieht das Wild sehr bedächtig und behaglich zu Holz, äst noch hier und da am Wechsel und zeigt überhaupt keine Eile; dieses Zuholzeziehen nannte die alte Jägerei den Kirchgang.

3) Das eingestellte oder bestättigte Jagen besteht darin, daß ein Distrikt gänzlich mit Tüchern, Netzen oder Lappen, d. h. an Leinen befestigten Leinwandstücken, welche sich im Wind bewegen, umstellt wird. Man unterscheidet hohe Tücher oder hohes Zeug, welche etwa 3 m hoch sind und 160 Schritt stellen; jedes solcher Tücher ist auf einer Winde aufgerollt, und vier bilden ein »Fuder Zeug«. Mitteltücher oder dänisches Zeug sind nur etwa 2,8 m hoch, aber ebenso lang, und fünf bilden ein Fuder Zeug; Halbtücher etwa nur 2 m hoch; letztere gebraucht man, wo die Örtlichkeit das Anfahren nicht gestattet, die Tücher daher getragen werden und leichter sein müssen. Unter Federlappen versteht man büschelweise an Leinen befestigte Federn, welche durch ihr auffälliges Äußere und ihr Schwanken im Winde das Wild schrecken. Das Verfahren ist in Kürze folgendes (vgl. v. Riesenthal, Weidwerk): Der zu bejagende Forstort muß Dickung und raumstehendes Holz haben, damit sich im erstern das Wild strecken, im letztern die Jagdschirme mit dem nötigen Schießraum errichtet werden können; am vorteilhaftesten liegt die Dickung inmitten des lichtern oder raumen Holzes; grenzt eine Wiese an dieses Terrain, so ist das sehr günstig, andernfalls eine entsprechende Waldfläche abgetrieben und mit Hafer, Wicken oder Hackfrüchten bebaut, auch der wund gemachte Wiesenboden angesäet werden muß, um das Wild recht lüstern zu machen, worauf die Anlage fest umzäunt wird; etwa 10—12 Tage vor dem abzuhaltenden Jagen wird die Jagdfläche mit hohen Tüchern oder Netzen umstellt, das Wild gegen die umzäunte Acker- oder Wiesenfläche aus den benachbarten Forstdistrikten herangedrängt und bei hinlänglicher Anzahl schleunigst verlappt. In der Umzäunung der besäeten Fläche sind an der Seite, von welcher das Wild herangetrieben wird, sowie an der des eingestellten Jagens je 2—3 verstellbare Gatterthore angebracht; gegen Abend werden die erstern geöffnet, wonach ein Teil des hungrigen Wildes sehr bald auf den Hafer heraustritt und sich äst, darauf schließt man sie geräuschlos vor Tagesanbruch, zählt das herausgetretene Wild nach Art und Geschlecht, treibt es durch die nun gleichfalls geöffneten Gatter in das eingestellte Jagen, in welchem es nun bleibt und gefüttert wird, und fährt allnächtlich in dieser Weise fort, bis das verlappte Wild in das Jagen eingetrieben und nach Art und Stückzahl genau notiert ist, worauf die Lappen abgenommen werden können. Die Stände, resp. Jagdschirme stehen mit der Fronte gegen die Tücher, und nun wird das Wild durch eine ruhig auf und ab gehende Treiberwehr gegen die Tücher getrieben und aus den Schirmen erlegt; in das Treiben hinein darf natürlich nicht geschossen werden, um die Treiber nicht zu gefährden. Das Treiben selbst wird mit militärischer Präzision von den Führern unter Zuhilfenahme von Hornsignalen kommandiert, und ein schneller und sicherer Erfolg beruht auf der pünktlichen Führung und Beachtung der Befehle. — Ein andres Verfahren besteht in der Herrichtung des Laufs, einer raumen, planierten Fläche, welche von hohem Zeug umstellt und in der Mitte mit nur einem großen Jagdschirm versehen wird, aus welchem die Schützen das mit Treibern oder Hunden herausgedrängte Wild erlegen; an diesen schließt sich die gleichfalls umstellte Kammer, aus welcher das Wild in den Lauf, und endlich das gleichfalls umstellte Zwangstreiben, d. h. die Stelle, in welche das Wild aus den benachbarten Waldteilen zusammengetrieben wird.

Bei bestättigtem Jagen wurde das Wild von den Besuchsjägern mit den

Leithunden bestättigt, d. h. durch deren Markieren der Fährten festgestellt. Diese Hunde scheinen ausgestorben zu sein; man bedient sich ihrer seit längerer Zeit nicht mehr, zumal auch die eingestellten Jagen nur noch an wenigen Stellen, im vollen Glanz am preußischen Hof abgehalten werden, wo von des deutschen Kaisers Majestät auf strenge Einhaltung des Zeremoniells, doch mit Weglassung alles unnützen Tandes, gehalten wird. Das geschossene Wild wird reihenweise nebeneinander gelegt (»zur Strecke gebracht«), in der ersten Reihe werden die Edelhirsche gestreckt, in der zweiten die Tiere, in der dritten die Damhirsche, in der vierten die Damtiere, in der fünften und sechsten Rehböcke und Ricken. Sauen werden besonders gelegt. Während der Besichtigung der Strecke werden die »Totsignale« für die in ihr befindlichen Wildarten geblasen.

Früher hielt man Hauptjagen ab, zu welchen das Wild aus vielen Quadratmeilen von Tausenden von Treibern zusammengetrieben wurde; solche Jagden waren nur zu Zeiten der Frondienste möglich, das Wild wurde dabei weniger gejagt, als massakriert, so daß selbst Jäger der damaligen Zeiten sich gegen sie aussprachen. Ein Kontrajagen ist ein solches, in welchem ein Trupp oder einzelner Hirsch durch Tücher von seinem Wechsel abgeschnitten und in einen angrenzenden, vorher eingestellten Distrikt getrieben wird. Ein Festinjagen wurde in Gala-Uniformen abgehalten, welche, sowie die Damen, die Hauptrollen dabei spielten. Bei einem Fangjagen wird das Wild gegen fängisch und busenreich gestellte Netze getrieben, damit es sich in diesen fängt, um lebendig verwendet und hauptsächlich in andre Reviere ausgesetzt zu werden. Das Wild wird dabei aber freilich so furchtbar abgeängstigt, daß manches Stück verendet, ehe es in die bereit stehenden Transportkasten gebracht werden kann.

Die letzte Verrichtung des Jägers am Wild ist das Aufbrechen und Zerwirken. Um das Wild aufzubrechen, stellt sich der Jäger vor den Kopf des auf den Rücken gestreckten Stücks, hütet sich wohl, die Rockärmel aufzustreifen, und schärft Haut und Wildbret vom Unterkiefer bis an das Halsende auf, löst Drossel und Schlund ab, schneidet etwa 5 cm vom obern Ende des letztern eine Öffnung hinein, schlingt ihn drei- bis viermal umeinander, damit die Äsung nicht herausquillt, und schiebt den ganzen Schlund in die Brusthöhle hinab. Darauf stellt er sich zwischen die Hinterläufe, schärft zwischen den Keulen nach dem Weidloch zu bis an das Schloß die Haut auf, wobei er das Kurzwildbret mittendurch teilt, darauf über die Rute bis an den Brustkern, löst die Samengefäße aus, läßt aber die Hoden in der Haut. Nun schärft er vom Kurzwildbret bis zum Schloß das Wildbret auf, schlägt das Schloß durch und drückt die Keulen auseinander. Hierauf setzt er Zeige- und Mittelfinger der linken Hand an den Anfang des Einschnitts, hebt das Wildbret vom Gescheide auf und schärft mit dem Genickfänger auch das Wildbret bis zum Brustkern auf. Nun nimmt er das Netz heraus, faßt zwischen Wanst und Zwerchfell den Schlund und zieht das Gescheide vorsichtig heraus, löst auch den Mastdarm aus. Hierauf wird das Feist mit den Händen herausgenommen, dann der Drosselknopf abgelöst und das edle Geräusch sowie die zum Jägerrecht gehörigen Mehrbraten herausgenommen. Unter Jägerrecht versteht man gewisse Teile vom Wild, welche dem angestellten Jäger herkömmlich gehörten; früher waren es das Geweih, die Haut und vom Wildbret außer Geräusch und Mehrbraten noch ein Teil an den Rippen. Starke Geweihe nahm aber wohl der Jagdherr gegen Entschädigung an sich. Beim Zerwirken wird zunächst das Geweih abgeschlagen oder besser abgesägt, die Haut längs der Brust, dann etwa 8 cm über dem Oberrücken des rechten Laufs rund um denselben und alsdann von da ab bis zur Mitte der Brust abgeschärft; nun verfährt man ebenso mit dem linken und mit den beiden Hinterläufen. Von diesen Einschnitten her löst man nun von vorn nach hinten die Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite ab. Die Ge-

höre bleiben an ihr sowie ein kleiner Streifen rund um das Geäse, die Blume, am Ziemer. Die Haut bleibt unter dem Wildbret ausgebreitet liegen, worauf das rechte, dann das linke Blatt in ihrer natürlichen Gestalt abgelöst, dann die Flanken an den Keulen bis an die Rippen durchgeschärft, die drei ersten Rippen, wenn sie zum Jägerrecht gehören, abgelöst, von den übrigen getrennt und, nachdem das Rückgrat mit dem Blatt, einem Haumesser mit sehr breiter Klinge, durchgeschlagen, mit dem Hals weggelegt werden. Hierauf macht man mitten über die übrigen Rippen mit dem Genickfänger einen Einschnitt, schlägt sie durch und legt sie auf die andre Seite, schärft auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löst sie aus, hierauf die rechte, dann die linke Keule vom Ziemer und schlägt endlich das Rückgrat durch, wo der Rücken vom Ziemer getrennt werden soll. Bei diesen Verrichtungen muß der Jäger stehen und je nach dem Zeremoniell im vollen Jägerzeug. Jeder Verstoß wurde mit dem Blatt (s. d.) und drei Pfunden bestraft.

4) Die Treibjagd. Sie wird bald mit nur einem Treiber, bald mit einer Treiberwehr, bald mit Treibern und Hunden gemacht. Bei der Jagd mit nur einem Treiber gilt es meist nur einem Hirsch, welcher nach einer Neue gespürt, oder einem Feisthirsch, dessen Stand sicher ausgemacht worden ist. Ein Schütze stellt sich auf dem Wechsel unter gutem Wind vor, und ein Treiber, eventuell zweiter Schütze, zieht dem Hirsch langsam auf der Fährte nach, ab und zu hustend, pfeifend, an die Bäume schlagend, doch ohne auffälligen Lärm. Meist kommt dann der Hirsch, der nur eine gewöhnliche Störung hinter sich vermutet, ziemlich vertraut an, gleichwohl muß der Schütze sehr achtsam und schußfertig stehen; oft kommt der treibende Kamerad, wenn er gut zu schleichen versteht, eher zu Schuß. Mit der Treiberwehr jagt man, wenn es keinem besondern Stück, sondern überhaupt gilt, einige Hirsche, eventuell Schmaltiere oder Spießer, zu schießen. Der Erfolg dieser Treibjagd hängt in erster Linie von der Zuverlässigkeit und sachgemäßen Führung der Treiberwehr ab, daher müssen die Treiber genau wissen, was sie zu thun haben, nach der ihnen am Arm anzuheftenden Nummer angestellt werden und in der Ordnung, wie sie zum Treiben losgegangen sind, am Ende des Treibens herauskommen. Daher hat jeder Treiber die bestimmte Fühlung mit dem nächsten zu halten, in gleichmäßiger Schnelligkeit vorwärts zu gehen, keinen überflüssigen Lärm zu machen, wenn er Wild sieht, zu rufen: »Hirsch, Hirsch!« oder was sonst anbefohlen ist; vor allem sollen die Treiber, wenn sie zurücktrollendes Wild bemerken, niemals zusammenlaufen und dasselbe durch unmäßiges Schreien und Lärmen zurückzudrängen versuchen, weil dann gerade das Wild den Durchbruch forciert, im Notfall über die Treiber fällt oder sie gar annimmt, forkelt und sonstwie verletzt. Ist Wild durchgebrochen, so geht die Treiberwehr still zurück und nimmt das Treiben wieder auf, sofern das Wild nicht sehr weite Flucht gemacht hat. Für solche Vorkommnisse hat der Jagdführer im voraus seine Anordnungen zu treffen. Werden Jagdsignale geblasen, was bei großen Treibjagden ebenso angenehm wie notwendig ist, so müssen die Treiber dieselben verstehen und genau befolgen. Die Flügel der Wehr führen je ein diensthuender Jäger, wie auch einer im Zentrum die Ordnung überwacht, wozu auch ein tüchtiger, erfahrener Treiber, vielleicht der Oberholzhauer oder sonst ein Vertrauensmann, benutzt werden kann. Für die Strecke sind die Schützen verantwortlich zu machen; bei allen solchen Jagdgesellschaften gibt es Mitglieder, die entweder noch jung, also ohne Erfahrungen sind, oder, wenngleich sie zu den stehenden, unverdrossensten Jagdgästen gehören, dennoch niemals Ordentliches leisten, teils infolge schlechten Schießens, teils wegen Unruhe auf dem Stand oder infolge Mangels an sonstigen Jägertugenden; und wenngleich eine Härte darin zu liegen scheint, sie auf die weniger guten Posten zu stellen, so ist dies bei Jagden, wo es auf ein gewisses Resultat ankommt, doch nicht zu umgehen und nur dann ein Anstellen nach dem Los zu empfehlen, wenn alle Schützen

gleich zuverlässig sind oder man es darauf ankommen lassen mag, wie die Strecke ausfällt. Sei dem aber, wie ihm wolle, so darf kein Schütze den ihm angewiesenen Posten eigenmächtig oder doch, ohne die Nachbarn in Kenntnis gesetzt zu haben, verlassen; jeder muß genau den Stand des Nachbars kennen, denn nur durch die strengste Aufrechthaltung der Ordnung sind Unglücksfälle zu vermeiden, die so leicht durch die »blauen Bohnen« heraufbeschworen werden.

Die bei der Treibjagd zu beachtenden Regeln sind folgende: Kein Schütze darf seinen Stand verlassen, ehe das verabredete oder allgemein bekannte Zeichen gegeben ist; kein Schütze darf ins Treiben schießen, ehe das betreffende Signal gegeben ist, oder wenn die Treiber so nahe sind, daß sie durch Kugelschüsse gefährdet erscheinen, sondern erst, wenn das Wild die Schützenlinie passiert hat; kein Schütze darf im Anschlag mit der Büchse dem Wild nachziehen, ehe es durch ist; er darf nur auf das zum Abschuß bestimmte Wild schießen, nicht auf ein solches Stück, welches dem Nachbar näher ist als ihm, wenn jener es nicht offenbar verpaßt; bei gegebenem Signal »Hahn in Ruh'« darf er unter keinen Umständen mehr schießen, nach gegebenem Zeichen zum Sammeln den Stand nur mit versichertem Gewehr, die Mündung nach oben, verlassen, auch wenn dasselbe ungeladen ist, um Zusammenstoßen mit den Gewehren andrer zu verhüten; den etwaigen Anschuß soll er verbrechen, dem Jagdführer Anzeige machen, niemals aber eigenmächtig die Nachsuche beginnen. Nach alter Regel gilt, wenn mehrere Schützen ein Stück beschossen haben, die erste Kugel, wenn sie das Wild zur Strecke gebracht hätte, andernfalls die zunächst qualifizierte. Gegen die Entscheidung des Jagdführers gilt keine Einrede. Wird die Beobachtung gemacht, daß alte, gewitzte Hirsche sich regelmäßig durch die Treiber schleichen, so wird nicht gegen die Schützen, sondern von diesen abwärts getrieben, um diese »alten Herren« zum Schuß zu bringen.

Treiber und Hunde wendet man gleichzeitig an, wo unwegsame Stellen das Vordringen der Treiberwehr unmöglich machen; an solchen löst man einige Bracken, und es bleiben einige Treiber stehen, um das Durchbrechen des Wildes nach hinten zu verhüten, oder auch die ganze Treiberlinie macht Halt, wenn die Bracken jagen. Man jagt auch nur mit Hunden, wo Treiber gar nicht zu haben oder zu verwenden sind, und bringt, nachdem die Schützen angestellt sind, die Hunde unter Wind ins Treiben; sie dürfen nicht weidelaut sein, also ohne Grund Hals geben, sondern nur auf warmer, d. h. frischer, Fährte. Sehr schnelle Hunde sind nicht vorteilhaft, weil sie das Wild zu scharf jagen, so daß es sehr flüchtig gegen die Schützen herankommt; dagegen müssen sie mit größter Ausdauer jagen, bis sie das Wild zu Schuß gebracht haben.

5) Parforcejagd. Unter der französischen oder Parforcejagd versteht man eine Jagd, bei welcher ein Hirsch durch eine größere Anzahl von Hunden (Meute), welche weniger schnell sind als er, so lange gejagt wird, bis er sich vor Ermüdung stellt. Bei ihr kommt es also auf Hunde an, die sehr ausdauernd jagen, bei der Hetzjagd, mit welcher die Parforcejagd nicht zu verwechseln ist, auf solche, die schneller sind als der Hirsch, wie die großen, rauhhaarigen Windhunde. Selbstverständlich ist bei der Parforcejagd das Reiten die Hauptsache, mithin gehört sie mehr dem Reit- als Jagdsport an. Die Bedingungen zu einer solchen Jagd sind: eine gut eingeübte und berittene Jägerei, ein entsprechender Hirschstand, ein ebenes, nicht dicht bestandenes Waldrevier und endlich eine Meute, welche mit guter Nase dauernd und stets laut jagt. Der Parforcehund ist etwa 50—55 cm hoch, mit peinlich langem, hinten breitem Kopf, sehr starkem Gebiß in den zwei gleichlangen Kiefern und langem, feinem, tief angesetztem Behang. Brust breit und vorstehend; Leib kurz, in den Flanken eingezogen, mit nach hinten etwas ansteigendem Rücken; Läufe mittelhoch; Rute mäßig lang, etwas aufwärts gekrümmt; kurzes, hartes, Haar, meist weiß mit gelben oder braunen Flecken oder auch schwarz mit gebräunten Extre-

mitäten und gelben Flecken über den Augen. Das dienstthuende **Personal** bei einer Parforcejagd besteht aus einem Dirigenten, einem Oberpikeur und meist zwei Pikeuren, welche sämtlich nicht nur genau revierkundig, gute Reiter und gut beritten sein, sondern auch die Hirsche genau kennen müssen, um, wenn der gejagte Hirsch in Sicht kommt, sicher beurteilen zu können, ob die Meute den richtigen Hirsch jagt. Dieser wurde früher erst mühsam vom Trupp lanciert, d. h. abgetrieben, neuerdings wird ein zu diesem Zweck eingefangener Hirsch ausgesetzt und angejagt. Da im erstern Fall nicht alle Jäger den Hirsch vorher sahen, wurde er vom Dirigenten nach dem Geweih und etwaigen andern Kennzeichen genau beschrieben. Die Parforcejäger zählen am Hirsch nicht die Enden, sondern, wenn der Hirsch das 2. Geweih aufgesetzt hat, so heißt er Hirsch vom 2. Kopf, nachher aber, z. B. beim 4. Geweih, Hirsch vom 3. Kopf; mit dem 5. Geweih heißt er: schlecht-jagdbar, im nächsten Jahr: jagdbar, im 8. Jahr: vom 2. Kopf jagdbar ꝛc. Da nur vom November ab parforce gejagt zu werden pflegt, so liegen die Hunde einen großen Teil des Jahrs müßig, müssen also, ebenso wie die Jagdpferde, einige Wochen vor Beginn der Jagden nach und nach in Atem gebracht werden, und vom August ab wird wöchentlich ein- bis zweimal **Train gejagt**, worunter man diese Übungsläufe versteht. Der Hergang ist folgender: Ein Jäger knüpft die vier abgelösten Läufe eines möglichst frisch geschossenen Hirsches an eine feste Leine, nimmt sie mit auf den Sattel, läßt sie da fallen, wo die Anjagd gemacht werden soll, bezeichnet die Stelle mit einem Bruch und schleift sie nun reitend hinter sich her. Nachdem er etwa 1000 Schritt entfernt ist, wird die Meute auf die verbrochene Stelle gebracht, zum Suchen angefeuert, und wenn sie die fingierte Fährte angefallen hat, beginnt die Jagd mit der Fanfare »Anjagd«. Um dem vorausreitenden Jäger, der häufig Wiedergänge (»Retouren«) reitet, Zeit zu lassen, die Meute darin ferm zu machen, wird öfter gestoppt, d. h. der vorderste Pikeur ruft dem Kopfhund »Derrière!« zu, die Fanfare »Stoppen« wird geblasen und die Meute notwendigen Falls mit der Peitsche zurückgehalten, niemals aber darf gestoppt werden, wenn auch nur ein einziger Hund voraus ist. Jagen die Hunde rasch und sicher, so wird »gute Jagd« geblasen; kommen sie von der Fährte ab, so daß sie still werden, so muß ein Jäger so schnell als möglich **vorgreifen**, d. h. sie überholen, »Hourvari« (d. h. schlechte Jagd) blasen und die Meute auf die richtige Fährte zurückbringen. Nach der entsprechenden Zeit nimmt der Trainreiter die Läufe auf; kommt die Meute an diese Stelle, so verstummt sie natürlich, die Jagd hat ihr Ende erreicht, und die Jägerei reitet mit der Meute nach Hause.

Solange die Hunde geführt werden, müssen sie dicht aneinander gehen, und alles Ausbrechen wird mit der Peitsche bestraft, die überhaupt eine hervorragende Rolle spielt. Müssen sich Hunde **leicht machen**, d. h. sich lösen, so muß ein Jäger bei ihnen zurückbleiben, um sie nachzubringen. Unter der in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenen **Schleppjagd** versteht man dies oben beschriebene Trainjagen, welches für Verehrer des Reitsports, denen die Möglichkeit einer wirklichen Parforcejagd nicht geboten ist, ein sehr empfehlenswertes Surrogat bietet. Die Parforcejagd unterscheidet sich wesentlich nicht vom Trainjagen; da die Meute, soll sie sicher jagen und sich nicht übereilen, nur auf der Fährte, also tief, und nicht mit hoher Nase jagen soll, so darf sie nicht unter Wind an den Jagdhirsch gebracht werden. Die **Signale** sind dieselben; wird der Hirsch gesehen, so wird jedesmal à la vue geblasen; kommt ein Teil der Meute auf eine falsche Fährte, also von den richtig jagenden Hunden ab, was man **Change nehmen** nennt, so muß sie herumgeholt und zurückgebracht werden, währenddessen die Meute gestoppt wird, um diesen das Herankommen zu erleichtern. Ebenso verfährt man, wenn die ganze Meute, oder richtiger der Kopfhund, die Fährte verloren hat, worauf sie still wird und unruhig untereinander läuft; immer muß sie dann auf die richtige Fährte zurückgebracht werden. Stellt sich der Hirsch, was

früher oder später, oft erst nach Stunden geschieht, so wird à la vue geblasen; soll er noch öfter verwandt werden, so wird er eingefangen und in einem Kasten abgefahren, andernfalls Curée gemacht, d. h. er wird abgefangen, sogleich zerwirkt, das sehr zerkleinerte Wildbret mit der Haut verdeckt, ein Pikeur schlägt mit dem Geweih nach den Hunden, um sie recht anzureizen, endlich wird die Haut weggezogen, worauf die Meute über das Wildbret herfällt, welches mit überraschender Schnelligkeit verschwindet, obgleich den Hunden die Reißzähne abgestumpft sind, damit sie bei etwaiger Rauferei sich nicht untereinander verletzen. Beim Abfangen wird Hallali geblasen, wobei die Jägerei den rechten Handschuh abzieht und die Hirschfänger lüftet. Geht der Hirsch etwa in das Wasser, so wird die Wasserfanfare geblasen, und er bekommt dann den Fangschuß, worauf er an einer Leine ans Land gezogen wird; wo dies zu erwarten ist, müssen daher stets einige Kähne zur Hand sein. Der Ehrenlauf, d. h. der rechte Vorderlauf des gejagten Hirsches, wird dem Jagdherrn oder dessen angesehenstem Gast überreicht. Nach Beendigung der Jagd wird, wenn sie glücklich ablief, unter schmetternden Hornfanfaren nach Hause geritten, nach einer Fehljagd aber möglichst still und ohne Aufsehen. Jede Jagd auf den König der Wälder hat ihren Reiz; welche vor den andern den Vorzug verdient, ist Geschmackssache, und darüber läßt sich nicht streiten.

Ehrenlauf, der rechte Vorderlauf des gejagten Hirsches, welcher am Kniegelenk abgelöst wird, wobei jedoch ein etwa 15 cm langer Hautstreifen darüber abgeschärft wird; in diesen wird ein Schlitz geschnitten und eine Schlinge daraus gebildet, an welcher der E. über dem Hirschfängergriff angeschleift wird.

Eichelhäher, s. Häher 1).

Eicher, s. v. w. Eichhörnchen.

Eichhörnchen (Sciurus), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der eichhornartigen Tiere. Das E. (**Sciurus vulgaris** *L.*; Eichhorn, Eicher, Eichkatze oder -Kätzchen, Immenaffe, Tannenaffe rc.) hat 22 Zähne, im Ober- und Unterkiefer je zwei keilförmige, starke Schneidezähne (Nagezähne); der 1. Backenzahn im Oberkiefer ist klein, die 4 folgenden sind ziemlich gleich in Stärke und Form. Der buschige Schwanz (häufig »Fahne« genannt) ist zweizeilig behaart. Länge 22 cm, Schwanz 20, also ganze Länge 42 cm. Im Sommer oberseits braunrot, unterseits weiß, wie auch im Winter, währenddessen die Oberseite ins Graue zieht. Die großen, schwarzen Seher stehen wie Perlen aus dem Kopf heraus; Schnurrhaare schwarz; an den Lauschern je ein steifer Haarpinsel; Lippen grauweiß. Im übrigen darf dieses verbreitete Tier als bekannt vorausgesetzt werden. Es gibt auch graue Varietäten, deren Pelz unter dem Namen Grauwerk, die weißen Teile als Fehe oder Fehwammen sehr geschätzt sind. Die Haare geben billige Malerpinsel. Das E. ist eine der lieblichsten Erscheinungen unsrer Tierwelt; mag es im Übermut seine staunenswerten Sprünge ausführen, am Stamm auf- und abwärts hinhuschen oder gar in aufrechter Stellung mit hoch aufgerichteter Fahne die mit den Vorderläufen festgehaltene Nuß wie einen Kreisel drehen und benagen, stets fesselt es den Beschauer, auf den es neugierig vom Ast herunterspäht oder, plötzlich erschreckt, seine zwitschernden Laute von sich gibt und mit hastigem »Dukdukduk!« mit Gedankenschnelle verschwindet und längst im Laubdach eines andern Baums sich verborgen hat, wenn der Beobachter es auf dem zuerst gesehenen wieder zu erblicken hofft. Leider aber verbirgt es unter diesem anmutigen Äußern viel Tücke, denn es stellt den Eiern und kleinen Nestvögelchen emsig nach, so daß man es keineswegs überhand nehmen lassen darf.

Verbreitung, Aufenthalt. Das E. bewohnt mit Ausnahme von Neuholland die ganze Erde, geht ziemlich weit nach Norden hinauf und findet sich im heißesten Süden. Es geht mit dem Baumwuchs; wo dieser verschwindet, wird man es vergeblich suchen; alle übrigen Verhältnisse, ob Höhen ob Ebenen, sind ihm gleich, selbst einzelne Baumgruppen genügen ihm.

Lebensweise, Fortpflanzung. Die Äsung des Eichhörnchens ist bekannt;

alle Arten Nüsse, Sämereien, Fruchtkerne, Schwämme und Pilze, junge Knospen sind ihm angenehm; aus den Nadelholzzapfen holt es mit großer Geschicklichkeit die Samenkerne heraus, und wer das kleine Geschöpf einen ihm an Größe fast gleichen Fichtenzapfen bearbeiten sah, wird sich des possierlichen Bildes mit Vergnügen erinnern. Zum Winter trägt es allerlei Vorräte in Schlupfwinkel ein; war die Mast aber nur spärlich, und ist der Winter sehr lang, mit vielem gefrornen Schnee, so kommt es oft kläglich um, da es ihn nicht ununterbrochen verschläft, und durch gutes, sonniges Winterwetter es zur Suche nach Äsung heraus gelockt wird. Es wandert über die Grenzen seines Aufenthalts nach Äsung umher, kommt in Gärten, und Radde traf auf seiner sibirischen Reise ganze Züge wandernder E., die den Zirbelnüssen nachgingen, »dabei reißende Ströme durchschwammen und trotz wunder Sohlen große Entfernungen nicht scheuten, um zu der beliebten Äsung zu gelangen«. Die Paarung fällt in den März oder April, ruft unter den Männchen heftige Balgereien hervor, während deren das Weibchen sich mit dem erkornen Günstling in aller Stille davonmacht; nach vier Wochen bringt es 3—7 neun Tage blinde Junge in dem bekannten Nest, welches an dem seitwärts stehenden Eingangsloch und dem reichlich eingebauten Laubwerk bald kenntlich ist. Nach etwa vierwöchentlicher Säugung sieht man die kleine Gesellschaft, mit den Fähnchen balancierend, ihre ersten Kletterversuche machen, und wenngleich ein anderweitiger Geschwisternachschub sie für die Dauer von der Erziehung der Mutter verdrängt, so gesellen sie sich nachher doch wieder zu dieser, und die Familie bleibt bis in den Spätherbst in der Nähe bei einander, wenn auch nicht im engen Familienkreis. Sowie das verdrießliche Schlackerwetter den Winter verkündet, verliert das Tannenäffchen die gute Laune, kriecht in sein trocknes, warmes Nestchen, verstopft den Eingang, rollt sich zusammen und verschläft in beneidenswerter Behaglichkeit manchen bösen Tag. Nur wenn es jung gefangen wurde, wird es in der Gefangenschaft zahm, alt niemals, und jeder mag sich dann vor seinen spitzen Zähnen wahren. Das E. hat viele Feinde; zu den schlimmsten gehören der Baummarder, der es in rasender Flucht von Baum zu Baum, von Ast zu Ast jagt, und dem es schließlich nur durch einen Salto mortale vom Wipfel bis auf den Erdboden entgeht, sehr oft aber ihm erliegt, und neben andern Raubvögeln der Hühnerhabicht, dessen geschickten, schnellen Wendungen um den Stamm herum es schwer entkommt, vielmehr mit Flügelschlägen herabgeworfen und dann rettungslos geschlagen wird.



Fährte des Eichhörnchens.

Jagd. Sie kann nur eintreten, wo Verringerung angestrebt wird, sonst kann das nicht scheue Tierchen, das den anlegenden Jäger neugierig betrachtet, wahrlich zum Abschießen nicht reizen. In der bekannten Fährte stehen die breiter gestellten Abdrücke der Hinterläufe vor den näher aneinander stehenden der Vorderläufe.

Eichkatze (Eichkätzchen), s. v. w. Eichhörnchen.

Eichvogel (Hühnerhabicht), s. Habichte 1).

Eidergans / **Eidervogel** } (Eiderente), s. Ente 20).

Einbalzen, sich, sagt man vom Auerhahn, wenn er ernstlich die Balz beginnt.

Einbeeren, die Dohnen zum Drosselfang mit den Beeren versehen.

Einbeißen. Manche Wasservögel, besonders aber die Wildenten, beißen sich, wenn angeschossen, in der Todesangst unter Wasser an Schilfstengel ꝛc. so fest ein, daß sie selbst nach dem Verenden nicht loskommen und dem Jäger verloren gehen.

Einbrechen sagt man hin und wieder vom Schwarzwild, wenn es sich einen

Kessel oder ein Lager auswählt, um sich einzuschieben (s. d.).

Einfahren, das Einkriechen von Fuchs oder Dachs in den Bau.

Einfahrt, die Röhre, in welche Fuchs oder Dachs hauptsächlich einkriechen.

Einfall, der Ort, wo Vögel sich niederzulassen pflegen (einfallen); der Jäger geht daher auf den Enteneinfall, um die einfallenden Enten zu schießen.

Einfallen, das Laufen oder Fliegen des Wildes in die aufgestellten Netze, auch das Niederfliegen in einen Busch &c.

Eingänger (Einläufer, Einsiedler), ein starkes Schwein, welches gewöhnlich allein umherzieht und sich keiner Rotte zugesellt.

Eingehen sagt man vom Wild, welches eines natürlichen Todes gestorben ist.

Eingriff der Schalen angeschossenen Wildes heißen die Abdrücke der Tritte, welche durch den bei der Verwundung hervorgerufenen Schreck viel tiefer im Erdboden eingerissen sind als in gewöhnlichen Fällen.

Einhäsen (Einhessen), entweder das Durchhauen der Sehnen an den Hinterläufen, z. B. gefederter Hirsche, oder auch das Einschneiden zwischen der Sehne und dem Knochen über dem Hackengelenk des Wildes, um den andern Lauf durch diesen Schlitz stecken und das Wild dadurch aufhängen zu können, namentlich bei Hasen notwendig, die man nach den Treibjagden an den Leitern der Wildwagen aufzuhängen pflegt.

Einhetzen, das Üben junger Hunde im Anpacken des Wildes; die besten und sichersten Lehrmeister hierzu sind alte, erfahrene Hunde, die ihnen mit gutem Beispiel vorangehen.

Einjagen, junge Hunde im Jagen an Wild üben.

Einkehle, jede busenartige Vertiefung in einem Tuch oder Netz, in welchem sich Wild besser verfängt.

Einkreisen. Nach einer Neue, d. h. frisch gefallenem Schnee, läßt man die günstigste Gelegenheit nicht vorüber, den Bestand des Wildes oder auch den augenblicklichen Stand einzelner Stücke festzustellen. Zu diesem Zweck umgeht man die verschiedenen Distrikte und zählt genau die hinein- und herausgehenden Fährten; zählt man die letztern von den erstern ab, so ergibt sich die Anzahl des darin steckenden Wildes. Geschieht dies in den verschiedenen Distrikten gleichzeitig, so ist das Resultat natürlich ein sehr genaues. Der fährtenkundige Jäger unterscheidet dabei nicht nur die Wildarten, sondern auch deren Stücke, eventuell auch Geschlecht.

Einläufer, s. v. w. Eingänger.

Einlegen sagt man vom Hirsch, wenn er den Kopf senkt, um den Jäger oder Hund anzunehmen. — Sich e. gebraucht man vom Schweißhund, wenn er eifrig am Hetzriemen zieht; legt er sich zu stark ein, so muß er davon abgemahnt werden.

Einrichten (Einstellen), das Umstellen mit Tüchern &c.

Einschieben, vom Wildschwein: sich in einen Kessel oder ein Lager legen.

Einschießen, ein Gewehr, s. Anschießen. Sich e., sich im Schießen und Treffen üben; zunächst übt man sich im schnellen Anschlag, dann im Zielen, wobei man sich z. B. auf den Hof stellt und nach den umherfliegenden Tauben zielt oder auf Feld und Wald nach Lerchen oder andern laufenden oder fliegenden Tieren, und zuletzt im Treffen, wozu man in Ermangelung lebender Tiere Steine und andre Gegenstände in die Höhe wirft oder werfen oder auf dem Erdboden rollen läßt; auch Zugscheiben thun ersprießliche Dienste.

Einschlag, das Graben nach einem Dachs, wie auch die in den Bau desselben gegrabene Öffnung (vgl. Dachs, S. 57 ff.).

Einschlagen, s. v. w. bis auf den Dachs (s. d.) graben. — »E.« sagt man auch von einem Hund, welcher den gehegten Erwartungen entspricht, und sich e. vom Bären, wenn er sich ins Winterlager legt.

Einschwingen, sich, sagt man vom Auerhahn, wenn er des Abends sich auf seinen Standbaum niederläßt.

Einsiedler, s. v. w. Eingänger.

Einspielen (melden) sagt man vom Auerhahn, wenn er mit dem Balzsatz anfängt.

Einsprengen, Wild nach einem auf drei Seiten mit Tüchern umstellten Distrikt treiben und, wenn dies gelungen

ist, auch die offene Seite zustellen; man bezweckt damit, für das demnächst anzustellende Jagen mehr Wild als gewöhnlich vorzutreiben, und es geschieht in der Regel, wenn hohe Gäste erwartet werden, denen man ein besonderes Jagdvergnügen bereiten will.

Einspringen gebraucht man vom stehenden Hühnerhund, wenn er die Hühner oder die Schnepfe heraustreibt.

Einsprung, Vorrichtung bei Wildparken oder Tiergärten, um Hirsche hineinzulocken, die dann nicht mehr heraus können. Man führt dazu einen nach dem Tiergartenzaun hinführenden Damm von Erde auf, welcher allmählich die Höhe des Zauns erreicht; wenn nun der Hirsch das Wild oder auch die Äsung im Wildpark gewahrt, so pflegt er längs des Zauns hinzutrollen und einen Eingang zu suchen, welchen ihm der E. gewährt; denn es ist ihm eine Kleinigkeit, von dem Damm in den Park zu springen, aber unmöglich, die senkrechte Höhe aus dem Park auf den E. zurück zu überfallen. Namentlich zur Brunftzeit fallen die Hirsche gern vom E. in den Wildpark, wenn sie darin stehende Hirsche schreien hören oder das brunftende Kahlwild wittern.

Einstellen, s. v. w. Einrichten.

Einstreichen, das Fliegen der zu fangenden Vögel gegen die aufgestellten Netze. — Vom Auerhahn: das Zusammenschieben der gespreizten Federn und Flügel.

Eisalk, s. Alk 2).

Eisen, alle eisernen Fangapparate, als: Schwanenhals, Teller-, Mardereisen u. a.

Eismöwe, s. Möwenartige Vögel 12).

Eisscharbe, s. Scharbe 1).

Eissprosse, das Ende zwischen Augen- und Mittelsprosse am Edelhirschgeweih; sie tritt beim Zehnender zuerst auf.

Eistaucher, isländischer, s. Taucher 7).

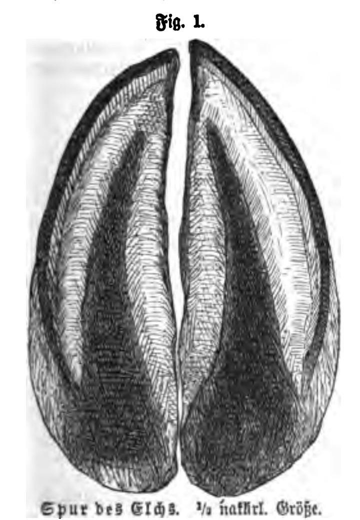
Elch (Cervus Alces *L.*, Alces palmatus *Blas.*; Elk, Elen, Elentier), Edelwild aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hirsche. Weidmännische Ausdrücke wie beim andern Hochwild (s. Damhirsch); das eigentümliche klappernde Geräusch, welches beim Trollen durch das Anschlagen der Oberrücken an die Ballen hervorgebracht wird, heißt Schellen; das Geweih heißt, wie beim Damhirsch, Schaufel, daher Elchschaufler.

Beschreibung.

Augensprossen nicht vorhanden. Vordere Höhe 2 m und darüber, Länge 2,08 m, Kopf 78 cm, Hals 62, Wedel 16 cm, Durchschnittsgewicht eines diesen Maßen entsprechenden Hirsches 350 kg. Das Tier ist um 20 cm niedriger und wiegt etwa 260 kg, ein zweijähriger Spießer etwa 200 kg, ein frisch gesetztes Kalb 12 kg. Gebiß 32 Zähne, Eckzähne im Oberkiefer fehlen; das Geweih trennt sich in eine Vorder- und Hinterschaufel, welche von den Rosen an auf einem kurzen, drehrunden Stangenende fast senkrecht stehen, mithin steht das Geweih im ganzen mehr seitlich. An beiden Schaufeln stehen viele fingerförmige Enden, die Gehöre hängen seitwärts herab; an der Drossel hängt beim Hirsch ein kegelförmig zugespitzter häutiger Sack von etwa 20 cm Länge und an diesem etwa 18 cm lange Haare; dieser Sack entwickelt sich beim Hirsch erst mit dem dritten Lebensjahr, alte Tiere haben nur schwache Andeutungen von ihm; über den Schulterblättern bis zur Mitte des Oberhalses bilden etwa 22 cm lange Haare eine Art Kamm, welche der Hirsch in der Erregung sträubt, und die, dem Wildschwein ähnlich, ihm ein grimmiges Aussehen verleihen. Im Sommer bis nach der Brunft sind Kopf, Hals, Brust und die ganze Oberseite mit Einschluß des Kammes und des Kehlsacks schwarzbraun, die Vorder- und Hinterläufe bis über die Kniee sowie der untere Teil der Keulen und der Bauch grau-gelblichweiß. Im Winter verfärbt sich die schwarzbraune Färbung in Braungrau, im Frühling in Hellbraun. Der Kopf ist mit kurzem Haar bedeckt, welches auf der Stirn kurze Wirbel bildet, das Geäse bis über die Nasenlöcher ist gelbbraun; der Oberkiefer erinnert an ein Maultier, und die dicke, fast viereckige Oberlippe ragt von der Mitte der 12 cm langen Nasenlöcher über die Unterlippe hinweg; die Lichter sind verhältnismäßig klein; der Nasenstock steht dicht über ihnen vor den Gehören, und die Stirnbreite beträgt zwischen den Rosen 24 cm. Der

E. steht vorn höher als hinten und ist so hoch wie lang, woraus folgt, daß er zwar schnell und ausdauernd trollen, aber keine schnelle und ausdauernde Flucht machen kann. Die Ballen erreichen fast drei Viertel der Sohle (Fig. 1). Das Tier unterscheidet sich wenig vom Hirsch, es ist im ganzen schwächer, und die Schalen sind länger und schmäler als bei jenem, dessen Ballen dagegen, als auch die auswärts stehenden Oberrücken, stärker sind; die Spitzen der letztern

Fig. 1.



Spur des Elchs. 1/3 natürl. Größe.

treffen beim Ziehen auf hartem oder doch trocknem Boden die Ballen, wodurch das schon erwähnte Schellen entsteht. Aus dieser Schilderung ergibt sich wenig Vorteilhaftes für die äußere Erscheinung dieses auch geistig wenig begabten Geschöpfs, aus dessen ungeschicktem Kopf die kleinen Lichter unter den dicken, überhängenden Lidern ausdruckslos hervorblicken.

In der Flucht legt der Elchhirsch die Schaufeln auf den Rücken, stellt die Nase also sehr hoch, so daß er oft strauchelt und, um nicht zu fallen, mit den Hinterläufen weit vorgreifen muß, eine Eigentümlichkeit, die den Aberglauben von der ihm anhaftenden fallenden Sucht hervorgerufen hat. Er achtet, wenn er flieht, keine Hindernisse, sondern durchbricht sie rücksichts-, fast besinnungslos. Nicht wie andres Hochwild schlägt er sich ein Bett zurecht, sondern thut sich nieder, gleichviel ob auf trocknem Boden, Schnee oder Nässe. Dagegen ist er in geschlechtlicher Erregung unberechenbar und eins der gefährlichsten Tiere des Waldes, mit seinen Schaufeln forkelt und mit seinen scharfen Schalen schlägt er den Gegner bis zur Unkenntlichkeit, und nur gewandtes Springen zur Seite oder noch besser Erklettern eines Baums 2c. soll dann vor seinen Angriffen schützen. Der E. schwimmt mit großer Leichtigkeit und Ausdauer und vermag schlammige Stellen, die ihn eigentlich kaum tragen, in der Art zu überwinden, daß er sich auf die Hessen niederläßt, die Vorderläufe ausstreckt, mit den Schalen eingreift, mit den Hessen nachstemmt und so über den Schlamm weggleitet oder sich auf die Seite legt und halb schwimmend, halb sich schiebend vorwärts kommt.

Nachdem dem Elchhirschkalb im ersten Herbste der Rosenstock und im zweiten Jahr zwei etwa 30 cm lange Spieße hervorgewachsen sind (Fig. 2, auf S. 106), die schon in dem Winkel gebogen sind, den das spätere Geweih zeigt, und im folgenden Winter abgeworfen werden, zerteilt sich alsdann das Geweih nach unten und oben (Fig. 3); der untere Teil sieht wie ein knotiger Spieß aus, der obere ist gabelförmig, nach und nach, etwa vom fünften Jahr ab, nehmen die Spieße die schaufelförmige Form an, und von da werden von Jahr zu Jahr mehr Enden aufgesetzt, bis das Geweih oft kolossale Verhältnisse (Fig. 4—6) und eine Schwere von 20 kg und darüber erreicht hat. Indessen läßt sich nach den vorhandenen Enden das Alter nicht sicher ansprechen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung des Elchs in Europa ist zwischen dem 53. und 64. Breitengrad zu suchen; in Asien und Amerika geht der E. nicht so hoch hinauf; über unser Vaterland war er früher weit verbreitet, jetzt ist er in einem Winkel Litauens zu einem Bestand zusammengeschrumpft, welcher nur mit großer Mühe und hohem Kostenaufwand von der preußischen Regierung er-

halten wird. Auch in den benachbarten russischen Waldgebieten ist er schon nicht mehr zahlreich, dagegen noch einigermaßen in Sibirien. Über seinen Aufenthalt sprach sich der litauische Oberforstmeister v. Wangenheim wie folgt aus: »Das Elchwild ist nur für milde, einsame Gegenden geschaffen. Die Wälder, wo es sich am liebsten aufhält, müssen eine niedere, nasse Lage haben, aus Mooren und Brüchern bestehen, worauf Rohr, Werftstrauch, Birken, Erlen und andre Laubholzarten wachsen, die seine vorzüglichste Nahrung ausmachen. Solange der E. in solchen öden Gegenden ungestört wohnen kann, wird er niemals solche verlassen und für reizende Gegenden umtauschen, zumal da er von der Natur, den Nachstellungen der Menschen und Tiere zu entgehen, nicht mit so reizbaren Sinnen wie der Edelhirsch begabt ist. Sobald daher die wilden Gegenden, wo der E. sich aufhält, kultiviert werden, so wird sein Stand gestört, seine Nahrung vermindert, und dadurch wird er in die ganz wilden Gegenden sich zurückzuziehen gezwungen. Der Beobachter findet in Preußisch-Litauen hiervon einen klaren Beweis. Aus einigen Forsten, die noch vor wenigen Jahren Elchwild hatten, ist es ganz verschwunden, da die Brücher zu Wiesen umgeschaffen worden sind. Die Elche zogen sich in solche Forste und Gegenden zurück, wo zwar ansehnliche, zur Kultur aber so schlechte Brücher vorhanden waren, daß mit Vorteil ihre Urbarmachung noch nicht unternommen werden konnte.«

Lebensweise, Brunft.

Das Elchwild äst vorzugsweise die Werftweide oder den Werftstrauch, welcher in den nassen Waldungen sehr häufig wächst, die Salweide, von der Birke im Frühjahr die jungen Triebe und Blätter, im Winter die Knospen, ferner die Esche, Eberesche, Espe oder Zitterpappel, den Spitzahorn, die Linde, sehr gern die Eiche, von der Kiefer und Fichte die jungen Triebe, auch die Rinde, endlich Heidekraut und Kienporst. Auch junges Rohr und Schilf, die meisten Bruchgräser, von Kräutern das Dreiblatt äst es in Masse; Getreide nimmt es erst an, wenn es aufschoßt, und kann alsdann den Feldern in seiner Nähe sehr schädlich werden; sowie aber durch das Reifen des Getreides der Halm hart wird, rührt es ihn nicht weiter an. Wenn es sich am Boden äst, so zieht es die Vorderläufe zurück, biegt sich mit dem Körper vor, bringt so die Lippen zum Geäse und weidet es, rückwärts tretend, ab. Es thut sich nieder und macht sich ebenso schnell hoch wie der Edelhirsch; alle gegenteiligen Annahmen gehören in das Gebiet des Aberglaubens. »Da die vorzüglichste Nahrung des Elchs«, sagt v. Wangenheim, »aus den jungen Trieben der

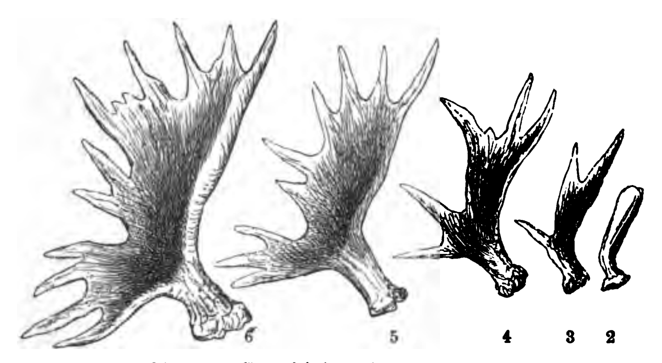


Fig. 2—6. Entwickelung des Elchgeweihs.

Pflanzen, aus Blättern, Rinde und Knospen besteht, so gibt der E. einen wahren Waldverwüster ab, nicht allein dadurch, daß zur Nahrung dieses großen Tiers sehr viel erfordert wird, sondern daß diese Nahrung in Gegenständen besteht, an welchen es zehnmal mehr vernichtet, als es genießt. Das Abschälen der Rinde von den Laubhölzern geschieht vorzüglich im Frühjahr, wo diese mit leichter Mühe von den Stämmen getrennt werden kann, bei Nadelhölzern aber im Februar und März. Der E. wählt hierzu gewöhnlich junge, glatte Stangenhölzer, stößt mit den Schneidezähnen im untern Kiefer wie mit einem Meißel aufwärts die Rinde durch, trennt sie alsdann vom Stamm durch Ziehen aufwärts, so daß er auf einmal ganze Stücke losreißt und aufäst. Saftige, leicht abzuschälende Rinde liebt er vorzüglich. In jungen Dickichten, wo er die Spitzen nicht mehr erreichen kann und die Äste schon zu alt und holzig sind, reicht er mit dem Kopf, soweit er kann, an einer Stange in die Höhe, drückt diese mit dem Kopf gegen den Hals, bricht die Krone herunter und genießt so die jungen Schosse. Er äst ebenfalls die jungen ausgeschossenen Wurzel- oder Samenloden der vorbeschriebenen Holzarten in den Schlägen ab, auch die jungen Schosse der Sträucher, vorzüglich des Werftstrauchs. Dergleichen Holzarten haben bei einem starken Elchstand das Ansehen, als wenn sie künstlich unter der Schere gehalten würden; daher bringt ein übertriebener Elchstand den Ruin der Wälder. Dieses Herunterbrechen der Kronen in jungen Stangenhölzern verursacht, daß zu der Zeit der äußere Teil der Kinnbacken und der daran stoßende untere Teil des Halses oft von Haaren entblößt und wund sind. Der E. liebt seine Nahrung nahe bei seinem Standort oder an demselben selbst zu finden; zieht daher nur notgedrungen auf entfernte Weideplätze und kehrt zu seinem Standort zurück. Wird er hingegen beunruhigt oder von Hunden oder wilden Tieren gesprengt, so verläßt er seine Standörter, kehrt auch in langer Zeit nicht wieder zurück.« Bei den Standörtern des Elchs ist daher Ruhe nötig, wenn dieser Wildstand aufkommen soll.

Die starken Hirsche stehen nicht bei den Tieren, diese in kleinern Trupps mit geringen Hirschen und Schmaltieren zusammen, bis diese selbst brunften, was im dritten Jahr geschieht. Die Brunft beschreibt unser Gewährsmann wie folgt: »Der Hirsch sucht gegen Ende August die Tiere und treibt mehrere zusammen. Bei geringen Wildständen streben auch mehrere Hirsche nach einem Tier. Sie fassen sich mit den Stangen, schieben einander zurück, und wenn der verlierende nicht geschwind sich aus dem Staub macht, so erhält er zuweilen noch einen beträchtlichen Stoß in die Seite, sowie auch zuweilen im Kämpfen Stangen abgebrochen, auch wohl gar ausgedreht werden. Der stärkste Hirsch am Leibe bleibt gewöhnlich Sieger, die abgetriebenen suchen Tiere, die noch keinen Hirsch haben, und wenn die Plätze alle besetzt sind, so werden sie wie wütend, verlassen ihre Standorte, laufen in die Felder und bewohnten Gegenden, die sie sonst scheuen, und magern durch dieses Umherlaufen ebenso sehr ab wie die wirklich brunftenden Hirsche. In der Brunftzeit schreit der Hirsch zuweilen in kurzen Sätzen fast ebenso auf wie der Damhirsch, aber nicht so viel und stark wie der Rothirsch; bei schönem Wetter in der Brunft gibt er ganz und gar keinen Laut von sich. Bei dem Brunften treibt der Hirsch das Tier wie ein Ochse, mit niederhängendem Kopf und macht immer Miene, mit den Vorderläufen aufzusitzen. Wenn er es gefaßt hat, so vollzieht er die Brunft in größter Eile. Zuweilen stehen auch die Tiere, vorzüglich die alten, still; alsdann bedeckt er solche eiligst, und nach vollzogener Brunft sitzt der Hirsch nicht ab, sondern das Tier fährt unter ihm weg. Weil der Hirsch sehr hitzig ist und ein Tier zwei- bis dreimal in einer Stunde beschlägt, auch in der Brunftzeit nur der Wollust nachhängt und sich wenig um Nahrung bekümmert, so wird er sehr schlecht und muß zu seiner Abkühlung notwendig Wasser haben.« Die zum Beschlag nicht gelangenden Elchhirsche mischen sich in ihrem Taumel unter Rindviehherden, wobei es furchtbare Kämpfe mit den Bullen absetzt, die dabei oft den kürzern ziehen; dabei trollen die

Hirsche in gerader Richtung fort und verletzen sich oft so, daß sie vor Erschöpfung eingehen. Das Tier setzt zum erstenmal nur ein Kalb, später meist zwei. Die Geburt erfolgt im Liegen, und nicht selten verenden die Tiere dabei; die Kälbchen sind anfänglich sehr unbeholfen, so daß die Mutter sie durch Vorwärtsschieben mit dem Kopf zum Gehen nötigen muß, nach wenigen Tagen jedoch kommen sie auf die Läufe und folgen der Mutter nach, sie besaugen dieselbe, solange sie überhaupt Milch hat, und da sie schnell wachsen, müssen sie sich zuletzt unter die Mutter auf den Rücken legen. Diese verteidigt ihre Sprößlinge mit großer Wut, indem sie mit den Vorder- und Hinterläufen gewaltige Schläge austeilt, daher nur in ihrer Abwesenheit dem Wolf oder Luchs das Reißen eines Kalbes gelingt.

Die Feinde des Elchs sind der Bär, Wolf, Luchs und vor allen jagende Hunde. »Der Bär«, schildert v. Wangenheim, »sucht einen einzelnen E. zu beschleichen und auf denselben zu springen, niemals macht er sich an mehrere oder ganze Rudel. Gelingt ihm der Sprung oder Schlag, so hält er sich mit den Tatzen fest und sucht so geschwind als möglich dem E. eine Wunde auf dem Hals oder hinter dem Kopf beizubringen und den Schweiß auszusaugen; hierzu braucht der Bär kaum ein paar Minuten Zeit, alsdann stürzt der E., und der Bär schlägt ihn mit den Tatzen völlig tot. Gewöhnlich schneidet der Bär den geschlagenen E. hinter dem Schulterblatt an und verzehrt sogleich das Geräusch, als: Herz, Leber und Lunge, auch das Gescheide oder die Eingeweide. Wenn er satt ist, so bedeckt er den Überrest mit Laub, Moos und Ästen 2c., geht auch die folgenden Tage, wenn er wieder hungrig ist und keine neue Beute erhascht hat, daran.« Der Bär greift einen einzelnen E. auch offen an; wird dieser ihn gewahr, so ist er dumm genug, ihn zu erwarten, stellt sich und schlägt mit den Vorderläufen nach ihm, wogegen der Bär ihm die Seite abzugewinnen sucht, da er anders nicht ankommen kann; hat er ihn an der Keule gepackt, so streift ihn der E. gewöhnlich im Holz ab. Stehen mehrere Elche zusammen, so greifen sie den Bären freiwillig an und schlagen und schnellen ihn sicher in die Flucht oder tot. Gefährlicher ist der Wolf, wenn auch nicht den ältern Stücken, so den Kälbern, die von ihm mit großer Verschlagenheit in Abwesenheit der Mutter gerissen werden. An einen alten E. wagt sich der Wolf niemals, im Gegenteil wird er von den Elchen sogleich angegriffen und sicher totgeschlagen, wenn er nicht alsbald stramm Fersengeld gibt. Dagegen sucht er im Winter, wenn er in Rudeln zusammenjagt, den E. auf das Eis zu treiben, wo dieser bald stürzt und den Verfolgern verfällt; auch bei gefrornem Schnee, welcher den Wolf trägt, aber nicht den E., kann er nicht flüchten, die Läufe werden wund, und er wird, von mehreren Wölfen gleichzeitig angefallen, gerissen. Ebenso schlimm sind jagende Hunde; vor Einem stellt sich der E. sogleich, vor mehreren aber wird er flüchtig, und da er nicht sehr schnell ist und sehr warme Fährte, aber keine die Hunde irreführenden Widergänge wie der Edelhirsch macht, wird er meist eingeholt und gewürgt, es sei denn, daß er gleich anfangs einen Strom überschwimmt, der den Verfolgern nicht geheuer scheint. Der Luchs ist zu selten, um in Betracht zu kommen, auch er kann nur, wie der Wolf, den Kälbern schädlich werden und würde, wollte er starke Stücke angreifen, zu Brei geschlagen werden. Steigen wir aufwärts zum Menschen, »dem Herrn der Schöpfung«, so finden wir in ihm auch den ärgsten Feind des Elchs; trotz Bär, Wolf, Luchs und Hunden hat sich das Elchwild gehalten und seinen Bestand vermehrt, als aber 1848 der Pöbel losgelassen wurde, warf er sich schlimmer als ein Rudel Wölfe auf das Elchwild und massakrierte es auf die brutalste Weise: es wurde mit Hunden gehetzt, ins Wasser getrieben und mit Stangen totgeschlagen, auf das Eis gedrängt und mit Spießen getötet, und man kann sich einen Begriff von der Verfolgungswut machen, wenn man liest, daß das Pfund Elchwildbret für 5 Pfennig keine Käufer mehr fand. Aus dieser Zeit datiert das Schwinden des Elchwilds aus unserm Vaterland; nie ist es mehr zu einem größern Bestand aufgekommen und wird

es auch nimmermehr, denn die stetig fortschreitenden Meliorationen machen ihm seine stillen Brücher immer mehr und mehr streitig. Der jetzt noch vorhandene einzige Hauptbestand im nordöstlichen Deutschland steht in der preußischen Oberförsterei Ibenhorst im Regierungsbezirk Gumbinnen, kleinere Trupps in den angrenzenden Forsten (zusammen etwa 100 Stück), aus denen man es mehr und mehr nach Ibenhorst zu drängen sucht, wo seine Erhaltung mit allen Mitteln angestrebt wird; ob dieselben ausreichen, um dem Aussterben des Elchs vorzubeugen, wird die Zeit lehren, die vorhandenen Anzeichen sprechen dagegen.

Jagd.

Von gerechten Zeichen des Elchhirsches kennt man nur den Schrank, den Beitritt, das Hinterlassen, den Schritt und das Himmelszeichen (vgl. Edelwild, S. 87 u. 88). Die Schußzeichen sind, soviel bekannt, wie bei anderm Hochwild. Die Jagd besteht hauptsächlich in der Birsch zu Fuß oder zu Pferd, auch im Schlitten oder Wagen. Vor dem schleichenden Jäger wird das Elchwild bald flüchtig, hält aber ein bäuerliches Fuhrwerk meist gut aus; doch selbst die Birsch zu Fuß gehört nicht zu den Jägerkunststücken, wenn es dem Jäger einigermaßen glückt, verdeckt anzukommen, denn wenn ihn auch das Elchwild wittert und unruhig wird, so bleibt es doch noch stehen und versucht den Gegenstand der Störung zu eräugen, wodurch der Jäger in der Regel Zeit gewinnt, seinen Schuß anzubringen. Auch stellt sich der Jäger vor und läßt sich durch Treiber oder Hunde das Wild zutreiben, oder er sucht einen vom Hund gestellten E. anzuschleichen. In früherer Zeit wurden auch eingestellte Jagen auf den E. gemacht, doch mußten die Tücher tripliert werden, und dennoch brach der forcierte E. nicht selten durch.

Aufbrechen und Zerwirken wie beim Edelhirsch. Geäse, Gehör, Zunge und Röhrenmark gelten als Leckerbissen; zur Feistzeit, vom Juni bis August, ist das Wildbret des Hirsches, im Sommer und Herbste das der Spießer, Schmaltiere und Kälber am besten. Die Haut, meist sämischgar zubereitet, gibt ein weiches, dauerhaftes Leder, das Hirschhorn wird wie andres, also zu Heften oder Dekorationen verwandt, die Knochen sollen dem Elfenbein nahestehen und stets weiß bleiben. Die Elenklauen waren früher offizinell gegen Fallsucht, u. von dem Genuß der Kolben glaubten manche diejenigen Kräfte wieder zu erlangen, die sie durch den natürlichen Verlauf der Zeit oder durch Vergeudung eingebüßt hatten.

Aus der vorstehenden Schilderung geht hervor, daß, wenn es der Anerkennung und Unterstützung in hohem Grad wert ist, ein so gewaltiges Glied unsrer Fauna vor dem Untergang nach Kräften zu schützen, es anderseits dem Forstmann nicht gerade zu verargen ist, wenn er in dem plumpen E. den Zerstörer seiner oft recht mühsamen Kulturen gründlich haßt. Soweit Verfasser den E. aus eigner Anschauung kennt, hat er in der That nichts an ihm entdeckt, was nur einige Sympathie für diese Wildart erwecken konnte. Faul, dumm und gefräßig, bringt er seine Zeit hin, steht stundenlang bewegungs- und geistlos ins Leere gaffend, und selbst die frühern Bestrebungen, aus ihm ein Haustier zu machen, sind in ihrem Mißlingen kaum zu beklagen, da der E. zur Zierde unsrer Ställe nichts beigetragen hätte.

Elchschaufler, s. v. w. Elchhirsch.

Elen, **Elk** } s. v. w. Elch.

Elkatz, s. v. w. Iltis.

Elster (Corvus pica *L.*, Pica caudata *Keys.* et *Blas.*, P. europaea *Cuv.*; gemeine E., Azel, Schalaster, Alster, Hoster, Gräckelster), Vogel aus der Ordnung der rabenartigen Vögel, der Familie der Raben und der Gattung Rabe (Corvus). Länge 43 cm, Schwanz 24, Schnabel 3,5, Tarsus 4,8 cm. Unterbrust, Unterrücken, Schulterfedern und Innenfahne der großen Schwinge schneeweiß, alle übrigen Teile glänzend schwarz mit blauem Schimmer; auf Hals, Rücken und Flügeln mit grünem und auf dem langen, stark keilförmig abgerundeten Schwanz mit goldgrünem, blaugrünem und purpurnem Metallschimmer. Erste Schwinge sichelförmig und viel schmäler als die zweite; Schnabel und Ständer schwarz; Iris dunkelbraun Das Weibchen hat mattere Farben, kürzern Schwanz und nicht so weit auf den

Hals herabreichendes Schwarz. Flügel abgerundet, die fünfte Schwinge die längste. Die E. ist über ganz Europa bis Lappland hinauf verbreitet, doch nicht überall gemein, kommt auch in Asien vor, wird in Nordafrika aber und Amerika von ihr verwandten Gattungsarten vertreten. Sie lebt gern in der Nähe der Menschen, teils aus Furcht vor den Raubvögeln, teils um sicherer das junge Geflügel rauben zu können, auf hohen Bäumen, Türmen, Gemäuer, in kleinen Feldhölzern mit angrenzenden Wiesen und Feldern. Ihr ziemlich umfangreiches Nest besteht in der Unterlage aus stärkern Reisern, darauf folgt eine Lage Lehm und Schlamm und schließlich die sorgfältig mit Federn und Haaren ausgelegte Nestmulde. Oben kommt eine Decke von Dornen und Reisern, der Eingang wird seitwärts eingerichtet, und im April findet man 6—8 Eier, die etwa 35:23 mm groß u. auf blaugrünem Grund olivenbraun und dunkelgrün gefleckt und gewölkt sind. Beim Nestbau zeigen sich die Elstern als überaus kluge und schlaue Vögel, welche die Aufmerksamkeit des Menschen auf ihr Thun und Treiben bald bemerken und ihn zu täuschen suchen. Sie stellen oft sogar mehrere Bauten her, um ihre Brut desto sicherer vor Entdeckung zu schützen. Die E. ist gewandt, listig und vorsichtig, weiß sich selbst der Bruten und Eier größerer Vögel durch ungemeine Dreistigkeit zu bemächtigen und vertilgt in ihrem Bezirk bald alle Singvögel. Sie ist unbedingt ein sehr schädlicher Vogel. Ihr Flug ist schwerfällig, flatternd, doch ermöglicht ihr der sehr lange Schwanz äußerst gewandte Seitenbewegungen; beim schreitenden Gang trägt sie den wippenden Schwanz schräg in die Höhe. Ihre Stimme ist ein rauhes »Schnakschnak-schakerakrak!« Die diebische Eigentümlichkeit, glänzende Gegenstände sich anzueignen und im Nest zu verstecken, teilt sie mit den Gattungsarten. Sie ist Standvogel, entfernt sich selten weit von ihrem Bezirk und streicht selbst im Winter wenig umher. Die schmucke Gestalt des muntern Vogels, verbunden mit seiner scheinbaren Vertraulichkeit mit dem Menschen, auch mancher Aberglaube, der an ihrer Anwesenheit haftet, lassen ihr gar zu häufig einen gänzlich unverdienten Schutz angedeihen. Während nützliche Tiere mit weniger glänzendem Kleid oder abstoßendem Äußern traditionell verfolgt werden, läßt man die E. ruhig die Singvögelnester der Nachbarschaft ausrauben und rechnet auch wohl andern Tieren den Verlust an zahmem Hausgeflügel an, den diese Erzspitzbübin hauptsächlich verschuldet. Sie greift ebenso die Feld- wie Fasanhenne auf den Eiern mit heftigen Schnabelhieben an, retiriert schleunigst bei etwaiger Gegenwehr, wiederholt aber diese Quälereien so lange, bis der Brutvogel flieht, worauf Eier oder Junge sehr bald vernichtet sind. Die E. gehört somit zu den sehr schädlichen, vom Jäger unter keinen Umständen zu duldenden Vögeln. Doch ist die Jagd auf diesen erzschelmischen Vogel leichter beschlossen, als ausgeführt; zunächst muß der Angriff dem Horst gelten, der, wenn er der Flinte zu hoch steht, mit der Büchse bearbeitet werden muß, wobei man den Brutvogel voraussichtlich tot oder doch krank schießt. Nur unter sehr günstigen Umständen wird man sich einer E. im Busch anschleichen können, im Freien kann sie nur der Zufall zu Schuß bringen. Zwar erscheinen die jüngern Vögel gelegentlich bei der Krähenhütte, helfen den Lärm vermehren, und einige können wohl geschossen werden, doch streichen sie nach dem Schuß bald davon und kehren sicher nicht wieder. In der Gefangenschaft macht sich die E. durch allerlei Diebstähle lästig.

Elstertaucher (kleiner Säger), s. Säger 3).

Ende, alle fingerförmigen Auswüchse an den Geweihen oder Gehörnen. Am Hirschgeweih muß nach der alten Jägerregel ein E., wenn es gezählt werden soll, lang genug sein, um eine Hirschfängerkuppel anhängen zu können. Für die drei untersten Enden am Edelhirschgeweih bedient man sich der Bezeichnung Sprosse und sagt daher Augen-, Eis- und Mittelsprosse, nicht Augenende 2c.; vgl. die betreffenden Wildarten.

Enden, s. v. w. Verenden (s. d.).

Enge. In der E. steht das Jagen, wenn das Wild schon sehr zusammengedrängt ist.

Engerlinge, die Maden der verschiedenen Bremsen, welche durch die an das Wild gelegten Eier oder, wie bei der Nasenbremse, als Maden in den Körper desselben gelangen und es vielfach quälen, auch nicht selten zum Verenden bringen. Es sind dies namentlich von Hautbremsen die Hypoderma Actaeon und H. Diana, erstere auf Edelwild, letztere auf Rehen, die gewöhnliche Ochsenbremse, Oestrus bovis, und von Nasenbremsen die Cephenomyia rufibarbis und Pharyngomyia picta.

Ente (Anatina), Unterabteilung aus der Familie der entenartigen Schwimmvögel (Anatidae) und der Ordnung der Schwimmvögel. Schnabelränder gezahnt, die drei Vorderzehen mit breiten Schwimmhäuten verbunden, Hinterzehe frei (Fig. 1). Schnabel selten länger, meist kürzer als der Kopf, mit einem weichen Hautüberzug. An der Schnabelspitze ein hornartiger gekrümmter Nagel; Schnabel abwärts gedrückt, der Unterkiefer meist vom Oberkiefer bedeckt; an den Seiten des erstern und der Wurzel des letztern Federschneppen. Zu den entenartigen Schwimmvögeln gehören ferner die Schwäne (s. Schwan), die Gänse (s. Gans) und die Säger (s. d.).

Übersicht:

Beschreibung. Schnabel häutig, gezahnt, breiter als hoch, Zunge fleischig; die Ruder stehen weit am Hinterleib, Hinterzehe verkümmert, ohne Lappen; Flügel schmal, zugespitzt; Schwanz kurz, aber breit, abgerundet oder zugespitzt, mit 14 bis 20 Federn; Gefieder glatt, dicht, seidenartig weich. Männchen und Weibchen in Farbe und Größe meist sehr abweichend voneinander. Die Weibchen mausern in der Regel nur einmal, die Männchen zweimal; erstere, wenn die Jungen flügge sind, letztere, wenn die Weibchen brüten, und dann im Spätherbst; die erste Mauser erstreckt sich bei beiden auf das ganze Gefieder, wobei ihnen die Schwingen nicht abwechselnd, wie bei andern Vögeln, sondern alle fast gleichzeitig ausfallen, so daß sie während dieser Zeit nicht fliegen können und sich ängstlich versteckt halten müssen; die zweite Mauser erstreckt sich nur auf das kleine Gefieder, nicht auf die Schwingen und verschafft dem Männchen das Prachtkleid, während sich die E. nur wenig verändert. Die Enten fliegen, wenngleich nicht gewandt, doch schnell, einige mit hörbarem Geräusch, so besonders die Stockente. Nur während der



Fig. 1. Fuß der Ente.

Paarungszeit kümmert sich der Erpel (Männchen) um die E.; sowie sie brütet, zieht er sich zurück, zumal seine Mauser beginnt. Klug und mit scharfen Sinnen begabt, lassen die Enten den Jäger schwer ankommen und wittern ihn meist eher, als sie ihn sehen; wenn die Gewässer zufrieren, ziehen sie fort in größern Scharen und in einem unregelmäßigen Winkel, dessen Spitze ein Erpel zu führen pflegt, während beim paarweisen Flug die E. stets voranfliegt. Die Enten sind Allesfresser; was nur irgend verdaulich ist und durch den Schlund gezwängt werden kann, muß hinunter, selbst große Frösche, an denen sie alsdann lange würgen. Sie durchschnattern den Schlamm nach allerlei Freßbarem und lassen das Unbrauchbare an den Schnabelseiten herausfallen. Die Enten legen viele Eier, von 6—16 Stück, brüten bald am Wasserrand, bald auf trocknem Boden in Dickungen, wenngleich in der Nähe kein Wasser ist, oder auch, wie die Stockenten, in verlassenen Raub-

vogelhorsten, aus denen sie die Jungen heraustragen oder diese sich herausfallen lassen. Sie schwimmen alle mit großer Gewandtheit, laufen aber infolge ihrer nach hinten gestellten Ruder ungeschickt und sprichwörtlich watschelnd; einige Arten tauchen geschickt und dauernd, wobei sie ihrer Nahrung nachgehen, andre nur im Notfall und nur mit dem halben Körper in senkrechter Stellung, oder, wie man weidmännisch sich ausdrückt: sie stürzen; diese heißen Schwimmenten, die andern Tauchenten. Die Kenntnis der Enten ist insofern nicht leicht, als sie, wie schon erwähnt, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit recht verschiedene Kleider tragen, doch gibt zur Feststellung der Spiegel, d. h. ein bestimmter, auffallend gefärbter Teil der Mittelschwingen, gute Merkmale an die Hand.

A. Schwimmenten.

Die Schwimmenten tauchen nur, um Gefahren zu entgehen, haben schlanke Gestalt, kleine Ruder, an der Hinterzehe keinen Lappen, gehen weniger ungeschickt und leben meist von Vegetabilien, gern von Getreidekörnern.

Erste Gattung: Anas *L.*

Schnabel von der Wurzel bis an die Spitze gleichbreit; Schwanz 14federig; Lauf kürzer als Mundspalte, daher der Schnabel verhältnismäßig lang.

1) **Stockente** (Anas boschas *L.*; März-, Spiegel-, Blau-, Nutsch-, Gras-, Moosente ꝛc.; s. Fig. 2). Weidmännische Ausdrücke. Bei allen zur Niederjagd gehörenden Schwimmvögeln heißen die Füße Latschen oder Ruder, wenn sie ganze Schwimmhäute haben; Kette heißt die aus Alten und Jungen bestehende Familie, wofür man hin und wieder auch Schoof sagt; verschiedene Ketten oder deren Überreste gesellig untereinander bilden einen Flug, große Flüge eine Schar. Die Männchen unter den Enten heißen Erpel, die Weibchen Enten. Die Paarungszeit heißt Reihzeit.

Beschreibung. Spiegel blau mit grünlichem Metallschimmer, an der Ober- und Unterseite schwarz, hinten und vorn von weißen Binden eingefaßt. Die E. bedarf keiner Beschreibung, da sie der bräunlich gefärbten Hausente zum Verwechseln ähnlich sieht; gleiches gilt von dem Erpel im Prachtkleid, doch hat er niemals unterhalb des Kropfes jene rötliche Färbung, die beim gemeinen sehr häufig angetroffen wird; Kopf und Hals schwarzgrün mit goldnem Schimmer, letzterer von einem weißen, hinten nicht geschlossenen Ring begrenzt; Kropf rotbraun, Unterseite aschgrau mit zahllosen fein punktierten, schwarzen Wellenzeichnungen; Oberrücken dunkelbraun, weiß geschmitzt, Unterrücken und Schwanzdecken schwarz mit grünlichem Schiller. Oberflügel und Handschwingen graubraun, ähnlich den etwas grauern

Fig. 2.



Stockente (Anas boschas).

Hinterschwingen, die Mittelschwingen enthalten den Spiegel. Die fast schwarzen Schwanzfedern sind weiß umsäumt; bei alten Erpeln sind vier, bei jüngern zwei Bürzelfedern aufwärts gekrümmt, die sogen. Erpelfedern. Schnabel trüb gelblichgrau mit schwarzem Nagel, Ruder gelbrot, Iris dunkelbraun. Im Sommerkleid ähnelt der Erpel der E. zwar sehr, doch ist er mehr grau und dunkel auf dem Kropf; die Erpelfedern sind nicht aufwärts gekrümmt. Die Jungen sind dem Weibchen ganz ähnlich. Länge 52,5 cm, Schwanz 9, Schnabel 5,4, Mundspalte 6,3, Lauf 6 cm.

Verbreitung, Aufenthalt. Außer im heißen Süden und hohen Norden kommt die Stockente überall vor, wo sie Ruhe und Nahrung findet; Seen und Teiche mit Binsen und Röhricht zieht sie zwar vor, doch bewohnt sie auch Brücher und ist überhaupt nicht wählerisch.

Lebensweise, Reihzeit. Für viele

unsrer Gegenden ist die Stockente zwar Zugvogel, welcher durch Nahrungsmangel zum Wandern gezwungen wird; doch wo sie irgend des Winters Härte ertragen zu können glaubt, bleibt sie, vorausgesetzt also, daß nie zufrierende Gewässer vorhanden sind. Sie streicht dann von einem Tümpel zum andern umher; im Oktober zieht sie fort und kommt im März wieder an, fliegt auf dem Zug sehr hoch, gern bei Nacht und in einer schrägen Linie oder auch im Winkel, doch nicht so regelmäßig wie Gänse und Kraniche. Nach ihrer Rückkehr im Frühling beginnen die Enten bald zu reihen, was man an der lärmenden Aufregung und daran erkennt, daß hinter einer E. mehrere Erpel, einer dicht hinter dem andern, in einer Reihe herziehen (daher »Reihzeit«), mit dem Kopf nicken, gelegentlich übereinander herfallen, sich zausen und schließlich dem Begünstigten sein Recht überlassen, worauf sie sich zurückziehen und in kleinen Gesellschaften über ihr Witwertum trösten. Die E. baut ihr Nest an verwachsene Ufer unter Bäume und Gesträuch, auf Kopfweiden, in Baumlöcher, selbst in Raubvogelhorste, und legt in der ersten Hälfte des April 6—12, auch 14 Eier, welche olivengelblich oder grünlich, auch manchmal bläulich aussehen, die Gestalt der Eier von zahmen Enten haben, durchschnittlich 58:44 mm groß sind und in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden. Die E. führt die Jungen nicht sogleich nach dem Wasser, was auch oft unmöglich ist, wenn sie mitten in trocknen Kieferdickungen gebrütet hat, sondern wandert nur langsam ihm entgegen, unterwegs die Kleinen zum Insektenfang und andrer Nahrung anweisend. Von den hoch gelegenen Nistplätzen holt sie ihre Jungen im Schnabel herunter, viele fallen aber vor Ungeduld aus dem Nest, ohne sich indes besondern Schaden zuzufügen; ist die Gesellschaft auf der Terra firma vereint, so schleicht sie still davon dem Wasser zu und führt im Röhricht oder Binsengestrüpp eine wenig bemerkbare Existenz, zumal die alte E. ungemein klug und wachsam ist und die Jungen sich sehr folgsam auf den ersten Warnungslaut schnell wie die Mäuse drücken. Sie sind vielen Verfolgungen durch Iltisse, Wiesel, Wasserratten, besonders auch Raubvögel ausgesetzt, unter denen der Rohrweih am gefährlichsten ist, der täglich die Röhrichte 2c. absucht. Im Herbst bekommen die Jungen die ausgefärbten Kleider. Sobald die Jungen flügge und die Felder geräumt worden sind, fallen die Enten gern zur Nachlese der Körner auf ihnen ein, besonders auf Hafer- und Erbsenäckern, ferner auf stehenden Gewässern, die viel Entengrütze (**Lemna** *L.*) haben, sammeln später an Waldrändern oder unter einzeln stehenden Bäumen die Eicheln und Bucheln auf und mästen sich so zum Herbst hin ein ganz respektables Ränzlein an. Können sie kleine Fische wegschnappen, so thun sie es gewiß; es kann dies aber nur der Zufall mit sich bringen, da die Stockente nicht tauchend fischt; sie kann also die Fischerei nur durch Auffressen des Fischlaichs schädigen und, da dieser nicht immer so leicht aufzufinden und zugänglich ist, nur sehr sekundär. Ihre Stimme ist der zahmen E. ganz gleich; im Zorn sträubt sie die Federn und sperrt dabei den Schnabel so wunderbar weit auf wie kaum ein andrer Vogel, da ihr besondere Beweglichkeit des Oberschnabels eigen ist.

Jagd und Fang.

Die Entenjagd gehört zu den anziehendsten Verrichtungen des Jägerhandwerks, vorausgesetzt, daß Ruhe, Ordnung und Umsicht bei ihr obwalten, andernfalls sie unglückliche Ereignisse nach sich ziehen kann. Leider gehört aber die Entenjagd infolge zahlreicher Meliorationen der Sümpfe und Brücher, Senkung von Wasserspiegeln größerer und kleinerer Seen, vermehrter Wegnahme der Eier, namentlich in neuester Zeit, wo die Pflege der Fischerei einen so unerwarteten Aufschwung genommen hat und der freilich oft übergroße Eifer die Vertilgung ihrer Feinde anstrebt, zu den in Abnahme begriffenen Jagden.

Die interessanteste und ergiebigste Jagd ist die Treibjagd, wenn die Jungen ausgewachsen und sich wohl etwas zu heben, aber noch nicht abzustreichen im stande sind, was, je nach der Witterung, im Juni oder Juli der Fall ist. Kennt man den Standort ausgekommener Enten, so läßt

man 14 Tage vor der Jagd 1½—2 m breite Schneisen quer durch das Schilf ꝛc. hauen, auf welchen die von den Hunden und den sie führenden Jägern vorwärts gedrängten Enten zu Schuß kommen. Es ist notwendig, daß bis zur Jagd das auf den Schneisen abgemähte Schilf wieder etwa handhoch gewachsen ist, denn über ganz kahle Flächen lassen sich die Enten schlechterdings nicht treiben, sondern tauchen und durchschwimmen unter Wasser diese gefährlichen Stellen. Überhaupt darf ein solcher Ort vorher möglichst wenig beunruhigt werden, um die Enten nicht zum Auswandern anzuregen, wozu sie sehr geneigt sind, wenn ihnen die Gegend nicht sicher scheint. Auch darf man nicht vergessen, daß die zu dieser Jagd geeignete Zeit nur kurz ist, denn sind die Enten schon flugbar, so genügen einige Schüsse, sie alle zu alarmieren und in einer Wolke auf- und davonstreichen zu lassen.

Notwendige Erfordernisse für diese Jagd sind Kähne, auf denen die Schützen einzeln oder zu je zweien von einem Ruderer herangebracht werden und vor den Schneisen Posto fassen. Um den Standpunkt derselben weithin kenntlich zu machen, sind mit Fähnchen versehene Bohnenstangen, die man an die Sitzbretter ohne Schwierigkeiten bindet, sehr zu empfehlen. Wo die besten Stände sind, ist schwer zu sagen, gewöhnlich die 3—4 dem Anfang des Treibens zunächst befindlichen, daher man dort die besten Schützen anstellt; doch müssen auch hinter den Treibern Schützen folgen, denen die zurückgehenden Enten zu Schuß kommen. Daß auch an passenden Stellen des Ufers, an natürlichen Luken und Lücken und dergleichen Plätzen, Schützen zu stehen kommen, bedarf keiner Erklärung. Sind die Stände eingenommen, so wird das Signal zum Antreiben gegeben, worauf die Schützen mit den Hunden und die Treiber vorwärts gehen. Nunmehr entfaltet sich ein lebendiges, anregendes Bild, und in kurzer Zeit übersieht man auch die zu erwartende Beute, denn bei einer Entenjagd muß es sich bald im Schilf und in der Luft regen, sonst ist nicht viel zu erwarten. Einzelne Enten stehen auf und streichen nach einer andern Stelle des Gewässers oder kreisen unschlüssig über demselben; im Schilf hört man es plätschern bald hier, bald dort, bald ist es wieder still; dem winselnden Ton eines Hundes, der die Spur der E. verloren hat, folgt an einer andern Stelle das laute, gedehnte »Quaaaak!« einer bedrängten E., mit angelegtem Gewehr bohrt ein junger Schütze die Augen in das sich bewegende Schilf, schon will er Dampf machen, da steckt zu seinem Schrecken Nimrod sein rauhes Gesicht heraus und gibt dem jungen Heißsporn die goldne Lehre, niemals, am allerwenigsten auf der Entenjagd, auf etwas zu schießen, was man nicht vorher mit aller Bestimmtheit als das gewünschte Objekt erkannt hat. Eine E. streicht dicht über dem Rohr hin, plötzlich bücken sich die Insassen eines Kahns tief herunter, denn ihr Gegenüber findet es angezeigt, auf diese E. zu schießen; er fehlt sie, die Schrote aber sausen gerade über den Kahn weg. Welch namenloses Unglück hätte aus einer solchen Unvorsichtigkeit entspringen können, wenn die Betreffenden das Unheil nicht im Anzug gesehen hätten! Es ergibt sich hieraus die Regel, erst dann nach fliegenden Enten zu schießen, wenn sie sich so hoch gehoben haben, daß die Schrote unmöglich Unheil anrichten können. Damit bei gleichzeitig aufstehenden Enten nicht zufällig die Schüsse zweier Gefährten auf ein und dieselbe E. gerichtet sind, haben sich die Schützen vorher über die Reihenfolge und die Seite, nach welcher jeder zu schießen hat, zu einigen. Steht eine E. vor den Treibern oder Hunden mit ängstlichen Gebärden oder gar Tönen auf, flattert sie wie flügellahm umher, und fällt sie gar, der Gefahr trotzend, wieder ein, so sind die Hunde sofort von der betreffenden Stelle abzupfeifen, denn diese E. hat offenbar noch so schwache Junge, daß sie sich noch nicht heben können, also auch noch nicht zu verwerten sind; auf solche Enten darf selbstverständlich nicht geschossen werden, und überhaupt schieße man auf junge Enten nicht, an denen man die Spiegel noch nicht sicher erkennt.

Mit dem Vordringen der Treiber rudern die Kähne gleichzeitig nach den vordersten Schneisen vor, bis alle abgetrieben

sind; die letzten bleiben hinter den Treibern, um die zurückschwimmenden Vögel zu schießen. Hat man deren während der Treiben viele bemerkt, so lohnt es sich wohl, dieselben in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. Steht die abzutreibende Wasserfläche mit einer andern durch einen Graben in Verbindung, so unterlasse man nicht, diesen mit einigen Schützen zu bestellen, da die Enten auf ihm sich gern still davon zu machen pflegen. Man wird oft die Bemerkung machen, daß angeschossene Enten wie durch Zauberei verschwunden sind und bleiben; jede angeschossene, auf freiem Wasser niederfallende E. schwimmt nämlich sogleich dem Rohr, überhaupt dem Rande des Wassers zu; dort verbirgt sie sich so geschickt, wenn es die Gelegenheit bietet, sogar in gewisser Entfernung landeinwärts, daß sie weder Hunde noch Jäger finden, oder wenn sie vom Hund stark gedrängt wird, taucht sie und beißt sich an Wurzeln und Stengeln an, bis die Gefahr vorüber ist, worauf sie mit dem Schnabel über dem Wasser erscheint, bisweilen aber auch unter demselben verendet. Daß dies möglich ist, haben mehrfache Beobachtungen erhärtet. Man schießt mit größerm Erfolg auf fliegende Enten als auf schwimmende, da die letztern, wenn sie Unrat wittern, so tief im Wasser liegen, daß sie nur eine sehr kleine Zielfläche bieten und meist überschossen werden; im Flug von vorn zu schießen, ist nicht ratsam wegen des die anprallenden Schrote sehr abschwächenden dichten Brustgefieders, seitwärts oder von hinten haben diese mehr Wirkung; eine tödlich getroffene E. ruckt heftig zusammen, zuckt mit dem Hinterkörper, senkt sich nach und nach herab und verendet bald, meist auf dem Rücken liegend; ist sie flügellahm, so wirbelt sie im Kreis herab, wobei der gelähmte Flügel deutlich erkennbar ist, und strebt sogleich dem Ufer zu, schwimmt im fließenden Wasser aber mit dem Strom und taucht bald unter, auch ohne verfolgt zu werden, um sich irgendwo zu verstecken. Sie ist dann sehr schwer zu finden, und nur einem flotten, dabei aber besonnenen Hund wird dies glücken, wobei ihm freier Wille zu lassen ist, wenn er landeinwärts absucht. Manche Jäger, die es besser wissen wollen als der Hund, rufen ihn sogleich unter Drohungen ab und sind aufgebracht, wenn er die E. da durchaus nicht finden kann, wo sie längst fort ist oder niemals war. Nach jeder geschossenen E. die Hunde zu schicken, ist nicht ratsam, da dieselben einerseits zu sehr ermüden, anderseits zu viel Unruhe hervorrufen; hat eine flügellahme E. einen bedeutenden Vorsprung, so holt sie der Hund auch nicht ein, und man thut gut, sie nach dem Schluß des Treibens, vielleicht mit einer andern Leidensgefährtin gleichzeitig, aufzusuchen. Daß so manche E. verloren geht, muß man eben mit in den Kauf nehmen; lieber lasse man eine solche im Stiche, als daß man den Hund übermüdet oder gar gefährdet, wenn er ihr in dicken Schlamm, wo er weder schwimmen, noch gehen kann &c., folgen muß.

Wenn das bekannte Sprichwort: »Kleider machen Leute« auch beim Jäger nicht zutrifft, es sei denn, daß dieser sich gehoben fühlt, eine Art Grauchen in der Löwenhaut abzugeben, so spielt doch die Kleidung eine Rolle und besonders bei der Entenjagd. Wo das Terrain überall unter seichtem Wasser festen Grund bietet, was aber nur höchst ausnahmsweise vorkommen dürfte, sind hohe Stiefel wohl am Platz, im andern Fall aber nur eine unnütze Plage und vielmehr eine Fußbekleidung geboten, die das eindringende Wasser thunlichst leicht wieder herausläßt und den Fuß vor Verletzungen an spitzen Steinen, scharfen Riedgräsern &c. schützt, kurz, ein sonst wenig brauchbarer, alter, defekter Stiefel, den man am Fuß festschnürt, um ihn nicht für immer im Schlamm, lehmigen Wasserboden &c. stecken zu lassen. Bloße Strümpfe schützen vor Steinen nicht, und barfüßig zu gehen, ist geradezu thöricht. Ein leichter, schilffarbener Kittel mit zahlreichen Taschen, eine ausgediente Hose, ein breitkrempiger Strohhut gegen die auf dem Wasser höchst wirkungsvollen Sonnenstrahlen werden ein passendes Kostüm abgeben, dem noch ein Netz für die etwa einzusteckenden Enten beizufügen ist. Die Flinte muß scharf schießen und eine derbe Ladung vertragen, doch hüte man sich vor gröbern Schroten als Nr. 5—4, da erstere

zu wenig Körner gestatten; dagegen kann man für alle Fälle unter Nr. 5 einige Körner Nr. 3 mischen, wie denn überhaupt gemischte Schrote die Trefffähigkeit in die Ferne vergrößern. Über 50 Schritt hinaus zu schießen, verspricht nur geringen Erfolg.

Lohnt das vorhandene Material eine Treibjagd nicht, so tritt die Suche mit dem Hund an ihre Stelle, die aber sehr anstrengend, nach der Beschaffenheit der Örtlichkeit keineswegs ungefährlich und daher nicht jeden Jägers Sache ist; er muß dem Hund in den Sumpf folgen, weil dieser sonst zu suchen aufhört oder er nicht zu Schuß kommt, wenn er die jungen Enten nicht sieht und die flugbaren zu weit von ihm aufstehen; ist der Hund sehr langsam, so wird er wenig zu Schuß bringen, sucht er sehr flüchtig oder auch nur flott, so hat der von außen und innen nasse Jäger Mühe, ihm zu folgen, was aber immerhin den kräftigen Weidmann, der den Rheumatismus noch nicht kennt, von dieser nicht uninteressanten Jagd keineswegs abhalten wird und soll.

Hat man nur vorübergehende, seltnere Gelegenheit zur Entenjagd, so kann man jeden Hühnerhund, der überhaupt ins Wasser geht, benutzen; wo jedoch den größern Teil des Jahrs hindurch auf Entenjagd zu rechnen ist, z. B. wo Zugenten reichlich einfallen, muß man sich nach einem sogen. Wasserhund umsehen, worunter man rauhhaarige Vorstehhunde versteht. Diese gehen nämlich, auch wenn es schon kühler ist, nicht nur lieber und anhaltender ins Wasser als die leicht fröstelnden, kurzhaarigen Vorstehhunde, sondern ihr dichtes, langes Haar schützt sie auch mehr vor Verletzungen durch schneidiges Schilf, Rohrstümpfe u. dgl. Trotz alledem aber ist es nicht zu verantworten, einen guten Hund wegen einer geschossenen E. in das eiskalte Wasser zur Winterszeit zu schicken, denn ehe man es vermutet, sind Rheumatismus, Lähmungen und andre üble Zufälle die unausbleibliche Folge. Lieber eine an sich wertlose E. verloren geben, als den Hund ihretwegen aufs Spiel setzen! Zwar ist es wünschenswert, daß der Wasserhund die Enten steht; doch muß er nötigenfalls schnell einspringen und sie zum Aufstehen zwingen, sonst flüchten sie vor ihm und verkriechen sich; im dichten Wuchs muß der Hund öfters umkehren und den Jäger umkreisen, damit dieser stets Fühlung mit ihm behält. Er muß sicher und gut apportieren, aber niemals das Wild hart anfassen, was leider eine besonders eigentümliche üble Gewohnheit dieser fast immer scharfen Hunde ist; der Wasserhund findet oft Gelegenheit, noch schwache Enten zu greifen, wenn er schnell genug ist, und nichts ist widerwärtiger, als wenn er sie mit aus dem Weidloch hängenden Eingeweiden herbeibringt. Junge Hunde sind besonders scharf zu überwachen, damit sie nicht die verlockende Gelegenheit benutzen, junge Enten, statt zu apportieren, hinunterzuschlingen, wie es viele nur gar zu gern thun in der Meinung, ihr Herr achte ihrer nicht; man vermeide daher, solche junge, noch unbrauchbare Entchen vor den Augen des Hundes wegzuwerfen, und verhüte, daß dieser sie sich im unbewachten Augenblick wieder aufsucht und als herrenloses Gut sich zueignet.

Eine fernere Art, Enten zu jagen, ist der Anstand oder Ansitz. Aufs Geratewohl kann man sich auf kein Wild anstellen, wenn man Erfolge haben will; man muß also die Stellen, wo Enten sicher einfallen, ausgekundschaftet haben. Wie schon erwähnt, ist die Wildente mißtrauisch und mit scharfen Sinnen begabt, äugt besonders gut, daher man für gedeckte Stellung sorgen muß. Entweder gräbt man zu diesem Zweck ein Erdloch etwa von Mannshöhe aus und überdacht es von der Rückseite, bringt in demselben einen Sitz an und trocknes Stroh hinein, um im Winter der Kälte zu begegnen, oder wo diese Vorrichtung der nasse Boden nicht erlaubt, baut man aus gegeneinander gelegten und befestigten Stangen eine Hütte auf und bekleidet sie mit Rohr und Schilf, so daß sie einem kleinen Heuschober ähnlich sieht und zur Umgebung paßt, was notwendig ist, da alle auffälligen Bauten dem Wild, besonders auch den Enten, Mißtrauen einflößen. Nach verschiedenen Richtungen hin bringt man Schießlöcher an, und den innern Raum bemißt man groß genug, um auch den treuen Gefährten, den Hund,

aufnehmen zu können. Sind Büsche an entsprechender Stelle vorhanden, so richtet man sich unter ihnen ein, bindet ihre Äste zusammen oder schneidet sie nach Bedürfnis aus und sorgt hier, wie bei allen Vorkehrungen, für genügenden Schießraum. Je bedeutender und dauernder der Enteneinfall ist, desto dauerhafter und sorgfältiger trifft man die Vorkehrungen. Auf den Wind wird man nicht immer Rücksicht nehmen können, besonders bei größern Wasserflächen, wohingegen man z. B. bei kleinen Teichen und Weihern an beiden Rändern Vorkehrungen trifft, um je nach dem Wind sich auf der einen oder andern Seite ansetzen zu können. Die beste Zeit zum Ansitz ist der Abend, und man muß etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Stand sein; die Enten sind gegen den Abend hin am rührigsten und werden an den beliebten Stellen gewiß nicht ausbleiben; bald kommen sie in kleinern, bald in größern Flügen an, und der Jäger wird gut thun, zu schießen, sowie sich die Gelegenheit bietet, und nicht auf größere Flüge zu warten, denn bald tritt Finsternis ein, welche der Jagd ein Ende macht. Jede einzelne E. vom Hund holen zu lassen ist der Beunruhigung wegen nicht ratsam, noch weniger eine angeschossene verfolgen zu lassen, wodurch die ganze Jagd gestört werden würde. Hat der Jäger einen Kahn zur Disposition, so sammelt er sich die geschossenen Enten am besten selbst auf, vorausgesetzt freilich, daß er es nicht mit fließendem Gewässer zu thun hat, welches ihm die Beute entführt. Will man den Morgeneinfall benutzen, so muß man vor Tagesanbruch zur Stelle sein. Bei Mondschein streichen die Enten fast die ganze Nacht umher, daher die Dauer des Ansitzes schwer zu bestimmen und sich danach zu richten hat, wie lange der Jäger bei oft empfindlicher Kälte auszuhalten vermag. Ist das Wasser zugefroren, so kann man Wuben einhauen lassen, welche die Enten eifrig aufsuchen, um zur Nahrung zu gelangen. Zu empfehlen ist das Ausstreuen von Kartoffeln, Körnern u. dgl., um die Enten zu kirren; gelegentlich bedient man sich auch einer zahmen oder noch besser gezähmten wilden, an den Flügeln gelähmten E., nicht eines Erpels, welche mit ihrem Laut »Quaak-quaak!« die fremden bald herbeilockt. Fallen auf einer Wasserfläche größere Flüge ein, so kann man sie zwar durch Treiber, die jedoch keinen großen Lärm machen dürfen, nach und nach dem verborgenen Schützen schußmäßig heranbringen lassen; doch ist es nur ausnahmsweise von Erfolg, daher keine recht übliche Jagdmethode. Wie am Wasser, kann man sich auch an oder auf eben geräumten Getreidefeldern anstellen, um die Enten zu schießen, welche die zurückgebliebenen Körner aufsuchen und desto zahlreicher erscheinen, je mehr Ausfall das Getreide hatte. Hier wird eine Kirrung besonders gute Dienste leisten, andernfalls das Ergebnis wegen der zerstreut auffallenden und hin und her laufenden Enten sehr zweifelhaft bleibt.

Das **Beschleichen** der Enten erheischt Vorsicht und Ortskenntnis und verspricht nur an bewachsenen Ufern Erfolg. Windige Tage sind dabei nicht zu versäumen, da alsdann die Enten hohe und hohle Ufer und überhängendes Gesträuch aufsuchen, daher leichter anzuschleichen sind. Hat man aber das Unglück, auch nur von einer einzigen E. gesehen zu werden, so hat man auch verspielt, denn auf die Warnung derselben streicht sofort der ganze Flug ab. Gewahrt man auf fließendem Wasser die Enten stromaufwärts, so stellt man sich verdeckt an, denn fast immer kommen sie, vom Strom nach und nach abwärts gedrängt, zu Schuß. Es wird, namentlich in den Löchern, zum Anschleichen der **Schild** empfohlen, d. h. eine auf ausgespannte Leinwand lebensgroß gemalte Kuh. Soll dies wirksam sein, so läßt man vorher an der Einfallsstelle längere Zeit Kühe weiden, an deren Anblick sich die Enten gewöhnen und danach vor der gemalten, welche der Jäger vor sich her trägt, nicht scheuen. Die Umgebung der gemalten Kuh bemalt man grün oder grau; ist man nahe genug herangekommen, so stellt man den Schild auf die Erde, zu welchem Zweck er ein Fußgestell oder spitze Dornen zum Einstechen hat, und schießt durch die angebrachten Löcher. Verfasser hat diese Vorrichtung in der Praxis weder

gesehen, noch nennen hören, zweifelt auch sehr an dem Erfolg, da man es sehr häufig mit fremden Zugenten zu thun hat, die vor dieser Vorrichtung schleunigen Rückzug antreten dürften. Ein üblicheres Hilfsmittel ist der sogen. Wisch, ein mit Rohr, Schilf oder Stroh ausgeflochtener Rahmen, welchen der Jäger wie den Schild vor sich her trägt; oder man überdacht einen Kahn dergestalt mit dem genannten Material, daß der Schütze und der Ruderer gänzlich verborgen sind und so durch vorsichtiges Rudern an die Enten herankommen; jedenfalls ist dies auch das einzige Mittel, an mitten auf freiem Wasser liegende Entenflüge heranzukommen.

Der Fang der Enten wird auf verschiedene Weise betrieben, in großartigem Maßstab durch den sogen. Entenfang, welchen Jester (»Über die kleine Jagd«) folgendermaßen beschreibt: »Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses oder Landsees angelegt und zu dem Ende hier in einer etwa 80—100 Fuß langen und 8 Fuß breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Werftweiden gemacht, von diesen aber eine Art von rundem Strauchgewölbe oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als der gegenüberstehenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine E. durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Sicherung der Anlage unweit derselben ein Faschinendamm aufgeführt. An den beiden Öffnungen oder Eingängen des Fanges sowohl an der Seitenwand, in der man ebenfalls 2—3 Öffnungen zum Hineinschwimmen der Enten anbringen muß, als nach dem Strom zu werden Fallthüren eingerichtet, jedoch so, daß sie sehr schnell niedergelassen werden können, in der Wand nach der Unterseite aber 2—3 runde Löcher und vor diesen kleine, von Weiden geflochtene Thüren und zwar nicht Fallthüren, sondern sogen. Zusatzthüren gemacht. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fang, wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem, sonst auf Pfählen, aufgesetzt und gehörig mit Schilf oder Weiden bekleidet. Die Lockenten werden teils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Öffnungen, teils innerhalb derselben auf kleinen Schilfkaupen angefesselt. Der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Rohrfaden) angelegt, um sie mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Öffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu ködern (kirren), werden innerhalb des Fanges, sowohl auf dem Wasser als auf einer quer durchzogenen und an beiden Seiten befestigten breiten Bohle, Hafer und Malz ausgestreut, vor der auf dem Wasser ausgestreuten Körnung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körnung nicht wegschwimmen kann.

Die beste Jahreszeit zum Fang ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art wie auf dem Herd gekörnt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hineingeschwommen ist, läßt er die Fallthürchen mittels der Zugleinen plötzlich nieder und begibt sich sodann zuvörderst nach den an der Uferseite des Fanges in diesem angebrachten Löchern und stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Hamen oder Garnsäcke, die auf ähnliche Art wie die Garnsäcke der Fischer, jedoch mit etwas weiterer Einkehlung gemacht sind, vor und pflöckt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahn nach der andern Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Öffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn, welches jedoch ganz genau an die Öffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß, auf. Nun begibt er sich mittels Aufhebung der Fallthüren in den Fang hinein, um die etwa noch umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hineinzutreiben oder zu töten.« Ähnlich diesem Entenfang sind auch die

Vogelkojen, großartige Vorrichtungen zum Entenfang, wie z. B. auf Sylt, wo in einem Jahr einmal 45,000 in Einer Koje gefangen wurden. Die im Spätherbst im Binnenland zum Kauf angebotenen Wildenten rühren meist aus solchen Entenfängen her. In den obengenannten Hamen werden die Wildenten nach Jester folgendermaßen gefangen: »Auf Gewässern, die mit Schilf und Rohr verwachsen sind, läßt man 6—8 Hamen und einige Prellnetze, welch letztere nach Art des Geleiters des Feldhühnertreibzeugs mit 3 Zoll weiten Spiegelmaschen gestrickt werden, aufstellen. Die Hamen oder Garnsäcke sowohl als die Prellnetze werden quer durch das Schilf gestellt und zwar in der Art, daß zwischen zwei Hamen immer ein Prellnetz, auf den beiden Flügeln aber, sowohl nach dem Wasser als nach dem Ufer, bloß Prellnetze zu stehen kommen und das Ganze ein einziges, zusammenhängendes Zeug ausmacht. Sobald alles eingerichtet ist, werden die im Rohr befindlichen Enten mit einigen in einer Linie fahrenden Kähnen allmählich und ohne Geräusch, weil die Enten sonst auffliegen, nach den Hamen zu getrieben. Sobald man dem Zeug nahekommt, hält man mit Treiben inne, weil sonst diejenigen Enten, die gerade auf die Prellnetze oder Geleiter stoßen, auffliegen, dagegen sie, wenn man nicht zu stark antreibt, längs vor den Prellnetzen fortschwimmen und, wenn sie an die Garnsäcke kommen, in diese hineinschlüpfen. Wenn man vorsichtig zu Werke geht, kann der Fang oft sehr reichhaltig ausfallen. Die Entensteckgarne, welche wie die Hühnersteckgarne eingerichtet sind, gebraucht man vorzüglich bei jungen Enten. Das Ingarn muß von starkem, festem Zwirn, der Geleiter aber von starkem, festem Bindfaden verfertigt werden. Das erstere hat runde, etwa 3 Zoll weite Maschen. Es muß sehr maschenreich gestrickt und etwa 90 Klafter lang und 18 Maschen hoch, der Geleiter dagegen, welcher Spiegelmaschen hat, 100 Klafter lang, 4 Maschen hoch und jede Masche 12 Zoll weit sein. Der Geleiter wird, wie bei den Rebhühnerstecknetzen, in eins gestrickt, beim Gebrauch aber zur Hälfte zusammengelegt und das Ingarn zwischen denselben eingebunden. Das Garn wird, nachdem vorher unten Stein- und Bleigewichte angehängt worden sind, was auch bei den Hamen und Prellnetzen geschehen muß, auf ähnliche Art wie diese, vermittelst langer Stangen quer durchs Schilf ins Rohr gestellt. Es muß drei Spiegelmaschen hoch über dem Wasser stehen. Das Treiben geschieht, wie vorhin bei dem Entenfangen mit Hamen gezeigt worden. Man kann sich übrigens zu diesem Behuf auch der Hasengarne bedienen, die aber schlaffer als bei dem Hasenfangen gestellt werden müssen, damit sie mehr Busen erhalten. Bei den wahrlich mancherlei Methoden, den Wildenten Abbruch zu thun, dürfen wir wohl die Angel gänzlich übergehen, welche an einem Stein befestigt und mit Fleisch beködert wird; die durch das Verschlingen des Köders gefangene E. muß ertrinken, da sie der Stein nicht hinaufkommen läßt.

Die vorstehenden Jagdbeschreibungen gelten im allgemeinen für alle Entenarten, sofern sie überhaupt die Süßwasser besuchen; wo besondere Jagdmethoden angewandt werden, ist ihre Beschreibung bei den betreffenden Arten angefügt. Wir fahren daher mit der Beschreibung der einzelnen Arten fort.

2) **Krikente** (Anas crecca *L.*, Querquedula crecca *Steph.*; kleine Krikente, Kricke, Grauentchen, Spiegelente, Sommerhalbente). Länge 32 cm, Schnabel 3,6, Schwanz 7, Tarsus 3 cm. Der goldgrüne Spiegel ist der schönste von allen Enten, vorn oberhalb mit rostbrauner Querbinde, unten weiß gesäumt; die Oberseite desselben beim Erpel schwarz, bei der Ente braun gesäumt, die Unterseite schwarz; Kopf und halber Hals kastanienbraun, bei den Erpeln bläulich schimmernd, am Hinterkopf eine Holle, über und unter den Augen eine weiße Linie; Oberseite dunkelbraun; Brust weinrötlich, dunkel gefleckt; Bauch schmutzigweiß, rötlich gewellt; Schwingen rötlichbraun; Schwanz 16federig, dunkel aschgrau, zugespitzt, untere Schwanzdecken schwarz. Die Enten sowohl als die Jungen haben die bekannte Färbung der zahmen Enten

mit den oben angegebenen Artkennzeichen; der Spiegel ist matter als beim Erpel, dennoch aber immer kennzeichnend; Schnabel grauschwarz, Ruder grau, Iris braun. Verbreitung und Aufenthalt hat sie mit der Stockente gemein, nächst welcher sie unsre häufigste E. ist. Lebensweise, Nahrung und Reihzeit gleichfalls wie die Stockente (s. 1); Eier 8—14 Stück, 47:32 mm groß, erbsenfarbig, gleichhälftig. Sie ist weniger scheu, fliegt schnell und taucht behende. Das Nest steht im Schilf oder zwischen Schilf und Binsenbüscheln. Brütezeit 21 Tage. Das Wildbret gilt für zarter als das der Stockente.

3) **Knäkente** (Anas querquedula *L.*, Anas circia *L.*, Querquedula circia *Bp.*; Halbente, Schnärr-, Zirpente, Schäckente, Kernelle). Länge 35 cm, Schnabel 4, Schwanz 7, Tarsus 3,2 cm. Spiegel grau mit grünlichem Glanz, oben und unten weiß gesäumt. Beim Erpel sind Oberkopf und Nacken dunkelbraun, über dem Auge nach dem Nacken ein weißer Strich; Kopf und Halsseiten heller, am untern Teil des Nackens ein dunkler Ring; Hauptfärbung der Oberseite dunkelbraun mit graubräunlichen Säumen; Schultern und Oberflügel aschblau mit dunkeln Stricheln; Kropf gelbbräunlich, dunkel gewellt, Flanken weiß; Schenkel und untere Schwanzdecke gelblich; Schwanz dunkel aschgrau, 14federig. Die E. hat die bekannte braungelbe Färbung der zahmen, im Sommerkleid ist ihr der Erpel ähnlich. Sie ist im übrigen der vorigen sehr ähnlich, nicht selten, fliegt am schnellsten von allen Enten und lockt wie »Knäck knäck knäck!« oder »Knerreb, knerreb!« Sie nistet im April, legt 9—12 gelbgrünliche, 46:30 mm große Eier. Nahrung hat sie mit der Stockente (s. 1) gemein.

4) **Pfeifente** (Anas penelope *L.*, Mareca penelope *Steph.*; Bläßente, Rothals, Piepente, rotbrüstige Mittelente). Länge 46 cm, Schwanz 10, Schnabel 3, Lauf 3,7, Mittelzehe ohne Nagel 4,3 cm. Spiegel des Erpels dunkelgrün, ober- und unterseits tiefschwarz gesäumt, die nächste Feder hinter demselben außen weiß, oft mit schwarzem Saum; der der E. ist dunkelgrau, weiß gesäumt, die hinterste Feder meist ganz weiß, Schwanz zugespitzt. Lauf und Mundspalte gleichlang; Schnabel nach vorn verschmälert, Flügel schneiden mit dem Schwanzende ab. Der Erpel im Prachtkleid hat Stirn und Scheitel gelblichweiß, den übrigen Kopf und Hals rostrot, Kinn und Kehle fast schwarz; Oberrücken, Schultern und Tragfedern aschblau mit feinen, gebrochenen schwarzen Linien, die längsten Schulterfedern weiß, schwarz gesäumt, die übrige Oberseite graubraun; Bürzel weiß geschnitzt; Randfedern der Schwanzdecken sowie alle der Unterseite schwarz. Flügeldecken weiß; Handschwingen und Schwanz braun, der letztere, mit Ausnahme der beiden Mittelfedern, grau gesäumt. Die E. ist auf dem Oberkopf nicht weiß wie der Erpel, sondern rostrot mit schwarzen Flecken; Oberteil der Rückenseite schwarzbraun mit rötlichen Säumen, der untere Teil ebenso gefärbt, aber grau gesäumt, Kehle weißlich; Kopfseiten und Vorderseite des Halses rötlich, schwarz gefleckt, Brust und Bauchseiten rötlichbraun mit grauen Spitzen, Bauch weiß, untere Schwanzdecken ebenso, doch grau gesäumt. Schnabel grünblau mit schwarzem Nagel; Ruder bläulich, Iris braun; Schwanz 14federig. Die Heimat der Pfeifente ist das nordöstliche Europa, von wo sie im Spätherbst zahlreich, bei uns im Oktober, erscheint und im März heimwärts zieht. Sie fliegt schnell, hat aber nicht den pfeifenden Flug der Stockente. Ihr Lockton klingt wie »Wibwi — wibwi!«, dem ein schnarrender Ton folgt. Eier bläulich, auch gelblich, 51:37 mm groß. Nahrung hat sie mit der Stockente (s. 1) gemein.

5) **Spießente** (Anas acuta *L.*, Dafila acuta *Leach*, Anas longicauda *Briss.*; langschwänzige, langhalsige Strichente, Spitzente, Spitzschwanz-, Schwalben-, Fasanenente). Länge inkl. Schwanz 66,5 cm, Schwanz 19, Schnabel 5, Tarsus 5 cm. Die E. ist 53 cm lang. Spiegel des Erpels dunkelgrün, oben und unten schwarz, vorn rostrot, hinten weiß gesäumt, daneben eine schwarze Querbinde. Der Spiegel der E. bräunlichgelb, vorn und hinten weiß gesäumt, Hals verhältnismäßig lang. Die mittlern Schwanzfedern sehr lang und zugespitzt. Beim

Erpel im Prachtkleid sind Kopf, Kehle und Oberhals braun mit schwarzen Punkten auf dem Scheitel; Nacken schwarz mit weißem Absatz; der untere Hals weiß; Oberseite weiß und schwarz gewässert, die längsten Schulterfedern schwarz und weiß gestreift; Schwanz grau; die um 8 cm verlängerten Federn schwarz; untere Schwanzdecken schwarz. Brust und Bauch weiß mit feinen bräunlichen Strichen, nach unten dunkel gewässert; über die Spitzen der Hinterschwingen eine gelbe Binde. Die E. hat Kopf und Hals roströtlich mit schwarzen Flecken, Oberseite dunkelbraun mit gelblicher Fleckung; die verlängerten mittlern Schwanzfedern überragen die andern nur wenig; Unterseite rostgelblich, bräunlich geschmitzt. Schnabel bläulich, schmal, schwarz auf Firste und Nagel; Ruder grau, Iris braun. Die Spießente ist ein nordischer Vogel, nistet aber auch in Deutschland auf großen Bruch- und Wasserflächen. Eier 8—12 Stück, der Stockente ähnlich, 54 : 40 mm groß. Der Erpel lockt wie »Aau — klaruck — ärrr!«, die E. »Gäaak!« Im Flug hört man ein leises Fächeln; Nahrung hat sie mit der Stockente (s. 1) gemein.

6) **Schnatterente** (**Anas strepera** *L.*, **Chaulelasmus strepera** *Gray*; Schnarrente, Weißspiegel, Nesselente). Länge 47 cm, Schwanz 9, Schnabel 4, Lauf 4 cm. Spiegel vorherrschend weiß oder halb weiß, halb grau; hinten und vorn dunkel gesäumt. Der Erpel im Prachtkleid hat rötlichgrauen Kopf und Hals mit dunkeln Flecken; Oberrücken und Schultern grau mit schwarzen Wellenzeichnungen; Unterrücken schwarzbraun, grau geschmitzt, Bürzel und Schwanzdecken ober- und unterseits samtschwarz; Flügeldecken und Schwanz graubraun mit weißen Säumen; Kropf aschgrau, Brust- und Bauchmitte weiß. Die alten Erpel zeichnen sich durch intensiver rostbraune Färbung und ein rostrotes Feld auf den Flügeldecken aus. Im Sommerkleid fehlt die schwarze Färbung der Schwanzdecken, welche, wie die Gesamtfärbung, graubräunlich sind. Den Enten fehlt die dunkle Fleckung auf Kopf und Hals. Der Schnabel im Prachtkleid ist schwarz, an den Seiten mit gelben Flecken; Ruder gelbrot, doch die Schwimmhäute dunkler, in der Jugend gelblicher. Die Schnatterente ist, wie die vorige, ein nordischer Vogel und wird bei uns hauptsächlich nur auf dem Zuge gesehen. Sie nistet wie die vorigen, und das Gelege besteht aus 8—12 grünlichweißen, 50 : 30 mm großen Eiern. Sie läßt ihre wie »Gäääk!« oder »Räckräckräck!« klingende Stimme häufig hören, woher sie den Namen »Schnatterente« erhielt.

Zweite Gattung: Vulpanser *Keys.*

Schnabel nach der Spitze schaufelförmig verbreitert, an der Wurzel mit aufgedunsenem Höcker, bogig aufgeschwungen, mit schmalem Nagel, der kaum 1/4 der Schnabelbreite beträgt. Keine Stirnschneppe. Große Enten mit rostbrauner Färbung.

7) **Brandente** (**Vulpanser tadorna** *Pall.*, **Anas tadorna** *L.*; Erd-, Berg-, Fuchsente, höckerschnäbelige Fuchsente, Fuchsgans, Schelbrak). Länge 58 cm, Schnabel 4,5, Schwanz 8, Tarsus 4,8 cm. Spiegel stahlgrün mit Purpurschimmer, am Hinterrand rostrot. Der Erpel im Prachtkleid ist auf Kopf und Oberhals dunkel metallgrün, Unterhals bis an den Rücken reinweiß, der letztere rostrot, die Schultern schwarz. Auf der Brust ein rostrotes Schild, dessen Mitte, wie die des Bauches, schwarz; Tragfedern weiß, wie auch die obern Flügeldecken, Handschwingen schwarz; Schwanz weiß mit schwarzem Saum. Die Enten sind ähnlich, aber trüber und matter gefärbt; Schnabel hochrot, der Höcker braunrot, Ruder gelbrötlich, Iris braun. Die Jungen sind auf Kopf, Nacken und Rücken dunkel graubraun, das rote Brustschild fehlt; Unterseite weiß mit braunen Flecken auf den Seiten. Die Brandente ist sehr bekannt und wegen ihrer auffallend schönen Erscheinung vielfach auf Geflügelhöfen anzutreffen; sie nistet in England, auf den Nordseeinseln und weiter nordwärts und zwar in Erdhöhlen, die sie sich selbst ausscharrt, oder in Fuchsbauen, wo sie dann merkwürdigerweise von Reineke gänzlich unbehelligt bleibt; auch in hohlen Bäumen nistet sie gelegentlich. Ihre 8—14 Eier sind gelblichgrün und 68 : 50 mm groß. Sie lockt wie »Quakwakwakwak!«, der Erpel:

»Korr korr!« In Nahrung und Flug unterscheidet sie sich nicht von den andern Enten.

8) **Rostente** (Vulpanser rutila *Keys.* et *Blas.*, Anas rutila *Pall.*, Casarca rutila *Bonap.*, Tadorna casarca *Steph.*, Anas casarca *Steph.*; rote Höhlenente, rote Pfeifente, persische E.). Länge 68 cm, Schwanz 11,5, Schnabel 4,2, Lauf 6 cm. Spiegel metallgrün, auf den Flügeldecken ein großes weißes Schild. Kopf und Hals weiß mit rötlichem Anflug, den letztern begrenzt ein dunkler Ring; Schwingen und Schwanz schwarz, die übrige Färbung lebhaft rostrot. Der gerade Schnabel nur an der Spitze etwas aufwärts gewölbt, schwarz; Ruder graubraun; die Flügel schneiden mit dem Schwanzende ab. Im übrigen ist sie der vorigen ähnlich, auch Höhlenbrüterin, doch ein westasiatischer Vogel, der sich nur gelegentlich bei uns einfindet. Mehr als acht Eier pflegt sie nicht zu legen, welche denen der vorigen ähneln. Nahrung die der Schwimmenten im allgemeinen.

Dritte Gattung: Rhynchaspis *Leach*.

Schnabel groß, nach der Spitze hin fast doppelt so breit als an der Wurzel, mit aufrecht stehenden Lamellen; die Flügel erreichen das Schwanzende nicht.

9) **Löffelente** (Rhynchaspis clypeata *Leach*, Anas clypeata *L.*; Schildente, Spatelente, Breitschnabel). Länge 44 cm, Schwanz 7, Schnabel 6,5, Tarsus 3,5 cm. Der goldgrüne Spiegel ist vorderseits von einem breiten, hinterseits von schmälern weißen Streifen gesäumt. Der Erpel im Prachtkleid hat metallgrünen Kopf und Hals; Oberrücken schwarzbraun mit grauen Säumen, Schultern weiß, schwarz gefleckt; Unterrücken und obere Schwanzdecken glänzend schwarzgrün; die kleinern Flügeldecken bläulich, die großen fast schwarz mit weißen Spitzen; Handschwingen braun, Schwanz weiß, die beiden Mittelfedern und die Außenfahnen der folgenden braun, nach dem Rand hin gefleckt; Brust weiß, Bauch rostbräunlich, in den Seiten weiß, untere Schwanzdecken grünlichschwarz. Die E. ist der Stockente ganz ähnlich, doch sogleich an dem auffallenden Schnabel zu erkennen; der Spiegel mattschwarz mit grünlichem Schimmer und unterseits weißem Saum; obere Flügeldecken aschgrau. Ruder gelbrot, Schnabel grauschwarz, Iris gelb. Der Erpel ähnelt im Sommerkleid der E., doch ist er etwas dunkler und hat einen glänzendern Spiegel. Die Jungen ähneln den Weibchen. Nahrung wie bei den vorigen.

B. **Tauchenten.**

Sie unterscheiden sich von den Schwimmenten erstens äußerlich dadurch, daß die Hinterzehen einen häutigen Lappen haben, zweitens aber in ihrer Lebensweise dadurch, daß sie ebenso gut tauchen, wie schwimmen und infolgedessen ihre Nahrung unter dem Wasser heraufzuholen vermögen, die daher auch mehr aus Fischen und andern Wassertieren als aus Vegetabilien besteht. Ihre Ruder stehen, den Tauchern ähnlich, mehr nach hinten, weshalb diese Enten sehr unbeholfen und aufgerichtet gehen; ihre Figur ist kürzer und kompetenter als die der Schwimmenten, der Rücken flacher, so daß er beim Schwimmen nur wenig über die Wasserfläche hervorragt.

Erste Gattung: Fuligula *Steph.*

Schnabel von der Länge des Kopfes, von der Wurzel nach der Spitze mäßig abfallend, nach vorn nur wenig verbreitert, Lamellen äußerlich nicht sichtbar; der kleine Nagel des Oberkiefers hakenförmig gebogen und zugespitzt; die schmalen Nasenlöcher stehen fast in der Mitte; Flügel und Schwanz zugespitzt; Tarsus kürzer als Innenzehe.

10) **Tafelente** (Fuligula ferina *Steph.*, Anas ferina *L.*, Nyroca ferina *Boie*, Aythia erythrocephala *Brehm*; Rotkopf, Braunkopf, Rotkopfente). Länge 40 cm, Schwanz 6,5, Schnabel 4,8, Tarsus 4,2 cm. Der Spiegel ist hell aschgrau. Beim alten Erpel im Hochzeitskleid sind Kopf u. Hals rostrot, Oberrücken schwarz, Unterrücken, Schultern und Flügeldecken hellgrau mit dunkeln Zickzackzeichnungen; Schwingen und Schwanz braun; Kropf und Brust schwarz, Brust-, Bauch- und Tragfedern grau mit nach der Mitte zu verschwindenden Zickzacks; Steiß und untere Schwanzdecken schwarz. Schnabel schwarzblau, an Wurzel und Nagel schwarz, Lauf und Zehen blaugrau, Schwimmhäute fast

schwarz, Iris gelbrot. Nach der Mauser sind Kopf und Hals brauner, vor dem Auge weißlich, die obere Vorderseite schwarzbraun mit gelblichen Säumen; Brust weiß und grau gefleckt; Oberseite schiefergrau. Die E. ist zwar dem Erpel im letztern Kleid ähnlich, doch vorherrschend brauner, so auch am Kopf. Die Tafelente ist bei uns Brutvogel, überwintert auch unter günstigen Verhältnissen und verlangt als Tauchente größere, tiefe Gewässer. Im Oktober und März ziehen die im Norden brütenden in großen, aber wenig geordneten Flügen bei uns durch. Eier 8—10, vorherrschend grünlichgrau, 55:31 mm groß. Nahrung die im Eingang zu den Tauchenten beschriebene.

11) **Kolbenente** (**Fuligula rufina** *Steph.*, **Branta rufina** *Boie*, **Anas rufina** *Pall.*; Rotkopfente, rotköpfige Haubenente, Gelbschopf, Bismatente). Spiegel weißgrau, an der Unter- und Hinterseite mehr grau. Länge 53 cm, Schwanz 7, Schnabel 5, Lauf 4,5 cm. Der Erpel im Prachtkleid trägt einen Federbusch; Kopf und Oberhals rostrot, auf dem Scheitel gelblich; ein schmaler Nackenstreifen, Unterhals und die Brust kohlschwarz; Oberseite graurötlich mit je einem weißen Schulterfleck; Bürzel und obere Schwanzdecken schwarzbraun, die obersten Flügeldecken weiß, die übrigen graubraun; Außenfahnen und Spitzen der Handschwingen braun, Innenfahnen weiß; Armschwingen grau mit braunen Spitzen, die hintersten grau; Schwanz braun mit hellem Saum; Unterbrust, Bauch und untere Flügeldecken schwarzbraun, an den Seiten weiß. Die E. ist auf der Oberseite gelbbraun, Oberkopf rotbraun mit kleinerm Federbusch; Bürzel mattschwarz, obere Schwanzdecken braun mit hellen Kanten, Kopfseiten und Oberhals aschgrau, bis zum Bauch braungelb, dieser grau, nach dem Steiß hin weiß, von einer grauen Binde begrenzt. Der Schnabel des Erpels ist karminrot, Läufe und Zehen sind rötlichbraun, Schwimmhäute schwärzlich, Iris braunrot; der Schnabel der E. ist bräunlicher, die Schwimmhäute ziehen ins Gelbliche. Die Kolbenente kommt aus ihrer südöstlichen Heimat nur selten zu uns, dort ist sie häufig. Bei uns fällt sie zur Frühjahrs- und Herbstzugzeit mit andern Enten zusammen auf größern Gewässern ein. Sie legt 6—10 Eier, welche grünlich und 58:41 mm groß sind. Nahrung die der Tauchenten im allgemeinen.

12) **Moorente** (**Fuligula nyroca** *Gueld.*, **Anas africana** *Gmel.*, Anas leucophthalmos *Temm.*, Anas ferruginea *Retz.*; weißäugige E., kleiner Rothals, rotköpfige E.). Länge 37 cm, Schwanz 5,2, Schnabel 4,8, Lauf 4 cm. Der obere Teil des schmalen Spiegels weiß, der untere schwarzbraun; in den nur wenig gewölbten Schnabel tritt die Stirnbefiederung mit einer Spitze ein. Der Erpel im Prachtkleid ist auf Kopf, Hals und Kropf braunrot mit weißem Kinnfleck und einem schwarzbraunen Ring auf der Halsmitte; Oberseite bis zum Unterrücken schwarzbraun mit gelblichen Schmitzen, dieser und die obern Schwanzdecken schwarz; Schwingen und Schwanz schwarzbraun; der weiße Bauch geht nach hinten in Braunschwarz über, untere Schwanzdecken weiß, Schnabel blauschwarz mit schwarzem Nagel; Läufe blaugrau, Schwimmhäute schwarz, Iris weiß. Nach der Mauser ähnelt der Erpel der E., welche braunen Kopf mit gelblichen Säumen, graurötlichen Vorderhals, schwarzbraunen Oberrücken und braunen Kropf und solche Tragfedern sowie grünlich-graubraune Flügel hat. Zwar ist die Moorente, wie die vorige, eine häufige Bewohnerin der südöstlichen Gewässer, doch auch in unserm Gebiet Brutvogel, besonders auf tiefen, dicht bewachsenen Teichen und Landseen. Ihr weißer Spiegel und die weißen Unterflügel stechen lebhaft von dem düstern Gefieder ab und kennzeichnen sie leicht. Eier wie die vorigen, 52:38 mm groß.

13) **Reiherente** (Fuligula cristata *Ray.*, Anas fuligula *L.*, Glaucium minus *Briss.*; Reihertauchente, Haubenente, Zopfente, Schwarzkopf). Länge 38 cm, Schwanz 5,3, Schnabel 4,2, Lauf 3,5, Mittelzehe mit Nagel 6,2 cm. Spiegel weiß, unterseits mit schwarzbrauner Einfassung; im Genick ein reiherartiger Federbusch. Der Erpel im Prachtkleid hat schwarzen Kopf, Hals und Schopf mit blaurötlichem Metallglanz; die ganze

Rückenseite, einschließlich der Schwanzdecken, schwarzbraun, auf der Rückenmitte und den Schultern weiß gestrichelt; Schwingen und Schwanz schwarz, hell gesäumt; Brust schwarz, Bauch weiß, nach dem Steiß hin grauschwarz; die braunen Flügeldecken mit goldnem Metallschimmer, Schnabel graublau, Nagel schwarz, Läufe graublau mit dunkeln Schwimmhäuten, Iris hochgelb. Die E. ist dem Erpel ähnlich, hat jedoch einen viel kürzern Schopf, eine mattschwarze Färbung auf der Oberseite und gelbliche Punkte statt der weißen, kurzen Strichel des Erpels; auf den schwarzbraunen Seiten und der Brust große rotbräunliche Flecke; Bauch unrein rötlichweiß; der schief stehende Spiegel wie beim Erpel weiß, aber erheblich kleiner; Schnabel und Ruder mehr braun als bläulich; schwefelgelbe Iris. Die Jungen ähneln der E., haben aber nur schwache Andeutung eines Schopfes. Die Heimat der Reiherente ist zwar der Norden, doch brütet sie auch bei uns nicht gerade selten an Binnengewässern und Seebuchten, legt im Mai und Juni höchstens 12 Eier, welche linsenfarbig, etwas glänzend und 57 : 41 mm groß sind. Sie taucht beständig und ruft wie »Korr korr!«, der Erpel zur Reihzeit wie »Hoïa!« Nahrung die der Tauchenten im allgemeinen.

14) **Bergente** (**Fuligula marila** *Steph.*, **Anas marila** *L.*, **Aythia marila** *Bonap.*; isländische Moorente). Länge 44 cm, Schwanz 5,8, Schnabel 4,4, Lauf 3,7 cm. Spiegel weiß, Kopf glatt. Der Erpel im Prachtkleid ist auf Kopf und Hals tief schwarzgrün, welche Färbung hinten in einem Winkel absetzt; der weißgraue Oberrücken hat dichte schwarze Wellenzeichnungen; Unterrücken, obere und untere Schwanzdecken schwarz; Handschwingen und Schwanz schwarzbraun; Brust weiß, auf dem braungrauen Bauch helle Kanten; Schnabel und Läufe bleifarbig; Schwimmhäute grauschwarz; Iris hellgelb. Die E. ist ziemlich einfarbig braun, doch neben dem weißen Spiegel an je einem gelblichweißen Fleck an der Schnabelwurzel kenntlich, die Brust ist trübweiß. Die Bergente ist häufiger Brutvogel auf Island und Grönland, kommt auch bei uns an den Ostseeküsten, in Pommern, Brandenburg und andern Gegenden vor. Gemein ist sie zur Zugzeit und verbreitet sich in großen Flügen bis in das südliche Europa. Das Gelege besteht aus 8—10 ziemlich gestreckten Eiern, welche glänzend grünlich aussehen und denen der vorigen auch in der Größe ähnlich sind. Sie brütet in Gesellschaft, und nicht selten legen zwei Enten in Ein Nest.

Zweite Gattung: **Clangula** ***Flem.***

Der sehr kurze Schnabel fällt nach vorn stark ab, zumal sich der Oberschnabel an der Spitze aufwärts verschmälert; Nagel kurz. Die Stirnbefiederung tritt in einer Spitze, die Seitenbefiederung im Bogen in den Schnabel ein. Zehen sehr lang, Schwanz abgerundet.

15) **Schellente** (**Clangula glaucion** *Boie*, **Anas clangula**, **Anas glaucion** *L.*, **Anas hyemalis** *Pall.*, **Clangula vulgaris** *Flem.*; Schelltauchente, Quakente, Dickkopf, Brillenente, schwarz= oder braunköpfiger Ententaucher). Länge 43 cm, Schwanz 8,3, Schnabel 3,6, Lauf 3,8 cm. Spiegel weiß, bei den Enten mit grauen Querstrichen. Der Kopf des Erpels ist tief metallisch schwarzgrün; vor dem Schnabel je ein großer, rundlicher weißer Fleck (daher »Brillenente«); Oberseite inkl. Schwanz tiefschwarz, ebenso die Flügelränder, Schwingen schwarzbraun, alles übrige weiß, so auch die langen Schulterfedern, doch mit schwarzen Längsstrichen, und die hintern Tragfedern mit schwarzen Querbändern. Schnabel blaugrau, Läufe und Zehen fleischfarbig, Schwimmhäute schiefergrau, Iris gelblich. Der Erpel unterscheidet sich in den verschiedenen Kleidern wenig. Die E. hat braunen Kopf, etwas heller braune Oberseite und graue Vorderseite, unterwärts mit grauweißen breiten Säumen, gelegentlich vor dem Schnabel je einen gelblichweißen Fleck. Spiegel grauweiß, Iris gelblichweiß, Schnabel und Ruder ähnlich dem Erpel. Die Schellente ist ein bis in die Eisregion hinaufgehender nordischer Vogel, brütet zwar gelegentlich in unsern nördlichern Gegenden, erscheint aber vorzugsweise zur Zugzeit in großen Flügen, wird in den Entenfängen zahlreich gefangen und dann

weit ins Binnenland hinein verkauft, in Berlin, Stettin 2c. zu Tausenden. Die Schellente legt bis 16 Eier, welche bauchig, grünlich und 60:43 mm groß sind. Ihr Wildbret schmeckt zwar thranig, wenn es aber mit einer Möhre oder in Heu eingewickelt, leicht abgekocht oder die Haut abgezogen wird, so gibt es für einen nicht verwöhnten Gaumen ein schmackhaftes Mahl als Frikassee, geschmort oder gebraten.

Dritte Gattung: **Harelda** *Leach*.

Der kurze Schnabel nach der Spitze verschmälert, Nagel so breit wie die Schnabelspitze, länger als breit; die Mittelfedern des zugespitzten Schwanzes bei den Erpeln stark verlängert.

16) **Eisente** (**Harelda glacialis** *Leach*, **Anas glacialis, hiemalis, torquata** *L.*, **Anas longicaudata, islandica** *Briss.*, **Clangula glacialis** *Boie;* Eistauchente, isländische Spießente, Langschwanz, Eisschellente, Schwanzente, Spitzschwanz, Klashanik). Länge 55 cm inkl. der 24 cm langen mittlern Schwanzfedern, Schnabel 3,9 cm. Der rötlichbraune Spiegel tritt nur wenig hervor. Beim Erpel im Prachtkleid sind Kopf und Hals weiß, letzterer in einer Spitze in den Rücken hineinragend; um die Augen zimtfarbig, an den Halsseiten abwärts je ein brauner Längsstreifen; Brust mit einer auf den Bauch herabreichenden Spitze, die Oberseite aus verlängerten Schwanzfedern braun, auf welcher Färbung die weißen Schulterfedern zwei lange Längsstreifen bilden; die übrige Färbung weiß. Schnabel an Wurzel und Spitze schwarz, inmitten rot, Ruder dunkel graublau, Iris braun. Der Erpel im Sommerkleid ist vorherrschend erdbraun mit gelblichen Säumen, vom Bauch abwärts weißlich. Die E. ist auf der ganzen Rückenseite braun, auf den Schultern mit hellern Säumen; Oberkopf braun, Kopf- und Halsseiten grauweiß, Kropf braun, Unterseite weiß. Schnabel und Ruder graublau. Der Schwanz ist nach der Mitte nur leicht zugespitzt, die mittlern Federn nicht, wie beim Erpel, verlängert. Die Eisente gehört dem höchsten Norden an, von wo sie gegen den November hin an den deutschen Küsten erscheint und selbst stromauf geht, doch nicht weit ins Binnenland. Ihr Ruf klingt wie »Klashanik!« mit dem Ton auf der letzten Silbe. Sie legt 8—10 Eier, welche 51:36 mm groß, meist gestreckt und graugrünlich sind. Nahrung die der Tauchenten im allgemeinen.

Jagd. Die Eisente lebt hauptsächlich von Wassertieren, die sie durch Tauchen heraufholt, und hält sich dabei in der Nähe des Strandes und der Riffe auf, wo der Fang ergiebiger ist. Sowie man nun einen Flug auf dem Wasser liegen sieht, schleicht man sich möglichst nahe heran, wozu die Dünen gute Gelegenheit bieten, legt sich platt nieder und wartet, bis alle Enten untergetaucht sind, was bald geschieht. Eiligst springt man nun dicht an den Wasserrand, erwartet mit gespannter Flinte die auftauchenden und gibt sofort Feuer; man muß stets etwas tief halten und die Entfernung nicht unterschätzen, was auf der weiten Wasserfläche dem Anfänger in der Regel passiert. Haben sich mehrere Schützen zusammengethan, so können sie alle zu Schuß kommen, ehe die Enten abstreichen, womit diese freilich nicht zögern. Diese Entenart ist zur Zugzeit eine der gemeinsten an den entsprechenden Örtlichkeiten, wird auch in großen Massen gefangen und für wenige Groschen verkauft. Ihr Wildbret muß aber wie das der vorigen behandelt werden, da es oft sehr fett, daher thranig ist.

17) **Kragenente** (**Harelda histrionica** *Keys.* et *Blas.*, **Anas histrionica, minuta, torquata** *L.*, **Clangula histrionica** *Boie;* Stromente, Harlekinente). Länge 43 cm, Schwanz 9, Schnabel 2,6, Lauf 3 cm. Spiegel dunkelviolett, glänzend, hinter ihm auf den Schwingen ein weißer Streifen mit schwarzer Einfassung. Das Prachtkleid des Erpels ist auf Kopf, Hals, Kropf und der ganzen Oberseite vorherrschend braunschwarz mit einigem Metallschimmer. Vor dem Schnabel je ein großer weißer Fleck, welcher nach dem Scheitel zu sich verschmälert, und an welchen sich ein roter bis an das Hinterhaupt anschließt. Hinter dem Ohr ein kleiner, dreieckiger weißer Fleck und unter diesem ein nach dem Hals hinunterlaufender weißer Streifen. Zwischen Hals und Kropf und auf letzterm

je eine breite weiße Binde oder Kragen, Schulterfedern in langen Streifen abwärts weiß, Bauch rostbraun; obere und untere Schwanzdecken braunschwarz, an den Seiten der letztern je ein weißer Fleck; Schnabel und Ruder schiefergrau; Iris gelbbräunlich. Die Ente ist düster braun, über und unter dem Auge und hinter dem Ohr stehen je drei weiße Flecke, auf Kropf und Bauch halbmondförmige weiße Säume. Die Kragenente ist ein nordischer, speziell sibirischer Vogel und ist auch auf dem Zug ein bei uns nur seltener Gast. Eier 6—10, 59:46 mm groß, etwas zugespitzt, trüb gelblichweiß. Sie ruft wie »Kek kek kek kek!« Im allgemeinen ist sie wenig bekannt.

Vierte Gattung: Oidemia *Flem.*

Die fast gänzlich schwarze, stets sehr dunkle Färbung hat ihr den bezeichnenden Namen »Trauerenten« verschafft. Schnabel an der Wurzel mit Höcker, der Haken von gleicher Breite mit dem Schnabel und ebenso lang wie breit. Die Stirnbefiederung erstreckt sich in sanfter Abrundung auf den Schnabel. Schwanz 14federig; Zehen und Schwimmhäute sehr lang.

18) **Trauerente** (Oidemia nigra *Flem.*, Anas nigra *L.*, Anas cinerea *Gmel.*, Anser cineraceus *Bechst.*, Anas atra *Pall.*; schwarze Seeente, Moorente, Rabenente). Länge 46,5 cm, Schwanz 9, Schnabel 4,8, Tarsus 4,2, Mittelzehe mit Nagel 7 cm. Um die Nasenlöcher ein roter Fleck, im übrigen der ganze Vogel samtschwarz, stellenweise mit rötlichem Metallglanz. Im Sommerkleid ist die Färbung bräunlicher, auf Kopfseiten und Kehle und Hinterleib trübweiß, auf letzterm mit dunkeln Flecken. Die jungen Vögel haben keinen Schnabelhöcker. Der Spiegel tritt in keinem Kleid hervor. Läufe und Zehen schiefergrau; Schwimmhäute schwarz; Iris braungelblich. Die Trauerente ist ein hochnordischer Brutvogel, der aber zum Spätherbst in großen Scharen an den holländischen und deutschen Küsten erscheint, doch das Salzwasser nicht verläßt, überhaupt sich nur zur Brütezeit auf dem Land sehen läßt. Das Gelege besteht aus 8—10 Eiern, 61:44 mm groß, gelbrötlich. Ihre Stimme klingt wie »Kräk=läk!« oder auch wie »Re re re!«

19) **Samtente** (Oidemia fusca *Flem.*, Anas fusca *L.*, Anas fuliginosa *Bechst.*, Anas carbo *Pall.*, Anas nigra major *Briss.*; Samttauchente, Samttrauerente, Turpane). Länge 53 cm, Schwanz 8,5, Schnabel 6,6, Lauf 4,6, Mittelzehe samt Nagel 7,5 cm. Die Totalfärbung des Erpels im Prachtkleid ist samtschwarz; Spiegel reinweiß; am Auge hinterwärts ein zugespitztes weißes Fleckchen; die beiden Schnabelhöcker schwarz; Schnabel hochrot mit schwarzem Rand; Läufe und Zehen hochrot, Schwimmhäute dunkelgrau. Nach der Mauser ist die Färbung mehr bräunlich, die Brust weißlich mit undeutlichen Flecken, zwischen Auge und Schnabel sowie hinter dem Ohr je ein weißer Fleck; Schnabel schwarzgrau, Ruder mehr gelb als rot. Die E. ist gelbbraun, die weiße Fleckung am Kopf größer. Die Samtente ist im Polarkreis heimisch, fällt aber zur Zugzeit nicht selten auf Seen und Teichen bei uns ein. Das Gelege besteht aus 8—10 Eiern, welche 70:46 mm groß, bräunlichgelb, glänzend u. etwas bauchig sind. Ihre Stimme klingt wie »Kraa kraa!«, woher die Bezeichnung A. carbo.

Fünfte Gattung Somateria *Leach.*

An den Schnabelseiten tritt die Befiederung in langen Bogen bis an die Nasenlöcher vor; Nagel so breit wie die Schnabelspitze.

20) **Eiderente** (Somateria mollissima *Leach*, Anas mollissima *L.*, Anser lanuginosus *Briss.*; Eidergans, Eidervogel). Länge 58,5 cm, Schwanz 8,2, Schnabel 7, Lauf 4,7, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Beim Erpel im Prachtkleid ist der Oberkopf glänzend schwarz, Hinterkopf gelblichgrün, teilt den schwarzen Oberkopf durch eine schmale weiße Spitze; um das Ohr gelblichgrün, der übrige Teil des Kopfes, Hals, Kropf, Rückenschultern und die sichelförmig vorwärts gerichteten Hinterschwingen sowie je ein Fleck an den Bürzelseiten weiß, der übrige Teil des Körpers braunschwarz, aus dem der dunkelbraune Spiegel wenig hervortritt. Schnabel und Ruder bräunlichgelb; Iris gelblich. Die E. ist

gelbbraun mit dunkeln Längs- und halbmondförmigen Querflecken. Der braune Spiegel ist vorn und hinten weiß gesäumt. Die Eiderente bewohnt den Polarkreis und geht als Brutvogel nur selten südlicher als bis zu den Hebriden; von Sylt, wo sie vordem brütete, ist sie verschwunden. »Das Nest«, sagt Friderich, »ist eine kunstlose Unterlage aus Tang, Gras und Moos, welche das Weibchen mit einer großen Menge Dunen ausfüttert, die es sich selbst ausrupft. Diese Dunenunterlage ist so tief, daß es beim Brüten eigentlich in Federn steckt und beim Ausfliegen nach Futter die Eier damit bedecken kann. Die erste Brut findet man Ende Mai oder im Juni; sie enthält meistens 4—5, aber auch 6—9 Eier, welche öfters eine auffallend in die Länge gezogene Form haben. Sie sind im Durchschnitt 79:54 mm groß, die Brütezeit dauert vier Wochen; ihre Farbe ist ein blasses Blaugrün, bald bräunlicher, bald grünlicher. Sie nisten niemals an süßen Wassern, sondern immer angesichts des Meers, an der offenen Küste oder in Buchten im höchsten Norden von Europa, Asien und Amerika, häufig auf Grönland und Island. Selten behalten sie die erste Brut, denn nicht nur der Eier wegen, sondern namentlich wegen des zarten Flaums, der ein kostbarer Handelsartikel ist, werden die Nester von den Einwohnern aufgesucht und ihres Inhalts beraubt. Die Isländer verpflanzen diese Vögel auf eigne kleine, für sie passende Inseln, auf welchen sie so zahm werden, daß sie an die Häuser bauen und die Einwohner wie unter dem Hofgeflügel unter ihnen umhergehen; doch müssen Hunde &c. während der Brütezeit fern gehalten werden. Die Norweger machen es auf ähnliche Weise, sie richten ihnen die Nistplätze zu, nehmen dafür die Dunen und gewinnen auf diese Weise mehrere hundert Pfund. Die Inseln oder Holme, worauf diese und andre Seevögel gewöhnt sind ihre Eier zu legen, werden dort ‚Äggevär' genannt und machen den Meierhof, zu welchem sie gehören, weit wertvoller. Da nun die erste Brut so gestört wird, so machen sie eine zweite mit drei, im abermaligen Störungsfall noch eine dritte Brut mit zwei oder nur einem Ei; nimmt man ihnen auch noch die dritte Brut, so wird diese Habsucht dadurch bestraft, daß sie einen solchen unheilvollen Ort gänzlich verlassen.« Ihre Stimme klingt wie »Orr!« oder »Korr!« Daß die Eiderenten bei ihrem dichten Gefieder einen derben Schuß verlangen, ist selbstverständlich.

Entenfang, s. Ente (S. 118).

Ententaucher, schwarz-oberbraunköpfiger, s. v. w. Schellente (s. Ente 15).

Enterich, s. v. w. Erpel.

Entladestock, s. Ladestock.

Erdbracher (Triel), s. Dickfuß.

Erdbull, s. Reiher 9).

Erdgeier, s. Geier 2).

Erdhütte, s. Falken (S. 147).

Erdmast, im Gegensatz zu Baummast alle auf der Erde befindliche, vom Baumwuchs nicht herrührende Äsung des Wildes, z. B. Schwämme, Pilze, Wurzeln &c., besonders aber auch bezüglich des Schwarzwilds die Insektenbruten, als Raupen, Puppen, Maden, durch deren eifriges Aufsuchen sich das Schwarzwild nützlich macht; man gebraucht dafür auch gelegentlich den Ausdruck Untermast.

Ereilen, s. v. w. übereilen (s. d.).

Eremit, s. Alpenkrähe 1).

Erheben, sich, vom Lager aufstehen (vom Wild); sich auf die Hinterpranten stellen (vom Bären). — Das Jagdzeug e., es aufheben und stellen.

Erhöhungsvisier, die Klappe am Visier, welche zum Zielen auf weitere Entfernungen dient, indem durch das Visieren über die Klappe und die dadurch erfolgte Hebung des Korns die Kugel in ihrer Flugbahn zu einem größern Bogen veranlaßt wird; vgl. Visier.

Erlegen, ein Wild töten.

Erneuern, ein bestättigtes Jagen oder ein eingestelltes Wild nochmals mit dem Hund umkreisen, um sich fest zu versichern, daß es noch in dem betreffenden Distrikt steckt, also keine Fehljagd zu befürchten ist.

Erniedrigen, sich, sagt man vom Bären, wenn er sich niederlegt; auch vom Hirsch, der abgeworfen hat, sagt man: er hat sich erniedrigt, oder: er geht niedrig.

Erpel (Entvogel, Antvogel), die männliche Ente.

Eselschreier (gemeiner Pelikan), s. Pelikane.

Eulen (Strigidae), Familie aus der Unterordnung der Nachtraubvögel, welche vier Unterfamilien umfaßt:

Tageulen (Surninae), mit vier Gattungen: Nyctea (Schneeeule), Surnia (Sperbereule), Glaucidium (Sperlingseule), Athene (Steinkäuzchen).

Ohreulen (Buboninae), mit drei Gattungen: Bubo (Uhu), Otus (Waldohreule, Sumpfohreule), Scrops (Zwergohreule).

Käuze (Syrninae), mit zwei Gattungen: Syrnium (lappländische Eule, Habichtseule, Waldkauz), Nyctale (rauhfüßiger Kauz).

Schleiereule (Strigina), eine Art: Schleiereule (Strix flammea).

Kennzeichen (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel Deutschlands ꝛc.): Kopf dick, fast rund, dicht befiedert; Augen groß, nach vorn gerichtet, die Ränder der Lider mit kurzen Wimpern umsäumt; Schnabel kurz, schon von der Wurzel an scharf nach unten gebogen und in einen Haken endend, ohne Zahn, die Wachshaut und der größte Teil des Schnabels mit steifen, lose geschlissenen Federn umhüllt, Nasenlöcher rund, am vordern Teil der Wachshaut stehend. Von den Augen rundum ausstrahlend ein Kreis von seidenartigen, geschlissenen Federn und an diesen kleine, nach unterhalb gebogene, steife Federn, am meisten an der sehr großen Ohrmuschel hervortretend, zusammen unter der Bezeichnung »Schleier« bekannt, welcher bei einigen Arten am Kinn absetzt. Die große Ohrmuschel kann wie die Augenlider geöffnet und geschlossen werden; mit dem Heben und Senken der Lunge erweitert und verengert sich die bei den Nachteulen gegen die Tageshelle außerordentlich empfindliche Pupille. Flügel mehr oder weniger abgerundet, von verschiedener Länge, eine oder mehrere der äußern Schwungfedern am Rande der Außenfahne fein gesägt; das ganze Gefieder groß, lose und sehr weich. Tarsen stets, Zehen größtenteils sehr dicht befiedert, die äußere stets Wendezehe. Krallen gekrümmt, scharf; Kropf fehlt gänzlich.

Erste Unterfamilie: **Surninae (Tageulen).**

Erste Gattung: Nyctea *Thunb.*

1) **Schneeeule** (Nyctea nivea *Thunb.*, Strix nyctea, scandiaca *L.*, Strix wapacathu *Gmel.*, Strix nivea *Daud.*, Strix candida *Lath.*; Schneeeule, Schneekauz, weiße Eule, große weiße, isländische, nordische Eule ꝛc.). Länge 58—60 cm, Schwanz 22, Schnabel 3,3, Mundspalte 3,8, Lauf 6,2, Mittelzehe 3,7, ihre Kralle 3, Innenzehe 2,8, ihre Kralle 3 cm (Fig. 1). Die Nestjungen sind graubraun

Fig. 1.



Fuß der Schneeeule.

und werden mit dem Wachsen der Federn weißer; das Jugendkleid ist graubraun gewellt; je älter die Eule wird, desto weißer wird sie, zuletzt ist sie ganz weiß und stellt mit den feurigen, goldgelben, von schwarzen Lidern umgebenen Augen einen außerordentlich ansprechenden Vogel vor; der schwarze Schnabel verschwindet fast in dem weißen Flaum des Schleiers, und die Fänge sind gleichfalls so dicht von den langen, weich zerschlissenen Federn eingehüllt, daß die Zehen und schwarzen Krallen kaum sichtbar sind. Das übrige Gefieder ist jedoch, wie bei allen Tageulen, härter als das der Nachteulen, der Kopf verhältnismäßig klein; die dritte Schwinge ist die längste, die erste und zweite gesägt, die zweite, dritte und vierte und oft auch die fünfte an der Außenfahne verengt. Über den Augen stehen ganz kleine, kaum bemerkbare Federbüsche, welche die Schneeeule eigentlich den Ohreulen zugesellen oder als Übergang von diesen zu den Käuzen

hinstellen. Die Schneeeule ist ein den hohen Breitengraden Europas, Asiens und Amerikas angehöriger Vogel, der jedoch wohl infolge von Nahrungsmangel oder andern unaufgeklärten Veranlassungen nach Süden wandert und dann in kleinern Flügen bei uns erscheint; auf diese Weise verfliegt sie sich bis nach Böhmen hinein. Gemein ist sie in Grönland, selten in Island. Im Juni horstet die Schneeeule, wobei sie, wie alle Eulen, mit den Vorkehrungen wenig Umstände macht und in irgend einer kleinen, mit Gräsern und Federn ausgelegten Vertiefung bis zehn Eier, aber in solchen Zwischenräumen legt, daß in Einem Nest bebrütete Eier, Dunenjunge und fast flügge Geschwister angetroffen werden, eine Eigentümlichkeit, welche auch die Schleiereule hat. Die Eier sind reinweiß, feinkörnig, bald rundlich, bald etwas gestreckt und 59:45 mm groß, den Uhueiern nicht unähnlich. Das Männchen hält beim Horst Wache, warnt das Weibchen durch lautes Kreischen, worauf dieses sofort abstreicht, greift aber den Feind, besonders Hunde, so hartnäckig an, daß es dabei zu Schuß kommt, wogegen sonst die Schneeeule sehr scheu und vorsichtig ist. Ihr Raub besteht aus Hasen, Eichhörnchen, Ratten, besonders Lemmingen, Mäusen, Vögeln und auch Fischen, die sie nach Audubons Mitteilungen sehr geschickt und folgendermaßen fängt: »Wenn sie an den Rändern der Gewässer auf Beute lauerten, lagen sie unveränderlich glatt auf dem Felsen, mit dem Leib der Länge nach dicht am Rand ausgestreckt, und hielten den Kopf nach dem Wasser hinuntergebeugt. Man hätte denken können, sie lägen in tiefem Schlaf, so ruhig verharrten sie in derselben Stellung und so lange, bis sich eine sichere Gelegenheit darbot, einen Fisch zu ergreifen, was ihnen, wie ich glaube, nie mißlang. Denn in dem Augenblick, wo sich einer derselben ahnungslos nahe genug an die Oberfläche des Wassers erhob, griff die Eule sofort mit dem Fang blitzschnell danach und zog den Fisch heraus; hatte sie einen Fisch von einiger Größe gekrallt, so griff sie gleich auch mit dem andern Fang zu und flog dann weiter mit ihm davon.« Ihr Gesicht und Gehör sind sehr scharf, und als echte Tageule fliegt sie, wie jeder andre Tagraubvogel, unbeirrt in den hellsten Sonnenstrahlen. Ihre Stimme ist ein kreischendes Bellen, das sie oft hintereinander ausstößt. Wie ausdauernd ihr Flugvermögen ist, geht daraus hervor, daß sie auf offener See, 200 Seemeilen von Neufundland, munter fischend beobachtet wurde.

Die Jagd auf die Schneeeule, als ein der Jagd schädliches Tier, bietet wenig Interessantes; es handelt sich bei solchen Raubtieren weniger um das Vergnügen zu jagen, als um sie zu vertilgen, und so wird die Vertilgung der Horste das sicherste Mittel sein. Da sie sich gern auf frei gelegenen Örtlichkeiten aufhält, ist ihr schwer beizukommen; ob sie in Fallen geht, weiß man nicht, da sie in ihrer nordischen Heimat nur der reisende Forscher beachtet.

Zweite Gattung: Surnia *Duméril*.

2) **Sperbereule** (**Surnia nisoria** *Wolf*, **Strix nisoria** *Wolf*, **Strix funerea ulula** *L.*, **Caparacoch** *Buff.*, **Surnia ulula** *Collet*, **Strix uralensis** *Shaw*; Falkeneule, Eulenfalke). Länge 40 cm, Schwanz 15, Schnabel 2,5, Mundspalte 1,5, Lauf 2,5, Mittelzehe 1,9, ihre Kralle 1,3, Innenzehe 1,6, ihre Kralle 1,7 cm. Schleierfedern rund um das Auge. Schwanz lang, stark keilförmig abgerundet; Kopf nur mäßig stark; die 3. Schwinge ist die längste, die 1. und 2. sind gesägt, die 2., 3., 4. und 5. sind an der Außenfahne verengt. Das Hauptkennzeichen dieser Eule liegt in der trübweißen, braun gebänderten, sperberartigen Zeichnung der Vorderseite, welche keine andre Eule hat, sowie in den kurzen Flügeln, welche etwa mit der Hälfte des Schwanzes abschneiden. Scheitel- und Nackenfedern braun und weiß gefleckt, Rücken braun mit weißen Flecken, auf den Schultern mehr weiß als braun; Schwanz und Schwingen braun mit weißen Querbinden. Um die Augen ein dunkler Rand, vor und hinter der Ohrmuschel je ein halbmondförmiger schwarzbrauner Streifen, Kinn und Kehle weißlich, letztere von einem schwarzbraunen Bogen eingefaßt. Schnabel horngelb, Iris lebhaft gelb. Das Männchen ist kleiner als das Weibchen, sonst sind sich beide ähnlich.

Die Sperbereule ist zwar ein nordischer Vogel, geht aber nicht über die Nadelholz- und Birkenregion hinaus. Bei uns erscheint sie nur als gelegentlicher Gast, wobei sie nicht schwer erlegt wird. Sie nistet in Baumhöhlen, auf einfacher Unterlage von Gras oder faulem Holz, legt bis sieben, seltener neun Eier, welche weiß, etwas gestreckt und 42 : 32 mm groß sind. Die Sperbereule fliegt und raubt am Tag, wobei sie dem Sperber ähnlich wäre, wenn nicht der dicke Eulenkopf sie verriete; zwar fängt sie viel Mäuse, doch auch Vögel und andre dem Menschen angenehme und nützliche Tiere, so daß sie zu den schädlichen Vögeln gehört. Sie ist sehr frech, schlägt den Kletterer, welcher ihren Horst bedroht, nicht selten auf den Kopf, stößt auf Hunde und versucht dem Jäger das geschossene Huhn fortzuschleppen. Bei diesen Gelegenheiten kommt sie zu Schuß und kehrt selbst nach einem Fehlschuß auf die verhängnisvolle Stelle zurück, wie beobachtet wurde. Weiteres über die Jagd auf sie ist nicht bekannt.

Dritte Gattung: Glaucidium *Boie*.

3) **Sperlingseule** (Glaucidium passerinum *Boie*, Strix passerina *L.*, Strix acadica *Gmel.*, Strix pygmaea *Bechst.*; Zwerg-, akadische Eule, Tagkäuzchen, Wald-, Tannen-, Zwergkäuzchen). Länge 16—18 cm, Schwanz 6,5, Schnabel 1,2, Lauf 1,5, Mittelzehe 1,1, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,1, ihre Kralle 1,1 cm. Schleier undeutlich, nur am Außenrand des Auges vorhanden; Schwanz fast gerade. Kopf klein und schmal, Auge hellgelb, Schnabel horngeblich. Die schon durch ihre kleine Gestalt genügend gekennzeichnete Eule ist auf der ganzen Oberseite braun mit weißen Punkten und Fleckchen, besonders auf dem Kopf, und hat 5—6 schmale weiße Querbänder auf dem Schwanz; Schleier weiß mit drei breiten schwarzen Bogen; die ganze Vorderseite weißlich mit dunkelbraunen Längsflecken; Krallen schwarz. Die dritte Schwinge ist die längste, die vordersten fünf sind eingeschnürt, die ersten drei schwach gesägt. Das Zwergkäuzchen fliegt schnell und geschickt im Sonnenlicht wie in der Dämmerung, raubt kleine Vögel und Mäuse und ist nur wegen seiner kleinen, niedlichen Gestalt bemerkenswert, für den Jäger, den es nicht schädigt, von geringerm Interesse. Seine Heimat sind dunkle Waldgebirge, auch ebene Wälder; häufiger scheint es im Süden als bei uns vorzukommen und wird wohl häufig gar nicht bemerkt oder wohl gar mit dem Steinkäuzchen verwechselt. Es horstet in Baumhöhlen; die kleinen, zierlichen, rundlichen Eier sind weiß und etwa 30:25 mm groß. Wegen seiner Scheu ist es schwer zu schießen.

Vierte Gattung: Athene *Boie*.

4) **Steinkäuzchen** (Athene noctua *Boie*, Strix noctua *Retz.*, Strix nudipes *Nilss.*, Surnia noctua *Bonap.*; Käuzchen, kleine Haus-, Scheunen-, Waldeule &c., Schützeneule, Leicheneule, Leichen-



Fig. 2. Fuß des Steinkäuzchens.

hühnchen, Toteneule, Totenvogel, Klagemutter). Länge 22—24 cm, Schwanz 8,5, Schnabel 1,6, Lauf 4,5, Mittelzehe 1,8, ihre Kralle 1,1 cm (Fig. 2). Der Schleier nur um den Außenrand des Auges; Schwanz ganz gerade und kurz; Zehen nur mit einzelnen borstenartigen Federn dünn besetzt. Das Steinkäuzchen ist Tag- und Nachteule. Oberkopf braun mit weißen Federspitzen, auf dem Hals größere weiße Flecke; Rücken braun mit großen weißen, etwas rötlich gesäumten Flecken; Schwingen braun, am Außenrand weiß gefleckt; Gesicht grauweiß, mitten durch den Schleier ein schwarzbrauner Bogen; Kehle und Brust dunkelbraun mit roströtlich-weißen Federsäumen; die übrige Vorderseite grauweiß, unregelmäßig braun und grau gefleckt. Schnabel kräftig und stark gekrümmt, horngelb; Wachshaut trübgelb, Nasenlöcher rundlich, Bartborsten lang und schwarz. Iris lebhaft gelb; die mit einigen Borstenfedern besetzten

Zehen fleischfarbig; Krallen schwarzgrau, stark gebogen und sehr spitz; das Männchen ist etwas kleiner, sonst sind beide Geschlechter äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden. Das Steinkäuzchen (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) ist ein dem Volk wohlbekannter, vom Aberglauben mit scheuem Interesse betrachteter, vom Naturfreund gern gesehener Gast. Seine höchst drolligen Gebärden, die possierliche Gestalt, im aufgeblasenen Gefieder fast so rund wie eine Kugel, gestützt von den langen, dünnen Ständerchen, geben dem stets beweglichen Tierchen ein lächerliches Äußere, mit welchem es im gezähmten Zustand seinem Pfleger viel Spaß macht. Bald duckt es sich zusammen, bald fährt es hoch auf, um sogleich wieder tiefe Verbeugungen zu machen. Zwar jagt das Steinkäuzchen am liebsten und muntersten in der Dämmerung, versteht es aber auch am Tag recht gut und sieht und hört dabei sehr scharf, so daß es ein Bindeglied zwischen Tag- und Nachteulen ist. Dem Norden fehlt das Steinkäuzchen gänzlich, schon im südlichen Skandinavien kommt es nicht mehr vor; je südlicher wir aber eindringen, desto häufiger treffen wir auf das kleine Geschöpf, bis wir es im südlichen Europa als wirklich häufig bezeichnen müssen. Das in Italien vorkommende südliche Käuzchen (Athene meridionalis) ist nur eine lokale Farbenabweichung, keine besondere Art. Große Baumgärten mit alten löcherigen, schattigen Bäumen, alten Kopfweiden besonders, Felsenspalten, alte Bauwerke sind seine beliebten Schlupfwinkel; große Waldungen bergen es nicht. In diesen Löchern legt es im April oder Mai seine Horststätte ohne besondere Vorkehrungen an, 4—5 rundliche, weiße, 35 : 30 mm große Eier hinein und brütet sie in etwa 16 Tagen aus. Das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß es sich beinahe greifen läßt; die Jungen werden mit Insekten, Mäusen, Vögeln 2c. aufgefüttert und bleiben noch, wenn sie flügge sind, bei den Alten, so daß im Spätsommer ganze Familien beisammen sind und sich bei Eintritt der Dämmerung mit ihrem lauten »Kuitt kuitt kuitt!« zusammenrufen, welche Laute der Aberglaube mit »komm mit, komm mit! auf den Kirchhof!« übersetzt, und wenn das neugierige Tierchen an ein erleuchtetes Fenster fliegt, hinter dem zufällig ein Kranker liegt, so wird es als Todesvorbote und daher mit ängstlicher Scheu angesehen, wohl auch verfolgt. Allerdings verspeist das Steinkäuzchen manchen Sperling und sonstigen kleinen Vogel, um so mehr aber allerhand schädliche Tiere, viele Nachtfalter, die es in der Dämmerung fängt, und ist deshalb ein nützlicher, zum wenigsten gewiß harmloser Vogel. Die Jagd auf diese kleine Eule bietet nichts Interessantes; sie wird, namentlich im Süden, häufig an Leimruten gefangen und dann zum Anlocken, resp. Fangen kleiner Singvögel benutzt, die bei ihrem Anblick zahlreich und zeternd herbeifliegen und an den für sie aufgesteckten Leimruten kleben bleiben.

Zweite Unterfamilie: Buboninae (Ohreulen).

Auf dem Schnabel zwei größere oder kleinere Federbüschel. Kopf groß, rund, Schleier deutlich hervortretend; Schwanz nur mäßig lang oder kurz, fast gerade. Sämtliche Ohreulen sind Nachteulen.

Erste Gattung: Bubo *Cuv.*, s. Uhu.

Zweite Gattung: Otus *Gray.*

Kopf groß, Federbüschel an Größe verschieden, Flügel spitz, den Schwanz erreichend oder überragend. Tarsen und Zehen dicht befiedert. Ohrenspalte reicht bis an die Stirnseiten.

5) **Waldohreule** (Otus vulgaris *Flem.*, Strix Otus *L.*, Asio Otus *Briss.*, Bubo Otus *Savigny;* gemeine Ohreule, kleine Waldohreule, Horneule, langohrige, Ranz-, Fuchs-, Knappeule, Ohrkauz, kleiner Uhu). Länge 36 cm, Schwanz 15,5, Schnabel 2,5, Lauf 4,5, Mittelzehe 2,5, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,2, ihre Kralle 1,9, Ohrbüschel 5 cm. Die Waldohreule ist durch diese Kennzeichen so charakterisiert, daß eine ausführliche Beschreibung überflüssig ist. Auf der Oberseite ist sie vorherrschend braun und gelbbraun gefleckt und gewässert, auf der Unterseite bräunlichgelb mit dunkeln Längsstreifen. Um den innern Halbkreis der Augen zieht sich ein schwarzer Federbogen, auf den Augenbrauen ein

weißer Streifen, Schleier graugelb, fein geschlissen, mit lebhaft weiß und schwarzbraun gefleckten Randfedern eingefaßt. Es gibt keine andre Eule von der genannten Größe mit so langen, stets aufrechten Ohrbüscheln. Die Nestjungen haben grauweiße Dunen, auf welchen bald bräunliche, wellenförmige Zeichnungen zum Vorschein kommen, und sind unbeschreiblich häßlich, sehr boshaft, werfen sich bei der Annäherung eines Feindes sogleich auf den Rücken und strecken ihre großen, spitzen Krallen drohend entgegen. Die 1. Schwinge ist tief gesägt, die 2. die längste, die 3. ist fast gleichlang, die 1. mit der 4. fast von gleicher Länge. Die Ohreule ruft wie »Höuu-uk!« oder auch »Wumb!« Sie hat eine außerordentlich große Verbreitung und fehlt eigentlich nirgends, wo Waldbäume sind, gleichviel ob im Gebirge oder Flachland; nach reichlichem oder mangelndem Fraß ist sie Stand-, Strich- und Zugvogel und erscheint plötzlich in ganzen Flügen, wo zahlreiche Mäuse vorhanden sind. Sie legt schon in der ersten Hälfte des März ihre sechs weißen, rundlichen, von 40:33 bis 43:31 mm wechselnden Eier, am liebsten in einen Raubvogel- oder Krähenhorst, ausnahmsweise in Baumhöhlen, und brütet sie in 21 Tagen aus. Das Männchen versorgt während dieser Zeit das Weibchen reichlich mit Futter, nachher mit diesem gemeinschaftlich die Jungen und ist überhaupt ein sorgsamer Hüter und Wächter, füttert auch, wenn das Weibchen verunglückte, die Brut allein auf; ist von dieser eins aus dem Horst gefallen, wie häufig geschieht, so zischt es in Zwischenräumen wie »Chi-chi-chi!«, um von den Alten besser aufgefunden zu werden. Im Zorn faucht die Waldohreule wie eine Katze, knappt mit dem Schnabel und vermag ihr Gesicht fast rundum zu drehen. Auch klatscht sie wie der Uhu mit den Flügeln, indem sie mit ihnen unter dem Leib zusammenschlägt. Die Waldohreule kröpft Maulwürfe, Ratten, Frösche, Insekten, besonders aber Mäuse, und räumt ganz gewaltig unter ihnen auf. Nimmt sie daher auch gelegentlich einen Vogel, selbst ein Huhn, so steht sie doch als ein so vorwiegend nützlicher Vogel im Naturhaushalt da, daß ihr zweckloses Töten unverantwortlich ist. Am Tag schläft sie so fest daß sie leicht beschlichen werden kann, und streicht, wenn erwacht, erst nach einigem Besinnen ab, so daß sie sehr leicht geschossen werden kann; auf dem Zug hocken oft mehrere schlafend dicht aneinander; wem ein Schuß auf solches Zielobjekt Freude macht, mag sich daran ergötzen, zu den Weidmannsstücken gehört es aber sicher nicht. Sind in der Gegend keine Mäuse mehr hinreichend da, so wandern die Ohreulen weiter. In Fallen ist sie auch oft gefangen worden. Wenn sie Gefahr merkt, macht sie sich dünn und drückt sich fest an den Stamm oder Ast, wobei sie zu ihrem Heil meist übersehen wird.

6) **Sumpfohreule** (Otus brachyotus *Forster*, Strix brachyotus *Gmel.*, Strix noctua major *Briss.*, Strix palustris *Bechst.*, Strix brachyura *Nilss.*, Asio ulula *Less.*, Aegolius brachyotus *Keys.* et *Blas.*, Asio accipitrinus *Newton;* kurzohrige, Schnepfen-, Moor-, Rohr-, Wiesen-, Brucheule, Brandeule, gelber Kauz, gelber König, Kohleule). Länge 37 cm, Schwanz 16, Schnabel 2,7, Lauf 4, Mittelzehe 2,8, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,2, ihre Kralle 1,7 cm. In der Färbung ist die Sumpfohreule der vorigen auffallend ähnlich, doch die gesamte dunkle Längszeichnung breiter, die Fleckung größer. Die Vorderseite geht bei nicht wenigen Exemplaren in Gelbweiß ohne Längszeichnung über. Sie hat, wie die vorige, hochgelbe Iris; das Auge aber ist etwas kleiner, von breitem schwarzen Rand umrahmt und gibt ihr ein sehr ansprechendes, kluges Gesicht. Die Ohrbüschel sind nur sehr klein, kaum 2 cm lang, rückwärts gebogen über den Augen, ziemlich nahe aneinander gestellt, und die Eigentümlichkeit der Eule, dieselben oft, nach dem Tod stets, so niederzulegen, daß sie gar nicht zu sehen sind, hat zu vielen Verwechselungen Anlaß gegeben; man kann die Büschel aber sofort erkennen, wenn man die Scheitelfedern nach vorn streicht. Die 3. Schwungfeder ist die längste, die 2. fast gleichlang, dann folgen die 1., 4., 5., von welchen die 1. und 2. deutlich, die folgenden weniger, gesägt sind. Die Flügel überragen den Schwanz.

Im Flug unterscheidet sich die Sumpfohreule von der vorigen dadurch, daß sie am Tag behender ist, besonders auffällig aber durch ihre Liebhaberei, senkrecht aufzusteigen und sich ebenso herabzulassen, was dem dickköpfigen Vogel komisch ansteht. Ihre Verbreitung ist noch ausgedehnter als die der vorigen, daher eine besondere Aufführung überflüssig. Nicht wie bei der Waldohreule der Wald, sondern große Heideflächen, Sümpfe und Moore mit Binsen, Riedgräsern und Schilf sind ihr Aufenthalt, daher sie gelegentlich der Bekassinenjagd von den Hunden aufgestöbert oder, wenn sie zum Aufstehen nicht Lust hat, verbellt wird. Sind Mäuse genug vorhanden, so bleibt sie auch im Winter bei uns, andernfalls und besonders bei vielem Schnee wandert sie wie die vorige. Auf den angegebenen Örtlichkeiten, unter einem Strauch, Binsen- 2c. Büschel findet man im April meist vier, ausnahmsweise mehr Eier, 38 : 30 mm, mit geringen Abweichungen, groß, weiß, gestreckter und kleiner als die ganz ähnlichen der Waldohreule; die Jungen sehen den vorigen sehr ähnlich, zeigen aber wenig Spuren der Federohren, sind jedoch sicher durch ihren Fundort zu erkennen, wo die der Waldohreule niemals angetroffen werden. Meist verschläft sie den Tag, schraubt sich aber dennoch im hellen Sonnenlicht hoch auf, gaukelt umher und streicht gewandt davon. Sie wandert in Flügen bis zu 100 Stück. Außerordentlich gefräßig, kröpft sie ausschließlich große Massen schädlicher Nager, ist also für den Naturhaushalt ein überaus nützlicher, dabei hübscher Vogel, dessen sanfte Stimme wie »Gääw-gääw!« klingt. Sie kann nach alledem kein Gegenstand der Jagd sein.

Dritte Gattung: Scops *Savigny*.

7) **Zwergohreule** (Scops zorca *Savigny*, Strix scops *L.*, Scops zorca carniolica *Gmel.*, Otus scops *Schleg.*; kleine Ohr-, Baumeule, krainische Ohreule, gehörntes Käuzchen, Waldäuffel, Posseneule). Länge 20 cm, Schwanz 6, Schnabel 1,5, Lauf 2,8, Mittelzehe 1,7, ihre Kralle 0,9, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 0,9 cm. Die spitzen Flügel überragen den Schwanz; nur die langen Läufe sind befiedert, die Zehen gänzlich nackt; der etwas hängende Schnabel und die Krallen hell hornfarbig; Iris lebhaft gelb; die Federohren stehen an den Scheitelseiten ziemlich weit ab. Diese Kennzeichen sowie die eintönig erdbraune Färbung dieser kleinen Ohreule, die mit den sehr feinen dunkeln Zeichnungen mehr an einen Wendehals oder eine Nachtschwalbe erinnert, als einer Eule ähnlich sieht, machen jede weitere Beschreibung müßig; es gibt eben nur Eine so kleine und so gefärbte Ohreule. Die Zwergohreule verbreitet sich von Süddeutschland ab südlich und ist ein echter Waldvogel, der in alten hohlen Bäumen, Felslöchern und altem Gemäuer, nur ausnahmsweise im Gebälk verödeter Gebäude brütet. Sie legt im Mai ihre vier kleinen, reinweißen, runden, mattschaligen Eierchen ab, welche etwa 29 : 27 mm messen und in drei Wochen ausgebrütet werden. Kleine Mäuse, auch Vögel, Insekten, besonders Nachtschmetterlinge sind ihre Nahrung; nur ungern fliegt sie am Tag; ihre Stimme klingt wie »Giu giu!«, besonders während der Paarzeit. Im ganzen wird sie wenig beobachtet. Sie fällt wenig auf, wird meist für einen Astauswuchs gehalten, ist aber, da sie nicht scheu ist, leicht zu schießen.

Dritte Unterfamilie: Syrninae (Käuze).

Der große Kopf glatt, ohne Federbusch; Flügel kürzer als Schwanz; Tarsen und Zehen befiedert.

Erste Gattung: Syrnium *Savigny*.

Die sehr große Ohrenspalte umfaßt den äußern Umkreis des Auges. Der Innensaum des Schleiers umgibt mit gleichlangen, zerschlissenen, aber harten Strahlenfedern das Auge rundum.

8) **Lappländische Eule** (Syrnium cinereum *Bonap.*, Strix lapponica *Retz.*, Ulula barbata *Keys. et Blas.*, Strix fuliginosa *Shaw.*, Strix cinerea *Gmel.*; Lapplandskauz, Barteule, Bartkauz, graue, schwarzbärtige Eule). Länge 64 cm, Schwanz 31,5, Schnabel 3,9, Lauf 7,7, Mittelzehe 3,5, ihre Kralle 2,6, Innenzehe 2,8, ihre Kralle 2,7 cm. Totalfärbung ein düsteres Grau, hervorgerufen durch feine, dichte schwarze Längs- und Quer-

zeichnungen auf hellgrauem Grund. Um die gelben Augen schwarze Ränder, dann über das ganze Gesicht viele dichte schwarze Kreise; am Kinn ein großer schwarzer, bartartiger Fleck. Die Lapplandseule (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) ist ohne Zweifel die auffälligste Form des ganzen Eulengeschlechts. Der ungeheure Kopf mit den kleinen, wie von schwarzen Augenbrauen begrenzten, glühenden Augen, der lange schwarze Bartfleck, die lange, wie aus Spinnengewebe bestehende, trauerfarbige Befiederung geben dieser großen Figur etwas wahrhaft Dämonisches. Die kleinen Augen passen nicht in diese kolossale, runde Fratze; sie beeinträchtigen das Eulenartige, was diesem großen Kopf anderweitig so überreichlich zugeteilt ist. Die 5. Schwinge ist die längste, ihr folgen die 6., 4., 3., 7., 2., 1.; von diesen die ersten drei stark gesägt, die 3.—6. auf der Außenfahne verengt. Die zusammengelegten Flügel um etwa 7 cm kürzer als der Schwanz. Die Barteule ist ein Vogel des nordischen Europa, Asien und Amerika. Südlicher als Litauen und Polen ist sie nicht erlegt und auch dort schon selten. Sie legt im Mai 2—5 Eier, welche weiß, matt glänzend, porös, gestreckt und höchstens 55,3 : 44 mm groß sind. Man hat die Brut in Baumhorsten gefunden. Sie schlägt zwar viel kleine Nager, aber auch Hasen und besonders Schneehühner, vielleicht auch Fische. Sie steht in ihrer Lebensweise zwischen den Tag- und Nachteulen und wird als ein sehr scheuer, schwer zu schießender Raubvogel beschrieben.

9) **Habichtseule** (Syrnium uralense *Pall.*, Strix uralensis *Gmel.*, Strix macrura *Natt.*, Ulula litorata *Retz.*; uralische Eule, große braune, langschwänzige sibirische Eule, uralische Habichtseule, Habergeiß, s. Fig. 3). Länge 69 cm, Schwanz 30, Schnabel 4, Lauf 5,5, Mittelzehe 3,6, ihre Kralle 2,2, Innenzehe 3, ihre Kralle 2,7 cm. Sie ist Tageule. Der große Schleier besteht aus schwarzschäftigen, grauen, lose geschlissenen, aber harten Federn, welche das große, schwarzgraue Auge rundum einfassen. Schnabel und Wachshaut horngelb, Krallen horngrau mit schwarzen Spitzen; die Flügel bedecken in der Ruhe den langen Schwanz etwa zur Hälfte. Der Schleier ist rundherum von glänzend weißen, braun gefleckten und punktierten Federn eingefaßt und von einer solchen Federreihe vom Scheitel nach dem Schnabel geteilt. Scheitel und Nacken gelb mit breiten braunen Schaftstreifen, Rücken bräunlich mit großen weißlichen Flecken und schwarzbraunen Schaftstreifen, Schwanz dunkelbraun und hellbraun gebändert mit weißlichen Flecken, die



Fig. 3. Habichtseule (Syrnium uralense).

ganze Vorderseite gelblichweiß mit schwarzbraunen Längsstreifen; Fänge ebenso, doch ohne schwarze Zeichnung. Die 4. Schwinge ist die längste, ihr folgen die 5., 6., 3., 2., 1., die beiden letztern gesägt, die folgende nur undeutlich. Das Jugendkleid ist fast ganz dunkelbraun, Tarsen und Zehen grau; keine Eule von dieser Größe hat solche Färbung, und beachtet man noch die dunkelgrauen Augen und kurzen Flügel zum langen Schwanz, so ist jede Verwechselung ausgeschlossen. Das Gefieder ist verhältnismäßig hart, da sie als Tageule des unhörbaren Flugs der nächtlich raubenden E. nicht bedarf. Die Habichtseule gehört teils dem nordöstlichen Europa an, von

wo sie sich weit nach Asien hinein verbreitet, teils dem südlichen und südöstlichen, wie Österreich-Ungarn. Daß sie sich gelegentlich weiter verfliegt, darf nicht auffallen. Sie brütet Ende April in allerlei Höhlungen, gern in schroffen Felswänden, und ihre Eier messen 54:44 mm. Die Habichtseule ist ein sehr dreister, kräftiger Raubvogel, der ihm gleichgroße Tagraubvögel ohne weiteres mit Erfolg angreift; sie schlägt zwar auch Nager, stellt aber dem Wild vom Fasan und Waldhuhn abwärts mit Erfolg nach, so daß sie den gefährlichen und nicht zu duldenden Raubtieren beizuzählen ist. Ihr Geschrei klingt dem Meckern einer Ziege nicht unähnlich und hat ihr den Namen »Habergeiß« eingetragen.

10) **Waldkauz** (Syrnium aluco *Cuv.*, Strix aluco stridula *L.*, Chat huant *Briss.*; gemeine, Wald-, Stock-, Knapp-, Brand-, Knarr-, große Baumeule, Heuleule, rote, braune Eule, Nachtwagy, Waldäuffel, Kieder, Melker, Milchsauger, Brakenherm). Länge 42 cm, Schwanz 21, Schnabel 3,3, Lauf 5,2, Mittelzehe 2,8, ihre Kralle 2,1, Innenzehe 2,8, ihre Kralle 2,1 cm. Der Waldkauz gehört unsern bekanntesten E. an; Schleier grau, von glänzend weißen, braun gefleckten Federn eingefaßt; Oberseite düster braun mit schwärzlichen Flecken, Punkten und Linien; längs der Flügel je eine Reihe weißer Flecke; Schwingen schwärzlich und rötlich quer gebändert, ebenso der Schwanz. Knie weiß; Brust und Bauch mit langen Schaftstreifen, an welche sich Querzeichnungen anschließen; bei den Weibchen sind sie rötlich, ebenso bei den jüngern Vögeln, deren Gesamtfärbung überhaupt rötlicher ist, bei den kleinern Männchen dagegen schwarzbraun. Auge groß, bräunlichschwarz; Schnabel horngrau; Krallen braun; Befiederung der Fänge grau mit kleinen braunen Wellen. Die 4. Schwinge ist die längste, die 5. fast gleichlang, dann folgen die 3., die gleichlangen 2. und 6., dann die 1. Schwanz um 3 cm Bogenhöhe abgerundet. Kopf und Hals so dick wie der Rumpf, das Gefieder seidenweich, wie bei allen Nachteulen. Der Waldkauz hat die Verbreitung der Waldohreule, also eine fast unbegrenzte. Bei uns ist er zwar Standvogel, streicht aber den Mäusen nach und wird sich gewiß einstellen, wo diese sehr zahlreich auftreten, vorausgesetzt, daß er nicht zum Ziel thörichter Schießübungen auserſehen wird. Zwar weiß er sich den Umständen anzupassen, doch ist er vornehmlich Wald- oder doch Parkvogel, der sichere Mieter aller hohlen Bäume; gänzlich baumlose Heiden, Brücher und Marschen überläßt er der Sumpfohreule und findet sich dort niemals. Menschliche Niederlassungen, wenn nur schattige Bäume in der Nähe sind, verwirft er ebenfalls nicht als Quartier und findet selbst in verlassenen Kaninchen- und Fuchsbauen gelegentliches Unterkommen. Der Waldkauz brütet sehr früh; meist sitzt das Weibchen schon im März auf den Eiern, und Verfasser fand eine ganze kaum flügge Nachkommenschaft, welcher ein Aprilschneesturm den weichen Pelz gründlich peitschte; mit ihren dicken Köpfen sahen sie den Eindringling verwundert an und ließen sich sogar greifen. Die Eier liegen oft auf dem bloßen faulen Holz, sehen dadurch ganz schmutzigbraun aus, sind fast rund, etwa 46:38 mm groß und werden in 21 Tagen ausgebrütet. Die sehr häßlichen Jungen haben einen eigentümlich knirschenden Ton, mit dem sie den fraßspendenden Eltern ihre Anwesenheit verraten, wenn sie dem engen Quartier vorzeitig entfallen sind. Ein Waldkauz brütete längere Zeit unweit eines Forsthauses und bezog, als der betreffende Baum fiel, das Gebälk der anliegenden Scheune, wo er mit einer Haushenne zusammen in Ein Nest legte und aus Versehen zwei Küchlein ausbrütete, die aber leider vom Gebälk herabfielen und kläglich endeten. Das Ab- und Zugehen der Stroh 2c. holenden Menschen kümmerte ihn dabei so wenig, daß er ruhig auf seinen Eiern sitzen blieb; dem Hausgeflügel trat er nie zu nahe. Im Notfall bezieht er auch verlassene Raubvogelhorste. Der etwas unheimliche Ruf des Waldkauzes klingt wie »Kuit kuit kuit!«, dem ein weit schallendes »Hu hu hu hu!« folgt, was namentlich zur Horstzeit die stille Nacht belebt. Den Tag verschläft er im dichten Laub hart am Stamm und wird leicht übersehen; muß er abstreichen, so geschieht dies schwankenden Flugs,

wobei er häufig gegen Stämme, Äste ꝛc. anstößt. Er ist ein höchst eifriger Mäusevertilger, von denen zahllose seinem ewig regen Appetit zum Opfer fallen; doch stellt er auch den Vögeln, selbst Feldhühnern, eifrig nach, besonders Nestlingen, greift schlafende Raubvögel an, und wenngleich er einer gewissen Schonung sehr würdig ist, so dulde man ihn doch nicht bei Fasanen- und ähnlichen Gehegen, lasse auch keine Vögel in Bauern über Nacht draußen hängen, wo man ihn zu erwarten hat, da er sie sehr gefährdet. An andern Örtlichkeiten stelle man ihm jedoch nicht nach.

Die Jagd auf diesen zur Staffage alter Baumtorsen gehörenden Dickkopf ist nicht schwer, da er leicht beschlichen werden kann; sehr sicher kommt er auf das Mäusereizen herbei und oft in unmittelbare Nähe des Lockenden. Das sicherste Mittel, sich seiner zu entledigen, besteht in Zerstörung der Brut, was alle Vögel gewaltig übel nehmen. Die Anwesenheit des Waldkauzes verrät sich durch reichliches Gewölle, welches man unter Bäumen findet; doch darf man den Vogel selbst dort nicht suchen, er hat anderswo seinen Stand. Man hat den Waldkauz statt des Uhus auf der Krähenhütte zu verwenden gesucht, da er zu den verhaßtesten E. gehört und von den Waldvögeln sogleich heftig angegriffen und verfolgt wird, wo er sich nur blicken läßt; indessen sind die Erfolge doch hinter den Erwartungen zurückgeblieben, denn die großen Vögel beachten ihn zu wenig, und er selbst duckt sich zu ängstlich zusammen, um weithin bemerkt zu werden.

Zweite Gattung: Nyctale *Brehm*.

Die Ohrspalte umfaßt nur etwa die Hälfte des äußern Umkreises des Auges. Innensaum des Schleiers über der obern Hälfte des Auges aus viel kürzern Strahlenfedern gebildet als an der untern.

11) **Rauhfüßiger Kauz** (Nyctale Tengmalmi *Gmel.*, Strix dasypus *Bechst.*, Strix funerea *L.*, Strix noctua *Tengmalm*, Aegolius Tengmalmi *Kaup.*, Ulula funerea *Schleg.*; Tengmalmskauz, Rauhfußkauz, langschwänziges Käuzchen, Puppeneule). Länge 27 cm, Schwanz 11, Schnabel 2,1, Lauf 2,4, Mittelzehe 2,2, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,2 cm. Der Rauhfußkauz ist dem Steinkauz so täuschend ähnlich, daß er lange mit ihm verwechselt wurde, auch wohl noch wird; das sicherste Unterscheidungsmerkmal sind seine dicht befiederten Läufe und Zehen, wogegen der Steinkauz fast ganz nackte und nur mit einzelnen Borstchen besetzte Zehen hat; der Schwanz tritt um 3,5 cm über die zusammengelegten Flügel hinaus, beim Steinkäuzchen kaum um 1,5 cm. Über den Augen stehen die Federn so dicht, daß sie wie ein Büschel aussehen. Oberseite fahlbraun mit großen weißen Federspitzen; auf dem Schwanz 5—6 weiße Querreihen; auf den obern Flügeldecken meist vier runde weiße Flecke. Vorderseite wie beim Steinkäuzchen. Der junge Vogel vor der ersten Mauser ist düster braun, nur Bauch und Fänge haben einen graugelblichen Ton. Die 1. und 2. Schwinge deutlich gesägt, die 3. ist die längste; ihr folgen die 4., 5. und 2., welche unter sich gleichlang sind, dann die 6., 7. und 1. An den Krallengliedern zwei nackte Schildchen; Sohlen graugelblich, nackt, warzig. Diese kleine Eule ist ein nordischer Vogel, wie das Steinkäuzchen vorherrschend ein südlicher. Seine Verbreitung mit Sicherheit anzugeben, ist wegen der allzuleichten Verwechselung mit dem Steinkäuzchen, und solange die Bekanntschaft mit den Vogelarten keine eingehendere geworden ist, sehr schwer. Einzeln ist der Rauhfußkauz auch in Steiermark gefunden worden. Alles übrige wie beim Steinkäuzchen, auch hinsichtlich der nichts Interessantes bietenden Jagd.

Vierte Unterfamilie: **Striginae**.

Der große Kopf ohne Ohrbüschel; die langen Flügel überragen den Schwanz; Tarsen befiedert, Zehen mit nackten, nur einzelnen borstenbesetzten Schildern.

Gattung **Strix** *L.*

12) **Schleiereule** (**Strix flammea** *L.*; Schleierkauz, Perl-, Gold-, Feuereule; Herz-, Flammen-, Turm-, Kirchen-, Klag-, Ranzeule; Kauz-, Toten-, Schläfereule; Schnarchkauz, -Eule). Länge 35 cm, Schwanz 12,5, Schnabel 2,8, Lauf 6,4, Mittelzehe 3,7, ihre Kralle 1,7, Innen-

zehe 2,9, ihre Kralle 2 cm. Der herzförmige Schleier gelblichweiß mit rötlichen, dunkel gesäumten Federn. Scheitel aschgrau mit schwarzen und weißen Tropfenflecken und Stricheln, dazwischen rostrote Längsstreifen, welche Färbung den Rücken hinab zunimmt und, wie auf den Flügeldecken, mit den schwarzen und weißen, perlenartig aussehenden Fleckenreihen ein sehr ansprechendes Kleid darstellt. Schwanz roströtlich mit vier dunkelgrau gestrichelten Bändern und weißlichem Spitzensaum. Die Vorderseite wechselt zwischen rötlichem Rostgelb und seidenartig weißer Färbung, im letztern Fall ohne Zeichnung, im erstern mit den beschriebenen Fleckenreihen. Läufe auffallend hoch, dünn, nach den Zehen hin dünner befiedert, wodurch sie um so mehr hervortreten; Krallen hornbraun. Augen bläulichschwarz, die Lider rötlich gerändert; der stark hängende Schnabel horngelb. Der Innenrand der Mittelzehe ist gezähnelt. Die 2. Schwinge ist die längste, dann folgen die unter sich gleichlangen 1. und 3., darauf die 4., 5. 2c.; von diesen ist nur die 1. deutlich gesägt. Die Schleiereule ist das bekannteste Mitglied der wunderlichen Nachtwandler, denn sie wird, wo man sie gewähren läßt, zum Haustier, daher man unter der einfachen Bezeichnung »die Eule« sie versteht. Sie hat für das von ihr bewohnte Gehöft den Wert der Hauskatze, säubert dessen Umgebung von den lästigen Nagern, brütet harmlos auf dem Gebälk des Dachstuhls oder im Schlag mitten unter den Tauben, und früher ließ man nicht selten bei Neubauten ein Loch im Giebel zum ungehinderten Ein- und Ausflug »der Eule« frei. Die Schleiereule gehört zu den ausgesprochensten Nachteulen, die am Tag fast gar nicht sieht und von den Einwirkungen des Sonnenlichts offenbar Schmerzen empfindet. Der herzförmige Schleier gibt ihr etwas sehr Possierliches, und wenn sie durch plötzliches Hinaufziehen und Verbreitern desselben einen fast grinsenden Gesichtsausdruck annimmt, glaubt man kaum dasselbe Tier vor sich zu haben; die Jungen sind das Urbild fratzenhafter Häßlichkeit. Mit Ausschluß der kalten Zonen ist der Schleierkauz über den größten Teil der Alten Welt verbreitet; wo er sich angesiedelt hat, bleibt er Standvogel und wandert gar nicht. Er horstet in allen möglichen Schlupfwinkeln unter Dächern, auf Kirchböden, in Felslöchern, aber nicht in hohlen Bäumen oder doch nur ganz ausnahmsweise. Das Gelege besteht gewöhnlich aus 4–6 weißen, gestreckten, mattschaligen, etwa 38 : 29 mm großen Eiern, welche in ungefähr 21 Tagen ausgebrütet werden. Die Paare brüten zu sehr verschiedenen Zeiten, oft im Spätherbst, und man findet eigentümlicherweise frische und bebrütete Eier, Dunenjunge und fast flügge Geschwister gleichzeitig in Einem Horst. Im April ist jedoch die üblichste Paarzeit, und man hört alsdann jenes eigentümliche, schnarchende »Chriiiiiiiü!« vom Turm- oder Scheunendach her, welches unkundige Gemüter erschreckt und bisweilen wohl für das Schnarchen eines Menschen gehalten wird. Ihrem harmlosen Eindringen in Taubenschläge werden leider nur zu oft mörderische Absichten auf deren Insassen untergeschoben, obgleich nie ein Beispiel bekannt geworden ist, daß sie sich an diesen vergriffen habe, und flattern auch die Tauben in ihrer ersten Bestürzung über ihren wunderlichen Gast zum Loch hinaus, so werden sie doch bald mit ihm vertraut, und Verfasser konnte seine Eule beobachten, wie sie Seite an Seite neben einer brütenden Taube auf ihren Eiern saß. Die Schleiereule kröpft Mäuse in unglaublicher Menge, trägt sich bei bevorstehendem stürmischen Wetter Vorrat und ihren Jungen eine solche Menge zu, daß man neben denselben einmal einen Haufen von etwa 3/4 Scheffel fand, den letztere zu bewältigen nicht im stande gewesen waren. Gleichwohl ist der Raub eines Vogels nicht ausgeschlossen, und man thut gut, bevölkerte Vogelbauer über Nacht nicht draußen zu lassen, da der Schleierkauz die schlafenden Insassen herauszuholen versteht; trotz allebem sprechen so unwiderlegliche Thatsachen für die hervorragende Nützlichkeit dieser Eule, daß es geradezu ein Frevel genannt werden muß, sie zu töten, und eine Thorheit dazu, solch nützliches Geschöpf zu schädigen. Ist zart

konstruierten oder nervösen Personen das allerdings nicht harmonische Gekreisch unerträglich, so vertreibe man den Schnarchkauz, stelle sich aber durch dessen Tötung nicht bloß, namentlich dem gemeinen Mann gegenüber, der ohnehin mehr zur Schädigung der Tierwelt geneigt ist als zu deren Hege. Das eigentliche Heim der Schleiereule ist die menschliche Niederlassung, und darin schon liegt ein Wink des Schöpfers, sie sich dienstbar zu machen. Von der Jagd auf sie kann also kaum die Rede sein, zumal da Erlegung eines Vogels keinen Reiz bieten kann, der das Haupt des Wanderers oft mit geräuschlosem Flügelschlag umschwebt und neugierig mustert.

Eulenfalke (Sperbereule), s. Eulen 2).

Eulenkopf (Triel), s. Dickfuß.

Eulenköpfe, die größern, dickköpfigern Waldschnepfen, welche zuletzt bei uns durchzuziehen pflegen.

F.

Fächer, der Schwanz des Auerhahns.

Fädchen (Fädlein), ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches. Zieht ein solcher über weichen Boden oder Schnee, so drängt sich zwischen den Schalen der Boden ꝛc. in einer länglichen Figur durch, deren obere Kante das Fädlein genannt wird; s. Edelwild (S. 88).

Faden, s. v. w. Rohrfaden.

Fähin, in gewissen Gegenden die Füchsin.

Fahlgeier (weißköpfiger Geier), s. Geier 2).

Fahne heißt das lange Haar, welches die Rute vieler langhaarigen Vorstehhunde ziert. Auch der Schwanz des Eichhörnchens wird häufig F. genannt.

Fähnlein, s. v. w. Blume.

Fahren, aus dem Lager aufspringen (vom Hasen); aus dem Bau hervorspringen (vom Fuchs); ins Wasser fallen (von Otter und Biber).

Fährte nennt man den Abdruck der Schalen beim Hoch- und Rehwild im Boden in ihrer Aufeinanderfolge; ein einzelner Abdruck heißt Tritt; bei Hasen und Raubtieren sagt man Spur. Indessen braucht man auch den Ausdruck »F.« im allgemeinen von den Abdrücken des Wildes im Boden (man sagt z. B. auch Schnepfenfährte, Hasenfährte), und da die Gebräuche darüber abweichen, so thut man am besten, die Abdrücke alles nutzbaren, resp. edlen Wildes F., die des Raubzeugs Spur zu nennen (vgl. die Abbildungen beim Art. »Spur«). Die reine F. unterscheidet den Hirsch vom Tier, indem dieses niemals infolge seines weniger festen Auftretens einen so deutlich abgegrenzten Abdruck hervorbringt wie der Hirsch. Warme F., s. v. w. frische F.: sie hat selbstverständlich mehr Witterung als eine kalte, d. h. alte F., die vom Hund nicht mehr aufgenommen werden kann. — F. machen, sagt man auch vom angeschossenen Wild, wenn es Schweiß von sich gibt.

Fährtengerecht, s. v. w. fährtenkundig (s. Fährtenkunde).

Fährtenkunde, ein notwendiges Attribut eines gerechten, d. h. fährtekundigen, Weidmanns; ein solcher muß aus der Fährte mit Sicherheit Alter, Geschlecht und Stärke des Wildes ansprechen können, insoweit dies möglich ist, wie beim Edelwild, auf dessen Fährte sich dies besonders bezieht und deren Kenntnis ein ebenso schwieriges wie unerläßliches Studium ist für jeden Jäger, der den Ehrennamen eines hirschgerechten verdienen will. In früherer Zeit wurde darauf mehr Gewicht gelegt als jetzt. Nähere Beschreibung der Fährten ist bei den einzelnen Wildarten (s. d.) gegeben; vgl. auch Spur.

Fährtenlaut ist eine fehlerhafte Eigenschaft falscher, besonders noch unerfahrener Hunde, Laut zu geben, wenn sie auf eine Fährte kommen, so daß der Jäger glauben muß, der Hund habe Wild im Gesicht.

Falke, blauer (Kornweih), s. Weihe 3).

Falken (Falconinae), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel,

welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt die Gattung Falco.

Beschreibung. Um die Augen ein nackter Kreis von der Farbe der Wachshaut und meistens auch der Fänge; im Oberkiefer ein scharf ausgeschnittener, dreieckiger Zahn, welcher in einen entsprechenden Einschnitt des Unterkiefers paßt; Nasenlöcher kreisrund. Die 2. Schwinge die längste, ihr folgen die 1., 3., 4. 2c. Außenfahne der 2. und 3. Schwinge unweit der Spitze plötzlich verengt. Kopf stark und gewölbt; Schläfengrube tief; Augen groß, nußbraun. Bartborsten kurz, die Nasenlöcher frei lassend. Flügel sehr lang und spitz, stets die Hälfte des Schwanzes oder ihn ganz überragend; Schwingen 23—25. Der obere Teil des Laufs ringsum befiedert; der unbefiederte und der größte Teil des Fanges grob genetzt; Zehenrücken meist ganz mit Schildern bedeckt. Krallen nicht auffallend

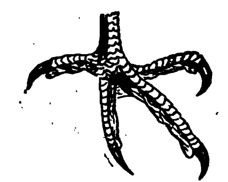


Fig. 1. Fuß des Falken.

lang und gekrümmt, aber sehr kräftig, scharfrandig und spitz; unterseits nicht ausgehöhlt. Zehen lang mit mehr oder weniger starken Ballen, an der Mittelzehe deren zwei, an der Innen- und Außenzehe je einer, an der Hinterzehe keiner. Schwanz teils gerade, teils gerundet (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel). Infolge ihrer langen, spitzen Flügel und des straffen Gefieders sind alle F. vortreffliche Flieger und ganz besonders die Edelfalken, welche fast ausschließlich von Vögeln leben und dieselben nur im Flug, schräg von oben herab, stoßen. Die übliche Einteilung der F. in edle und nicht edle oder Rotfalken ist rein biologisch und gründet sich auf die genannte Fähigkeit der Edelfalken, den Raub zu stoßen, während die Rotfalken denselben nur schlagen können, wenn er sitzt oder läuft. Die Verbreitung der F. erstreckt sich über die ganze Welt.

A. Edelfalken.

1) **Nordischer Jagdfalke** (Falco candicans s. groenlandicus *Gmel.*, *Holboell*, Falco Islandicus *Bruenn.*, Hierofalco groenlandicus *Brehm*, Falco arcticus *Holboell*, Falco gyrfalco *L.*; isländischer weißer Falke, Jagdfalke, Edelfalke, Beizfalke, großer Blaufuß; s. Abbildung).



Fig. 2. Nordischer Jagdfalke (Falco candicans).

Länge 57 cm, Schwanz 24, Schnabel 3,2, Lauf 5,4, Mittelzehe 5, ihre Kralle 1,6, Innenzehe 3,3, ihre Kralle 2,2 cm (Fig. 1). Iris nußbraun, in der Jugend etwas gräulich; Fänge unrein gelb, in der Jugend hell bläulichgrün, ebenso die Wachshaut, Schnabel hornfarbig mit blauschwarzer Spitze, Hacken mäßig stark; Zahn im Oberkiefer ebenso scharf ausgeschnitten wie der Einschnitt im Unterkiefer, hinter demselben eine mehr oder weniger starke, oft einen zweiten Zahn darstellende Ausbuchtung ohne entsprechende Vertiefung im Unterkiefer. Nasenloch kreisrund, von den Bartborsten nicht verdeckt, im Innern durch eine kegelförmige Erhöhung ausgefüllt. Tarsen kurz und sehr stark, nur etwa zu ⅓ befiedert, grob genetzt; Zehen

sehr lang und kräftig, fast gänzlich mit großen Schildern gepanzert, nur auf dem obersten Glied mehr grob genetzt, als geschildet. Krallen zwar kräftig und sehr scharf, aber nur mäßig lang und gekrümmt; die der Außen- und Mittelzehe im Verhältnis zu der Innen- und Hinterzehe länger und kräftiger als bei andern Raubvögeln. Flügel etwa 4 cm kürzer als der schwach abgerundete Schwanz; die Handschwingen an der Innenfahne ca. 7 cm von der Spitze aus scharf eingeschnitten, die zweite ca. 5 cm auf der Außenfahne etwa bei 9 cm bogig verengt; auf den andern verschwinden die Verengungen nach und nach, und die Einschnitte fehlen. Die 2. Schwinge die längste, ihr folgen die 3., 1., 4. 2c. Im Jugendkleid sind die Kopffedern graubraun mit dunkeln Schaftstrichen und weißlichen Säumen. Im Genick, auf einem Streifen über den Augen und auf den Wangen hell und dunkel gefleckt. Oberseite einfarbig dunkel graubraun, nach unten mit rötlichweißen Tropfen, unregelmäßigen Flecken und Querstreifen, auf dem Schwanz unregelmäßige Querbinden. Backenstreifen schwarzbraun mit weißen Längszeichnungen; Kinn trübweiß, etwas gestrichelt; ganze Unterseite trübweiß mit breiten dunkeln Schaftstreifen und Flecken. Das ausgefärbte Kleid ist vorherrschend weiß, der Oberkopf fein dunkel gestrichelt, auf Nacken, Rücken und obern Schwanzdecken fahlgraue Schaftstreifen; Schwanz mit 8—9 undeutlichen Querzeichnungen; auf den fahlbraunen Handschwingen rundliche helle Flecke und Querzeichnungen; Backenstreifen sehr schmal; Kinn ohne Zeichnung, auf der Vorderseite braune, sich nach unten verbreiternde Längsflecke oder auch in den Flanken bindenartige Querflecke; bei einigen ist die Oberseite vorherrschend braungrau. Früher unterschied man einen Falco candicans und einen Falco groenlandicus, neuerdings haben sich die Färbungsverschiedenheiten nur als Altersunterschiede derselben Art herausgestellt. Die Küsten der nordischen Meere, etwa vom 60.° aufwärts, sind die Heimat der nordischen F., überhaupt alle nördlichen Polarländer Europas, Asiens und Amerikas. Höchst selten verfliegt sich ein Exemplar nach Deutschland. Der Horst steht auf steiler Klippe in irgendwelcher Vertiefung oder Höhlung, ist unordentlich aus Reisern oder Heidebüscheln aufgebaut und im Mai oder Juni mit drei, selten vier gelbrötlichen, etwa 59:46 mm großen, ziemlich gleichhälftigen Eiern belegt. Das wahrscheinlich ausschließlich brütende Weibchen wird vom Männchen reichlich mit Fraß, d. h. Geflügel, versehen, beide Eltern versorgen alsdann die Jungen besonders mit jungen Möwen und ähnlichen Seevögeln, die ihnen massenhaft zu Gebote stehen. Vom August ab zerstreuen sich die Familien, und die Jungen streichen weit umher, um sich eine neue Heimat zu gründen. Die Gewandtheit und Schnelligkeit der nordischen Jagdfalken ist bewunderungswürdig, und sie können nur auf fliegende Vögel stoßen, weil sie sich bei andern durch den wuchtigen Anprall die Brust zerschmettern würden; daher drücken sich die Vögel vor ihnen, und die Schneehühner scharren sich eiligst in den Schnee ein; lassen sie sich zum Auffliegen verleiten, so sind sie sicher verloren. Der Jagdfalke sucht seiner ausersehenen Beute stets die Höhe abzugewinnen und stößt dann in schräger Richtung mit angelegten Flügeln und blitzähnlicher Geschwindigkeit auf sie herab; mißlingt ihm der Stoß, so erhebt er sich zum zweiten-, auch wohl drittenmal, läßt aber nachher von der Verfolgung ab. Er braucht zu seiner Jagd freien Raum, infolgedessen die verfolgte Taube gerettet ist, sowie sie den Wald erreicht hat. Alle Hühnerarten, Wasservögel und Tauben sind seine gewöhnlichen Opfer. So hochinteressant dem Naturfreund diese edlen Vögel sind, so sehr schädigen sie die Jagd, die sie stellenweise gänzlich ausrauben, so daß der Jäger sie durchaus nicht dulden darf. Die Jagd ist am Schluß der Edelfalken behandelt (s. S. 146 ff.).

2) **Norwegischer Jagdfalke** (Falco gyrfalco *Schleg.*, Falco rusticolus, lanarius, gyrfalco *L.*, Hyerofalco gyrfalco *Brehm*; Geier-, Geer-, Gierfalke; Schlachtfalke, dunkelbrauner Falke, Raubfalke 2c.). Das wie bei allen F.

größere Weibchen mißt etwa 53 cm in der Länge, das Männchen 48 cm, alle übrigen Maße ganz im Verhältnis der vorigen. Das Jugendkleid ist auf der ganzen Oberseite düster graubraun mit gelblichen Säumen, auf der Unterseite weiß mit braunen lanzettförmigen, auf den Seiten rhombischen Flecken; Fänge trüb grünlich- oder bläulichgelb. Der alte Vogel ist auf der Oberseite schiefergrau, auf der Unterseite weiß mit schwarzgrauen Lanzettflecken, auf Augenrand und Fängen gelb; mithin ist er zwar dem nordischen Falken sehr ähnlich, aber sicher unterschieden durch die stets einfarbige Oberseite und besonders durch den dunkeln, niemals weiß oder auch nur hell gestrichelten Scheitel. Die Heimat des Gierfalken ist das nördliche Skandinavien, besonders Ostdänemark am Warangerfjord, ferner der Hochgebirgszug südlich bis Christiansand. Seltener wird er auf der schwedischen Seite angetroffen; gelegentlich verfliegt er sich südlich in unser Gebiet. Alles übrige hat er mit dem vorigen gemein.

3) **Sakerfalke** (Falco saker *Schleg.*, Falco sacer, cyanopus *Gessn.*, Falco lanarius *Pall.*, Falco laniarius *Gloger.*; Würger, Würgfalke, Blaufuß, Schlachtfalke, Stern-, Groß-, heiliger Sakerfalke, Bergfalke, heiliger Geierfalke). Länge 54 cm, Schwanz 20, Schnabel 2,9, Lauf 4,7, Mittelzehe 4,7, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,6, ihre Kralle 2,2 cm. Der Sakerfalke gehört zu den am wenigsten bekannten Vögeln und wurde am häufigsten verwechselt, daher die vielfachen Namen; auch ist nicht zu verkennen, daß er sich von den wenig größern nordischen F. wenig unterscheidet; in seinem Vorkommen ist allerdings jede Verwechselung ausgeschlossen, denn er gehört mehr dem Süden und Südosten an, in seiner Färbung und Gestaltung aber unterscheidet ihn allein sicher der viel schwächere und gestrecktere Schnabel im Vergleich mit dem sehr starken und gekrümmtern der nordischen F. Die Nestvögel haben auffallend milchweiße, grannige, daher härtere Dunen; im ersten Jahr sind Wachshaut, Oberschnabel und Fänge reinblau (daher Blaufuß, F. cyanopus *Gessn.*), Unterschnabel gelb mit blauer Spitze, Krallen grauschwarz; Oberkörper dunkelbraun mit rostbraunen Federsäumen und grauem Anflug; der dunkelbraune Schwanz mit breitem rostgelben Saum. Auf dem roströtlichen Scheitel schwarzbraune Längsflecke, im Genick ein dunkler Fleck; Bartstreifen schmal und dunkel; Kinn und Kehle gelblichweiß; die ganze Vorderseite rötlichweiß mit großen Pfeilflecken. Der alte Vogel ist auf dem Scheitel und Nacken weiß und braun gefleckt, auf der ganzen Oberseite braun mit hellern Säumen; mittlere Schwanzfeder fahlbraun, alle andern, auch beim jungen Vogel, auf den Außenfahnen mit je 7—8 rundlichen rötlichweißen Flecken, auf den Innenfahnen mit solchen Querflecken. Die Bartstreifen schwach, von Weiß durchbrochen; die ganze Vorderseite weiß, auf Brust und Bauch sich abwärts vergrößernde Pfeilflecke; Augenkreis und Fänge gelb; Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Krallen grauschwarz. Aus dieser Beschreibung ergibt sich die große Ähnlichkeit mit dem Gierfalken, doch werden der Schnabel und die bei den vorigen nie vorkommende, diesem charakteristische stellenweise rostrote Färbung vor Verwechselungen schützen. Vom südöstlichen Europa verbreitet sich der Sakerfalke nach Asien und Afrika, in einzelnen Pärchen auch nordwestlich, wie er ja auch in Böhmen in den Felsen der Moldau gehorstet hat, vielleicht auch früher in Mitteleuropa häufiger war, als man weiß; dennoch gehört er für uns zu den seltenen Raubvögeln. Er verlangt eine stille Waldgegend, gleichviel ob Gebirge oder Ebene; vor öftern Störungen durch den Menschen zieht sich dieser sehr scheue Falke bald zurück. Er verlangt aber auch eine gute Wildbahn und braucht viel für sich und ganz besonders für seine Jungen; er siedelt sich daher gern bei Wasserflächen an, die ihm reichlichen Raub versprechen. Im April legt das Weibchen 3—4, ausnahmsweise bis 5 und 6 Eier in ein Felsloch oder einen Baumhorst oder endlich in der Steppe auf die bloße Erde, wenn erhöhte Gelegenheit fehlt. Diese sind den vorigen ganz ähnlich, doch von etwas gröberm Korn und 54 : 41 mm groß; über Mittag pflegt

das Männchen zu brüten, das Weibchen sitzt so fest, daß es durch Abklopfen kaum abstreicht, und wird eins der Alten geschossen, so übernimmt der überlebende Teil die Verpflegung, was ungeheuer viel heißen will, da die unmäßig gefräßigen Jungen fast acht Wochen im Horst hocken. Der Sakerfalke ist ein sehr starker, mutiger Raubvogel, der keinen Rivalen in seiner Nähe duldet und in stetem Kampf mit dem Zwergadler lebt, wobei diese beiden ausgezeichneten Flieger den Beobachter durch ihre Künste in den Lüften ergötzen. Die Beute sind fast ausschließlich Land- und Wasservögel, obwohl er auch wohl Säugetiere schlagen mag, wenn die nie satten Jungen nach Fraß kreischen.

4) **Feldeggsfalke** (Falco Feldeggi *Schleg.*, Falco stellaris *Briss.*, Falco rubens *Alb. M.*, le lanier *Belon.*, Falco barbarus ꝛc.), eine vom Obersten v. Feldegg in Dalmatien angetroffene Falkenart, dem vorigen zum Verwechseln ähnlich. Länge 49 cm, Schwanz 20,3, Schnabel 7,2, Lauf 5,7, Mittelzehe 4,9, ihre Kralle 1,2, Hinterzehe 2,1, ihre Kralle 1,2 cm. Der Feldeggsfalke gehört zu den schönsten F., hat einen hübsch rostroten Scheitel und Hinterkopf mit schwarzen Fleckenreihen; Wangen rötlich mit schwarzer Längszeichnung, Bartstreifen schmal, aber dunkel und scharf hervortretend, über dem Auge ein schwarzer schmaler Streifen nach dem Hinterkopf, Stirn rötlichweiß, Schnabel bläulich mit dunkler Spitze. Auf der ganzen Oberseite bräunlich-schiefergrau (zum Unterschied vom vorigen), alle Federn mit hellen Säumen, Flügeldecken und Armschwingen mit dunkeln Binden; Handschwingen dunkelbraun, hell gesäumt mit hellen Schmitzen auf den Innenfahnen. Auf dem mattbraunen Schwanz 11—12 roströtliche Querbinden, niemals runde Flecke; wie der vorige, Kinn weiß, Vorderseite rötlichweiß mit kleinen Längsfleckenreihen, welche nach dem Bauch hin zu großen herzförmigen Flecken werden. Augenkreis und Fänge gelb. Diesen Falken kannte schon der berühmteste Falkenjäger aller Zeiten, Kaiser Friedrich, und nannte ihn in seinem berühmten Werk Falco lainesii oder lagnerii, Belon schien ihn unter dem Namen le lanier zu kennen, woraus sich der Name »Länerfalke« oder »Laner« herausgebildet hat, der jedoch mit Vorsicht aufzunehmen ist, da man früher unter diesem Namen die verschiedensten Raubvögel verstand. Im übrigen ist dieser Falke dem vorigen sehr ähnlich, soweit die dürftigen Beobachtungen reichen.

5) **Wanderfalke** (Falco peregrinus *L.*, Falco gentilis *Fridericus imper.*, Falco generosus *Belisarius*, Falco nobilis *Gessn.*, Falco rubens, gibbosus, niger, montanarius, peregrinus *Alb. M.*, Falco anatum *Bonap.*, Falco communis *Gmel.*; Taubenfalke, Taubenstößer, Fremdling, Pilgrimsfalke, Berg-, Blau-, Stein-, Wald- und Tannenfalke, Schwarzbacken, Blaufuß, gefleckter Falke, gefleckter Habicht, Schlechtfalke, Beizfalke). Länge 47 cm, Schwanz 17,5, Schnabel 3, Lauf 5, davon unbefiedert 3,8, Mittelzehe 5,7, ihre Kralle 1,8, Innenzehe 3,5, ihre Kralle 2,3 cm. Die Flügel erreichen das Ende des Schwanzes, welcher kürzer ist als der Oberflügel. Mittelzehe ohne Kralle länger als der Lauf. Wenn in Mitteleuropa im allgemeinen vom Edelfalken, Falken, Beizfalken ꝛc. die Rede ist, wird fast immer der Wanderfalke darunter verstanden, als der häufigste Vertreter dieser edlen Vogelgattung. Er wurde, als die Falkenjagd blühte, ganz vorzugsweise gebraucht, da die nordischen Jagdfalken nicht häufig und zu teuer waren und er, was Mut, Kraft und Geschicklichkeit anlangt, den Anforderungen vollkommen genügte. Infolge seiner verschiedenen Kleider war er häufigen Verwechselungen ausgesetzt, wird auch noch heute nicht immer erkannt. Das Männchen ist (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) um etwa 6 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer, als die obigen einem Weibchen entnommenen Maße angeben. Am jungen Vogel vor der ersten Mauser sind Stirn, Kehle und Backen weiß oder gelblichweiß, Scheitel graubraun, dunkel gestrichelt; Nacken graubraun und weiß gefleckt, der ganze Oberkörper graubraun oder auch dunkelbraun mit hellen, rostfarbenen Federsäumen; Handschwingen dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen und feinen, schmalen Kanten an den untern

Innenfahnen; auf diesen, oberhalb der Einschnürung anfangend, rostrote ovale Querflecke. Obere Schwanzdecken mit breiten weißlichen Spitzensäumen, Schwanz den Schwingen gleichfarbig mit 7—8 Querflecken, bald regelmäßig auf beiden Fahnen der mittlern Federn, bald nur auf der linken, an den Randfedern nur auf den Innenfahnen. Wachshaut, Augenkreis und Fänge bläulichgrün; Bartstreifen breit, dunkelbraun, stellenweise heller meliert; ganze Vorderseite weiß oder gelblichweiß mit breiten, rötlichbraunen oder dunkelbraunen Schaftstreifen, lanzettlich zugespitzt, welche auf Bauch und Flanken am größten, auf Brust und Hosen am kleinsten, je nach Größe der Federn, sind. Die Brustfedern des Wanderfalken sind überhaupt auffallend klein. Untere Schwanzdecken quer gebändert, Unterseite des Schwanzes grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Federn auf der Unterseite der Flügel braun mit gelblichweißen Bändern, die unterste Deckfederreihe mit runden Flecken gezeichnet, auch stellenweise unregelmäßig gefleckt. Nach der Mauser, welche im August beginnt und mehrere Monate dauert, erhält der Wanderfalke bereits das Kleid des alten Vogels, doch verschönern sich die Farben von Jahr zu Jahr. Der alte Vogel ist am ganzen Kopf und Nacken sowie auf den breiten Bartstreifen tief dunkel schiefergraublau, oft ganz schwarz; Oberrücken dunkel grauschwarz, die übrigen Federn der Oberseite schiefergraublau mit dunkeln Querbinden und Schäften; Handschwingen grauschwarz, auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung helle Querflecke; obere Schwanzdecken lichtgrau, dunkel gebändert, ebenso der Schwanz mit 11—12 dunkeln Binden und gelblichweißen Spitzensäumen. Wachshaut, Augenkreis und Fänge reingelb, Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Iris nußbraun. Kinn und Kehle weiß; Brust öfter, namentlich bei den Weibchen, gelbrötlich angeflogen, mit feinen schwarzen Schaftstrichen; Bauch weiß oder gelblichweiß mit schmalen schwarzen Bändern oder Querflecken; Flanken und Hosen ebenso mit auf dem Schaft zugespitzten, schmalen Querbändern, ebenso die untern Schwanzdecken; Unterseite des Schwanzes grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Die Flügeldecken auf der Unterseite weiß und dunkelgrau gebändert, ebenso die Schwingen, auf welchen die Zeichnung der Oberseite sichtbar ist. Sollten dennoch bei irgend einem abweichend gefärbten Exemplar Zweifel aufsteigen, so werden die langen, mit dem Schwanz abschneidenden Flügel und ganz besonders die stets starken, dichten, nicht mit Weiß gemischten Bartstreifen, seien sie braun oder schwarz, je nach Jugend oder Alter, stets auf den richtigen Weg leiten. Der reißend schnelle Flug des Wanderfalken, die langen Zehen mit den sehr scharfen, starken Krallen und großen Zehenballen, der krumme, starke Schnabel mit scharfem Zahn, das große, blitzende, sprichwörtlich gewordene »Falkenauge« kennzeichnen ihn als sehr edlen Vogel, als den Schrecken der Vogelwelt, und wehe, wenn der Jäger ihn nicht in Schranken hält, denn nur zu bald ist ein Falkenpaar im stande, ein ganzes Revier seiner Hühner, Tauben &c. gänzlich zu berauben. Der Wanderfalke ist über den größten Teil der Alten und Neuen Welt verbreitet, in Europa mit Ausschluß der Breitengrade von Island überall angetroffen, in Deutschland früher häufig, jetzt freilich mehr oder weniger selten geworden. In Mitteleuropa ist er bald Stand-, bald Zugvogel, je nach dem vorhandenen Wildbestand; gern begleitet er die abziehenden Entenscharen, und die im Winter bei uns gesehenen sind meist Zuzügler aus dem Norden. Zwar zieht er Gebirge mit schroffen Felswänden vor, die ihm sichere Horststätte gewähren, wie z. B. die steilen Felsen des Hammerstein am Rhein; doch horstet er auch auf hohen Bäumen der Ebene, vorzugsweise in Nadelholzwäldern, die ihm sichere Verstecke bieten. Eigentlicher Waldvogel ist er aber nur zur Horstzeit, außer dieser zieht er Freilagen besonders an Gewässern vor, wo er seine Raubzüge recht ausgedehnt unternehmen und die Gegend beobachten kann. Schon im März legen ältere Weibchen, jüngere im April; werden die Eier genommen, so legen sie nochmals, woher die späten

Bruten rühren. Die Eier sind mehr oder weniger braunrot oder rotbraun, bald rundlicher, bald gestreckter und messen von 53,5 : 38,5 bis 47 : 37 mm. Die Jungen verlassen oft schon den Horst, ehe sie flügge sind, wobei sie leicht gefangen werden, natürlich vorausgesetzt, daß sie nicht auf unzugänglichen Klippen sitzen. Die Stimme des Wanderfalken klingt wie »Krzek, krzek, krzek!« oder »Yiak-kajeck!« Auffallend ist die Eigentümlichkeit des Wanderfalken, daß er seine Beute Bussarden und Milanen ohne weiteres überläßt, wenn sie sich ihm in Annexionsgelüsten nähern; dadurch werden diese Schmarotzer indirekt schädlich, denn sie nötigen den Falken zu neuem Fang, und es ist beobachtet worden, daß ein solcher, von einer Milanfamilie mehrfach belästigt, vier Enten hintereinander zu schlagen genötigt wurde. Zwar drücken sich die Vögel bei seinem Erscheinen platt nieder, wobei er ihnen nichts anhaben kann; gleichwohl sucht er sie durch allerlei Scheinangriffe endlich zum Aufstehen zu verleiten, wonach sie unrettbar in seinen Fängen bluten. Er rupft seiner Beute vor dem Kröpfen die Federn aus und beginnt gelegentlich schon mit dem Mahl, ehe das Opfer verendet ist. Bekannt ist, daß er auch gern in hohen Türmen großer Städte horstet, wie z. B. in dem Nikolaiturm in Berlin.

6) **Lerchenfalke** (Falco subbuteo *L.*, Falco arborealis *Alb. M.*, Dendrofalcus *Gessn.*, Hypotriorchis subbuteo *Belon;* Baumfalke, Steinfalke, kleiner Wanderfalke, Weißbacken, Lerchenhabicht, Stößer, Schmerl, Lerchenstößer). Länge 32 cm, Schwanz 15, Schnabel 1,5, Lauf 3,7, Mittelzehe 3,3, ihre Kralle 1,2, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 1,1 cm. Die Flügel überragen den Schwanz, Mittelzehe doppelt so lang als Außenzehe. Der junge Vogel ist auf der ganzen Oberseite schwarz mit etwas olivenfarbigem Anflug; sämtliche Federn haben breite rostgelbe Säume, Schwingen und Schwanzfedern auf den Innenfahnen solche Querflecke. Kinn, Kehle, Wangen und Halsseiten gelblichweiß; Bartstreifen schwarz, grell abstechend; auf dem Nacken ein Kreuz von gelblichen Flecken; die ganze Vorderseite rostgelblich mit schwarzen Schaftstreifen; Augenkreis, Fänge und Wachshaut gelbgrünlich. In diesem Kleid reichen die Flügel nicht bis an das Schwanzende. Der alte Vogel hat mattschwarze Oberseite; Stirn und Augenstreifen weiß gestrichelt; Bartstreifen breit und schwarz, grell von den Wangen abstechend, welche wie Kinn, Kehle, Halsseiten und Oberbrust reinweiß sind; auf der übrigen, weißen Vorderseite schwarze Schaftstreifen, welche sich nach unten vergrößern und auf den Seiten je 3 Reihen großer ovaler Flecke bilden. Hosen, Hinterleib und untere Schwanzdecken lebhaft rostrot, bei jüngern Vögeln mit einigen schwarzen Tupfen. Mittelalte Exemplare zeigen auf der untern Vorderseite gelblichen Anflug. Vom Nacken geht ein schwarzer Streifen an den Halsseiten herunter; auf den Innenfahnen der Schwingen gelbliche Querflecke, auf dem Schwanz 10—12 verloschene Querbänder; Flügeldecken der Unterseite grau und weiß gefleckt, Schwingen grauweißlich mit gelblichem Anflug. Der Lerchenfalke ist eigentlich eine verkleinerte Ausgabe des Wanderfalken, dem er auch im Flug sehr ähnelt, den er aber auch überholt, denn der kleine Lerchenfalke ist unbestritten der schnellste unsrer Flieger; bald gaukelnd und spielend, bald wie ein Pfeil dahinstürmend, erinnert er an die Segler, die er jedoch einholt. Deshalb wird auch der Lerchenfalke schwerlich mit einem Raubvogel von ähnlicher Größe verwechselt werden können, am wenigsten mit dem kurzflügeligen Sperber, und vor der Verwechselung mit dem Turmfalken schützt diesen der lange Schwanz. In der Ruhe sitzt er mit eingezogenem Kopf und aufgeblasenem Gefieder, und man erkennt dann schon aus der Ferne die schwarzen Backenstreifen auf den blendend weißen Kopfseiten. Seine Stimme klingt wie ein fröhliches »Kick, kick, kick!« Die Verbreitung des Lerchenfalken ist, wie die des Wanderfalken, eine fast unbemessene, und bei uns wird er, ohne gemein zu sein, doch in Feldhölzern kaum fehlen, die ihm Raum und Beute bieten, denn im Holz kann er als echter Falke nicht jagen. Im Mai sucht er ein leeres Krähennest auf

oder bequemt sich im Notfall zum Neubau auf einem möglichst hohen, schlanken Baum meist im obern Wipfel, belegt den Horst mit Haaren, Wolle und einigen Federn und danach mit 3—4, selten 5 Eiern, welche auf gelblichem Grund mit bräunlichen Flecken und Punkten so dicht besetzt sind, daß ersterer kaum noch zum Vorschein kommt, manchmal auch ganz braunrötlich sind; ihre Durchschnittsgröße beträgt 41 : 33 mm, sie sind also im Verhältnis zu dem kleinen Vogel groß, aber in Färbung und Größe sehr veränderlich. Das Pärchen liebt sich zärtlich, und mit lautem Freudenruf begrüßt das Weibchen das mit Fraß heranstreichende Männchen; später jedoch bricht um das Mein und Dein nicht selten Streit aus, der so heftig geführt wird, daß die noch nicht schwer verletzte Beute, das Streitobjekt, dabei entkommt. Der Lerchenfalke ist der geschworne Feind aller Lerchen, welche sich aus Angst vor ihm mitten unter Menschen, zwischen die ackernden Pferde ꝛc. niederfallen lassen, anderseits sich hoch aufschrauben, weil er ihnen dann nicht zu folgen pflegt. Wo er seinen Horst aufschlägt, verstummt der Gesang der lieblichen Heidelerche gar bald, und wenn er auch den Jäger nicht gerade schädigt, trotzdem er ihm manche Drossel weggholt, so muß ihn dieser doch in Schranken halten, so interessanten Beobachtungsstoff dieser edle Vogel dem Naturfreund auch bietet. Obgleich im allgemeinen scheu, wird er durch den Jagdeifer sehr dreist und streicht dicht vor dem suchenden Hühnerhund her, um die auffliegenden Vögel zu schlagen, die sich aber, wenn sie ihn sehen, lieber treten lassen, als aufstehen; dabei kommt er öfters zu Schuß.

7) **Zwergfalke** (Falco aesalon *L.*, Falco lithofalco *Gm.*, Hypotriorchis aesalon *Bonap.*, Falco caesius *M.* et *W.*, Falco smirillus *Savigny;* Merlin, Stein-, Blaufalke, kleiner Sperber, Schmerl, Schmierlein, Mirle, Sprenzchen, Sprinz, kleiner Lerchenstößer). Länge 27 cm, Schwanz 12, Schnabel 1,5, Lauf 3,5, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,2 cm. Die Flügel in der Ruhe sind um etwa 3 cm kürzer als der Schwanz; die zweite Schwinge, wenig länger als die dritte, ist, wie die erste, auf der Innenfahne tief eingeschnitten; die dritte und zweite Schwinge mit schwachem Einschnitt auf der Außenfahne; erste und vierte gleichlang; Mittelzehe nicht ganz doppelt so lang wie Außenzehe. Beim jungen Vogel ist der ganze Oberkörper fahlbraun mit dunkeln Schäften und hellern Spitzensäumen; auf den mattschwarzen Schwingen rundliche Querflecke. Obere Schwanzdecken schwarzgrau mit matten Binden und Spitzensäumen; Schwanz schwarzbraun mit 6—7 hellen Binden und einem Spitzensaum. Scheitel braun und hell gestrichelt; von den Mundwinkeln abwärts ein braun gestrichelter Streifen wie auch über den Augen; Wangen rostgelblich, fein gestrichelt, Kinn und Kehle weiß, die ganze Vorderseite gelblichweiß mit brauner Längszeichnung, welche auf dem Bauch am stärksten ist. Diesem Kleid ist das des alten Weibchens sehr ähnlich, nur daß es rostbräunlicher und frischer ist. Das alte Männchen ist auf dem Scheitel und der ganzen Oberseite aschblau mit stark hervortretenden schwarzen Schäften; Schwingen fahlschwarz mit feinen hellen Säumen und aschblauen Querflecken auf den Innenfahnen. Bartstreifen, hinterer Teil der Wangen und Streifen über den Augen rostbraun und schwarz gestrichelt, Nacken rostrot und schwarz gefleckt; Wangen großenteils weiß; Kehle reinweiß; die übrige Vorderseite mit schwarzbraunen, rostrot gesäumten Schaftstreifen, in den Flanken gebändert. Hinterleib, untere Schwanzdecken und Hosen roströtlichweiß mit lanzettförmigen Schaftstrichen; Unterseite des Schwanzes hellgrau, lebhaft fahlschwarz gebändert; die der Flügel roströtlich, weiß und dunkel gefleckt und gebändert. Augenkreis, Wachshaut und Fänge der alten Vögel reingelb, der jungen trüb gelbgrünlich; Schnabel hell hornfarbig mit schwarzer Spitze, Krallen schwarz. In der Größe zwischen Lerchenfalke und Sperbermännchen stehend, könnte er mit diesen verwechselt werden, wenn nicht sein langer Schwanz ihn von dem erstern und die langen Falkenflügel von dem andern unterschieden. Der Merlin

ist ein Brutvogel vom 55. Grad nordwärts, auf dem Zug jedoch über den größten Teil Europas verbreitet; ob er im nördlichen Deutschland jemals gebrütet hat, steht nicht fest, etwaige Angaben sind unsicher. Er horstet vom Mai ab, wo Bäume sind, auf diesen und gern in alten, reparierten Krähennestern; wo sie fehlen, wie in den schottischen Hochmooren, zu ebener Erde, wo dann das Material der Umgebung zum einfachen Bau dient. Die 4—5 Eier sind auf gelblichem Grund mit kaffee- oder rotbraunen Flecken oft so dicht bedeckt, daß ersterer ganz verschwindet, und sehen überhaupt den Turmfalkeneiern so ähnlich, daß sie von ihnen oft gar nicht zu unterscheiden sind, zumal auch ihre Größe, 41:30 bis 39:30 mm, mit jenen übereinstimmt. Die Jungen werden hauptsächlich mit jungen Vögeln aufgefüttert, wobei die späte Brütezeit den Alten sehr zu statten kommt. Der Merlin ist ein überaus dreister Raubvogel, der selbst auf Gänse stößt, um sein Mütchen an ihnen zu kühlen; junge Hühner, Wachteln, Drosseln, Sumpfvögel werden schwer von ihm heimgesucht, die kleinen Singvögel fortwährend bekriegt; er streicht niedrig und reißend schnell über die Erde hin, verleitet durch Erschrecken die Vögel zum Aufflattern und fängt sie mit größerer Sicherheit, weshalb er auch als Beizvogel geschätzter war als der schneller fliegende, aber oft fehlstoßende Lerchenfalke. Insekten soll er von den Grasspitzen geschickt wegnehmen; im allgemeinen ist er wenig beobachtet, da man sich leider mehr bemüht, ihm die Eier wegzunehmen, als sein Thun und Treiben zu studieren. Mit ihm schließt die Reihe der bei uns vorkommenden Edelfalken.

Jagd.

Die Jagd auf diese stolzen Vögel mit dem Schießgewehr ist, wie aus ihrer Beschreibung hervorgeht, dem glücklichen Zufall anheimgegeben, da sie, meist frei sitzend, den Jäger bald genug gewahren, um ihm auszuweichen; am Horst kommen sie zwar gelegentlich zu Schuß, doch wird dessen Zerstörung ein wirksameres Mittel zu ihrer Verminderung sein als dieser, vorausgesetzt, daß ihnen beizukommen ist; vor dem Uhu dagegen ist mancher Erfolg zu erwarten. Der Wanderfalke, welcher von den großen Edelfalken hier allein in Betracht kommt, stößt sehr lebhaft, aber unstät auf den Uhu, baumt aber, wobei der Schuß anzubringen ist; ebenso verhält es sich mit dem Lerchenfalken, und auch der Merlin kommt auf diese Weise zu Schuß. Hat man die Nachtstände dieser Vögel ermittelt, so kann man sich zwar anschleichen oder anstellen; doch bleibt der Erfolg fraglich, weil sie spät heranstreichen und in der Dämmerung auf ihren hohen Ständen nur schwer zu erkennen sind. Es bleibt daher nur der Fang übrig und zwar mit Netzen, denn in Fallen können selbstverständlich diese Vögel nicht gefangen werden, da sie nicht im Sitzen schlagen, was sie bei einem eingeschlossenen Vogel doch thun müßten. Fast ausschließlich dient zum Fang der Falkenstoß oder die Falkenrönne oder -Rinne. Sie besteht (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) zunächst aus einem Netz von Garn mit Maschen von 8—10 cm Weite, welches etwa 2,5 m breit und 12 m lang ist. Man rammt vier Säulen im Quadrat ein, jede mit 3 m Abstand, etwa 4 m hoch, verbindet ihre Köpfe mit Latten, verschalt diese ganze obere Fläche und nagelt auf jeden Säulenkopf ein starkes, viereckiges Stück Bohle, welches nach außen etwas übersteht. Durch diesen überstehenden Teil bohrt man ein etwa daumenstarkes Loch, steckt in jedes einen 2,60 m langen, geraden Stock und schneidet am Kopf, in der Mitte und unten auf der Innenseite Kerben oder Laschen ein, die beiden obern von unten schräg nach oben, den untersten von oben nach unten, und klemmt in diese Kerben das Netz ein, welches die vier Seiten der ganzen Stellung genau umschließt. Mitten auf dem verschalten Boden wird eine helle Taube angefesselt. Das Netz darf weder zu straff angezogen, noch in die Kerben zu fest eingeklemmt sein. Der schräg stoßende Falke oder auch Habicht prallen mit großer Gewalt gegen das Garn (ersterer, wenn er die Taube flattern sieht), werfen es aus den Kerben und werden von ihm umschlungen; damit sich aber auch der oft senkrecht stoßende Falke fängt, zieht man einige

dünne Leinen kreuzweise über die Stellung, indem man sie in den obern Saum des Netzes bindet. Dadurch, daß der Falke beim Herabstoßen diese Leinen berühren muß, wirft er das Netz aus den Kerben und über sich. Eine sehr einfache Fangart, zu welcher kein Apparat, nur eine große Ebene mit freier Umschau nötig ist, besteht in folgendem. In einem Beutel hat man eine oder mehrere Tauben und geht zur Zugzeit, wo man F. erwartet, umher, nach ihnen ausspähend. Bemerkt man einen solchen, so holt man eine womöglich helle Taube heraus, bindet an ihren Ständer einen etwa 1 m langen Streifen von Leinwand oder sonstigem Stoff, mit Vogelleim dicht bestrichen und am untern Ende mit einem Steinchen beschwert, welches der Taube das Fliegen nicht unmöglich macht, aber doch so erschwert, daß sie nur langsam und mühsam fort kann. Nun wirft man die Taube hoch auf und entfernt sich; sowie der Falke sie gewahrt, schießt er sofort heran, stößt sie und fängt sich entweder schon dabei an dem geleimten Anhängsel oder kommt doch bald mit der Taube herab, da ihn der Streifen hindert. Auf der Erde klebt er alsdann jedenfalls am Streifen fest und um so sicherer, je mehr er sich bemüht loszukommen.

Höchst interessant ist der Fang aus der Erdhütte mit dem Raubwürger (Lanius excubitor *L.*), wie ihn die Falkeniere betrieben, als die Falken-, resp. Reiherbeize noch blühte, und der, dem »Traité de fauconnerie« entlehnt, hier Platz finden mag, wobei erwähnt sei, daß die Falkeniere selbstverständlich die F. lebendig und unversehrt zu fangen strebten, um sie abzutragen, d. h. für Reiher- rc. Beize anzulernen. Daß dazu eine Gegend mit reichlichem Falkendurchzug, wie in den großen Ebenen Norddeutschlands, Hollands und Frankreichs, vorausgesetzt wird, ist natürlich, weil sich sonst die Mühe nicht lohnen würde. Von lebenden Werkzeugen braucht man dazu einige Raubwürger, Tauben und einen gezähmten Falken. Für den Jäger wird zunächst eine runde Erdhütte gebaut, 1,5 m hoch und entsprechend breit, von Brettern oder Bohlen, mit Rasen von außen bekleidet. Als Dach dient ein Rad, mit Rasenstücken belegt, welche unter der Windseite weggenommen werden, so daß der Insasse freie Umschau hat. 4 m von der Hütte und 5 m voneinander entfernt, so daß sie der Falkenier sehen kann, werden zwei Rasenhügel, 1,5 m hoch, aufgerichtet und zur Hälfte mit einem Rasengewölbe überdeckt, dessen offene Seite nach der Hütte zugekehrt ist. Um diese Öffnung befestigt man drei Weidengerten halbkreisförmig mit den spitzen Enden in den Rasen und über den ganzen Rasenhügel eine größere. Auf solchem Hügel wird ein Würger dergestalt mit einem Lederriemen um die Brust angefesselt, daß er auf einer dieser drei Gerten sitzen, bei Gefahr aber unter die Rasenwölbung retirieren kann. Die große Gerte schützt ihn vor etwaigen Angriffen der Sperber. Alsdann errichtet man etwa 42 m von der Hütte und voneinander 20—25 m entfernte, 8 m hohe Säulen, so daß die Hütte von der rechts und links stehenden gleichweit entfernt ist, also die mittlere Säule gegenüber hat, befestigt auf deren Spitzen Leinen, welche, in ihrer Verlängerung auf dem Erdboden durch Gabeln niedergehalten, in die Hütte einlaufen. In der Nähe der ersten Säule wird eine kleine Rasenhütte errichtet und an die Leine, wo sie zuerst den Erdboden berührt, mit einem Faden eine lebendige Taube so gefesselt, daß sie in die kleine Rasenhütte flüchten kann. Ebenso wird an die Leine der zweiten Säule ein sonst wenig brauchbarer lebender Falke gefesselt und ferner ein Federbusch, und auch diese Leine läuft in die Hütte. Auch die dritte Säule ist mit solcher Leine versehen, auf ihrer Spitze ferner mit einem hölzernen oder ausgestopften Falken und einem Federbusch. Nun werden etwa 100 m von der Hütte nach drei verschiedenen Richtungen hin Fangnetze angebracht. Diese sind oval und am offenen Ende mit einem 1 m großen, halbkreisförmigen Bügel versehen, dessen Durchmesser auf dem Boden mit Gabeln so festgehalten wird, daß er sich aufrichten läßt; dann wird das Netz unter ihm zusammengelegt und mit Rasen bedeckt. In der Mitte des von dem zusammengeschlagenen Netz zu bedeckenden Raums wird ein etwa 25 cm

hoher Pflock mit durchlöchertem Kopf eingeschlagen und in dem Netzbügel ein Draht befestigt, welcher in die Hütte geht. Etwa 10 m hinter dem Netz wird eine Rasenhütte erbaut mit einem Fallthürchen, welches, von innen geöffnet, von selbst wieder zufällt, und in diese Hütte eine an einem starken Bindfaden, der durch das Loch in dem Pflock vor dem Netz in die Hütte des Fängers geleitet wird, befestigte Taube gesperrt. Von den drei Rasenhütten besetzt der Fänger nun diejenige, welche ihm am bequemsten unter Wind liegt, mit der Fangtaube, und nachdem er die Würger auf ihrem Posten angefesselt, auch alles übrige, wie vorher angegeben, in Ordnung gebracht hat, begibt er sich mit Sonnenaufgang in seine Hütte, um dort bis Sonnenuntergang zu sitzen, in gespannter Aufmerksamkeit die Würger beobachtend und den Horizont abspähend, als einzige Gesellschaft und Erquickung seine Tabakpfeife, wenn er überhaupt Genuß findet an dem narkotischen Kraut. Die Würger verraten sogleich die Ankunft eines Raubvogels und durch ihr Benehmen auch dessen Art, denn während sie den Bussard und Milan mehr durch Zeichen der Neugierde verraten, stoßen sie beim Falken und Sperber klägliche Angstschreie aus und verkriechen sich unter die Rasenwölbung. Nun reizt der Fänger durch die Leinen sowohl die Taube an der ersten Säule rechts als auch den Falken an der zweiten, wozu die Federbüsche mitwirken; der fremde Falke, welchem dies alles nicht entgeht, hat nun sowohl die Taube schon bemerkt als auch den hölzernen oder ausgestopften Falken, und sieht er nun an dem ihm sehr interessanten Ort auch noch gar einen lebenden Kollegen, so scheint ihm die Sache um so unverdächtiger, und er stürmt heran, von Freßlust und Mißgunst gegen diesen getrieben. Sofort wirft der Fänger den künstlichen Falken mit der Leine herunter, damit der Fremdling bei näherer Besichtigung sich nicht vor ihm scheue; die Taube flüchtet in ihr Rasenloch, und schnell zieht der Fänger die Taube im Erdhügel durch das von selbst wieder zufallende Thürchen heraus und läßt sie flattern. Wie der Blitz stürzt der Falke auf diese Beute, seine Krallen fest in sie einschlagend, und so fest hält er sie nun, daß der Fänger Falken und Taube bis an den Pflock über dem Netz zieht und dann schnell den Bügel und mit ihm das Netz über sie wirft und somit fängt. Will man nun den Falken lebendig erhalten, worauf es bei der Falkenjagd doch besonders ankam, so wird er vorsichtig gegriffen, gefesselt und nach Hause getragen oder aber in ein Leinentuch so gewickelt, daß er sich nicht rühren kann, einfach auf den Erdboden gesetzt, und der Fänger bringt seine Apparate zum etwaigen neuen Fang in Ordnung. Die Falkeniere haubten solchen gefangenen Wildling sogleich auf, nahmen ihm aber am Abend die Haube wieder ab, damit er über Nacht Gewölle auswerfen konnte, woran ihn die Haube hinderte. Der Fang der kleinen F. ist nirgends mit Interesse betrieben worden; wollte man sie benutzen, so nahm man Nestlinge oder belegte die Horste mit Schlingen, in welchen sie sich fingen.

B. Nicht edle Falken (Rotfalken).

8) **Turmfalke** (Falco tinnunculus *L.*, Falco tinnunculus alandarius *Gmel.*, *L.*, Falco brunneus *Bechst.*, Cerchneis guttata, tinnunculus *Baedeker*, Tinnunculus alandarius *Bonap.*; Mauer- und Kirchfalke, Rotfalke, Rötel oder Rüttelfalke, Rötelhuhn, Lerchensperber, Lerchenhabicht, roter Sperber, Rüttelgeier, Schwimmer, Sperlingshabicht, Wiegweih, Windweih, Rüttelweih, Rötelweih, Graukopf, Steinschmack, Steinschmatz, Sterengall, Wandweher ꝛc.). Länge 33 cm, Schwanz 17, Schnabel 1,7, Lauf 4,2, Mittelzehe 2,6, ihre Kralle 1, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 1,1 cm. Das Weibchen ist um 3—4 cm länger und verhältnismäßig stärker als die vorstehenden Maße des Männchens. Das alte Männchen ist auf dem Kopf aschblau mit ganz feiner dunkler Strichelung, Oberrücken und Flügeldecken bräunlich-rostrot mit einigen schwarzen Pfeilflecken an den Spitzen. Unterrücken, Schwanzdecken und Schwanz aschblau, auf letzterm über schmalem weißen Saum eine 3 cm breite schwarze Binde und einige dunkle Querflecke; Schwingen mattschwarz mit ganz schmalen hellen Säu-

men, auf den Innenfahnen mit hellen Querzeichnungen. Kinn und Kehle weiß, von den Mundwinkeln abwärts ein dunkelgrauer Streifen; Vorderseite rostgelblich mit schwarzbraunen Schaftstreifen und Flecken, untere Schwanzdecken ohne jede Zeichnung. Der lange Schwanz stark abgerundet. Das alte Weibchen ist auf der ganzen Oberseite hell und braunrot, Kopf und Nacken braunschwarz gestrichelt, der übrige Teil ebenso gewellt, und der Schwanz ist neben dem weißlichen Endsaum mit einer 2 cm breiten und dann mit 10—11 solchen schmalen Binden gezeichnet. Handschwingen mattschwarz mit rötlichweißen Querflecken auf den Innenfahnen; Armschwingen mit solchen Säumen und braunroten Binden. Kinn und Kehle weiß, an den Halsseiten fein gestrichelt; Vorderseite gelblichweiß, auf Brust und Bauch mit braunen Schaftstrichen, auf den Seiten mit solchen Flecken; Hosen und untere Schwanzdecken ohne Zeichnung. Iris nußbraun; Wachshaut, Augenkreis und Fänge gelb; Krallen schwarz. Es gehen zwar die Altersfärbungen etwas auseinander, doch nicht so, daß der Turmfalke nicht immer sogleich zu erkennen wäre. Die langen Falkenflügel unterscheiden ihn sicher von dem Sperber, sowie auch die rote Färbung bald zu erkennen ist; eine besondere Eigentümlichkeit zeigt der Turmfalke in seinem Flug darin, daß er sehr bald stillsteht, rüttelt, d. h. auf einer Stelle flattert, und in einem Bogen weiterstreicht, statt geradeaus, wie es die Gewohnheit der F. ist. Der Turmfalke ist verbreitet wie kaum ein andrer Raubvogel und gehört zu unsern gewöhnlichsten Raubvögeln; zwar liebt er steile Felswände und hohe Bauwerke, wie Türme, von denen er den Namen hat, doch kommt er auch in Wäldern auf hohen Bäumen vor, wenngleich lieber an deren Rändern als im Innern. In den Gerüsten des Kölner Doms ist er typisch geworden, in den Nischen und Mauerlöchern alter Türme, Ruinen &c. wird er selten fehlen, und wo er vorkommt, erfreut der harmlose Vogel den Beobachter mit seinem muntern Wesen wie seiner gefälligen Gestalt und Färbung. Seine Stimme ist ein helles, vergnügtes »Kli kli kli!« Wie der Wanderfalke, scheut auch er große Städte keineswegs und gehört z. B. zu der Fauna Berlins. Im Mai horstet er, gewöhnlich besteht das Gelege aus 4—5, seltener 6 Eiern, welche in Größe und Form ganz außerordentlich voneinander abweichen; sie wechseln von 41 : 32 bis 36 : 29 mm und von hellgelb mit bräunlichen Punkten und Flecken bis zum eintönigen Braunrot, sind bald gestreckt, bald rundlich, aber immer mattschalig. Nach drei Wochen fallen die Jungen aus. Der Turmfalke lebt fast ausschließlich von Mäusen und Insekten, verschmäht kleine Vögel keineswegs, kann sie aber nur in der Ruhe greifen, niemals im Fliegen, und wenn man beobachtet, wie ein Feldhahn stärkere Vögel von seinen Jungen abtreibt, so wird man den Turmfalken als einen die Jagd schädigenden Vogel wohl nicht bezeichnen können. Seine Krallen sind viel zu schwach, um gesunde Vögel selbst von Drosselgröße zu bewältigen, und spricht man von entgegengesetzter Beobachtung, so liegen gewöhnlich Verwechselungen mit andern Raubvögeln, als Sperbern oder jungen Wanderfalken, zu Grunde. In den Ländern, wo die Heuschreckenschwärme verheerend auftreten, gehört der Turmfalke zu deren eifrigsten Vertilgern; ist er also jenen Gegenden unentbehrlich und uns nicht schädlich, so ist seine Verfolgung mit nichts zu verantworten. In den rauhern, mit langem Winter heimgesuchten Teilen unsers Gebiets ist der Turmfalke Zugvogel, in andern hält er über Winter aus, wenn er nur genug Mäuse findet; einige Kältegrade thun ihm nichts.

Die Jagd auf diesen hübschen Vogel ist nicht schwer; wenngleich scheu, wo er Verfolgung kennt, ist er im allgemeinen zutraulich und sitzt oft mitten unter Singvögelschwärmen oder zwischen den Haustauben auf dem Dach. Auf den Uhu stößt er gern und hockt bald auf, am gründlichsten wird er durch Vernichtung und Herabwerfen der Horste vertrieben; der Lerchen- und Zwergfalke werden oft in den Netzen gefangen, wenn sie auf die Lockvögel des Vogelstellers stoßen, der Turmfalke unsers Wissens wohl niemals, ein Beweis mehr,

daß er Vögeln nicht nachstellt, wie Edelfalken und Sperber.

9) **Rötelfalke** (Falco cenchris *Frisch.*, Falco xanthonyx *Natterer*, Falco tinnunculoides *Schinz.*, Tinnunculus cenchris *Bonap.*, Cerchneis cenchris *Boie*; italienischer Turmfalke, gelbklauiger Falke, kleinster Rotfalke, Naumannsfalke). Länge des Weibchens 31 cm, Schwanz 15, Schnabel 1,6, Lauf 2,6, Mittelzehe 2,1, ihre Kralle 0,8, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 0,9 cm. Krallen weiß. Der Rötelfalke ist dem Turmfalken so ähnlich, daß wir von einer ausführlichen Beschreibung füglich absehen können; zuverlässig unterscheidet er sich von diesem durch seine gelblichweißen Krallen, die der Turmfalke niemals hat. Er ist viel seltener als jener, häufig dagegen im Süden Europas und kommt z. B. in Spanien fast überall neben dem Turmfalken vor, so daß man sogar Verbastardierungen zwischen diesen so nahe verwandten Raubvögeln beobachtet hat. Die Eier sind kleiner, sonst den vorigen ganz ähnlich, wie die ganze Fortpflanzung. Der Rötelfalke lebt fast ausschließlich von Insekten oder kleinen Mäusen, die er mit großer Gewandtheit fängt, ist daher ein ebenso nützlicher als, wie die Beschreibung ergibt, angenehmer Vogel, so daß er den Jäger als solchen gar nicht interessiert, der ihn ruhig gewähren lassen kann; um ihn aber mit Überzeugung zu schützen, muß er ihn kennen, weshalb seine und die Beschreibung andrer Vögel mit ähnlichen Eigenschaften ebenso genauer Beachtung bedarf als diejenige schädlicher.

10) **Rotfußfalke** (Falco rufipes *Beseke*, Falco vespertinus *Gmel.*, *L.*, Tinnunculus vespertinus *Kaup.*, Erythropus vespertinus *Bonap.*, Cerchneis vespertinus *Boie*; Abendfalke). Länge (des Weibchens) 31 cm, Schwanz 14, Schnabel 1,6, Lauf 3,7, Mittelzehe 2,1, ihre Kralle 0,9, Innenzehe 1,8, ihre Kralle 0,9 cm. Krallen gelblichweiß; Augenkreis, Wachshaut und Fänge hochrot oder gelbrot. Das alte Männchen ist auf der ganzen Oberseite inkl. Schwanz fast schwarz; Brust, Bauch und die untersten Flügeldecken aschgrau; Hosen und Steiß lebhaft rostrot. Augenkreis, Wachshaut und Fänge brennend rot. Das jüngere Männchen ist mehr schiefergrau mit bräunlichem Anflug, und sämtliche Schwingen haben auf den Innenfahnen weiße Querflecke; Brust und Bauch hellgrau mit schwarzen Schäften; Hosen und Steiß rostrot; Augenkreis, Wachshaut und Fänge gelbrot. Das junge Männchen hat eine weiße Stirn, braunen, schwarz gestrichelten Scheitel, weiß und dunkelbraun gefleckten Nacken, braunen Oberleib mit rostbraunen Säumen, rötlichweißen Schwanz mit hellen Säumen und 10—12 dunkelbraunen Querbinden; unter dem Auge einen dunkeln Fleck, über demselben einen Streifen und einen bräunlichen Bartstreifen; Kehle und Wangen weiß, Vorderseite gelblichweiß mit hellbraunen Längsflecken auf Weichen und Hosen mit Querflecken. Das alte Weibchen ist auf Scheitel und Nacken rostbraun mit dunkeln Schäften; Oberrücken braun und schwärzlich gebändert, die übrige Oberseite hell- und dunkelgrau gebändert, Schwanz mit 10—11 dunkeln Binden, alle Federn mit dunkeln Schäften. Handschwingen mattschwarz, auf den Innenfahnen mit großen weißen Querflecken. Stirn, Kehle und Wangen gelblichweiß, um das Auge ein dunkler Kreis, abwärts in einen Bartstreifen auslaufend, die ganze Unterseite heller und dunkler isabellfarbig gebändert, auf Brust und Hosen mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Augenkreis, Wachshaut und Fänge gelbrot, wie beim jüngern Männchen. Schnabel bei allen gelblichweiß, nach unten dunkel hornfarbig; Krallen gelblichweiß mit dunkeln Spitzen, schwach und wenig gekrümmt; Iris nußbraun, in der Jugend braungrau. Wenngleich der Rotfußfalke dem Rötelfalken ähnliche gelblichweiße Krallen hat, so unterscheiden ihn stets die roten oder gelbroten Fänge von den reingelben des letztern, abgesehen von der gänzlich abweichenden Färbung. Der Rotfußfalke ist im südlichen und besonders östlichen Europa und dem angrenzenden Asien und Afrika heimisch, in Deutschland aber auch mehrfach als Brutvogel angetroffen, kommt auch vielleicht mehr vor, als wir wissen, da er wohl öfters in die Hände von Jägern fällt, die ihn nicht kennen. Der Rotfuß-

falke liebt ebene und frische sumpfige Gegenden, wo er den Insekten, seiner fast ausschließlichen Nahrung, so recht nachjagen kann. Auf der Steppe schwärmt er in kleinen Flügen umher, rüttelt bald hier, bald dort und horstet auf Bäumen, benutzt auch mit Vorliebe die Elsternnester; die Eier ähneln den vorigen, sind etwa 37 : 30 mm groß, oft noch kleiner, werden in derselben Zeit wie die der vorigen ausgebrütet und die Jungen mit Insektenkost aufgezogen. Bei gutem Wetter fast immer im Geschäft, hockt er bei Regenwetter traurig umher, und da er noch am spätesten Abend den schwärmenden Insekten nachjagt, hat er den Namen Abendfalke erhalten. Sonst ist er wenig beobachtet und bietet auch dem Jäger nichts, es sei denn, daß dieser ihn schießt, um ihn recht genau zu studieren, zu anderm Zweck kann er kein Jagdobjekt abgeben. Scheu ist er gar nicht, läßt auf Straßenbäumen die Vorübergehenden nahe heran und fliegt vor ihnen von Baum zu Baum her, wie etwa unsre Ammern und ähnliche dem Menschen sich nähernde Vögel thun. Gefangen kann er an Leimruten werden, an welchen Insekten befestigt wurden. Seine Stimme ist ein feines »Kikikil«, ähnlich dem Grünspecht, und fassen wir das Gesagte zusammen, so stellt er ein ebenso zierendes als nützliches Glied unsrer Fauna vor, wie überhaupt die F., deren Schilderung wir hiermit schließen, die stolzesten Vögel und nicht die kleinsten Wunderwerke der Schöpfung sind.

Falkenbeize (Falkenjagd, Reiherbeize). Es gibt keine Jagdart, die viele Jahrhunderte lang in gleicher Blüte gestanden hat wie die F., vor der selbst die Hirschjagd zurücktritt. Kaiser und Könige, Fürsten und Edle hielten die Jagd mit dem Falken auf der Faust für das edelste, mannhafteste Vergnügen; ja, es waren dem Kaiser Friedrich, dem berühmtesten Falkenjäger aller Zeiten, solche Edle, welche ihr nicht oblagen, geradezu verächtlich, und sein berühmtes Buch »Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris de arte venandi cum avibus, cum Manfredi Regis additionibus, ex membranis vetustis nunc primum edita«, wie es in der Ausgabe von Prätorius 1596 benannt ist, hat noch heute klassischen Wert. Daß dieses höchst ritterliche Jagdvergnügen dem Strom der Zeit erliegen mußte, darf nicht auffallen; durch die Begrenzung des Grundeigentums und dessen steigende Kultur, den Verfall des Jagdregals, Verminderung der Jagdtiere, besonders auch durch die an die großen Grundbesitzer und fürstlichen Häupter anderweitig herantretenden Ansprüche mußte die Leidenschaft für einen Sport zurücktreten, welcher unbeschränkte Summen und unbeschränktes Jagdrevier in Anspruch nahm, mit Einem Wort nicht mehr durchzuführen war. Die F. gehört daher längst der Geschichte an, und so interessant ihre Einzelheiten auch sind, so gehört ihre Schilderung, die selbst in gedrängtester Kürze einen erheblichen Raum beansprucht, nicht in ein modernes Jagdbuch mit beschränktem Raum (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel Deutschlands ꝛc. und Das Weidwerk, Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Tiere, mit Holzschnitten und farbigen Tafeln, 1880).

Die F. wurzelt mit ihren Anfängen in grauer Vorzeit und in jenen asiatischen Reitervölkern, welche mit ihren vorzüglichen Hunden die unbegrenzte Steppe durchjagten und, mit dem Feuergewehr unbekannt, andre Hilfsmittel beschaffen mußten, um sich die ihnen nutzbaren Tiere anzueignen; daß sie dabei auf den Edelfalken verfielen, lag nahe. Zwar reicht die Falkenjagd auch in Europa in die früheste Vorzeit hinein, ihre höchste Vervollkommnung erfuhr sie aber durch die Kreuzzüge, wo die europäische Ritterschaft sie den Asiaten ablernte und nach ihrer Rückkehr in der Heimat weiterpflegte. Ihren höchsten Glanz hatte sie daher im Mittelalter, hielt sich noch lange in die neue Zeit hinein, erhielt ihren Todesstoß durch die französische Revolution nicht nur in Frankreich, sondern mittelbar durch die mit jener zusammenhängenden Kriege in ganz Europa, und wenngleich sie in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts auf Anregung englischer Sportsmen, welche sie bis dahin gehegt hatten, in den Niederlanden bei dem Jagdschloß Loo noch ein-

mal erblühte, so war diese neuerstandene Glanzzeit doch nicht von Dauer, die Gesellschaft von Loo zerstreute sich nach und nach, und mit den letzten Falkenieren von Valkenswaard in Geldern darf diese edle Jagd als ausgestorben angesehen werden. Die Falkenjagd zerfiel in die Jagd vom hohen und niedern Flug; im hohen Flug bediente man sich ausschließlich der Edelfalken zur Beize auf Reiher, Milane und andre Vögel, im niedern Flug ausschließlich des Habichts und Sperbers, denen man unter Umständen zu Fuß folgte. Die verschiedenen Momente des Abtragens (der Dressur) des Falken waren: 1) daß er sich geduldig auf der Faust des Falkeniers tragen ließ, demselben den Fraß aus der Hand nahm, auf ein gegebenes Zeichen ihm auf die Faust flog; 2) daß er nach dem ihm gezeigten Wild stoßen lernte, was ihm zuerst in der Kammer, dann nach und nach im Freien am Faden, endlich ganz ohne Fesseln beigebracht wurde; 3) daß er jedesmal, nachdem er ein Wild geschlagen hatte, auf die Faust des Jägers zurückkam oder bei dem geschlagenen Wild verharrte, was nur dadurch zu erreichen war, daß er auf der Faust des Jägers oder auf dem geschlagenen Reiher 2c. sogleich gefüttert wurde. Um ihn leichter an das Zurückkommen zu gewöhnen, warf man das sogen. Federspiel, d. h. den ausgestopften Rumpf mit den Flügeln einer hellen Taube, in die Höhe. Also nicht die Anhänglichkeit an den Falkenier fesselte den Falken an diesen wie den Hund an den Jäger, sondern lediglich die Befriedigung der Freßlust, woraus natürlich folgte, daß sich selbst der beste Falke bei erster Gelegenheit auf Nimmerwiedersehen aus dem Staub machte. Wurde der Falke nicht zur Jagd benutzt, so war ihm stets die Falkenhaube, ein mit Federn geschmücktes Lederkäppchen, über Kopf und Augen geschnallt und er an einem Lederriemchen, der Fessel, an seinen Stand befestigt; auch wurde er täglich in dieser Kappe mehrere Stunden umhergetragen, war also den größten Teil seiner Zeit zur Blindheit verurteilt, ein Verfahren, welches seine geistigen Eigenschaften freilich nicht veredeln konnte. Habicht und Sperber wurden dagegen nicht aufgehaubt. Das Abtragen war eine monatelange, mühsame, nur durch Geduld mit Erfolg zu krönende Arbeit; daß die Falken Tage und Nächte lang am Schlaf verhindert und dadurch zur Vergessenheit ihres frühern Zustands geleitet worden seien, ist Fabel; die berühmten Falkeniere von Valkenswaard thaten es wenigstens nie, sie konnten einen verdummten Falken nicht brauchen. Die der Falkenjagd dienenden Jäger hießen Falkeniere; vier Mann, d. h. ein Falkeniermeister und drei Falkeniere, welche abwechselnd Falkenier-, Pikeur- oder Cagenträgerdienste leisteten, d. h. (im letztern Fall) auf einem viereckigen Rahmen die zur Jagd zu verwendenden Falken tragen mußten, bildeten eine Kompanie, bedurften sechs guter Jagdpferde und vermochten 20—25 Falken zu versehen. Rechnet man auf 45 Falken jährlich etwa 4000 kg bestes Rindfleisch und 12—1500 Tauben, die Pferde für die Herren 2c., so wird man ein annäherndes Bild von dem großen Kostenaufwand eines Falkenierhofs gewinnen. Unsre vorzüglichen Jagdgewehre und Hunde machen weniger Kosten und Umstände, und schwerlich wird gegen sie die alte, ehrwürdige Falknerei wieder aufkommen. Die nordischen Jagdfalken waren nur gekrönten Häuptern zugänglich, und jährlich ging ein königlich dänisches Schiff nach Island, um solche zu holen; gewöhnlich wurde der Wanderfalke benutzt, der daher auch meistens auf der Faust des Ritters oder dem seidengestickten Handschuh des Edelfräuleins abgebildet ist.

Falkeneule (Sperbereule), s. Eulen 2)

Falkenfessel, **Falkenhaube**, s. Falkenbeize.

Falkenier (Falkonier, Falkner), der Jäger, welcher die Abrichtung und Wartung der zur Jagd brauchbaren Vögel besorgte und mit diesen die Beizjagd übte.

Falkeniermeister, der erste Falkenier einer Kompanie.

Falkenjagd, s. v. w. Falkenbeize.

Falkenmöwe, gefleckte große (Mantelmöwe), s. Möwenartige Vögel 13).

Falkenrinne (Falkenstoß), s. Falken (Jagd, S. 146).

Falke, schwarzer, s. Milane 2).

Falke, weißer (Kornweih), s. Weihe 3).

Falkner, s. v. w. Falkenier.

Falknerei (Falknerhof), die Jagd mit Falken, ihre Hege und Abtragung, resp. der Hof, wo letzteres geschah.

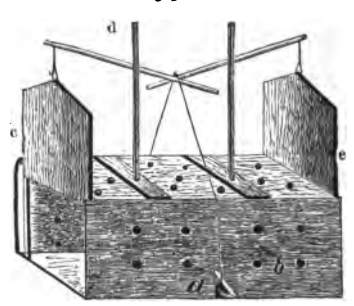
Falkonier, s. v. w. Falkenier.

Fallbaum, die bei einer Krähenhütte eingegrabenen, mit einigen Ästen (Krakeln) versehenen toten Bäume, auf welchen die vom Uhu angelockten Raubvögel und Krähen aufhocken (oder anfallen, auffallen, woher wohl der Name F.) sollen, um sie leichter zu schießen als im Flug, während sie den Uhu umkreisen. Obgleich sie fast überall angetroffen werden, sind sie doch kein unumgänglich notwendiges Werkzeug bei der Hüttenjagd, da sie z. B. bei den Hütten um Sondershausen nie angewandt und die stoßenden Vögel nur im Fluge geschossen wurden. Unentbehrlich sind sie aber da, wo man den Krähen erheblichen Abbruch thun will, da man von diesen, wenn sie aufbaumen, meist mehrere mit einem Schuß erlegen kann.

Falle, eine Vorrichtung, durch welche man Wild, besonders Raubzeug, fängt, also lebendig oder tot in seine Gewalt bekommt. Zwar gehören die ganz oder hauptsächlich aus Eisen bestehenden Werkzeuge, wie der Schwanenhals, das Tellereisen u.a., auch zu den Fallen; doch nennt der Jäger diese schlechtweg Eisen. Fallen sind fast ausschließlich hölzerne Fangmittel und die gebräuchlichsten derselben folgende:

1) Die **Klappfalle**. Sie ist ein allgemein bekanntes und wegen ihrer einfachen Handhabung, billigen Herstellung und erheblichen Leistung sehr zu empfehlendes Instrument. Da man sie besonders für Marder und Iltisse aufstellt, so heißt sie auch häufig ein- oder zweiklappige Marderfalle. Die Anschauung der letztern erleichtert Fig. 1. Sie wird von E. v. d. Bosch (»Fang des einheimischen Raubzeugs ꝛc.«) folgendermaßen beschrieben: Die zweiklappige F. sei ca. 1 m, auch darüber, lang und ca. 25—35 cm hoch und breit. Von dem Seitenbrett b nagele man die Querleiste an und bringe auf dieser rechtwinkelig und in der Mitte den Galgen an, an dessen Ende dann die in Holznägeln leicht beweglichen Schwengel d befestigt werden. Die an dem Querholz durch Scharniere befestigten beiden Klappen cc schließen beim Zufallen den Kasten vollkommen; gleichzeitig fallen dann auch die beiden Schwengel aus ihrer Stellung, stehen nun senkrecht auf den Klappen und verhindern dadurch das Aufheben derselben durch das gefangene Tier. Im Seitenbrett befindet sich das Zungenloch a; es ist gut, wenn dies mit Blech umsäumt ist. Das quer in der Mitte der F. liegende Trittholz sei ca. 10 cm breit und 1½ cm dick, es wird mit einem Scharnier im Innern am Boden

Fig. 1.

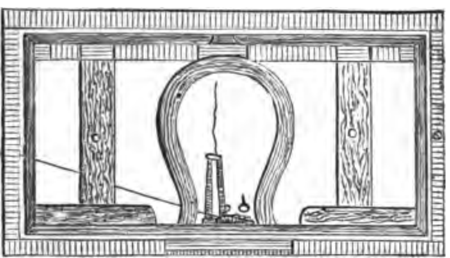


Klappfalle.

der F. recht leicht beweglich und leicht schwebend befestigt und muß mit seiner Zunge d 8—10 cm aus dem Zungenloch hervorstehen; die Zunge sei mit einigen recht scharfen, eingeschnittenen, glatten Stellkerben versehen. An den Klappen befestige man nun in der Mitte der Kanten eine feste Schnur, leite diese durch das Loch in a und befestige an ihrem Ende das Stellhölzchen. Wenn man nun die Schnur anzieht, so werden die Klappen aufgehoben, das Stellhölzchen wird dann mit dem einen hierzu zurechtgeschnittenen Ende in eine der Kerben eingesetzt, mit dem andern Ende dagegen an das Seitenbrett gestützt, zu welchem Zweck in diesen ein Kerbchen eingeschnitten ist. Hiermit ist die F. fängisch gestellt, die Klappen fallen jetzt durch einen geringen Druck auf das Trittbrett zu. Man sehe immer genau darauf, daß sich weder die Zunge im Zungenloch noch das Tritt-

brett im Innern des Kastens klemmen können. Der aus hartem und festem Holz gefertigten F. gebe man immer ein möglichst altes Aussehen. Die einklappige F. ist ganz wie die vorige eingerichtet, fängt aber nur von Einer Seite, da diejenige, an welcher die Klappe nicht angebracht ist, durch ein ganz dichtes Drahtgitter verschlossen ist; macht man dasselbe doppelt, so kann man in den Zwischenraum einen lebenden Vogel als Köder setzen, welcher das Raubzeug natürlich sehr anlockt; anderseits macht das Drahtgeflecht das Raubzeug mißtrauisch, während es infolge der ganz freien Durchsicht die fängisch gestellte zweiklappige F. als eine Art Loch durch den Zaun oder sonstigen unverfänglichen Durchgang ansieht. Es gibt auch eine Art Klappfalle, an welcher die Fangvorrichtung an den offenen Seiten durch in Falzen gehende Brettchen hergestellt wird; die Wirkung ist zwar dieselbe, doch quillt selbst ganz trocknes und namentlich Eichenholz bei anhaltendem Regenwetter an, so daß sich die Fallbrettchen leicht klemmen; macht man aber die Falze so groß, daß dies nicht eintreten kann, so stellen sie sich manchmal schief und bleiben mit einer Kante hängen. Die zuerst beschriebene F. ist daher die empfehlenswerteste. Diese Fallen fangen das Wild lebendig und unversehrt und dienen daher verschiedenen Zwecken, welchen entsprechend sie natürlich auch an verschiedenen Orten aufgestellt werden. Will man z. B. Hasen einfangen, um sie irgendwo auszusetzen, wie man es für die freilich nunmehr aufgegebenen Hasengärten that, so stellt man die F. in einen passenden Ausschnitt der Umfriedigung; gilt es, wie hauptsächlich, den Mardern und Iltissen, so köbert man sie mit Gescheibe, einem Vogel, gebackenen Pflaumen &c. und stellt sie auf den ausgemachten Wechseln im Freien oder in Gebäuden auf dem Gebälk, in Dachluken und ähnlichen Stellen. »Alle diejenigen Punkte«, sagt v. d. Bosch, »sind zum Aufstellen dieser Fallen immer die besten, wo die Marder ihren sichern Wechsel haben, und die auch so schmal sind, daß die Fallen nicht umgangen werden können, sondern die Marder hindurchkriechen müssen; wo aber ein Ausweichen möglich ist, verhindere man dies durch Dornzacken. Um auf guten Erfolg rechnen zu können, müssen die Fallen schon während der Ankirrungsperiode aufgestellt werden, nicht nur, damit sie ordentlich verwittern, sondern vielmehr, damit sich die Marder daran gewöhnen und zuletzt ganz dreist hindurchkriechen und sie gewohnheitsmäßig als Wechsel benutzen; selbstredend werden

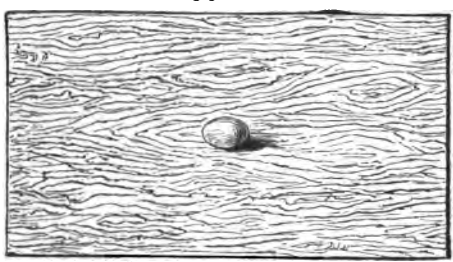
Fig. 2.





Inneres.

Fig. 3.



Äußeres; gestellt, mit Abzug.

Webersche Raubtierfalle.

die Klappen co nur hochgezogen und die Schnur gut befestigt, nachher ist dann nur nötig, die Fallen fängisch zu stellen. Hat sich ein Marder in der F. oder dicht dabei gelöst, so rühre man die Losung niemals an; dies ist überhaupt, besonders aber auf den Fangplätzen, eine Hauptregel.« Ist nun ein Fang gelungen, so steckt man die F. zur Hälfte in einen Sack, hebt eine Klappe auf und kippt sie hoch, so daß der Marder in denselben fallen muß, worauf man den Sack zubindet und erstern in dem-

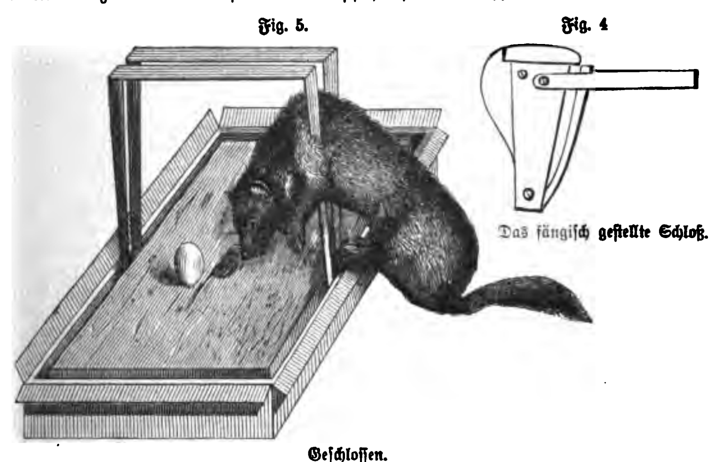


Fig. 5. Geschlossen.

Fig. 4. Das fängisch gestellte Schloß.

Webersche Raubtierfalle.

selben mit einem Knüppel erschlägt; in anbetracht seiner Zählebigkeit thut man wohl, ihn bis nach dem Erkalten im Sack zu belassen. Ganz besondere Dienste leisten diese Fallen bei Fasanerien und ähnlichen Züchtungsanstalten; man schafft Gänge durch Ausschneiden von Gras und Heide zu ihnen hin oder steckt an freien Plätzen solche mit Dornenreisern aus, so daß sie sich bis an die F. allmählich so verengern, daß das Fangobjekt dem Durchgang durch die F. nicht ausweichen kann. Je unverfänglicher diese Vorrichtungen aussehen, desto dienstbarer werden sie sein, besonders auch, wenn die F. selbst durch etwas Strauchwerk verblendet ist, welches aber freilich die Stellung oberhalb nicht unsicher machen darf. Damit das Tier nicht etwa vor der F. Lust bekommt, über sie hinwegzusteigen, bindet man das Reiserwerk laubenartig zusammen; die dadurch hervorgerufene Dunkelheit wird es auch dreister machen. Die Fallen müssen schon gestellt sein, ehe man zu fangen beabsichtigt, damit sie verwittern; wo man aber auf den Wert des Balges gar keine Rücksicht nehmen darf, also sogleich zu fangen sich bestreben muß, wie bei Fasanengärten, da nimmt man altes, verwittertes Holz zur Anfertigung der Fallen und bestreicht die durch Sägeschnitte ꝛc. entstandenen frischen Teile, am besten die ganze F., mit Moor, Lehmbrei oder sonstigem der Umgebung angepaßten Material, in der Nähe von Hühnerställen mit deren Mist ꝛc.

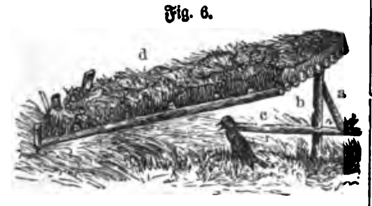
2) Die Webersche Raubtierfalle (Fig. 2—5). Diese von dem Fabrikanten Weber zu Haynau in Schlesien konstruierte F. gehört zu den besten Erzeugnissen der Gegenwart und wird, da sie für Dachs, Fuchs, Marder, Iltis ꝛc. angewendet wird, in sehr verschiedenen Größen geliefert. Eine genaue Beschreibung dieser F. zu geben, ist mißlich, da der Erfinder sie fortwährend

verändert, resp. verbessert. Die illustrierte Beschreibung der neuesten Fallen nebst genauer Anweisung zur Behandlung und Aufstellung sowie dem Köder für die verschiedenen Raubtiere ist von dem Fabrikanten direkt zu beziehen. Obgleich ihre Konstruktion auf dem Schwanenhals oder Berliner Eisen beruht, ist sie diesem doch vielfach vorzuziehen, denn sie ist leichter aufzustellen als jene, die in Holz verkleideten Eisenteile unterliegen den schädlichen Witterungseinflüssen weniger; sie ist einfacher zu verwittern und zu verblenden, kann andern Tieren, deren Fang nicht beabsichtigt wird, nicht so gefährlich werden und wird schließlich erst gelegt, wenn das Raubtier durch die blinde F., ein einfaches, ihr ähnliches Brett, fest angekirrt ist.

3) Die eiserne Hohlfalle von A. v. Hanstein hat den Zweck, Füchse lebendig in künstlich hergestellten Bauen, deren Kessel sie bildet, zu fangen; ob sie vielfach in Gebrauch ist, können wir nicht angeben; abgebildet und beschrieben ist die ganze Vorrichtung in der »Illustrierten Jagdzeitung«, Jahrg. 1875, S. 87 ff.

4) Die Mord- oder Rasenfalle. Sie ist eine der ältesten und einfachsten,

Fig. 6.



Mord- oder Rasenfalle.

daher üblichsten Fallen, kann aber nur an ruhigen, wenig besuchten Stellen im Wald aufgestellt werden, weil sie sehr in die Augen und deshalb dem Mutwillen Unberufener in die Hände fällt. v. d. Bosch beschreibt sie wie folgt: »Beim Bau dieser sehr einfachen, aber trotzdem recht guten F. fertige man sich zuerst die Decke d an (Fig. 6). Man verbinde zu dem Zweck 6—9 Stück 8—14 cm starke und 125 cm lange, recht gerade gewachsene und mit der Rinde bekleidete Knüppel, die immer ca. 5—8 cm voneinander Abstand haben müssen, durch drei oder vier 4—6 cm starke Querhölzer; zum Aufnageln der letztern nehme man Holznägel. Auf einem freien Platz von recht ebenem und hartem Boden schlage man nun vier Pfähle in gleichen Abständen und in ganz gerader Linie in die Erde, um daran die Decke d gegenzustemmen. An beiden Ecken wird seitwärts noch je ein Pfählchen eingeschlagen, um ein Verschieben der Decke nach der Seite zu verhindern; alle diese Pfähle müssen ca. 15—20 cm aus dem Boden hervorragen. Die Stellung (a, b, c) besteht aus drei etwa 2 cm dicken Hölzchen, von denen b ungefähr 20 cm lang sein muß; es wird mit dem einen etwas schräg geschnittenen Ende in die Mitte des vordersten Knüppels der Fallendecke gestellt, das untere Ende ist glatt und gerade geschnitten und ruht auf einem in die Erde versenkten glatten Stein. Das Hölzchen a sei etwa 18 cm lang, ca. 13 cm von seinem Ende sei eine Kerbe eingeschnitten, mit welchem es unter einem spitzen Winkel über das Stäbchen b gelegt wird. Das Hölzchen c ist die Zunge, es muß so lang sein, daß das eine Ende bis reichlich in die Mitte des innern Fallenraums reicht, also bis ungefähr zum vierten Deckenknüppel. Das andre Ende des Zungenhölzchens c versehe man mit zwei Kerben, vermittelst deren es an die Stäbe a und b eingelegt wird; gleichzeitig legt man nun auch die Fallendecke auf das Hölzchen a. Um die Deckplatte noch schwerer zu machen und ihr gleichzeitig ein recht natürliches Aussehen zu geben, legt man oben darauf kreuz und quer Ruten und Zäckchen, auf diese dann starke Rasenstücke, eventuell auch einige Steine, und bedeckt endlich das Ganze mit Moos, Streu oder Laub. Zum Bau derselben nehme man, soviel wie irgend thunlich, nur berindetes Holz und bestreiche auch die fertige F. noch mit Schmutz aus nasser Erde oder wenigstens doch die Schnittflächen und da, wo das Holz behauen werden mußte. Sowohl bei der Prügelfalle als auch hier empfiehlt es sich sehr, vor und hinter den Fallen Strauchwerk aus Dornenreis so zu stecken, daß damit ge-

wissermaßen ein Zugang gebildet wird, der das Raubzeug auf die Fallen hinleitet. Mit der fest versicherten F. kirre man nun einige Monate an, stelle sie dann fängisch und binde vorher an das Ende der Zunge einen der bekannten Köder. Will der Marder nun den Brocken abreißen, so springt die Stellung sofort aus, und mit ihr fällt auch die schwere F. heftig herunter, den Marder unter sich erdrückend.

Eine nicht weniger hervorragende Rolle als die eben beschriebenen Fallen spielen beim Fang des Raubzeugs die sogen. Eisen, von denen die bekanntesten und seit langer Zeit fast unverändert im Gebrauch befindlichen die beiden folgenden sind, die von Paul Friedrich, königl. preußischem Forstaufseher, in dem sehr praktischen Werkchen »Der Fang des Raubzeugs« (1877) folgendermaßen beschrieben werden.



Fig. 7. Fängisch. Fig. 8. Geschlossen.

Tellereisen.

5) Das Tellereisen (Fig. 7, 8). »Die Brauchbarkeit der Tellereisen zum Fuchsfang wird nicht durch die genaue Übereinstimmung ihrer Größe oder Form bedingt, wie dies bei den Schwanenhälsen der Fall sein muß, sondern sie hängt zumeist von der Art und Weise ihrer Stellvorrichtungen ab, weshalb hier weniger die angegebenen Dimensionen in Betracht gezogen zu werden brauchen als die nachstehend beschriebene Einrichtung eines solchen. Das Tellereisen besteht aus dem Kranz a, den beiden Bügeln bb, der Feder d, dem Teller c und dem Anker mit der Kette e. Der Kranz ist 2 cm breit und hat einen Durchmesser von 20 cm. Vorn in seiner Mitte ist eine 3 cm breite Eisenplatte senkrecht aufgenietet, in deren beiden nebeneinander stehenden Löchern sich die vorn in einen runden, wagerechten Zapfen auslaufenden Bügel bewegen. Ihr gegenüber sind an dem innern und äußern Rande des Kranzes zwei 1,5 cm breite Eisenstäbchen voreinander stehend festgelötet und zwischen ihnen die Bügel mit ihrem hinten übereinander liegenden Ende mit einer starken Schraube eingeschraubt. Vorn über den Zapfen und hinten über der Schraube muß der Schluß der Bügel durch 3 cm lange und 3 mm breite Öffnungen unterbrochen sein, damit die sich dort einklemmende Erde das feste Zusammenschlagen derselben nicht hindert. Ferner sind noch in der Mitte des Kranzes, sich gegenüberstehend, zwei Stäbchen von 2 cm Höhe festgenietet, welche den Fuß für die sich in ihrem Quereinschnitt bewegenden sogen. Fröschchen bilden; letztere gleichen in ihrer

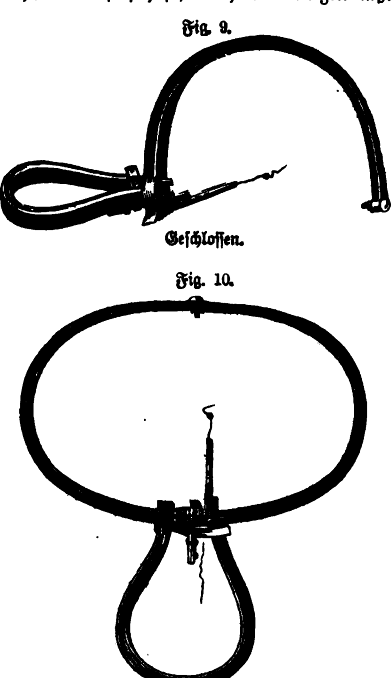
Form nach außen einem nur wenig gebogenen Haken, an dessen Innenseite ein dünnes, 1 cm im Quadrat großes Eisenplättchen wagerecht aufgelötet ist. Die 25 cm lange, nach außen liegende Feder ist an dem Eisen befestigt, indem die beiden hintern Stäbchen durch das in ihrem untern Teil befindliche Loch gesteckt sind, während sie durch das Loch ihres obern Teils das Zusammenhalten der Bügel bewirkt. Sie muß zwar stark genug sein, um den Fuchs zu halten, doch nicht so stark, daß ihm der Lauf durchgeschlagen würde. Der aus Holz gefertigte Teller ist der Form des Eisens angepaßt, doch nur so groß, daß er überall 4 cm von den Bügeln absteht; hinten dagegen ist er so weit ausgeschnitten, als der obere Teil der Feder in das Eisen reicht, damit er auf diesem nicht aufliegen kann. Auf seiner untern Seite ist ein 1 cm breiter Eisenstab, welcher an jedem Ende auf seiner obern Fläche einen Falz hat, eingelassen und durch zwei Stiele befestigt. Der Anker sitzt an einer 50 cm langen Kette, deren äußerstes Gelenk so weit ist, daß es sich über den untern Teil bis in die Mitte der Federn schieben läßt. Will man nun das Eisen spannen, so drückt man die Feder herunter, legt die Bügel auseinander und schlägt den hakenförmigen Teil der Fröschchen über dieselben, während man die nach innen stehenden Eisenplättchen gegen den auf jedem Ende der Tellerstange befindlichen Falz stemmt. Erwägt man nun, daß der sich in diesem Eisen mit dem Laufe fangende Fuchs dasselbe bis zur Ankunft des Jägers größere oder kleinere Strecken mit sich herumschleift, je nachdem er sich frühzeitig oder später gefangen oder der Anker ihn mehr oder weniger am Entkommen gehindert hatte, so wird man die zweckmäßige Befestigung der einzelnen Teile des Eisens nicht verkennen. Deshalb sind solche Eisen ungeeignet, an welchen die Bügel mit vier schwachen Schräubchen befestigt sind, oder deren Bügel an beiden Enden Zapfen haben, mit denen sie sich in zwei gegenüberstehenden Eisenplatten bewegen, deren hinterste alsdann durch eine von unten gegen sie geschraubte Mutter auf dem Kranz befestigt ist, die sich aber durch das Herumschleppen leicht losdrehen und so das Auseinanderfallen des ganzen Eisens herbeiführen kann. Wie schon bemerkt, hängt die Brauchbarkeit der Tellereisen vornehmlich von der Art und Weise ihrer Stellvorrichtung ab, weshalb eine solche keine willkürliche sein darf, wenn man seinen Zweck vollständig damit erreichen will. So z. B. könnte ein Eisen, welches einen festsitzenden Teller hat, durch welchen dasselbe mittels eines im rechten Bügel angebrachten Stellstifts gespannt wird, beim Fuchsfang niemals Verwendung finden, da der sich um seine Achse drehende Teller den Fuchs hindert, bis auf die Grundfläche des Eisens durchzutreten, indem er sich selbst nur mit dem einen Ende dieser nähert; außerdem läßt er auch das durchaus erforderliche Indiehöhespringen des Eisens nicht zu, weil dieses ja gleichzeitig mit ihm nach unten gedrückt wird. Hierdurch würde man den Fuchs in den meisten Fällen verprellen, in denen aber, wo dies nicht geschieht, könnte er sich doch nur ganz knapp fangen, zudem würde ja auch der festsitzende Teller fortwährend mit dem Eisen herumgeschleppt, so daß er sicherlich nach jedem Fang einer Reparatur unterworfen werden müßte.

Es kann ferner der durch eine fehlerhafte Anfertigung das Verprellen bewirkende Teller nicht unerwähnt bleiben. Dies geschieht nämlich häufig in solchem Eisen, dessen Teller seinen ganzen innern Raum ausfüllt, so daß er also bis dicht an die Bügel reicht. In diesem Fall kann der Fuchs das Eisen schon losschlagen, wenn er mit dem Ballen nur bis auf einen Bügel tritt, während dieses aber erst geschehen darf, wenn er den Lauf ordentlich zwischen die Bügel gesetzt hat, wodurch er gezwungen ist, den unter seinem Lauf sich plötzlich lösenden Teller so weit herunterzutreten, als es die Tiefe des Lagers gestattet, wogegen das nun frei werdende Eisen in die Höhe springen und ihn hoch am Lauf erfassen kann. Hierauf kommt es eben bei dieser Fangmethode ganz besonders an, da der Fuchs alsdann am Abschneiden des Laufs gehindert ist, welches hingegen der knapp am Lauf gefangene Fuchs unfehlbar thut, sobald ihm der Tag auf

den Hals kommt, der Lauf ihm zum Teil schon durchgeschlagen war oder er mit dem Eisen festsitzt. Darum müssen auch sowohl die Eisen verworfen werden, deren Bügel Zähne haben, weil diese dem Fuchs den Lauf leicht durchschlagen würden, als auch diejenigen, deren Feder im Eisen unter dem Teller liegt, in welchem er sich niemals hoch fangen könnte, da ihn die Feder nicht tief genug durchtreten läßt.

Während zum Marderfang das Eisen genau so beschaffen sein muß, wie es zum Fuchsfang gebraucht wird, weicht das beim Dachs- und Otterfang Verwendung findende außer seinem um 10 cm größern Durchmesser nur darin ab, daß es eine etwas längere, aber um vieles stärkere Feder hat, welche eine Sicherheitsvorrichtung erfordert. Diese besteht in einem kleinen Haken, welcher hinten am Kranz rechts von der Feder befestigt ist und beim Spannen des Eisens über den rechten Bügel geschlagen werden kann. Durch das Festbinden dieses Eisens wird dagegen bei ihm der Anker entbehrlich. Auch die Bügel dieses Eisens dürfen nicht, wie man es gewöhnlich findet, mit Zähnen besetzt sein, denn abgesehen davon, daß sie das Reinhalten erschweren und dem Jäger selbst sehr gefährlich werden können, haben sie den großen Nachteil, daß das Eisen um so viel stärker bedeckt werden muß, als sie lang sind, wodurch dieses an Schnelligkeit und Kraft verliert, während anderseits oft schon ein leichter Regen genügt, um es zuzuschlagen, zum mindesten aber, wenn sich die lockere Erde setzt, die Zähne bloßzulegen. Ebenso sind auch die Eisen mit zwei Federn unzweckmäßig und zwar deshalb, weil sie einen größern freien Raum beanspruchen, über den man gerade beim Dachs- und Otterfang oft am allerwenigsten zu verfügen hat. Was sonst die Eisen für eine Form haben, ist gleichgültig, nur behalte man im Auge, daß ein Eisen, besonders zum Fuchsfang, leicht und die Feder kurz und kräftig sein muß, weil dieses die Hauptfaktoren sind, welche das Indiehöheschnellen bewirken. Außerdem muß noch vor allem auf eine glatte und saubere Arbeit gesehen werden, damit sich keine Löcher und Risse im Eisen befinden, aus denen der Rost sich schwer herausbringen läßt.

Fig. 9.



Geschlossen.

Fig. 10.

Fängisch.

Schwanenhals.

6) Der Schwanenhals (Fig. 9 und 10). Seine hufeisenähnliche Feder hat bei einer Länge von 25 cm in der Mitte eine Höhe von 3 cm und eine Breite von 2,5 cm, vonwo ab sich aber die beiden Schenkel nach den Bügeln zu bis auf 2 cm verjüngen. Ein jeder der beiden 30 cm hohen und auf ihrer Grundfläche 35 cm weiten, halbmondförmigen Bügel ist vorn über der Bügelschraube 1,4 cm breit und 6 mm

stark; sie nehmen aber nach hinten an Breite und Stärke allmählich zu, so daß sie dicht über dem bauchigen Teil, in welchem sich die Löcher für die Federzapfen befinden, die doppelten der angegebenen Dimensionen haben; in ihrem untern auswärts geschweiften Teil sind sie jeder mit 12—15 Kerben (»Kamm« genannt), versehen. Ihre Außenseiten sind abgerundet, die Innenflächen dagegen scharfkantig und bis auf die 4 cm langen und 3 mm breiten Öffnungen über der Bügelschraube und den Federzapfen, welche die sich einklemmende Spreu aufnehmen, festschließend. Das Schloß, mit Ausnahme der Schnellstange, welche an der hintern Seite des linken Bügels sitzt, liegt wagerecht innerhalb der Feder und ist am rechten Bügel befestigt. Es besteht aus der Schloßkapsel, in welcher sich rechts der Stellhaken und die Stellzunge, links der Drücker befinden. Während der nach der Schnellstange hinüberliegende Stellstift sich auf dem runden Teil des durch den rechten Bügel gesteckten Zapfens der Schloßkapsel, zwischen dieser und dem Bügel, dreht, ist die 12 cm lange Pfeife nach links gerichtet, von der entgegengesetzten Seite des Bügels auf den dort vierkantigen Zapfen geschoben und durch Aufschrauben einer Mutter mit ihr gleichzeitig das Schloß befestigt. Der Sicherheitsstift endlich ist ein eiserner Bolzen, welcher, durch die in der Schloßkapsel hinter dem Stellhaken befindlichen Löcher gesteckt, die Sicherheit des gespannten Eisens bewerkstelligt, indem er den Stellhaken aus seiner Lage herauszutreten hindert. Zum leichtern Spannen des Eisens schiebe man zunächst der Feder hinten ein plattes Stück Holz unter, damit der Kamm den Boden nicht mehr berührt, kniee nun vor dasselbe und lege sich den Sicherheitsstift zur Hand. Hiernach klemme man einen Schraubenzieher zwischen die Bügel, drücke diese mit den Daumen und vordern Fingern so weit auseinander, daß man sie mit beiden Händen erfassen und unter Zuhilfenahme der Kniee völlig herunterdrücken kann. Durch diese Drehung der Bügel bekommt das bisher wagerecht liegende Schloß eine senkrechte Stellung, so daß Stellhaken und Stellzunge nach unten, der Drücker sowie die Pfeife aber nach oben gerichtet werden; dagegen verbleiben Schnellstange und Stellstift in ihrer frühern Lage. Sind nun die Bügel so weit heruntergedrückt, daß die über den Stellstift gelegte Schnellstange von dem Drücker erfaßt werden kann, so hebt man die Stellzunge aufwärts und bringt ihr den Stellhaken entgegen, bis er die erstere greift, wonach der Sicherheitsstift eingeschoben wird. Es empfiehlt sich, dem nun anzubringenden Abzugsfaden eine etwa doppelte Länge zu geben, ihn in seiner Mitte am Stellhaken festzubinden und, nachdem sein vorderes Ende unter den rechten Bügel durch die Pfeife gezogen ist, seinen übrigen Teil nach hinten straff um die Feder zu schlagen und an ihr zu befestigen. Man erhält hierdurch eine zweifache Sicherung und kann so das Eisen ohne jede Gefahr transportieren, da, wenn der Sicherheitsstift auch durch irgend einen Zufall verloren gehen sollte, der Stellhaken dennoch durch den Kontrafaden nach hinten gehalten und somit ein Zuschlagen des Eisens unmöglich wird.

Gleicht nun auch der äußern Form nach im wesentlichen ein Schwanenhals dem andern, so verhält es sich doch ganz anders mit seiner Brauchbarkeit, und da es nicht selten vorkommt, daß man einen zum Fuchsfang gänzlich untauglichen erwirbt, so ist beim Ankauf doppelte Vorsicht nötig. Als Bezugsquelle meide man alle gewöhnlichen Eisenhandlungen, wende sich vielmehr an eine renommierte Fabrik, die sich mit nichts anderm beschäftigt, und bedinge sich von ihr eine 14tägige Probezeit. Ein guter und brauchbarer Schwanenhals muß vor allem beim Losschlagen vom Boden 30 cm in die Höhe springen; thut er dieses nicht, so gehört ein Fang in ihm zu den Seltenheiten. Ferner muß die Feder die richtige Härte haben und so stark sein, daß selbst der mit den Zehen gefangene Fuchs nicht entkommen kann; deshalb ist namentlich auch ein guter Schluß der Bügel und der kleinen Öffnungen zwischen ihnen erforderlich, da andernfalls der Fuchs den Lauf mit Leichtigkeit würde herausziehen können. Die Kerbenzahl des

Kammes darf nicht geringer sein, als angegeben; sie müssen sehr genau ineinander greifen und vorzüglich gehärtet sein, damit sich durch den Gebrauch kein Grat daran bilden kann, welcher das schnelle und regelmäßige Zuschlagen des Eisens hindern würde. Ebenso müssen Schrauben und Muttern mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt hergestellt sein, da man anders das Eisen leicht einmal eine Strecke vom Fangplatz leer finden und die unterwegs verloren gegangenen Stücke mühsam zusammenlesen könnte; überhaupt achte man noch mehr als beim Tellereisen auf eine saubere Arbeit, denn hier darf an keinem Teil ein Feilenstrich zu sehen sein. Alles dieses gilt auch für den Marderschwanenhals, dessen einzige Abweichung von jenem nur in der ungefähr den dritten Teil betragenden geringern Größe besteht. Über die Otterstange und Wieselfalle s. Otter (S. 332) u. Wiesel (S. 486).

Fallen (einfallen), s. v. w. sich vom Flug niederlassen, von Feldhühnern, Schnepfen 2c., die z. B. auf die Weide oder Äsung f. oder zur Fortpflanzungszeit zu Paaren f. (s. v. w. sich paaren). — Ins Wasser f. oder fahren, untertauchen (von Biber und Otter).

Fallwild (Fallwildbret), Wild, welches eines natürlichen Todes gestorben, also nicht von der Hand des Jägers verendet ist. Hunger und Kälte im Gefolge strenger, anhaltender Winter, Seuchen, wie Milzbrand und andre Krankheiten, veraltete Schußwunden sind die gewöhnlichen Ursachen, wohingegen Altersschwäche heutzutage wohl aus der Liste natürlicher Todesursachen zu streichen sein dürfte. Infolge einer Schußwunde nach einiger Zeit tot gefundenes, aber noch brauchbares Wild wird dagegen gewöhnlich nicht zum F. gerechnet.

Falz (Pfalz), s. v. w. Balz.

Fanfaren (Jagdsignale), gewisse auf Jagdhörnern zu blasende Melodien oder Tonsätze, welche bei der Jagd zu bestimmten Verrichtungen die Zeichen geben, ähnlich wie die Signale beim Militär. Man trennt sie in Parforcejagd- und Treibjagdsignale. Die Parforcejagdsignale sind: 1) Anjagd, wenn die Meute auf den Hirsch angelegt wird; 2) gute Jagd, wenn die Meute auf der richtigen Fährte munter jagt; 3) Hourvari, wenn sie dieselbe verloren hat; 4) Stoppen, wenn sie infolgedessen zum Stehen gebracht und frisch angelegt werden muß; 5) la vue, wenn der gejagte Hirsch gesehen wird; 6) Jägerruf, wenn sich die Jäger versammeln sollen; 7) Wasserfanfare, wenn der Hirsch ins Wasser gegangen ist; 8) Halali, wenn der Hirsch sich gestellt hat, resp. abgefangen wird. Wird statt des Hirsches ein Schwein forciert, so gelten dieselben Signale. Die Treibjagdsignale haben folgende Bedeutung: 1) zum Wecken; 2) Aufbruch zur Jagd; 3) Begrüßung der ankommenden Jagdgesellschaft durch die aufgestellte, dienstthuende Jägerei; 4) das Ganze, d. h. die gesamte Treiberwehr soll sich aufstellen und, 5) Richtung, gerade Richtung und Fühlung nehmen; 6) Halt machen; 7) Vorgehen; 8) der rechte Flügel und 9) der linke Flügel soll vorgehen; 10) zusammenziehen, sich mehr einander nähern; 11) Zentrum, die Mitte soll munter vorwärts gehen; 12) Aufmunterung, die ganze Treiberlinie soll dies thun; 13) langsam treiben; 14) Hahn in Ruh', die Schützen sollen nicht mehr schießen; 15) Hegerruf gilt den die Treiber führenden Jägern; 16) Antwort derselben, daß sie das Signal verstanden haben; 17) Sammeln der Jäger; 18) Sammeln der Treiber; 19) Sammeln der dienstthuenden Schützen; 20) Hirsch tot! d. h. bei der Strecke wird für jede in derselben befindliche Wildgattung ein besonderes Totsignal geblasen, also Damhirsch tot, Reh tot 2c.; 21) Blattschlagen, wenn diese Prozedur vorgenommen wird, s. Edelwild (S. 98); 22) Jagd vorbei, wenn diese abgebrochen wird; 23) zum Essen; 24) Equipagenruf. Vgl. die Notenbeilage am Schluß dieses Lexikons.

Fang, die Habhaftwerdung des Wildes durch den Jäger in Fallen, Netzen, Gruben oder Eisen (vgl. die betreffenden Wildarten); ferner der Ort, wo, und die Vorrichtung, womit das Wild gefangen wird, wie auch das gefangene Wild selbst. — F. (oder Riß) heißt auch die Stelle, wo ein Tier von Katze oder Luchs gepackt

wurde. — Beim Zeugrichten die Stelle, wo das Jagdzeug um den Baum geschlungen wird.

Fänge, die Füße der Raubvögel, da diese vermöge derselben und der daran befindlichen scharfen, gekrümmten Krallen ihren Raub fangen. Auch die lang hervorstehenden Zähne der vierfüßigen Raubtiere und Hunde, mit denen sie beim Zufassen die Beute festhalten.

Fangeisen (Schweinsfeder), ein Speer, dessen Schaft etwa 180 cm lang ist, und dessen Spitze ein etwa 30 cm langes, lanzettförmig zugespitztes Eisen trägt. Auf dieses F. ließ die frühere Jägerei die starken Sauen auflaufen, wozu sich auch 2—3 Jäger nebeneinander stellten; daß dazu viel Kraft und Geschicklichkeit gehörte, ist selbstverständlich. Als eine Art Parierstange wurde am untern Ende der eisernen Spitze ein Dam- oder Rehspieß quer angebracht.

Fangen, das Packen und Festhalten des Wildes durch die Hunde. — Einen Baum f., das Jagdzeug um denselben schlingen.

Fanggarten, ein umzäunter Raum, in welchem Wild, besonders Sauen und Wölfe, gefangen werden sollen.

Fang geben, s. Töten.

Fanggeld, die Belohnung für gefangenes, Schußgeld, für geschossenes Wild; s. Schußgeld.

Fanggrube. In frühern Zeiten machte man, wie auch jetzt noch in weniger kultivierten Ländern, wo großes Raubwild häufiger vorkommt, etwa 4—5 m tiefe u. ebenso weite, an den Seitenwänden mit Bohlen bekleidete Gruben, um Wild darin zu fangen. Nach Hartig brachte man diese Gruben, wenn man Hoch- und Rehwild fangen wollte, hinter einem 7—8 Fuß hohen Zaun an, in welchem man eine Lücke ließ, wo der Zaun nur 3 Fuß hoch war. Durch den Zaun, der oft bedeutend lang war und da aufgerichtet wurde, wo das Wild seinen Wechsel hatte, wurde das Wild nach der Lücke geleitet, hinter welcher die F. mit dünnen Reisern bedeckt war. Fiel dann das Wild über den niedrigen Zaun, so stürzte es in die Grube und war gefangen. Wollte man aber vormals Bären und Wölfe in Gruben fangen, so legte man oben auf die Grube eine zweiflügelige Klappthüre von leichten Brettern, bedeckte diese mit Moos, Laub und kleinen Reisern und brachte in der Mitte einen Pfahl an, an den man ein Gescheide von einem Reh oder ein Aas oder zuweilen auch ein lebendes Tier befestigte. Wollte nun ein Raubtier die Kirrung wegholen, so klappte die Thür hinunter, und es war gefangen.

Fängisch heißt eine Falle, ein Eisen, Netz ꝛc., welches zum Fangen eines Tiers fertig vorbereitet ist; daher wird ein dergleichen Werkzeug f. gestellt und steht dann f.

Fangleine, **Fangstrick**, s. v. w. Hetzleine.

Fangzähne, s. v. w. Reißzähne.

Fanzel, das künstlich bereitete Futter für junge aufzuziehende Fasanen. Über seine Bereitung s. Fasan (S. 165).

Farbe wird vereinzelt das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes genannt; der allgemeinere Ausdruck ist Schweiß.

Färben, s. v. w. schweißen, den Schweiß verlieren. — Sich f. sagt man vom Rot-, Dam- und Rehwild, wenn es die Haare verliert und andersfarbige bekommt.

Fasan (Phasianus), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Fasanen. Der gemeine oder Edelfasan (Phasianus colchicus *L.*, s. Abbildung). Weidmännische Ausdrücke: ein Volk heißt Gesperr, alle übrigen Ausdrücke mit den Waldhühnern gemein.

Beschreibung.

Länge des Hahns mit Spiel über 1 m, längste Spielfeder 50—52 cm, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze 2,1, Lauf 6,5 cm, an diesem ein stumpfer Sporn. Ein guter Hahn wiegt etwa 1,5 kg, eine Henne 1 kg. Der F. ist ein bekannter Vogel und unbestritten einer unsrer schönsten. Oberkopf schwarzgrün (vgl. v. Riesenthal, Das Weidwerk), um die Ohren schwarz, über denselben je ein goldgrüner, wie abgeschnitten aussehender, kurzen Hörnern gleichender Büschel beweglicher Federn, bald aufgerichtet, bald niedergelegt, alsdann wenig bemerkbar; Genick goldgrün; der übrige Kopf und größte Teil des Halses schwarz mit präch-

tigem Metallglanz in allen Farben; Unterhals, Kropf, Oberbrust und Brustseiten rostrot goldglänzend mit purpurnem Bronzeschimmer, die Federn mit samtschwarzen, scharf abgesetzten Säumen und kleinen Spitzenflecken; Schultern und Rücken kupferrot metallglänzend mit schwarzen Bogen- und weißgelben Pfeilflecken; die lang zerschlissenen, die Schwanzwurzel überragenden Bürzelfedern dunkel kupferrot, purpurglänzend; Unterbrust



Fasan (Phasianus colchicus).

und übrige Unterseite braunschwarz oder dunkelbraun. Das Spiel besteht aus 18 Federn, von denen die beiden mittelsten die andern weit überragen, stufig zugespitzt, gelbbraun sind, schwarz gespritzt, gefleckt, mit Querbändern. Flügeldecken braun mit kupferroten Seitenstreifen, schwärzlich und gelbweiß gefleckt und gebändert; Iris rostgelb; Schnabel hornfarbig, an der Wurzel und den Seiten mit abstehendem Federrand, schwarzrot und grün metallisch glänzend. Die Henne ist erheblich schwächer und einfacher gefärbt; auf dem Kopf hellbraun, dunkelbraun und schwarz gefleckt, Kehle bräunlichweiß; Hals hellbraun, rötlich und dunkelbraun gemischt, gefleckt und gestreift, mit schwarzen Moosflecken, sonst dem Hahn ähnlich. So schön der F. ist, so dumm ist er, ein echter Hohlkopf im glänzenden Gewand; statt fortzufliegen, drückt er sich oft zu seinem Verderben, und statt das Wasser in gefährlichen Zeiten, wie Überschwemmungen, zu meiden, steigt er in dasselbe hinein; für seinen Wärter hat er nur Interesse, weil dieser ihn füttert, und sucht bei jeder Gelegenheit ins Freie zu entkommen; seine Stimme ist ein dummes »Kak kak kak!« Zwar gibt es abweichende Färbungen, besonders mit weißer Fleckung, doch nur Eine Art.

Verbreitung, Aufenthalt.

Seine ursprüngliche Heimat ist das Gebiet des Kaspischen Meers, das alte Kolchis, jetzt Mingrelien, von wo er zu uns verpflanzt wurde und nun meist in halbwildem oder verwildertem Zustand angetroffen wird, daher seine Verbreitung bei uns überall eine künstliche ist; wo er sich selbst überlassen bleibt, unterliegt das dumme Geschöpf den zahllosen Nachstellungen der Wilderer und Raubtiere, strengen Wintern nur bei gänzlichem Äsungsmangel, weniger der Kälte. Verwilderter raumer Waldpartien mit vielem Unterwuchs an Brombeerhecken, Farnen und ähnlichen Schutzmitteln sowie fließendem Wasser bedarf er unbedingt zu seiner Erhaltung im Freien.

Lebensweise, Balz.

Beeren, Ameisenpuppen, Schnecken, Raupen, selbst große, haarige, äst der F. zwar gern, doch vor allem viele Körner und besonders vom Weizen, der ihm unentbehrlich zu sein scheint; kleine Hirse- und Buchweizenfelder plündert er gänzlich aus und wird daher von deren Eigentümern sehr gehaßt und verfolgt. Im März und April ist die Balz, zu welcher ein Hahn 4—5 Hennen um sich versammelt, mit täppischen Gebärden und flügelklatschend reizt, wobei das alberne »Kak kak kak!« häufig ertönt, und wo es an Balgereien mit unbeweibten Nebenbuhlern nicht fehlt, da es viel mehr Hähne als Hennen gibt. Die Henne legt in ein kunstloses, unter Farn- oder andern Büschen gut verstecktes Nest 10—12 Eier, welche graugrünlich, glänzend, 43 : 35 mm groß und rundlich sind und in etwa 24 Tagen ausgebrütet werden. Gegen November hin sind die Jungen ausgewachsen, bleiben aber bei den Alten, und öfters gesellen sich noch andre vereinzelte zu größern Ketten zusammen. Zwar ist der

F. Standvogel, wandert aber plötzlich aus Laune weit fort, und da er in der Fremde sehr bald mit Pulver und Blei begrüßt zu werden pflegt und dem Raubzeug, besonders dem Hühnerhabicht, verfällt, ist seine Verbreitung eine nur geringe, vom Schutz des Jägers abhängige.

Aufzucht.

Wer einen erheblichen Fasanenbestand erzielen will, muß ihn in sogen. Fasanerien oder Fasanengärten züchten, die man als wilde und zahme unterscheidet. In der wilden Fasanerie läßt man die Fasanenhennen ihre Eier selbst ausbrüten und sorgt nur für deren möglichsten Schutz, für hinreichende Äsung, die man eventuell künstlich vermehrt, und für reichliche Fütterung im Winter, damit sich die wanderlustigen Fasanen nicht verfliegen. In den zahmen Fasanerien dagegen sammelt man die Eier der Fasanenhennen, indem man ihre Nester vorsichtig und nie gänzlich ausplündert und die Eier durch Puten oder Haushennen ausbrüten läßt. Hierzu sind natürlich Baulichkeiten erforderlich und zwar ein Bruthaus und ein Aufzugsschuppen. Göbde (»Die Fasanenzucht«) sagt über das erstere: »Wenn z. B. jährlich 1000 Stück Fasaneneier zum Ausbrüten untergelegt werden sollen, so müßte das Bruthaus, wenn 30 Eier auf eine Bruthenne kommen, 3 □Ruten groß sein, damit ein Raum für 34 Brutkasten und, wenn die Eier durch Haushühner ausgebrütet und auf jedes Huhn 18 Fasaneneier gerechnet werden, ein Raum für 55 kleinere Brutkasten vorhanden sein. Da aber der Raumersparnis wegen diese Brutkasten nicht einzeln gestellt werden, sondern in zwei Reihen übereinander, so reduziert sich der Raum auf die Hälfte, also auf 17 Stück. Da nun ferner ein Brutkasten für Truthühner 2 Fuß breit und 3 Fuß lang sein muß, mithin eine Fläche von 6 □Fuß hat, so müßte das Bruthaus allein zum Aufstellen von 34 Brutkasten in doppelter Reihe eine Grundfläche von 17·6 = 102 □Fuß haben. Um aber eine in einem voll besetzten Bruthaus stets vorkommende dumpfe Luft und zu hohe Temperatur zu vermeiden, ist es zur Erhaltung der Gesundheit der Truten und Hühner, und um Raum für kleine Gerätschaften, Futter, Stroh, Heu 2c. zu gewinnen, erforderlich, daß ein solches Haus für 34 Truten, resp. 1000 Stück Eier mindestens 4 □Ruten Fläche enthält.« Kleiner soll überhaupt der reinen Luft wegen ein Bruthaus niemals sein. Die Wände werden in Fachwerk mit der Breite eines Steins ausgemauert, inwendig stark verputzt und grau gestrichen, um entsprechende Dunkelheit hervorzurufen, und als Decke diene das bloße spitze Dach ohne Windelboden dazwischen; je höher, desto temperierter die Luft. Der Fußboden wird zementiert oder mit Ziegelsteinen auf der breiten Seite ausgelegt, damit kein Raubzeug oder auch Ratten und Mäuse, welche die brütenden Truten belästigen, von unten sich einschleichen können. Eine fest und dicht schließende, mäßig große Thür und an jeder ihrer Seiten ein von innen vor etwaigem Ausfliegen der Brutvögel durch Drahtgitter zu schützendes Fenster sollen die einzigen Öffnungen sein. Der Aufzugsschuppen soll sich dicht an das Bruthaus anschließen und ist nichts weiter als ein einfach überdachter, von allen Seiten freier Raum, der die jungen Fasanen vor Regen und zu großer Hitze schützen soll; zu letzterm Zweck soll er von Süden nach Norden stehen. Seine Größe richtet sich nach der größern oder kleinern Aufzucht und soll nach Göbde, dem wir hier folgen, für 1000 junge Fasanen nicht unter 33 m lang sein, während eine Breite von 3,5 m genügt, da die Aufzugskasten immer nur in Einer Reihe und auf Einer Seite des Gebäudes stehen; für das halbe oder sogen. Schleppdach genügt eine vordere Höhe von etwa 3 m, eine hintere von 1 m. Daß eine dichte Einfriedigung dieser Züchtungsanstalt von großem Wert für den Schutz der jungen Fasanen ist, wird einleuchten; denn einmal können sie sich nicht so leicht verlaufen, fühlen sich heimischer, und ferner gibt der Zaun sehr gute Örtlichkeit zum Aufstellen von Fallen ab, denen ein Habichtskorb mit großem Erfolg beigefügt wird. Ob der Zaun von Brettern, Latten oder Spriegeln, d. h. etwa 4 cm starken, schräg gegeneinander eingetriebenen Knüppeln, hergestellt wird, kommt auf den Geldpunkt

an; die letztern geben eine sehr dichte, hübsche Umwehrung, dauern lange aus, sind leicht auszubessern und erschweren infolge ihrer zugespitzten Enden das Überkriechen von Raubzeug ungemein, das Durchkriechen gänzlich.

Die Eier werden unter Aufsicht des Fasanenjägers von Kindern in Henkelkörbe gesammelt, welche mit Häcksel versehen sind, und so, ohne viel geschüttelt zu werden, hineingelegt, daß keins das andre berührt, und hat man die gewünschte Anzahl zusammen, so werden sie in die Nester gebracht, welche mit kurzem Stroh und darauf trocknem, nicht dumpfigem Heu muldenförmig ausgelegt sind, und die bereit gehaltenen Puten darauf gesetzt; finden sich unter diesen welche, die durchaus nicht ruhig sitzen wollen, und hilft auch das Einreiben von Brust und Bauch mit Brennnesseln nicht, so müssen sie mit ruhigern vertauscht werden. Täglich einmal werden sie behutsam abgehoben und zum Futter und Wasser geführt und während dieser Zeit die Eier umgelegt. Nach der ersten, resp. zweiten Woche vom Tag des Setzens der Hennen an gerechnet, werden die Eier untersucht, die klar gebliebenen, d. h. unfruchtbaren und meist schon fauligen, ausgesondert, und nach 23—25 Tagen fallen dann die jungen Fasanen aus und zwar ziemlich gleichzeitig, wenn die Bruthennen, was sehr zu empfehlen ist, gleichzeitig gesetzt wurden. Natürlich muß um diese Zeit der Fasanenjäger Tag und Nacht auf den Beinen sein, einzelne Küchlein wegnehmen und einer andern Pute oder Henne unterlegen, welche schon nur Junge unter sich hat, damit sie nicht zwischen den Eiern zerdrückt werden, und überhaupt die größte Sorgfalt aufwenden, da diese Zeit über den mehr oder weniger glücklichen Aufzug sehr wesentlich entscheidet. Innerhalb der ersten 24 Stunden brauchen die jungen Fasänchen nicht gefüttert zu werden. Sind sie gut abgetrocknet, so werden sie mitsamt der Pute in den Aufzugskasten gebracht, welcher zwar den Jungen das Auslaufen nach dem Futterplatz, aber nicht der Pute gestattet, welche den Kasten innerhalb der ersten 14 Tage gar nicht verlassen darf und in ihm gefüttert und getränkt wird. Durch kleine Bretterwände sind die Jungen einer jeden Brut von der benachbarten getrennt und laufen, wenn sie das Bedürfnis fühlen, unter die Flügel der Mutter in den Aufzugskasten zurück; dürfte diese ihnen folgen, so würde sie die meisten zertreten.

Das **Futter** für die jungen Fasanen nennt man **Fanzel**, welcher nach Göbde folgendermaßen zubereitet wird. »Man nimmt dazu einen im Innern vollständig emaillierten eisernen Topf oder ein glasiertes Kochgeschirr aus Thon von entsprechender Größe, füllt dasselbe teilweise mit der erforderlichen Quantität ganz frischer reiner Milch und setzt dieses Gefäß auf eine heiße eiserne Platte oder einen sonstigen Kochofen zum Kochen an. Sobald die Milch den Siedepunkt erreicht hat und, wie man zu sagen pflegt, anfängt aufzukochen, werden die mit einem Quirl in einem andern Gefäß ganz zerschlagenen, ungekochten Eier auf einmal in die kochende Milch gegossen, die ganze Masse, um das Anbrennen zu verhindern, fortwährend umgerührt und so lange kochend in Bewegung erhalten, bis sich eine hellgelbe wässerige Substanz, die man **Molke** nennt, von der Milch und den damit nunmehr verbundenen Eiern abgesondert hat, welcher Prozeß einige Minuten dauert. Demnächst wird diese Masse in einen aus möglichst starker mittelfeiner Leinwand bestehenden Beutel gebracht und mittels einer besonders dazu konstruierten hölzernen Presse soviel wie nur möglich ausgepreßt, wobei die Molke durch die Leinwand abfließt und nur die festern Teile der Milch und Eier im Beutel zurückbleiben. Hierauf wird diese hellgelbe, ziemlich feste und nur noch etwas feuchte Masse auf ein reines Brett oder einen Tisch gebracht, um zu erkalten. Dieses kompakte eine Stück Fanzel wird sodann mit einem Hack- oder Wiegemesser entweder gänzlich oder, wenn die ganze Quantität zu einer Futterportion nicht erforderlich ist, nur ein Teil derselben so fein wie nur eben möglich zerhackt und während dieses Zerhackens mit etwas Schafgarbe (Achillea millefolium *L.*) vermischt, welche ebenfalls fein zerhackt

werden muß.« Die Hauptsache bei dieser Fütterung ist die peinlichste Reinlichkeit und Aufmerksamkeit, daß niemals sauer gewordener Fanzel, der dem Verderben leicht ausgesetzt ist, zum Füttern benutzt wird, daher er in großen Fasanerien auch täglich zweimal gekocht wird. Das naturgemäßeste und deshalb vorzüglichste Futter sind und bleiben aber Ameisenpuppen (sogen. Ameiseneier), und wo diese hinlänglich zu haben sind, was bei großem Aufzug freilich schwer halten wird, ist jeder Fanzel überflüssig. Jedenfalls aber füttere man deren soviel wie möglich; in neuester Zeit sind sie Handelsartikel im getrockneten Zustand geworden und kommen in ganzen Ladungen aus Rußland an, müssen aber aufgeweicht werden und sind alsdann nach dem Urteil von Züchtern bei weitem nicht so wertvoll wie frische; verdorbene, alsdann bräunlich aussehende Ameisenpuppen sind sehr schädlich. Das Futter und reines kaltes Trinkwasser werden nun in den Raum vor dem Aufzugskasten hingesetzt und von den Fasänchen bald angenommen, weshalb die Kastenthür den ganzen Tag entsprechend hoch aufgezogen, in der Nacht aber dicht verschlossen bleibt, der Wärme und des Schutzes vor etwaigem Raubzeug wegen. Mit der dritten Woche wird weich gekochte Hirse dem Fanzel beigemischt und in der vierten nur Hirsen- und Gerstengraupe gefüttert, die in frischer Kuhmilch gekocht und mit Eiern versetzt werden, alsdann werden die Eier weggelassen, in der siebenten und achten Woche die Fasanen mit gekochten Erbsen und danach mit Weizen gefüttert; zu dieser Zeit suchen sie sich auch schon einen großen Teil ihres Futters selbst, da sie meist schon in der vierten Woche auf die Weide getrieben werden. Man ersieht aus vorstehender Schilderung, daß der Aufzug von Fasanen keineswegs mühelos ist, dagegen Erfahrung und Umsicht erfordert, infolgedessen es notwendig ist, daß sich Jäger ausschließlich diesem Beruf widmen, um recht Gutes zu leisten; es sind diese die sogen. Fasanenjäger. Aber auch wenn die jungen Fasanen die ersten Wochen überstanden haben, drohen ihnen allerlei Gefahren in der Gestalt von plötzlichen kalten Regengüssen, Äsung schädlicher Insekten, Schnecken u. dgl., daher der Fasanenjäger spät und früh auf dem Posten sein und Gefahren rechtzeitig vorbeugen muß. Auf den Weideplätzen müssen stets einige Kasten oder ein Schuppen bereit sein, welche den jungen Fasanen bei Gewitterregen zur Zuflucht dienen, und niemals sollen sie hungrig auf die Weide getrieben werden, damit sie nicht zur Äsung ihnen nicht bekommender Weide in zu großem Maß verleitet werden.

Wie jede Jagdpflege, wird auch die der Fasanen keine Reinerträge abwerfen oder doch keine nennenswerten, oberflächliche Pflege und Überwachung der Aufzucht aber den Besitzer durch große Verluste empfindlich schädigen. Aber auch wenn die Fasanen ausgewachsen sind, bedürfen sie vieler Aufmerksamkeit, da sie gar vielen Nachstellungen von Menschen und Raubtieren ausgesetzt sind, welchen die dummen Tiere nur allzuleicht verfallen. Auf ihre Nachtstände baumen sie mit hörbarem Gackern, damit etwaige üble Nachbarschaft auch gewiß Kunde von diesem Ereignis erhält, und sind sie eingeschlafen, so kann man sich ohne Umstände an sie heranschleichen und sie herunterschießen, und ist es wahr, was der sehr glaubwürdige Forscher Graf Mellin von ihnen erzählt, so leisten sie eben das Möglichste in Dummheit. Er sagt nämlich, daß Wilderer einen brennenden Schwefelfaden an eine Stange binden und dem gebaumten F. unter den Schnabel halten, worauf er betäubt herunterfalle. Nur in Knicks und überhaupt vielem Unterwuchs, wo er stets Versteck findet, kann er sich halten und ist wenigstens vor den Falken geschützt, während ihn der Hühnerhabicht auch da zu ergreifen versteht.

Jagd.

Die Fasanenjagd pflegt den Jägern par excellence zuzufallen, den Großen und Reichen dieser Erde, welche es »dazu haben«. Sie ist ein gesuchtes Vergnügen jener Herren, bei denen der Geist williger ist als das Fleisch, denn sie brauchen sich bei derselben wenig Strapazen zu unterziehen. Wenn die Getreidefelder geräumt sind, liegen die Fasanen in Kar-

toffelstücken, oder wo sie sonst noch Deckung finden, und halten den Hühnerhund sehr gut aus, der aber nicht langsam sein darf, weil er sie sonst nur schwer herausbringt; fast immer stehen sie nur einzeln auf und bieten dann ein leichtes Ziel; da sie viel laufen, thut in sehr verwachsenem Terrain ein flotter Stöberhund gute Dienste, der ihnen in ihre Verstecke folgt und sie zum Aufstehen zwingt; baumen sie, so gaffen sie den verbellenden Hund dumm an und lassen sich dabei herabschießen. Beim Absuchen eines Kartoffelstücks ꝛc. muß sich ein Jäger am Rand aufstellen, wo er auf einzelne davonlaufende Fasanen bald zu Schuß kommt. Es wird meist nur auf die leicht zu erkennenden Hähne geschossen, die sich übrigens auch auf dem Nachtstand von den Hennen dadurch leicht unterscheiden lassen, daß diese im Schlaf den Kopf mehr einziehen und das Spiel schlaff herunterhängen lassen, während erstere Kopf und Spiel mehr gereckt tragen. Steht der Hund fest vor, so umkreist ihn der Jäger, bis er den F. liegen sieht; durch das Einspringen des Hundes wird nun der F. zum Aufstehen gezwungen, denn so schießt man ihn lieber als im Liegen, wodurch nicht allein der Hund gefährdet, sondern auch der F. sehr zerschossen, also verdorben werden kann. Auch unter überhängenden Ufern liegen die Fasanen besonders bei windigem Wetter gern, was bei der Suche zu beachten ist. Sollen Fasanen lebendig gefangen werden, so treibt man sie langsam gegen busenreich gestellte Garne, löst die gefangenen aber bald aus, da sie sich durch ihr ungebärdiges Wesen leicht tödlich verletzen; sie müssen aus diesem Grund auch in Kasten mit Leinwandwänden und Leinwanddecken transportiert werden, da sie sich in hölzernen den Kopf einstoßen würden. Will man die Fasanen gegen eine Schützenlinie treiben, was nur in gut besetzten Revieren lohnen kann, so pflöckt man etwa 40 Schritt vor dieser Hindernisse, wie Hürden, leichtes, dichtes Flechtwerk, ein, vor welchen die anlaufenden Fasanen aufstehen müssen. Die großen Fasanenjagden mit den glänzenden, von manchem Weidmann beneideten Schußlisten haben etwa folgenden Hergang. Die bisher gehüteten Fasanen werden zur Jagd zusammengetrieben, etwas aufgeregt oder wild gemacht und schließlich von der Jagdgesellschaft in wenigen Stunden niederkanoniert. Es stehen in solchen Gehegen ganze Schwärme vor den Schützen auf, und immerhin mag es eine gewisse aufregende Lust sein, die langsam aufklatschenden Langschwänze herabzuschießen, jedenfalls für weniger sichere und langsame Schützen eine gesuchte Gelegenheit, ihr Mütchen zu kühlen; daß gute Schützen eine eminente Strecke schießen, liegt auf der Hand.

Fasanenbeller, kleine, flotte Stöberhunde, welche den Fasan aus seinem Schlupfwinkel heraustreiben und, wenn er baumt, was er gern thut, verbellen, so daß ihn der herbeikommende Jäger mühelos herabschießen kann.

Fasanengarten (Fasanerie), s. Fasan.

Fasanenjäger, Jäger, welche sich ausschließlich mit der Aufzucht und Pflege dieser Vögel in Fasanerien beschäftigen.

Fasanenmeister, der eine Fasanerie leitende Oberbeamte, dem die Fasanenjäger untergeben sind.

Fasanenrauch, ein eingebildetes Mittel, verflogene Fasanen zur Fasanerie zurückzulocken. Man machte durch Anzünden eines Feuers unter nassem und morschem Holz einen gewaltigen Rauch und warf gewisse Geheimmittel, als Mastix und andre duftende Stoffe, hinein in der Meinung, der feine Geruch zöge die Fasanen an. Sind dieselben gelegentlich wirklich herangestrichen, so mag wohl mehr die Neugierde oder vielleicht angenehme Wärme sie dazu bewogen haben als die duftenden Ingredienzien. Jetzt ist man längst von diesem Aberglauben zurückgekommen.

»Faß!« der übliche Zuruf an Jagdhunde, wenn sie einen Gegenstand anpacken oder aufnehmen sollen.

Feder (Wand), beim Zerwirken des Wildes die Rippenstücke. Auch die langen Nacken- und Rückenborsten des Schwarzwilds werden »Federn« genannt.

Federhaken, eine in einem hakenförmigen Eisen befindliche Schraube, durch

deren Anziehen die Schloßfedern eines Gewehrs so zusammengedrückt werden, daß sie herausgenommen werden können.

Federhaspel, die Winde, auf welche die Federlappen aufgerollt oder gewickelt werden.

Federlappen, lange, schwache Schnüre, an welchen in Abständen von etwa 30 cm allerlei Schwungfedern eingebunden sind; sie werden bei der Jagd über Stäbchen gezogen und schrecken durch ihr eigentümliches Aussehen und ihr Schwanken im Luftzug das Wild so, daß es vor ihnen zurückprallt. Bei Hasentreiben werden sie 25 cm hoch über dem Erdboden angebracht, bei Hochwild und Wölfen bis 1,5 m. Sauen scheuen sich vor ihnen nicht, wenn sie gedrängt werden.

Federlein, der Schwanz des Schwarzwilds.

Federn, s. v. w. krellen; auch: ein Flugwild nur so oberflächlich treffen, daß ihm Federn abgeschossen werden, es also gar nicht oder nur leicht genug verwundet ist, um dem Schützen zu entkommen. — Sich f., s. v. w. mausern.

Federrücken, (nach Hartig) der vordere Teil des Rückgrats beim Hoch-, Reh- und Schwarzwild, welcher hinter den Blättern liegt und zum Kochwildbret gehört.

Federschuß, s. v. w. Krellschuß.

Federschütz, in früherer Zeit der Jäger, welcher sich nur mit der niedern Jagd, besonders also auch mit der auf Federwild, abgab. Ihm gegenüber stand der hirschgerechte Weidmann, welcher mit einer gewissen Geringschätzung, wie auf einen nicht ebenbürtigen Kameraden, auf ihn herabsah.

Federspiel, die beiden am ausgestopften Rumpf einer Taube haftenden Flügel, welche die Falkeniere an einer Schnur in die Luft warfen, um damit einen verstrichenen Falken zurückzulocken. Es ward an einer meist roten, starken Schnur auf der rechten Seite getragen. S. Falkenbeize.

Federwild, alle zur Jagd gehörigen eßbaren Vögel.

Fegen, den Bast von den reifen, verreckten Stangen des Geweihs oder Gehörns abreiben.

Fehlen, vorbeischießen, ein verdrießliches Ereignis für den Jäger. Die Ursachen aufzuzählen, ist mehr als müßig, da ihrer Legion ist; bald hat der Jäger zu weit vorgehalten, bald zu kurz, also hinten weg, bald zu hoch, bald zu tief geschossen, mit der Hand gewankt oder beim Abdrücken das Auge zugekniffen 2c. Wenn es sich der Jäger zur unverbrüchlichen Regel macht, ruhig durch das Feuer zu sehen, so wird er bald die Ursache des Fehlens finden und alsdann lernen, sich vor demselben zu hüten.

Fehlhatz, eine mißglückte Jagd mit den Hatzhunden.

Fehlhetze, eine mißglückte Jagd mit den Windhunden.

Fehljagen, ein eingestelltes Jagen, welches die gewünschten Erfolge nicht gehabt hat.

Fehlschuß ist kein Treffer.

Feigenblatt (Feuchtblatt), das weibliche Glied beim Hoch- und Rehwild; der Haarpinsel an dem der Ricken heißt Schürze.

Feist ist alles eßbare Haarwild; fett sind nur Hase und Dachs. — »F.« (das Weiß) heißt bei dem genannten Wilde der Speck, resp. das Fett.

Feistzeit, die Periode, in welcher Hoch-, Reh- und Schwarzwild am feistesten, am besten an Wildbret sind; sie trifft bei Hirschen und Gelttieren 5—6 Wochen vor der Brunft, bei Tieren, resp. Ricken und Sauen, aber zur Zeit der Mast, also vom Oktober bis Dezember.

Felddressur, das Abrichten (besser Abführen) des Vorstehhunds nach beendigter Stubendressur.

Feldeggsfalke, s. Falken 4).

Feldgeflügel, das auf dem Feld lebende Federwild im Gegensatz zu Wasser- oder Waldgeflügel.

Feldhahn, das männliche Feldhuhn.

Feldhase, ein Hase, der auf dem Feld gesetzt ist und infolgedessen auch stets daselbst verbleibt. Der Gegensatz ist der meist viel stärkere Waldhase.

Feldhuhn (Perdix), Gattung aus der Familie der Feldhühner und der Ordnung der Hühner. Das F. (Perdix cinerea *Briss.*, Starna perdix *Bonap.*, Tetrao perdix *L.*; Rebhuhn, Repphuhn).

Weidmännische Ausdrücke.

Der Hahn heißt Feldhahn, Reb- oder Repphahn, auch Korporal; die Alten mit ihrer Nachkommenschaft bilden ein Volk; Alte und Junge, die sich aus verschiedenen Völkern zusammengethan haben, heißen Ketten; wo sie sich aufhalten, da liegen sie; fliegen sie fort, so stehen sie auf; thun sie es niedrig, so streichen oder ziehen sie, wenn hoch, so stieben sie; lassen sie sich nieder, so fallen sie ein, fallen daher auf die Weide oder Äsung; fliegt ein Volk beim Aufstehen nach verschiedenen Richtungen auseinander, so sprengt es sich; sitzen sie auf der Erde, so liegen sie im Lager; baden sie sich im Staub, so hudern oder stäuben sie sich; zur Fortpflanzungszeit paaren sie sich oder fallen zu Paaren; bekommen sie ihr die Geschlechter unterscheidendes Gefieder, so schildern sie.

Beschreibung.

Länge 30 cm, Schwanz 7,2, Schnabel 1,4, Lauf 4,8 cm; erste Schwinge viel kürzer als die zweite und dritte, welche die längsten sind; Schwanz 18federig. Um die Augen ein nackter Kreis. Obgleich das F. ja sehr bekannt ist und Exemplare aus verschiedenen Ländern immer sogleich als Feldhühner erkannt werden, so zeigt das Federkleid doch viele Abweichungen, mit deren Beschreibung sich Professor Altum in Eberswalde in der Zeitschrift dieser Forstakademie eingehend befaßt hat. Unser F. sieht im allgemeinen so aus: Der Scheitel des Hahns ist braun mit gelblichen Schaftstrichen, die Ohrgegend aschblau, auf dem nackten Augenkreis hochrote Wärzchen; Stirn, Wangen, Kehle und über das Auge bis zum Genick rostgelb, Hals und Brust bläulich-aschgrau mit fein punktierten dunkeln Wellen; auf der hellbraunen, stellenweise aschgrauen Oberseite dunkel punktierte, absetzende Querzeichnungen; vor den Federspitzen je eine rötlichbraune Querbinde; die Randfedern des Schwanzes rotbraun, die mittlern dem Rücken ähnlich; Schultern und Oberflügel rötlichbraun mit dunkelbraunen gebrochenen Linien und gelblichen Schaftstrichen oder braunen Flecken; auf den graubraunen Schwingen rötlichgelbe Bänder; Seiten aschblau mit schwarz punktierten Wellen und großen bogenförmigen rotbraunen Längsflecken; auf der Unterbrust ein großes rotbraunes, hufeisenförmiges Schild; Bauch und untere Schwanzdecken trübweiß; auf den bräunlichgrauen Ständern zwei Reihen Schilder auf der Vorder- und Hinterseite; Sporenwarzen fehlen; Iris braun; Schnabel bräunlichgrau; der an der Spitze abwärts gebogene Oberkiefer überragt den untern. Dem ersten Herbstkleid fehlen die lebhaften Zeichnungen, es ist fast sandfarbig; der Schnabel ist trüb fleischfarbig, Ständer gelblich. Wenn das F. im September gemausert hat, so ist das Brustschild ausgefärbt. Die Henne ist im allgemeinen matter gefärbt als der Hahn und besonders durch die braunen Flügeldecken von den rötlichen des Hahns unterschieden; das Schild ist kleiner, meist mit Weiß gemischt und fehlt im Herbst bei manchen gänzlich. Je mehr den Feldhühnern kräftige Körnerweide mangelt, desto schwächer sind sie und düsterer gefärbt, wie die Heide- und Bruchhühner; die Steppenhühner sind gelblicher und lebhafter gezeichnet als die unsrer Ebenen, alle Farbenvarietäten entsprechen dem Gesamtton der Heimat, ein sichtlich hervorragender Schutz für diese vielfach verfolgte Wildgattung. Weißscheckige, selbst vorherrschend weiße Exemplare finden sich gelegentlich, sind auch bei vielen andern Vogelarten nicht gerade selten. Das F. fliegt unbeholfen und schwerfällig, wenngleich in geradem Flug ziemlich schnell mit absetzenden Flügelschlägen, Wendungen fallen ihm sehr schwer, und es fällt nach solchen eigentlich mehr zur Erde, als es niederfliegt; bald ermüdend, macht es nie weite Flüge; beim vertrauten, langsamen Gehen zieht es den Kopf ein, krümmt den Rücken und läßt das Spiel schlapp hängen, beunruhigt dagegen vermag es mit vorgestrecktem Halse schnell und weit zu laufen, so daß es dem nicht schnellen und achtsamen Hühnerhund leicht entkommt. Die bekannte Stimme des Hahns ist ein keckes, munteres »Zirrrrrrritt!« im gewöhnlichen Verkehr ein »Guruck!« ähnlich

der Stimme der Henne, als Warnung ein dem Haushahn ähnliches »Gurr!« Die Jungen piepen wie die Hausküchlein.

Verbreitung, Aufenthalt.

In Skandinavien der 64.°, in Rußland schon der 61.° bilden die Nordgrenze unsers Feldhuhns; nach Süden verbreitet es sich bis zum Aufhören des Getreidebaus, mit dem es eng verknüpft ist, und dem es daher auch in höhern Lagen folgt; sonst üben die Bodenverhältnisse wenig Einfluß auf das Gedeihen des Feldhuhns aus, es gibt auf schwerem Lehmboden ebenso viele und starke Feldhühner wie auf Sandboden, der letztere ist wärmer und ihnen daher angenehmer. Solange die Felder nicht geräumt sind, liegen die Feldhühner in den Getreidestücken, dann in den Kartoffeläckern, und wird ihnen auch diese Zuflucht genommen, so suchen sie Waldränder, Feldhölzer, bewachsene Grabenränder, Dornengebüsch &c. auf, um sich vor den zahllosen Angriffen der Raubvögel zu schützen, weshalb man ihnen immer dergleichen Schlupfwinkel, sogen. Remisen (s. unten), erhalten oder beschaffen muß.

Lebensweise, Paarung.

Das F. ist gleich dem Hasen sehr seßhaft und wandert nur auf ganz besondere Veranlassung. In treuer Ehe hält das Pärchen zusammen, schützt das junge Völkchen, führt es sorgsam der Weide zu, und erst wenn der Frühling mit hohlem Brausen die Spuren des Winters wegfegt und überall neues Leben und Lebensfreude erwacht, löst sich der Familienbund, und die Jungen zerstreuen sich, den eignen Herd zu begründen. Aber zum Brüten kommt es doch noch nicht sogleich; da es mehr Hähne als Hennen gibt, so streichen die unbeweibten umher, suchen letztere abspenstig zu machen oder gar den rechtmäßigen Gemahl gewaltsam zu vertreiben; da heißt es nun bei diesem Held und Mann sein, das Eigentum und die Ehre zu verteidigen, was in häufigen Raufereien Ausdruck findet. Hat sich aber ein ehrbarer Nachbar angesiedelt, so wird er respektiert, sofern er niemals die festen Grenzen seines Bereichs überschreitet; mag er noch so keck und selbstgefällig sein »Kirrrritt!« ertönen lassen, es wird ebenso selbstbewußt erwidert, aber geduldet. Sind die Zeiten der Kämpfe vorüber, so scharrt im April oder Mai die Henne eine kleine Mulde nach Anweisung des Hahns unter irgend einer Deckung aus, belegt sie mit einigen Halmen und Federn und legt täglich ein Ei in dieselbe, bis sie sich auf das volle Gelege von 12—16 Stück zum Brüten niederläßt. Die schwach zugespitzten, bräunlichgrauen oder grüngelblichen Eier sind glänzend glatt, 37 : 28 mm groß und in 31 Tagen ausgebrütet, worauf die kaum trocknen Jungen, oft noch mit der Eischale auf dem Rücken, von dem treuen Elternpaar unter Vortritt des Hahns sogleich fort- und der Weide zugeführt werden, die, wenn möglich, ein Ameisenhaufe hergeben muß. Droht Gefahr, so fliegt die Henne scheinbar flügellahm und langsam vor dem Feind her, um ihn zur Verfolgung zu verleiten, währenddessen sich die Jungen, dicht aneinander gedrückt, gänzlich bewegungslos verhalten, und hat die Mutter den Feind genugsam genarrt, dann schwenkt sie still und eiligst ab, den lieben Sprößlingen zu, die sie sogleich still und aufmerksam wegführt. Der gefährlichste Feind der jungen Hühnchen, abgesehen vom Raubzeug, einschließlich herumlungernder Hunde und Katzen, ist anhaltender kalter Regen in den ersten beiden Wochen ihres Daseins; nicht aber die Nässe selbst schadet ihnen direkt, die trocknet unter den warmen Flügeln der Mutter bald ab, sondern der mit langem kalten Regen unvermeidlich verbundene Mangel an kleinen Insekten, welche die fast ausschließliche Weide der kleinen Küchlein ausmachen, und hier kann der Mensch nicht helfend eingreifen wie in andern Zeiten der Not. Später, wo die Küchlein auch Körnerpflanzenkost annehmen, schadet er ihnen weniger. Geht es aber gut, so wachsen die Jungen schnell heran, bekommen nach einer Woche schon kleine Schwingen und possierliche rote Schwänzchen und heben sich schon ganz munter, wenn sie die Größe eines Stars erreicht haben. Sehr verspätete und weniger zahlreiche Bruten rühren meist von dem Verlust des ersten Geleges her. Sind die Jungen mehr herangewachsen, so hört man im Juli des Abends schon die Stimme

des lockenden Hahns, der nun manchen Verdruß mit dem Sammeln des auseinander gelaufenen Volks hat, während er vorher sich sehr still verhielt, und nun tritt eine sehr geregelte Lebensweise ein. Mit der Morgendämmerung erwacht das Volk, läuft auseinander, wird zusammengelockt und streicht nun einem trocknen Platz zu, wo es die Sonne erwartet, durch Locken zusammengehalten wird und alsdann der Weide zustreicht, am liebsten auf trockne Stoppelfelder, solange der Tau im Gras hängt; gegen Mittag geht es an die Huderplätze zu den Staubbädern, dann in kühle Wiesen oder Kartoffelfelder, am späten Nachmittag wieder auf die Weide, und mit einbrechender Dunkelheit, wenn die Familie zusammengelockt ist, streicht sie zum Nachtlager, zwischen die Schollen der Sturzäcker oder ähnliche Örtlichkeiten, aber immer in freier Lage, und setzt sich, mit den Köpfen gegeneinander, zur Nachtruhe nieder. Man wird daher die Hühner zu trockner Zeit in kühlen, zu nasser in höher gelegenen trocknern Stellen zu suchen haben. Anhaltende Störungen in ihrem heimatlichen Bezirk, z. B. durch Kulturveränderungen, nötigen die Hühner zum Wandern, und auf solche Verhältnisse sind wohl die mehr oder weniger zahlreichen Wanderhühner zurückzuführen, die hier und da beobachtet wurden.

Ein notwendiges Erfordernis für die Hege eines Feldhühnerbestands sind die sogen. Remisen, d. h. kleinere, mit Buschwerk u. Dornengestrüpp bewachsene Plätze, die man, wenn sie fehlen, durch Pflanzung beschafft. Welche Figur sie haben, thut wenig zur Sache, dagegen ist die Größe zu erwägen, die angemessen etwa 20 Ar betragen mag. Legt man sie künstlich an, so thut man dies, je nach der Größe des Reviers, an verschiedenen Stellen, damit sich die Hühner nicht alle zusammenzudrängen nötig haben und auch das Raubzeug sich nicht so ansammelt. Haseln, Weiden und andre Weichhölzer sind ihres schnellen Wachsens wegen sehr geeignet und lassen sich zu Knicks umlegen; Rosen und Brombeeren, Schwarzdorn machen den Zutritt sehr ungemütlich; Wacholder wächst zwar langsam, gibt aber seiner Zeit Früchte, und will man eine sehr bald brauchbare, billige Remise haben, so lege man im Frühjahr Topinamburknollen, die zum Herbst einen dichten Bestand erzeugen, und deren Stauden niedergelegt einen vorzüglichen Schutz gewähren, während die Knollen als Futter, selbst als Speise wohl zu verwerten sind. (Vgl. v. Riesenthal, Weidwerk, S. 363 ff.) Will man das Einwandern von Mäusen verhindern, so thut ein Graben um die Remise mit senkrechten Wänden gute Dienste, wie er auch das Auslaufen der Topinamburwurzeln in den etwa benachbarten Acker verhindert. Natürlich sind diese Remisen sehr gute Futterplätze, nur dulde man in ihnen keine hervorragenden Bäume, damit die Raubvögel nicht auf ihnen fußen können. Muß man auf freiem Feld füttern, so belege man den Platz mit Reisern, vor denen sich die Krähen scheuen, die Hühner aber nicht; um diese anzulocken, streue man längere, nach dem Futterplatz führende Streifen von Häcksel aus mit wenigen Körnern dazwischen, wodurch die Hühner den Futterplatz finden werden, und ist ihnen dies geglückt, dann werden sie keiner weitern Aufmunterung zu dessen häufigem Besuch bedürfen. Schutz und Weide sind die ersten und einzigen Bedingungen zur Erhaltung und Vermehrung eines guten Feldhühnergeheges.

Es hält ungemein schwer, ein gänzlich ausgeraubtes Revier mit Hühnern wieder zu bevölkern, und es wird schließlich nur künstliche Besetzung übrig bleiben. Man beschafft zu diesem Zweck gute Feldhühnereier und läßt sie von den kleinen französischen Haushühnern ausbrüten; ihre erste Fütterung müssen durchaus Ameisenpuppen sein oder auch Mehlwürmer, wenn sie zu haben sind, und wenn die Jungen eben flügge werden wollen, so setzt man sie in einer leicht zu beaufsichtigenden Remise in der Nähe ihres Brutorts aus und am besten unter Führung eines halbgezähmten, an einem Flügel gestutzten Feldhahns, den man zu diesem Zweck einige Zeit vorher in der Gefangenschaft hielt. Dadurch verhindert man das frühzeitige Verfliegen, und wenn man sie noch gelegentlich füttert, so werden sie später von selbst

zur Futterstelle zurückkehren, selbst wenn dem Hahn die Schwingen wieder gewachsen sind. Energischter Schutz vor allem Raubzeug ist neben guter Weide die Bedingung, ohne deren Erfüllung alle Bemühungen vereitelt sind.

Jagd und Fang.

Obgleich das unter allen Tieren dem Menschen am nächsten stehende, der Hund und in unserm Sinn der Jagdhund, die meisten Jagdarten vermittelt, so ist er bei der Hühnerjagd der durchaus unentbehrliche Freund und Gehilfe und steht heutzutage unbestritten unter allen zur Jagd benutzten Hunden obenan. Gewöhnlich wird der zur Hühnerjagd benutzte Hund »Hühnerhund« genannt, richtiger ist jedoch die Bezeichnung Vorstehhund, da er ja nicht allein auf Hühner, sondern auch Schnepfen &c. geführt wird und vor ihnen steht. Die verschiedenen Abarten von Vorstehhunden sind unter dem Art. »Vorstehhund« beschrieben (s. d.).

Mit Bartholomäitag, dem 24. August, fängt in den meisten Ländern die Hühnerjagd an, und da je nach dem Verlauf des Sommers die Feldfrüchte früher oder später zeitigen, mithin die Felder geräumt werden, auch Gedeihen und Wachstum der Hühner von der Witterung abhängen, so thut die Gesetzgebung, wie es in Preußen geschieht, sehr wohl daran, den Bezirksorganen die Bestimmung über den Anfang der Jagd um zwei Wochen früher oder später zu überlassen. Sind die Felder noch wenig geräumt, so liegen die Hühner meist im noch stehenden Getreide oder fallen in dasselbe ein; die Hunde darf man in der Regel nicht in selbiges hineinschicken, ohne sich gewisse negative Segenswünsche von seiten der den Jäger meist scheel ansehenden Besitzer zuzuziehen; schließlich werden die Hühner durch öfteres Beschießen wild gemacht und halten dann nicht mehr gut, wenn die Felder freien Spielraum gewähren. Die beste Tageszeit zur Jagd sind die Vormittagsstunden von 8—11 Uhr und die Nachmittagsstunden von 3 Uhr ab; früher des Morgens liegt noch der Tau, welcher dem Hunde das Finden erschwert und den Jäger unnütz durchnäßt und daher ermüdet, und über Mittag, wenn die stechende Augustsonne auf den Schädel brennt und dem Hunde die Zunge wie ein Lappen aus dem Fang hängt, thut der Jäger am besten, wenn er es eben kann und darf, die Jagd zu unterbrechen. Daß kühle, bedeckte und windige Tage dies nicht erheischen, liegt auf der Hand; dennoch aber übermüde auch an solchen der Jäger den Hund und sich nicht unnötig, Übermüdung schafft immer nur halbe Arbeit und halbe Erfolge, hat schließlich Verdrießlichkeit hinter sich, stört die Jagdfreude, schadet der Gesundheit, deren Verlust die Freude an der harmlosen Hühnerjagd nicht aufwiegen kann, und verleitet sogar zur ungerechten harten Behandlung des Hundes als Sündenbock, der finden soll, wenn er nicht mehr kann.

Um sich zu vergewissern, wo am Morgen die Hühner liegen, hat man verschiedene Mittel. Der einfache Weidmann sucht sie sich mit seinem treuen Hund zwar selbst, aber der dienstthuende Jäger, welcher seinen Herrn und dessen Gäste an die Hühner bringen soll, wird gut thun, sie am frühen Morgen zu verhören. Zwar wissen wir aus ihrer Lebensweise, daß sie am Morgen nicht genau da liegen, wo der Lockton des Hahns in der Dämmerung erschallte; weit davon aber liegen sie sicher nicht, und das genügt. Auch läßt man durch schnelle, sichere Hunde das Terrain absuchen, pfeift sie ab, wenn sie stehen, und merkt sich die betreffenden Plätze. Gemeiniglich reihen sich die Schützen mit ihren Hunden in eine Linie ein und suchen vorwärts, bis Hühner gefunden wurden, was auch nicht verwerflich ist, wenngleich im Anfang die rechte Ordnung noch fehlt, ehe sich die Hundegemüter beruhigt haben, was nicht eher der Fall zu sein pflegt, als bis allgemeines Beschnuppern &c. stattgefunden hat; Hündinnen, welche beginnen hitzig zu werden oder es gar schon sind, taugen ihrer Unruhe wegen wenig zur Suche; gänzlich unverantwortlich aber ist ihr Mitbringen, wenn noch andre Hunde zu erwarten sind, die natürlich von ihnen nicht wegzubringen sind und dadurch die ganze Jagd in Frage stellen. Aber auch, wenn dergleichen störende Elemente nicht einwirken, suchen mehrere Hunde nebeneinander selten ruhig,

drängen nach dem hin, welcher zuerst auffällt, wobei die Hühner leicht herausgestoßen werden, und daher ist es am zweckmäßigsten, wenn sich die Schützen unter sich gruppieren, sich in das Revier teilen und getrennt dasselbe absuchen. Zwei Schützen hinter Einem Hund ist sehr zu empfehlen, jeder schießt nach den auf seiner Seite ausstreichenden Hühnern, und nur, wenn das ganze Volk zuerst aufstößt, ist gemeinschaftliches Schießen vorteilhaft, weil es sich vor Schreck leichter sprengt. Der Hund darf nicht in gerader Linie suchen, sondern von dem einen Schützen zum andern, muß sich auf leise Zeichen nach seinem Herrn umsehen und dessen Winken mit der Hand folgen, was er bald lernt, wenn dieser wenigstens einige Schritte nach dieser Richtung hin geht; geht er zu schnell an, so warnt man ihn mit dem Zuruf: »Sachte, sachte, wahre dich!« ist er zu bedächtig, so drängt man ihn durch etwas dichte Folge; steht er, so läßt man ihn mit dem Wort: »Avance!« oder einem andern einspringen; ist er zaghaft, so stößt man ihn leicht mit dem Fuß an, wirft aber nicht mit Erde oder Steinen nach der Stelle, wo man die Hühner vermutet, weil dadurch der Hund verwirrt wird und gern nachprellt. Der Hahn pflegt zuerst aufzustehen, hinter ihm gedrängt das ganze Volk, worauf man schießt, aber nicht aufs Geratewohl, sondern auf ein bestimmtes Stück oder auf zwei, welche dicht aneinander streichen; ungezielte Schüsse bringen gewöhnlich nichts herunter, möge das Volk noch so gedrängt fliegen. Der Hahn ist an seinem roten Kopf, noch besser an der rötlichen Oberseite bei einiger Übung gut zu erkennen; ist das Volk gut ausgewachsen, so ist es ganz gut, ihn zu schießen; wenn es aber noch schwach ist, so thut man nicht wohl, ihm seinen Führer zu nehmen, und auf ein solches, welches sich kaum heben kann, wird kein verständiger Jäger schießen. Die Meinung, daß ein beschossenes Volk von dem Hahn über die Grenze geführt werde und dieser deshalb abzuschießen sei, hält nicht Stich; im Gegenteil streicht ein des Beschützers beraubtes Volk, wenn es sich noch hilflos fühlt, dem Locken eines fremden Hahns nach und geht dadurch vielleicht erst recht dem Jagdbesitzer verloren. Ob man überzählig scheinende Hähne während der Paarzeit schießt oder nicht, war lange Zeit Streitfrage, ist neuerdings aber durch das Jagdschongesetz überhaupt untersagt, mithin erledigt. Der junge Jäger hüte sich stets vor übereiltem Schießen, bedenke vielmehr, daß er in den meisten Fällen genügend Zeit zum Zielen hat, so schnell auch die Hühner zu streichen scheinen; er muß mit schnellem Überblick das geeignete Stück mit dem Korn erfassen und nach der Höhe des Kopfes zielen, ja mit offenem Auge, also ohne zu zwinkern, schießen, also nicht feuerscheu sein, den zweiten Schuß sogleich auf dieses, wenn er fehlte, oder andernfalls auf ein zweites folgen lassen und mit dem Auge den Hühnern folgen, sie zählen und die gefallenen oder etwa angeschossenen genau anmerken; nur so weiß und lernt er, ob er gut abgekommen ist, vermeidet Streit mit seinem Partner und weiß es schließlich, wenn die Hühner sich gesprengt haben und einzeln aufstehen, ob er sie alle gefunden hat, oder ob noch welche fehlen. Sind Hühner genug da, so halte man sich mit einzelnen versprengten, vorausgesetzt, daß sie gesund sind, nicht auf, man verliert dadurch viel Zeit, und überhaupt soll man ja niemals ein Volk ganz aufreiben, wenn es nicht etwa ein unsicheres Grenzvolk ist; steht man mit dem Nachbar in gutem Einvernehmen, was, wenn er ein echter Weidmann ist, immer sein sollte, so schieße man auch dann ein Grenzvolk nicht ganz ab, da es ja schließlich das eigne Revier im nächsten Frühjahr wieder besetzen kann; Jagdneid ist stets ein häßliches, Unfrieden erzeugendes, die Jagd selbst schädigendes Unkraut. Laufen die Hühner vor dem Hund, was man an dessen Unruhe bald erkennt, so thut man gut, ihn abzupfeifen und möglichst schnell den Hühnern zuvorzukommen, natürlich auf einem Bogen; dadurch bringt man sie eher zu Schuß, als wenn man den Hund so schnell folgen läßt, weil sie alsdann sicher erst außer Schußweite aufstehen und dann gern weit streichen. Dieses sogen. Koupieren ist auch zu empfehlen, um die Hühner von einem nahen Busch abzuhal-

ten, aus dem sie nur sehr schwer und, wenn viel Dornen und Brombeergeranke den Boden bedecken, manchmal gar nicht mehr herauszubringen sind. Sieht man an dem Hund sein Bemühen, in kritischen Fällen sich selbst zu raten, den Wind zu suchen 2c., so lasse man ihn ja gewähren und hüte sich überhaupt vor zu vielem Zurufen und Schreien, wodurch er zuletzt nur harthörig gemacht wird. In unebenem Terrain ist ein Mann oder Knabe von Wert, der von einem übersichtlichen Standpunkt aus die aufgethanen Hühner beobachtet und bemerkt, wo sie wieder einfallen, um manche unnütze Suche zu ersparen, auch die Hühner trägt, wenn die Beute reichlich ist, die dann den Jäger unnütz belästigen würde; werden sie angeschleift, so thue man es am Hals und an einem Ständer, da ersterer bei jungen Hühnern durch schnelles Laufen des Jägers oder Hängenbleiben an Zweigen leicht abreißt und das Huhn verloren geht. Wenn der Jäger lädt, muß der Hund stets ruhig stehen oder sitzen, auch darf er niemals einem andern Hunde das von dessen Herrn geschossene Wild gewaltsam wegnehmen und seinem Herrn bringen; wenn ihm dies abgewöhnt wird, wird er auch nicht fremden Schüssen zueilen, was überaus störend und zeitraubend ist; dadurch geraten auch die Hunde meist in Streit und fallen einander an oder zerreißen das Wild zum Schaden der Jäger.

Nach dem Zeichen des beschossenen Feldhuhns kann man seine leichtere oder schwerere Verwundung ansprechen. Ist es in den Kopf geschossen, so steigt es senkrecht auf, um, meist verendet, niederzufallen. Tödlich angeschossen, ruckt es sichtbar zusammen, streicht meist noch, immer aber langsam und schwer, eine kurze Strecke fort und fällt nieder, um sogleich zu verenden, manchmal sogar schon verendet. Bei Weidwundschuß läßt es die Ständer hängen, steigt schräg auf, fällt hart nieder und verendet auch bald, ruckt beim Anschuß auch merklich zusammen. Ist es geständert, so schlenkert ein Lauf hin und her, oder es thun dies auch beide, das Huhn streicht oft weit weg, fällt hart nieder, kann nur sehr schwer wieder abstreichen, laufen selbstverständlich gar nicht, liegt deshalb außerordentlich fest und muß mit aller Ruhe und Sorgfalt aufgesucht werden, da es der heftige Hund gern überläuft und es elend verkommen muß. Ruckt es gar nicht zusammen, selbst wenn Federn abstieben, und bleibt es beim Volk, oder, wenn vereinzelt, streicht es normal ab, so ist es nur gestreift und heilt sich bald aus. Ist es geflügelt, so flattert es schräg abwärts, oft in einer Kreislinie, und läuft sogleich äußerst schnell davon; ein solches muß vom Hund ohne Verzug verfolgt werden, entkommt aber gar oft, namentlich wenn es sich drückt und der Hund in seiner Heftigkeit es überschießt, worauf es in andrer Richtung weiterläuft; solches Huhn pflegt nur ein sehr erfahrener Hund zu fangen. Der feststehende Hund muß sich daran gewöhnen, daß sein Herr von ihm weggeht, um vor die Hühner zu kommen, was bei Grenz- oder Buschhühnern oder auch dann notwendig ist, wenn sie sich nicht sprengen wollen; ist es ihm gelungen, springt der Hund ein, und werden die Hühner von vorn beschossen, so stieben sie nach allen Seiten auseinander, und der Zweck ist erreicht. Anfänglich wird der Hund dem Herrn folgen wollen oder auch einspringen; im erstern Fall rufe man ihm leise zu: »Wahre dich!« oder »Tout beau!« wenn er daran gewöhnt ist, im andern Fall strafe man ihn und wiederhole es bei nächster Gelegenheit, bis der Hund den Jäger verstehen lernt, was bei einiger Geduld bald geschieht. (Vgl. Dressur und Führung des Vorstehhunds.) Am sichersten trifft man ein Huhn im Nachschießen; beim Breitschuß muß man etwas vorhalten, wie weit jedoch, das muß jeder selbst ausprobieren, da es von seinem mehr oder weniger schnellen Schießen abhängt. Spitz von vorn ist der schlechteste und schwierigste Schuß. Ist der Hahn geschossen, und liegen die Hühner so fest im dichten Dorn 2c., daß sie nicht herauszubringen sind, so kann man dies mit der Locke erreichen. Man nimmt einen an der Spitze offenen sogen. »Schneiderfingerhut« und bindet über die obere, weitere Öffnung fest und dicht ein Stück Pergament oder Kartenblatt, zieht ein Pferdehaar durch und knotet es

eben so, daß es sich nicht durchziehen kann. Nun faßt man den Fingerhut mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand, macht sich dieselben Finger der rechten Hand naß und fährt mit ihnen am Pferdehaar herunter; nach öfterm Netzen der Finger erhält man den täuschend ähnlichen Ton des lockenden Hahns, besonders wenn man anfänglich langsam und dann schneller streicht, wie es der Rhythmus des Locktons erheischt. Sitzt man dabei gut gedeckt, so laufen gewöhnlich die Hühner bis auf einige Schritte heran.

Bei der Hühnerjagd hüte man sich vor einer schweren Flinte wie vor allem unnützen Ballast an Jagdzeug, den ja überhaupt die Hinterlader überflüssig machen. Zwar quält der Durst oft sehr, gleichwohl bekämpfe man ihn im Anfang und reize ihn nicht durch scharf gewürztes Frühstück an Würsten u. dgl. Ein Schluck echter Kornbranntwein hilft gut dagegen, über Mittag lasse man dem Magen keine Kürze widerfahren an Speise und Trank, dann behelfe man sich aber bis zum Abend, wo nach gethaner Arbeit Ruhe und Erquickung doppelt wohlthun. Öfteres Trinken oft unreinen Wassers und Nippen an der Schnapsflasche ist vom Übel, letzteres benimmt den Kopf; dagegen ist ein Fläschchen guten schwarzen Kaffees ein unschädliches, den Durst löschendes Labsal. Dem Hund entziehe man aber das Wasser nicht, ohne daß es nötig ist, ihn an jede Pfütze zu führen, woran er sich zuletzt gewöhnt.

Der Fang der Feldhühner wird nur in ganz untergeordnetem Maß betrieben und hat den Zweck, diese lebend zu Aussetzungs-, resp. Züchtungszwecken in die Hand zu bekommen, in welchem Fall man sie alsdann in der Gefangenschaft überwintert. Die beste Auskunft über die dazu erforderlichen Garne gibt D. a. d. Winckell. »Die Steckgarne, auch Flachgarne u. Stecknetze genannt, bestehen aus drei besondern Garnen oder Netzen, von denen jedes der beiden äußern spiegelig, das mittlere, zum Fangen bestimmte Ingarn aber mit gewöhnlichem Gemäsche gestrickt sein muß. Erstere werden auf die gleiche Art wie andre Spiegelnetze verfertigt. Man nimmt dazu mäßig dünnen Bindfaden. Die Höhe derselben beträgt sechs Maschen, von denen jede von einem Knoten zum andern 3¾ bis 4 Zoll weit ist; die Länge jedes Garns 12 Klaftern (24 m). Das aus gutem, festem Zwirn zu verfertigende In- oder Fanggarn wird mit 20 Maschen, die um ein Drittel enger sind als die an den Spiegelnetzen, angefangen, und so wird, ohne zu- oder abzunehmen, fortgeknüttet, bis das Garn 18 Klaftern (36 m) lang ist, weil der dritte Teil davon auf den Busen zu rechnen ist. Wenn die Garne fertig gestrickt sind, färbt man sie grün oder erdgrau. Im ersten Fall nimmt man gute scharfe Lauge und siedet darin gelbe Scharte (Genista tinctoria) oder Blumen von der Besenpfrieme (Spartium scoparium), seiht dann die gelb gewordene Lauge ab, thut etwas Grünspan hinzu und taucht die Garne hinein. Während des Abtrocknens läßt man blaue Brasilienspäne in Lauge scharf kochen, seiht dann die Brühe ab, mischt sie zu der gelben und läßt diese Mischung aufwallen, worauf die Garne öfters hineingetaucht und zum völligen Trocknen aufgehangen werden. Geringe Quantität von Grünspan und Brasilienspänen gibt Gell- oder Sittichgrün, eine etwas stärkere Grasgrün, eine noch größere Stahlgrün. Erdgrau färbt man auf folgende Art: Man nimmt Erlenrinde, eichene Sägespäne und grüne Schale von der Walnuß, von einem soviel wie vom andern, und siedet dieses zusammen in einer hinlänglichen Quantität Wasser. Nachdem die Garne durch Wasser, in welchem Alaun aufgelöst ist, gezogen und wieder getrocknet worden sind, legt man sie in die Farbenbrühe, läßt diese bis zum Sieden heiß werden, rührt bis dahin beständig die Garne mit einem Stock um und zieht sie beim ersten Aufwallen heraus und trocknet sie. Hierauf reiht man sowohl die obern als untern Saummaschen des Ingarns an einen Bindfaden, welcher etwas länger ist als die Spiegelgarne, zählt dabei die Maschen und merkt die Zahl genau an. Letzteres muß auch bei den Spiegelgarnen geschehen. Dann wird eins von den Spiegelgarnen der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde und auf dieses das Ingarn gelegt, das Ingarn aber wieder mit dem andern Spiegelgarn überdeckt.

Die Zahl der Garne richtet sich nach der Größe des Bezirks, der damit bestellt werden soll. Nach vorgängiger gehöriger Einteilung der an den Spiegelgarnen gefundenen Maschenzahl nimmt man so viele ½ Zoll starke weißdornene Spieße (Stäbe), als man bedarf, um in gleichen Entfernungen von 4—5 Fuß einen einbinden zu können; dieselben müssen etwa 5—6 Zoll länger als die Garne hoch stehen und ihre Schale im Feuer abgelöst sein, auch schneidet man unten eine Spitze sowie am obern Ende einen Knopf und da, wo der untere Saum der Garne hinkommt, ringsum einen flachen Kerb daran. Nun faßt man den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des Ingarns in der ersten Masche an einem Endchen Bindfaden zusammen, mit welchem das Leinchen verknüpft wird, an welchem das Fanggarn angereiht ist, bindet vermittelst des Bindfadens alle drei Garne an dem Knopf des ersten Spießes fest, legt diesen dann fadengerade an den vordern Maschen herab und verfährt beim Anbinden des untern Saums im Kerb des Stäbchens wie oben. Nachdem man nun berechnet hat, wieviel Maschen des Spiegelgarns frei bleiben, und wie viele nach gleichmäßiger Verteilung von Fanggarnen mehr dazwischen sollen, ehe der folgende Spieß eingeschleift wird, legt man diesen wieder fadengerade in der gehörigen Entfernung vom ersten an, liest die erforderlichen Saummaschen des Ingarns busenreich ein und bindet sämtliche drei Garne mit Bindfaden an Kopf und Kerb wie am ersten Stab fest. Auf gleiche Weise verfährt man bis zum letzten Spieß, an dessen Mitte noch besonders ein starker Bindfaden anzuschleifen ist, um das ordentlich aufgewickelte ganze Steckgarn damit zusammenbinden zu können. Im Gebüsch, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leisten die Steckgarne sehr gute Dienste. In oder vor dem noch stehenden Getreide sie anzuwenden, halte ich für ebenso unrecht wie unzweckmäßig. Denn teils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Teil der Frucht vernichtet, und dies, wo immer möglich, zu verhüten, ist dem rechtlichen Weidmann unerläßliche Pflicht, teils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Halm steht, in dieselben schwer oder gar nicht. Man warte daher (die Fangzeit beginnt meistenteils erst, wenn die Hühner nicht mehr halten wollen, im November ist noch Zeit dazu), bis alles, Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgenommen, abgeerntet ist, stelle dann die Steckgarne hinter und unter den vordersten Sträuchern eines in der Nachbarschaft der Felder und Wiesen befindlichen dichten Gehölzes der Länge derselben nach fortlaufend auf. Dann suche man ein oder mehrere Völker mit dem Hund auf und bemühe sich, sie in das verstellte Gebüsch zu sprengen. Gemeiniglich fallen sie zuerst noch vor demselben ein; dann fangen sich oft schon mehrere Stück, indem sie laufend der Verborgenheit zueilen, in den Garnen. Sollten aber die rege gemachten Hühner tiefer im Holz einfallen, so lasse man gerade vor dem Ort, wo dies geschah, die Netze stehen, hebe hingegen den Teil derselben, der von da aus unter dem Wind gestellt wurde, auf, stecke sie im Oberwind ein Stück am Holzrand fort, dann oben in einer Entfernung von 50—60 oder mehr Schritten von dem Einfallspunkt quer durchs Gehölz und auf der andern Seite wieder so weit herunter, als sie reichen wollen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man läßt von jedem einzeln zusammengewickelten Garn nie mehr ablaufen als ein zwischen zwei Spießen befindliches Stück, steckt gleich den ersten bis an den untern Saum des Spiegelgemäsches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bauschig herabhänge, am zweiten Spieß fest an, schiebt auch diesen ebenso tief wie den ersten in die Erde, zieht zugleich den Busen des Ingarns überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen sollen, gleich verteilt ein und fährt so fort bis zum Endwechsel. Wenigstens 18 Zoll vorwärts von diesem wird mit dem Spieß des zweiten Garns die unterste Masche des hintersten Spiegelnetzes gefaßt, dieser dann gehörig eingetrieben, auch die oberste Masche des ebengedachten Garns am Knopf des Spießes angehängt und dann immer fortgefahren, bis sämtliche Steckgarne gestellt sind. Hauptregel ist es, darauf zu sehen, daß dies soviel wie

möglich im Zickzack und unter dickem Gesträuch geschehe, weil dadurch der Fang sehr erleichtert wird, indem die Hühner konfus und die Garne gar nicht oder doch zu spät gewahr werden. Sind nun auf diese Weise die vorrätigen Steckgarne sämtlich fangbar gestellt, so wird das Eintreiben begonnen. Der einzelne Jäger muß bei diesem Geschäft im Besitz eines fermen, gelassenen Hundes sein, der den laufenden Hühnern vorsichtig und langsam nachzieht. Bemerkt er an diesem, daß sie da hinaus wollen, wo keine Garne stehen, so ruft er ihn ab und greift so vor, daß er sie auf dieselben hintreiben zu können hoffen darf. Besser ist es freilich, wenn der Jäger einige Treiber zu Hilfe nimmt, welche sehr langsam die Hühner in die Garne treiben und, wenn sie sich gefangen haben, auslösen helfen, was schnell und vorsichtig geschehen muß, ehe sie sich verletzen. Verwundete Stellen sind mit Öl zu bestreichen. Die Hühner kommen in eine halbdunkle, mit Sand bestreute Kammer, in deren Ecken man Fichtenreiser anlehnt, so daß sie sich verstecken können. Man setzt ihnen als Äsung Buchweizen oder Weizenkörner und Wasser hinein und stört sie möglichst wenig, bis sie sich einigermaßen beruhigt und namentlich die Äsung aufgenommen haben. Nachher gibt man ihnen volles Tageslicht.

Ähnlich bewirkt man den Fang mit dem Tyraß, einem etwa 20 Ellen breiten und 30 Ellen langen Garn mit 4 cm Maschenweite. Um die Hühner mit diesem Garn zu fangen, sucht man sie mit dem Hund, pfeift ihn, wenn er steht, ab, schlägt das Garn, läßt nun den Hund wider die Hühner stehen, zieht das Garn über diese und den Hund und läßt ihn einspringen, wenn die Hühner nicht von selbst aufstehen; sie fangen sich dabei sämtlich.

Unserm gemeinen F. in seiner Lebensweise und Jagd sehr ähnlich ist das rote F. (**Perdix rubra** *Briss.*; Rothuhn, französisches F. oder Rebhuhn). Auf der Oberseite ist es vorherrschend rostbraun, Scheitel grau; Kehle weiß, schwarz eingefaßt, welche Färbung sich in einem Streifen über das Auge wegzieht. In den Flanken große Querbänder mit braunroten Spitzensäumen, demnächst schwarz, dann weiß; Schnabel korallenrot, Ständer karminrot, Auge braun. Die Henne ist schwächer und matter von Färbung. Der Lockton des Hahns klingt wie »Kerrekekek!« beim Abstreichen wie »Scherb!« Die Eier sind auf gelblichgrauem Grund graubraun punktiert und gefleckt. Da das Rothuhn bei geringen Ansprüchen eine sehr anziehende Erscheinung ist, so wäre seine Akklimatisation bei uns in Heidegegenden, die es bevorzugt, nur erwünscht, und einige bisher mißglückte Versuche sollten nicht abschrecken. Freilich würde dem Rothuhn besonderer Schutz gebühren. — Ob man richtiger F., Rebhuhn oder Repphuhn sagt, ist Geschmackssache; Repphuhn ist die älteste Bezeichnung, Rebhuhn die bedeutungsloseste, F. vielleicht die bezeichnendste.

Feldjäger, frühere Bezeichnung derjenigen, welche sich nur mit der niedern, also meist Feldjagd abgaben.

Feldkrähe (Saatkrähe), s. Rabenartige Vögel 4).

Feldläufer (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Feldlerche, s. Lerchen 1).

Feldrabe (Rabenkrähe), s. Rabenartige Vögel 2).

Ferm ist der gut dressierte und abgeführte Hühnerhund.

Fesseln, die an die Fänge der Jagdfalken geschleiften Riemchen, an denen sie auf der Faust oder auf der Stange festgehalten wurden. Auch die F., mit welchen der Uhu auf der Jule angeschleift ist, heißen so.

Festinjagen (spr. feſtäng, vom franz. le festin, »Fest, Gasterei, Bankett« ꝛc.), Prunkjagen, ein prunkvolles Jagen unsrer Vorfahren, bei welchem der Glanz der Uniformen, die Toiletten der Damen ꝛc. die Hauptrolle spielten; die Schirme wurden luxuriös geschmückt und ähnliche Vorkehrungen mehr getroffen. Gewöhnlich wurden die F. zu Ehren anwesender Fürstlichkeiten ꝛc. gegeben und mit Gelagen beendet.

Festmachen, ein Wildschwein, es durch die Hatzhunde festhalten. Den Marder f., denselben meist auf dem Spurschnee verfolgen, bis man die Stelle gefunden hat, wo er feststeckt.

Fett hat von allem eßbaren Haarwild

nur der Hase, ferner der Dachs, alles Raubzeug und sämtliches Federwild ohne Ausnahme; alles übrige Haarwild hat Feist.

Fettdrüse, eine auf dem Steiß der Vögel befindliche Drüse, die besonders den Wasservögeln dient, um mit dem durch einen Druck hervorquellenden, am Schnabel haftenden Fette das Gefieder zu schmieren, mithin das Eindringen des Wassers abzuhalten.

Fettloch, s. v. w. Stinkloch.

Feuchtblatt, s. v. w. Feigenblatt.

Feuchten, das Wasser lassen, urinieren (bei Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild).

Feuchtglied heißt das männliche Glied des Wildes.

Feuereule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Feuerrabe, s. Alpenkrähe 1).

Feuerscheu heißt ein Jäger, welcher beim Abschießen die Augen kneift.

Feurig sind Hunde von lebhaftem Temperament.

Fiepen, der ängstliche Ton der Ricken und Schmalrehe, welche vom Bock getrieben werden, resp. ihn anlocken, sowie der Ton, mit dem die Kälbchen nach der Mutter verlangen, endlich der nachgeahmte Lockton des Jägers auf dem Rehblatt.

Finder, kleiner, bei der Schweinsjagd unentbehrlicher Hund, welcher die Sauen aufsucht, stellt und mit fortwährendem Lautgeben so beschäftigt, daß sich der Jäger anschleichen kann; s. Wildschwein (S. 496).

Finkenbeißer (rotrückiger Würger), s. Würger 3).

Finkenhabicht (Sperber), s. Habichte 2).

Finkenwürger (rotrückiger Würger), s. Würger 3).

Fischaar, s. v. w. Fischadler, s. Adler 8); s. v. w. Rohrweih, s. Weihe 1).

Fischadler, großer, s. Adler 7).

Fischermöwe (dreizehige Möwe), s. Möwenartige Vögel 15).

Fischgeier (weißschwänziger Seeadler), s. Adler 7).

Fischotter, s. Otter.

Fischreiher (grauer Reiher), s. Reiher 2).

Flämen, s. v. w. Flanken.

Flamme, die rote Haut über und an den Augen der Auer- und Birkhähne.

Flammeneule, s. Eulen 12).

Flanken (Flämen, Dünnungen), die Weichseiten des Haarwilds zwischen den hintersten Rippen und den Keulen.

Flatterscheibe, s. v. w. Sternscheibe.

Flaumen (Flisen, Lisen), s. Talg.

Fledermausschnepfe (Stummschnepfe), s. Schnepfen 4).

Flinte, s. Gewehr.

Flisen (Flaumen), s. Talg.

Flucht, ein weiter Sprung des Wildes. Ist das Wild weit weg flüchtig gewesen, so hat es eine weite F. gemacht. — Mit Fluchten bezeichnet man auch die Schwungfedern des Federwilds.

Fluchtbar (flugbar, beflogen) heißt das junge fliegfähige Federwild, dem also Fluchten (s. d.) gewachsen sind.

Flüchtig, alles schnell, also im Galopp davonlaufende Wild; trabt es dagegen nur, so trollt es.

Fluchtröhre (Notröhre), ein Gelegenheitsschlupfwinkel des Fuchses oder Dachses, gewöhnlich eine selbstgegrabene, an der Sonnenseite gelegene kleine Röhre an Grabenrändern ꝛc., wo er bei schlechtem Wetter oder Gefahren einkriechen kann; ein Bau ist sie mithin nicht, wird aber öfters, wenn sie sich als sicher bewährt hat, zum Bau weiter ausgegraben.

Flug, eine größere Gesellschaft kleiner Vögel, als Drosseln ꝛc.

Flügel der Schützenlinie oder Treiber sind die Enden derselben; nach der rechten Hand hin steht der rechte, nach der linken der linke F., mithin treibt der rechte F. der Treiber dem linken F. der Schützenlinie entgegen. Die Mitte heißt das Zentrum; wird also das Signal »rechter F.« geblasen, so bedeutet es schnellern Fortgang ꝛc. desselben.

Flügelhorn (halber Mond), ein halbkreisförmiges, messingenes, früher meist kupfernes Jagdhorn mit mäßigem Schallbecher. Die auf den Flügeln befindlichen Treiberführer geben auf ihm die Signale, daher »F.«; jetzt sind sie wegen ihres schweren Anblasens von leichtern, gewundenen Signalhörnern zumeist verdrängt.

Flügellahm, s. v. w. geflügelt.

Flügeln, einen Vogel in die Flügel schießen (vgl. Geflügelt).

Flügge, s. v. w. fluchtbar.

Flußadler (Fischadler), s. Adler 8).

Flußmeerschwalbe, s. Möwenartige Vögel 1).

Flußschwalbe (Flußregenpfeifer), s. Regenpfeifer 4).

Flußseeschwalbe, s. Möwenartige Vögel 1).

Focke, s. Reiher 1).

Folge, s. v. w. Jagdfolge.

Forkeln, die gabeligen Stellstangen, auf welche die Tücher und Netze gestützt werden.

Forkeln (Spießen), das angriffsweise Stoßen des Hirsches mit den Geweihen. Er stößt also nicht einen Menschen, Hund oder Hirsch nieder, sondern forkelt ihn, wozu er, schwer angeschossen oder sonst hart gedrängt, wie auch in der Brunftzeit, geneigt ist und dies durch Anlegen der Gehöre und Rümpfen der Nase verkündet.

Fortbaumen sagt man vom Marder, auch wohl Eichhörnchen, wenn sie von einem Baum zum andern springen.

Franzosenkrankheit, syphilitische Krankheitserscheinungen an den Hasen.

Fraß, die Nahrung aller Raubtiere, auch der Hunde und der Sauen.

Freihirsch, freie Jagd in Ländern, wo die Jagdausübung jedem und überall offen steht, wie z. B. in der Schweiz. Ein sicherer Ruin für die Jagd und eine bessere Gelegenheit zur Ausbildung zu Taugenichtsen und arbeitsscheuen Lungerern ist gar nicht zu denken.

Freikugel. Unsre Vorfahren liebten das Mystische, und die alte Jägerei war voll von Aberglauben; zu diesem gehörte der Glaube an die Freikugeln, welche nie fehlten, freilich aber auch vom Teufel verschrieben werden mußten. Auch das Gewehr mußte zu diesem Zweck absonderlich behandelt, eine Blindschleiche z. B. und andrer Hokuspokus aus ihm geschossen werden ꝛc.

Fremdling (Wanderfalke), s. Falken 5).

Frettchen, s. Iltis 3); Jagd mit dem F., s. Kaninchen (S. 281).

Frettieren, mit Frettchen die Kaninchen (s. d.) aus dem Bau treiben.

Frische, wasserhaltiger Ort, wohin das Wild geht, um zu trinken.

Frischen, junge Wildschweine zur Welt bringen. — Auch s. v. w. trinken.

Frischling, ein junges Wildschwein in seinem ersten Lebensjahr.

Fromm ist das Wild, wenn es nicht scheut; wird fast ausschließlich vom Hochwild gesagt.

Froschgeier (Wespenbussard), s. Bussarde 3).

Frostbohrer, (nach Hartig) ein eisernes Bohrinstrument, mit welchem man den gefrornen Boden durchbohrt, um bei eingestellten Jagen die Stellstangen und andre im Boden zu befestigende Werkzeuge, wie Heftel, geräuschlos hineinzubringen.

Fruchtglied heißt das männliche Glied des Fuchses.

Fuchs, Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Hunde. Der F. (Canis vulpes *L.*, Canis alopex *L.*, Vulpes vulgaris *Briss.*; Reineke)

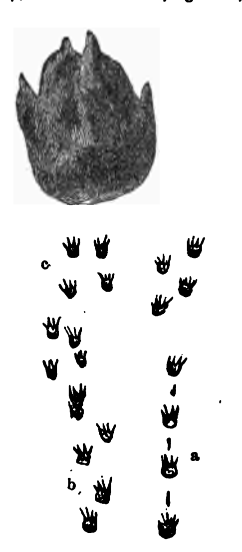
Weidmännische Ausdrücke.

Der weibliche F. heißt Füchsin, Betze, Fähin; die Zehen heißen Branten; der Schwanz Standarte, Lunte, Stange, dessen Spitze Blume; die auf der Schwanzwurzel oberseits befindliche Drüse Viole; das männliche Glied Fruchtglied oder Rute, das weibliche Schnalle; geht der F. (worunter man im allgemeinen beide Geschlechter versteht) langsam, so schleicht er, schneller, so trabt oder schnürt er; läuft er schnell, so ist er flüchtig, vor den Hunden läuft er; läßt er sich anlocken, so läuft er aufs Reizen; wird er laut, so bellt er; ist die Füchsin hitzig, so rennt sie; die Begattungszeit heißt Rollzeit, die Füchse rollen alsdann; die Ohren heißen Lauscher, die Augen Seher, die Füße Läufe; die Füchsin ist nicht tragend, sondern dick, sie bringt Junge.

Beschreibung.

Länge bis 1,5 m inkl. der etwa 40 cm langen Rute, Schulterhöhe 35—38 cm, Gewicht je nach Stärke 8—10 kg, Gebiß 42 Zähne. Die länglichrunde Pupille steht schief, Rute länger als der halbe Körper, Lauscher dreieckig zugespitzt, stets aufrecht, von halber Kopfeslänge; zwischen den Zehen starke Bindehäute, auf den Sohlen starke, nackte Ballen; wie bei jedem wilden Raubtier hat der Balg ein längeres Ober- oder Grannenhaar und ein kürzeres Unter-

oder Wollhaar, dessen Spitze der Farbe des erstern gleich ist. Rückenseite und Außenseite der Läufe roströtlich, Unterseite und Innenseite derselben weiß, im Winter dunkel; auf der Innenseite der Vorderläufe ein hellroter Längsstreifen, Oberseite der Pfoten und Vorderseite der Vorderläufe bis zur Mitte schwarz, wie die Außenseite der Lauscher, deren Innenseite gelb ist; der obere Teil der Rute rotbräunlich, der untere mehr gelblich, die



Spur des Fuchses.

Blume weiß, um die Rute in Einer Windung ein schwarzer Streifen; auf der Mitte der obern Schwanzhälfte eine von schwarzen Haaren besetzte Drüse (die stinkende Viole); im Winter hat der Balg einen wie bereift aussehenden Anflug. So präsentiert sich unser gewöhnlicher F., der **Birkfuchs**. Der **Brandfuchs** hat schwärzliche Rutenspitzen und ist um die Schnauze, an Brust und Bauch schwarzgrau. Der **Kreuzfuchs** hat von der Nase über die ganze Oberseite bis zur Standartenwurzel und quer über die Schultern je einen schwarzen Streifen. Der **graublaue F.** ist ein hochnordisches Tier und artet individuell in Gelb und Weiß aus. Der **silbergraue F.**, auch Griesfuchs, kommt in Amerika vor. Der **schwarze F.**, auch schwarzer Wolf genannt (Canis lycaon *L.*), kommt am meisten in Sibirien vor. Im übrigen kommen die drei letztern Formen dem gemeinen F. ganz nahe.

So bekannt der F. in seiner äußern Erscheinung ist, so auch in seiner geistigen Begabung und den aus ihr resultierenden Eigenschaften und Handlungen. Seine List ist nicht nur sprichwörtlich, sondern sogar besungen; er spielt in der Tiersage die Hauptrolle, und wenn auch vieles übertrieben sein mag, so ist das Wahre an der Sache noch so vollauf genügend, daß es ihn in geistiger Begabung in die erste Reihe unsrer Tiere stellt. Aus grauer Vorzeit datieren die Erzählungen seiner zahllosen Schelmen- und Spitzbubenstreiche; die Stimme der Wahrheit drang nicht durch, und wenn schon Albertus Magnus vieles als Märchen hinstellte, tischte es Raff in seiner »Naturgeschichte für Kinder«, in welcher er die Tiere redend und ihre Lebensgeschichte selbst erzählend einführte, wieder auf. So heißt es im Albertus Magnus, übersetzt von Ryff: »wenn er von den flöhen zu sehr überfallen werde, daß er rucklingen in ein bachlein gang, unnd ein strohalmen odder zweiglein im maul hebt, dunckt erstlich den schwantz vast gemehlich hinunder, denn den andern leib, hernach so fliehend die flöhe alle zum Haupt zu vor dem wasser, dasselbig tunckt er denn zuletzt auch under, so kriechen sie auff der strohalmen, den lasset er faren, und springt wider auß dem wasser, und wirdt also der flöhe ledig, aber dieser Jorach leugt unverschamptlichen, darumb ihnen on bessere kundtschafft nit wol zu glauben«. (Albertus Magnus zieht also hier gegen einen gewissen Jorach zu Felde, welcher die bekannten Sagen vom F. erzählt hatte.) Der F. gehört zu den Tieren, welche sich den Verkehr mit dem Menschen erzwungen haben; mit seinem spitzbübischen Humor, seiner Geistesgegenwart und seiner hübschen äußern Erscheinung fesselt er ihn ebenso, wie er ihn mit seinen Diebe-

reien schädigt und mit seinem Verständnis der ihm zugedachten Vergeltung narrt. Möge ihn der Jäger noch so sehr hassen und ihm »Urfehde bis aufs Messer« geschworen haben, der echte Weidmann ist auch Naturfreund, und als solcher sieht er das rote, ihn musternde Gaunergesicht doch gern, denn er muß erst viel lernen, um klüger zu werden als Reineke; und oft genug, wenn er glaubt sein Meister geworden zu sein, muß er die Erfahrung machen, daß der Mensch, also auch der Jäger, nie auslernt. Wie schon angedeutet, ist die äußere Erscheinung des Fuchses eine höchst ansprechende; kaum ein andres Raubtier hat diese glatte, saubere Rundung des Leibes mit der symmetrisch zugespitzten Rute, welchem die zierlichen, sehnigen Läufe einen so gefälligen Abschluß geben, und wer Reineke beim Schleichen, Springen, beim Graben nach einer Maus, beim Lauern auf einen Raub, beim Sichern vor einer Gefahr beobachtete, wird zugestehen, daß in Geschmeidigkeit und Grazie seiner Bewegungen nur die Katze mit ihm zu wetteifern vermag; er ist Hund und Katze in Einer Gestalt.

Der F. kennt die Örtlichkeit seines Jagdreviers ebenso genau wie die Menschen, kein Stein, kein Loch, kein Tümpel ist von ihm ununtersucht, er kennt Weg und Steg ganz genau, daher er bei augenblicklichen Gefahren nie verlegen ist und sie stets sofort zu benutzen versteht; er unterscheidet das holzsammelnde Mütterchen, den harmlosen Wanderer oder mit seiner Arbeit beschäftigten Holzhauer vom gefährlichen Jäger sehr sicher, und während er die erstern oft mit erstaunlicher Dreistigkeit mustert, verfehlt er nie, den entsprechenden Sicherheitsraum zwischen sich und den letztern zu bringen, aber nur den notwendigen, er flieht und echauffiert sich nie unnütz; ist er aber in die Enge getrieben und jeder andre Ausweg versperrt, dann zeigt er sich als mutigen Gesellen und versteht sein sehr scharfes Gebiß furchtbar zu brauchen. Alle seine Sinne sind unglaublich ausgebildet, er wittert, sieht und vernimmt mit gleicher Schärfe, daher kommt er bei Treibjagden zuerst an, weil er den Ton der Treiber zuerst vernahm; sowie er aber Gefahr vor sich merkt, wird man beobachten, daß er sich drückt oder überlegend umherschleicht und oft hinter Lampe dahergeschnürt, um sich nach diesem zu richten und seine Maßregeln nach dessen Ergehen zu treffen. In seinem Familienleben steht er musterhaft da; mit eigner Selbstverleugnung sorgt er unablässig für Fraß und Sicherheit seiner Angehörigen; der Vater versorgt zunächst die Mutter, welche in der ersten Zeit die Jungen wenig oder gar nicht verläßt, dann sind beide für deren Unterhalt thätig; die Füchsin trägt bei Gefahren die Kleinen anderweitig in Sicherheit, verläßt sie nicht und deckt sie mit dem eignen Leibe bis zum letzten Lebenshauch. Seine Stimme hört man selten; in kalten Winternächten, besonders bei Eintritt der Rollzeit, gibt er ein heiseres Bellen von sich; im Eisen gefangen, keckert er den ihn angreifenden Hund boshaft an, kein Schmerz aber vermag ihm einen Klageton auszupressen, und nur wenn ihn der volle Schuß tödlich traf, hörte Verfasser ein kurzes, angstvolles, leises Ächzen. Die großen Adler stellen ihm zwar gelegentlich nach, auch der Luchs; sein wirklich gefährlicher Feind aber ist fast nur der Mensch.

Verbreitung, Aufenthalt.

Den höhern Norden meidet unser F., geht aber weit nach Süden, bis an die Sahara; nach Osten hin wird er noch in Persien und dem Himalayagebiet angetroffen; nirgends aber ist er so kräftig wie in Mitteleuropa, mithin ein gemäßigtes Klima seine eigentliche Heimat. Zwar ist er Waldtier, richtet sich aber auch in Heiden und Steppen ein, wenn sie nur einiges Strauchwerk oder Steingeröll und Felsengeklüft als Deckung bieten. Ebenen oder Gebirge sind ihm gleichviel. Wie bekannt, gehört er zu den unterirdisch wohnenden Tieren; natürlich zieht er den leichter zu bearbeitenden Sand strengem Boden vor, benutzt aber auch sehr gern Felsgeklüft zur Einrichtung seines Baues, und namentlich findet man in diesem die großen Haupt- oder Mutterbaue, die oft mehreren Familien Unterkunft gewähren, dem Jäger mit seinen Werkzeugen unerreichbar und dessen Hunden, wenn er sie leichtsinnig aufs Spiel

setzt, so oft verderblich sind; mancher brave Teckel hat in solchem Malepartus elend verschmachten müssen. Im allgemeinen unterscheidet sich sein Erdbau von dem beim Dachs beschriebenen wenig oder gar nicht. Regelmäßig wird der Bau nur benutzt, solange die Jungen in ihm hausen; sind diese herangewachsen, so wandert die Familie in die Getreidefelder, um den Flöhen zu entgehen; auch Röhrichte werden bezogen, auf den Bütten die Sonnenstrahlen genossen, und selbst niedrige Kopfweiden bieten angenehme Siesta; wenn aber anhaltendes Regenwetter oder gar solches mit Schnee eintritt und die Jungen sich abgesondert haben, dann werden die Baue wieder aufgesucht und oft tagelang nicht verlassen. Auch dienen im Sommer und Herbst die sogen. Notbaue, einzelne kurze Röhren, als Schlupfwinkel, hohle Ufer, einsame Brücken und Schleusenbauten, und was dem schlauen Räuber sonst sicher und brauchbar dünkt; er ist eben überall und nirgends.

Lebensweise, Rollen.

Alle Tiere aufzuführen, die ihm zur Beute werden, ist müßig, denn was er bewältigen kann, würgt und frißt er; nicht nur Hirsch- und Rehkälbchen fallen ihm zur Beute, sondern selbst durch schwere Wintersnot abgehärmte alte Rehe greift er an und wenn nicht allein, so in Gesellschaft. Bis an die Dörfer haben in dem schweren Winter von 1878—79 die Füchse kümmernde Rehe verfolgt und ihnen ganze Stücke vom Leib gerissen; Hasen, jung und alt, beschleicht und würgt er, der Bache mit ihren Frischlingen schleicht er nach, um ein etwa zurückgebliebenes zu überfallen, und mögen gleich die betreffenden Muttertiere mutig und wütend auf ihn einstürmen, so weiß er doch so rechtzeitig zu retirieren, daß ihre Verfolgung nutzlos ist, anderseits durch Beharrlichkeit zu seinem Ziel zu gelangen. Federwild aller Art ist ihm ein Leckerbissen und die brütende Henne durch ihn ebenso gefährdet wie der Haushahn auf seiner Stange im schlecht verwahrten Stall oder die fette Gans; Mäuse frißt er zu Tausenden, Käfer und andre Insekten, auch Frösche verschluckt er im Notfall, und manchen Tag sind ihm Heidelbeeren und andre Früchte angenehme Kost. Wie delikat ihm Drosseln schmecken, weiß der Jäger am besten, dem er sie mit größter Frechheit und Geschicklichkeit aus den Dohnen stiehlt. Gewiß kann man vom allgemein haushälterischen Standpunkt aus dem F. durch seine Mäusevertilgung einige Nützlichkeit vindizieren, als unbedingt nützliches Tier ihn aber deshalb hinzustellen, ist sehr gewagt, und der Jäger, selbst wenn er gleichzeitig Forstmann ist, wird nie daran glauben, selbst wenn er ganz objektiv Nutzen und Schaden abwägt.

Mit dem Februar tritt die Rollzeit ein, welche man an dem geselligen Verkehr der sonst mehr vereinzelt umhertrabenden Füchse erkennt. Sowie die Füchsin ihre Neigung durch heisere Sehnsuchtslaute zu erkennen gibt, ermangeln zahlreiche Kavaliere keinen Augenblick, um den Minnesold zu werben; der innere Drang treibt die Begehrte vorwärts, der nächste Ritter folgt mit seiner Nase dicht an ihrer Schnalle, ihm schließt sich ein zweiter, vielleicht schwächerer an, diesem ein dritter, und so schnürt diese wunderliche Prozession über Berg und Thal, meist bei Nacht, oft auch am Tag, dahin, bis im erstern Fall die Morgendämmerung sie zu Bau treibt und ihr weiteres Thun und Treiben dem Auge des Beobachters entzieht. Die Meinung, ob die Begattungsart beim F. im Bau oder Freien vor sich gehe, war lange Zeit eine geteilte und ist es wohl noch; gleichwohl haben vielfache Beobachtungen das erstere sicher festgestellt, und die andre Meinung hat natürlich niemand erhärten können. Der Bau ist für den Koitus, der ganz nach Hundemanier erfolgt, sehr niedrig, und da man F. und Füchsin am Tag mehrfach wie Hunde hat hängen sehen, so ist anzunehmen, daß es in der Nacht noch öfter geschehen möge, was der Klugheit dieser Tiere auch vollkommen entspricht. Nach etwa 60 Tagen bringt die Füchsin 3—6 Junge, gelegentlich mehr, und verläßt sie in den ersten 14 Tagen gar nicht, während deren Dauer sie vom F. verpflegt wird; sie sind 14 Tage blind, kommen erst etwa in der

fünften Woche vor den Bau zum Spielen und Sonnen und sehen alsdann mit den dicken Köpfchen, schelmischen Gesichtern und zugespitzten Ruten äußerst niedlich und possierlich aus. Sowie sie sehen können, beteiligt sich die Füchsin, welche nun ausgeht, an ihrer Verpflegung und schleppt, wenig an sich denkend, reichlichen Fraß an jungen Vögeln, Häschen, Mäusen, von letztern 5—6 Stück auf einmal, im Fang herbei und lehrt an diesen den Kleinen ihr zukünftiges Handwerk, wobei Strafen und Verweise für die ungeschicktern der kleinen Schar keineswegs ausgeschlossen sein sollen. Findet sie irgend welche bedenkliche Spuren von Menschen in der Nähe des Baues, so trägt sie die Jungen schleunigst anderweitig in Sicherheit, und wahrscheinlich rühren die Fundorte derselben in hohlen Bäumen und andern ungewöhnlichen Stellen davon her. Junge Füchse lassen sich zwar zähmen, verleugnen aber ihre Diebesnatur bei Gelegenheit niemals, und da sie also nur in enger Haft oder an der Kette gehalten werden können, so läßt sich kein rechter Zweck, sie zu halten, erkennen; denn ein nach und nach verkommendes Tier schafft weder Freude am Besitz noch ausgiebigen Stoff zu Beobachtungen.

Jagd und Fang.

Der Jäger muß zunächst die Spur des zu jagenden Tiers unterscheiden können und wird finden, daß die des Fuchses einem Hund von ähnlicher Stärke sehr ähnlich sieht, aber etwas länglicher ist. Im langsamen, schleichenden Gang schränkt der F., d. h. die Spuren stehen mehr nebeneinander, und die hängende Rute läßt leichte Abdrücke zurück, die sich im Schnee sehr deutlich erkennen lassen; wenn er trabt, so schnürt er, die Tritte stehen alsdann in einer geraden Linie hintereinander; ist er flüchtig, so sehen wir die gewöhnliche Galoppspur des Hundes vor uns (vgl. Figuren auf S. 180: a schnürend, b schleichend, c flüchtig).

Auch Schußzeichen sind am beschossenen Fuchse sicher festgestellt. Schreckt er zusammen, geht aber mit geschwungener Standarte flüchtig vorwärts, so ist er sicher gefehlt. Geht er aber nur gezwungen, weniger flüchtig, hält er die Rute steif aufwärts oder schräg weg, so deutet dies auf Krampf, dann ist er schwer krank und geht nicht mehr weit; stürzt er im Feuer, geht aber sogleich flüchtig und ungezwungen davon, so ist er nur leicht angeschossen, und nur ein starker, schneller, scharfer Hund wird ihn stellen, resp. abwürgen; ist ihm ein Vorderlauf zerschossen, den man an der schlenkernden Bewegung erkennt, so entkommt der F. meist, beißt ihn sich auch wohl ab; ähnlich verhält es sich beim Schuß auf den Hinterlauf, nach welchem er beißt, wie in die Flanken beim Weidwundschuß. Er klagt auch bei der schwersten Verwundung nie, ächzt nur bei der tödlichen kurz auf; wenn ihn aber in seiner Hilflosigkeit ein Hund angreift, so keckert er ihn wütend an, wobei er die Lauscher zurücklegt und drohend das gefährliche Gebiß zeigt.

Die Suche auf den F. auf dem Schnee ist, wenn man ortskundig ist, oft nicht ohne Erfolg; selbst bei fallendem Schnee kann man sie derart ausüben, daß man die Felder abgeht und namentlich Steinlöcher, sogen. Mergel- oder Lehmkulen, Remisen und ähnliche Schlupfwinkel absucht; denn bei solchem Wetter beschleicht der F. die im Lager sich einschneien lassenden Hasen sehr gern, drückt sich dabei zeitweise in den genannten Örtlichkeiten und ist vom Verfasser dabei mehrfach überrascht worden; ein Hund ist dabei nicht notwendig, angenehm jedoch, wenn er sehr leichten Appell hat und nicht weit Feld nimmt, hauptsächlich aber, wenn er den etwa angeschossenen F. scharf jagt, eventuell abwürgt. Darf man dies nicht mit Sicherheit erwarten, so läßt man ihn lieber zu Haus. Ihn dabei an der Leine zu führen, ist gänzlich zu verwerfen, da oft der F. plötzlich herausfährt und der Hund dabei unwillkürlich dem Jäger durch Anrücken der Leine den Schuß verdirbt. Sehr gern liegt er auch an sonnigen Wintertagen auf Erlenstubben, Grasbütten und schläft dabei oft sehr fest, so daß er beschlichen werden kann, wozu aber ein sehr geübtes Auge gehört.

Am meisten ist Meister Reineke jedoch auf der Treibjagd zu berücken, beson-

ders wenn der Jagdführer die Fuchspässe gut kennt und mit zuverlässigen Jägern besetzt, d. h. mit solchen, die nicht nur im Holz sicher schießen, sondern auch die Kardinaltugend ihr eigen nennen, unverbrüchlich still auf ihrem Posten zu stehen; wer dies nicht kann, bald rechts, bald links tritt oder den Kopf hin und her bewegt, wird die Fuchsjagd sicher verderben; stillstehen, schnell zielen und gut abkommen muß die Devise eines guten Fuchsjägers im Holz sein. Meist kommt der F. nach Beginn des Treibens zuerst, doch nicht immer; hat er irgendwie Wind bekommen oder gar einen Schützen bemerkt, so schleicht er zurück und läßt sich von den Treibern nur langsam vorwärts drängen, schleicht sich schließlich zwischen ihnen durch oder überspringt in größter Flucht den Raum zwischen den Schützen, drückt sich sogar noch hart am Rand unter irgend welcher Deckung und paßt, indem er den nächsten Schützen beobachtet, den geeignetsten Moment ab, mit einigen Sprüngen aus dessen Bereich zu kommen. Großer Lärm ist bei jeder Treibjagd vom Übel, auch beim F., und jeder Zuruf, wie »Achtung!«, »Hab' Acht!«, nur schädlich; möge jeder Jäger doch selbst Augen und Ohren offen halten.

Ist die Hasenjagd schon geschlossen, so werden Treiben bloß auf Füchse am Platz sein, die man vorher mit den auf Hasen vorteilhaft vereinigte; hat jedoch die Rollzeit begonnen, so bieten sie wegen des unstäten Umhertreibens der Füchse wenig Erfolg, dagegen um so größern das H e t z e n derselben i n d e n B a u e n, in welchen oft 2—3 Füchse bei der Füchsin stecken. Sehr vorteilhaft umsteckt man den Bau mit busenreichen Garnen, belegt auch die Röhren mit Klebegarnen und läßt nun den Teckel einfahren, auch zwei, wenn sie gut zusammen arbeiten. Bald wird man, durch das Gepolter im Bau zur gespannten Aufmerksamkeit angeregt, einen F. erscheinen, in den Garnen zappeln sehen oder ihn schießen; im erstern Fall wird er sofort totgeschlagen und das Garn still und schnell wieder geordnet, und erst, wenn die Teckel herauskommen und zum Einfahren keine Lust mehr zeigen, darf man den Bau für leer ansprechen. Hat man keine Garne, so muß man sich so anstellen, daß man den ganzen Bau gut überschießen kann; selbstverständlich ist hierbei der Vorteil, wenn 2—3 Genossen sich dazu zusammenstellen und über die Schießrichtung einigen, um Unglück zu verhüten; nur gute, ferme Schützen sind hierzu brauchbar. Die Röhren bis auf eine oder zwei zu verstopfen, ist nicht ratsam, da der F. durch den etwa vorliegenden Hund am Springen verhindert werden kann oder schließlich den Hund überrennt und arg schlägt.

Der A n s t a n d hat nur Erfolg, wenn man den Fuchswechsel genau und wenigstens annähernd die Zeit kennt, wenn ihn der F. benutzt. Man kann den F., vorausgesetzt daß man gegen den Wind steht, r e i z e n und zwar auf etwa 300 Schritt durch den Klageton eines Hasen, näher durch das Gezwitscher einer Maus; gute Deckung und sonstige Vorsicht sind aber sehr anzuraten, da der F. beim Herankommen scharf sichert. Aus der L u d e r h ü t t e, wozu die Krähenhütte gute Verwendung bietet, schießt sich der F. in mondheller Winternacht sehr leicht, vorausgesetzt daß der Wind gut ist und der Jäger das Tabakrauchen läßt; gegen die oft grimmige Kälte muß er aber freilich gerüstet sein, denn gelegentlich geht manche Stunde hin, ehe Reineke auf der Bildfläche erscheint; mit verwitterten Sohlen in die Luderhütte zu gehen, ist sehr praktisch.

Ein Hochgenuß für den berittenen Jäger ist die H e t z e m i t W i n d h u n d e n; der F. ist bei weitem nicht so flüchtig wie der Hase und wird daher eher gegriffen als dieser, vorausgesetzt daß kein Buschwerk in der Nähe ist, welches ihn den Blicken dieser Hunde entzieht, die nur dem Auge folgen und sofort die Jagd einstellen, wenn das Objekt ihnen entrückt ist. Sie müssen aber scharf anfassen, sonst schlägt sich der F., der ihnen gern nach der Nase beißt, durch. Ebenso interessant ist die Hetze mit diesen Hunden in mondhellen Nächten bei Schnee und besonders auch zur Rollzeit. Man bespannt dazu einen gewöhnlichen hölzernen Schlitten mit zwei muntern Pferden, nimmt die Hunde hinein, bedeckt sie mit

Decken, was sie sich gern gefallen lassen, und fährt auf die Felder hinaus; die Füchse scheuen solches Fuhrwerk wenig, lassen es daher oft nahe herankommen, und ist dies geschehen, so hebt man schnell die Decken und hetzt die Hunde an, vor denen Reineke sehr bald verloren ist. Natürlich muß man das Terrain sehr genau kennen, damit die Pferde nicht verunglücken; ein gelegentliches Umstürzen und kaltes Schneebad darf dem Jäger den Humor freilich nicht verderben. Selbst die Pferde nehmen, wenn sie das Geschäft kennen, so teil daran, daß sie von selbst den jagenden Hunden folgen und oft schwer zu halten sind.

Diese bisher beschriebenen Jagdarten gelten dem ausgewachsenen, alten F.; ebenso wichtig und noch verderblicher wird diesem Diebesgeschlecht aber das Töten der Nestfüchse zunächst und hauptsächlich durch das Graben der Baue. Jeder rechtschaffene Jäger muß alle Baue seines Reviers kennen und wissen, ob Nestfüchse in ihnen stecken oder nicht, welch letztere ihm die umherliegenden Reste von Tieren, der Aasgeruch aus der Hauptröhre, auch die in dieser herumkriechenden Aasfliegen kundthun werden. Man gräbt die Nestfüchse am besten, wenn sie etwa drei Wochen alt sind; ältere lassen sich von den Dachshunden zu schwer herausschleppen, was aber nötig ist, um sich von dem Resultat überzeugen zu können. Meist steckt zu dieser Zeit auch die Füchsin bei ihnen im Bau, die dann gleichzeitig ihrem Geschick verfällt. Man läßt den Hund einfahren, nachdem man die Nebenröhren verstopft hat, und bald wird er mit einem gewürgten Füchslein erscheinen und wieder einfahren; wird er müde, so lasse man ihn draußen sich ausruhen, wozu ein scharfer Hund nicht viel Zeit gebraucht, und gebe acht, ob er, wenn er nicht wieder herauskommt, Standlaut gibt; dann und dort schlage man ein, wie beim Dachs gezeigt wurde. Von einer Jagd im Bau, wie beim Dachs oder gar beim Sprengen alter Füchse, ist hier kaum die Rede, da die Jungen sich im Kessel zusammendrängen und die Alte keinen Augenblick von ihnen weicht; nur wenn diese schon viel älter sind, kann ersteres wohl vorfallen. Sie verteidigt und deckt mit ihrem Leib ihre geliebten Jungen bis zum letzten Lebenshauch. Hat man einen Hochstand in der Nähe, so kann man von diesem aus die Jungen schießen, die bei sonnigem Wetter gern vor dem Bau spielen; oft glückt ein Schuß auf mehrere gleichzeitig, wenn sie sich balgen. Sind sie noch klein, so erscheint auch die Füchsin in kürzern Zwischenräumen bei ihnen als später, wo sie oft halbe Tage lang wegbleibt. Beim geringsten Verdacht fahren die Kleinen schnell in den Bau und selbstverständlich auch nach einem Schuß, bald aber steckt eins nach dem andern sein Gesicht wieder zur Röhre hinaus, ja sie sollen sogar ein geschossenes zu fressen versuchen; je älter, desto vorsichtiger und mißtrauischer werden sie. Stehen dem Jäger keine Hunde zu Gebote, so gräbt er vor der Röhre eine Grube mit senkrechten Wänden und überdeckt das Ganze mit Reisern bis zur Verfinsterung; die Jungen fallen dann in dieselbe hinein, wenn sie vor den Bau kriechen wollen, und gelegentlich fängt man auch die Füchsin in der Grube, wenn sie den klagenden Kleinen zu Hilfe kommen will. (Vgl. v. Riesenthal, Das Weidwerk, S. 274 ff.)

Der Fang des Fuchses erfordert besondere Kenntnis dieses Geschäfts und peinlichste Sauberkeit bei Behandlung der Fangapparate. Sie bestehen vornehmlich aus dem Schwanenhals oder Berliner Eisen, dem Tellereisen und der Weberschen Raubtierfalle, die sämtlich in dem Art. »Falle« ausführlich beschrieben sind. Der Schwanenhals erfordert die meiste Aufmerksamkeit, Reinlichkeit und Sachkunde des Fängers, und während bei den andern Fangmitteln die sogen. Witterungen weniger von Bedeutung sind, d. h. gewisse aus verschiedenen Ingredienzien zusammengeschmelzte Schmieren, so nicht beim Schwanenhals. Diese Witterungen bezwecken nämlich, durch ihren Geruch dem F. das Vorhandensein des Fangeisens zu verheimlichen, und welche dies vermittelt, ist gleichgut, bestehe sie aus dem einfachen Safte der Pferdeäpfel, d. h. des frischen Pferdemistes, oder aus allerlei andern Zuthaten. Die Rezepte sind meist alten Ursprungs, oft sogen. Geheimmittel, und sind

seit Jahrzehnten dieselben geblieben, weshalb wir sie entlehnen müssen.

Rezepte zu Witterungen. Nr. I. Winckell empfiehlt folgende Witterungen (überall, vorzüglich aber in holzleeren Gegenden und in Feldern anwendbar): Man nehme 3 Lot frisches, unausgebratenes Gänsefett, womöglich von der Pflume. Im Notfall kann die Stelle desselben durch ganz frische, sehr rein gewaschene, ungesalzene Butter ersetzt werden; ¼ Quent Foenum graecum; ½ Lot frische, grüne Schale (d. h. die zweite) vom sogen. Mäuseholz (Solanum dulcamara *L.*, sonst auch unter dem Namen »Alfranken« bekannt), nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden; ¼ Quent weiße Zwiebel; ½ Eßlöffel Saft aus frischen Pferdeäpfeln durch ein reines, ungeseiftes Leinwandläppchen ausgepreßt; 4 Lot Fett, welches von der Brühe, die sich von den aus Schafknochen bereiteten Brocken auskocht, abgeschöpft wird; ½ Lot Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: Man siede zwei kleine lebendige Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser. Dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer ungesalzener Butter von der Größe eines Hühnereis in einen neuen Tiegel und lasse es zusammen auf Schmiedekohlen (nicht über der Flamme), unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen, so lange braten, bis es schön rot wird. Endlich drücke man es durch ein reines, ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen. Hierauf wird die oben vorgeschriebene Quantität von Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in welchem sie verfertigt wurde, ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren mit dem Hölzchen über Kohlen gemächlich zergehen. Dann schüttet man alle übrigen oben verzeichneten Ingredienzien hinzu und läßt die ganze Masse, beständig umgerührt, 2—3 Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse, vom Feuer genommen, etwas verkühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und, gut zugebunden, an einem kühlen Ort verwahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahrs hindurch gut und bleibt brauchbar. — Nr. II. (Überall, vorzüglich aber in und vor Laubhölzern und auf Wiesen anwendbar.) Man nehme ¼ Kanne (½ Pfd.) ungewässertes, unausgelassenes Gänsefett oder ungesalzene frische Butter, 1 Fingerhut voll grüner Schale vom Mäuseholz (wie bei Nr. I behandelt).

3 Lot	Foenum graecum	alles, aber jedes einzeln, in einem sehr gut gereinigten Mörser gestoßen.
½ „	Violenwurzel	
1 „	Anis, hiervon bleibt ein wenig zurück	
2 Skrupel	Kampfer	

Wenn das Gänsefett im neuen Tiegel zergangen ist, thut man zuerst das Foenum graecum hinein und läßt es ein wenig braten, hiernach verfährt man mit der Mäuseholzschale und kurz darauf mit der Violenwurzel ebenso. Dann nimmt man die Masse von den Kohlen, mischt den Anis hinein und endlich den Kampfer, rührt sie, bis sie etwas verkühlt ist, tüchtig mit einem Hölzchen um, seiht sie durch ein reines Läppchen in eine Büchse, überbindet diese oben mit Blase und verwahrt sie an einem kühlen Ort. — Nr. III. (Bloß in und vor kiefernen Waldungen zu gebrauchen.) 8 Lot Gänsefett oder Butter (wie bei der vorigen), ½ Lot grüne Mäuseholzschale, ¼ Lot gestoßene Violenwurzel, 1 gehäuften Eßlöffel voll Knospen von jungen Kiefern oder Tannen, 2 Skrupel gröblich gestoßenen Kampfer. Alles außer dem Kampfer, welcher erst, wenn die Masse von den Kohlen genommen ist, hineingerührt wird, thut man zu gleicher Zeit in das zergangene Gänsefett und läßt es unter stetem Rühren braten, bis es anfängt bräunlich zu werden. Übrigens wird es nachher, wie bei Nr. I und II gesagt, behandelt. — Außer diesen Witterungen gehören zum Raubtierfang sogen. **Brocken**, d. h. Fleischstückchen, mit welchen man das zu fangende Tier am Fangplatz kirrt. Da

besonders der F. nach Katzenfleisch lüstern ist, so nimmt man eine ausgeworfene Katze, welcher man Kopf, Läufe und Rute abgeschnitten hat, haut sie in lauter kleine Stücke und pökelt diese in einem reinen Topf ein; vergräbt man den letztern in Pferdemist, so sind sie nach zwei Wochen schon brauchbar. — Auch Fische dienen zu diesem Zweck, besonders wenn man mit den Brocken wechseln will, und man verfährt mit ihnen wie mit dem Katzenfleisch, nachdem man die kleinen ganz gelassen, größere in passende Stücke zerschnitten hat. Diese Brocken haben (nach Friedrich) den Vorzug, daß sie von den Mäusen nicht vom Stellfaden abgenagt werden. Um den F. recht vertraut zu machen, träufelt v. d. Bosch den Urin eines gefangenen auf den Fangplatz oder steckt ein mit ihm benetztes Reis auf demselben in den Boden. Damit der F. nach dem Fangplatz hingeleitet wird, bedient man sich der sogen. Schleppen, indem man Katzenfleisch, gebratene Heringe, besonders auch Hasengescheide in ein engmaschiges Netz steckt, dasselbe zubindet und es mit einer Leine von einiger Entfernung ab über die Fuchswechsel hinweg nach dem Fangplatz hinter sich drein schleppt, wobei verwitterte Stiefelsohlen sehr zu empfehlen sind. Ferner rät v. d. Bosch, den Fangplatz schon im Nachsommer mit kurzem Pferdedünger zu bestreuen, mit Ausnahme des Plätzchens für das Eisen; der F. schnüffelt gern in diesem Dung herum, in welchem sich auch viele Mistkäfer versammeln, die er dabei aufschmaust. Je freier das Eisen liegt, desto ungefährlicher erscheint, der freien Umschau wegen, dem Meister Reineke die Lokalität, und deshalb legt man den Schwanenhals vorzugsweise auf Äcker und Waldblößen, namentlich da, wo man den Wechsel von Füchsen beobachtete, resp. diese spürte. Mehrere Plätze sind von Wert, um mit ihnen nach gemachtem Fang oder verdrießlichem Verprellen wechseln zu können. Nach alter Jägerregel soll man immer von hinten an den Fangplatz gehen, alle Arbeiten hinter demselben verrichten, nie ausspucken oder Tabak rauchen und auf demselben Weg zurückgehen, auf dem man kam.

Im November beginnt die geeignete Fangzeit, zumal nun der Balg des Fuchses vollen Wert hat, und so trägt man das gespannte, aber versicherte Eisen in einem Sack an Ort und Stelle und macht sein Lager zurecht. Dazu legt man es auf die Erde, die Feder in entgegengesetzter Richtung, von wo man den F. erwartet, zeichnet sich mit 1 cm äußerm Spielraum den Umfang ab und schneidet den Erdboden so heraus, daß er das Eisen aufnimmt, wirft den ausgegrabenen Boden in einen Korb und schüttet ihn später beim Weggehen in einiger Entfernung aus. Das Eisen nimmt man mit nach Haus. Nun bestreut man gegen Abend des nächsten Tags den Fangplatz mit trockenem, zerriebenem Pferdemist oder mit vorher verwitterter Spreu ganz eben aus und streut die Brocken umher, den besten dahin, wo demnächst der Abzugsbissen liegen soll, und revidiert jeden Morgen früh, ob die Brocken aufgenommen sind, die man erneuert, wenn es geschehen ist; hat sie der F. einige Nächte regelmäßig aufgenommen oder gar sich dabei gelöst, so ist er fest angekirrt, und man legt nunmehr das vorher sorgfältig mit Wasser und Sand abgescheuerte und darauf verwitterte Eisen, welches man, am besten fängisch gestellt, aber versichert, wie vorher nach dem Fangplatz trägt. Dort holt man mit einer kleinen Schaufel die Spreu soviel wie nötig heraus, legt das Eisen in den Einschnitt, die Bügel, damit sie ganz fest liegen, auf je ein Stückchen Dachziegel, belegt Schloß und Bügelschrauben mit verwitterten Papierstückchen, damit kein Sand hineinfällt, füttert die Bügel mit Spreu fest ein und bedeckt sie damit, wie auch die Pfeife, etwa einen Finger hoch. Zuletzt bringt man den Abzugsbrocken an die Pfeife, löst den Knoten am Sicherheitsstift, wickelt den Kontrafaden von der Feder ab, legt ihn zwischen die Feder, das Papier, welches den Brocken umhüllte, über die Stellung und sorgt endlich, daß die ganze Vorrichtung so fest und dicht mit Spreu bedeckt ist, daß sie ganz unverfänglich aussieht und man die Bügel nicht fühlen kann. Nach vollbrachtem Thun geht man rückwärts weg, verkehrt die Spur und wirft einige Brocken umher. War

der angekirrte F. noch jung, so fängt er sich meist schon in der ersten Nacht, der alte, gewitzte wohl erst in der zweiten oder dritten; wenn nicht, so ist etwas nicht richtig, das Eisen wieder aufzunehmen und, wie beschrieben, nochmals zu legen. Hat der F. die Brocken zwar aufgenommen, aber nicht den Abzugsbissen oder die Bügel freigekratzt, so ist er verpönt; ist er gar dem zuschlagenden Eisen entkommen, so ist er verprellt und geht so leicht nicht wieder an ein Eisen. Am Tag müssen die Brocken mit Reisern bedeckt werden, um sie den Krähen unzugänglich zu machen.

Von gleichguter Wirkung, aber leichter und mit weniger Umständen zu behandeln, ist das Tellereisen. Wird es auf dem Land gelegt, so gräbt man eine seiner Größe passende Vertiefung aus und füllt sie vorläufig mit Laub oder Spreu rc. Darauf kirrt man den F. mit Brocken, bringt ihn auch nötigenfalls durch die Schleppe an den Fangplatz, verwittert das sorgfältig geputzte Eisen, entfernt die Füllung aus dem Lager und legt das Eisen auf eine Unterlage von Stein und um etwa 5 cm tiefer hinein, als das Niveau des Bodens beträgt. Nun füttert man das Eisen mit trocknem, leichtem Material der Umgebung aus, entsichert es, bringt Kette und Anker unter die Erde und geht rückwärts fort. Man hat beim Tellereisen besonders dafür zu sorgen, daß der F. den Teller betreten muß, um an den Köder zu kommen, was man durch Einstecken von Reisern, die gewissermaßen eine Gasse bilden, erreichen kann. Ist alles am Eisen in Ordnung, so wird sich der F. innerhalb 2—3 Tagen fangen, andernfalls irgend welche Unregelmäßigkeit vorgefallen und das Eisen aufzunehmen ist. Die bequemste Art, das Tellereisen zu legen, ist im Wasser, weil da besondere Reinlichkeit oder Verwitterung gar keine Rolle spielt. In einem seichten, fließenden Wasserlauf wird es auf dessen Bett gelegt und der Köder so befestigt, daß der F. darauf treten muß, was bald geschieht. Auch die Webersche Raubtierfalle (s. Falle, S. 155) thut sehr gute Dienste.

Sollen wir noch das vielfach angefochtene Vergiften mit Strychnin erwähnen, nach dessen Genuß der F. in nächster Nähe verendet, so sehen wir dasselbe in der Hand des Fachjägers ungern, möchten aber einen Landmann, welcher der Jagd fern steht, nicht verurteilen, wenn er sich auf diese Weise einen lästigen Haus-, resp. Feldbieb vom Halse schafft.

Manche Menschen verschmausen den F. Der F. wird gestreift, wobei man auf folgende Weise verfährt: Man hängt ihn an einem starken Haken mit dem Kopf nach unten auf und schärft jeden Hinterlauf vom Ballen bis zum Weidloch auf, dabei den Balg abstreifend; ebenso verfährt man mit den Vorderläufen, welche man bis an den Brustkern aufschärft; nun schärft man den Balg von der Rute auf, bis man die Schwanzwirbel fassen und mit einiger Kraftanstrengung herausdrehen kann; auch schadet es nicht, sie ganz aufzuschärfen, und man streift nun den Balg nach und nach über den ganzen Rumpf ab; die Lauscher werden an den Knorpeln abgeschnitten, so daß sie am Balg hängen bleiben, und nun wird auch der Balg am Kopf abgezogen, so daß die Nase daran bleibt. Nunmehr spannt man den Balg über das Balgbrett (s. d.), klebt auf die Innenseite der Läufe Papierstreifen, welche das zu starke Zusammenschrumpfen verhindern, reckt ihn etwas und nagelt ihn mit Drahtstiften fest, bis er am luftigen Ort getrocknet ist, worauf man ihn abnimmt, die Haare etwas ordnet und hängend aufbewahrt. Der Preis für einen Fuchsbalg schwankt zwischen 3 und 5 Mk.

Fuchsangel, abscheuliches Marterinstrument, welches einer besondern Beschreibung gar nicht wert ist, vielmehr überall an den Pranger gestellt zu werden verdient. Es besteht aus 2—4 eisernen Stäben oder Armen mit Widerhaken, welche vom Köder umgeben sind und, wenn der Fuchs nach ihm springt, durch Federkraft auseinander schnellen, ihn im Fang fassen und schwebend festhalten, wobei er natürlich eines endlos langen Martertods sterben muß. Es ist schlecht um einen Jäger und dessen Naturanschauung bestellt, welcher zu solchem Mittel greift, um sich eines Fuchses zu entledigen. Manche Jäger sogar hängen Fuchsangeln gegen herumlaufende Hunde auf, kümmern sich, da der Hunde-

balg keinen Wert hat, gar nicht um sie und lassen sie grausam verenden. Der Jäger soll der Pfleger und Freund der Tierwelt sein und schädliche Tiere mit ehrlichen Mitteln bekämpfen; sie martern, entwürdigt ihn und stempelt ihn zum Henker.

Fuchsbau, die unterirdische Behausung des Fuchses.

Fuchsbrett, ein Brett, welches zum Ausspannen und Trocknen des Fuchsbalgs dient (vgl. Balgbrett).

Fuchseisen (Tellereisen), s. Fallen 5).

Fuchsgans (Brandente), s. Ente 7).

Fuchsgascher (Foxterrier), s. Fuchshund.

Fuchsgraben, im Bau steckende alte Füchse oder Nestfüchse mit Hilfe von Dachshunden, welche sie im Bau stellen, derart fangen, daß man da, wo man den Laut des Hundes unter sich hört, nachgräbt, bis man auf den Fuchs kommt und ihn, da er nicht entfliehen kann, totschlägt oder schießt. Junge Füchschen werden meist von dem Dachshund abgewürgt und herausgeschleppt; ist die alte Füchsin bei ihnen im Bau, so stellt sie der Hund, und man gräbt nach ihr (vgl. Fuchs, S. 185).

Fuchshetze, die Jagd auf Füchse mit Windhunden; hetzt man die Füchse mit Dachshunden aus den Bauen, so nennt man dies Fuchssprengen.

Fuchshund, ein Parforcehund, wie er bei der Jagd auf den Edelhirsch (S. 99) beschrieben wurde. Er wird wohl ausschließlich in England gehalten, wo die Parforcejagd auf den Fuchs ein sehr beliebter Sport ist. Eine solche Fuchsmeute wird ausschließlich auf den Fuchs benutzt und jagt ihn infolgedessen mit außerordentlicher Schärfe und Ausdauer, und da diese nur schwach mittelgroßen Hunde nicht besonders schnell sind, so dauert solche Jagd oft ziemlich lange, was den Genuß erhöht, im Gegensatz zur Hetze mit Windhunden, welche den Fuchs in einigen Minuten einholen. Früher mehr als jetzt ließ man zwischen dieser Meute einen Fuchsgascher (fox terrier) laufen, welcher die Aufgabe hatte, den Fuchs aus dem Bau zu treiben, wenn er in solchen eingefahren war, um sich zu retten. Übrigens jagen die Fuchshunde (fox hounds) auch andres Wild, wenn sie auf solches angelegt, d. h. angeführt, werden.

Fuchshütte, eine Hütte (nach Art der Krähenhütte), aus welcher man den Fuchs bei mondhellen Winternächten an zu diesem Zweck ausgelegtem Luder schießt; s. Fuchs (S. 184).

Füchsin, der weibliche Fuchs.

Fuchsprellen, eine Belustigung vergangener Zeiten, an denen sich namentlich die Damen beteiligten. Eingefangene lebende Füchse wurden in einen Saal gebracht und dort auf langen, schmalen Tüchern oder Netzen, mit Handhaben an den Enden, so lange in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen, bis sie verendeten, eine Belustigung, deren Moral naheliegt und von F. v. Kobell in seinem »Wildanger« wie folgt gekennzeichnet wird: »Herren und Damen engagierten sich zu diesem Prellen, wie man sich zum Tanz oder zum Volantspiel engagiert.... Wenn man die Porträte von Damen aus jener Zeit betrachtet, und wie sie so kindlichen Gemüts, eine Rose oder Lilie in der Hand haltend, dargestellt sind, und man denkt ans F., so gibt's einem, wie man bei uns sagt, ‚einen Riß', der manchen schönen Wahn entzweireißt.« Dieselben kindlichen Damen ließen sich auch gefallen, daß nach dem F. Frischlinge und schwache Bachen in diesen Sälen oder mit Netzen umstellten Räumen losgelassen wurden, die ihnen »unter großen Rumoren« unter die Reifröcke fuhren und sie natürlich in den Sand streckten; was dabei ans Tageslicht kam, kann man sich leicht denken; vgl. Jagdgeschichte (S. 262).

Fuchsriegel, s. v. w. Fuchswechsel.

Fuchssprengen, das Hetzen der alten Füchse aus den Bauen mit Dachshunden, vor welchen ein oder mehrere Jäger mit gespannten Gewehren stehen und die springenden Füchse schießen; es gehören hierzu schnelle und sichere Schüsse.

Fuchswechsel, die Örtlichkeit, an welcher Reineke hin- und herzuziehen pflegt.

Fuder Zeug, so viel Jagdtücher und Jagdnetze, als ein Wagen laden kann. Gewöhnlich betrugen zwei hohe Tücher ein Fuder, wozu noch die nötigen Geräte zum Stellen, als Stellstangen, Heftel, Stichel, Schlägel und Haken, verladen wurden; s. Edelwild (eingestelltes Jagen, S. 96).

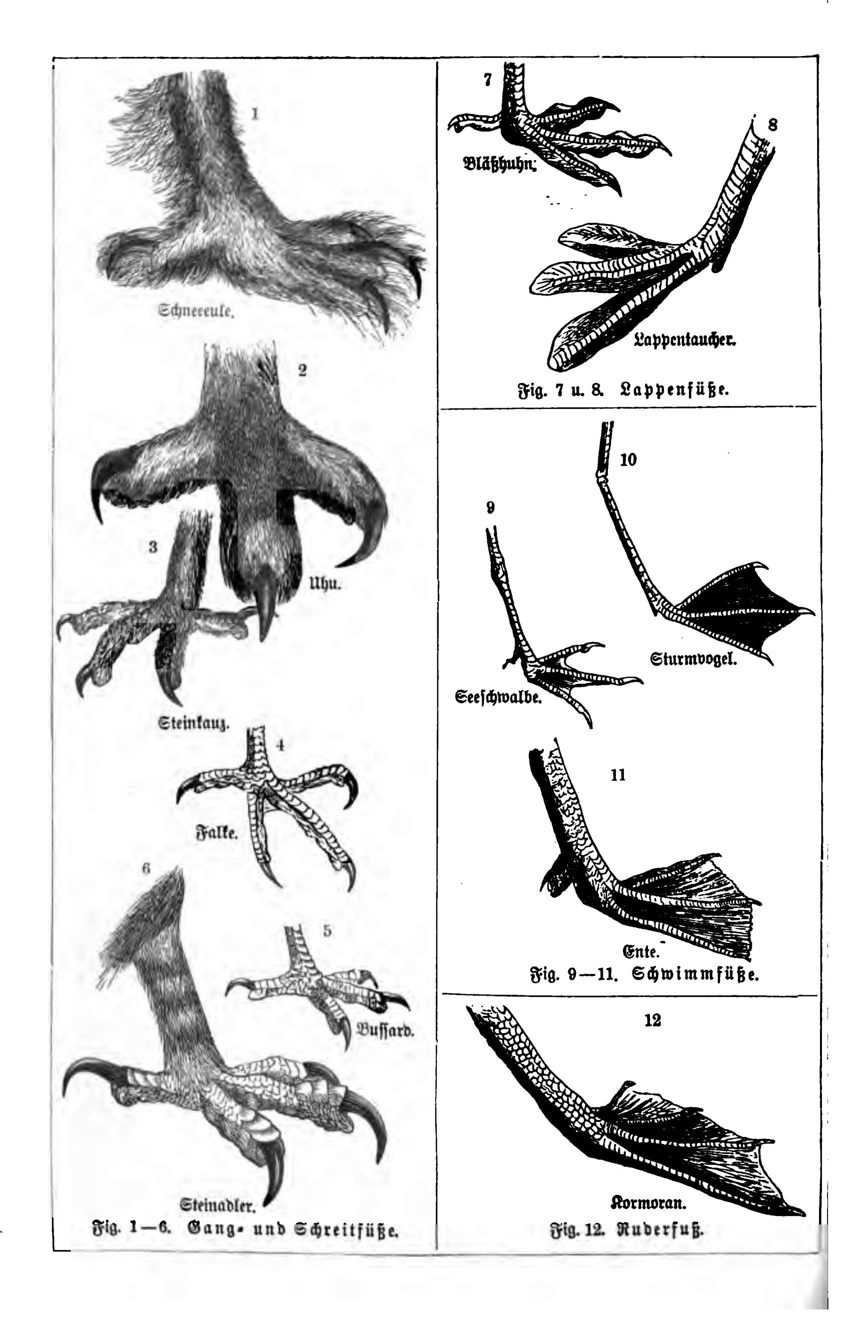


Fig. 1—6. Gang- und Schreitfüße.

Fig. 7 u. 8. Lappenfüße.

Fig. 9—11. Schwimmfüße.

Fig. 12. Ruderfuß.

Führig heißt ein Hund, welcher ruhig neben dem Jäger an der Leine zu gehen gelernt hat, also weder den Jäger vorwärts zieht, noch sich nachzerren läßt.

Führung des Vorstehhundes, s. Dressur.

Fuß, zwar kein weidmännischer Ausdruck, doch aber nicht zu umgehen, weil auf seiner Bildung eine Einteilung der Vögel beruht. Man unterscheidet: 1) Gangfüße, bei denen 3 Zehen nach vorn, 1 nach hinten gestellt, keine aber mit der andern durch eine Haut verbunden ist; 2) Schreitfüße, wie vorher, doch ist die Außenzehe mit der innern durch eine Haut zum Teil verbunden (vgl. Fig. 1—6); 3) Lauffüße, haben nur 3 Zehen nach vorn, die Hinterzehe fehlt; 4) Kletterfüße, 2 Zehen nach vorn, 2 nach hinten; kommen bei zur Jagd gehörigen Vögeln nicht vor; 5) Lappenfüße, alle 4 Zehen sind beiderseits mit bogenförmigen Häuten bewachsen (vgl. Fig. 7 u. 8); 6) Schwimmfüße, die 3 Vorderzehen sind mit Schwimmhäuten bis an die Nägel verbunden, die Hinterzehe ist frei (vgl. Fig. 9—11); 7) Ruderfüße, alle 4 Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden (Fig. 12).

Fußen sagt man meist von Raubvögeln, wenn sie sich auf einen Baum, Stein 2c. niederlassen; gleichbedeutend ist aufhacken oder anhaken; lassen sich andre Vögel auf dem Erdboden oder Wasser nieder, so fallen sie ein.

Futter (Fütterung), die Nahrung, welche der Jäger seinem Wild in Zeiten der Not reicht; Futterstelle, der Ort, wo dies geschieht. Das F. muß dem Wild gereicht werden, ehe dasselbe schlecht geworden ist, also kümmert, damit es immer noch Kraft behält, neben dem F. sich einige Äsung zu suchen; gänzlich herabgekommenes Wild lediglich durch die Fütterung zu erhalten, ist sehr schwer, oft unausführbar. Hoch- und Rehwild füttert man am geeignetsten mit gutem Heu, ungedroschenen Hafergarben, getrocknetem Laub, gefällten Espen, Kastanien, Eicheln, auch im Notfall mit rohen Kartoffeln; Rehe nehmen fast ausschließlich nur Hafergarben, sehr gutes Heu, Futterlaub und Lupinen an; am wenigsten wählerisch ist das Damwild. Sauen füttert man am besten mit Eicheln oder Gerste, auch Hafer und Kartoffeln, wenn sie nicht gefroren sind, die andernfalls allem Wild schädlich sind. Hasen gibt man Kleeheu oder Kohl, auch dessen Strünke, auch Hafergarben; Feldhühnern und Fasanen Weizen, Gerste oder Buchweizen. Die Fütterung für Hoch-, Reh- und Schwarzwild muß geräumig genug angelegt werden, damit auch die schwächern Stücke an die Futterraufen oder bei den Sauen an die Tröge gelangen können, ohne von den stärkern abgedrängt oder abgeschlagen zu werden.

Futterraufe, Vorrichtung zur Aufnahme des dem wiederkäuenden Wild verabreichten Rauhfutters (Heu, Hafergarben 2c.), um dasselbe nicht unter die Läufe, also in den Schnee 2c. treten zu lassen. Die Raufen bestehen aus kreuzweise verbundenen Hölzern, die ein X bilden; der untere Teil bildet den Fuß, an den obern Teil werden je eine Raufe befestigt, so daß sie am Kreuzpunkt zusammentreffen; oben werden die Kreuze durch zwei hölzerne Winkel so verbunden, daß man auf ihnen ein kleines Dach zum Schutz gegen Nässe und Schnee befestigen kann. Man muß stets mehrere Raufen und diese so weit voneinander aufstellen, daß das schwächere Wild dem stärkern ausweichen kann. Für Rehe, die nicht gern an Raufen gehen, auch für Hasen, hängt man das Halmfutter an Sträuchern 2c. so auf, daß es bequem erlangt werden kann; streut man es auf den Boden, so thun sich die Rehe gern darauf nieder, nehmen es aber alsdann nicht mehr an.

Futterschuppen. Um den täglichen Transport des Futters in den Wald zu vermeiden, baut man in der Nähe der Futterstelle einen einfachen hölzernen Schuppen auf, in welchem das Futter verwahrt wird. Ist das Revier groß, so daß man mehrere voneinander entlegene Futterstellen anlegt, so werden sich mehrere Schuppen empfehlen. Wie diese konstruiert sind, richtet sich sowohl nach Liebhaberei als nach den Mitteln des Jagdbesitzers; zierliche, mit Geweihen geschmückte Schuppen sind eine ansprechende Zierde des Waldes und können zur Sommerzeit als Herberge der

Jäger benutzt werden. Jedenfalls müssen aber Dach und Wände dicht, die letztern mit Zuglöchern versehen und der Schuppen gegen unberufene Liebhaber verschließbar sein.

Futtertrog, aus drei langen Brettern zusammengenagelter Trog, nimmt das Körnerfutter für die Sauen auf, welches füglich nicht auf den Erdboden gestreut werden kann.

G.

Gabel, Werkzeug für den Dachsfang, das aus zwei Armen nach Art einer großen Kneipzange besteht, deren gekrümmte Oberteile den Hals eines Dachses derart umfassen, daß das Tier damit aus dem Bau heraufgezogen werden kann; s. Dachs (S. 57 ff.). — G. für Jagdtücher, eine etwa 3 m hohe hölzerne, natürlich gewachsene G. oder mit eiserner G. versehene Stange, um die Oberleinen der Jagdtücher oder -Netze auf die Stellstangen zu heben.

Gabelbock, ein Rehböckchen, welches im Anfang seines dritten Lebensjahrs ein Gehörn aufgesetzt hat, an dessen jeder Stange je zwei Enden stehen, die eine Art Gabel bilden; gleichwohl setzen die Spießböcke auch öfters schwache sechsendige Gehörne auf und übergehen die Gabelform gänzlich; s. Reh (S. 356 u. 357).

Gabelhirsch, s. v. w. Gabler.

Gabelschwanz / **Gabelweih** (roter Milan), s. Milane 1).

Gabler, ein Edelhirsch, dessen Geweih im dritten Lebensjahr je einen mit einer Augensprosse versehenen Spieß trägt und durch sein gabelförmiges Aussehen die Bezeichnung »G.« verursacht hat. Es ist diese Geweihform jedoch sehr selten, da die Spießer meist gleich Stangen mit je drei Enden aufsetzen, also vom Spießer zum Sechsender oder Schneider übergehen; s. Edelwild (S. 82). Beim Dam- und Elchwild, als den übrigen Geweihträgern, kommt die Gabelform nicht vor.

Gailen (Geschröt), der Hodensack der Raubtiere, welcher beim Hoch-, Reh- und Schwarzwild Kurzwildbret heißt.

Galgenvogel (Rabe), s. Rabenartige Vögel 1).

Gams, s. Gems.

Gang nennen manche Jäger den Wechsel des Hochwilds und sprechen alsdann von »altem G., neuem G., Kreuzgang« &c. statt Kreuzwechsel &c. — Auch die Spur eines Marders wird »G.« genannt.

Gangbar nennt man hin und wieder die Röhre eines Fuchs- oder Dachsbaus, welche vom Inhaber benutzt wird; geläufiger dafür ist der Ausdruck befahren.

Gangfüße, s. Fuß.

Gängig nennen einige den Schweißhund, wenn er am Hetzriemen fleißig und flott arbeitet.

Gans (Anser), Unterabteilung aus der Familie der entenartigen Schwimmvögel (Anatidae) u. der Ordnung der Schwimmvögel. Der Schnabel an der Wurzel höher als breit; die Zähne des Unterkiefers greifen in die kegelförmig zugespitzten, über die Schnabelränder hervorragenden Lamellen des Oberkiefers ein; Mundspalte geht nur bis an den Kopf; die in weiche Haut versenkten Nasenlöcher ohne Scheidewand. Ruder wie bei den Enten; am Flügelbug ein harter Schlagknoten; der Hals hat 17 Wirbel. Die G. ist mehr Land- als Wasservogel und lebt ausschließlich von Vegetabilien. Weidmännische Ausdrücke dieselben wie bei der Ente (s. d., S. 112).

Erste Gattung: Anser *Briss.*

1) **Graugans** (Anser cinereus *M.* et *W.*, Anas anser *L.*, Anser vulgaris ferus *Bechst.*; deutsche G., Stammgans; s. Abbildung). Länge 80 cm, Schwanz 13,9, Schnabel 6,1, Mundspalte 6,2, Lauf 7,2, Mittelzehe ohne Nagel 6,8 cm. Flügel kürzer als Schwanz; Schnabel gelbrot ohne Schwarz mit hellem Nagel; Augenlid und Ruder fleischfarbig. Auf dem Kopf bräunlichgrau, ebenso die Oberseite, doch mit hellgrauen Säumen; Iris braun; alte Individuen haben dunkel graubraun gefleckte Brust. Die Jungen sind düsterer bräunlich. Die Graugans, als

Stammmutter unsrer Hausgans, ist ihr in Gestalt, Gang und Stimme sehr ähnlich, an Gewicht aber schwächer. Sie bewohnt das gemäßigte nördliche Europa und ist daselbst, wo größere Wasserflächen vorhanden sind, ein nicht seltener Brutvogel, wenngleich im allgemeinen seltener als sonst. Die bekannte Nahrung unsrer Hausgans ist auch die der Graugans; sie schneidet Gras und Saat ab, zupft sie nicht heraus, daher ihre Schädlichkeit nicht erheblich ist. Alte Paare gehen schon im März ans Brüten, unter dem jüngern Volk aber dauert der Streit um die Gänsebräute länger und ist von um so größerer



Graugans (Anser cinereus).

Bedeutung, als die Ehe für das ganze Leben geschlossen wird. Eine alte G. legt 10—12, eine junge 5—6 weiße, etwa 80:50 mm große Eier, welche im einfachen Nest auf den ausgerauften Brustfedern der Mutter liegen und in 29—30 Tagen ausgebrütet werden. Beide Alte sorgen und wachen für die junge Brut höchst gewissenhaft, und der Gänserich versteht mit seinen harten Flügeln gründlich dreinzuschlagen, wenn dieselbe gefährdet wird; vor Menschen aber ergreift er gewöhnlich zuerst die Flucht. Bei irgend welcher Gefahr wandert die Familie auch gern aus und legt dabei oft solche Strecken zurück, daß die Jungen vor Erschöpfung zu Grunde gehen. Zwar fangen die Graugänse schon im August an umherzustreichen, ziehen ernstlich aber erst im Oktober; man kann sie sogar in milden Wintern auf schneefreien Saaten und an offenen Gewässern bei uns antreffen. Das Wildbret eines jungen Exemplars schmeckt ganz gut, von einem alten, zähen aber sind nur die Federn zu gebrauchen.

2) **Saatgans** (Anser segetum *Bechst.*, Anas segetum *L.*; kleine graue G., Moorgans, ringschnäbelige Saatgans). Länge 67 cm, Schwanz 13,5, Schnabel 6,1, Mundspalte 6,2, Lauf 7,1, Mittelzehe ohne Nagel 6,6 cm. Die Flügel überragen den Schwanz; Wurzel und Spitze des gelbroten Schnabels schwarz. Im allgemeinen ist sie mehr braun als grau. Am Oberschnabel ein weißer Federring; Oberseite erdbraun mit hellen reihenförmigen Spitzensäumen; Unterrücken dunkelbraun, Schwingen mattschwarz; auf der bräunlichen Vorderseite weißliche bogenförmige Säume, die auf den Tragfedern einen Längsstreifen bilden, vom Bauch abwärts weiß. Ständer gelbrot; Iris braun. Sie brütet bis im höhern Norden. Vom September ab zieht sie zu uns, wo sie nicht selten auf den bei der Graugans geschilderten Örtlichkeiten brütet, der sie im übrigen zwar ganz ähnlich ist, sich mit ihr aber durchaus nicht verträgt; sie nistet bei uns selten.

3) **Bläßgans** (Anser albifrons *Bechst.*, Anser brevirostris *Heckel*, Anser minutus *Naum.*; wilde Nordgans, weißstirnige, kurzschnäbelige, Trapp-, Lach-, See-, Zwerggans). Die Flügel schneiden mit dem Schwanzende ab. Länge 64,5 cm, Schwanz 10,2, Schnabel 4,4, Mundspalte 4,9, Lauf 6, Mittelzehe ohne Nagel 5,6 cm. In der Gesamtfärbung ähnelt sie sehr der Saatgans; Nagel des gelbroten Schnabels weiß; die weiße Stirn mit schwarzem Saum; den Jungen fehlt der weiße Stirnfleck; Ruder gelbrot. Sie brütet im Nordosten Europas, kommt mit der Saatgans bei uns an, hält sich aber mehr am Meeresstrand; wenn die Scharen durcheinander schreien, soll es einem Gelächter ähnlich klingen. Von den vorigen unterscheidet sie sich nicht wesentlich.

Zweite Gattung: Bernicla *B.*
Meergans.

Lamellen von den Kieferrändern bedeckt; Schnabel kürzer als Kopf; ersterer und die Ruder schwarz; Schwanz 16federig.

4) **Weißwangige G.** (Bernicla leucopsis *Steph.*, Anas erythropus *L.*, Anser leucopsis *Bechst.*; schottische, Baum-, Nord-, Brand-, Bernikelgans). Länge 60 cm, Schnabel 7,8, Schwanz 13, Lauf 7, Mittelzehe ohne Nagel 5,5 cm. Scheitel, Nacken und Hals schwarz; Stirn, Kopfseiten und Kehle weiß; ein schwarzer Streifen vom Schnabel nach dem Auge; der graue Oberrücken mit schwarzen Wellenzeichnungen; auf den grauen Flügeln dunkle Querbinden; Schwanz schwarz, Schwanzdecken weiß; die ganze Vorderseite weiß, Ruder schwarz. Sie nistet im hohen Norden unweit der Meeresküste; die grauweißen Eier sind etwa 73:49 mm groß. Sie erscheint an unsern Küsten, höchst selten aber im Binnenland.

5) **Ringelgans** (Bernicla brenta *Pall.*, Anas bernicla *Gmel.*; Baumgansente, Mönch, Moorgans, Bortgans, Brentgans). Länge 57 cm, Schwanz 9,6, Schnabel 3,6, Lauf 6,2, Mittelzehe ohne Nagel 4,6 cm. Kopf, Hals, Schwingen und Schwanz schwarz; an den Halsseiten ein ringförmiger Streifen; Oberrücken, Brust und Seiten bräunlich mit hellen Wellenzeichnungen; Unterrücken graubraun, Bauch, Schwanzdecken und die Bürzelseiten weiß; Iris braun, Schnabel und Ruder schwarz. Sie kommt, wie die vorige, im hohen Norden vor und überwintert in Holland &c. in ungeheuern Flügen. Im übrigen unterscheidet sie sich von den vorigen nur unwesentlich.

Jagd.

Die Gänsejagd dürfte dem Uneingeweihten in Rücksicht auf die »dumme G.« recht einfach erscheinen und ist doch, wenn man ihre scharfen Sinne, ihre berechnete Scheu und Klugheit erst zu würdigen gelernt hat, so schwierig, daß überhaupt nur wenige Jäger sich nennenswerter Erfolge zu rühmen haben werden, wenn nicht außergewöhnliche Umstände ihnen zu Hilfe kamen. Es ist hier hauptsächlich von der Jagd auf die Grau- und Saatgans die Rede; die beiden nordischen entziehen sich unsrer Jagd in noch höherm Maß. Wo Gänse zahlreich brüten, lohnt sich ein Treiben auf sie, ehe die Jungen flügge geworden sind, weil sie sich andernfalls bei den ersten Schüssen auf längere Zeit verabschieden würden. Wo also Gänse ausgekommen sind, muß der Jäger vorsichtig und unbemerkt den Zeitpunkt beobachten, wenn die Jungen beginnen, die Flügel zu schwenken, und sich zu heben versuchen. Dann werden die bei der Entenjagd (S. 114) beschriebenen Schneisen durch das Rohr oder Schilf gehauen, die aber bei Beginn der Jagd schon handhoch nachgewachsen sein müssen; die Schützen nehmen in aller Stille ihre Stände ein, und die Treiber drängen nun zu Kahn oder zu Fuß die Gänse heran. Man darf beim Erscheinen der Gänse an den Schneisen mit dem Schuß nicht zögern, denn sowie sie den Jäger gewahren, kehren sie sofort um oder durchschwimmen tauchend die gefährliche Stelle. Sind erheblich mehr Gänse bemerkt, als geschossen, so wiederholt man das Treiben, bis das Resultat dem gewünschten entspricht.

Das Anschleichen an alte Wildgänse ist höchst mißlich und auf dem Freien gänzlich unausführbar, da sie schon auf einige hundert Schritt sicher aufstehen. Alle die empfohlenen Kunstgriffe, wie Verkleiden des Jägers als Bauer oder alte Frau, sind hinfällig, denn auch solche harmlose Persönlichkeiten lassen die Gänse nicht schußmäßig herankommen, und rühmen sich erstere dessen, so liegt eine Unterschätzung der Entfernung zu Grunde; je größer der Schwarm, desto schärfer die Beobachtung, eher lassen sich gelegentlich einige einzelne Gänse beschleichen, wenn sie etwa noch jung und unerfahren sind, aber selten trifft man sie so an. Da selbst sehr scheue Tiere weniger mißtrauisch sind, wenn sie andre Tiere herankommen sehen, so halten die Wildgänse vor einem recht einfachen Bauernfuhrwerk gelegentlich schußmäßig aus, wenn man in möglichst kurzer Zeit sie anzufahren sucht, ohne sie gerade zu drängen; durch Umkreisen mit dem Fuhrwerk sie anfahren zu wollen, ist entschieden zu widerraten, denn ihre Aufmerksamkeit wird dadurch immer reger, und schließlich merken sie die Absicht und werden verstimmt, d. h. erheben sich und streichen ab. Versucht ein Jäger allein das Anfahren, so bleibt er am besten auf dem Fuhrwerk sitzen; haben

sich aber mehrere vereinigt, was übrigens wenig Erfolg verspricht, so müssen sie neben demselben auf der den Gänsen entgegengesetzten Seite ruhig einherschreiten und die Gewehre lang an der Seite herab, also versteckt, tragen.

Der Anstand oder Ansitz verschafft oft gute Beute. Wo Gänse zahlreich auf Saatfeldern einfallen, gräbt man sich ein einfach überdecktes Loch aus und begibt sich vor der Abend-, resp. Morgendämmerung in dasselbe; kommen die Gänse heran, so läßt man sie erst einfallen und feuert auf die dichtesten Gruppen; steigen sie auf, so kann man nochmals und, hat man zwei Gewehre mit, auch wohl zum drittenmal schießen, denn die Gänse erheben sich zwar gleich nach dem ersten Schuß, kreisen und flattern aber schwerfällig und wirr durcheinander, so daß ein schneller, besonnener Schütze sehr wohl mehrmals zu Schuß kommen kann. Fallen sie erfahrungsmäßig auf dem Wasser ein, so baut man sich am Ufer oder im Wasser auf Pfählen eine Hütte und verfährt in der eben beschriebenen Weise. Bei Nebel streichen die Gänse zwar niedriger daher, man muß aber von dem Strich, den sie nehmen, genau unterrichtet sein, sonst hört man sie zwar, sieht sie aber nicht und hat schließlich das leere Nachsehen.

Man kann auch eine jung eingefangene, gezähmte Graugans als Lockvogel benutzen, sie an eine längere dünne Leine befestigen und in der Nähe der Hütte sowohl auf dem Land als im Wasser aussetzen. Indem man ihr gelegentlich Futter zuwirft, erhält man sie aufmerksam und zieht durch ihre Antwort entfernt streichende schreiende Schwärme herbei, die sich bei ihr niederlassen oder doch nahe genug über ihr kreisen, daß einige erlegt werden können. Im Winter bringt das Treibeis der Ströme manchmal ganze Scharen auf den Eisschollen sitzender Gänse mit, welche von einem Versteck beschossen werden können, und Diezel berichtet von einem Fall, wo bei Aschaffenburg in Einer Nacht von drei Schützen 121 Wildgänse auf den Eisschollen erlegt wurden. Ein von Diezel als empfehlenswert beschriebenes Verfahren ist folgendes: »Wo Gänse zahlreich auf Wasserflächen einfallen, führt man einen zur Deckung mehrerer Schützen ausreichenden Wall an einem schilffreien Punkte des Ufers auf. Hier wird schon im Frühjahr eine Schanze in der Art aufgerichtet, daß sich 4—6 oder noch mehrere Personen leicht dahinter verbergen können. Hauptsächlich ist darauf zu sehen, daß man durch vorsichtiges Annähern in diese Schanze oder Verdeckung gelangen kann, ohne sich den Gänsen, die auf der Fläche des Sees zerstreut liegen, bemerkbar zu machen. Ist nun die rechte Zeit, gewöhnlich der Frühherbst, erschienen, und hat man, worauf alles ankommt, guten Wind, so begibt man sich, wenn die Gegend ringsherum ganz menschenleer und ruhig ist, in gewählter Begleitung einiger Schützen, welche mit tüchtigen Gewehren doppelt versehen sind und grobes Zeug, am besten Nr. 0, geladen haben müssen, an Ort und Stelle. Ein kleiner, am besten ein roter, einem Fuchs möglichst ähnlicher Hund mit spitzem Kopf, langer Rute und aufrecht stehenden Lauschern, noch besser aber ein wirklicher, jung gezähmter Fuchs wird nun vorsichtig über die Schanze gegen das Ufer hin durch Brotauswerfen gelockt, und je hungriger man denselben werden läßt, desto eifriger wird er die beständig fortgesetzten Würfe aufsuchen, um so mehr, wenn man ihn früher dazu gewöhnt hat. Die Gänse werden dadurch neugierig, fangen an zu locken und nähern sich vorsichtig. Ihr Locken macht die entfernten aufmerksam, welche bald darauf heranrücken und sich in immer größern Haufen anschließen. Die vordern werden durch das Nachziehen der hintern immer weiter vorgestoßen, und es dauert nicht lange, so ist eine geschlossene Masse dem Ufer auf 40—50 Schritt nahe genug, um das Abfeuern der Schützen durch leises Zählen oder ein andres Signal herbeizuführen. Die zweite Lage folgt unmittelbar vermittelst der Doppelgewehre, während sich die Gänse in gewaltiger Verwirrung heben und die Masse auseinander stieben will. Es ist bisweilen der Fall, daß 30—40 getötete auf dem Platz bleiben, während oft eine äußerst ansehnliche Menge von angeschossenen sich müh-

sam weiter fortschleppt oder bald einfällt. Diese werden nun auf kleinen Kähnen einzeln aufgesucht und erlegt, wobei gute Hunde der Gesellschaft eine neue Unterhaltung gewähren.«

Bei jedem Anstand, resp. Ansitz auf Gänse muß es sich der Jäger zur Pflicht machen, sich unbeweglich zu halten, bis dieselben wirklich auf Schußnähe heran sind, denn jede verfrühte Bewegung veranlaßt sie sogleich zum Umkehren oder Seitwärtsabstreichen. Bei regungslosem Verharren im Schnee mag der Jäger das vielfach empfohlene weiße Hemd und Kopftuch zwar anlegen, eine unzeitige Bewegung wird aber die Gänse alsdann um so scheuer machen. Wenn die Gänse gegen Abend abstreichen, so pflegt der Hauptschar eine Vorhut von einigen erfahrenen Mitgliedern voranzufliegen, welche ganz besonders aufmerksam sind. Wenn dieselben schußmäßig heran sind, möge man doch ja auf sie schießen, selbst wenn die Schar dadurch abstreift, denn »sicher ist sicher«. Bei Nebel streichen die Gänse tief und kommen am meisten zu Schuß; freilich kann es sich aber auch ereignen, daß man sie in geringer Entfernung vorbeistreichen hört, ohne sie sehen zu können. Bei Wind und Schneetreiben sind die Gänse ganz besonders unruhig und streichen schreiend viel umher, wobei man manchen Schuß anbringen kann. Des sehr dichten Gefieders und starken Baues des Brustknochens wegen empfiehlt es sich niemals, auf heranziehende Gänse von vorn zu schießen, wenn sie nicht näher als höchstens 30 Schritt sind. Sicherer ist immer ein Seitenschuß oder ein Schuß von hinten, bei dem die Schrote sicherer durchschlagen. Beim Kugelgewehr hat man diese Rücksicht freilich nicht zu nehmen.

Es sollen auch Fangversuche derart glücken, daß man auf den Einfallplätzen Kohlblätter ausstreut und zwischen ihnen Schlingen anbringt. Man mag wohl hin und wieder einige Gänse so fangen, sicher aber fällt die Schar, deren Mitglieder so bethört wurden, niemals wieder auf solcher Unglücksstätte ein. Bei anhaltendem Schnee mit Frost, der dem Gänsen die Saat unzugänglich macht, streichen sie ängstlich umher und fallen selbst an kleinen offenen Wässern in der Nähe menschlicher Wohnungen ein, um den Hunger zu stillen; solche Gelegenheiten, sie zu schießen, kommen freilich selten vor und sind nicht maßgebend, um gegen die große Scheu derselben als Beweis zu dienen. Daß sie solche Örtlichkeiten wittern, wie manche behaupten, ist nicht anzunehmen; das scharfe Gesicht der Vögel genügt, sie ausfindig zu machen. Eine alte, magere G. mit ihrem violetten Wildbret ist gänzlich ungenießbar und nur ihr Gefieder von Wert. Die Wildgänse vermindern sich infolge veränderter Kulturarten, Trockenlegens von Sümpfen, Senkens von Wasserspiegeln &c. sichtlich, und mancher Weidmann wird sich vergeblich bemühen, auf diese begehrte Wildart zu Schuß zu kommen.

Die beste Ladung auf Wildgänse sind Schrote Nr. 0 oder 1 bei scharfer Pulverladung, und man wird meist auf 80 Schritt schießen müssen, auch, wo es nur irgend angeht, in den dichtesten Haufen; Posten sind hier mit einigem Erfolg zwar zu verwenden, auf einzelne oder nicht gedrängt fliegende Gänse aber gänzlich zu verwerfen, da sie sehr streuen und auf dem Zielobjekt nicht einschlagen. Daß an hellen Tagen, an welchen die Gänse erfahrungsmäßig am schlechtesten halten, die Büchse in Anwendung kommt, dürfte einleuchten; freilich darf man aber nicht hoffen, auf einen Schuß mehr als eine zu erlegen, und die fliegende G. mit der Kugel zu treffen, setzt immer schon eine sichere Hand voraus, denn mögen sie noch so gleichmäßig fliegen, so bringt sie doch jeder Flügelschlag ein gutes Stück vorwärts und verkleinert das Ziel.

Gänseadler (weißschwänziger Seeadler), s. Adler 7).

Gänsegeier (weißköpfiger Geier), s. Geier 2).

Gänsesäger, **Gausstaucher** (großer Säger), s. Säger 1).

Ganz machen, einen Walddistrikt mit Tüchern ganz umstellen; auch: die voneinander abgekommene Treiberwehr wieder volle Fühlung nehmen lassen. Man benutzt dazu entweder eins der angegebenen

Signale, z. B. »rechter Flügel«, »Zentrum« 2c., oder ruft ihnen den Befehl zu, z. B. »Treiber, ho ha ho!« »Treiber halt! macht ganz!« Hat die Treiberlinie darauf Halt gemacht und sich wieder geschlossen, so wird das Signal »Marsch« geblasen oder gerufen: »Ho ha ho! Treiber vorwärts!« oder »Geht zu!« oder welchen Anruf man üblich gebraucht. Je nach unwegsamem Terrain kann man genötigt sein, in Einem Treiben zu wiederholten Malen g. m. zu lassen.

Ganzvogel (Großvogel), eine Drossel der drei größern Arten, von welchen zwei zusammengebunden einen Klubb bilden, von den kleinern dagegen drei, welche dann Halbvögel (Kleinvögel) heißen; s. Drosseln (Jagd und Fang, S. 80).

Garbenkrähe (Blauracke), s. Häher 4).

Garn heißen die verschiedenen Jagdnetze, gleichviel ob groß oder klein, welche zum Fang von Vögeln benutzt werden. Näheres ist im Art. »Doppelgarn« (s. d.) gesagt.

Garnitur, im allgemeinen die Beschläge, Ladestocknuten und der Abzugsbügel am Gewehr. Früher waren sie meist von Messing, an feinern Gewehren von Neusilber; jetzt werden alle diese Teile meist von dunkel angelassenem Eisen, der Abzugsbügel von Holz oder Horn gemacht. Viele nennen übrigens auch andre zusammengehörige Teile »G.«, z. B. wenn man zu Einem Schaft sowohl Flintenrohr als Büchsflintenrohr besitzt und diese je nach Bedürfnis einlegt. Ferner die zu einem Jagdhut gehörige Dekoration, als Hutschnur, Gemskokarde mit Agraffe und andre dergleichen Dinge, heißt auch »G.«

Geäfter, s. v. w. Aftern.

Geäse, die Mundteile alles edlen Haarwilds mit Ausschluß der Sauen; auch die Nahrung desselben mit Ausschluß der Sauen (vgl. Gefräß).

Gebirgsrabe, s. Alpenkrähe 1).

Gebiß (Fänge), die Zähne aller Raubtiere einschließlich des Hundes. Die hervorstehenden, zum Festhalten und Reißen des Raubes dienenden Zähne heißen Fang- oder Reißzähne.

Gebräch (Gebräche), die von den Sauen aufgewühlte Erde, dagegen Gebreche die Mundteile, vornehmlich der Rüssel derselben, mit welchem sie im Boden brechen.

Gefege, die vertrockneten Baststücke, welche das geweih-, resp. gehörntragende Wild beim Fegen abwirft. Diese Stücke zerreiben sich in so kleine Teile und schrumpfen nach dem Abfallen so zusammen, werden auch vom Wind weggeweht, daß man sie schwer findet, woraus die Annahme mancher Jäger herzuleiten ist, nach welcher das fegende Wild diesen Bast verschlinge, was man besonders dem Hirsch zuschrieb.

Geflügelt (flügellahm) heißt Federwild, dem ein oder beide Flügel zerschossen wurden; nicht zu verwechseln mit gelähmt, worunter man das Abnehmen des vordern Flügelgelenks vermittelst einer Operation versteht, um den Vogel für immer unfähig zum Fliegen zu machen; so gelähmt sind die meisten frei umhergehenden Vögel in zoologischen Gärten oder in ähnlicher Gefangenschaft.

Gefräß, die Nahrung des Schwarzwilds, bei welchem man niemals den Ausdruck Geäse anwenden darf.

Geheck, die gleichalterigen Jungen Eines Raubtiers.

Gehege, eine Örtlichkeit, Wald, Feld oder Gewässer, wo das Wild weidmännisch gepflegt und behandelt, also gehegt wird. Es kann dies derart geschehen, daß man dem vorhandenen Wild besondere Pflege durch Schutz, Äsung und geregelten Abschuß angedeihen läßt, oder daß man in verödete Reviere solches einführt, resp. aussetzt und sich vermehren läßt. Ein Jagdrevier, welches im Gegensatz zum vorigen nur rücksichtslos ausgeschossen und ausgeraubt wird, kann also niemals, selbst wenn es noch leiblichen Wildstand hat, ein G. genannt werden. Ferner hat ein G. ursprünglich die Bedeutung eines freien Reviers, keines umschlossenen Raums, ist also weder Tiergarten noch zahme Fasanerie, Einrichtungen, die man in frühern Zeiten nicht kannte, wo es Gehegereiter oder Hegereiter und Hegemeister gab, denen die Pflege solcher Wildbahnen wirklich und ausschließlich oblag, während die Prädikate, wo sie jetzt noch vorkommen, lediglich leere Titel sind. So ist z. B. das bekannte Revier Ibenhorst in Ostpreußen, in wel-

chem dem Elchwild alle nur denkbare Pflege im freien Zustand geboten wird, ein Elchwildgehege, ein Hasengarten (s. Hase, S. 233), aber kein Hasengehege, dagegen ein Feldrevier, in welchem die in dem Hasengarten etwa gezüchteten Hasen ausgesetzt und besonders geschützt werden. In einem Fasanengehege werden die Fasanen gefüttert und sonstwie gepflegt, dennoch ist es nicht gleichbedeutend mit einer zahmen Fasanerie.

Gehen sagt man vom Biber und Otter, wenn er sich zur Äsung oder sonst auf dem Land ruhig fortbewegt. Manche sagen auch von einem Hunde, der auf Schweiß zu brauchen ist: er geht auf den Schweiß.

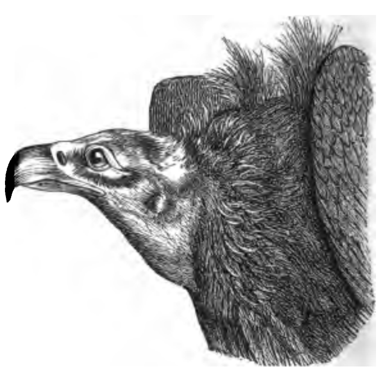
Gehör, die Ohren des Hoch-, Reh- und Schwarzwilds; die Bezeichnung Lauscher paßt nur für Raubwild; der Hase hat Löffel.

Gehörn, der Kopfschmuck der Rehböcke; braucht man diesen Ausdruck bei Hirschen, so deutet man damit die geringe Stärke derselben an und spricht somit von einem Achtergehörn; korrekt ist aber dieser Ausdruck niemals. Ein Rehgehörn darf aber niemals als Rehgeweih bezeichnet werden. Gemsen, Ziegen rc. haben Hörner.

Geier (Vulturidae), Familie aus der Unterordnung der Tagraubvögel, zerfällt in drei Unterfamilien: die eigentlichen G. (Vulturinae), die Aasgeier (Sarcoramphinae) und Bartgeier (Gypaëtinae).

Erste Unterfamilie: Eigentliche G. (Vulturinae).

1) **Grauer G.** (Vultur cinereus *Gmel.*, Vultur leporarius *Gessn.*, Vultur monachus *L.*, Vultur cinereus *Naum.*, Gyps cinereus *Bp.*; Kuttengeier, Mönchsgeier, Arriamgeier, Kahlkopf-, brauner G.; s. Abbildung). Beschreibung. Länge 125 cm, Schwanz 40, Schnabel 8,8, Hackengelenk 13,2, Mittelzehe 9,3, ihre Kralle 3,7, Innenzehe 4,5, ihre Kralle 2,9 cm. Der Hals ist über die Hälfte nackt, und an jeder Schulter steht ein beweglicher Büschel fein zerschlissener Federn; Kopf breit, Zunge am Rand glatt. Die Gesamtfärbung dieses großen, starken Geiers ist ein düsteres Dunkelbraun, fast schwarz auf den großen Schwingen, mittlern Schwanzfedern, Unterrücken und Hosen. Auf der Oberseite des Kopfes bräunlichweißer Flaum, Augenkreis nackt, der übrige Kopf dunkelbraun mit weißen Dunen. Die Vorderseite des Halses hat dunkelbraune Haarfedern mit bräunlichen Dunen, die Hinterseite etwa zur Hälfte von obenher blaugraue, nackte Haut. Oberhalb des Kropfes und diesen zum Teil bedeckend ein dunkelbrauner geschlissener Federbüschel, welcher vom Kropf die Halsseiten bis an die nackte Nackenseite umschließt. Schnabel und Krallen schwarzgrau, ersterer von der fleischfarbi-



Grauer Geier (Vultur cinereus).

gen Wachshaut fast zur Hälfte bedeckt, mit scharf gebogenen, 2 cm langen Haken. Schwanz keilförmig; die langen Armschwingen fallen in der Ruhe über die Handschwingen, vierte Schwinge die längste. — Aufenthalt, Lebensweise. Der graue G. ist häufig im europäischen Südosten, in Deutschland nicht selten gesehen und erlegt worden (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) und mit Vorliebe Waldvogel, so daß sein Horst, welchen er auch stets als Nachtstand benutzt, auch fast immer auf starken, breitästigen Bäumen steht. Im Februar oder März legt das Weibchen nur ein Ei, ausnahmsweise zwei, welches auf trübweißem Grund mit braunen Flecken und Punkten dicht bedeckt, rauhschalig, 93 : 69 mm groß ist und in etwa fünf Wochen ausgebrütet wird. Der graue G. ist fast ausschließlich Aasfresser, kann

also nur in Gegenden leben, welche ihm dieses Material hinlänglich gewähren, und wird deshalb, wenn er sich zu uns verfliegt, oft so schwach vor Hunger, daß er totgeschlagen werden kann. Dagegen gehört er in seiner Heimat den nützlichen Vögeln an, da er die Reinigung der Luft von den stinkenden Kadavern übernimmt und unmäßig viel zu fressen vermag, so daß ihm, wenn er sich gefüllt hat, der Kropf wie ein Sack heraushängt. — Die Jagd auf diesen Vogel wird kaum ernstlich betrieben, nur die Reisenden stellen ihm in wissenschaftlichem Interesse nach und schießen ihn meist am Aas; ist er vollgekröpft, so kann man ihm durch schnelles Anreiten schußmäßig ankommen, da er nur schwer zum Auffliegen zu bewegen ist. Ist er angeschossen, so speit er sofort den Fraß aus, wie es auch die andern G. thun. Natürlich verträgt er einen derben Schuß, und man wird sich am besten des Kugelgewehrs bedienen.

2) **Weißköpfiger G.** (Vultur fulvus *Gmel.*, Gyps fulvus *Gray*, Vultur trencalos *Bechst.*, Gyps vulgaris *Savigny*; Gänsegeier, Fahlgeier, ägyptischer Erdgeier). Beschreibung. Länge 130 bis 135 cm, Schwanz 35, Schnabel 7,5, Hackengelenk 10, Mittelzehe 10,5, ihre Kralle 3,8 cm. Kopf und Hals sind mit weißem Flaum bedeckt, vom Nacken nach dem Kropf ein weißer geschlissener Federkragen. Kopf mehr lang als breit, einem Gänsekopf ähnlich, woher der Name Gänsegeier. Die Hauptfärbung ist fahles Erdbraun, doch sind Unterrücken und Schwanz schwarzbraun, auch die hell gesäumten obern Flügeldecken; Handschwingen schwarz, der 14federige Schwanz überragt in der Ruhe die Flügel, der dunkel hornfarbige Schnabel schweift sich etwa in der Mitte aufwärts aus und endet in einem kurzen, starken Haken. Wachshaut und Ständer fleischfarbig. — Aufenthalt, Lebensweise. Er teilt die Heimat mit dem vorigen, ist aber auch bei uns nicht selten beobachtet und erlegt. Im Gegensatz zum grauen G. ist er fast ausschließlich Bewohner der felsigen Wüsten und Steppen und nur ausnahmsweise einmal im Wald horstend gefunden worden. Kälte verträgt er nicht, um so mehr die heiße Sonne Afrikas, der er sich auf dem nackten Felsen mit ausgebreiteten Flügeln halb liegend aussetzt, wenngleich mit weit aufgesperrtem Schnabel. Sie haben ihre bestimmten Nachtstände auf hohen, schroffen Felswänden, die sie erst spät am Morgen verlassen, nachdem die Sonne sie gehörig durchheizt hat. Dann schwingen sie sich in langsamen Schraubenlinien auf und ziehen nach Fraß umher, den sie in der Nähe menschlicher Niederlassungen, auf Karawanenstraßen, und wo ähnliche Gelegenheit ist, suchen und finden. Alsdann fliegen sie zur Tränke und halten auf ihren Felsen lange Siesta, bis sie der stets rege Appetit wieder zur Wanderung anregt. Gewöhnlich legt das Weibchen im Februar und immer nur Ein Ei, und zwar in schwer zugänglichen Felsenhöhlen mit engem Eingang. Meist liegt es auf dem Schmutz des Erdbodens, selten auf einigem dürren Laubwerk; es ist 91 : 66 mm groß, rauhschalig, trübweiß und nur selten mit einigen spärlichen bräunlichroten Flecken gezeichnet. Die Brütezeit dauert 6 Wochen, und die Natur wußte es weise einzurichten, daß sie einem Geierpaar nur Einen Sprößling bestimmte, denn mehrere solcher Fresser würden die Alten aufzubringen kaum im stande sein. — Jagd. Wo ein Aas in jenen Ländern liegt, finden sich sicher auch bald die G. ein; plötzlich erkennt man sie wie Punkte im hohen Äther, die sich herunterschrauben, in einiger Entfernung vom Aas fußen und dann in eigentümlichen Galoppsprüngen mit halbgelüfteten Flügeln ihm zueilen. Bei einiger Deckung kommt man da gut zum Schuß. Auch kann man sie in Schlingen fangen, die man im aufgeschnittenen Leib des gefallenen Tiers auf Leber und Lunge legt, nach denen sie besonders gierig sind und den Kopf tief danach hinein- und somit in die Schlinge stecken. Die Morgenländer schätzen und schützen den Fahlgeier als einen für sie nützlichen Vogel.

Zweite Unterfamilie: Aasgeier (Sarcoramphinae).

3) **Ägyptischer Aasgeier** (Neophron percnopterus *L.*, Cathartes percnopterus

Temm.; schwarzer, brauner Erdgeier, Maltesergeier, Pharaonshenne, Schmutzgeier, Mist- und Kotgeier ꝛc.). Beschreibung. Länge 74 cm, Flügelspitze 28, Oberflügel 25, Schwanz 32, Schnabel 6,3, Mundspalte 6,5, Hackengelenk 10, davon befiedert 2,6, Mittelzehe 6,9, ihre Kralle 2,6, Außenzehe 4,8, ihre Kralle 1,7 cm. Kopf flach und kahl, lederfarbig wie die lange Wachshaut und der nackte Kropf, mit einzelnen weißen, borstenartigen Haaren besetzt; Schnabel lang, gerade, im letzten Drittel in einem Haken abwärts gebogen. Nasenlöcher länglich, der Firste gleichlaufend, ohne Scheidewand. Iris in der Jugend rotbraun, im Alter gelb. Lauf trüb fleischfarbig, Krallen grauschwarz, die hinterste und innere am stärksten gekrümmt. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut. Der alte Vogel ist vorherrschend glänzend weiß, nur auf Nacken und Brust gelblich; die Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung grau; die Armschwingen hellgrau mit dunkeln Spitzen. Im Nacken lange, lanzettförmige Federn. Das Gefieder des jungen Vogels ist düster erdbraun, je nach der Frische heller oder dunkler, Schwingen schwarz. Der kahle, totenfarbige Kopf mit der nackten Kehle und dem dünnen, pfriemenförmigen Schnabel, der große Fittich und die langen, schwächlichen Ständer machen ihn zu einem auffallenden, keineswegs angenehmen Vogel, und der stinkende Ausfluß aus den Nasenlöchern, den er mit den andern Geiern gemein hat, tragen zu seiner Zierde eben nichts bei. Dagegen hält er sein Gefieder sehr sauber, fliegt leicht und gewandt und schraubt sich in Schneckenlinien bis in die Wolken. Der unterste Teil der Zehen ist beschildert, der übrige und die Tarsen sind grob genetzt. — Die Heimat des Aasgeiers sind Afrika, das südliche Europa, von wo er bis nach Frankreich und der Schweiz sich verbreitet; in Deutschland ist er nur als Irrgast zu betrachten. Felsige, an große Ebenen mit Wasserflächen grenzende Gegenden sind sein bevorzugter Aufenthalt; sie gewähren ihm seinen Fraß und vermöge der weiten Umschau die Möglichkeit, ihn aus der Ferne zu entdecken. Der »Racham«, wie er in Afrika genannt wird, kröpft nicht nur Aas, sondern alles, was animalischen Ursprung hat, mit Ausnahme von Knochen: frisches Fleisch und Aas in allen Stadien der Verwesung von warmblütigen Tieren, Fischen und Amphibien ꝛc.; ferner Unrat und Exkremente, besonders menschliche, die er in den Häusern aufsucht; selbst blutgetränkte Leinenfetzen verschlingt dieser Fresser. Natürlich ist sein Nutzen in sanitätspolizeilosen Ländern ganz unberechenbar, der Vogel unersetzlich, weshalb er als Haustier angesehen und geschätzt wird. Lebende Tiere greift der Aasgeier nicht an, es müßten denn kleine, dem Tod schon gänzlich verfallene sein. — Der Aasgeier horstet, je nach Lage seiner Heimat, vom Januar bis in den März in schwer zugänglichen Felsenhöhlen und legt stets nur 1—2 Eier, welche etwa 65 : 46 mm groß, auf gelblichem Untergrund mit rotbraunen Flecken und Punkten dicht besetzt, bald rundlicher, bald gestreckter sind und in vier Wochen ausgebrütet werden. Den Jungen speien die Alten den Fraß aus dem Kropfe vor, später werfen sie ihnen Aas ohne weitere Zubereitung vor. Die Aasgeier übernachten nur auf Felsen, lassen sich von der aufgehenden Sonne erst längere Zeit erwärmen und fliegen dann nach Fraß aus; sind sie gesättigt, so fliegen sie zur Tränke, im Gegensatz zu andern Raubvögeln, die nicht oder nur ausnahmsweise trinken. Der erlegte Vogel ist, außer etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, gänzlich unbrauchbar und kann zufolge seiner Vertrautheit die Jagdlust überhaupt nicht reizen. Der Balg behält noch nach Jahren den übeln Aasgeruch.

Dritte Unterfamilie: Bartgeier (Gypaëtinae).

4) **Bartgeier** (**Gypaëtos barbatus** ***L.***, **Vultur barbatus** ***Briss.***, **Gypaëtos grandis** ***Storr.***, **Vultur leucocephalus** ***Meyer***; Lämmergeier, Jochgeier, bärtiger Geieradler, Alpenbartgeier, Gemsen- und Schafgeier, Berggeier, Gir). **Beschreibung.** Länge 120 cm, Schwanz 53, Schnabel 10, Mundspalte 9,4, Hackengelenk 8,4, Mittelzehe 7,8, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 4,1, ihre Kralle 3,4 cm. Vor-

derkopf gelblichweiß; Hals gelb, auf der Kehle bis an die Brust rötlich; auf der Oberbrust eine halbrunde schwarz gestrichelte Binde; die übrige Vorderseite mit Einschluß der Läufe ockergelb, mehr oder weniger rötlich; Schwanzdecken der Unterseite gelblich mit dunkeln breiten Schaftflecken. Oberrücken und Flügeldecken braunschwarz mit weißen Schäften und solchen Spitzen, welche sich nach den Schwingen hin verlieren; diese sind aschgrau mit weißen Schäften und dunkeln Rändern. Unterrücken und obere Schwanzdecken schwarzbraun mit grauem Anflug; Schäfte und Spitzensäume weiß. Unterseite des Schwanzes fahl schwarzgrau, die Schäfte mit dunkelgrauen Zeichnungen. Der sehr auffallende Kopf mit dem starken, sattelförmig aufgeschwungenen, schwarzen Schnabel und den die Nasenlöcher verdeckenden starren, schwarzen Bartborsten hat von den Mundwinkeln über die Augen hinweg je einen glänzend schwarzen Streifen, welche auf dem Scheitel zusammenlaufen und die Stirn von diesem trennen; am Unterschnabel hängt ein abwärts gerchiteter schwarzer Ziegenbart; das hochgelbe Auge hat bei Aufregung des Vogels ienen blutroten Rand. Zehen bläulichgrau, klein geschildert, sehr kräftig, aber mit nur schwachen Krallen. Dieses bekannteste ausgefärbte Kleid ist aus einem düstern, erdbraunen Jugendkleid entstanden, von dem vorigen also wenig abweichend; dennoch ist der Bartgeier mit keinem andern Vogel zu verwechseln, weil der eigentümliche geierartige Kopf, mächtige, keilförmige Schwanz und der mit starren, zugespitzten Federn dicht besetzte Adlerhals sowie der ungeheure Fittich ihn zu einem Bindeglied zwischen den Adlern und Geiern machen, denen er beziehungsweise gleich angehört. An den G. erinnert er durch die flache Stirn mit dem ansteigenden Hinterkopf, welche beide mit kurzem, wolligem, von einigen harten Federn durchsetztem Flaum bedeckt sind, das flach liegende Auge, die schwachen Läufe mit der langen Mittelzehe und seine Liebhaberei zum Aasfressen, wogegen sein wunderbar reißender, ein »ehern klingendes Brausen« hervorrufender Flug, das feurig blickende Auge und die befiederten Läufe sowie endlich sein Angriff auf lebende Tiere ihn offenbar den Adlern und zwar den edlen zugesellen. Die vierte Schwinge ist die längste, etwa 78 cm lang, die Flugbreite klaftert bei alten Weibchen bis zu 4 m. Die zwischen den Rand- und Mittelfedern befindlichen Schwanzfedern messen in der Breite bis 10 cm. Sein Schrei klingt wie ein durchdringender Pfiff.

Verbreitung, Aufenthalt. Die erstere ist jetzt eine höchst beschränkte, wenn wir den Alpenbartgeier von denen andrer Länder trennen, die unter den Namen **Gypaëtos nudipes, meridionalis, occidentalis** als besondere, aber zweifelhafte Arten gesondert sind und sich durch schlankere, kleinere Formen, rötlichere Färbung, nicht ganz bis an die Zehen befiederte Läufe, also wenig bedeutende Unterschiede kennzeichnen sollen. Der Alpenbartgeier ist dem Aussterben nahe, vielleicht auch ist er schon ausgestorben; man vermutet ihn jetzt nur noch in den Kantonen Wallis, Bern, Tessin und Graubünden; seit 1869 ist keiner erlegt oder gefangen worden, und der vielleicht zuletzt gesehene ist jener, der durch seinen Angriff auf den Knaben Johann Betschen bei Aris im Kanton Bern die Aufmerksamkeit auf sich lenkte (s. unten). Der Bartgeier führt ein einsiedlerisches Leben auf den Firnen der Alpen, kommt bei strengen Wintern zwar tiefer herab und wird sogar vom Hunger den menschlichen Ansiedelungen zugetrieben; doch steigt er immer bald wieder zu seinen unzugänglichen Höhen auf.

Lebensweise, Horsten. In frühern Zeiten (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) war der Bartgeier der Inbegriff alles Schrecken- und Grausenerregenden, der Schinderhannes aller Räuber, die Zuflucht der Ammen und zahnlosen Mütterchen, widerhaarige Pfleglinge zur Ruhe zu bringen. Dann auf einmal war alles wieder nicht wahr und der blitzschnell beschwingte Flieger nur dummer Aas- und Knochenfresser, ein Bettler, der sich einstellte, wenn die Adler ihr Mahl bis zum nackten Knochengerüst beendet hatten, um dies nun wie ein armer Sünder fried-

fertig zu verschlingen. Beide Annahmen beruhten auf Beobachtungen, die aber in ganz verschiedenen Ländern gemacht worden. Einige wirklich beobachtete Morde an Tieren, das Wegschleppen eines Kindes waren das Fundament; das geheimnisvolle Leben und Treiben des scheuen Vogels auf unersteiglicher, einsamer Felswand, das plötzliche Begegnen und Entschwinden einsamen Jägern und Wildheuern gaben den weitern Ausbau zur Schauergeschichte über den Bartgeier in den Alpen. Im Süden Europas und den benachbarten Teilen der Alten Welt lebt er im Überfluß an vorhandenem Aas, Knochen, Schildkröten; man konnte ja dort auch nicht dem Individuum stets folgen, um zu konstatieren, ob dies sein stetiger Fraß wäre; man machte eben die lokale Beobachtung zum Lehrsatz. Man unterließ hierbei eine Frage, deren Würdigung stets auf den richtigen Weg führen wird, nämlich: wozu hat der Bartgeier seine furchtbaren Werkzeuge, diese immerhin recht starken Krallen, diesen unvergleichlichen Fittich mit dem gewaltigen Schwanz, mit einem Worte diese Flugkraft? doch gewiß nicht zum Knochenauflesen! Die Natur verleiht nichts ohne bestimmten Zweck und am unpassenden Ort; auch der Schmuck ist ein solcher, der aber übel angebracht wäre bei einem Geschöpf der einsamsten Bergregionen, welches oft so schweren Kampf ums Dasein auszufechten hat. Die Natur hat dem Bartgeier die Gabe verliehen, als G. zu existieren, sie hat ihm ebenso die passenden Waffen geliefert, mit der Kraft und Schnelle des Adlers sich auf das Grattier zu werfen und es mit Krallen, Schnabelhieben und wuchtigen Flügelschlägen in den Abgrund zu stürzen. Wo und wann er von diesen seinen Gaben Gebrauch zu machen hat, macht ihm die Existenzfrage klar, auch wohl die Gewohnheit, wo erstere mehr zurücktritt. Nach den Beobachtungen von Girtanner in St. Gallen, welcher wohl am besten den Bartgeier kennt, ist der Flug wahrhaft reißend, sausend und, wie v. Heuglin bestätigt, oft so blitzschnell, daß man deutlich das sturmartige, fast metallisch klingende Rauschen seines Gefieders vernimmt; lange Zeit ohne Flügelschlag und ungemein fördernd, wobei der Vogel in gerader Richtung und gleicher Höhe über Thäler und Gebirgskämme oder in unabsehbare Ferne dahinzieht, unbekümmert um Menschen und ihre Wohnungen; über erstere fliegt er gelegentlich so niedrig und sorglos dahin, daß man nicht weiß, ob er infolge seines einsamen Lebens die Gefahr nicht kennt oder verachtet oder Angriffspläne gegen erstere habe; es ist sogar mehrfach vorgekommen, daß er, plötzlich herabbrausend, sich dem Wildheuer nahe gegenübergestellt hat, zum beiderseitigen Erstaunen. Tiere, welche weit von Abhängen stehen, greift er niemals an; bemerkt er aber ein solches nahe am Abgrund, so beginnt er, nach Beobachtungen von Augenzeugen, von hinten heranschießend, mit wuchtigen Flügelschlägen das aufgeschreckte Tier mit großer Beharrlichkeit hin und her zu jagen und zu schlagen, bis es, völlig verwirrt und betäubt, nach dem Abgrund hin flieht; nun legt er seine ganze Kraft in die starken Flügel, mit betäubendem Zischen und Brausen schlagen und klatschen sie auf das abgehetzte Opfer los, und wenn es sich auch mit den Hörnern zu verteidigen sucht, so macht es doch zuletzt aus Verzweiflung oder Unvorsichtigkeit einen Fehltritt und kollert in die Tiefe, worauf der Räuber dem zerschellenden Opfer nachfliegt, es nötigenfalls gänzlich tötet und sofort zu zerfleischen beginnt. Bei Schneehasen und Murmeltieren hat er leichteres Spiel: er jagt sie aus dem Gebüsch aufs Freie und betäubt sie mit einem einzigen Flügelschlag; die Krallen sind daher weniger seine Angriffswaffen, als er sie zum Festhalten der Beute benutzt. In der Gefangenschaft ihm zugeworfenen lebenden Tieren setzt er den Schnabelhaken auf den Kopf, und den Unterschnabel dagegen stemmend, bricht er ihnen mit einem Ruck, wie mit einer Zange, den Schädel. »Knochen«, sagt Girtanner von seinem gefangenen Bartgeier, »waren ihm ebenso Bedürfnis wie Fleisch, mit Mark gefüllte zog er leeren vor. Messerscharfe Kanten an denselben, nadelfeine Spitzen und Ecken genierten ihn nicht im mindesten; einer nach

dem andern wanderte in den Schlund. War das Futteral scheinbar voll, so führte er einige heftige Schlingbewegungen aus, bei denen er den Kopf fast völlig um seine Achse drehte. Ich konnte dann, neben ihm stehend, deutlich das knarrende Reiben der spitzen Knochen, die sich im Vormagen übereinander schoben, hören, und beim Anfühlen schien es unbegreiflich, daß sie die dünnen Wandungen nicht durchbohrten. Die scharfen Knochenkanten werden durch den bekanntlich stark ätzend wirkenden, während der Verdauung in Menge sich absondernden Verdauungssaft sehr schnell erweicht und unschädlich gemacht.« Naumann bewahrte sich den aus folgenden Materialien bestehenden Inhalt eines Bartgeiermagens auf: »aus dem Kopf eines 3 Zoll breiten und 5 Zoll langen Hüftknochens einer Kuh, einem 6½ Zoll langen Schienbein einer Gemse, einer halbverdauten Rippe desselben Tiers, vielen kleinen Knochenstücken, einigen Händen voll Gemsenhaaren und den Klauen eines Birkhahns«.

Betrachten wir nun den Bartgeier als Menschenfresser. Die allgemein bekannte, fast vergessene Geschichte von der geraubten und geretteten Anna Zurbuchen hatte ihn bereits zum Menschenräuber gestempelt, als ein neuer Mordversuch ruchbar wurde, dessen Thatbestand folgender war: Am 2. Juni 1870, nachmittags 4 Uhr, ging der Knabe Joh. Betschen von Kien hinauf nach Aris. Etwa 1000 Schritt von den Häusern entfernt stürzte ein Bartgeier mit furchtbarer Gewalt von hinten auf den Knaben nieder, schlug ihm beide Flügel um den Kopf, daß dem Knaben war, als schlüge man ihn mit Sensen zusammen, und warf ihn nieder. Im Stürzen drehte sich der Knabe, um sehen zu können, wer ihn auf so unliebsame Weise geschlagen habe; aber schon erfolgte der weitere Angriff mit Schlägen, die ihm fast die Besinnung raubten. Jetzt erkannte der Knabe einen ungeheuern Vogel, der zum drittenmal auf ihn herniederfuhr, ihn mit den Krallen in den Weichen und auf der Brust packte, nochmals mit den Flügeln auf ihn einhieb, ihn beinahe des Atems beraubte und sogleich mit dem Schnabel auf seinen Kopf einzuhauen begann. Jetzt fing der Knabe an, sich mit aller Gewalt zu wehren. Trotz alles Strampelns mit den Beinen und Wenden des Körpers vermochte er aber nicht den Vogel von seinem Leib zu bringen, der ihn mit den Krallen niederhielt, wozu allein er dieselben gebrauchte und nicht zum Verwunden. Energische Gegenwehr und lautes Schreien brachten dem Knaben endlich Hilfe, ehe er dem überlegenen Feind erlag, was sicher geschehen wäre. Der Knabe beschrieb zwar den Bartgeier ziemlich erkennbar, hatte ihn aber *allein* nur gesehen, nicht einmal seine Retterin, eine Frau; daher galt es genau zu erhärten, ob wirklich ein Bartgeier oder vielleicht ein Steinadler der Angreifer gewesen war, dem man meistenteils solche Unthaten zuschrieb. Da schlug Girtanner vor, mit dem Knaben nach Bern zu reisen und ihm aus den dort aufgestellten Raubvögeln den Thäter kennzeichnen zu lassen, was Pastor Blaser auf eigne Kosten auch alsbald unternahm. Er führte ihn vor einen alten Steinadler, von dem der Knabe aber nichts wissen wollte, dann vor einen jungen Bartgeier, vor dem er der Formenähnlichkeit wegen stutzte; als ihm aber nun ein alter Bartgeier gezeigt wurde, da bezeugte er stürmisch, daß ein solcher Vogel es gewesen, der ihn angegriffen habe.

Das Gelege besteht nur aus Einem Ei; früher sprach man von 4—7 Stück, eine Nachkommenschaft, die aufzuziehen den Alten durchaus unmöglich gewesen wäre. Im März beginnt die Brütezeit; das Ei ist etwa 86 : 68 mm groß, von grobem Korn, rostbräunlich oder bräunlich gefleckt und liegt in einem auf Knüppeln erbauten, mit Heu ausgelegten großen Horste, dessen Mulde mit Federn und Haaren ausgelegt ist. Das Junge wird mit ausgewürgtem Fleisch aufgefüttert, entwickelt sich langsam und kröpft erst spät Knochen; Murmeltiere, kleine Gemschen, Zicklein, Lämmer sind die gewöhnlichen Opfer für den unersättlichen Fresser.

Von einer *Jagd* auf den Bartgeier kann bei seinem vereinzelten Vorkommen und seiner Unstätigkeit kaum die Rede sein,

seine Erlegung ist daher reine Zufallssache; auch Fallen sind, außer vielleicht im strengen Winter, kaum von Wirkung. Er gehört zu den Tiergestalten, deren Existenz immer beschränkter wird, sowohl durch Nachstellung, als durch Nahrungsmangel; denn es verringerte sich nicht allein die Anzahl seiner Beutetiere, sondern auch der Kadaver, die ehedem häufiger liegen blieben als jetzt. An die Horste in den meist unzugänglichen Felswänden ist nur schwer zu kommen, der kühne Kletterer ist durch die Angriffe des erbosten Vogels gefährdet, und selten reicht eine Büchsenkugel bis an seinen Stand auf hervorragender Kuppe. Die meist unerwartete Begegnung mit dem Jäger spielt sich in fast allen Fällen schneller ab, als der Gedanke an den Schuß ausgeführt wird, und läge in diesen Umständen kein besonderer Schutz für ihn, so wäre er bei seiner geringen Vermehrung und auffälligen Erscheinung längst der Ausrottung anheimgefallen.

Geieradler (Bartgeier), s. Geier 4).

Geierfalke, heiliger (Sakerfalke), s. Falken 3).

Geilsäcke, die zwei meist gesonderten Drüsen, welche der Biber nahe am After und den Geschlechtsteilen innerhalb der Bauchhöhle sitzen hat, und die das berühmte Bibergeil enthalten (vgl. Biber).

Geiß, oft üblicher Ausdruck für die Weibchen der Gemsen und Rehe, auch des Damwilds; daher Gemsgeiß, Rehgeiß, Damgeiß. Der Ausdruck wird überhaupt wohl da gebraucht, wo man die Ziege G. nennt. Die Gemsenjäger sprechen überhaupt nur von der »G.«, wenn sie die weibliche Gemse bezeichnen; für Reh- und Damwild sind die Ausdrücke »Ricke« und »Damtier« korrekter.

Geißkopfschnepfe (schwarzschwänzige Uferschnepfe), s. Uferschnepfe 2).

Gelähmt, s. Geflügelt.

Geläuf, die Spuren vom Federwild.

Geläute, das Bellen jagender Hunde, sei es einer Parforcemeute oder dasjenige jagender Bracken bei einer Treibjagd.

Gelbschnabel (weißschwänziger Seeadler), s. Adler 7).

Gelbschopf (Kolbenente), s. Ente 11).

Gelege, die Anzahl von Eiern, welche ein Vogel zu legen pflegt und dann ausbrütet.

Geleiter heißen bei den Steckgarnen die beiden zur Seite gehenden Flügel, durch welche das Federwild in den Hamen getrieben (»geleitet«) wird.

Gelt ist ein weibliches Wild, welches vor Alter, Mangel an männlichem Wild oder aus sonstigen Gründen sich nicht mehr fortpflanzt oder dies überhaupt nie gethan hat. Da solches Wild meist sehr gut an Wildbret ist, wird es mit Vorteil abgeschossen.

Gelünge, s. v. w. Geräusch.

Gemerk, s. v. w. Fährte.

Gemsbart, kokardenförmiger, beliebter Zierat für Jagdhüte, wird aus den langen Haaren des Gemsbocks gemacht, die ihm auf dem Widerrist stehen.

Gemse (Capella), Gattung aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Horntiere. Eine Art: Die G. (**Capella rupicapra** *K.* et *B.*, **Capra rupicapra** *L.*, **Antilope rupicapra** *Pall.*; Gams). Weidmännische Ausdrücke. Die Hörner heißen Krickeln.

Beschreibung.

Alle Hornträger haben an Knochenzapfen festsitzende, nicht abwerfbare Hörner, welche beiden Geschlechtern eigen, beim Männchen aber stärker sind. Gebiß 32 Zähne, denen der Ziegen ähnlich. Die Krickeln drehrund (vgl. Blasius, Wirbeltiere), an der Basis geringelt, längsriefig, an der Spitze glatt, senkrecht vom Scheitel aufsteigend, an der Spitze hakenförmig abwärts gebogen, bei den Geißen flacher. Die spitzen Gehöre fast von halber Kopfeslänge; Läufe und Schalen sehr kompakt, Oberrücken außen flach; das straffe Haar an der Wurzelhälfte braungrau, an der obern dunkel, im Sommer kurz mit roströtlichen, im Winter mit schwarzen Spitzen, über 10 cm lang. Im Sommer tritt ein dunkelbrauner Rückenstreifen hervor, Gesamtfärbung gelbrötlich, die Läufe nach unten glänzend braunschwarz, um die Schalen heller. Oberseite des Wedels an der Basis rostgrau, Unterseite und Spitze schwarz. Von den Gehören über die Lichter weg eine vorn geteilte dunkle Längs-

binde bis an die Mitte der Oberlippe. Über dem vordern Augenwinkel und zwischen Nasenlöchern und Oberlippe je ein rotgelber Fleck. Oberseite der Gehöre dunkelbraun. Innenseite und nach der Spitze weiß. Krickeln, Schalen und Oberrücken glänzend schwarz. Im Winterkleid ist die G. dunkler braun, auf der Innenseite weißlich. Lichter ziegenfarbig. Durchschnittliche Körperlänge 110 cm, Vorderhöhe 73, Hinterhöhe 78 cm, Gewicht 50 bis 60 kg. Der Bock ist zwar erheblich stärker als die Geiß, sonst aber schwer und nur vom Kenner aus einiger Entfernung von dieser zu unterscheiden; der sogen. Gemsbart, der begehrte Zierat für Jägerhüte, steht auf dem Widerrist. Obgleich die G. unstreitig viel Ähnlichkeit mit der Hausziege hat, so ist sie doch viel massiger als diese, und namentlich die sehr starken Läufe fallen dem Beobachter auf; die Lichter sind von durchdringender Schärfe und äußerst anmutig, wie die gerühmten der Gazellen, denen die G. häufig zugezählt wird. Meist still, läßt sie bei Gefahren einen schrillenden, durch die Nase hervorgestoßenen Pfiff ertönen, welcher das Rudel sofort zur größten Aufmerksamkeit, resp. schleunigen Flucht veranlaßt. Bergtier durch und durch, ist ihre Behendigkeit im Klettern und staunenswerte Sprungkraft bekannt und sprichwörtlich und die kleinsten Vorsprünge am Felsgeklüft, die kaum einem kleinen Vogel Raum gewähren, ihr genügend, die scharfen Schalen anzusetzen und zum Sprung zu benutzen. »Wie oft man es auch gesehen haben mag«, sagt Fr. v. Kobell, ihr begeisterter Beschreiber, in seinem ‚Wildanger‘, »immer ist zu staunen, wie die Gemsen an ganz steilen Wänden, wo nur ein Wechsel, den sie selbst mit einer gewissen Vorsicht annehmen, beim fallenden Schuß durcheinander rumpeln, ohne daß eine (ungetroffen) herabstürzt. Es reicht eine hervorragende Stelle von 2 cm hin, um ihnen fortzuhelfen, wobei sie oft mit gewaltigen Sprüngen über ganz unhaltbare Stellen wegsetzen und doch gleich wieder anhalten können. Unter Umständen vertragen sie auch ein Abstürzen, welches man gesehen haben muß, um es für möglich zu halten.« Ein Jäger, namens Mühlbacher, sah, wie ein Gemsbock, das Ziel verfehlend, eine Wand etwa 100 m tief herabstürzte und ohne sichtliche Verletzung sie an einer andern Stelle munter und rüstig erklomm. Die G. wittert, vernimmt und äugt mit überraschender Schärfe zum größten Verdruß des anbirschenden Jägers, und wenn sie gelegentlich einen Ton zu überhören scheint, so liegt dies in dem häufigen Herabstürzen, resp. Rollen von Gesteinen, Knallen des Eises 2c., an welches sie gewöhnt ist.

Verbreitung, Aufenthalt.

Früher weiter verbreitet als jetzt, wäre sie durch ungezügelte und leider unbeschränkte Jagdlust längst ausgerottet, wenn nicht in neuerer Zeit ihre Hege energisch in die Hand genommen worden wäre, so daß sie jetzt im Zunehmen begriffen ist, am wenigsten allerdings in der Schweiz, welche durch ihre schlaffe Jagdgesetzgebung überhaupt von Jahr zu Jahr an ihrer früher so interessanten Fauna wesentlich und bedauerlich einbüßt. Nicht allein die Alpen, wie man früher annahm, sind ihre Heimat, sondern auch die Pyrenäen, Hochkarpathen, die Abruzzen, griechischen Hochgebirge, der Kaukasus bergen eine G., welche mit der alpinen vollständig identisch ist. Die bestbesetzten Gemsgehege jetzt sind in Oberbayern, Salzburg, dem Salzkammergut, in Steiermark, Kärnten und zunehmend in Tirol, wo namentlich der weidmännische österreichische Kaiser und Kronprinz Rudolf mit echtem Jägersinn sie schützen. Der Aufenthalt der G. ist die Waldregion, steigt sie auch, besonders als sogen. Grattier, worunter man meist sehr alte, starke Böcke zu verstehen hat, in höhere Regionen auf, so zieht sie sich doch gegen den Winter in die Wälder zurück, deren Wipfel und Dickungen ihr Schutz vor dessen oft schrecklicher Härte gewähren; ja, selbst die Thäler sucht sie auf, wenn es oben gar nicht mehr auszuhalten ist und der Hunger zu arg quält.

Lebensweise, Brunft.

Die G. ist kein Nachttier. Sowie im Osten das erste Licht heraufdämmert, zieht sie der Äsung zu, thut sich nach erfolgter Sättigung unter überhängendem Gestein nieder, äst über Mittag wieder

dabei bergauf ziehend, ruht darauf, zieht gegen Abend nochmals auf Äsung und mit einbrechendem Abend mit einer gewissen Eile dem Nachtstand zu. Stets ruht sie auf den sprungfertig zusammengelegten Läufen, und wenngleich die Annahme einer sogen. Wachtgeiß keine Thatsache ist, vielmehr bald diese, bald jene im Rudel über der Sicherheit wacht, so und ebendeshalb ist ihr stets nur schwierig und bei großer Sachkenntnis beizukommen. Im Winter, wo sie spärlich und kärglich von Flechten, trocknen Halmen, dem Heu der Sennen, Knospen ꝛc. leben muß, ist sie natürlich schlecht an Wildbret und muß den kurzen Tag ausschließlich dem Aufsuchen dieser Äsung nachziehen. Die Brunft fällt in den November und Dezember und veranlaßt die starken Böcke, von ihren Graten herabzusteigen, um nach häufigen Kämpfen unter sich, wobei sie grunzende Töne ausstoßen, die Geißen zu beschlagen, welche nach 22 Wochen meist ein Kitzchen setzen, das in seinem graugelblichen, wolligen Kleid zu seiner besondern Sicherheit dem umgebenden Gestein frappant ähnliche Färbung hat. Sechs Monate lang säugt, behütet und pflegt die Mutter den lieben Sprößling mit rührender Sorgfalt, führt es zur Äsung an, unterweist es im Klettern, macht ihm die Sprünge vor, ermuntert es durch zugewendetes Meckern zur mutigen Nachfolge und verteidigt es im Notfall mit den Krickeln, sich selbst preisgebend gegen die Angriffe des Steinadlers und, wo er noch vorkommt, des Bartgeiers, ihrer ärgsten Feinde. Nachher ziehen sich die Gemsen in Rudel zusammen und leben gesellig ein vergnügtes Dasein, welches sie selbst vor den andrängenden Treibern nicht verleugnen, vielmehr spielend und neckend sich vom Gestein herabzustoßen versuchen. Die Rudel sind aus den Geißen, herangewachsenen Kitzchen und schwächern Böcken zusammengesetzt, während die »alten starken Herren« oben auf dem Grat ein hypochondrisches Dasein führen.

Jagd.

Die Gemsjagd ist mit einer Romantik umkleidet wie wenig andre. Nicht nur muß der Gemsjäger mit hervorragenden Sinnen begabt sein, um es mit einem so hochbegabten Tier wie die G. erfolgreich aufzunehmen, sondern er muß sich auch eines Körpers rühmen dürfen, so hart und fest wie das Gestein unter seinem eisenbeschlagenen Schuh und dennoch so elastisch wie der des Bergtiers. Aber gerade dieser Kampf mit Tier und Elementen entflammt den Gemsjäger zur leidenschaftlichsten Jagdlust, und mag auch mancher Gefährte, mancher Vorfahr im Abgrund zerschellt und unbestattet liegen, es hindert ihn nicht, den gleichen Pfad zu erklimmen, dasselbe Schicksal zu teilen! Birsch und Anstand sind die gewöhnlichen Jagdmethoden des einsamen Bergjägers; zu Treibjagden gehören viele klingende Mittel, die jener nur vom Hörensagen kennt. Sowie die Dämmerung das Aufsteigen eben zuläßt, macht sich der Jäger auf seinen beschwerlichen Weg, um das Einwechseln der Gemsen zu beobachten oder diese zu spüren, wo der Boden es eben zuläßt, und hat er bei gutem Wind, vielleicht mit Hilfe des Fernrohrs, einen guten Bock ausgemacht, so gilt es, ihn anzubirschen, meist zu übersteigen. Ist es nach mühsamem Klettern gelungen, so kann ein überhängender Felsblock, ein Föhrengebüsch verhängnisvoll werden und zu weiterm Steigen zwingen, und geht alles gut, sitzt die Kugel nach Wunsch, so rollt der Bock vielleicht in die Tiefe oder steigt schwer krank in eine Wand, aus der er nur unter äußerster Lebensgefahr herauszuholen ist. Dann werden ihm die vier Läufe zusammengeschnürt, durch welche der Jäger den Kopf steckt oder mit der im Rucksack untergebrachten Beute den oft stundenlangen Heimweg antritt, im günstigern Fall eine ihm gastliche Sennhütte zum Nachtquartier aufsucht. Merkt ein erfahrener Bock, um was es sich handelt, so verläßt er unter keinen Umständen seinen sichern Stand und narrt den Jäger, der darüber die Nacht hereinbrechen ließ und nunmehr auf schroffer Klippe sich zum einfachsten aller Nachtlager bequemen und durch Anschleifen seines Leibes an einen Felszacken mit einer Leine vor dem dröhnenden Sturz in die Tiefe bewahren muß. Daß der Jäger stets den

Wind sorgfältig beachten muß, ist selbstverständlich; aber auch eine richtige Schätzung der Entfernung muß ihm eigen sein, und es gilt als Regel, daß eine G. außer Schußweite ist, deren Krickeln nicht deutlich erkennbar sind, wobei wir freilich ein helles Auge und kein bebrilltes Angesicht im Sinn haben. »Ist man von einem Gemsbock beim Anbirschen einmal gesehen worden«, sagt Kobell, »so ist die Birsch meistens vergeblich. Solange er den noch fernen Jäger erblickt, bleibt er unbeweglich stehen; ist ihm dieser aber verschwunden, so wechselt er sogleich weiter. Sind zwei Jäger zusammen, so gelingt es manchmal, den beobachtenden Bock zu täuschen, indem der eine sich fortwährend sehen läßt, ohne sich zu nähern, während der andre sich ungesehen anbirscht. Einem Jäger von Fischbachau gelang eine solche Birsch dadurch, daß er das Hemd vor dem auf ihn niederschauenden Bock auszog und an seinem Bergstock aufhing; dann schlich er sich ungesehen weg und stieg auf weitem Umweg zum Bock hinauf. Als er ankam, starrte dieser immer noch nach dem Signal hinunter, und der Jäger schoß ihn ohne Schwierigkeit.« Daß man bei weidmännischer Hege nur Böcke schießt, darf kaum erwähnt werden, und man erkennt sie nach vielfacher Beobachtung an dem dickern und kürzern Hals, der gedrungenen Figur und bei günstiger Gelegenheit am Haarpinsel der Brunstrute. Kommen die Gemsen flüchtig an, so muß man den Moment abpassen, wo sie sichernd stehen bleiben, was sie meist thun, und dann Feuer geben. Nach dem Schuß verhält sich die G. wie unser andres Wild; läßt man sie krank werden, so kann sie nicht mehr fort, hetzt man aber sogleich den Hund oder geht ihr selbst nach, so bleibt sie so lange flüchtig, bis sie nicht mehr fort kann, und steigt meist in unzugängliche Wände ein, wobei sie verloren geht. Auch angeschossen pfeift die G. nicht selten, wie Kobell beobachtete, was hier erwähnt sei, weil man im allgemeinen annimmt, daß ein angeschossenes Wild sich still verhält.

»Die Art, wie die Gemsen beim **Treiben kommen**«, berichtet derselbe Autor a. a. O., »ist sehr verschieden und bietet tausenderlei Bilder dar, denn die Gehänge, Gräben und Schluchten wechseln aufs vielartigste. Je nachdem sie nur den entfernten Lärm der Treiber hören und ihr Standort nicht zu tief im Bogen ist, steigen sie oft ganz vertraut auf eine hohe Kuppe und bleiben da, nach dem Treiben sich öfters hinwendend, wohl eine halbe Stunde und länger, ehe sie weiter vorwärts gehen; kommt ihnen aber ein Treiber plötzlich zu Gesicht, so springen sie oft mit unglaublicher Geschwindigkeit einen Hang herunter und verschwinden in den Gräben, um dann an einer Scharte des Grats wieder zu erscheinen. In scharfen Wänden nimmt das Rudel, wenn nicht dreingeschossen wird, fast immer denselben Weg, über eine Kluft springt eine wie die andre, und manchmal geht es zickzack herunter ohne Aufhalten. In den Latschen stecken sie sich gern, und es ist kaum zu begreifen, wie schnell sie durch deren widerstrebende und wirr sich deckende Stämme und Äste fortkommen können. Wenn der Wind gut ist, sind sie in der Regel leicht vorwärts zu treiben, und die Hauptsache ist dabei, daß sie den Treiber sehen; denn abgelassene Steine sprengen sie wohl auch, wenn sie nahe niederrasseln, außerdem aber kümmern sie sich nicht viel darum. Sie wissen auch recht wohl, ob ihnen die Steine etwas anhaben können oder nicht, und deckt sie ein Felsenvorsprung, so bleiben sie trotz alles Steinregens, der darüber hingeht, ganz ruhig stehen. Wenn daher Nebel liegt, ist mit der Gemsjagd nur dann etwas auszurichten, wenn der Treiber sehr viele sind und diese ziemlich geschlossen fortkommen können. Die Felsgründe bieten mancherlei enge Schluchten und Kamine, welche die Gemsen gern annehmen. Wenn sie in solchen ansteigen und der Schütze oben steht, sind sie leicht zu schießen. Es gibt Wechsel, wo die Rudel kommen, und andre, wo nur ein guter Bock kommt. Man kann je nach den Umständen darüber ebenso sicher sein wie über einen guten Fuchsriegel (Fuchswechsel). Die alten Böcke sind übrigens sehr schlau, und ich habe manchen in einem Graben hinaufsteigen sehen, während nie

Treiber in einem ganz nahe daran gelegenen mit lautem Rufen und Pfeifen herunterstieg. Nicht selten stecken sich die Gemsen so, daß sie erst unmittelbar vor den Treibern kommen. Ist der Wind schlecht, so bringt sie nichts vorwärts.«

Schließen wir die Schilderung dieses hochinteressanten Wildes mit einer Bemerkung über dessen Jäger von Kobell ab. »Es gehören vor allem zur Leitung einer Gemsjagd Jäger, die im Gebirge gewachsen sind, stark, keck und leichten Sinnes, die nicht gleich scheu zurückweichen, wenn einmal ein schwarzes Felsenloch unheimlich den Rachen gegen sie aufreißt, und welche die mancherlei oft verwickelten Feldzugspläne, die besonders beim Birschen vorkommen, gehörig zu entwerfen und auszuführen verstehen. Man sieht auch an solchen lieber die kurze Lederhose und die braunen, nackten Kniee als ein modisches Pantalon, und man hört gar gern den markigen Volksdialekt von ihnen, während das Barometer der Hoffnung gewaltig sinkt, wenn einem durch Zufall etwa aus der Forstkanzlei ein hochdeutsches Individuum als Birschbegleiter zugeteilt wird. Ich muß da gestehen, daß es mir, wie man sagt, etwas ‚gegen den Mann geht', wenn ich ‚G.' schreiben muß, denn es heißt ‚Gambs' bei den Jägern, soweit im deutschen Lande dieses Wild bekannt ist. . . . Das frische Leben eines Bergjägers bringt es mit sich, daß er meist aufgelegt und guter Dinge ist, und der Schalk steckt ebenso drin wie bei den Jägern des Flachlands. An Ausreden fehlts auch nicht, wenn etwa nichts zusammengeht.« Jagt man die Sonnenseite, so heißt es, den Gemsen sei's da zu warm, sie stehen auf der Schattenseite; jagt man diese, so ist es ihnen da zu kalt. Ein Neuling oder lateinischer Schütze wird in den Bergen ebenso gefoppt wie unten in der Ebene, und je schlechter der ihm zugeteilte Posten, desto mehr der Verheißungen; mit gewaltiger Aufregung stand ein so angelogener Jagdfreund auf einem verlornen Posten, aber »kemma is ihm nix«.

Gemsengeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Gemskitzchen, die jungen Gemschen.

Gemskrickeln, die Hörner der Gemse.

Gemskugel, dicht zusammengeballte, nußgroße, runde Masse, welche man bei einigen Gemsen im Magen findet, und die wahrscheinlich durch Lecken zur Färbezeit dahin gelangt ist. Früher wurden sie als Arzneimittel benutzt.

Gemswild, Kollektivbezeichnung für die Gemse jeden Alters und Geschlechts.

Genicken, s. v. w. abgenicken (s. Töten).

Genickfänger, ein starkes, gerades, an der Spitze zweischneidiges Messer von etwa 15 cm Klingenlänge, mit welchem man Rehe und geringes Hochwild über dem ersten Halswirbel in das Gehirn stößt. Entweder ist ein G. fest im Heft, also dolchförmig, und wird dann in einer besondern Scheide getragen, oder er ist ein sogen. Einschlagmesser, welches wie ein Taschenmesser auf- und zugeklappt werden kann, durch eine Vorrichtung an der Feder und dem obern Teil der Klinge aber, wenn es aufgeklappt ist, feststeht und nur durch Ausheben der letztern zusammengeklappt werden kann; ihrer Bequemlichkeit wegen sind diese G. sehr im Gebrauch.

Genossen, s. v. w. begehrlich, also einen Hund g. machen, ihn anreizen. Vornehmlich ist dies bei Schweißhunden und Bracken notwendig. Will man einen jungen Schweißhund g. machen, der kein besonderes Temperament hat, so läßt man ihn auf der frischen, kranken Fährte arbeiten, löst ihn, wenn man das Wild schwer krank oder schon verendet im Schweißbett bemerkt, vom Hetzriemen und hetzt ihn, worauf er dasselbe stellen oder tot verbellen wird; es macht ihm natürlich mehr Freude, frei an das Wild herankommen zu dürfen als am Hetzriemen, immer aber halte man darauf, daß er es niemals anfaßt oder niederreißt. Man läßt den Hund Schweiß lecken und gibt ihm vom Aufbruch ein Stückchen Milz zu fressen, unterläßt es aber, wenn man bemerkt, daß er diese Gabe mißversteht und bei nächster Gelegenheit Lust zeigt, das Wild anzuschneiden, was ihm hart verwiesen werden muß. Die Parforcehunde müssen wissen, daß sie von dem zu jagenden Stück ihren Anteil bekommen, worauf sie um so freudiger jagen und, da sie das gejagte Wild niederreißen dürfen, resp. sollen, die

Pikeure aber immer zur Stelle sein müssen, wenn dieser Moment eintritt, und die Hunde von dem Anschneiden mit den Peitschen abhalten, so ist die Sorge wegen der Anschneidegelüste dieser Hunde nicht erheblich. Auf Hasen jagende Bracken werden durch Überlassen des Gescheides g. gemacht.

Gepanzert, s. v. w. geschildet.

Geräusch (Gelünge), Herz, Lunge und Leber des eßbaren Wildes; es fällt in der Regel dem Jäger anheim.

Gerecht heißt ein Jäger, welcher das Weidmannswerk gründlich versteht; meist ist diese Bezeichnung gleichbedeutend mit hirschgerecht (s. d.). G. sind ferner die sichern Zeichen, welche das Edelwild durch die Fährte und sein Benehmen beim Anschuß von sich gibt, so daß der Jäger dessen Geschlecht und Stärke, leichte oder schwere Verwundung sicher beurteilen kann. Da in den Zeiten, aus welchen diese Bezeichnungen herrühren, nur die Jagd auf den Edelhirsch in hohem Ansehen stand, so beziehen sich dieselben auch nur auf diesen, und man denkt sich dabei keinen gerechten Damhirsch- oder Rehjäger.

Gering, weidmännischer Ausdruck für klein oder jung; ein Sechsender oder Schneider ist daher ein geringer Hirsch, kann aber gleichwohl gut an Wildbret sein, niemals aber stark, worunter ein älterer Hirsch zu verstehen ist, der aber wiederum, wenn er kümmert, schlecht an Wildbret sein kann. Daher: X. hat einen geringen, aber guten Hirsch geschossen, dagegen einen starken, aber an Wildbret schlechten gefehlt (vgl. Jagdbar).

Gesang (Balzgesang, Balzarie), die Töne, welche der Auerhahn (s. d.) beim Balzen ausstößt.

Gesänge, die Euter, resp. Saugwarzen der Säugetiere.

Gescheide, Magen und Eingeweide aller Jagdtiere, und zwar rechnet man Magen ꝛc. zum großen, die Därme dagegen zum kleinen G.

Geschildet (gepanzert) heißt ein Wildschwein, welches durch Reiben der Schulterblätter an harzigen Stämmen erstere so mit Harz bedeckt hat, daß sie hart wie ein Panzer geworden sind. Daß ein Schrotschuß, den man nur im Notfall und aus nächster Nähe auf ein Schwein abgeben sollte, in einiger Entfernung durch diese Harzschilder unwirksam gemacht wird, ist leicht verständlich; daß sie aber einer Büchsenkugel widerstehen sollen, wird wohl nur von Jagdfreunden behauptet, deren Kugel das Schwein überhaupt unberührt ließ. — G. (oder geschildert) heißen die Feldhühner, wenn sie den braunen Brustfleck (»Schild«) haben (vgl. Schildern).

Geschleife, bisweilen gebräuchlicher Ausdruck für die befahrenen Röhren der Dachsbaue.

Geschleppe (Schleppe), das in einem Netz oder sonstwie zusammengefügte Hasen- oder sonstige Gescheide oder Fleisch, das man an einer Leine hinter sich her- und dem Fang- oder Luderplatz zuschleppt, um zu fangende Raubtiere dahin zu locken. — »G.« heißen auch die frischen oder aufgeweichten Hirschläufe, welche ein Pikeur vom Sattel aus nachschleppt, damit die Parforcemeute auf ihr wie auf der Fährte eines wirklichen Hirsches jagt. Bei den in neuester Zeit aufgekommenen Schleppjagden, z. B. denen des Offizierkorps vom 8. Kürassierregiment in Deutz, spielt diese Schleppe die Rolle des wirklichen Hirsches.

Geschlossen heißt eine Spur, in welcher die Schalen dicht nebeneinander stehen, also beim vertrauten Ziehen des Wildes, dessen Spur in der Flucht gespreizt ist und alsdann flüchtige Fährte, resp. Spur heißt.

Geschmeiß, die Exkremente der Raubvögel und Reiher; das Fallenlassen derselben heißt schmeißen.

Geschröt, die Testikel oder Geilen der Hunde und andern Raubsäugetiere.

Geschüh, die Fesseln an den Fängen der Jagdfalken, auch des Uhus vor der Krähenhütte.

Geschütte (Schütte, Schutt), das den Sauen vorgeworfene Futter, als: Erbsen, Gerste, Eicheln, Bucheln ꝛc.

Gesellschaftskrähe (Saatkrähe), s. Rabenartige Vögel 4).

Gesicht sagt man bei den Tieren, deren Augen man Seher nennt. — Die Wind-

hunde **jagen nur auf das G.**, heißt: sie verfolgen das Wild nur so lange, als sie es sehen, nicht mit Hilfe der Nase, wie Bracken, Schweißhunde u. a.

Gespenst, irgend eine Scheuche, ein Phantom, welches seinem Zweck dienen soll. Hat man z. B. einen Marder auf einem Baumast ausgemacht, so steckt man einen Stock in die Erde und hängt an denselben eine Mütze, ein Taschentuch oder irgend etwas andres Auffälliges, was den Marder so fest bannt, daß er nicht von der Stelle weicht und vom Jäger, der inzwischen seine Flinte geholt hat, geschossen werden kann. Muß man ein Stück Wild über Nacht draußen liegen lassen, so deckt man es mit Brüchen zu und steckt an Stöcke mit Pulverschleim verstänkerte Papierstücke, um die Sauen und Raubtiere davon abzuhalten.

Gesperr, die Jungen von Einem Fasanengeheck.

Gespiegelt heißen die Wildenten, wenn sie die charakteristischen Spiegel (s. d., 3) bekommen haben.

Gespreizt, von der Fährte oder Spur, s. Geschlossen.

Gesprengt nennt man die Feldhühner, wenn sie durch Beschießen sich getrennt haben und vereinzelt eingefallen sind.

Gestände, der Horst des Reihers.

Gestänge, s. v. w. Gehörn.

Gestelle (Richtwege, Stellwege, Schneisen, Schneusen), gerade und sich rechtwinkelig schneidende, durch den Wald ausgehauene Bahnen, durch welche derselbe in sogen. Jagen geteilt wird; die Seiten der dadurch entstandenen Quadrate machte man so lang, daß sie mit einer gewissen Menge Jagdzeug umstellt werden konnten. Die frühere Länge eines preußischen Jagens betrug 200 Fuß, deren 10 betrugen somit eine deutsche Meile. Jetzt sind sie halbiert.

Gestöber, die Losung des eßbaren Federwilds der Niederjagd.

Getreideweih, kleiner (Kornweih), s. Weihe 3).

Gewehr (weniger üblich Gewerf), die hervorstehenden Hauzähne der Wildschweine, von denen die im Oberkiefer stehenden auch gelegentlich Haderer genannt werden. — Bisweilen auch s. v. w. Treiberwehr.

Gewehr des Jägers. Man unterscheidet Seiten- und Schießgewehr. Unter ersterm versteht man nur den Hirschfänger, in frühern Zeiten das ehrenvolle Attribut eines ausgelernten hirschgerechten Jägers, welches ihm mit dem Lehrbrief feierlich überreicht wurde und ihn wehrhaft machte. Heutzutage ist man weniger heikel und duldet, daß Leute den Hirschfänger tragen, denen eine Elle oder ein sonstiges friedliches Werkzeug besser anstände. Die Form des Hirschfängers setzen wir als bekannt voraus, die beliebteste Form des Griffs ist die mit einfacher Parierstange ohne Bügel, der sogen. französische Hirschfänger, während der deutsche einen Bügel hat. Goldne oder silberne Verzierungen sind zwar sehr schön, im Wald sind aber die Beschläge am besten von dunklem Eisen, da sie nicht blitzen, und je kürzer der Hirschfänger, desto bequemer ist er beim Gehen; zum Abfangen des Wildes braucht er überhaupt nicht lang zu sein. Meist trägt man in der Scheide des Hirschfängers zugleich den Nickfänger.

Das Schießgewehr bestand früher in Bogen und Pfeil und in der Armbrust; mit der Erfindung des Schießpulvers führte sich nach und nach das Feuergewehr auch in der Jagd ein. Das älteste Jagdfeuergewehr ist das mit dem Radschloß, auf dessen höchst sinniger Konstruktion noch unsre heutigen Gewehrschlösser beruhen, und welches sich fast zwei Jahrhunderte hindurch unverändert erhielt. Eine Beschreibung dieses Schlosses mit Abbildungen enthält die »Illustrierte Jagdzeitung« von 1875, S. 105 ff. Nicht wie beim spätern Batterieschloß erfolgte die Explosion durch Schlagen des Hahns mit dem Feuerstein gegen den gegenüberliegenden Stahl, sondern durch die schnelle Umdrehung der feingezackten Radwelle gegen einen Feuerstein wurde ein sehr intensiver Funkenstrom erzeugt, durch diesen das Pulver in der Pfanne und durch den Zündkanal das im Lauf entzündet, mithin der Schuß losgemacht. Selbstverständlich konnte man mit diesem G. nur auf Wild, wenn es stand, schießen; dann war

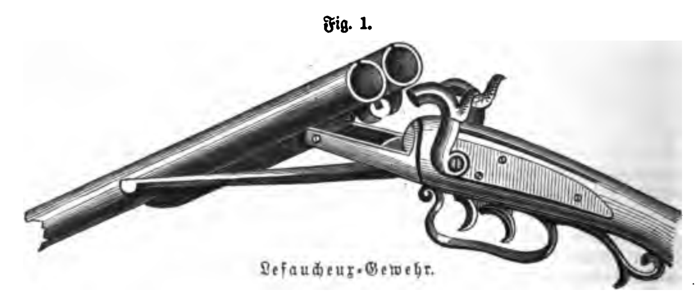
die Welle durch ein Vierkant aufgezogen, und wurde sie abgedrückt, so mußte sie erst eine vollständige Umdrehung um ihre Achse machen, ehe der Schuß losging; unsre Vorfahren müssen mithin sehr fest im Anschlag gelegen haben, auf flüchtiges oder fliegendes Wild hätten sie nimmer Erfolge erzielt. Die nächste Verbesserung des Jagdfeuergewehrs war das sogen. Feuersteinschloß und zwar ein Batterieschloß, wie es noch jetzt wenig verändert ist. Ein mit einem Feuerstein versehener Hahn schlug gegen einen Stahl, wodurch ein Funke hervorgerufen wurde, welcher das in der darunter gelegenen Pfanne befindliche Pulver und durch den in das Rohr führenden Zündkanal die Ladung entzündete. Auch diese Zündung war eine noch verhältnismäßig langsame, aber immerhin schon hinreichend schnelle, um mit Erfolg auf fliegendes Wild zu schießen, wie unsre Väter bewiesen haben. Die Unvollkommenheit dieses Gewehrs lag dagegen hauptsächlich in der Abhängigkeit vom Wetter; bei feuchter Luft und andauerndem Regen konnte das Pulver in der Pfanne kaum trocken erhalten werden, selbst während des Gespanntseins konnten Regentropfen hineinfallen, und somit stellten zahllose Versager unsre geduldigern Vorfahren hart auf die Probe und bewogen, wie bekannt, die preußische Landwehr oft genug, den Kolben zu gebrauchen, welches Auskunftsmittel dem Weidmann freilich nicht zu Gebote stand und steht. Wie umständlich (nach unsern jetzigen verwöhnten Begriffen) das Laden war, wird man sich denken können, und wurde durch eine unfreiwillige Bewegung das Pulver unbewußt verschüttet, so klappte der Hahn zwar nieder und gab Funken, die Mündung des Gewehrs aber blieb stumm; es mußte abgesetzt und die Pfanne mit frischem Pulver versehen werden, währenddessen der brave Hirsch oder der flüchtige Lampe Zeit genug hatte, sich der gefährlichen Nähe zu entziehen. Daher war eine epochemachende Erfindung die Konstruktion des Perkussionsgewehrs. An diesem ist die Pulverpfanne verschwunden, der Hahn führt keinen Feuerstein und ist ein bloßer Hammer geworden, der die Explosion des Zündhütchens bewirkt, unter welchem in einem kegelförmigen Piston sich direkt das Pulver befindet; eine kürzere Zündung, mithin ein schnelleres Feuer, ist gar nicht zu denken, und deshalb stehen noch heute die Perkussionsgewehre unübertroffen da. Ein weiterer ihnen gebliebener Vorzug besteht in der leichten Beschaffung der Munition; Pulver, Schrot, Zündhütchen führt jeder Dorfkrämer, von dem der einsam wohnende Weidmann seinen Bedarf entnimmt, und einfache Papierpatronen kann er sich selbst anfertigen; die Hinterlader dagegen beanspruchen Patronenhülsen, welche man sich nicht selbst machen kann, und sind sie durch irgend welchen unglücklichen Zufall ausgegangen, so ist das an der Wand hängende G. für den Besitzer nichts weiter als ein totes Stück Eisen. Daß sich der Zündkanal einmal verunreinigt, ein Zündhütchen einmal versagt, ist gewiß; bei den Hinterladern aber kommen auch genug Versager vor.

Diese Gewehre waren alle sogen. Vorderlader, d. h. sie wurden durch die Mündung der Rohre vermittelst eines Ladestocks geladen und waren am untern Ende durch die sogen. »Patentschwanzschraube« dicht verschlossen. Sie waren fast ausschließlich bis in den Ausgang der 50er Jahre im Gebrauch. Zwar war die Idee, das G. hinten offen zu konstruieren und zu laden, zu jener Zeit nicht mehr neu, denn man kannte schon Hinterladesysteme; sie wurden aber bei den Jagdgewehren erst allgemeiner, nachdem die preußische Armee durch die geniale Konstruktion Dreyses in Sömmerda allgemein mit dem Hinterlader bewaffnet wurde. Nicht schärferes Schießen, kürzeres Feuer, größere Trefffähigkeit nahmen den siegreichen Kampf mit dem Perkussionsgewehr vermittelst des Hinterladers auf, sondern die ungemein schnelle Ladung desselben. Während auf Treibjagden der Inhaber eines Hinterladers nach abgegebenen Schüssen in wenigen Augenblicken wieder schußfertig dastand, stopfte der Nachbar mit dem Vorderlader in verdrossener Hast seine bis dahin so geliebte Flinte, und zum erstenmal musterte

er sie mit scheelem Blick. Und da der Hinterlader auch scharf schoß und wenig zu wünschen übrig ließ, sein Inhaber auf die bei den Jagden mit Vorderladern bewaffneten Kollegen mit einem Lächeln herabsah wie ein modisch gekleideter Mann auf den im Frack des Vaters Erscheinenden, war der Sieg dieses neuen Systems unzweifelhaft, so daß man jetzt kaum noch Vorderlader sieht, nachdem der Preis der erstern so gesunken ist, daß sie dem großen Jägerpublikum zugänglich wurden. Zwar sind eine ganze Menge Hinterladesysteme nach und nach aufgetaucht, indessen sind viele nur unwesentliche Veränderungen, nicht immer Verbesserungen der hauptsächlichsten Systeme, die wir kurz vorführen und beleuchten wollen. Wir erklären aber hier gleich, daß eine spezielle Beschreibung derselben hier um so weniger am Platze sein kann, als zu deren Verständlichkeit zahlreiche Zeichnungen erforderlich wären, und wir müssen daher die Interessenten auf die sachliche Besichtigung dieser Gewehrformen verweisen, wozu jede Waffenhandlung genügende und zuvorkommende Gelegenheit bieten wird. Außerdem ist die Entscheidung des Jägers für dieses oder jenes G. sehr dem subjektiven Geschmack und den Geldmitteln unterworfen, zumal sie in ihrer allgemeinen Brauchbarkeit sich wenig unterscheiden. Überhaupt ist die Beschreibung eines Schießgewehrs im allgemeinen heute kaum mehr denkbar; nur am Perkussionsgewehr läßt sie sich ausführen, da ein solches nur Ein System hat, anderseits aber sieht man es nur noch ausnahmsweise im Gebrauch; die Hinterladegewehre hingegen sind in ihrer Konstruktion und besonders auch in den Schlössern so verschieden voneinander und erstere meist so kompliziert, daß eine Beschreibung nur mit großem Aufwand von Abbildungen verständlich wird, weshalb wir auf Spezialwerke über Jagdschießgewehre verweisen müssen.

Als erster Hinterlader erschien das Lefaucheux-Gewehr (Fig. 1), von dem französischen Büchsenmacher Lefaucheux 1835 erfunden und konstruiert. Wenn man bedenkt, daß dieses G. schon existierte, als man sich noch mit dem Feuersteinschloß quälte, so ist dessen verschwindend geringe Führung während ganzer zwei Dezennien schwer zu begreifen; denn, wie schon erwähnt, brach es sich erst und besonders in Deutschland in den 50er Jahren Bahn, verbreitete sich aber von da ab mit reißender Schnelligkeit. Es ist dieses G. das einfachste aller Hinterlader, dessen Behandlung selbst dem Laien auf den ersten Blick klar wird, zumal es dem Perkussionsgewehr am ähnlichsten ist. Eine Wendung des am Schaft befindlichen Knebels klappt die Rohre nach oben auf, die Patronen werden hineingesteckt, und wenn der Knebel in seine ursprüngliche Lage gebracht ist, ist das G. geladen und nach Aufziehen der Hähne schußfertig. In der dazu verwendeten Pappatrone steckt ein messingener Stift über einem in derselben versteckten Zündhütchen; der niederschlagende Hahn schlägt durch diesen Stift das

Fig. 1.



Lefaucheux-Gewehr.

Hütchen entzwei und entzündet somit den Schuß. Vermittelst eines Häkchens werden die abgeschossenen Patronen aus dem aufgeklappten G. gezogen, neue hineingeschoben, und das G. ist wieder schußfertig; das Laden der Patronen ist Sache des Schützen. Gewiß hat auch dieses G. seine Schattenseiten, wie jedes menschliche Machwerk; gleichwohl ist es empfehlenswert und das billigste. Der seitwärts bewegliche Knebel ist der sicherste, eine andre Befestigung desselben, am Abzugsbügel, weniger zu empfehlen, da sie leicht undicht wird. Die Nachteile des Lefaucheur-Gewehrs sind folgende: 1) die ausgeschossenen Patronenhülsen klemmen sich öfters fest und können nur mit großer Umständlichkeit, oft nur mit einem Entladestock herausgeschafft werden; 2) die Patrone ist nicht ungefährlich wegen des die Entzündung vermittelnden hervorragenden Stifts. Fällt eine solche zufällig herunter und mit dem Stift gegen einen harten Gegenstand, so kann sie leicht losgehen und Unheil anrichten. Bei manchen Lefaucheur-Gewehren klappen die Rohre nicht nach oben auf, sondern schieben sich seitwärts, eine im allgemeinen ganz unwesentliche Veränderung.

Neben diesem Hinterlader tauchte bald das Lancaster-Gewehr auf, ohne jedoch große Verbreitung zu finden, was in der Kompliziertheit seiner Konstruktion lag. Es ist dem Lefaucheur-Gewehr sehr ähnlich. Die Patrone wird dadurch entzündet, daß der Hahn gegen einen Schlagstift schlägt, der in der Umhüllung einer nur kleinen Spiralfeder sitzt, welche bezweckt, den Stift, nachdem er den Schlag auf das Zündhütchen vermittelt hat, wieder emporzuschnellen, was allerdings ganz hübsch ist, aber gelegentlich ausbleibt und die unangenehme Folge hat, daß der Schlagstift noch in der Patrone steckt und sich dem Öffnen des Gewehrs widersetzt. Beim Öffnen des Gewehrs schiebt eine Vorrichtung die Patronenhülsen so weit heraus, daß man sie anfassen und herausnehmen kann; klemmt sich diese aber, so fährt die Extraktionsvorrichtung über den Rand der Patrone hinaus, und dann kann diese nur mit einem Putzstock gewaltsam entfernt werden, was, wenn die Patrone versagte, also noch ihre volle Ladung enthält, überaus gefährlich ist, gerade wie beim Lefaucheur-Gewehr eine versagende festgeklemmte Patrone. Jedenfalls ist also das Lancaster-Gewehr keine Verbesserung des Lefaucheur-Gewehrs.

Eine andre Form ist das Zentralfeuergewehr, und das beste ist aus der Fabrik von Leue u. Timpe in Berlin. Es ähnelt in der Zündung gänzlich dem Zentralfeuer; im geladenen Zustand treten die Zündstifte aus den Pistons hervor, während sie andernfalls nicht sichtbar sind. Der Knebel oder Hebel liegt oben zwischen den Hähnen und wird durch einen Druck des Daumens so weit nach rechts gedreht, bis die Läufe aufklappen. Der Verschluß des Gewehrs findet an drei verschiedenen Stellen statt, zweimal unterhalb der Läufe und ferner durch einen Bolzen, welcher die verlängerte Schiene durchdringt. Dieser Verschluß ist offenbar sehr fest und zuverlässig und übertrifft den des Lefaucheur-Gewehrs insofern, als er bei diesem, wenn er etwas lose geworden oder zu stark geölt ist, möglicherweise sich von selbst drehen und dadurch das G. zur unrechten Zeit öffnen kann, was freilich wohl nur ein besonders unglücklicher oder, richtiger gesagt, nachlässiger Umstand herbeizuführen vermag. Nach erfolgtem Abschießen treten die Hähne von selbst in Ruhe und verbleiben so auch beim Laden. Die Entzündung bewirkt sich so schnell wie beim Lefaucheur-Gewehr, wenn auch nicht so schnell und präzis wie bei dem in dieser Hinsicht unübertroffenen Perkussionsgewehr. Dieses Zentralfeuergewehr ist sehr verbreitet, freilich nicht so wie das Lefaucheur-Gewehr, weil dieses in einfacher Form billiger ist als jenes, welches nur vom wohlhabenden Jäger angeschafft werden kann.

Diese bisher geschilderten Gewehre bilden zusammen eine Kategorie, nämlich die der Gewehre mit Schlagfedern und Hähnen; sie stehen den andern gegenüber, welche Zündnadeln und keine Hähne haben, den sogen. Zündnadelgewehren. Zwei Formen sind es, denen wir bei diesen begegnen: 1) das Dreysesche Zündnadelgewehr mit der neuerdings erfundenen Rotationsvorrichtung und 2) das Teschnersche Patentzünd-

nadelgewehr aus der Fabrik von Fr. Collath in Frankfurt a. O. Das Dreysesche Zündnadelgewehr ist durch das preußische Militärgewehr so bekannt, daß man von einer speziellen Beschreibung absehen kann, denn wenngleich die Jagdgewehre ein viel zierlicheres Aussehen haben und bei den Doppelgewehren die beiden Rohre dem G. ein fremdes Äußere geben, so unterscheidet sich der Mechanismus nicht von dem bekannten Zündnadelgewehr, in welchem also eine Spiralfeder den sogen. Zündstift auf den Spiegel treibt, welcher in der Patrone steckt, und durch Entzünden der letztern das Losgehen des Schusses bewirkt. Sowenig gegen die Leistungsfähigkeit des Dreyseschen Zündnadelgewehrs einzuwenden ist, so viele Gegner finden anderseits seine äußere Gestalt und seine nicht unerhebliche Schwere. In ersterer Hinsicht finden manche die gänzlich frei liegenden Rohre nicht schön. Daß durch längere Abnutzung der Zündnadel diese den Dienst versagen solle, kann dem G. nicht als Fehler angerechnet werden, da man diesem Übelstand durch rechtzeitige Erneuerung derselben vorbeugen kann, und Versager, die man an ihm aussetzt, haben auch andre Gewehre; eher ließe sich einwenden, daß sein verhältnismäßig hoher Preis die Anschaffung so manchem Liebhaber unmöglich mache. Die sogen. Rotationsvorrichtung hat den Zweck, aus den Flintenläufen mit Erfolg Kugeln zu schießen. Da hierzu gezogene Läufe notwendig sind, so konstruierte Dreyse eine Art Kapsel, die zwei kurze gezogene Läufe enthält, welche den Flintenrohren genau anpassen und die Kugelladung aufnehmen; dadurch, daß sie starken Drall haben, wird beim Abschießen die Kugel so zum Rotieren genötigt, daß sie wie aus einem vollständigen Büchsenrohr hinausfliegt. So gut erfunden diese Konstruktion ist, so wenig Anklang hat sie im allgemeinen gefunden; denn 1) ist das Rotationsstück schwer, und niemand wird es als Annehmlichkeit erachten, ein solches den ganzen Tag in der Jagdtasche zu tragen; 2) wenn auf einer Jagd voraussichtlich die Kugel zur Anwendung kam, thut die Büchsflinte, welche Schrot- und Kugelschuß nebeneinander hat, bessere Dienste; 3) läßt sich oft nicht so leicht, wie man annimmt, das Rotationsstück anschieben, zumal wenn das G. einigen Rost angesetzt hat, was bei regnerischem Wetter bei aller Sorgfalt nicht zu vermeiden ist; 4) aber ist es noch schlimmer, wenn sich zwischen dem Rotationsstück und den Flintenrohren auch nur der geringste Rost oder schmieriges Öl festgesetzt hat, dann ist das Rotationsstück, wie Verfasser mehrfach Augenzeuge war, mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln im Wald und trotz vereinter Kräfte stämmiger Weibleute schlechterdings nicht herunterzukriegen und der Inhaber somit übel daran, wenn er nicht etwa mit der Kugel auf Hasen schießen will oder kann. Der Mangel an Hähnen stößt ebenfalls viele von diesem G. zurück, welche meinen, in den beiden Hähnen ein natürliches Visier bei Schnappschüssen und im Dunkeln zu haben. Fermen Schützen wird das Fehlen der Hähne zwar kein Grund zur Bemängelung sein; im allgemeinen aber wird sich auch nicht bestreiten lassen, daß ein G. mit Hähnen gefälliger aussieht als eins ohne Hähne.

Neben diesem G. steht das Teschnersche Patentzündnadelgewehr (Fig. 2 u. 3) mit folgenden Abänderungen oder, richtiger gesagt, Verbesserungen. In Hinsicht der äußern Erscheinung ist dasselbe schon um deshalb weit gefälliger, weil die Rohre glatt am Schaft liegen, die Schlösser in demselben verborgen sind und somit das G. eine höchst gefällige, schlanke Gestalt zeigt. Statt der Spiralfedern treiben Schlagfedern den Zündbolzen in die Patrone, welche von dünnem Papier angefertigt wird und dadurch ein gleichförmiges Platzen derselben, mithin ebensolches Auseinandergehen der Schrote bewirkt. Geöffnet wird das G. wie das Lefaucheur-Gewehr, und wenn vorher aus ihm gefeuert worden ist, so schieben sich durch das Öffnen die Patronenhülsen von selbst heraus, schließen mithin das leidige Festklemmen, wie bei den Lefaucheur-Patronen, unbedingt aus. Im Schlußspiegel der Patrone steckt ein kleiner, nur mit dem Kopf hervorragender Stift; auf diesen schlägt der Schlagbolzen beim Abdrücken,

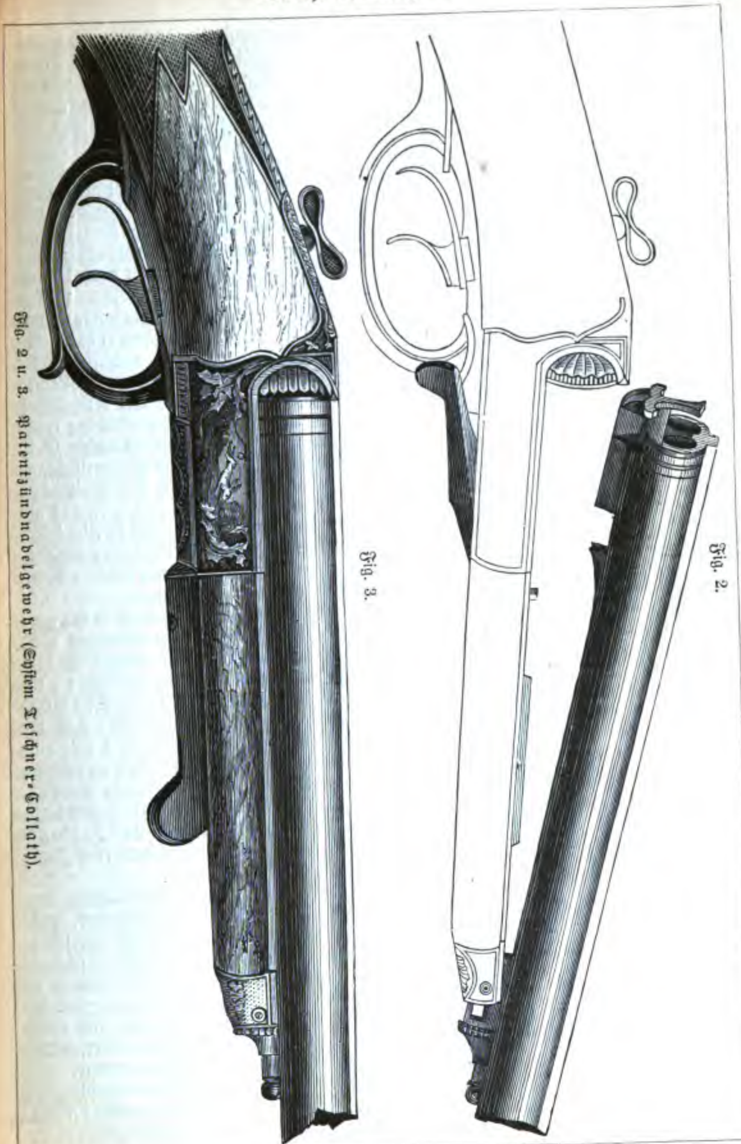


Fig. 2 u. 3. Patentzündnadelgewehr (System Teschner-Collath).

der erstere durchsticht die Zündpille und entzündet dadurch das Pulver. Das Teschnersche G. ist ein Selbstspanner, d. h. die Federn werden durch das Öffnen des Gewehrs von selbst gespannt. Ein unbeabsichtigtes Losgehen verhindert die auf dem Kolbenhals angebrachte Flügelschraube, welche, mit einer Viertelwendung nach rechts gedreht, einen exzentrischen Absatz vor die Nüsse drückt und somit ihr Losschlagen unmöglich macht. Die Vorzüge dieses wirklich ausgezeichneten Gewehrs bestehen 1) in schneller Ladefähigkeit, welche drei Griffe beansprucht: einen zum Öffnen des Gewehrs, einen zweiten zum Einführen der Patrone und einen dritten zum Schließen desselben, womit es schußfertig ist; 2) in der größern Dauerhaftigkeit der Schlagfedern gegen die Spiralfeder; 3) in dem zuverlässigen selbstthätigen Patronenschieber; 4) die sehr einfache und zuverlässige Versicherung fällt sehr in die Augen, und da sie in der angegebenen Stellung sicher das Losgehen verhütet, überzeugt man sich auf Einen Blick von dem Zustand des Gewehrs; 5) das G. hat einen sehr dichten Verschluß, welcher das Entweichen der Pulvergase nach hinten ausschließt, und endlich sind die dünnen Papierpatronen dem Schrotschuß günstiger als starke von Pappe. Der Umstand, daß man die Patronen nur vom Fabrikanten beziehen kann, was manchem bedenklich ist, erledigt sich dadurch, daß man sich die Patronen selbst anfertigen kann und sich also nur die Schlußspiegel und Zündkapseln kommen zu lassen braucht. Da der Schlußspiegel sehr dauerhaft ist und der Zündstift in demselben brauchbar bleibt, so hat man nur nötig, eine neue Zündkapsel einzusetzen und mit Gummi zu befestigen sowie eine frische Papierhülse umzukleben, womit man die brauchbare Hülse vor sich hat. Zunächst auf das Pulver kommt ein Pfropfen oder pappener Treibspiegel, dann der Schrot und hierauf wieder ein Treibspiegel, worauf man das überflüssige Papier der Hülse abschneidet und verklebt. Es braucht kaum noch erst gesagt zu werden, daß man die Hülse lang oder kurz machen kann, was gegen die steifen, unbequemen Papphülsen von großem Vorteil ist. Wenn wir hiermit anstandslos diesem G. in Leistungsfähigkeit, Ausstattung und Dauer den ersten Rang vor allen andern einräumen, so auch ganz besonders in dem großen Vorzug, den wir keinem Birschjäger weiter zu erörtern nötig haben, daß es **Rundkugel schießt**. Mögen Langgeschosse zu andern Zwecken ihren berechtigten Wert haben, im Walde durch das Gezweig hindurch auf Wild hält nur Eine Kugel sichern Strich, und das ist die Rundkugel; mancher Weidmann führt allein deshalb noch die alte Vorderlader-Büchsflinte, weil er sich dieser Kugel nicht entschlagen kann und mag. Noch keiner hat, nachdem er das Teschnersche G. kennen lernte, dasselbe wieder weggelegt, wie es bei andern Systemen häufig genug vorkommt. Der Kugelschuß hat eine Kraft, die der Expreßbüchse kaum nachsteht. Das Teschner-Collathsche G. ist in Österreich-Ungarn und Süddeutschland sehr verbreitet und wird auch nordwärts sich immer mehr ausdehnen, wenn es unbefangen beurteilt wird, was freilich leider nicht immer geschieht. Die dem Fabrikanten eigne Munition ist von großem Wert, weil sie nur von ihm bezogen, daher nicht gefälscht werden kann. Freilich ist der nicht unerhebliche Preis dieses Gewehrs nicht jedem erschwinglich und besonders dem knapp besoldeten Beamten zu hoch, der ein Lefaucheux-Gewehr für den halben Preis haben kann; dafür kommt aber auch die Fabrik unbemitteltern Käufern sehr entgegen und liefert ausnahmslos nur Exemplare von peinlichst sorgsamer Ausführung. Prüfe jeder und behalte er das beste, dazu sind die gewerblichen und Jagdausstellungen da, deren Studium kein Jagdliebhaber versäumen sollte.

Dieses sind die hauptsächlichsten Vertreter unsrer jetzigen Jagdgewehre, zwischen welchen aber noch manche Zwischenformen existieren, die aber meist verschwinden, wie sie kamen, um andern Platz zu machen. So machte in neuester Zeit die sogen. **Expreßbüchse** viel von sich reden als ein G. von erstaunlicher Wirksamkeit oder, um weidmännisch zu reden, von solchem Brande, daß jedes angeschossene Stück Wild im Feuer bliebe, auch bei Anschüssen, bei denen es aus andern Gewehren

noch weite Flucht machte und meist gar nicht zur Strecke käme. Verfasser hat sich in seinem »Weidwerk« folgendermaßen über dieses G. ausgesprochen: »Ein solches G. hat 70 cm Lauflänge, das Büchsenrohr an der Mündung 19 mm äußern Durchmesser, 4 mm Laufstärke, daher 11 mm Kaliber; der untere äußere Durchmesser beträgt 24 mm und 5 mm Laufstärke bei 3/4 Drall. Die etwa zu zehn Schüssen brauchbare messingene Patrone hat im Boden eine eingelassene Kapsel mit seitwärts stehendem Zündloch, auf welche das Zündhütchen festgesteckt wird; Ladung 6 g Scheibenpulver (»nasser Brand«). Das gestreckte, an der Spitze abgerundete Langgeschoß wiegt voll 23 g, hohl 22 g; beim Hohlgeschoß ist die obere Hälfte hohl, an der untern befinden sich drei Riefen, wie an den Spitzkugeln. Es ist ein Mausergeschoß, wird mit halb aus Wachs, halb aus Talg gefettetem Seidenpapier umwickelt und auf das Pulver gesetzt. Das G. hat Hahnenschloß mit Schlagbolzen. Ein weidwund geschossenes Tier war noch 100 Schritt gezogen, nach drei Stunden kalt und steif, Gescheide und Wanst sehr zerrissen, Leber mit drei kleinen Schrammen, Zwerchfell und Herzkammer nicht verletzt. Die Splitter saßen auf der entgegengesetzten Seite dicht vor der Haut. Ein mit Vollkugel weidwund geschossenes Damwildkalb zog gleichfalls 100 Schritt, verendete aber sofort, ohne abgenickt zu werden. Ein andres Damwildkalb blieb auf 120 Schritt durch Blattschuß im Feuer, die Kugel durchschlug hinter ihm den Rand einer Kiefer 2 cm tief und 7 cm lang und ein hinter dieser stehendes Kalb durch die Lunge, welches noch 400 Schritt fortzog und erst am nächsten Tage gefunden wurde. Die Kugel saß jenseit des Anschusses unter der Haut. Die Hohlkugel ist nämlich ein Expansionsgeschoß und zersprengt sich beim Aufschlagen in etwa acht Stücke im Umkreis einer Handfläche.«

Ebenso großes Interesse erregte die neuerdings aufgetauchte W ü r g b o h r u n g (shokeboring) für Schrotgewehre. Auf 60 Schritt durchschlugen aus dem flaschenhalsartig gebohrten Würgbohrrohr 18, aus dem andern, gewöhnlichen Rohr 10 Körner Nr. 4 einen etwa 2 cm starken Bretterzaun. Das G. hatte Kaliber 12, Ladung mit gutem Flintenpulver 65 g, Schrot 38 g, mithin annähernd 100 Schrote Nr. 4. Die Leistungen dieses Gewehrs werden jedenfalls übertrieben dargestellt, doch besteht ein sehr zu schätzender Vorteil darin, daß es zwar sehr streut, dabei aber einige Schrote sicher auf das Ziel wirft, eine auf Flugwild sehr zu schätzende Eigenschaft. Die Rohre dieser Flinte sind sehr schwer, schließlich thut eine andre dieselben Dienste. Auch die Expreßbüchse hat für uns nicht nur keinen Zweck, sondern schädigt sogar durch das Sprengen des Geschosses das Wildbret für den Gebrauch in der Küche; wir wollen sie der Jagd auf Tiger, Hyänen und ähnliche Kreaturen überlassen. Blicken wir auf alle diese Gewehre zurück, so kommen wir zu dem Schluß, daß sie, aus g u t e r F a b r i k bezogen, sämtlich brauchbare Werkzeuge sind. Oft indes wird ein System von unkundiger Hand nachgeahmt, und wenn es sich dann als unbrauchbar herausstellt, so ist nicht der Erfinder daran schuld, sondern die nachpfuschende Hand. Die Büchsenmacherei stellt sich heutzutage fast schon in die Reihe der Künste, daher sie auch von Meisterhand betrieben sein will. Wer das Geld nicht, aber ein gutes Perkussionsgewehr hat, wen das »Noblesse oblige« nicht zwingt, der behalte die alte Freundin, und er wird mehr Vergnügen mit ihr haben als mit einem modernen, billigen Machwerk aus Pfuscherhand, von dem er nie weiß, wann es ihm gelegentlich um die Ohren fliegt.

Alle Jagdgewehre, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, zerfallen in S c h r o t- und K u g e l g e w e h r e; erstere heißen F l i n t e n, letztere B ü c h s e n, und wenn beide vereinigt sind, also der linke Lauf zum Schrot- und der rechte zum Kugelschuß eingerichtet ist, so heißt dies G. B ü c h s f l i n t e, sind beide Rohre für Kugel: D o p p e l b ü c h s e, welche übrigens am seltensten im Gebrauch ist. E i n f a c h e Flinten, welche vor Dezennien die Jägerlehrlinge zum ersten Debüt trugen, werden kaum mehr gebaut; Büchsen dagegen sind immer einläufig, kurze nennt

man Birschbüchsen, eine besondere Art der Tiroler 2c. Bergjäger Stutzen. Scheibenbüchsen haben lange Rohre, weil solche die zum Scheibenschießen notwendige weite Tragfähigkeit haben. Die Büchsen führen sogen. gezogene Rohre, d. h. im Innern meist 5 flache, 6/8mal um die Längenachse oder Seele sich drehende Riefen, die sogen. Züge, welche der Kugel eine rotierende, d. h. um sich selbst drehende, Bewegung und dadurch erheblich mehr Kraft und Schnelligkeit verleihen. Flintenrohre sind innen glatt, Pistolenrohre haben nicht selten Haarzüge, d. h. mit der Längenachse parallele haarförmige Einschnitte; solche Züge in Flinten schießen die Schrote sehr scharf, sind indessen nur sehr selten im Gebrauch. Verdrängt sind die Pistolen fast gänzlich durch die Revolver, bei denen man auch die verschiedensten Systeme anwendet; der Vorzug dieser allbekannten Waffe vor der Pistole besteht darin, daß man 5—6 Schuß hintereinander abgeben kann, weshalb sie im Handgemenge eine sehr sichere, resp. gefährliche Waffe ist. Zu den Jagdwaffen im engern Sinn gehört aber weder die Pistole noch der Revolver.

Geweih, der Kopfschmuck des männlichen Hochwilds (s. Edel-, Dam- und Elchwild).

Geweihstuhl, gelegentliche Bezeichnung für Rosenstock (s. Edelwild).

Gewende, s. v. w. Himmelszeichen.

Gewitterregenvogel (großer Brachvogel), s. Brachvogel 1).

Gewölle, die unverdaulichen Teile vom Fraß der Raubvögel, als Federn, Haare, Knochen, Flügeldecken von Käfern 2c., welche sie nach einiger Zeit ausspeien; die G. reinigen dem Vogel Magen und Kropf, gehören daher zu seinem Wohlbefinden, und es müssen ihm in der Gefangenschaft öfters Tiere mit Federn oder Haaren gereicht werden, damit er G. auswerfen muß.

Gezogen heißt ein Gewehrlauf, in dessen Inneres Längsfurchen eingeschnitten sind.

Giarol, s. Regenpfeifer 8).

Gierfalke, s. v. w. norwegischer Jagdfalke, s. Falken 2).

Gir (Bartgeier), s. Geier 4).

Glucken, der Ton, mit dem die Auerhenne ihre Jungen lockt.

Gluth (Triel), s. Dickfuß.

Gocken, der Ton, mit dem die Auerhenne den Hahn warnt.

Goldadler (Steinadler), s. Adler 2).

Goldamsel, s. v. w. Pirol.

Goldeule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Goldfuchs, s. v. w. Birkfuchs, s. Fuchs.

Goldkiebitz (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Goldmarder, s. Marder 1).

Goldmerle, s. v. w. Pirol.

Goldohr (geöhrter Lappentaucher), s. Taucher 2).

Goldohr, großes (gehörnter Lappentaucher), s. Taucher 3).

Goldtute (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Gordon Setter, s. Vorstehhund 5).

Gottesvogel, s. v. w. Pirol.

Gräckelster, s. v. w. Elster.

Grasläufer (Wiesenralle), s. Ralle 1).

Grattiere, die meist vereinzelt in den obersten Alpenregionen stehenden Gemsen.

Grauentchen (Krikente), s. Ente 2).

Graufalke (Rauhfußbussard), s. Bussarde 2).

Graukopf (Turmfalke), s. Falken 8).

Graumantel (Nebelkrähe), s. Rabenartige Vögel 3).

Grauschwanz (Rohrweih), s. Weihe 1).

Grauwerk, das Pelzwerk des grauen Eichhörnchens.

Grauwürger (grauer Würger), s. Würger 2)

Gräwing, s. v. w. Dachs.

Greben (großer Lappentaucher) s. Taucher 1).

Greifen sagt man gelegentlich von einem Raubtier, welches eine Beute fängt.

Griffe, die Fänge der Raubvögel.

Grimbart, s. v. w. Dachs.

Grindschnabel (Saatkrähe), s. Rabenartige Vögel 4).

Grob, von Sauen, s. v. w. stark.

Grollen, das Geschrei des Hirsches, das er zur Brunftzeit beim Kampf mit einem andern ausstößt.

Gromel (Gräne), s. v. w. Haken.

Gropper (Alpenstrandläufer), s. Strandläufer 5).

Großherzog, s. v. w. Uhu.

Großkopf (rotrückiger Würger), s. Würger 3).

Großtrappe, s. Trappen 1).

Grudeln heißt in Süddeutschland der zweite Teil vom Balzschlag des Birkhahns.

Grünbein, kleines (Teichwasserläufer), s. Wasserläufer 6).

Grünfüßel (punktierter Wasserläufer), s. Wasserläufer 2).

Grünschenkel (hellfarbiger Wasserläufer), s. Wasserläufer 5).

Gut ist ein starker Hirsch oder Bock, namentlich auch, wenn er feist ist; alsdann sagt man auch »g. am Leib«.

Gute Jagd wird geblasen, wenn die Meute die richtige Fährte festhält.

Guter Wind weht dem Jäger entgegen, vom Wild her.

Gutes Zeichen ist die Folge eines tödlichen Schusses, s. Edelwild (Schußzeichen).

Gute Zeit ist die Zeit, wo das Wild gut am Leib ist.

Gütvogel (großer Brachvogel), s. Brachvogel 1).

Gyrfalke (norwegischer Jagdfalke), s. Falken 2).

H.

Haar, die Bekleidung des vierfüßigen Wildes; Sauen haben Borsten, Hasen Wolle.

Haarentchen (kleiner Lappentaucher), s. Taucher 5).

Haarschnepfe, kleine (Stummschnepfe), s. Schnepfen 4).

Haarwild, alles vierfüßige Wild.

Haarzüge, s. Gewehr (S. 218).

Hab' acht!, ein üblicher, aber meist schädlicher Zuruf der Schützen auf Treibjagden, um den Nebenmann auf das Anlaufen eines Wildes aufmerksam zu machen; oft macht das Wild die Nutzanwendung dieses Zurufs und verschwindet schleunigst. Kommt Federwild angestrichen, so ruft man: Tiro! Man ruft auch wohl dem heftig anziehenden Hühnerhund H. a.! zu, um ihn vorsichtig zu machen; üblicher jedoch, wenngleich nach jedes Belieben, ist der Zuruf: Wahre dich! oder sachte!

Haberbock (Bekassine), s. Schnepfen 2).

Habergeiß (Habichtseule), s. Eulen 1).

Habicht, blauer, s. Weihe 3).

Habichte (Asturinae), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel, welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt die eine Gattung: Astur. In ihrer äußern Erscheinung sind die H. zwar von schlankem Körperbau, im Fluge jedoch fallen die sehr kurzen, abgerundeten Flügel auf, welche in der Ruhe den langen Schwanz etwa nur zur Hälfte bedecken, was bei keinem andern unsrer einheimischen Raubvögel zutrifft. Die 1. Schwinge ist sehr kurz, die 3., 4., 5. sind fast gleichlang, daher der abgestumpfte Flügel; die 4. ist die längste. Die Ständer sind mäßig lang, aber sehr kräftig; Mittelzehe auffallend die längste von allen; Krallen schwarz, sehr stark, gekrümmt und scharf. An den Sohlen starke Zehenballen zum Festhalten des Raubes; Hackengelenk vorn und hinten mit Schildern versehen. Die Weibchen sind auffallend größer und stärker als die Männchen, bei den Finkenhabichten oder Sperbern oft um ¼—⅓. Alle H. sind schnelle und gewandte Flieger, die ihren Raub schlagen, gleichviel ob er fliegt, sitzt oder läuft, und stehen in der Reihe der schädlichsten Raubvögel obenan. Zwei Arten:

1) **Hühnerhabicht** (Astur palumbarius *Bechst.*, Falco palumbarius *L.*, Accipiter astur *Pall.*, Falco gallinarius, gentilis, dubius ꝛc.; Stockfalke, großer Stößer, Doppelsperber, Eichvogel, Taubenhabicht, Taubenstößer, Stoß-, Hachtvogel, Weißbrust ꝛc.; s. Fig. 1, S. 220). Beschreibung. Länge 60 cm, Schwanz 28, Schnabel 3, Hackengelenk 9, davon unbefiedert 4,5, Innenzehe 2,8, ihre Kralle 2,8, Mittelzehe 4,5, ihre Kralle 1,8 cm. Das Männchen ist erheblich kleiner.

Der alte Vogel (vgl. v. Riesenthal, Raubvögel) ist vom Scheitel über Rücken und Flügel bis zur Schwanzspitze gleichmäßig dunkel graubraun gefärbt und von der Kehle bis an den Unterleib auf reinweißem Grund graubraun schmal gebändert, so daß diese Bänder etwa halb so breit sind wie der weiße Untergrund zwischen ihnen; auf der Brust sind diese Bänder am breitesten, viel schmäler auf den kurzen Hosen und am kleinsten und schmälsten an der Kehle und dem befiederten Teil des Hackengelenks. Wie die Brust, sind auch die innern Flügeldeckfedern gebändert, die Innenfahne ebenso, aber deutlicher auf dem weißen Grund, und die Bänder werden nach den kleinern Schwungfedern hin undeutlicher. Die obern Schwanzdeckfedern sind einfach graubraun, die untern, also am After, reinweiß mit langem Flaum. Die Schwanzfedern sind dunkel gebändert, die Außenfedern sechsmal, die nächstfolgenden fünfmal, die mittlern viermal; der untere Rand der Bänder ist hell gekantet; auf der Unterseite des Schwanzes dieselbe Zeichnung auf weißgrauem Grund. Schwanzspitze weiß gekantet. Iris orangerot, Füße ockergelb; das Männchen hat über den Rücken hin einen bläulichen Anflug, welcher nach dem Tod aber bald verschwindet; das Weibchen hat ihn nicht, dagegen am Unterleib eine etwas rötliche Färbung und breitere Bänder auf der Brust. Ein andrer Unterschied in der Färbung ist zwischen alten Männchen und Weibchen nicht vorhanden. Der junge Vogel unterscheidet sich vom alten so wesentlich, daß er von Unkundigen, welche die Gattungskennzeichen nicht beachten, häufig gar nicht als Habicht, sondern öfters als Falke angesprochen wird. Der ganze obere Teil des Vogels ist viel heller graubraun, ins Rötliche übergehend, die Bänderung daher deutlicher, und diese erstreckt sich auch auf die kleinen Schwungfedern. Die Bänder der äußern Schwanzfedern sind hell gekantet mit dreieckigen Flecken am Schaft zwischen den Kanten; die mittlern Schwanzfedern haben dunklere Färbung. Die Federn am Nacken und zwischen den Schultern sind rötlichgelb mit einem sich nach der Spitze hin verbreiternden dunkelbraunen Schaftfleck. Die ganze Unterseite des Vogels ist gelblichweiß, die Federn haben nach der Spitze hin sich verbreiternde dunkelbraune Schaftflecke, welche, analog der beschriebenen Bänderung des alten Vogels, größer oder kleiner sind. Das Weibchen ist blässer in Färbung, die Schaftflecke sind rötlicher. Iris hellgelb, Füße grünlichgelb. Der Vogel mausert im August seines zweiten Lebensjahrs und legt alsdann dieses Kleid ab; die sich demnächst zeigende Bänderung ist aber in den nächsten 2—3 Jahren viel breiter auf gelblichweißem Grund als beim alten Vogel. Iris bei jungen Vögeln grünlich-, bei alten hochgelb; Schnabel grauschwarz mit sehr langem Haken; Wachshaut gelb, Nasenlöcher eirund, schräg liegend; Rachen bis unter das Auge gespalten; über letzterm ein weißer Streifen, im Nacken weiße Flecke; Bartborsten schwarz. Die Ständer der jungen Vögel sind trübgelb, der alten ockergelb; untere Hälfte der Zehen geschildet; auf dem Schwanz 5—6 dunkle Binden. Die Beschreibung dieses gefährlichsten Raubvogels kann gar nicht speziell genug gegeben werden, da sich das Jugendkleid vom Alterskleid wesentlich unterscheidet und der Hühnerhabicht trotz seines häufigen Vorkommens nur zu oft verkannt wird. Der Jäger aber, welcher sein Jagdrevier hegen will, muß diesen Raubvogel sicher kennen, um ihm stets und überall nachzustellen, andernfalls

Fig. 1.



Hühnerhabicht (Astur palumbarius).

seine Bemühungen um die Jagdpflege und Jagdhebung erfolglos bleiben werden und müssen. Wenngleich der Habicht nicht die reißende Schnelligkeit des Falken hat, so fliegt er doch schnell und gewandt genug, um eine Taube einzuholen, und während der Falke nur von oben her und im Freien schlagen kann, stößt der Habicht von oben, von der Seite, ja selbst von unten her auf seine Beute, im Freien wie im Holz, nimmt den Vogel vom Wasserspiegel weg, halt ihn unter dem Busch, selbst aus dem Astloch heraus und vermag im dichten Holz vermöge seines langen Schwanzes fast ohne Flügelschlag sich seiner Beute nachzuwerfen, mit Einem Wort: keine Kreatur ist vor ihm sicher, wenn sie ihm nicht an Kräften überlegen ist, und der Hühnerhabicht erscheint mithin als eine furchtbare Geißel der kleinen Jagd.

Seine Stimme am Horst ist ein kreischendes Schirken, in sonstiger Aufregung klingt sie wie »Giagiagiagiagia!«, fast dem höhnischen Gelächter eines Menschen ähnlich. Im Flug richtet er den Kopf etwas aufwärts, so daß er sehr kurz erscheint. Er fliegt mit geringem, mehr schwirrendem Flügelschlag und steht in der Ruhe gern mit eingezogenem Kopf und gekrümmtem Rücken.

Verbreitung, Aufenthalt. Die erstere ist sehr groß, wenngleich nicht über den 70.° nördl. Br. hinaus; in Asien geht er bis nach dem nördlichen China, auch im nördlichen Afrika und Amerika wird er angetroffen. In Mitteleuropa fehlt er nirgends und ist ebenso, je nach der Lage, Stand-, Strich- oder Zugvogel; Ebene oder Gebirge, trockne oder bruchige Gegenden sind ihm gleich, selbst baumlose Gegenden und Steppen durchstreift er, wenngleich er in ihnen nur ausnahmsweise Brutvogel ist; je mehr er Gelegenheit zum Rauben findet, desto ständiger ist sein Aufenthalt.

Lebensweise, Horsten. Der Hühnerhabicht raubt von der Auerhenne bis zur Drossel, vom Rehkälbchen bis zum Eichhörnchen und abwärts alle Tiere, denen er beikommen kann, und da er sehr gefräßig ist, so kann man immerhin sein eignes Körpergewicht auf den täglich zu verbrauchenden Fraß veranschlagen. Man sieht ihn nicht häufig hoch in der Luft; segeln, wie die Bussarde, kann er wegen seiner kurzen Flügel überhaupt nicht, desto rühriger aber streicht er an Holzrändern oder im Wald selbst, möglichst gedeckt, herum, um seine auserseheneBeute plötzlich zu überfallen, und Verfasser beobachtete, wie er von einer Kiefer herab, an deren Stamm gedrückt, den Hühnerhof beobachtete, um im geeigneten Augenblick seinen Raub auszuführen. Einsam im Wald belegene Gehöfte sind, wie jeder Forstmann bezeugen wird, seinen Angriffen so ausgesetzt, daß die Federviehzucht überhaupt in Frage gestellt werden kann. Die Feldhühner werden von ihm auf die fürchterlichste Weise dezimiert und liegen, wenn sie ihn gesehen haben, so fest, daß sie oft der gewandteste Hühnerhund nicht zum Aufstehen bringen kann. Ebenso raubt er ganze Birkhühnerfamilien aus und meist die jungen Hennen, die ihm leichter zur Beute fallen als die stärkern Hähne, und wie er in Fasanengehegen aufräumen würde, wenn nicht die ungeteilteste Aufmerksamkeit gegen ihn gerichtet wäre, bedarf keiner Beschreibung. Namentlich zur Horstzeit sind beide Alte ununterbrochen im Geschäft, den stets hungrigen Jungen den Fraß herbeizuschleppen, und dann spottet die Frechheit des raubenden Weibchens aller Beschreibung; man hat beobachtet, daß ein solches nicht nur die brütende Drossel vom Nest nahm, sondern dieses selbst mitsamt den Jungen wegriß und in den Klauen davontrug. Einem Jäger, der einen Rehbock blatten wollte, strich auf den singenden Ton des Blattes ein junger Hühnerhabicht so nahe, daß er geschossen werden konnte, ein Beweis, daß er auch den Rehen, natürlich nur jungen Kälbchen, nachstellt. Auch der alte, starke Hase ist seinen Angriffen ausgesetzt; der Hühnerhabicht schlägt ihm seine langen, scharfen Krallen in den Rücken ein und reitet förmlich auf dem Flüchtigen, der bald ermattet und seinem Geschick verfällt, da ein Habicht so leicht nicht losläßt, was er einmal gefaßt hat. Schon im März hört man die kreischenden Töne, welche die Horstzeit einleiten, dann sieht man auch das Paar sich treiben und spielend

unterhalten; der Horst ist meist groß, da er fast immer auf alten Horsten andrer Raubvögel erbaut ist, sieht etwas liederlich aus, ist im Innern aber kaum 15—18 cm tief, vielleicht wegen des langen Schwanzes des Brutvogels, den dieser über den Horst hinausragen läßt. Mitte April ist das aus 3—4 Eiern bestehende Gelege fertig; dieselben sind frisch grünlichweiß, später mehr grau, von etwas grober Textur, ziemlich gleichhälftig und sehr verschieden groß, etwa von 63 : 50 bis 55 : 40 mm abwärts. Über Mittag pflegt das Weibchen von dem Männchen beim Brüten abgelöst zu werden. Das erstere sitzt auf den Eiern so fest, daß es sich nur schwer abklopfen läßt, und streicht oft erst ab, wenn der Kletterer dicht am Horst ist, kehrt aber bald zurück, und Verfasser sah einst, wie ein sogar angeschossenes Habichtsweibchen wiederholt zu der geliebten Brut zurückkehrte; je schlimmer der Räuber, desto größer die Liebe zu seinen Jungen, wie wir auch am Fuchs gesehen haben. Nach drei Wochen fallen die Jungen aus, welche Ende Juni schon auf dem Horst sich zeigen und bald oft schon ganz flügge sind. Werden dem Habicht die Eier genommen, so legt er in einen andern Horst frische, aber dann meist nur zwei. Sind die Jungen dem Auskriechen nahe, so sitzt das Weibchen um so fester und soll sogar schon den störenden Menschen angegriffen haben.

Jagd. Mit dem Schießgewehr die Raubvögel aufsuchen und befehden zu wollen, ist zwar ganz löblich, aber der Erfolg in der Regel nur Zufallssache und besonders bei dem meist sich versteckt haltenden Hühnerhabicht. Gründlich vertilgt man diesen Räuber am Horst, wenn man zunächst die Alten zu schießen sucht und dabei beachtet, daß, wenn man das meist über Mittag brütende Männchen schießen kann, das Weibchen sicher bald zu Schuß kommt, da es die Brut so leicht nicht im Stiche läßt. Jedenfalls muß sich ein sicherer und schneller Schütze diesem Geschäft unterziehen, denn die Brutvögel streichen ungemein schnell vom Horst ab und an denselben heran. Natürlich wird der Inhalt, seien es Eier oder Junge, vernichtet, und wenn man wartet, bis letztere ausgefallen sind, und alsdann den Horst herunterwirft und auch andre in der Nähe befindliche Horste, so darf man annehmen, daß das Paar, wenn es dem Gewehr entgangen sein sollte, in demselben Jahr nicht mehr horstet. Man kann auch bei Abwesenheit der Alten den Horst mit starken Pferdehaarschlingen so belegen, daß sich die Alten fangen, wenigstens doch einer von ihnen. Will man denselben beim Horst auflauern, so stelle man sich vor Tagesanbruch, aber gut verdeckt, an, und man wird unweit des Horstes das Männchen auf irgend einem Ast nahe am Stamm bemerken, während das Weibchen auf den Eiern sitzt; steht der Horst in dichter Fichte, dann hat ersteres allerdings seine Schwierigkeiten. Sehr lohnende Erfolge gegen diese Buschklepper hat man im Herbst, wenn sie weit umherstreichen, auf der Krähenhütte. Der Hühnerhabicht stößt sehr wütend auf den Uhu, rüttelt dicht über ihm und hakt bald auf den Krakeln auf; dabei läßt er ein heiseres »Gik gik gik!« hören und stößt manchmal selbst nach einem Fehlschuß in blinder und tauber Wut weiter auf den Erzfeind der Vogelwelt. Ist er angeschossen, so stützt er sich auf den Schwanz oder wirft sich auf den Rücken, und es kann unglücklich ausfallen, einen Hund dabei auf ihn zu hetzen, da Fälle nachgewiesen sind, wo ein solcher Habicht einem Hund beinahe die Nase herabriß.

Recht sicher ist auch der Fang des Habichts im Tellereisen und besonders in dem nach ihm benannten Habichtskorb. Das erstere beködert man mit frischem Gescheide oder einem Vogel, am sichersten aber, wenn man den Rest eines von ihm geschlagenen Raubes auf das Eisen bindet und dieses auf der Fundstelle postiert, denn er pflegt nach nicht langer Zeit zurückzukehren und fängt sich dann sicher. Der Habichtskorb (s. Fig. 2) ist eine sehr bekannte Raubvogelfalle und eigentlich nichts weiter als ein Meisenkasten im großen; er ist viereckig, oben etwa 1¼, unten 1 m im Quadrat und 1⅓ m hoch. Das Gestell besteht aus Holz, die Seiten sind Drahtgeflecht, und etwa der dritte Teil des untern Raums ist oben mit einem Drahtnetz abgesperrt, um die Locktaube aufzu-

nehmen, der man Futter und Wasser hineinsetzt. Der untere Boden der Vorrichtung ist eine einfache Bretterdiele. Die Fangvorrichtung ist zweierlei Art: entweder ein mit Draht ausgeflochtener Rahmen, der beim Niederfallen den Korb dicht verschließt, oder ein zusammengerolltes Netz, welches sich beim Fang über den Korb aufrollt und so den Verschluß bewirkt. Die Stellung der Klappe besteht aus einem Trittholz und einem Stellholz, welches auf diesem steht und das Stützholz des Deckels trägt. Sowie der Habicht das Trittholz berührt, um zu der Taube zu gelangen, wozu er sich nicht lange besinnt, fällt die Stellung auseinander und die Klappe über ihm herab. Ganz ähnlich ist die Stellung mit dem Netz; wird bei diesem das Trittholz berührt und die Stellung umgeworfen, so laufen die an Leinen hängenden Gewichte in den Rollen ab und ziehen durch ihre Schwere das Netz über den Korb. Man konstruiert in neuester Zeit die Habichtskörbe anders, indem man ein cylinderförmiges Drahtgeflecht, in dessen unterm Teil die Locktaube untergebracht ist, mit einem fängisch gestellten Eisen anbringt, welches den Vogel bei dessen Berührung fängt. Auch nimmt man neuerdings mit Vorteil ausgestopfte Tauben zu diesem Zweck, welche, auf einen dünnen Stahldraht gestellt, vom Wind bewegt werden und den Habicht heranlocken. Das Füttern der in den Körben untergebrachten Tauben ist natürlich sehr zeitraubend, der Aufenthalt für die lebenden, namentlich bei strenger Winterkälte, ein sehr trauriger, daher die ausgestopften ein bewährtes und empfehlenswertes Auskunftsmittel bieten. Wer bildliche Darstellungen dieser neuern Fallen wünscht, möge sich von den Fabrikanten Weber in Haynau oder Piper in Mörs die gedruckten Kataloge schicken lassen, in denen diese Fabrikate deutlich dargestellt und teilweise noch außerdem beschrieben sind. Daß diese Falkenkörbe auf etwa 4 m hohen Säulen angebracht werden, damit die im Winter blaue oder rote, im Sommer weiße Locktaube recht in die Augen fällt, ist bekannt. Auch in dem Falkenstoß oder der Rönne fängt sich gelegentlich der Hühnerhabicht; Bussarde und Milane aber trauen diesen Vorrichtungen nicht und sind in den Habichtskörben nach unsern Erfahrungen kaum jemals gefangen worden, und ist es ge-

Fig. 2.



Habichtskorb

schehen, was wohl, wenn auch unverbürgt, behauptet wird, so waren es sicher junge, unerfahrene Vögel.

2) **Finkenhabicht, Sperber** (Astur nisus *Keys.* et *Blas.*, Falco nisus *L.*, Falco nisus major et minor *Borkh.*, Falco nisus lacteus, maculatus *Gm. L.*,

Accipiter fringillarius *Brehm;* kleiner Stößer, Sperberfalke, kleiner Stoßfalke, Finkenhabicht, großer Sperber [Weibchen], kleiner Sperber, Sprinz, Sprenzchen, Blaubäckchen [Männchen]). Beschreibung. Länge (des Weibchens) 40 cm, Schwanz 20, Schnabel 1,5, Lauf 6, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,4, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,8 cm. Das Männchen ist um 8 cm kürzer, also dem entsprechend so viel kleiner und überhaupt schwächer, daß es lange Zeit für eine besondere Art gehalten wurde. Auf der zahnähnlichen Ausbuchtung des Oberschnabels und der daran grenzenden Stelle des Unterschnabels je ein grauweißer Fleck; das Hackengelenk ist hinten und vorn mit je 20 großen, die Zehen der ganzen Länge nach mit unter sich gleichgroßen Schildern gepanzert. Der Sperber ist die verkleinerte Ausgabe des Hühnerhabichts, dem er an Frechheit, Mordlust und Schädlichkeit nichts nachgibt, und wenngleich das Männchen nur kleine Vögel von der Drossel abwärts jagen kann, so stellt doch das Weibchen schwachen Feldhühnchen, Wachteln rc. so nach, daß es den Jäger zur Bekämpfung herausfordert. Die kurzen Flügel kennzeichnen den Sperber hinlänglich im Fluge; jagt er Sperlinge, so kommt er in der Regel hinter irgend einer Deckung plötzlich hervor und steigt an der Hecke, in die sich diese flüchteten, senkrecht auf. Die zur sichern Erkennung dieses Vogels notwendige spezielle Beschreibung entnimmt der Verfasser seinen »Raubvögeln«: Das junge Männchen vor der ersten Mauser: Iris und Füße schwefelgelb; Scheitel- und Nackenfedern braun mit rostroten Kanten; auf dem Nacken ein weißer Fleck und über den Augen ein weißer, dunkel punktierter Streifen; Rückenfedern graubraun mit rostroten Kanten, Steißfedern ähnlich, aber heller; diese, die kleinen Schwungfedern und die Flügeldeckfedern graubraun mit rostroten Kanten; soweit sie sich decken, weiß mit einem unregelmäßigen grauen Querband; die großen Schwungfedern dunkelbraun, auf der Innenfahne rötlichweiß mit fünf Bändern, von denen die auf hellem Grund natürlich am deutlichsten sind. Die Unterseite der Flügel rötlichweiß mit dunkeln Flecken; Schwanzfedern graubraun, die beiden äußersten mit sechs, die andern mit fünf Querbinden, auf der Unterseite grauweiß; Steißfedern gelblichweiß mit roströtlichen Binden. Die weiße Kehle mit dunkeln Strichen wird unter den Augen rötlich; die Federn am Kropf und Hals weiß mit grauen Binden und an der Spitze mit einem großen, herzförmigen roten Fleck; auf Brust und Bauch grünrötliche, unregelmäßige Bänder, auf den Hosen von gleicher Farbe, aber viel kleiner. Nach der ersten Mauser (er mausert vom August ab oft den ganzen Herbst hindurch) verschwinden diese herzförmigen Flecke teilweise und verwandeln sich in Bänder; Mantel und Rücken sind aschgrauer geworden; nach der zweiten Mauser ist dies noch mehr der Fall, und nach der dritten Mauser ist das Kleid des alten Männchens fertig: Scheitel, Nacken, Rücken, Mantel und Schwanz schieferblau, Schwungfedern dunkelbraun, undeutlich gebändert. Iris orangerot. Über den Augen ein ganz schwacher weißer Streifen; im Nacken ein kleiner weißer Fleck. Kehle reinweiß mit dunkeln Streifen, Wange rostrot; Brust, Bauch und Hosen weiß mit schönen rostroten, ganz wenig grau gekanteten Bändern, welche auf den Hosen am zierlichsten sind. Füße goldockerfarbig. Schwanzfedern mit fünf dunkeln und wenig kenntlichen Binden, auf der Unterseite grauweiß. Unterseite der Flügel rötlichweiß mit rostroten Binden und Fleckchen. Das junge Weibchen ist dem jungen Männchen sehr ähnlich, aber viel größer, hat gleichfalls die herzförmigen Flecke, welche später in Bänderung übergehen, aber der Farbenton seines ganzen Gefieders ist lebhafter braun, ohne die graue Färbung des Männchens. Das alte Weibchen hat dieselbe vollständige Bänderung wie das alte Männchen, jedoch ist deren Farbe, sehr ähnlich dem Hühnerhabicht, graubraun und nicht rot; Kehle weiß mit dunkeln Strichen; Scheitel, Wangen, Hinterhals sowie die ganze übrige Oberseite des Vogels dunkel graubraun mit ganz schwachem bläulichen Anflug. Seitenhalsfedern

mit weißen Fleckchen, die untern Steißfedern schön weiß mit schwacher dunkler Bänderung. Iris und Füße lebhaft gelb, erstere jedoch nicht so hochrot wie beim Männchen. Die Stimme ist ein heiseres Schirken.

Verbreitung, Aufenthalt. Der Sperber ist einer unsrer gemeinsten Raubvögel und konkurriert hierin mit Bussard und Turmfalke. Über Mitteleuropa ist er gleichmäßig verbreitet und geht weit nach andern Erdteilen hinein, wo ihn dann verwandte Formen ablösen. Er kommt in zusammenhängenden Wäldern zwar vor, doch lieber in kleinern Feldhölzern, besonders wenn sie dichte Fichtenhorste enthalten, in denen er gern horstet. Im allgemeinen zwar Standvogel, streicht er (namentlich die Jungen) im Herbst weit umher und jagt mit größter Frechheit im Winter die Sperlinge in Dörfern, selbst Städten, reißt auch wohl gelegentlich einen Stubenvogel im Käfig am Fenster herunter. Dies sind jedoch immer nur Weibchen, die schüchternen und überhaupt weniger häufigen Männchen verlassen das schützende Holz nur ungern und ausnahmsweise.

Lebensweise, Horsten. Der Sperber legt erst im Mai die Eier, gewöhnlich 5, ausnahmsweise 6—7, welche sehr hübsch, auf grünlichweißem Grund mit großen braunen Flecken bald zerstreut, bald kranzweise gezeichnet, fast rund und von 40 : 35 bis 35 : 30 mm groß sind. Zum Horst benutzt er gern einen versteckt stehenden Krähenhorst, den er seinen Zwecken entsprechend ausbaut. Wahrscheinlich wechseln beide Alten im Brüten ab; die Brut lieben sie wie echte H. und suchen sie gelegentlich zu verteidigen. Nimmt man dem Paar die Eier, so legt das Weibchen mit großer Ausdauer wieder frische in den Horst; nimmt man ihm nur einige weg, so ergänzt es die fehlenden, woher die außergewöhnlichen Gelege von 8 und 9 Stück rühren, die im gewöhnlichen Verlauf nicht vorkommen. Die Jungen sind an den auffallend langen Läufen oder richtiger Fersengelenken und den langen Zehen, auch an einem charakteristischen weißen Nackenfleck kenntlich. Der Sperber kröpft fast nur Vögel, daher er in der Gefangenschaft zoologischer Gärten bei deren stereotypem Pferdefleischfutter nicht bestehen kann und dem »Friß Vogel oder stirb!« unterliegt. Seine sonstige Lebensweise ist der des Hühnerhabichts ganz analog. Können die Jungen fliegen, so streichen sie hinter den in den Fängen Fraß haltenden Alten her, von denen sie gewissermaßen im Fangen unterrichtet werden; dabei geht es ziemlich laut her, was sonst nicht Sache der Sperber ist. Mit großer Ausdauer beobachten sie die Dohnenstege und reißen den ängstlich zwitschernden Vogel aus den Schlingen.

Jagd. Zerstören der Horste mit deren Inhalt ist das durchgreifendste Mittel zur Vertilgung dieses schädlichen Vogels, wobei die Alten und besonders das Weibchen zu Schuß kommen. In kleinern, habichtskorbartigen Fallen fängt er sich nicht schwer, sonst ist ihm selten und nur zufällig beizukommen, zumal er sich um den Uhu wenig kümmert. Er steht gern mit eingezogenem Kopf und katzbuckelnd, wobei er den Schwanz schlaff hängen läßt, auf einem Baumast, wo es dann gelegentlich glückt, ihn zu beschleichen.

Habicht, gefleckter (Wanderfalke), s. Falken 5).

Habichtseule, s. Eulen 9).

Habichtskorb, s. Habichte (Jagd und Fang).

Hachtvogel (Hühnerhabicht), s. Habichte 1).

Haderer, die Hauzähne im Oberkiefer der Keiler.

Haffpicker (Brandmeerschwalbe), s. Möwenartige Vögel 5).

Hagel, s. v. w. Schrot.

Häher (Garrulus), Gattung aus der Ordnung der rabenartigen Vögel und der Familie der Raben. Die Spitzen des starken, geraden Schnabels gegeneinander gebogen, die Seiten scharfschneidig; die zerschlissenen Nasendeckfedern erreichen die Hälfte der Schnabellänge, Flügel kurz und abgestutzt, der abgerundete Schwanz ziemlich lang, auf dem Kopf eine Holle, das Gefieder weich und zerschlissen, der Gang stets hüpfend, nie schreitend.

1) **Eichelhäher** (Garrulus glandarius *Vieill.*, Corvus glandarius *L.*;

Holzschreier, Holzhäher, Nuß- und Waldhäher, Markolf, Markwart, Jäck). **Beschreibung** ꝛc. Länge 32,5 cm, Schwanz 16,5, Schnabel 2,7, Lauf 4,1 cm. Hauptfärbung graurötlich; von großer Wirkung sind die Deckfedern der Handschwingen und Außenfahnen der Mittelschwingen mit ihren leuchtend blauen, schwarzen und weißen kurzen Querbinden; Schwanz schwarz mit weißen Decken. Vom Unterschnabel läuft ein schwarzer Streifen abwärts, die Holle mit schwarzen Schaftstrichen; Iris grau; Schnabel schwarz; Ständer trüb fleischfarbig. Der Eichelhäher gehört zu unsern bekanntesten, populärsten Vögeln; im Gebirge wie in der Ebene, in großen Waldmassen wie in Feldhölzern oder Parkanlagen wird er nicht fehlen, und oft genug ist sein dreistes »Rätsch rätsch!« der einzige belebende Ton in einförmigen Kiefernwäldern, wenn die andern Vogelstimmen schweigen. Die kompakte, vierschrötige Gestalt mit dem dicken, behaubten Kopf steht in vortrefflicher Harmonie mit dem Thun und Treiben dieses Taugenichts, dessen Devise Stehlen und Plündern heißt. Seiner Aufmerksamkeit entgeht schwerlich ein Ereignis der Umgebung, und ebensowenig wird er seine Meinungsäußerung in dem bekannten »Rätsch rätsch!« zurückhalten, wodurch er einerseits der Tierwelt die Ankunft ihres Beherrschers zu deren Heil kundthut, anderseits aber auch diesem von der Annäherung eines Wildes, besonders des Fuchses, Kenntnis gibt. Auch den Humor kultiviert er, sei es in komisch wechselnden Gebärden oder in einer Art schwatzendem Gesang, dem er die verschiedensten nachgeahmten Töne, bald das Krähen eines Hahns, bald das Wetzen einer Sense, einfügt, und besonders täuschend ahmt er die Stimme des Bussards nach, so daß er manchen Jäger damit narrt. Der Holzschreier gehört zu den schlechtesten Fliegern, daher er sich meist im Gezweige aufhält und nur im Notfall und nach sichtlicher Überwindung größere freie Flächen überfliegt; um so gewandter klettert er aber im Gebüsch an den Zweigen umher und vermag sich noch an den dünnsten Ästchen festzuhalten zum Verderben der kleinen Vogelnestchen. Die Verbreitung des Holzhähers ist eine sehr große, und mit Ausnahme des hohen Nordens und alpiner Regionen, wo er von Gattungsverwandten vertreten wird, fehlt er wohl nirgends. Buschwerk muß er zu seinem Schutz allerdings haben, doch sind ihm kleine Feldhölzer wie große Waldungen gleich lieb. Der Markolf lebt von Vegetabilien und Animalien, frißt eigentlich alles nur einigermaßen Verdauliche. Sehr gern nimmt er Eicheln auf und trägt sie sich sogar in Verstecke, die er freilich oft vergißt, wo diese aber nun keimen und je nach Örtlichkeit aufwachsen, was ihm von manchen hoch angerechnet wird. Auch verschiedene Beeren frißt er, so besonders auch Ebereschen, die ihm in den Dohnen dadurch verhängnisvoll werden; und daß er manches Insekt, besonders auch Raupen und selbst haarige, verschlingt, ist gewiß, so daß man ihn den nützlichen Vögeln zurechnen könnte, wenn er nicht der nichtsnutzigste Nesträuber wäre, der zu denken ist. Er läßt absolut keine Brut in seiner Umgebung aufkommen und vernichtet daher die Existenz zahlloser Vögel, die mindestens ebenso nützliche und dabei keine schädlichen Eigenschaften haben wie er. Schacht sagt in seinem Werkchen »Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes« von ihm: »Ende Mai oder Anfang Juni entfliegt dem Nest ein ganzer Galgen junger angehender Strolche, die schon die prägnante Spitzbubenphysiognomie ihrer Eltern tragen. Nun durchstreift die saubere Bande die weiten Hallen des Waldes und wird für den kleinen Waldsänger zur schlimmen Geißel. Jeder Busch wird durchstöbert, jeder Baum abgesucht. Jedes Vogelnest, mag es nun Eier oder Junge enthalten, wird umbarmherzig ausgeleert, denn der H. ist, wie die Elster, ein richtiger Neunmalneuntöter in des Wortes weitester Bedeutung. Eine besondere Lust scheint er an den Amsel- und Drosselbruten zu finden. Ich fand schon in einzelnen Hainungen, hauptsächlich zur Zeit, wo die Gebüsche noch unbelaubt waren, sämtliche Amsel- und Drosselbruten durch H. ruiniert.« Man kann diese verwüsteten Brutstätten sehr bald an den durch die Schwere des Vogels nieder-

gedrückten Rändern erkennen. Der Holzhäher nistet im April in jungem Holz, mit Vorliebe, wo dichte Fichtenhorste stehen, in verschiedener Höhe, legt 6—8 Eier, welche auf graugelblichem Grund mit etwas dunklern graugrünlichen Flecken und Punkten dicht besetzt und etwa 35: 24 mm groß sind. Die Brütezeit dauert 16—18 Tage. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und besonders auf den nackten Jungen, so daß man es manchmal fast greifen kann.

Jagd. Es wird keiner weitern Auseinandersetzung bedürfen, daß der Jäger diesen schädlichen Vogel durchaus nicht dulden darf, und auch der Forst- und Landmann haben keinen Grund, einen Vogel zu schonen, der so unzähligen nützlichen und angenehmen Sängern verderblich wird. Es ist ihm übrigens nicht schwer anzukommen, und beim Nest, welches leicht aufzufinden und zu erreichen ist, können auch die Alten weggeschossen werden. Im Winter kann der Holzschreier in kleinen Schlagnetzen gefangen werden, besonders wenn bei Schnee Nahrungsmangel eintritt; im Herbst fängt er sich nicht schwer in den Dohnen und schmeckt dann, zwischen Kramtsvögeln gebraten, so gut wie diese; endlich, durch die Wichtelpfeife herbeigelockt, bleibt er bald an den ausgesteckten Leimruten hängen. Auf eine komische Art soll man ihn fangen können, wenn man einen lebenden mit dem Rücken auf die Erde legt und ihn so befestigt, daß er die Füße frei hat. Auf sein jämmerliches Geschrei eilen seine Kameraden herbei, und indem sie sich ihm neugierig nahen, erfaßt er sie und hält sie in seiner Angst so fest, daß der herbeieilende Vogelfänger sie fangen kann. **Relata refero.**

2) **Unglückshäher** (**Garrulus infaustus** *L.*, **Corvus infaustus** *L.*, **Perisoreus infaustus** *L.*, **Pica infausta** *Wagl.;* rotschwänziger H.). Länge 28 cm, Schwanz 13,3, Schnabel 2, Tarsus 3 cm. Vorherrschende Färbung hell rostgrau; Oberkopf schwarzbraun; Hinterleib, Schwanzdecken und Schwanz, die grauen Mittelfedern ausgenommen, rostrot, ebenso auch ein Fleck auf den obern und untern Flügeldecken. Schnabel und Ständer schwarz, Iris braun. Der gerade, an der Spitze etwas abwärts gebogene Schnabel zahnartig eingeschnitten. Die Heimat des Unglückshähers ist der hohe Norden, wo er den Eichelhäher ersetzt, von Finnmarken bis zur Insel Sachalin und von der nördlichen Baumgrenze bis zum 60. Breitengrad; von hier streift er in einzelne Länder hinein und ist öfter schon in Deutschland angetroffen worden. Er liebt große, stille Nadelholzwälder auf feuchtem Boden, in deren Gezweige er nach Insekten und Sämereien, aber auch nach Vögeln sucht, welchen er eifrig nachstellt. Die Renntierherden befreit er von den sie quälenden Insekten. Sein großes Nest besteht aus Reisern, Gräsern, Flechten, Moos und ist innen mit Haaren und Schneehuhnfedern ausgelegt. Seine 3—5 Eier sind denen des Eichelhähers vollständig ähnlich, nur kleiner. Wird er aufgescheucht, so schreit er: »Koui! koui!« Seinen Namen erhielt er von seinem jämmerlichen Schreien bei Verwundung oder Gefangennahme. Da der Unglückshäher in seinen heimatlichen Einöden den Menschen zu fürchten wenig Gelegenheit hat, ist er natürlich wenig scheu, daher leicht zu schießen und zu fangen.

Gattung **Nucifraga** *Briss.*

Der starke, fast gerade Schnabel spitzt sich meißelartig zu und ist länger als der Lauf; im Innern des Unterschnabels liegt eine harte Erhabenheit von der Mitte bis zur Spitze, zwischen deren scharfen Kanten die gespaltene Zunge liegt. Die nahe der Schnabelwurzel befindlichen kleinen Nasenlöcher sind von den Bartborsten verdeckt. Die Flügel erreichen nur die Hälfte des Schwanzes. In unserm Gebiet haben wir nur die einzige, nachstehend beschriebene Art, von der sich gelegentlich ein Flug auf die Wanderschaft begibt, möglicherweise sich auch hier und da ansiedeln würde, wenn er nicht stets der Schießlust zum Opfer fiele, was um so sicherer geschieht, als diese Vögel mit unglaublicher Vertrauensseligkeit, um nicht zu sagen Dummheit, den Schützen herankommen lassen und seine Vorkehrungen, ihnen das Lebenslicht auszublasen, mit für sie verhängnisvoller Neugierde begaffen.

3) **Tannenhäher** (**Nucifraga caryocatactes** *Temm.*, **Corvus caryocatactes** *L.*, **Nucifraga guttata, alpestris** rc.; Nußhäher, Nußknacker, schwarzer Markwart, Nußpicker, Spechtrabe, Nuß- und Bergjäck rc.). Länge 30 cm, Schwanz 11,8, Schnabel 4,5, Lauf 3,8 cm. Hauptfärbung dunkelbraun mit weißen Zeichnungen, die an der Kehle schmal, nach unten hin größer und auf der Brust tropfenartig sind. Flügel schwarz mit bläulichem Glanz und weißen Spitzensäumen an den kleinen Deckfedern. Der schwarze Schwanz abgerundet mit weißem Endsaum. Schnabel und Ständer schwarz; Iris braun gefärbt. Weibchen matter gefärbt. Seine eigentliche Heimat sind die Hochgebirge des Nordens wie des Südens, wo er in einsamen Dickungen, im dichten Geäste 4—10 m hoch nistet. Er streift von dort überall hinaus und ist somit weit verbreitet. Sein Anfang März gebautes Nest besteht aus mit Flechten bewachsenen Reisern, Holzmoder, ist mit grünen Zweigen von außen verkleidet, innen mit weicherm Material ausgestattet. Die 3—4 Eier sind von 30 : 24 bis 35 : 25 mm groß, bald den Dohlen- und Elstern-, bald den Eichelhähereiern ähnlich. Seine Nahrung besteht aus Zirbelnüssen, Haselnüssen, Bucheln, Eicheln, Nadelholzsamen und Beeren, allerlei Gewürm, Insekten, ebenso jungen Vögeln und Vogeleiern, soviel er deren habhaft werden kann; auch aus den Dohnenstiegen holt er die gefangenen Vögel heraus. Er ist ein wenig scheuer, dummdreister Vogel, dessen Stimme wie »Kräk, kräk, kräk!« klingt und zur Paarungszeit in einen schwatzenden Gesang übergeht. Im Flug unterscheidet er sich nicht vom Eichelhäher.

Gattung Coracias, Racke.

Schnabel stark, im Ober- und Unterkiefer abwärts gebogen; um die länglichen Nasenlöcher aufgerichtete Federn; um die Schnabelwurzel stark abwärts gerichtete Bartborsten. Flügel spitz, zweite Schwinge die längste.

4) **Blauracke** (**Coracias garrula** *L.*; Blauhäher, Blaurabe, Garbenkrähe, gemeine Racke, Mandelkrähe, Racker). Länge 32 cm, Schwanz 12, Schnabel 3, Tarsus 2,5 cm. Hauptfärbung grünlichblau, auf den Schwingen schön lasurblau, Rücken zimtbraun; Schwanz mäßig abgerundet. Hinter dem Auge eine kleine nackte Stelle. Füße gelblich. Sie ist über ganz Europa verbreitet, den Norden ausgenommen, doch nirgends häufig, liebt sonnige Wälder auf sandigem Boden, an deren Rändern sie auch nur brütet, zieht im frühen Herbst bis ins mittlere Afrika und kommt Ende April erst wieder zurück. Sie nistet in hohlen Bäumen; ihr Gelege besteht meist aus fünf Eiern, welche weiß, glänzend und feinschalig, von rundlicher Gestalt, etwa 35 : 27 oder 34 : 29 mm groß sind und in 16—18 Tagen ausgebrütet werden. Ihre Stimme klingt wie »Rak, rak, rak!«, zur Paarungszeit aber, wenn sie ihre Schwenkungen im Fliegen macht, wie »Räräräräräl« Die Blauracke ist ein munterer, mutiger Vogel und gehört mit ihrem herrlichen Gefieder zu unsern schönsten Waldbewohnern; ihre Nistplätze schwinden aber leider mit der Wegnahme hohler Bäume mehr und mehr, wodurch er immer seltener wird. Verträglich gegen andre Vögel, duldet die Mandelkrähe in ihrer Nähe keine ihresgleichen. Sie liebt Wärme und Sonnenschein und tummelt sich dann wacker in den Lüften; schnell dahinschießend, erinnert sie an den Wanderfalken, im langsamen Flug an die Taube. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, besonders Grillen, deren Fang sie von den Getreideschobern aus, in einigen Gegenden »Mandeln« genannt, betreibt. Die Blauracke ist ein sehr nützlicher Vogel, der niemals Getreidekörner frißt, was ihr oft zur Last gelegt wird, sondern ausschließlich von Insekten lebt, und dem man auch die den andern Verwandten so geläufige Nestplünderung nicht nachsagen kann; sie verdient daher alle Schonung.

Die Jagd auf die Blauracke hat keine Bedeutung, zumal den alten Vögeln nicht leicht beizukommen ist und die Jungen, deren Gefieder sehr viel matter, also weniger schön ist, so von Ungeziefer starren, daß man sich nicht gern mit ihnen befaßt, wie denn auch die Bruthöhlen der Blauracken wahre Kloaken sind.

Häher, rotschwänziger (Unglückshäher), s. Rabenartige Vögel 2).

Hahn, 1) das Männchen bei allen hühnerartigen Vögeln (in der Mehrheit meist Hahnen statt Hähne, namentlich bei den Baumhühnern); alle Weibchen heißen Hennen. Viele übertragen diese Bezeichnung auf alle körnerfressenden Vögel und sprechen z. B. vom Finkenhahn, nennen die Weibchen dieser Arten Weibchen oder Sie. — 2) Der äußere Teil an vielen Jagdgewehren, durch dessen Niederschlagen auf das Zündhütchen oder den Zündstift die Entladung erfolgt.

Haidehuhn 2c., s. Heidehuhn 2c.

Haken, 1) die zwei dem Edelwild eignen Zähne im Oberkiefer. Bei altem Wild sind sie oft braun und schwarz marmoriert und werden zu Westenknöpfen 2c. gefaßt oder an der Uhrkette getragen; auch die Eckzähne der Bachen heißen »H.« — 2) Der Heftel, auf den man Tuchlappen des bequemern Transports wegen aufdockt.

Haken schlagen sagt man vom Hasen, wenn er durch Absprünge und andre schnelle Wendungen von den ihn jagenden Hunden abzukommen sucht, was ihm auch gelegentlich glückt.

Halali, bei der Parforcejagd der Zeitpunkt, wenn das gejagte Wild nicht mehr fort kann und sich stellt. Es wird dann abgefangen und währenddessen die Halalifanfare geblasen.

Halbschnepflein, s. Strandläufer 5).

Halbvögel, s. Ganzvogel.

Halbweih (Kornweih), s. Weihe 3).

Halbwüchsiger Hase (Dreiläufer), ein etwa drei Monate alter Hase.

Halsbandsteindreher, s. Regenpfeifer 6).

Hals geben, s. v. w. bellen, meist von jagenden Hunden gebraucht. Jagen Hunde andauernd laut, so geben sie gut Hals. Verbellt aber ein Hund ein totes oder nicht flüchtiges Tier auf Einer Stelle, so gibt er Standlaut, nicht Hals.

Halsschuß, s. Edelwild (Schußzeichen, S. 89).

Halsung, das Halsband der Hunde.

Halten, die Fährte, sagt man von Hunden, wenn sie von der Fährte des Wildes, welches sie angejagt haben, nicht abgehen, d. h. die Fährte nicht verlieren, oder sich nicht durch andre Fährten irre führen lassen. — Vom Wilde: den Jäger schußmäßig herankommen lassen.

Halt machen muß die Treiberwehr, wenn sie aus irgend welchem Grund nicht weiter vorrücken soll oder kann.

Haltstatt, der vorher bezeichnete Zusammenkunftsort der Jäger bei der Jagd.

Hamen, das spitze, trichterförmige Netz am Treibzeug, in welchem die Feldhühner gefangen werden; auch das Netz, in welchem man den Fischotter fängt.

Hände, bei den Falkonieren gebräuchlich für die Fänge der Jagdfalken.

Handgeweih, ein Edelhirschgeweih, dessen handförmig gebildete Krone an eine ausgestreckte Hand erinnert. Selbstverständlich kann es nur von einem sehr starken Hirsch (Kapitalhirsch) herrühren.

Hängedohne, s. Drosseln (S. 78).

Hängen, der Zustand beim Koitus aller hundeartigen Tiere, in welchem die Geschlechtsteile so fest ineinander haften, daß sie sich nur langsam zu lösen vermögen.

Hängeseil, die aus Hanf und Pferdehaaren gedrehte Leine, an welcher die alten Jäger den jetzt nicht mehr existierenden Leithund arbeiten ließen.

Hans, weißer (Schlangenadler), s. Adler 9).

Harnzwang, s. Hundekrankheiten.

Harro!, Zuruf des Jägers, durch den er den Nachbar auf das Annähern eines Haarwilds aufmerksam machen will. Bei Federwild ruft man Tiro!

Hart ist ein Hund, der wenig fügsam ist und Strafen gering achtet; läßt man sich bei einem solchen Hunde den etwas höhern Grad von Geduld bei der Dressur nicht verdrießen, so bekommt man meist einen sehr guten und brauchbarern Hund, als der weiche zu sein pflegt, womit man das Gegenteil von hart bezeichnet.

Harthörigkeit, s. Hundekrankheiten.

Hartschrot, Schrot, das aus durch Zusatz verhärtetem Blei hergestellt ist und schärfer durchschlägt als das gewöhnliche weiche.

Hasardschuß, ein Schuß aufs Geratewohl, den nur ganz besondere Umstände, sofern er auf Wild abgegeben wird, rechtfertigen können. Anders verhält es sich mit Schüssen auf solches, namentlich

Raubwild, dem man voraussichtlich nicht näher ankommt, und niemand wird einen H. auf Adler oder Wolf unter solchen Umständen tadeln.

Hase (Lepus), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Hasen. Der eirunde Kopf seitlich zusammengedrückt, Körper lang und gestreckt. 28 Zähne. Die obern Nagezähne größer als die untern, je zwei in jedem Kiefer, durch eine Lücke von den Backenzähnen getrennt, wurzeln sehr tief in den Kinnladen und bestehen aus einer Schmelzröhre, die sich ungleich abnutzt, von der Wurzel aus nachwächst und dem Hasen ebenso das Nagevermögen dauernd erhält, wie ihn zum Nagen nötigt, andernfalls diese Nagezähne eine so unförmliche Länge und Form annehmen, daß sie ihn am Äsen hindern und zuletzt zum Eingehen bringen können, wie man an dem beliebten Nager, dem Eichhörnchen, in der Gefangenschaft beobachten kann; wenn man ihm nicht öfter harte Nüsse gibt, an denen es die Nagezähne entsprechend abnutzen kann. An den Vorderläufen fünf, an den Hinterläufen vier Zehen, letztere stark verlängert, Löffel lang.

Fährte des Hasen.

Weidmännische Ausdrücke. Der männliche H. heißt Rammler, der weibliche Setzhase, Satzhase oder Häsin. Die Ohren heißen Löffel, die Augen Seher, die Füße Läufe, die Hinterläufe sehr oft Sprünge, der Schwanz Blume, Federlein, die Haare Wolle, das Fell Balg; halb ausgewachsene Hasen heißen halbwüchsig, dreiviertel ausgewachsene Dreiläufer; die Begattung heißt Rammeln, das Gebären Setzen, die Jungen Einer Geburt Satz; fressen heißt sich äsen oder Weide nehmen; ein gut genährter H. ist fett, niemals feist, im Gegensatz zu schlecht. Der H. scharrt sich eine Art Höhlung aus, so daß der Wind über ihn wegstreicht; sie heißt Lager, und in ihm sitzt oder drückt er sich; wird er aufgejagt, so wird er aufgestoßen; zur Äsung rückt er ins Feld oder Holz; aus dem Lager fährt er heraus und springt über irgend welches Hindernis; er wird genickt, indem man ihn mit der linken Hand an den Hinterläufen hochhebt und mit der flachen rechten Hand ihm das Genick abschlägt, demnächst wird er nicht aufgebrochen oder aufgeschnitten, sondern ausgeworfen oder ausgeweidet, zuletzt gestreift; des bequemern Transportierens halber wird er eingeheßt, indem man über dem Knie eines Hinterlaufs zwischen Hesse und Knochen einen Einschnitt macht und den andern Lauf durchsteckt. Unter Hasenklein versteht man das aus Kopf, Hals, Blättern, Weichen und dem Abschnitt der untern Rippen bestehende Kochfleisch; das aus ihm hergestellte beliebte Gericht heißt Hasenpfeffer oder Schwarzhase. Der Hasensprung ist das am Hessengelenk vorstehende Knöchelchen. Schreit er ängstlich, so klagt er, richtet er sich, auf den Hinterläufen sitzend, auf, so macht er einen Kegel, thut er dies auf den Hinterzehen, ein Männchen. Die Umwege, auf denen er in sein Lager fährt, heißen Widergang und Absprung. Gehör und Nase sind scharf oder gut, das Gesicht ist dagegen nur mäßig und sein schwächster Sinn.

1) **Gemeiner H.** (Lepus timidus *L.*, Lepus vulgaris *L.*; Lampe). Beschreibung. Die obern Vorderzähne mit tiefer Längsfurche, die untern breit und flach, ohne Furchen, mit fast gerader Schneide. Die Löffel sind länger als der Kopf, mit schwarzer Spitze und schwarzem Streifen am hintern Außen- und vordern Innenrand, Blume oben schwarz, unten weiß, fast von Kopfeslänge; Seher groß mit gelblicher Iris und schwarzer Pupille, fast in der Mitte des Kopfes. Färbung erdfarbig, bekannt. Der Rammler ist auf Flanken und Blättern braunrötlicher als die mehr graue und in den Flanken hellere Häsin; letztere trägt die dunklere Blume in der Flucht mehr schräg, ersterer die hellere immer aufgerichtet und schnellt dabei mit ihr. Die Häsin trägt die Löffel meist schlaff und geschrägt, in der Ruhe

glatt an den Kopfseiten; der Rammler aufrecht, im Lager dicht zusammen dem Nacken entlang, sein Kopf ist viel dicker. Junge Häschen haben ein weißes Fleckchen auf der Stirn; die Haut der Löffel ist sehr dünn und zerreißbar. Die Häsin drückt sich länger im Lager als der Rammler, welcher früher herausfährt, also wahrscheinlich viel hellhöriger ist. Veränderungen in der Färbung, bald mehr rötlich, gelblich, grau, selbst weißfleckig, sind teils lokal, teils unerhebliche Spielarten. Der Waldhase ist stärker als der Feldhase, oft um 2 kg schwerer, wiegt gelegentlich unaufgebrochen bis 6 kg. Der H. ist ein so bekanntes Tier, seine Eigenschaften so sprichwörtlich, daß sich kaum etwas Neues hinzufügen läßt. »Das Hasenpanier ergreifen«, das Prädikat »Hasenfuß« für eine nicht gerade mit Heldenmut ausgestattete Seele sind so volkstümliche und richtige Vergleiche, daß sie Held Lampe genügend kennzeichnen. Bei plötzlichen Gefahren wird er vollständig kopflos und rennt nicht selten, da er den Feind im Rücken ausschließlich fürchtet, gegen einen ihm entgegenkommenden Menschen an oder einem Hund förmlich in die Fänge; hat er jedoch Zeit zur Überlegung, so zeigt er sich meist als einen listigen Gesellen und berechnet die Möglichkeit des Entkommens, drückt sich entweder still unter dem Busch und läßt den lärmenden Treiber vorüber oder ermannt sich zum mächtigen Satz, mit dem er die gefahrdrohende Stelle überspringt. Steht der Schütze unter gutem Wind auf Treibjagd oder Ansitz nur recht still, so läuft ihm kaum ein andres Wild so nahe an wie Lampe. In seinem Familienleben geht es höchst liederlich zu; die Mutter kümmert sich nur wenig und höchst notdürftig um die Kinder, ist stets begehrlich und gefällig und der Rammler geradezu das Urbild geiler Ausschweifung; sowie eine Häsin des bevorstehenden Setzens wegen sich seiner Zudringlichkeit entziehen muß, was ihr schwer genug wird, so rennt er bereits mit gesenkter Nase nach andern Häsinnen umher, und da es mehr Rammler als Häsinnen gibt, mancher also sich vergeblich aufregt, so brechen an ihm gelegentlich ekelhafte syphilitische Geschwüre aus, die durch Ansteckung neben dem Urheber noch manche andre zu Grunde richten. Die Flucht des Hasen ist ungemein schnell, nur bergab kann er seiner langen Hinterläufe wegen nicht recht fort und überstürzt sich leicht, und daher liegt in seinen flüchtigen Läufen auch die üblichste Abwehr von Gefahren, obgleich Lampe keineswegs schwach und waffenlos ist, sich vielmehr manchem kleinen Feind, z. B. dem Wiesel, erfolgreich mit seinen scharfen Krallen widersetzen könnte, statt vor Angst zu verenden, resp. sich zu Tod zu strampeln.

Verbreitung, Aufenthalt. Der gemeine H. geht durch den größten Teil Europas; nordwärts bis Schweden, Schottland und das Weiße Meer, östlich bis Kaukasus und Ural, südlich und westlich bis an die Meere und vertikal bis über die Mittelgebirge hinaus; in der alpinen Region und dem hohen Norden vertritt ihn der sogen. Alpenhase. Wenngleich wenig wählerisch in seinem Aufenthalt, wofür die lokalen Bezeichnungen: Berghase, Waldhase, Feldhase, Bruchhase sprechen, gedeiht er doch am besten in großen Ebenen mit Ackerbau und kräftigem, aber durchlassendem Boden, da er die Wärme liebt. Sind nun gar einige Remisen, Dornenhecken, Binsen- oder Pfriemenbüsche vorhanden, so sitzt er im Lager an oder unter ihnen, sonnt sich behaglich den Balg und schläft mit stets mindestens halb offenen Sehern, da die kurzen Lider zur vollständigen Bedeckung nicht ausreichen, was die Natur ihm wohl aber kaum zum besondern Schutz gegen seine wahrhaft zahllosen Feinde verliehen haben mag, da er sich trotz der offenen Seher im Schlaf ebenso ankommen läßt wie ein Wild, welches mit geschlossenen Lidern schläft.

Lebensweise, Rammeln. Der H. äst die verschiedensten Gräser und Kräuter, mit Vorliebe junge Saat, die Kulturfuttergewächse, als Klee, Luzerne, Hafer, sehr gern auch Raps, alle Kohlarten ja nicht zu vergessen. Natürlich muß er sich mit der Äsung nach der Jahreszeit richten, und schlimm genug ergeht es ihm oft im Winter, wenn der gefrorne Schnee ihn

nicht an den Boden kommen läßt und er mit einigen Knospen, Brombeerblättern, Flechten, trocknen Halmen, selbst Baumrinde, ein ärmliches und kärgliches Dasein fristen muß. Nur zu dieser Zeit leckt er manchmal am Schnee, um das trockne Futter besser zu verdauen; trinken aber hat ihn noch niemand zu irgend welcher Jahreszeit gesehen. Den Tag verschläft er gern in seinem Lager, sofern er nicht verjagt wird; ist es jedoch recht ruhig um ihn her, so liegt er keineswegs den ganzen Tag über still, äst vielmehr in der Nachbarschaft herum, aber entferntere Äsungsplätze sucht er erst gegen Abend unter dem Schutz der Dunkelheit auf. Mit lächerlicher Vorsicht und Ängstlichkeit sichert er vor dem Ausrücken umher, jedes fallende Blatt, jedes Stückchen Papier auf seinem Wechsel alteriert ihn, und bewegt sich gar irgend etwas Verdächtiges, so verschwindet er eiligst und meidet gewiß und wenigstens für denselben Abend diese schaudervolle Stelle. Am schützenden Waldrand drängen sich ihm neue Besorgnisse auf, und überschreitet er ihn endlich, so bleibt er gewiß noch in seiner Nähe, bis er endlich hastig seiner Äsung zuhumpelt. Auf dieser bleibt er die ganze Nacht und hat es auch am Morgen keineswegs eilig mit der Rückkehr; die wärmenden Sonnenstrahlen regen ihn zu allerlei Kurzweil an, so daß man zu dieser Zeit die Hasen wie spielende Hunde sich umhertummeln sehen kann, wobei es dem Fuchs manchmal glückt, einen zu greifen. Wo der H. gesetzt wurde, bleibt er unter gewöhnlichen Umständen sein lebenlang; nur die Rammelzeit kann ihn in entferntere Nachbarschaft entführen, sicher aber nicht auf Dauer, denn er ist sehr festes Standwild. Rückt er in sein Lager, so macht er die bekannten komischen Widergänge und Absprünge. Erst hoppelt er an demselben vorbei, kehrt auf der Fährte um, springt seitwärts ab, rückt wieder vorwärts, kehrt um, springt wieder ab, wiederholt dies vielleicht noch ein- oder zweimal und springt endlich mit Einem Satz in sein Lager, in das er sich sogleich, mit dem Gesicht unter Wind, festdrückt und nun ruhig und unbeweglich liegen bleibt, wobei ihn zu seinem Heil nur ein sehr geübtes Auge von seiner Umgebung unterscheidet. Diese verschiedenen Widergänge auch während des Äsens verursachen bei Unerfahrenen die Annahme, als haben während der Nacht zahlreiche Hasen dort ihr Wesen getrieben, während alle diese Spuren nur von einem einzigen herrühren. Je nach Jahreszeit und Windrichtung sitzt der H. in einem andern Lager, im Winter an sonnigen Hängen, im Sommer an den entgegengesetzten, und bei windigem Wetter wird ihn der Jäger an geschützten Stellen zu suchen haben, wenn er nicht erfolglos umhersuchen will.

Dieser Witterungseinfluß zeigt sich auch bezüglich der **Rammelzeit**, die bei verhältnismäßig warmem Wetter u. mit ihm zusammenhängender genügender Äsung oft schon im Februar eintritt, daher die Hasenjagd gegen Ende Januar zu schließen ist. Man erkennt diese Periode an den unruhig umherrennenden Rammlern, welche wie Jagdhunde mit tiefer Nase den Spuren der Häsinnen nachgehen. Da sie ihrer mehr als Häsinnen sind, so sind Raufereien unvermeidlich, die mit echtem Hasenmut unter Kratzen und Ohrfeigen, aber dennoch blutlos ausgefochten werden; dauern diese Turniere der begehrlichen Häsin zu lange, so verschwindet sie in aller Stille mit einem oft während des Balgens zugereisten Günstling und überläßt die genarrten Ritter den Ausbrüchen ihrer Eifersucht und Leidenschaft. Nach etwa 30 Tagen setzt die Häsin und zwar 1—2 Junge, wenn sie schon im Februar rammelte, im zweiten und dritten Satz 4—5, und erfolgt noch ein verspäteter, dann wieder wie im ersten Satz; jedoch sind diese Zahlen nicht immer maßgebend, sondern individuell. Die jungen Häslein werden mit offenen Sehern und schlaffen Löffelchen gesetzt, die sich aber schon am nächsten Tag aufrichten; 6—7 Tage haben sie sich nur einigermaßen sorgfältiger Wartung der Mutter zu erfreuen, nachher kommt diese nur noch zu ihnen, wenn ihr die Milch Beschwerde macht, und verläßt sie bald ganz. Von den Jungen gehen viele durch Raubzeug aller Art verloren, der erste Satz häufig durch die Ungunst des Nachwinters; finden sie aber nur Schutz, Äsung

und einigermaßen günstiges Wetter, so gedeihen sie gut und wachsen in den sie schützenden Getreidefeldern, Dornenhecken 2c. schnell heran. Gibt sich der Jäger mit dem Vertilgen des Raubzeugs Mühe, so kann er nunmehr einer guten Jagd entgegensehen, besonders auch, wenn er sich hütet, schon im September Hasen vor dem Hund zu schießen, da dies alsdann noch oft genug tragende Häsinnen trifft; seine Mühe um Hebung der Hasenjagd wird aber doch nur halben Lohn finden, wenn er nicht bei strengem, schneereichem Winter wenigstens für notdürftige Fütterung sorgt. Der H. nimmt jede Fütterung nur widerwillig an, da sie ihm Mißtrauen einflößt, daher sie schon bei Zeiten, ehe er schwach wird, vorbereitet werden muß, was durch Ausstreuen von Kohlblättern und -Strünken geschehen kann. Macht der Winter Ernst, so thun auf die Hasenwechsel gelegte Ästchen und Zweige von Espen und andern Weichhölzern, deren Rinde er abnagt, gute Dienste; später füge man ungedroschene Hafergarben, Kleeheu, Lupinen oder gutes Wiesenheu, Kartoffeln, Möhren, wenn man sie hat, hinzu, und so wird man dem größten Notstand immerhin entgegentreten. Reicht man den Hasen gar nichts, so äsen sie die gefrornen Knospen und Zweige, auch Rinden ab und gehen, wenn sie überhaupt das Frühjahr erleben, alsdann zahlreich an Darmentzündungen ein. Der Waldhase ist immer besser daran als der Feldhase, da ihm doch immer noch einige Äsung an Heide, Pfriemen, trocknen Halmen 2c. zu Gebote steht, er auch geschützter lebt als sein Kollege auf offenem, freiem Feld. Nicht selten läßt sich der H. gänzlich einschneien und bleibt lange unter dem Schnee sitzen, namentlich wenn er dabei an die Saat kommen und äsen kann; solche Schneelager erkennt man an kleinen, dunkel aussehenden, aufgetauten Stellen. Im übrigen verträgt der H. manches Ungemach, sonst gäbe es überhaupt kaum noch welche; außer der vorher erwähnten Darmentzündung befallen ihn Lungen-, Leber- und Milzleiden sowie Hautkrankheiten, daneben quälen ihn Eingeweidewürmer. Kümmerlich aussehende Hasen untersuche man daher stets vor deren Genuß, und findet man an den betreffenden Organen Anschwellungen, auffallende Färbung oder gar Eitergeschwüre, so muß schon ein hoher Grad von Eßlust vorhanden sein, um solche Exemplare nicht sogleich der Düngergrube, wohin sie allein gehören, zu überantworten. Hautkrankheiten erkennt man sogleich an Anschwellungen oder kleinen Geschwüren, häufig genug an den Genitalien, wo sie dann mit den Rammelgelüsten zusammenhängen und unter dem Namen »Franzosenkrankheit« bekannt sind. Kauft man, wie in Städten häufig, gespickte Hasen, so brate man sie wenigstens scharf durch, um etwaige Übertragungen zu vermeiden; womöglich aber kaufe man immer den Hasen im Balg.

Ein alter H. gedeiht nimmer in der Gefangenschaft, da seine Verpflegung manche Schwierigkeit und bei sehr reichlichem Futter Krankheiten nach sich zieht. Schon in den 40er und 50er Jahren tauchte der Gedanke auf, ausgeraubte oder sonstwie verödete Hasenjagden durch Anzucht in der Gefangenschaft, den sogen. Hasengärten, frisch zu besetzen. In den 60er Jahren wurden umfassende Versuche mit großer Mühe und Kosten aufs neue gemacht, aber auch sie scheiterten an Lampes Widerhaarigkeit; entweder die alten Hasen gingen langsam oder ganz plötzlich ein, oder der junge Satz verunglückte, kurz, jetzt spricht kaum noch jemand von diesen Versuchen, es sei denn mit herber Erinnerung an gehabte Verluste und Enttäuschungen. So seßhaft der frei gesetzte H. ist, so flüchtig und unstät ist der in Gefangenschaft gewesene; er rennt, wie beobachtet wurde, wenn freigelassen, meilenweit davon, als ob ein Dämon ihn jage!

Jagd.

Keine andre Wildart zieht einen solchen Schwarm von Jagdliebhabern aller Art hinter sich drein wie Lampe; er ist der erste und letzte Versuch des jungen antretenden, resp. des alten abtretenden Jägers; der Bauer schleppt den rostigen Schießprügel hinter ihm her und den Fixköter neben sich, der ihm des Hasen Aufenthalt verraten soll, der jagdliebende Handwerksmeister oder Herr Rat ist auf

dem Kriegspfad hinter ihm, der Wilderer und Lungerer aber besteckt die Hecke mit Schlingen. Beginnen wir mit der wirtschaftlichsten Jagd auf den Hasen, mit der Treibjagd, welche in Standtreiben, Kesseltreiben und die sogen. Streife zerfällt.

Standtreiben. Wenn bei jeder Treibjagd auf Hasen das Wetter eine gewisse Rolle spielt, so ganz besonders bei der im Wald. Soll sie Erfolge haben, so ist unbedingt helles Frostwetter erforderlich und die geeignetste Temperatur 2 bis 5 Grad Kälte; bei strengerm Frost kann man zwar allerdings auch mit Erfolg jagen, jedoch greift sie die Schützen zu sehr an und macht das Stillstehen auf den Ständen zuletzt zur Tortur. Wenn möglich, stehen die Schützen gegen den Wind; unbedingtes Erfordernis ist es aber nicht, wenn man nicht zugleich auf Reineke Rücksicht zu nehmen hat. Die Schützen stellen sich still auf den am Tag vorher schon bezeichneten und ohne Geräusch aufgeräumten Ständen an und zwar, wenn eine Dickung getrieben wird, hart an deren Rand, so daß sie seit- und hinterwärts schießen; vor einem raumen Waldteil aber, wo Schießfläche genug vorhanden ist, nach Belieben, dicht am Rand oder weiter zurück, weil sie in diesem Fall doch meist vorwärts zu schießen in die Lage kommen. Haken zu stellen, wodurch baldige Fühlung mit den Treibern erreicht wird, ist auch hier zu empfehlen. Bei nassem, weichem Wetter ist von einem Hasentreiben im Wald entschieden abzuraten, denn bei solchem liegt der H. so fest und geht so widerwillig vor den Treibern, daß er sich bald drückt oder zurückschleicht trotz allen Geschreis und sonstigen Lärms. Bei Frostwetter dagegen kommt er munter an, gleichwohl sind auf ihn niemals sehr große und namentlich lange Treiben anzulegen. Laut müssen die Treiber freilich schon sein, übermäßiger Lärm aber ist vom Übel, nicht mehr Geräusch, als dazu dient, den Hasen die Annäherung von Menschen zu verraten; je größer der Spektakel, desto mehr Hasen gehen zurück, und sicher, wenn die Treiber etwa gar versuchen, einen zurückkommenden Hasen durch Lärmen und Zusammenlaufen davon abzuhalten, er rennt dann zuverlässig zwischen oder neben ihnen durch. Die vielfach gebrauchten Klappern sind zwar nicht gerade zu verwerfen, aber jedenfalls entbehrlich, machen auch die Verständigung zwischen den Treiberführern und den Treibern äußerst schwierig. Der H. ist spitz nicht leicht zu treffen, daher man ihm lieber seitwärts beizukommen sucht, ihn also, wo und wann es angeht, vorbeiläßt und dann feuert; andernfalls halte man ihm von vorn etwas unter die Läufe, von hinten auf die Löffel. Beim Hasen gilt der letzte Schuß, auf welchen er blieb, es sei denn, daß der erste ihn unbedingt zur Strecke gebracht hätte, z. B. wenn ihm die Läufe zerschossen waren und er sich nur mühsam einige Schritte fortquälte. Ein zuverlässiger Apportierhund ist bei solchen Treiben kaum entbehrlich, darf aber nicht gelöst werden, wenn dasselbe noch im vollen Gang ist. Im Feld verläuft die Treibjagd ganz ähnlich, und das Wetter sowie auch der Wind sind weniger von Bedeutung, da Treiber und Hasen sich gegenseitig sehen, die letztern also vorwärts müssen, selbst wenn die Schützen frei stehen, wie es ja meist der Fall ist. Vorteile gewährt es, wenn hinter den Treibern einige Schützen hergehen und die durchbrechenden Hasen empfangen. Sobald die Treiber durch die Schüsse gefährdet werden könnten, hört alles Schießen in das Treiben hinein auf.

Kesseltreiben. Die Schützen verteilen sich zwischen die Treiber und umschließen im Kreis einen entsprechenden Teil des Feldes, den sogen. Kessel. Steht das Treiben auf diese Weise fertig, so bewegt sich der ganze Kreis langsam nach seinem Zentrum, wobei man auf die aufgestoßenen Hasen schießt, solange die sich immer mehr nähernden Schützen und Treiber nicht gefährdet werden, in welchem Fall nur noch auf die außerhalb laufenden Hasen geschossen werden darf, weshalb man sie absichtlich durchläßt oder, da sehr viele Häsinnen sich unter diesen letzten befinden, unbeschossen freigibt. Es gehört zu solchem Treiben ein unbedingt freier Raum, sonst gerät das ganze Treiben in die größte Unordnung, und deshalb ist es nur auf größern Feldern oder Waldblößen denk-

bar. Diese Kesseltreiben sind zwar sehr unterhaltend, wenn es viele Hasen gibt, deren Thun und Treiben zu beobachten überaus interessant ist, anderseits sind sie nicht ohne Strapazen und nicht ohne Gefahr; über den gefrornen, über Mittag meist etwas aufgetauten Sturzacker hinwegzustolpern, ist eben keine Annehmlichkeit und ein Fall mit dem schußfertigen Gewehr, besonders wenn sich der Kessel schon sehr verengt hat, wahrlich leicht von übeln Folgen. Auf den großen Hasenjagden Sachsens und Schlesiens sind diese Kesseltreiben sehr üblich.

Die Streife oder das Streifen, auch Buschieren genannt, besteht darin, daß sich Treiber und Schützen in Einer Linie aufstellen und nun in möglichst guter Richtung den abzutreibenden Walddistrikt abtreiben. Sie schießen also im Gehen. Dombrowski (»Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde«) schildert diese im ganzen weniger übliche Jagdart folgendermaßen: Das Streifen basiert auf zwei eigentümlichen und denselben in einfacher und wirksamer Weise Rechnung tragenden Gewohnheiten des Wildes und zwar: a) auf der Erfahrung, daß das Wild, sobald es gedeckt ist oder es zu sein glaubt, stets vorzieht, sich zu drücken, statt flüchtig zu werden, wenn es die Annäherung der Treiberlinie vernimmt, und b) daß sich dasselbe, wie z. B. Rehe und Hasen, nie über eine gewisse Strecke hinaus vorwärts treiben läßt und dann meist an den Flügeln auszubrechen oder durch die Treiberlinie zurückzugehen trachtet.

Die Regeln und Vorteile des Streifjagens, welche Dombrowski durch mehrjährige Erfahrung in seinen eignen Revieren erprobte und auf großen Jagdgebieten praktisch zu beobachten Gelegenheit fand, sind folgende: Einfache, dem Terrain genau angepaßte Dispositionen, die für eine längere Reihe von Jahren unverändert beibehalten werden können; wenige, aber vollkommen verläßliche Schützen; Ersparnis an Zeit und Geld; bessere Hege des Wildstands und Erhaltung eines gesunden und unbeschossenen Besatzes. Das Jagdgebiet wird in Triebe geteilt, deren jeder so breit ist, als man mit Schützen und Treibern zu bestellen vermag; Schützen und Treiber stehen verhältnismäßig verteilt in einer Fronte, im Wald nicht weiter als 10, im Feld etwa 20 Schritt voneinander; in der Mitte der Fronte ist ein Schützensteg aufgehauen, welcher die Richtung des Streifens anzeigt, neben diesem und mit ihm parallel andre teils durch Ausästung oder Abbuschung hergerichtete Steige; für die Treiber ist die Richtung durch Strohseile um die Bäume oder durch Kalkstreifen angedeutet; der Jagdführer hat seinen Platz auf dem Hauptsteig in der Mitte, die dienstthuenden Jäger auf den Flügeln, resp. den auf den beiden Flanken im Winkel nach vorwärts aufgestellten Haken oder Wehren. Sowie die Front und die Haken stehen, wird die Jagd angeblasen, und nun bewegt sich das Ganze langsam vorwärts.

Daß diese Jagd manche Vorteile bietet, läßt sich nicht verkennen, anderseits ist sie nur für große, gut besetzte Jagdreviere geeignet. Daß aber das Wild weniger zu Holz geschossen werde als bei einem Standtreiben, bestreiten wir entschieden, denn das Schießen beim Gehen und eine gewisse Hast, durch längeres Verweilen das Treiben nicht aufzuhalten, bedingen sicher mehr unkorrekte Schüsse als beim Standtreiben, wo der Schütze sich mehr Zeit nehmen kann; und nur ganz zuverlässige Schützen zu verwenden, läßt sich praktisch auch kaum ausführen, weil sonst weniger geübte, jüngere strebsame Schützen niemals Gelegenheit hätten, an solchen Jagden teilzunehmen, schließlich auch überall und in allen Kreisen gewisse Rücksichten vorhanden sind, die bei Einladungen von Jagdgästen nicht umgangen werden können.

Die Suche auf Hasen kann nur Sache des kleinen Jagdbesitzers oder Pächters sein. Solange die Hühnerjagd im Gang ist, also während des Septembers, Hasen vor dem Hühnerhund zu schießen, ist aus den oben angegebenen Gründen gänzlich verwerflich, und überhaupt hat der H. erst seinen vollen Gebrauchswert von Anfang November ab. Will man mit dem Vorstehhund suchen, so muß dieser sehr kurz suchen, dem herausfahrenden Hasen nicht nachprellen, mit einem Wort hasen-

rein sein, eine eben nicht gewöhnliche Tugend desselben. Der Jäger muß sich ferner klar sein, wo er je nach Wind und Wetter den Hasen zu suchen hat, die Hasenlager wenigstens einigermaßen kennen und, darf er auf entsprechende Beute hoffen, jemand bei sich haben, der ihm die Hasen trägt; denn sich dieselben oft nicht ohne Mühe aufsuchen und die geschossenen auch noch tragen sollen, wäre eine starke Zumutung selbst für einen sehr kräftigen Mann. Für den einigermaßen kundigen Jäger ist der Vorstehhund auf der Hasensuche übrigens sehr entbehrlich, er kommt ohne Hund meist näher an den Hasen heran als mit diesem, daher es am vorteilhaftesten ist, einen Hund zu führen, der gar nicht sucht, aber gut apportiert und flüchtig ist, um einen angeschossenen Hasen einzuholen und heranzubringen. Wo nur wenig Hasen sind, ist die Suche sehr mühsam, wo ein guter Bestand ist, lohnt ein Kessel- oder Standtreiben besser; wer aber in der Jagd körperliche Bewegung sucht und in der frischen Luft nicht beschäftigungslos einen Tag verbringen und mit seinem Hund verkehren will, also der eine kleine Jagd pachtende Stadtjäger, der möge diese Jagdart betreiben und seine Hämorrhoiden dabei verlaufen.

Mit der Bracke die Hasenjagd gewohnheitsmäßig betreiben heißt sie ausschlachten und total ruinieren. Diese Jagdmethode erklärt sich aus der Gewohnheit des Hasen, wenn er aus seinem Lager aufgestoßen wurde und von den Hunden gejagt wird, in einem Bogen auf diese Stelle zurückzukehren, an welcher sich der Jäger inzwischen angestellt hat. Dieser zieht des Morgens mit einer oder zwei Bracken ins Feld oder zu Holz und läßt die Hunde frei suchen; sowie sie einen Hasen aufgestoßen haben, stellt er sich, wie schon erwähnt, möglichst verdeckt an und darf in etwa einer guten Viertelstunde, freilich manchmal auch etwas später, die Rückkehr Lampes erwarten. Man verlangt von diesen Hunden, daß sie gut finden und dauernd jagen, und da sich dazu mancher Hund qualifiziert, so thut man gut, mehr auf dessen Leistungen als auf Rasse zu sehen, wenn man nicht besondere Liebhaberei für reine Rassen hat. Gewöhnliche Bauernköter hat Verfasser leider öfter, als ihm lieb war, ausgezeichnete Dienste thun sehen. Wie sehr ein Jagdrevier durch diese stets laut jagenden Hunde beunruhigt wird, liegt auf der Hand; außerdem muß, wenn die Hunde gut sind, der letzte H. schließlich daran glauben, daher die Öde von Wald und Feld, wo diese Jagden häufig in Gebrauch sind. Nur da, wo große steile Hänge, unwegsame Brücher, undurchdringliche Dickungen dem Fuß des Jägers oder Treibers wehren, sind die Bracken mit Berechtigung zu verwenden und verschaffen alsdann eine nicht uninteressante, recht spannende Jagd; in andern Verhältnissen aber schaffe sich der Jäger diese Hunde vom Hals, wenn er an der Hasenjagd dauernde Freude haben will.

Die Hasenjagd mit Windhunden schließt das Schießen aus, ist eine Hetze und gehört somit mehr dem Sport als dem gewöhnlichem Jagdbetrieb an. Die Hauptrolle spielt dabei der Windhund (s. d.). Folgende Jagdausdrücke sind bei dieser Jagd zu beachten: sie selbst heißt Hetze oder Windhetze (nicht zu verwechseln mit Hatz, s. Wildschwein); das Aufsuchen der Hasen heißt Suche. Die Hunde werden an einem Hetzriemen geführt, welcher bandelierartig über der linken Schulter nach der rechten Seite herab getragen wird, und an welchen die Hunde (drei Stück nennt man einen Strick) gekoppelt sind. Der Jäger ist natürlich beritten. Die Hunde müssen gewöhnt werden, ruhig neben der rechten Seite des Pferdes herzugehen; haben sie dies gelernt, so heißen sie strickbändig; sind sie übermäßig angestrengt worden, so sind sie überhetzt; haben sie dadurch die Lust am Jagen verloren, so sind sie verhetzt. Überholen sie den Hasen, so rahmen sie ihn; fassen sie ihn endlich, so fangen, greifen oder würgen sie ihn. Bemerken sie den aufgestoßenen Hasen bald, so äugen sie gut; kommen sie ihm schnell näher, so nehmen sie gut auf, laufen sie gut, sind sie rasch, leicht; fängt einer einen Hasen allein, so heißt er Solofänger, hält er die andern von dem gewürgten Hasen ab, so heißt er Retter;

ist das Terrain recht eben und übersichtlich, so haben die Hunde gutes Geläuf, andernfalls schlechtes. Das Anlernen der Hunde besteht zunächst im Strickbändigmachen und demnächst in fortschreitender Übung im Laufen; man nimmt einen jungen Hund mit zwei alten an einen Strick oder doch einen alten mit zwei jungen und hetzt, wenn möglich, zuerst auf junge Hasen und nicht über 40 Schritt; mit abgehärteten Hunden hetzt man nie mehr als höchstens viermal täglich, für junge Hunde sind zwei Hetzen schon viel. Der Reiter schleift sich den durch die Ringe der Halsungen gezogenen Hetzriemen mit dem untern Ende um die Hand, reitet langsam vorwärts und feuert die Hunde, sowie ein H. herausfährt, mit dem Zuruf »Hetz, hetz!« an, wobei er natürlich die Schleife fallen läßt und die Hunde sogleich frei macht. Den jagenden Hunden folgt er im langen Jagdgalopp, ein übermäßig scharfes Reiten ist nicht erforderlich, da man immer noch zeitig genug herankommt, auch die Hunde sich selbst zu vertrauen lernen müssen. Beteiligen sich mehrere Reiter an einer Hetze, so reitet der Jäger mit den Hunden in der Mitte und die andern mit etwa 50 Schritt Fühlung an seinen Seiten; wird ein H. aufgestoßen, und ist er nicht zu weit, so wird gehetzt. Sind mehrere Stricke zur Stelle, so lösen sie sich im Hetzen ab oder hetzen gleichzeitig, aber in gehöriger Entfernung voneinander. Alles Beißen der Hunde untereinander, Reißen am gewürgten Hasen und sonstige Unarten werden mit der Peitsche geahndet, die jeder Reiter bei sich führt. Gute Windhunde packen den Hasen in 5—10 Minuten, je nach dem Vorsprung. Sie jagen nur auf das Gesicht, und bewachsene, buschige, auch sehr hügelige Gelände sind deshalb für die Windhetze nicht geeignet, da in Ermangelung guter Nase die Hunde sogleich stutzen und anhalten, wenn ihnen der H. außer Gesicht gekommen ist. Die Frage, ob die Windhetze nachteilig auf die Hasenjagd einwirkt oder nicht, ist vielfach erörtert worden, muß aber dennoch bejaht werden. Es liegt zu sehr in der Natur des ängstlichen Lampe, daß ihn die mit dieser Jagd verbundene Unruhe aus deren Bereich vertreibt, daher man auf Revieren, wo gehetzt wird, auch niemals einen guten Hasenbestand treffen wird. Sind die Windhunde aber schlecht, so daß sie nicht fangen, so ruinieren sie die Jagd wie die Bracken, zumal ein lange gehetzter H. einzugehen pflegt. Mit schlechten Hunden wird auch die Hetze zur Tierquälerei, was sie bei guten Hunden, die schnell fangen, keineswegs ist.

Die Parforcejagd auf Hasen unterscheidet sich in ihrem Verlauf und Zubehör von der auf den Edelhirsch wenig oder gar nicht. Sie wird nur auf dem Feld abgehalten, und da die Parforcehunde auf Nase arbeiten, so thut es keinen Eintrag, wenn das Terrain etwas bewachsen ist; nur den Wald darf der H. nicht annehmen, weil infolge andrer den Hund sehr verlockender Fährten, als z. B. von Rehen, die Meute sich meist versprengt, auch der H. durch Drücken und Widergänge häufig entkommt. Die Jagd beginnt in der Regel im November, gegen 10 Uhr vormittags; die Reiter ordnen sich mit 30—40 Schritt Fühlung in eine Reihe, die Meute bleibt bei den Pikeuren hinter der Front, und nun reitet man langsam vorwärts. Sowie ein H. herausfährt, macht die Linie Halt, und der Jagdführer begutachtet, ob der flüchtige Lampe das Feld oder den Wald annehmen wird; ist Wald nicht in der Nähe, dann spielen etwa nur benachbarte, nicht zu überschreitende Jagdgrenzen eine Rolle. Soll er forciert werden, so reiten die Pikeure mit der Meute an die Stelle, wo er herausfuhr, und da inzwischen Lampe außer Sicht ist, werden die Hunde animiert, worauf nach einigem Hin- und Herkläffen der Meute der Kopfhund bald Hals gibt, der Fährte folgt und sich die ganze Meute unter hellem Geläut ihm anschließt; die Reiter folgen. Der H. sucht durch alle ihm eignen Kniffe die Hunde irre zu führen, macht Widergänge, schlägt Haken, sprengt einen Kollegen aus dem Lager, aber wenngleich die Meute gelegentlich stumm wird und auseinander kommt, der Kopfhund findet sich immer wieder zurecht, und immer näher rückt die Meute dem armen Lampe, welcher zuletzt mit schlaffen Löffeln und

heraushängendem Lecker vor ihr hertaumelt, bis er schließlich nicht mehr fort kann und, wenn thunlich, in irgend ein Steinloch fährt oder sich drückt. Nun werden die Hunde mit den Peitschen abgehalten, die Pikeure blasen Halali, und wenn jetzt der H. aufgenommen wird, so ist er meist verendet und so steif wie ein Stück Holz; die abgelöste Blume wird dem distinguiertesten Gast oder dem Jagdherrn als Hutzierde überreicht, Lampe aber unter die Meute geworfen, welche ihn binnen kürzester Frist mit Haut und Haaren zerrissen und verschlungen hat. Der Hasenbestand wird durch diese Jagd gründlich und dauernd auf Nichts heruntergebracht.

Wir haben gesehen, daß der Wege, den armen Lampe zu jagen, gar viele sind, und so gibt es auch Örtlichkeiten und Gewohnheiten, wo man ihn mit Treibern, Hunden und Schießgewehr gleichzeitig jagt. Große Röhrichte, Brücher und andre unwegsame Örter umstellt man mit Schützen und, reichen diese nicht aus, mit Treibern zwischen diesen und läßt mit einem oder zwei Jägern oder Treibern die Bracken oder Wildbodenhunde auf den Fährten losjagen. Solche Jagd hat ungemein viel Anregendes und Spannendes, das hin und her schallende und wogende Geläut der jagenden Hunde läßt das Jägerherz höher schlagen, und mit gespanntester Aufmerksamkeit stehen die Schützen, denen sich die Jagd nähert, mit den schußfertigen Gewehren da, zumal auch der Fuchs und in den östlichen Ländern selbst der Wolf auf diese Weise zu Schuß kommen. Man kann in Ermangelung ausreichender Schützen das Treiben stellenweise wohl mit Federlappen umstellen, zuverlässig aber sind sie nicht immer, und Verfasser beobachtete einst, wie in einem auf einer Seite mit Federlappen eingestellten Feldtreiben fünf Hasen unter Führung eines Rammlerpatriarchen die letzten Versuche zu ihrer Rettung machten. Die Federlappen waren durchaus vorschriftsmäßig, etwa 1 m hoch, gestellt, sie bewegten sich wie auf Kommando im Luftzug hin und her, waren sehr bunt zusammengebunden, was ja vorteilhaft sein soll, da hoppelte Lampe und Kompanie endlich auch gegen die Lappen, der Rammler that sich auf seine Sprünge nieder und begaffte die Einrichtung, endlich ermannte er sich zur That, sprang wie ein Held über die Lappen, und alle andern thaten desgleichen.

Die **Verwendung** des Hasen **in der Küche** ist bekannt, viele Feinschmecker stellen sein Wildbret allem vom Haarwild obenan. Die Behandlung des Hasen in der Küche zu schildern, ist hier nicht der Ort, und wir verweisen auf v. Thüngen, Monographie des Hasen. Das Alter des Hasen thut beim Küchengebrauch wenig Eintrag; der, welcher den breitesten Rücken und das meiste Fett hat, ist der beste; probatum est!

2) **Schneehase** (Lepus variabilis *Pall.*, Lepus alpinus *Penn.*, Lepus canescens *Nilss.;* Alpenhase, veränderlicher H.). Weidmännische Ausdrücke wie beim vorigen. Der Schneehase ist etwa 6 cm kürzer und entsprechend schwächer als der vorige, dagegen der Kopf untersetzter, Löffel kürzer als der Kopf, Blume oben und unten einfarbig weiß, im Sommer oberseits mit einigen graubraunen Haaren. Im Sommer ist der Schneehase gelblich-graubraun, im Winter in hohen Breitengraden und Gebirgen weiß, auch manchmal im Sommer; im mildern Klima, z. B. schon im südlichen Schweden, bleibt er auch im Winter grau. Auch wenn der Schneehase ganz weiß ist, hat er stets schwarze Löffelspitzen; die Hinterläufe sind länger und alle Läufe infolge dichterer Behaarung stärker als beim gemeinen Hasen. Gegen Norden kommt er (nach Blasius) vor in Irland, Skandinavien und Lappland bis zum Nordkap, durch ganz Sibirien und Nordrußland, auch in Litauen und Ostpreußen, ferner in den Alpen und Pyrenäen. In diesen Gegenden ist er so gemein wie im Flachland der gemeine H. und sitzt zwischen Steinen, Föhren und Gestrüpp. »Seine liebste Nahrung«, sagt Tschudi in seinem »Tierleben der Alpenwelt«, »besteht in den vielen Kleearten, betauten Muttern, Schafgarben und Violen, in den Zwergweiden und der Rinde des Seidelbasts, während er den Eisenhut und die Geranienstauden, welche auch ihm giftig zu sein scheinen, selbst in den nahrungslosesten

Wintern unberührt läßt. Ist er gesättigt, so legt er sich der Länge nach ins warme Gras oder auf einen sonnigen Stein, auf welchem er nicht leicht bemerkt wird, da seine Farbe mit der des Bodens übereinstimmt. Wasser nimmt er nur selten zu sich. Auf den Abend folgt eine weitere Äsung, wohl auch ein Spaziergang an den Felsen hin und durch die Weiden, wobei er sich oft hoch auf die Hinterläufe stellt. Dann kehrt er zu seinem Lager zurück. Überrascht ihn früher Schnee, ehe er sein dichteres, weißes Winterkleid angezogen, so geht er oft mehrere Tage lang nicht unter seinem Stein oder Busch hervor und hungert und friert. Er läßt sich ganz einschneien, oft 60 cm tief, und kommt erst hervor, wenn ein Frost den Schnee so hart gemacht hat, daß er ihn trägt. Bis dahin scharrt er sich unter demselben einen freien Platz und nagt an den Blättern und Wurzeln der Alpenpflanzen.« Der erste Satz fällt in den April oder Mai, mehr als drei werden wegen des kurzen Sommers kaum hervorgehen, im übrigen ähnelt er dem gemeinen Hasen.

Die Jagd auf den Schneehasen ist, wenigstens in den Alpen, von geringer Bedeutung, denn niemand wird die Hochgebirge des Hasens wegen besteigen, und begegnet er den Gemsjägern, so verderben sich diese nicht gern ihren Birschgang durch einen Schuß auf solch geringes Wild, dessen Wildbret nicht einmal geschätzt ist. Die Spur des Schneehasen ist viel runder und größer als die des gemeinen. Dagegen wird er im Norden mehr gejagt, besonders Interessantes darüber ist aber nicht bekannt, zumal in jenen Gegenden von einem Jagdbetrieb wie bei uns keine Rede ist.

Haselhuhn (Tetrao bonasia *L.*, Bonasia silvestris *Brehm;* s. Abbildung), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Auerhahn und Birkhuhn zu derselben Gattung gehörig). Weidmännische Ausdrücke wie bei den andern Waldhühnern (s. Auerhahn) und nur folgende dem H. eigentümlich: den Lockruf in der Balzzeit bezeichnet man mit Spissen, durch dessen Nachahmung sie gespißt werden; ihr gewöhnlicher Ruf heißt bisten, und sie werden gebistet.

Beschreibung. Länge 37,2 cm, Schwanz 14,4, Schnabel 1,2, Lauf 4,8 cm. Stirn schwarz; Oberkopf des Hahns rotbraun, schwarz gefleckt, vor jedem Auge ein weißer Fleck; auf dem Kopf eine Holle; Augenkreise weiß; Nacken graubraun, dunkel und hell gefleckt; Oberrücken rostbräunlich, dunkel gestrichelt und gefleckt; Unterrücken braun mit grauen Flecken und Bändern; Schwingen braungrau mit hellen Bändern; das graue, dunkel ge-



Haselhuhn (Tetrao bonasia).

wässerte Spiel 16federig, mit einer dunkeln Binde und grauem Saum. An Kinn und Kehle ein tiefschwarzer, weiß eingefaßter Bart; Brust und Kropf rostbraun mit schwarzen und weißen Querflecken; Bauch grauweiß; Ständer und Schnabel grau, Zehen braun; Iris braun; Rose hochrot. Die Henne hat nur eine kleine Holle, rostrote, nicht verlängerte Kehlfedern und ist überhaupt matter gefärbt. Bei allen Haselhühnern ist die bedeckte Hälfte der Federn weiß, welche Farbe bei Verschiebungen sich zeigt und den Kleidern ein buntes Aussehen gibt. Die Stimme des balzenden Hahns klingt wie »Didi-bidi-bidiri!«, was er fast Tag und Nacht hören läßt; die Henne lockt ähnlich. Das Haselwild fliegt ziemlich schnell, läuft aber verhältnismäßig noch behender und versteht sich gut zu decken. Zwar scheu bei Verfolgungen, läßt

es sich dennoch von allen Waldhühnern am leichtesten ankommen. — Seine Verbreitung erstreckt sich bis an die Alpen, nord-, ost- und westwärts ist es weitverbreitet, wenngleich nur in den weniger bevölkerten Waldstrichen nach Osten häufig; bei uns wird es zusehends seltener. Dunkle, gemischte Waldungen mit reichlichem Unterwuchs und Beerengesträuch, besonders Haseln und Brombeeren, liebt es besonders, auch wenn sie nicht umfangreich, nur möglichst ruhig sind. Aus durchforsteten Beständen zieht es sich zurück. — Lebensweise, Balz. Die Äsung des Haselwilds gleicht der des Auer- und Birkwilds sehr, doch nimmt es wohl keine Nadelholzknospen an, da sein Wildbret nie danach riecht. Im Sommer lebt es fast ausschließlich von Beeren, geht Ebereschbeeren im Herbst nach, so daß es selbst auf Chausseebäumen einfällt und sich gelegentlich in Dohnen fängt. Im Winter lebt das Haselwild in Ketten zusammen, doch bleiben die alten Hähne für sich. Vom März bis April dauert die Balzzeit, während deren die zahlreichen Hähne sich fortwährend hören lassen und die Hennen umwerben, welche sich schließlich zu ihrem einfachen Nest unter einem Busch zurückziehen und ihre 10—16 denen der Birkhühner sehr ähnlichen, aber nur 40:28 mm großen Eier in 30 Tagen ausbrüten. Sobald die Jungen sich heben können, folgen sie der Mutter auf den Baumast zur Nachtruhe. — Jagd. Bei uns, wo das Haselwild nur vereinzelt vorkommt, wird es gelegentlich der Treibjagden geschossen, da Suche und Anlocken zur Balzzeit sich kaum lohnen; im Nordosten jedoch, wo es häufig ist, werden Tausende von Hähnen durch Anwendung der Locke geschossen, auf welche sie, oft sehr ungestüm, heranstreichen. Die Locktöne werden sehr täuschend mit einem Pfeifchen aus einem Gänse- oder ähnlichen Knochen hervorgebracht, auch aus einer Eichelkapsel oder Haselnußschale oder Knopper. Bei kalten Nord- oder Ostwinden balzen die Hähne am launischten. Die Ketten im Herbst locken sich durch den bistenden Ton sehr leicht an, besonders wenn sie gesprengt sind; sowie sie die Locktöne hören, schwingen sie sich auf benachbarten Bäumen ein, um sich zu orientieren, und lassen sich dann nicht schwer schießen. Das Haselwildbret (**bona assa**, d. h. guter Braten) wird von Feinschmeckern über alles andre Federwildbret gestellt und ist mithin sehr begehrt. Leider sind die brütenden Hennen und die noch nicht beflogenen Jungen so ungemein vielen Verfolgungen durch Raubzeug ausgesetzt, daß sich dieses überaus harmlose, schöne und kostbare Wild mehr vermindert, als vermehrt.

Hasenadler, s. Adler 2).

Hasengarn (Hasennetz), früher gebräuchlicher Apparat zum Fangen von Hasen, auch Füchsen, welche zu Tod geprellt werden sollten. Sie stellten bei 1,5 m Höhe etwa 150 Schritt in die Länge; jetzt sind sie außer Gebrauch.

Hasengarten, s. Hase (S. 235).

Hasenkaninchen (franz. Lapins), s. Leporiden.

Hasenklappern, Werkzeuge, mit deren Geräusch die Hasen bei Treibjagden an die Schützen getrieben werden. Entweder nimmt man ein etwa 24 cm langes, 10 breites und 1½ cm dickes Brettchen, steckt durch die Mitte einen Pflock, der unterseits einen Handgriff abgibt, und an dessen Oberseite ein oder zwei kleine hölzerne Hämmerchen lose angefügt werden, welche durch Hin- und Herbewegen einen hellen Ton verursachen. Oder man schneidet aus einem Brettchen eine Art Schippe mit Handgriff und teilt die breite Fläche durch Längsschnitte in drei Teile, schneidet die beiden äußern ab und befestigt sie mit Lederriemchen in ihrer ursprünglichen Lage; bewegt man nun dieses Werkzeug hin und her, so schlagen die losen breiten Platten an die feste mittlere und verursachen großes Geräusch. Man hat noch andre im Gebrauch, alle müssen aber von hartem Holz sein, welches nicht spaltet; und da sie dessenungeachtet sehr leicht Schaden nehmen, aber leicht herzustellen sind, so verlangt man am besten von den Treibern, sie sich selbst anzufertigen und mitzubringen. Sehr dauerhaft und auch billig sind eiserne Klappern. Man nimmt ein beliebiges Stück Eisenblech, läßt einen Handgriff annieten und an je einer Seite einen eisernen beweglichen Klöppel. Durch

Schütteln solcher Klappern entsteht ein Getöse, welches das Wild fast noch mehr aufschreckt als die hölzernen Klappern, dagegen nicht so unangenehm klingt. Ein vorzügliches Werkzeug sind auch die sogen. Cri-cri, ihrerzeit ein allerdings abscheuliches Spielzeug in Kinderhand. Klappern sind, wie an den betreffenden Stellen (s. Hase ꝛc.) gezeigt ist, überhaupt überflüssig, sie werden durch Rufen, Klopfen, Pfeifen ꝛc. der Treiber viel besser ersetzt, und die Verständigung zwischen Treibenführern und Treibern, resp. Schützen, ermöglicht sich ohne Klappern auch leichter.

Hasenklein, Rippen, Kopf, Hals, Gelünge und Vorderläufe des Hasen, welche zu einem beliebten Jägeressen, dem sogen. Schwarzhasen oder Hasenpfeffer, angerichtet zu werden pflegen.

Hasennetz, s. Hasengarn.

Hasenrein ist ein Vorstehhund, welcher fest vor Hasen steht, ihnen aber nicht nachprellt und sie auch sonst, ohne dazu aufgefordert zu sein, nicht jagt. Nur wenigen Hunden darf diese Tugend nachgerühmt werden; meist sind es sehr alte oder solche, die täglich in gut besetzten Hasengehegen sich bewegen und die Hasen nicht mehr beachten.

Hasenreizen, das Nachahmen der Stimme des Hasen, um dadurch Raubzeug anzulocken.

Hasensarg, scherzhafte Bezeichnung der früher üblichen großen Jagdtaschen aus Dachsschwarte, in denen mehrere Hasen bequem Raum fanden.

Hasensprung, der schwache Knochen am untern Teil des Vorderlaufs des Hasen, der abgelöst einer langen Nadel ähnlich sieht.

Häsin (Setzhase), der weibliche Hase.

Hatz, jede Jagd, bei welcher Wild mit Hunden gefangen wird, hauptsächlich aber versteht man unter H. die Jagd mit schweren Hunden auf grobes Wild, als Sauen, Bären, und nennt die Jagd mit Hunden auf Hasen, Füchse, Dachse gewöhnlich Hetze, wie man auch unter einem Hatzhund nur eine Rüde versteht. — Unter »H.« versteht man auch mehrere, meist aneinander gewöhnte Hunde, welche zusammen gehetzt zu werden pflegen.

Hatzfertig steht eine Hatz, wenn sie auf Befehl sofort gelöst werden kann; zu diesem Zweck halten die Rüdemänner die Enden der Hetzleinen lose in der Hand.

Hatzführer, der Kommandeur einer Hatz.

Hatzhunde, schwere Hunde, früher die englischen Doggen, welche aber zu schwierig zu behandeln waren; leichte H. wurden den dänischen Doggen oder Blendlingen entnommen; neuerdings sind mancherlei Kreuzungen entstanden, und es bewähren sich auf Sauen langhaarige Hunde, deren Haar sie vor den Schlägen doch öfter schützt. Auch große russische Windhunde thun als leichte H., besonders auf Wölfe, vorzügliche Dienste.

»Hatz los!« der Befehl an die Hatzmänner, die Hatzen sofort zu lösen.

Hatzmann, der Führer eines Hatzhunds. Früher, als man noch die schweren englischen, selbst ihrem Führer nicht ungefährlichen Doggen benutzte, wurde ein H. mit mehr als einem solchen Hund nicht fertig; denn zwei rissen ihn, wenn das Wild sichtbar wurde, gelegentlich um und brachten die Jagd in Verwirrung.

Hatzschirm, ein aus Reiserwerk geflochtener, halbrunder, etwa 1¼ m hoher Schirm, hinter welchem eine Hatz so lange verweilte, bis sie gelöst wurde. Er dient dazu, den Hunden die unzeitige Beobachtung der Jagd zu verwehren, wodurch sie leicht unbändig werden.

Haube, eine Art Sack, am offenen Ende mit eisernem Reif, welcher in die Dachs- oder Fuchsröhre gesteckt wird, um die außerhalb befindlichen, zu Bau getriebenen Dächse ꝛc. beim Einfahren darin zu fangen. Vgl. Kappe.

Haubenlerche, s. Lerchen 3).

Haubenscharbe, s. Scharbe 2).

Haubentaucher, s. Taucher 1) und 4).

Hauendes Schwein, ein starkes Wildschwein.

Hauer, die großen, gekrümmten, weit vorstehenden Zähne in den Unterkiefern der Keiler. Die obern, kleinern heißen Haderer.

Hauerhahn, s. v. w. Auerhahn.

Hauptbär, über sechs Jahre alter Bär.

Hauptjagen, ein eingestelltes Jagen, bei welchem das Wild durch Treiber immer mehr und mehr zusammengedrängt und schließlich auf einem Lauf (s. d., 2) erlegt wird. Sie wurden früher veranstaltet, um zu zahlreiches Wild zu vermindern, was

aus naheliegenden Gründen jetzt nicht mehr nötig ist. Vgl. Edelwild (Jagd, S. 97).

Hauptröhre, der befahrenste Zu- oder Abgang am Dachs- oder Fuchsbau.

Hauptschlag (Abschlag), ein Teil im Balzsatz des Auerhahns.

Hauptschwein, ein Wildschwein vom siebenten Jahr ab.

Hauptzeichen, die gerechtesten Zeichen in Fährte und Anschuß des Edelwilds (s. d.).

Hauseule, kleine, s. Eulen 4).

Housteufel, s. v. w. Kampfläufer.

Haut, das Fell des Hoch- und Rehwilds, inkl. Gemse und Steinbock. Beim Bär heißt sie Decke, bei Sauen und Dachsen Schwarte, sonst Balg.

Hebegabel, eine etwa 2,5 m lange Stange mit eisernem Haken, mit welchem die Oberleinen der Jagdtücher auf die Stellstangen gehoben werden.

Heben, sich, sagt man vom Federwild, wenn es zu fliegen sich bemüht.

Hechsen, s. v. w. Heesen.

Hecke, ein Dornengebüsch, lebender Zaun ꝛc., wo Vögel, Hasen ꝛc. gern Schutz suchen. — Auch s. v. w. Heckzeit (s. d.).

Hecken, das Fortpflanzen der Vögel.

Heckenschnarrer, kleiner (kleines Sumpfhuhn), s. Sumpfhühner 4).

Heckzeit (Hecke), die Brütezeit der Vögel.

Heermännchen, s. v. w. Wiesel.

Heerschnepfe, s. Schnepfen 2).

Heesen, einem größern, angeschossenen Wilde die Sehne über dem Kniegelenk des Hinterlaufs durchhauen, um es am Aufstehen zu verhindern; wird namentlich bei Krellschüssen gelegentlich angewendet. Ein guter Schuß thut aber bessere Dienste.

Heftel, etwa 1 m lange, spitze Pfähle, an welchen man die Leinen der Jagdtücher ꝛc. anbindet. Sie werden mit Schlägeln in den Boden getrieben und, um das Aufreißen zu verhindern, an den Köpfen mit eisernen Ringen umgeben.

Heftelhaken, etwa ⅓ m lange, spitze Pfählchen mit Haken, durch deren Eintreiben in den Boden die Unterleinen der Jagdtücher an diesem festgehalten werden.

Hege des Wildes, dessen Pflege und Schutz.

Hegezeit, s. v. w. Schonzeit.

Heher, s. Häher.

Heidehuhn, s. v. w. Birkhuhn und Kampfläufer.

Heidelerche, s. Lerchen 2).

Heidepfeifer, s. Regenpfeifer 1).

Heister, s. v. w. Elster.

Hennik, kleiner, s. Wasserläufer 6).

Herausbrechen sagt man vom groben und Hochwild, wenn es plötzlich irgendwo herausflüchtet, während man vom kleinen Wild herausfahren sagt.

Herausstöbern, das Heraustreiben des Wildes durch kleinere jagende Hunde.

Herausstoßen, s. v. w. aufstoßen.

Heraustreten, das vertraute Hervorkommen des Wildes aus dem Wald oder sonstigem Schutz; »das Wild tritt hier zur Äsung heraus«, sagt man.

Herd, s. v. w. Vogelherd.

Herdschnepfe, s. Schnepfen 2).

Herdvogel (Lockvogel), der auf einem Herd angefesselte Vogel, durch dessen Lockton andre verleitet werden, auf dem Herd einzufallen, und gefangen werden.

Hermelin, s. Wiesel 1).

Herzeule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Hetze, s. Hatz.

»Hetz, hetz!« Zuruf an Hunde, dem zu fangenden Wild zu folgen, resp. es zu fassen.

Hetzjagd, Jagd mit Hunden.

Hetzleine (Fangleine, Fang-, Hetzstrick), die starke Leine, an welcher die Hatzhunde geführt wurden; damit diese sie nicht durchbeißen sollten, war sie meist von Haaren gedreht.

Hetzriemen, s. v. w. Birschriemen.

Hetzstrick, s. v. w. Fangleine.

Heulen, klagender Ton, besonders der Hundearten; den Wölfen wird ihr Geheul verderblich, da sie sich dadurch verraten.

Heuleule (Waldkauz), s. Eulen 10).

Hexensteige, kleine von Hasen im Getreide ausgebissene Pfädchen, die ihnen ein bequemeres Fortkommen gewähren; man findet sie nur in sehr dichtem Wuchs; sie gaben früher dem Aberglauben Nahrung.

Hifthorn (Hif-, Hiefhorn), ein sehr primitives Signalinstrument und wahrscheinlich das älteste, welches jemals von Jägern gebraucht wurde, denn es besteht einfach aus einem ausgehöhlten Stierhorn mit natürlichem oder metallenem Mundstück. Das H. gibt einen sehr weit schallen-

den, blökenden, aber widerwärtigen Ton, und eine gewisse Anzahl hintereinander ausgestoßener Töne hatte eine bestimmte Bedeutung (vgl. v. Dombrowski, Edelwild). Man bedient sich jetzt vorteilhafter und angenehmer der kleinen gewundenen, messingenen Jagdhörner.

Himmel, die Deckwand beim Treibzeug der Hühner 2c.

Himmelszeichen (Himmelsspur), gerechtes Zeichen des Edelhirsches, durch Anstoßen mit dem Geweih hervorgebracht.

Himmelsziege, s. Schnepfen 2).

Hinfährte, die Fährte, auf welcher das Wild vorwärts gezogen ist; Rückfährte, die entgegengesetzte, also diejenige, von woher das Wild gezogen ist; auf der letztern muß öfters gearbeitet werden, wenn man auf einen gewissen Orientierungspunkt zurück will; die Hunde arbeiten auf ihr nur widerwillig, was mancher unerfahrene Jäger beherzigen möchte, wenn er sich im Irrtum über die Richtung der Fährte befindet und dem Hunde die Schuld daran gibt. Ein einigermaßen brauchbarer Hund sieht übrigens seinen Irrtum bald ein, und wunderbar ist die Feinheit seiner Nase, welche ihm allein die Richtung angeben kann, in welcher das zu spürende Wild gezogen ist.

Hinterlassen (zurückbleiben), ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches (s. d.).

Hirsch, das männliche Geschlecht aller wiederkäuenden Geweihträger, also Edel-, Dam-, Elch-, Axishirsch 2c. Im allgemeinen jedoch versteht man unter dieser Bezeichnung den Edelhirsch.

Hirschbrunft, die Fortpflanzung der hirschartigen Tiere; Hirschbrunftzeit, die Zeit, in welcher die Brunft vor sich geht. Beim Elchwild fällt sie von Mitte August bis Ende September; beim Edelwild von Anfang September bis Ausgang Oktober; beim Damwild von Oktober bis über Mitte November; beim Rehwild von Ausgang Juli bis gegen Ende August.

Hirschfänger, s. Gewehr des Jägers.

Hirschfieber, eine Beklemmung des Herzens im entscheidenden Augenblick, in welchem ein Schuß auf ein besonders begehrtes oder schwer zu schießendes Wild, als Hirsch, Auerhahn, Schwein 2c., abgegeben werden soll. Die Aufregung des Schützen äußert sich oft in so hohem Grade, daß er mit laut pochendem Herzen und zitternden Gliedern dasteht. Ein mannhaftes Zusammennehmen des Körpers und Zurückdrängen des tobenden Atems ist das einzige Gegenmittel, überhaupt der Wille zur Bekämpfung, außerdem thunlichst häufige Beobachtung des Wildes, auch ohne zu schießen; schließlich bekennen wir frei, daß auch diese »guten Lehren« gewissen erregbaren und leidenschaftlichen Gemütern gegenüber erfolglos bleiben. Viele Jäger verläßt das H. nimmer.

Hirschfliege (Dasselfliege, Nasenbremse), s. Edelwild (S. 85).

Hirschgerecht ist ein Jäger, der die Hirschjagd kennt und besonders den Hirsch nach seinen Zeichen sicher anzusprechen, den Schweißhund zu führen versteht, überhaupt im hohen Weidwerk gründlich erfahren ist. Solche Jäger findet man nur noch in gut besetzten Hochwildbahnen.

Hirschkalb, ein junges Stück männliches Edelwild von seiner Geburt an bis zum Ablauf des Kalenderjahrs; spricht man überhaupt nur allgemein vom H., so meint man damit stets ein Edelhirschkalb, andernfalls man die Artbezeichnung voransetzt, als Damhirsch-, Elchhirschkalb.

Hirschlaus, s. v. w. Wildlaus.

Hirschlocke (Hirschruf), eine größere Seeschneckenmuschel, deren geschlossenes Ende durchbohrt ist, gibt die hirschähnlich hineingestoßenen Töne täuschend ähnlich wieder. Auch ein Büffelhorn läßt sich dazu verwenden oder ein Bierglas, und wer den Hirschruf aus der Hand nachzuahmen versteht, ist am besten daran, denn er braucht gar kein Instrument.

Hirschruf, s. v. w. Hirschlocke.

Hirschthräne, s. Thränenhöhle.

Hitzig (heiß), s. v. w. läufig.

Hitzig ist ein Schütze, dem die nötige Ruhe beim Schießen fehlt. Wenn dies schon ein Übelstand beim Flintenschießen ist, so ein noch größerer beim Büchsenschießen; denn ein guter Büchsenschuß erfordert unbedingt ruhige Hand und klaren Blick. Manche Jäger kommen nie zu dieser Ruhe.

Hochbalze, das Balzen des Auer- und Birkhahns auf einem Baum; Bodenbalze, das Balzen auf der Erde.

Hochbein, s. Säbelschnäbler.

Hochbeschlagen heißt das tragende weibliche Wild, das auf Schalen zieht.

Hoch schießen, über das Ziel schießen; ist es nicht beabsichtigt, so muß der Jäger nach der Ursache forschen, die in zu starker Ladung oder zu hohem Visier bestehen kann, freilich auch in unsicherm Abdrücken mit gekniffenen Augen; ähnliche Gründe können das zu tiefe Schießen bewirken.

Hochstand, ein erhöhter Ansitz des Jägers, besonders vorteilhaft sind Kanzeln (s. d.). Einem rüstigen Jäger, der klettern kann, thut auch ein passender Baum mit entsprechendem Astbau gute Dienste.

Hoch suchen sagt man von einem Hund, der mit hochgetragener Nase die Witterung des Wildes aufsucht. Vorstehhunde sollen dieser Eigenschaft nie entbehren, während Schweißhunde und Bracken tief suchen.

Hochwild, das zur hohen Jagd gehörige Haarwild.

Höckerschwan, s. Schwan 1).

Hohlfalle, neue von v. Hanstein erfundene eiserne Falle für Fuchs und Dachs.

Hohlschuß, ein Kugelschuß zwischen oder hinter das Blatt und die Wirbelsäule, gehört zu den schlechten Schüssen.

Hohltaube, s. Tauben 2).

»Ho ho!« »ho-ha-ho!« sind übliche Jagdrufe, um jemand auf die nachfolgende Mitteilung aufmerksam zu machen; z. B. »Ho ho!« »Hirsch tot!« oder »Ho ha ho!« »Sauen durch!« u. a.

Holster, Benennung der jetzt nicht mehr üblichen schweren Dachsranzen.

Holz. Zu H. schießen, ein Stück Wild so anschießen, daß es nicht bald verendet, auch nicht in die Hände des Jägers fällt, dagegen nach und nach verkommt und unbenutzt verdirbt. Ein Jäger, der viel zu H. schießt, ist die größte Pest für ein Jagdrevier, schlimmer als Fuchs und Wolf, denen man nachstellen kann, während ein solcher Jagdliebhaber oft nicht leicht unschädlich zu machen ist.

Holzen sagen einige vom Marder (s. d.) statt fortbaumen.

Holzhäher (Eichelhäher), s. Häher 1).

Holzhase, s. v. w. Waldhase.

Holzjagd, s. v. w. Waldjagd.

Holzschreier (Eichelhäher), s. Häher 1).

Holztaube, kleine, s. Tauben 2).

Honigbussard (Wespenbussard), s. Bussarde 3).

Honigfalke, s. Bussarde 3).

Honigflecke heißen die gelben Flecke, welche man manchmal auf Marderbälgen findet und die von Räude herrühren.

Honneter (weißer Storch), s. Storch 1).

Hoppeln, die vertraute Gangart des Hasen und Kaninchens.

Horn, 1) s. v. w. Wald- oder Jagdhorn, daher »ins Horn stoßen«, »bei Hörnerklang« 2c. (s. Jagdhorn). — 2) Im Gegensatz zum Geweih, die Zierde, resp. Waffe der hörnertragenden Wiederkäuer, als Gemsen und Steinböcke; Hörner wachsen von Jahr zu Jahr in Länge und Stärke aus, werden aber nicht abgeworfen und von beiden Geschlechter getragen.

Horneule, s. Eulen 5).

Hornfessel, das Bandelier, beziehentlich ein Riemen, woran das Horn getragen wird. Da die H. einen Teil der Gala-Uniform ausmacht, so ist sie sehr kostbar und prächtig aus Goldtresse angefertigt. Die Pikeurhörner werden aber nicht an Hornfesseln, sondern um den Leib getragen, da sie weit genug dazu sind.

Horntiere (Cavicornia), s. Jagdtiere. Außer Gemse, Steinbock und einigen wilden Gebirgsschaf- und Ziegenarten gehört in Europa auch der Auerochs zu den dem Weidmann anheimfallenden.

Horst, das Nest der Raubvögel, und da viele die Krähenvögel auch zu den raubenden rechnen, sprechen sie auch von Krähenhorsten, obgleich wohl nicht mit Recht. Auch nennt man das Reiherneſt H. wohl wegen des Zusammenhangs der Reiher mit den Falken bei der Beize. Andre nennen den Reiherhorst Gestände.

Horsten, nisten mit Bezug auf die im Art. »Horst« angegebenen Vögel.

Hosen, die meist lange Federbekleidung der Raubvögel längs des Schienbeins.

Hosenflicker, scherzhafte Bezeichnung des dreijährigen Keilers, dessen Hauer noch wenig aufwärts gebogen sind, aber gerade deshalb am allergefährlichsten schlagen, wozu noch kommt daß diese jungen Keiler behender und gewandter sind als grobe.

Hourvari, ein Parforcejagdsignal, welches falsche Jagd bedeutet.

Hubertus, der heilige Schutzpatron der Jägerei, lebte unter Clothar III. und Theoderich, war zuerst ein wilder Jäger und Sabbatschänder, nachher aber infolge der Erscheinung eines Hirsches mit dem Kreuze zwischen dem Geweih ein frommer Gottesmann und Bischof, als welcher er zu Lüttich etwa um 727 starb und wegen der ihm zugeschriebenen Wunder heilig gesprochen wurde. Wo seine Gebeine ruhen, weiß man nicht, vielleicht im Kloster Ardenne, welches nach ihm St. Hubert genannt wurde. (Vgl. R. v. Dombrowski, Edelwild.)

Hubertusjagd. Zur Feier des Namenstags des heil. Hubertus, 3. Nov., seit alter Zeit abgehaltene, möglichst solenne Jagd. Die H. hat sich bis heutigen Tags erhalten, wenn auch manchen Jäger und Jagdfreund der Jetztzeit weniger die Wunder dieses Heiligen zur Feier reizen, als überhaupt die Gelegenheit zu einer vergnügten Jagd und einer für manchen noch genußreichern Schüsseljagd mit entsprechendem nassen Stoff, sintemal der alte Hubertus manchen Humpen männiglich geleert haben soll.

Hubertusorden, Jägerorden in verschiedenen Ländern, die jetzt wahrscheinlich sämtlich erloschen sind. Ihr Zweck war neben dem Jagdkultus eine weidmännische Verbrüderung, welche den Verkehr mit entferntern Genossenschaften vermittelte; einiges Nähere hierüber in R. v. Dombrowskis »Edelwild«.

Hudern (Stauben), das Baden der Hühner im Sand.

Huhn, s. v. w. Henne; auch s. v. w. Feldhuhn.

Hühnerdieb (Kornweih), s. Weihe 3).

Hühnergeier, s. Milane 1).

Hühnerhabicht, s. Habichte 1).

Hühnerhund, s. Vorstehhund.

Hühnerkammer. Wo man gute Feldhühnergehege erhalten und schlechte bevölkern will, dagegen mit harten Wintern zu kämpfen hat, welche in Verbindung mit dem Raubzeug die Feldhühner sehr hinwegraffen, thut man gut, im Spätherbst einige Völker mit Garnen wegzufangen und in Hühnerkammern zu überwintern. Ein dicht abzuschließender Raum mit genügendem Licht, wenn thunlich gegen Mittag, von der Größe einer gewöhnlichen Stube genügt dazu; die Decke wird mit einer Leinenplane verhängt, damit sich die auffliegenden Hühner nicht den Kopf einstoßen, und zu demselben Zweck wird das Fenster mit einem dichten, feinen Netz unnahbar gemacht. Der Fußboden wird über eine Hand hoch mit Kies und Sand bestreut und mit allerlei Rutenwerk besteckt, so daß sich die Hühner in diesem verbergen können, oder man zieht in Höhe von etwa 30 cm Bindfäden reihenweise über den Boden weg und steckt dazwischen ungedroschene Strohähren auf, zur Weide und gleichzeitig zum Schutz für die anfänglich sehr scheuen, später jedoch etwas zahmern Gäste. Außerdem muß aber ein Trog mit verschiedenem, abzuwechselndem Körnerfutter und ein Trinktrog vorhanden sein. Wenn alsdann der Frühling im Anzug ist und die draußen gebliebenen Hühner sich hören lassen, setzt man die überwinterten aus.

Hühnersack, s. Laterne.

Hühnervögel (Gallinae), Ordnung der Vögel, kennzeichnen sich durch die Ständer mit drei Vorderzehen, welche durch Bindehäute zwischen den Gliedern an der Wurzel verbunden sind; bei einigen eine höher stehende vierte oder Hinterzehe. Der kurze, gewölbte Schnabel dick, abwärts gebogen; Unterkiefer vom Oberkiefer gänzlich verdeckt. Nasenlöcher an der Schnabelwurzel unter aufgedunsener Haut, bald nackt, bald mit Federn bedeckt. Handschwingen abgerundet; dritte bis fünfte die längsten. Flügelbau muldenartig.

Huhu, s. v. w. Uhu.

Hülse, die papierne oder pappene Umhüllung der Patrone, daher Patronenhülse.

Hund (Canis familiaris *L.*). Gehört, wie seine Verwandten Fuchs und Wolf, zur Ordnung der Raubtiere und zur Familie der Hunde. Die Abstammung des Hundes ist eine der Lösung noch harrende Frage und wird, wenn wir das so verschiedene Heer unsrer treuen Genossen vom hochgestellten Windhund bis zum krummbeinigen Teckel mustern, auch kaum endgültig gelöst werden. Nach den Forschungen von Jeitteles (»Die Stamm-

väter unsrer Hunderassen«, 1877) stammen unsre Hunde weder vom eigentlichen Wolf, noch vom Fuchs, Buansu und Walgis ab, sondern mittelbar vom kleinen Schakal (Canis aureus *L.*), und die älteste gezähmte Form ist der Torfhund (Canis familiaris palustris). Der größere H. der Erzzeit (Canis matris optimae *Jeitt.*) stammt vom indischen Wolf oder Bheria (Canis pallipes *Sykes*) ab. Dem Torfhund steht unter den heutigen Hunden der kleine Spitz am nächsten. Alle kleinern Rassen der Gegenwart: Pinscher, Rattenfänger, Wachtelhunde und auch der Dachshund (sowohl der gerabbeinige als der krummbeinige), stammen vom Torfhund ab. Dem Bronzehund steht unter den Rassen der Gegenwart der Schäferhund Mitteleuropas und Schottlands am nächsten; alle größern Jagdhunde, der Pudel, die Fleischerhunde und englischen Doggen stammen von ihm ab. Der Bullboggschädel ist ebenso wie der des Mopses und wie die krummen Beine des Dachshunds eine durch die Zucht erblich gewordene krankhafte Form oder Mißbildung.

Fährte des Hundes.

Wir wollen uns mit vorstehendem begnügen und unsre zur Jagd benutzten Hunde mustern. 1) Der **Vorstehhund** (s. d.) in seinen verschiedenen Formen, Rassehund. 2) Der **Dachshund**, beim Dachs beschrieben, Rassehund. 3) Der **Schweißhund** (s. d.), Rassehund, kann jedoch von Hunden andrer Rassen ersetzt werden; der ihm sehr ähnlich gewesene Leithund scheint ausgestorben zu sein. 4) Der **Saurüde**, beim Wildschwein beschrieben, kein Rassehund. 5) Der **Saufinder**, wie der vorige. 6) Der **Windhund**, zur Hetze auf Hasen und Füchse in Anwendung, soll folgende Kennzeichen haben: Kopf schmal und platt, Vorderkopf auffallend lang gegen den kleinen Hinterkopf; Fang sehr lang, mit wenig ausgebildeter Nase; Seher hell, groß und lebendig; Kinnbacken möglichst schmal und lang; Lauscher hoch, d. h. weit hinten angesetzt, aufrecht mit überfallender Spitze; Hals sehr lang und dünn; Brust geräumig, aber nicht vorstehend; Läufe lang und schmal, aber sehnig; Hinterteil aufgeschwungen, Hinterleib auffallend eingezogen; Rute lang und fein, etwas aufgebogen oder auch an der Spitze leicht gerollt; Haar sehr kurz, dicht und weich; Farbe gelb oder braun oder braun mit schwärzlichen Striemen, nicht weiß gefleckt, Rassehund. Diesem im Bau ganz gleich, doch langhaarig, ist der russische, auch persische Windhund. 7) Der **Parforcehund**, Verwendung beim Edelhirsch beschrieben; seine Kennzeichen sind folgende: Kopf ziemlich lang, mit breitem Hinterhaupt, stark entwickeltem Fang und gut gebauter Nase mit weiten Löchern; Seher klein; Behang tief angesetzt, lang und breit; Oberlippen etwas überhängend; Brust breit und vorstehend; Rücken etwas eingebogen, Leib untersetzt, in den Flanken etwas eingezogen; Hinterteil höher als Vorderteil, also etwas überbaut; Läufe mittellang mit kleinen, derben Pfoten; Haar kurz und grob; Färbung schwarz mit Rostbraun oder Weißbunt. Zur reinen Rasse gezüchtet. Diesem H. ganz ähnlich ist die **Bracke**, die kein Rassehund, also durch andre Hunde ersetzbar ist.

Früher benutzte man zu den häufigen und großen Sauhatzen die **englische Dogge**, den **Bullenbeißer** und den aus erstern und großen Windhunden gezüchteten **Blendling**, die sogen. **dänische Dogge**, die jetzt außer Gebrauch gekommen sind. Je mehr man die Überzeugung gewann, daß die Gebrauchsfähigkeit eines Hundes mit der Reinheit der Rasse sich steigerte, desto mehr Wert und Mühewaltung legte man auf deren Erhaltung und Veredelung und sucht in neuester Zeit durch **Hundeausstellungen** die Resultate dem Liebhaberpublikum vorzustellen, beabsichtigt auch, ein **Hundestammbuch** nach Art der Herdenbücher bei Stammschäfereien anzulegen. Obgleich die Naturgeschichte und Pflege des Hundes als bekannt vorausgesetzt werden darf, wollen wir dieselbe doch mit einigen kurzen Zügen schildern. Die Hündin wird meist im Frühjahr hitzig, manche im Herbst noch einmal, welchen Zustand man

an der anschwellenden Schnalle und der Ansammlung liebebrünstiger Liebhaber von nah und fern erkennt. In diesem Zustand, welcher 1—2 Wochen dauert, hält man die Hündin sicher interniert und gibt ihr einen passenden H., einer alten Hündin einen kräftigen, jüngern und umgekehrt. Hat sie sich mit diesem zwei- bis dreimal gebunden und beißt sie ihn ab, so ist ihre Empfänglichkeit vorüber, und sie kann freigelassen werden. Eine Hündin alljährlich zuzulassen, ist keineswegs nötig; dies aber gar nicht zu thun, sehr bedenklich, und dem Verfasser sind zwei Fälle bekannt geworden, in denen sich infolge dieser unnatürlichen Enthaltsamkeit Tollwut einstellte. Hat sich eine Hündin auch nur einmal mit einem H. gebunden, so bringt sie von diesem Junge; geschieht es darauf noch mit einem einer andern Rasse, oder hat sie sich, wie man zu sagen pflegt, »verhurt«, so braucht man deshalb den Wurf keineswegs in der Meinung zu beseitigen, er enthielte nur Bastarde; das Schwierige ist nur das Herausfinden der echten Hunde, namentlich in der allerersten Entwickelungsperiode.

Die Hündin muß nach dem Welfen gut und reichlich gefüttert werden, besonders mit Fleischbrühen von abgekochten Hammelbeinen u. dgl., nicht aber mit fetten, gewürzten Brühen vom Tisch; 5—6 Junge kann sie bei guter Pflege wohl säugen. Sind die Jungen vier Wochen alt, so gewöhne man sie, selbst Milch zu trinken, in der sechsten füttere man sie mit Brei von Hafer oder Kartoffeln und Milch und setze sie zugleich ab, was unter Umständen schon in der fünften Woche, aber nicht eher, geschehen kann. Man kann die jungen Hunde sehr wohl mit gekochtem Fleisch füttern, was ja nicht gerade fettes Schweinefleisch zu sein braucht; Pferdefleisch, auch roh, ist ihnen eine gesunde Kost, denn die den Scharfrichtereien zur Pflege übergebenen gedeihen meist vorzüglich, nur werden sie gern bissig und überhaupt schwerer zu behandeln; niemals aber gebe man jungen Hunden die fetten, gewürzten Brühen vom Tisch, die sind es, welche den Keim zu verschiedenen Krankheiten, auch zur Staupe, legen, nicht die vorsichtige Fleischfütterung. Auch ist es für die Zahnbildung und Kräftigung der jungen Hunde zweckdienlich, ihnen vom 3.—4. Monat ab manchmal einen weichen Knochen zu reichen, mit dem sie sich dann lange beschäftigen. Neben der Fütterung spielt der Aufenthaltsort eine hervorragende Rolle. An der Kette oder im dunkeln niedrigen Stall kann kein junger H. gedeihen, verkümmert vielmehr zuverlässig; er verlangt frische Luft und Sonne und einen Spielplatz, auf dem er sich tummeln und die ungefügen Läufchen strecken kann; ein junger H. muß stets abgerundete Formen zeigen, ohne fett zu sein, nur bei reichlichem Futter wird er sich normal und zur Freude seines Herrn entwickeln. Die Losung muß weich von ihm abfallen, aber auch nicht durchfallartig; ist sie hart und zeigt der H. irgendwelche Mißlaune, die sich sogleich in mangelnder Freß- und Spiellust zeigt, so gebe man ihm etwas Schwefelblüte ins Futter und wennmöglich etwas dünne Milch, im entgegengesetzten Fall entziehe man ihm diese und reiche ihm Fleischbrühe oder rohes Fleisch, bis er sich wieder normal befindet. Ein geräumiger Zwinger mit Lattenverschlag, aus welchem sie die Umgebung beobachten können, ist ihr bester Aufenthalt. Kartoffeln taugen als Universalfutter nicht für einen Jagdhund, indem sie keine Muskel- und Knochenbildung hervorrufen; zwischendurch dagegen sind sie recht gut; gut ausgebackenes, nicht schimmeliges Brot, Haferschrot mit abgekochten und zerschlagenen Hammelbeinen geben ein vortreffliches Futter. Die Hundekuchen von Spratt u. Clarke sind zu empfehlen; doch werden die Hunde ihrer gelegentlich überdrüssig, wie denn überhaupt eine abwechselnde Fütterung sehr zweckdienlich ist.

Nichts ist widerwärtiger, als wenn einer Hündin nach dem Säugen einzelne Zitzen oder das ganze Gesäuge schlapp herunterhängen bleiben. Man beugt dem vor, wenn man ihr nach Absetzen der Jungen täglich einigemal das Gesäuge mit Wasser und Essig wäscht, wonach es sich bald zusammenzieht. Ähnliche Waschung der Schnalle soll manchmal das Zurücktreten der Hitze beschleunigen; doch ist davon nicht viel zu halten und zu hoffen. Was von der War-

tung der jungen Hunde hier gesagt wurde, gilt auch von den alten; sie gipfelt in reichlichem, gesundem Futter, trocknem, lichtem Aufenthalt und genügender Bewegung.

Das Lebensalter des Hundes hängt von dessen Pflege und Leistungen ab, aber selbst in günstiger Lage tritt ein mehr als zwölf Jahre alter H. schon ins Greisenalter; es stellen sich dann meist Gebrechen, als: blödes Gesicht, Taubheit, Verlust der Nase 2c., ein, und wenn man sieht, daß der alte Freund gar keine Lust am Leben mehr hat oder sich gar am schmerzenden Rheumatismus quälen muß, so beseitigt man ihn am besten durch einen gut gezielten Schuß.

Weidmännische Ausdrücke. Die Augen des Hundes heißen Lichter, die Beine Läufe, die Ohren Behänge, zu welchen man auch die überhängenden Oberlippen rechnet; der Schwanz Rute; eine zur Begattung geneigte Hündin ist hitzig, läufisch oder läufig; hängen H. und Hündin aneinander, so binden sie sich, bringt die Hündin Junge, so wolft oder welft sie; wittert der H. gut, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte oder keine Nase; bellt er, so gibt er Hals oder ist laut; das Bellen vereint jagender Hunde heißt Geläute, diese selbst bilden eine Meute; bellt der H. vor dem gestellten Wild, so verbellt er; hat er ein Wild laut gejagt und verbellt er dies, nachdem es z. B. gebaumt hat, so gibt er Standlaut; ist er, ohne Wild zu sehen oder zu wittern, beim Jagen laut, so ist er weidelaut.

Hundekrankheiten. Daß man hier zuerst an die schrecklichste von allen, die Tollwut, denkt, liegt nahe, und dennoch können wir gerade über diese am schnellsten hinweggehen, da ihre Symptome bekannt sind, aber leider nicht deren Mittel zu ihrer Heilung. Traurigkeit, Mangel an Freßlust, Veränderung in der Stimme, Verweigerung des Gehorsams, Unvermögen zu trinken, Unruhe und Angst, die den Hund endlich zur Flucht ins Weite treiben, Schaum auf der heraushängenden Zunge, später Lähmung des Hinterteils, werden als gewöhnliche Symptome angegeben und mögen es ja auch meist sein, sind es aber nicht immer, denn man hat beobachtet, daß ein mit der Wasserscheu schon behafteter Hund noch wie gewöhnlich seinen Herrn kannte und begleitete. Schlechte Wartung, unausgesetzte Anketung, Verhinderung, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, sind meist die Keime zu dieser Krankheit, und wenn man die oft so unverantwortliche Behandlung der Hunde beobachtet, so kann man sich nur wundern, daß die Tollwut nicht noch mehr Opfer fordert, als sie es thut. Würden die Besitzer, deren Hunde zuerst mit dieser Krankheit befallen wurden, zur Verantwortung gezogen und eventuell hart gestraft, so würde manche Tierquälerei weniger sein. Heilungsmittel für diese Krankheit gibt es nicht und hat es nie gegeben, und selbst der heilige Hubertus, dem diese Kraft innegewohnt haben soll, wird sich wohl auch vor intimer Berührung mit einem tollen Hund oder Menschen gehütet und als bestes Heilmittel für erstern dessen Tötung angeraten haben. Sofortiges Ausbrennen der Bißwunde an Menschen und Eiterung derselben soll dem Ausbruch meist vorbeugen, ob aber immer und auf Dauer, kann niemand vorhersagen.

Eine sehr gefährliche Krankheit junger Hunde ist die sogen. Staupe (Seuche, Laune oder wie sie sonst noch provinziell genannt werden mag). Gewiß ist es ja immerhin, daß ein junger Hund von wertvoller Rasse jenen Wert erst nach überstandener Staupe hat, anderseits aber bekommen nicht alle Hunde diese Krankheit, und gewiß ist, daß nur unachtsame Verschleppung derselben den sonst gesund angelegten Hund wirklich ernstlich gefährdet. Allerdings (vgl. v. Riesenthal, Das Weidwerk) bricht die Staupe gelegentlich plötzlich aus, in den meisten Fällen jedoch gehen ihr Symptome voraus, die dem beobachtenden Jäger nicht leicht entgehen. Zunächst verliert der Hund seinen sonst so regen Humor, wird traurig und kopfhängerisch und verliert die Freßlust; die Nase, welche stets feucht und kalt sein muß, wird trocken, die Augen trüben sich, eitern, und auch aus der Nase quillt die ekelhafte, grün-

lichgelbe, rotzartige Materie heraus. Sofort verdoppele man die Sorge um einen im Winter warmen, im Sommer kühlen Raum ohne Zugluft, mache dem Hund eine weiche, trockne Streu, decke ihn im Notfall mit einer Decke zu, was er sich gern gefallen läßt, und schaffe ihm, da er meist verstopft ist, durch Schwefelblüte oder Spießglanz gehörig Luft von hinten. Brechmittel sind entschieden verwerflich, da sie den Hund übermäßig angreifen; als Futter diene süße Milch, sowie aber die entsprechenden Explosionen eingetreten sind, worauf unter allen Umständen hingewirkt werden muß, hüte man sich ja, sie in anhaltenden Durchfall ausarten zu lassen, und reiche nun dem Hund etwa einen Teller voll Fleischbrühe mit etwas Salz und daneben wieder einen Teller Milch; mehr braucht er für einen Tag nicht, zumal er überhaupt keinen Appetit hat; auch setze man ihm öfters frisches Trinkwasser vor, da er meist starkes Fieber hat. Will er weder Fleischbrühe noch Milch annehmen, so versuche man, ihm etwa einen Eßlöffel voll geschabtes mageres Fleisch beizubringen; will er auch dies nicht, so lasse man ihn ruhig liegen, hat er nur offenen Leib, so ist die Gefahr nicht groß, und der Durchfall verliert sich von selbst, wenn er nicht frißt. In den meisten Fällen wird man bemerken, daß sich der Hund ängstlich mit der Nase an den After fährt, wenn er aufsteht, den Rücken und die Rute an der Wurzel eigentümlich krümmt, dann hat sich im Mastdarm etwa 2 cm vom Weidloch ein Geschwür gebildet, welches durchaus geöffnet werden muß. Man läßt zu diesem Zweck den Hund festhalten, was übrigens oft gar nicht nötig ist, da er im Vorgefühl der Hilfe sich dies freiwillig gefallen läßt, fährt mit dem mit Öl bestrichenen Zeigefinger der rechten Hand in das Weidloch, wo man das Geschwür, oft von der Größe einer Haselnuß, bald fühlt, und drückt sanft mit ansteigender Kraft nach außen, wo dann der Eiter im großen Bogen herausspritzt; ist dies geglückt, dann darf man den Hund als gerettet betrachten, er fühlt sich sichtlich erleichtert, fängt bald an zu fressen und ruhig zu schlafen, während er vorher im Schlafe viel winselt und fieberhaft träumt. Nun gebe man ihm wieder Fleischbrühe und rohes Fleisch, aber nur halbe Rationen, dafür aber mehrmals, und erst, wenn voller Appetit eingetreten ist, vergrößere man sie, um dem stark heruntergekommenen Hunde die Kräfte wiederzugeben, sorge aber stets für offenen Leib, eventuell durch kleine Gaben von Schwefelblüte. Es ist ratsam, einen mit der Staupe behafteten Hund mit starken Lederhandschuhen anzufassen, damit nicht der Eiter an etwa wunde Stellen der Finger kommt; auch muß der Finger, mit dem man ihm die Eiterbeule aufdrückt, was mit dem Handschuh nicht geschehen kann, durchaus heil sein und sogleich mit Seife gründlich gewaschen werden, was sich freilich wohl von selbst versteht. Obgleich über die Staupe bogenlange Abhandlungen geschrieben und ellenlange Rezepte, auch Geheimmittel, angepriesen sind, ist der langen Reden kurzer Sinn doch nur der im vorstehenden beschriebene; beugt man durch entsprechende Pflege und Beobachtung des Hundes nur rechtzeitig der Krankheit vor, sieht man vor allen Dingen stets auf die entsprechende Losung und auf die Freßlust des Hundes, so kann die Krankheit wenigstens nicht verschleppt werden und ist in den meisten Fällen zu bewältigen. Nimmt sie jedoch einen schlimmen Ausgang, so daß Lendenlähmung eintritt, so thut man am besten, den Patienten zu beseitigen, aus dem, selbst nach langwieriger Genesung, doch nichts Rechtes mehr wird; denn neben äußerlicher Verkümmerung macht sich Abstumpfung der Sinne, besonders der Nase, bald bemerklich. Der Krankenstall muß unter allen Umständen sorgfältig desinfiziert werden.

Hinter der Staupe nimmt die **Räude** oder **Raude** ihre Stelle ein. Sie tritt in zweierlei Gestalt auf: a) als nässende, rote oder große Räude, b) als trockne oder gemeine, Speck- oder schwarze Räude. Verwahrloste Behandlung, übermäßige Fütterung bei mangelnder Arbeit, Erkältung, Erhitzung, überhaupt verdorbene Säfte sind die Ursachen. Die **nässende (rote oder große) Räude** äußert sich nach ein-

getretener Traurigkeit des Hundes in Anschwellungen und zahllosen kleinen, blutigen Bläschen, am meisten an der Unterseite, die bei Vernachlässigung in Eiterung übergehen. Man gebe dem Hund zunächst etwas Spießglanz oder auch Schwefelblüte in lauwarmer Milch ein und setze ihn in eine Bütte mit lauwarmem Wasser, nachdem man ihm den ganzen Körper mit grüner Schmierseife gründlich eingerieben hat; nun nehme man eine scharfe Bürste, bei großen Hunden eine Pferdekardätsche, und bürste ihn tüchtig durch, wobei die Bläschen sich ausbluten; darauf reibe man ihn mit wollenen Lappen ab, hülle ihn in eine solche Decke ein und lege ihn in einem warmen, jedenfalls zugfreien Stall mit Ventilation an die Kette; an warmen Sommertagen ist die Decke nicht nötig, aber auch dann jeder Zug zu vermeiden. Dem Patienten gebe man Milch mit etwas Brot und sorge für offenen Leib, halte ihn mindestens drei Tage und Nächte so interniert, ihn selbst aber reinlich, und er wird nach dieser Zeit trocken, rein, also gesund sein. Ist jedoch die Krankheit verschleppt und die Räude schon vereitert gewesen, so wiederhole man diese Waschung in 2—3 Tagen je einmal, und er wird danach gesunden; ein andres Mittel gibt es nicht. Wird der Patient aber vernachlässigt, trifft ihn besonders kalte Zugluft, so verschwindet der Ausschlag manchmal plötzlich, wirft sich auf innere Teile, äußert sich durch Triefaugen, Verlust der Nase, Lähmungen rc., oder der Tod tritt ein, was schließlich nicht zu beklagen ist, da ein mit den eben genannten Gebrechen behafteter Hund doch gänzlich unbrauchbar wird. Dieselbe Räude äußert sich auch so, daß dem Hund plötzlich große, zusammenhängende Eitergeschwüre ausbrechen, die äußerst schnell um sich fressen und stinkende Ausdünstung verursachen. Dagegen hilft eine Einreibung der Eiterstelle mit durch Spiritus wie 5:2 verdünntem peruvianischen Balsam mit einer Bürste auch an den Rändern des Eiterflecks. Diese Einreibung stillt sofort die weitere Verbreitung, beseitigt den übeln Geruch, verhindert den Hund an den Geschwüren zu knatschen, da sie das Jucken in Brennen verwandelt, und heilt ihn in 8—10 Tagen; ist der Fall sehr hartnäckig, so muß das Einreiben wiederholt werden, schließlich wirkt es gewiß. Auch Styrax soll man statt des sehr teuern peruvianischen Balsams anwenden können. Nach Abheilung des Schorfs ist die Stelle mit lauwarmem Seifenwasser mehrmals abzuwaschen, damit sich die Poren öffnen u. die Haare wachsen, was unter solchen Umständen in vier Wochen erfolgt.

Die **trockne** oder **Speckräude** äußert sich in kaum sichtbaren Eiterbläschen, flechtenartig, wirft sich meist auf den Rücken des Hundes und verursacht eine rauhe, kahle Haut; meist im Sommer auftretend, verschwindet sie zum Winter; die Haare wachsen wieder, aber im nächsten Jahr ist sie wieder da. Waschungen mit Seifenwasser behufs Erschließung der Poren und Anwendung des Balsams sind die einzigen Mittel, die in veralteten, hartnäckigen Fällen dennoch kaum anschlagen. Das so vielfach angepriesene Petroleum als Einreibung ist allerdings ein Radikalmittel, bei dem freilich der Patient gelegentlich seinen Geist bald aufgibt. Räudekranke Hunde sind zu internieren, da Räude ansteckt, und wer sich mit ihrer Behandlung abgibt, thut wohl, dabei Handschuhe zu gebrauchen und für gründliche Waschung seiner Hände zu sorgen.

Die unter dem Namen **Warzen** bekannten häßlichen haarlosen Auswüchse an Hunden kann man durch Unterbinden mit einem seidenen Faden oder durch Beizen mit Höllenstein wegschaffen; werden sehr alte Hunde von ihnen befallen, so ist dies ein Wink für ihre baldige Beseitigung, da sich immer neue Warzen bilden und der Hund durch sie sehr entstellt wird.

Viele Hunde leiden an **Würmern**, von denen die Losung manchmal wie durchflochten ist. Solche Hunde fahren häufig auf ihrem sie juckenden Weibloch wie hitzige Hündinnen einher, und oft hängen die Würmer aus dem Weibloch heraus. Mangelnde Freßlust im Wechsel mit Heißhunger, blasse Zunge und Gaumen, zäher Schleimauswurf aus dem Fang, Unruhe und Traurigkeit sind die gewöhnlichen Symptome. Dagegen helfen die Wurmmittel, die in allen Apotheken, meist in

Form von Pastillen, zu haben sind. Schlimmer als diese vorstehend geschilderten Spul- oder Fadenwürmer ist der Bandwurm. Ein von ihm befallener Hund hat erweiterte Pupille, aufgedunsenen Kopf, beängstigende Träume und manchmal unlöschbaren Durst. Das bekannte Mittel dagegen ist eine der Größe des Hundes entsprechende, beim Hühnerhund etwa haselnußgroße Pille von Kusso, die der Apotheker verabreicht. Der Bandwurm ist einem etwa 1½—2 cm breiten, gebrannten grauen Samtband ähnlich und erreicht wohl eine Länge bis zu 1 m. Meist geht er nach der ersten Pille schon ab, eventuell muß die Gabe wiederholt werden, wobei jedoch bezüglich eines sehr wertvollen Hundes ein erfahrener Tierarzt zu konsultieren sein dürfte, da Kusso (**Brayera**) ein sehr scharfes Mittel ist.

Die Harthörigkeit ist die gewöhnliche Folge des Alters und unheilbar; hat sie sich plötzlich infolge von Erkältung eingestellt, so muß sie durch sehr warme Bähungen, ebenso wie die Ohrgeschwulst beseitigt werden. Dem Hund wird dabei der Kopf fest und etwas schräg nach unten gehalten, der Behang ausgebreitet und darunter ihm ein Gefäß mit der Dämpfung, die vorteilhaft aus abgekochter Leinsaat besteht, gehalten, was sich der Hund übrigens gern gefallen läßt. Nach der Dämpfung muß ihm der Kopf etwas verbunden werden, damit dem nun sehr empfindlichen Ohr kein Zug ankommt, wie überhaupt der Patient warm und trocken gehalten werden muß. Der Ohrenzwang entsteht aus scharfem Ausfluß aus der Ohrmuschel, welcher die innere Ohrhaut entzündet, heftiges Jucken und den Hund zu vielem Kratzen im Ohr und häufig schräger Haltung des Kopfes veranlaßt. Diese ausfließende Jauche muß aufgetrocknet werden, was man mit Kampferöl erzielt, welches man dem Hund in das Ohr gießt und durch sanftes Reiben mit dem Behang des Hundes gleichmäßig verteilt. Meist schon am andern Tag fällt der abgetrocknete Ausfluß schuppenartig ab, und der Hund ist insoweit geheilt, als man ihm ein blutreinigendes Mittel, etwa Schwefelblüte, gibt, um einem Rückfall vorzubeugen. Eine öftere Anwendung des Kampferöls soll das Gehörorgan überreizen. Gefährlicher und hartnäckiger ist der Ohrwurm oder Ohrenkrebs. Sehr lang behangene Hunde werden öfter von ihm befallen, wovon das stete Eintauchen der Behänge in das Futter den ersten Anstoß geben mag. Diese Stellen werden sogleich von Fliegen besetzt, wodurch der Hund zu unablässigem Schütteln und Anschlagen der Behänge an die Kette, Halsung ꝛc. veranlaßt wird. Es bilden sich so Stichbeulen, die zuletzt in Eiterung übergehen und sich vergrößern. Auch hier wird der peruvianische Balsam Dienste thun, wenn überhaupt noch Hilfe anschlägt. Erscheinen aber spontane Knotengeschwüre, d. h. ohne äußere Veranlassung, so ist der unheilbare Krebs eingetreten, gegen den es kein Mittel gibt; denn da diese furchtbare Krankheit ihre Keime im Blut hat, kann lokale Behandlung, als Abschlagen oder Ausbrennen der befallenen Stelle, nur scheinbare Heilung bewirken, nicht thatsächliche, denn der Krebs bricht immer wieder aus.

Der Rheumatismus ist ja eine bekannte Jägerkrankheit, daher ist es nicht zu verwundern, wenn sie auch den treuen Freund und Begleiter des Jägers, den Hund, befällt. Zugiger Stall oder Hütte, Apportieren einer wertlosen Ente aus Eiswasser, weil es die Laune des Herrn so haben wollte, sind die gewöhnlichen Ursachen, welche nicht selten vollständige Verkrümmung und Lähmung nach sich ziehen. Das in neuester Zeit beim Menschen mit großem Erfolg angewandte Salicyl, eine intensive Schweißkur, wird auch dem Hund gut thun; ob sie schon versucht wurde, wissen wir nicht. Alle andern Mittel helfen beim Hund ebensowenig als beim Menschen; gleichwohl lindern sie zeitweise die Schmerzen, wie z. B. Kampferspiritus, Opodeldok und andre bekannte Einreibungen. Ein von heftigen rheumatischen Schmerzen befallener Hund wird am besten schmerzlos durch einen Schrotschuß aus nächster Nähe zwischen die Augen beseitigt.

Seltener vorfallende Krankheiten der Augen, Nase u. dgl. verlangen unter Umständen tierärztliche Behandlung, sind aber meist, wenn sie von äußerlichen Verletzun-

gen herrühren, durch Reinigung der Säfte zu beseitigen. Die Behandlung der Hunde ist ein in der Tierarznei sehr stiefmütterlich gepflegtes Feld.

Der Husten kann aus der Lunge oder dem Magen herrühren; im erstern Fall nimmt man (nach Hartig) zwei Hände voll Leinsamen und läßt sie mit 1½ Lit. Wasser so lange sieden, daß sich nach erfolgtem Durchseihen eine Gallerte bildet, von welcher morgens und abends dem Patienten je nach Größe ein Eß- oder Theelöffel gereicht wird. Rührt der Husten aber aus dem Magen her, wobei der Hund oft zähen Schleim aushustet oder doch auszuhusten versucht, so gebe man ihm ein Brechmittel aus 8 Teilen weißer Nieswurz (Helleborus), 8 Teilen Brechwurzel (Ipecacuanha), mit Butter zu Pillen geknetet und alle zwei Stunden eine solche, deren Größe sich natürlich nach der des Hundes richtet. Übrigens weiß heutzutage jeder Apotheker ein Brechmittel anzufertigen, auch geben sich flüssige Medikamente besser ein als feste; man öffnet dem Hunde den Fang, hält ihm die Nase zu und gießt ihm die entsprechende Quantität ein, wobei er schlucken muß.

Bei andern Krankheiten die sonst und besonders früher sehr geläufigen Brechmittel einzugeben, hat man längst als mehr schädlich wie nützlich anerkannt, und man wirkt mit mehr Sicherheit auf Herausschaffung kranker Stoffe durch die Losung. Ist hingegen eine Vergiftung eingetreten, so muß durch schleuniges Eingießen von Rüböl Erbrechen erzwungen werden, was man auch durch Einflößen von viel Milch mit Schwefelblüte erreichen kann. Die durch Insektenstich von außen her erfolgte Vergiftung muß durch Eiterung der Wunde unschädlich gemacht werden.

Der Harnzwang kann durch krankhaften Zustand der Blase, häufig aber auch durch Fußtritte, mit denen brutale Jäger ihre Hunde nur gar zu oft traktieren, hervorgerufen werden; warme Umschläge um den Hinterleib und Einflößen von urintreibenden Mitteln, z. B. Abkochung von Petersilie, mögen helfen.

Verstopfung wird durch Laxiermittel gehoben, von denen Baum- oder noch besser Ricinusöl sehr wirksam und jedenfalls unschädlich sind. Jungen Hunden flößt man alle zwei Stunden einen Theelöffel davon ein, alten einen Eßlöffel, bis der Erfolg sichtbar wird; bei hartnäckigen Leiden wendet man Seifenwasserklystiere an. Schwefelblüte, Spießglanz, Rhabarber und Glaubersalz werden auch mit Erfolg angewandt.

Sind Hunde von Sauen oder Dächsen etc. geschlagen, so müssen sie verbunden, vorher die Wunden zunächst mit reinem Wasser ausgewaschen und dann mit einer Arnikalösung beträufelt werden, worauf sehr baldige Heilung erfolgt, wenn der Hund ruhig und an einem gesunden Ort gehalten wird. Große Wunden werden meist geheftet, doch ist es nicht nötig, da sie sich bald von selbst schließen, was man durch festes Umwickeln mit einer leinenen Binde beschleunigen kann. Ist einem Hunde das Gescheide herausgeschlagen, so stecke man es ihm wieder vorsichtig in den Leib, bestreiche die Wunde mit Arnika, wickele ihn fest in ein Handtuch ein und lege ihn auf den Rücken; der Hund bleibt vor Schmerzen lange von selbst still liegen und kuriert sich bald aus.

Nicht selten treten sich auch Hunde Dornen in die Ballen ein, die ihnen viel Schmerzen verursachen und ausgezogen werden müssen, andernfalls Eiterungen eintreten können, welche den Hund kürzere oder längere Zeit gebrauchsunfähig zu machen geeignet sind.

Außer diesen Krankheiten ist der Hund noch vielen andern krankhaften Anfällen ausgesetzt, von denen wir als die hauptsächlichste noch kurz die Lähmung erwähnen wollen. Diese hat die verschiedensten Ursachen. Tritt sie infolge der Staupe in solchem Grad ein, daß der Hinterteil des Hundes außer Thätigkeit gesetzt wird, so ist sie unheilbar und der Hund zu beseitigen. Erfolgt sie plötzlich nach starker Erhitzung und darauf folgender Erkältung, so können warme Bäder mit Ameisenspiritus oder warme Einreibungen auf den leidenden Teilen Heilung oder doch Linderung schaffen, und zwar müssen sie nach Bedürfnis fortgesetzt werden, wobei auch Seifen- oder Kampferspiritus gute Dienste leisten. Stellt sie sich aber

langsam fortschreitend infolge rheumatischer Leiden ein, so ist wenig Hoffnung auf Besserung vorhanden und der Patient lieber zu beseitigen, da er ein doch nur qualvolles Leben vor sich hat. Übermäßige Anstrengung beim Jagen, besonders das rücksichtslose Hineinschicken der Hunde ins Wasser bei Winterkälte, zugige, verwahrloste Lagerstellen und andre Nachlässigkeiten des Besitzers haben schon manchem braven Hund ein verfrühtes Ende bereitet.

Hundenamen. Wie der Hund heißt, ist sehr gleichgültig; vorteilhaft sind bei öfter anzurufenden Hunden Namen mit A-Laut, welcher sich am lautesten ausspricht. Im Nachfolgenden sei eine ungefähre Auswahl gegeben. Männliche: Birschmann, Hirschmann, Söllmann, Waldmann; Amico, Bello, Blanco, Boncoeur, Brillant, Bruno, Capello, Feldmann, Flambo, Flanco, Karkas, Karo, Marquis, Milo, Perdrix, Ponto, Rusco, Tyraß. Weibliche: Aline, Bellina, Basta, Blanka, Cara, Comtesse, Diana, Donna, Finesse, Inka, Juno, Leda, Madame, Minerva, Pallas, Palma, Waldine u. a. Für Dachshunde: Beißaus, Bellina, Bergina, Bergmann, Bläro, Brünette, Dryade, Elfe, Erdmann, Negrette, Schlüpfer, Steiger, Zänker u. a.

Hundeschwachheit, s. v. w. Staupe, s. Hundekrankheiten (S. 249).

Hundezwinger, der Aufenthaltsraum für die Jagdhunde, welcher sich in seiner Größe nach der Anzahl der Hunde zu richten hat. Jeder Zwinger, ob groß oder klein, muß einen Raum haben, der den Hund vor Kälte, Regen und Hitze schützt, also entweder eine gute Hütte oder dichten Stall, und einen Raum, um einige Schritte umhergehen zu können. Wo ganze Meuten oder Hundezüchtereien gehalten werden, gibt es selbstverständlich so viele Abteilungen, als zur Trennung bissiger, kranker, läufischer, tragender, säugender Hunde und Hündinnen nötig sind, wie auch die abgesetzten Jungen einen angenehmen, im Winter leicht geheizten Raum haben müssen, ebenso wie säugende Hündinnen, kranke Individuen ꝛc. An solchen großen Zwingern wird dann meist eine Küche, sogar Pferdeschlächterei angelegt, um das Futter bequem bereiten zu können. Dichte Außen- und Abteilungswände sind nicht anzuraten, denn die Hunde sind in solchen viel unruhiger, als wenn sie um sich sehen können, und gar einen einzelnen Hund so dicht einzuschließen, daß er nichts sieht, ist für ein geistig so hoch angelegtes Tier so schlimm wie ein Zellengefängnis. Sind aus irgend welchem Grunde dichte Umfassungen nicht zu umgehen, so müssen wenigstens Auslucklöcher in entsprechender Höhe und Größe der Hunde angebracht werden. Reinlichkeit ist die Kardinaltugend aller Zwinger.

Hund, leichter, eine Rübe, welche das Schwein einholt und stellt, bis inzwischen die schweren Hatzhunde herangekommen sind und dasselbe fangen; Windhunde und dänische Doggen oder Blendlinge wurden früher als solche verwendet.

»Hup Hup!« ein beliebter, weil weithin schallender Jägerzuruf.

Hurbel (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

»Hussah-Hussah!« oder **»Hu Sau! Hu Sau!«** übliche Zurufe, um die Hatzrüben auf die Sauen zu hetzen. In frühern Zeiten, wo die Jägerei die starken Schweine noch auf die Saufeder auflaufen ließ, reizte sie gleichfalls durch diese Zurufe »Hu Su! Hu Su!« den grimmen Keiler zum blinden, meist für ihn, manchmal auch für den Jäger verhängnisvollen Anlauf.

Hütte, s. Krähenhütte, Erdhütte.

Hüttenjagd, Jagdart, bei welcher der Jäger dem Wild in der Hütte anzukommen sucht.

J.

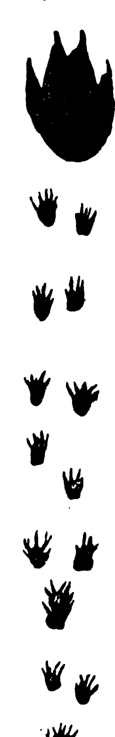
Ibis, brauner, s. v. w. Sichler.

Ilk, s. v. w. Iltis.

Iltis (Foetorius), Raubtiergattung aus der Familie der Marder.

1) **Gemeiner J.** (Foetorius putorius *Keys.* et *Blas.*, Mustela putorius *L.*; Ratz, Ilk, Stänker, Stinkmarder, Stinkwiesel ꝛc.). Beschreibung. Ganze Länge

59,5 cm, Rute 11,5, Schädellänge 6,8 cm. Gebiß 34 Zähne wie bei den Mardern. Die dunkeln Seher in dem kurzen, zugespitzten Kopf stehen den Lauschern näher als der Nasenspitze; Nasenrücken stark gebogen; auf dem Scheitel ein Knochenkamm; Lauscher schwach abgerundet; die kurze Rute erreicht etwa nur die Hälfte der ausgestreckten Hinterläufe, während sie beim Steinmarder bis an die Zehenspitzen reicht. Auf den Vorderläufen 10, auf den Hinterläufen 9 nackte Sohlenballen. Zwischen den Zehen schmale Bindehäute. Die Färbung ist rostgelblich mit langem braunschwarzen Oberhaar, welches auf dem Rückenstreifen und der Unterseite, auf den Schultern, Läufen und der Rute am dunkelsten hervortritt, Kinn und Lippen weißlich. Somit ähnelt zwar der J. den Mardern sehr, doch zeichnet ihn die dunkle Unterseite vor diesen aus, und sein Körper ist, noch gleichmäßiger gestreckt als der des Marders, mit einer gestopften Wurst vergleichbar. Daher seine fast unglaubliche Fähigkeit, durch gänzlich unscheinbare Ritzen und Fugen in die Federviehställe einzudringen. Seine Lebensfähigkeit ist ganz unglaublich, und trotz seiner Kleinheit ist er, in die Enge getrieben, ein tapferer Kämpfer, der selbst den Hühnerhund, wenn dieser nicht gleich scharf anpackt, mit empfindlichen Bissen in die Nase abwehrt. Im Zorn stößt er ein kreischendes Kickern aus.


Spur des Iltis.

Verbreitung, Aufenthalt. Mit Ausschluß des hohen Nordens und des Südens Europas kommt der J. in unserm Erdteil überall und meist nicht selten vor, auch in Asien unter denselben klimatischen Verhältnissen. Er haust mehr an Waldrändern oder in ganz baumlosen Gegenden als in großen Wäldern, liebt die Nähe menschlicher Ansiedelungen wie der Steinmarder und steckt über Winter gern in Heuställen, Scheunen, Böden und andern geschützten Örtlichkeiten. Im Freien lebt er in selbstgegrabenen kleinen Bauen oder in von Füchsen oder Kaninchen verlassenen, wobei ihm feuchte oder trockne Lage ganz gleichgültig ist.

Lebensweise, Ranzen. Er ähnelt in beiden Hinsichten den Mardern, denn er mordet und frißt, was er eben bewältigen kann, nur nicht in dem blinden Taumel, wie es diese thun, sondern schleppt seinen Raub fort, um ihn zu verzehren, und erscheint dann wieder. Er stellt auch den Amphibien und Reptilien eifrig nach und macht sich an die giftige Kreuzotter, ohne von ihren Bissen irgendwie nachteilige Folgen zu spüren; selbst an den Hasen und das Kaninchen wagt er sich, verbeißt sich fest in ihrem Genick und saugt ihnen den Schweiß aus, bis sie nach und nach verenden. Nur zur Nachtzeit ist er thätig. Die Ranzzeit fällt in den Frühling, und das Weibchen bringt im April oder Mai 3—5 Junge, welche etwa 8 Tage blind sind und von der Mutter, wie bei allen Raubtieren, mit größter Sorgfalt gehütet und aufgezogen werden. Der männliche J. kümmert sich dagegen nicht um seine Nachkommenschaft, sondern geht während dieser Zeit seinen eignen Weg.

Jagd und Fang. Obgleich der J. viele schädliche Tiere wegräumt, so schädigt er doch den Jäger wie den Geflügelzüchter so empfindlich, daß seine Schonung durchaus nicht anzuraten ist. Seine Spur gleicht der des Marders auffallend, zumal sie meist springend ist, doch stellt sie sich natürlich viel kürzer dar, und die Sohlenballen drücken sich infolge dünnerer Behaarung viel schärfer aus; auch stehen die Tritte sowohl der Vorder- als Hinterläufe mehr nebeneinander als schräg und ähneln stellenweise der Fährte eines flüchtigen Hasen. Daß man solchem Nachttier nur zufällig mit der Flinte beikommen kann, liegt auf der Hand, ebenso, daß die Falle die Hauptsache bei seiner Vertilgung sein

muß. Am besten dient dazu die Klappfalle und ganz besonders in den Umwehrungen von Geflügelhöfen, Fasanengärten rc., wo er sich sehr bald fängt, da solche Örtlichkeiten einen unwiderstehlichen Reiz für ihn haben. Hat man einen J. in der Falle gefangen, so schiebt man sie mit der geöffneten Seite in einen Sack, bindet ihn schnell zu und schlägt den kleinen Räuber in ihm tot, sonst geschieht es gar leicht, daß er entkommt, da man niemand zumuten wird, das bissige Geschöpf mit den Händen herauszuholen. Sind ein paar scharfe Teckel zur Stelle und kein Schlupfwinkel in der Nähe, so kann man ihn diesen überantworten.

2) **Gefleckter J., Tigeriltis** (Foetorius sarmaticus *Keys.* et *Blas.*). Der Schädel (vgl. Blasius, Wirbeltiere) ist besonders vorn an der Nase kürzer und breiter als bei dem gemeinen J. Die Körpergestalt ist im wesentlichen die des gemeinen J.; nur die Größe ist etwas geringer und der Schwanz, der entschieden über die Spitze der gereckten Hinterfüße hinausragt, verhältnismäßig etwas länger. Die Behaarung ist viel derber und straffer, als beim gemeinen J. Die Körperfärbung ist unten dunkel, oben hell, farbig bunt, mit durchscheinendem, rostfarbigem Wollpelz. Die Unterseite vom Hals an, die Innenseite der Schenkel und die Füße schwarz. Die ganze Oberseite vom Nacken an, die Rumpfseiten und Außenseiten der Schenkel braun mit mannigfaltigen und unregelmäßigen gelben Flecken. Eine aus zwei rostgelben Flecken gebildete schiefe Längsbinde von der Mitte des Halses bis zur Schulter. Von der Rückseite der Schulter an jederseits eine rostgelbe, schräg nach hinten abwärts verlaufende Längsbinde, die sich nach der Mitte der Seite hin in blaßgelben Flecken fortsetzt. An den Seiten des Hinterkörpers jederseits eine bogige, dunkel rostgelbe Schenkelbinde. Der Kopf ist schwarz. Die Lippen weißlich. Eine weißliche Querbinde hinter den Augen über dem Scheitel, die sich jederseits nach dem Ohr hin fortsetzt. Die Kehle rostweißlich gefleckt. Die Ohren an der Basis braunschwarz, an der Spitze kürzer und dichter rostweißlich behaart. Der langhaarige Schwanz ist oben an der Wurzel braun und gelbbunt, gegen die Mitte blaßgelblich, an der Spitze schwarz behaart. Im übrigen unterscheidet er sich von dem vorigen nicht und kommt vom südöstlichen und östlichen Europa ostwärts neben dem gemeinen J. vor. Jagd und Fang sind dieselben wie beim gemeinen J.

3) **Frettchen** (Mustela furo *L.*). Es unterscheidet sich vom J. so wenig, daß selbst eine Artverschiedenheit kaum festzuhalten ist und man es als einen Albino der Stammart ansehen kann, wofür die hellroten Seher und die weißgelbliche Färbung sprechen. Es ist (nach Strabo) aus Afrika zuerst nach Spanien verpflanzt worden, um den zur Landplage gewordenen Kaninchen Schranken zu setzen. Mit dem gemeinen J. ranzt es fruchtbar und kommt in Europa nirgends wild vor, wird vielmehr nur als ein Käfigtier zur Kaninchenjagd gehalten und gezüchtet, da es die zum Haustier erforderlichen Eigenschaften wegen seiner Schläfrigkeit und geistigen Leere nicht hat. Von seinen Sinnen ist nur der Geruch scharf, daher die kleine fleischfarbige Nase in steter Bewegung. Von Gestalt ist es länger als der J., aber auch viel unbeholfener, hält sich meist mit gekrümmtem Rücken, vermag aber die engsten Kaninchenröhren zu durchkriechen, woraus sich sein Wert im Kampf gegen diese schädlichen Nager ergibt. Permanent verschlafen und sehr tückisch, vermag es selbst den ausgesprochensten Naturfreund nicht zu fesseln, und selbst sein Pfleger mag sich vor seinen Bissen hüten. Jährlich, häufig zweimal ranzend, bringt es je 5—9, etwa 14 Tage lang blinde Junge, die es gelegentlich auffrißt. Sie müssen nach 4 Wochen entwöhnt und mit Milch und Semmel aufgefüttert werden, weil sie bei Fleischnahrung bis zur Unbrauchbarkeit tückisch und bissig werden. Ab und zu gibt man ihnen gekochtes und nur, wenn sie in ihrer Entwickelung sehr zurückbleiben, rohes Fleisch. Von einer Jagd auf dieses Tier kann natürlich keine Rede sein. Seine Verwendung bei der Kaninchenjagd ist beim Art. »Kaninchen« (S. 281) beschrieben.

4) **Nörz** (Foetorius lutreola *Keys.* et *Blas.*, Mustela lutreola, Viverra lutreola *L.*; Sumpfotter, Krebsotter, Steinhund, Mank). Der zweite Vorderzahn im Unterkiefer tritt an der Wurzel aus der Zahnreihe zurück, steht aber an der Schneide mit den andern Zähnen in gleicher Linie, was bei den andern Iltissen nicht vorkommt. Das Unterhaar ist bräunlichgrau, das Oberhaar glänzend schwarzbraun, und wenn somit der Nörz dem I. sehr ähnelt, unterscheidet er sich von diesem durch die helle Bauch- und Innenseite, welche beim I. zu den dunkelsten Körperteilen gehört. Unter dem Hals ein heller Fleck, die Oberlippe ist an der Spitze, die Unterlippe ganz weiß; der Nörz mißt in der Länge 50 cm, wovon 14 cm auf die Rute zu rechnen sind, steht mithin zwischen Marder und I. Die Vorderläufe sind kürzer als beim I. Er läuft nicht sehr behende und klettert nur wenig, schwimmt und taucht dagegen sehr gewandt und erinnert darin an den Fischotter. Er gehört für Deutschland zu den immerhin seltenen Tieren, kommt wohl längs der Ostsee und an einigen Gebirgswässern des Binnenlands vor, doch ist seine eigentliche Heimat der Osten. Er haust in Röhren und Höhlen unterwaschener Flußufer, von denen aus er mit ganz besonderer Liebhaberei den Krebsen nachstellt, auch Frösche und Reptilien fängt, aber auch Ratten und überhaupt wie der I. raubt, doch nur so viel er zum Fraß braucht und weniger dem Morden zuliebe. Im Februar und März ist die Ranzzeit, mit den Jungen verhält es sich wie bei den vorigen, doch sind die Beobachtungen in Ansehung des verhältnismäßig seltenen Tiers nur spärlich. Wie er in seiner Gestalt mit den kurzen, nur wenig aus dem Balg hervorragenden Lauschern und überhaupt in Kopf und Hals sowie in den mit Schwimmhäuten versehenen Zehen dem Otter, im übrigen den Mardern und Iltissen gleicht, so steht er auch in seiner Lebensweise zwischen ihnen. Jagd und Fang wie bei dem gemeinen I. Sein Pelzwerk ist geschätzt.

Im Feld stehen, eine Art Altersbestimmung für Hühnerhunde; steht ein solcher z. B. im vierten Feld, so ist er im fünften Lebensjahr, da er doch meist ein Jahr alt ist, ehe er in Arbeit genommen wird.

Im Feuer stürzen, das Zusammenbrechen des Wildes auf der Anschußstelle.

Immenaffe, s. v. w. Eichhörnchen.

Ingarn, das innere Garn oder Netz bei den Stellnetzen; s. Feldhuhn (S. 175).

Innehalten sagt man vom Auerhahn, wenn er plötzlich im Balzen aufhört.

Insiegel, ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches (s. Edelwild, S. 88).

Insiegel, hohes, ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches (s. Edelwild, S. 89).

Iprump (große Rohrdommel), s. Reiher 9).

Isegrim, s. v. w. Wolf.

I (Jot).

Jäck (Eichelhäher), s. Häher 1).

Jagd als Handlung ist das Geschäft des Jägers (s. d.); J. als Sache, die Befugnis zu ihrer Ausübung auf eignem oder fremdem Grund und Boden. Die J. kann somit Eigentum sein, der Besitz aber nur durch ihre Ausübung beschafft werden. Die J. auf die verschiedenen Wildarten ist bei jeder einzelnen, soweit es nötig ist, beschrieben.

Jagdart. Da die Art, dem Wild nachzustellen, sich nach dessen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten sowie auch nach den berechtigten Ansprüchen auf Jagdgenuß zu richten hat, so ist sie unter sich sehr verschieden. Einer zieht die Birsch vor, ein andrer den Ansitz, ein dritter jagt lieber zu Pferd, ein vierter vom Birschwagen herab; dem einen Wild ist besser auf diese, dem andern auf andre Art beizukommen, dies sind eben Jagdarten.

Jagdbar heißt ein wildes Tier, wenn es zu denen gehört, die nach Gesetz oder Herkommen der Erbeutung des Jägers

anheimfallen und z. B. in den Jagdordnungen unter denselben aufgeführt sind. Raubtiere gehören zwar zum freien Tierfang, indessen darf niemand behufs ihrer Erlegung fremdes Eigentum ohne Erlaubnis betreten, und insofern gehören auch sie zu den jagdbaren Tieren.

Beim Edelwild wird unterschieden zwischen j., gering j., stark j. und nicht j. Jagdbare Hirsche müssen Kronenhirsche, also mindestens Zwölfender sein, und zwar heißt ein solcher »j. vom ersten Kopf« 2c. Gering (oder schlecht) j. sind Edelhirsche, welche zehn Enden tragen; nicht j. sind die vom Achter abwärts, und stark j. nennt man bisweilen besonders starke Hirsche.

Jagddienste (Jagdfronen). Der Grundbesitz, namentlich der sogen. »kleinen Leute«, war früher mit verschiedenen Verpflichtungen belastet, zu denen auch die J. gehörten. Diese Leute mußten demnach entweder Treiberdienste thun, oder die Jagdtücher anfahren, bewachen, Jagdhunde füttern und beherbergen, das Wild von der Strecke abfahren 2c. Diese Dienstleistungen sind in neuester Zeit teils erlassen, teils abgelöst.

Jagdeigentum, die Befugnis, auf eignem oder zu diesem Zweck gepachtetem Grund und Boden die Jagd zum eignen Vorteil auszuüben. Erstreckt sich diese Befugnis auf alle Jagdtiere, so ist volles J., andernfalls beschränktes vorhanden.

Jagdeinteilung. Im allgemeinen teilt man die Jagd ein in hohe und niedere, auch in hohe, mittlere und niedere, wofür man auch Hohejagd, Mitteljagd und Niederjagd sagt. Diese Einteilung hatte in frühern Zeiten, wo die Jagd noch Regal war, mehr Bedeutung als jetzt, war aber durchaus willkürlichen Ursprungs, denn wenn der oberste Jagdherr an der Jagd oder dem Geschmack eines Jagdtiers Gefallen fand, so nahm er dessen Jagd einfach für sich in Beschlag, wodurch es der hohen Jagd einverleibt war. Daher kommt es, daß die Einteilung in den verschiedenen Ländern voneinander abweicht. Wo die Jagd nur in hohe und niedere eingeteilt wird, gilt die im Folgenden gegebene Einteilung.

I. Hohe Jagd.

A. Vom Haarwild: 1) Rotwild:

a. Hochrotwild: Hirsche, Stücke Wild, Hirschkälber, Wildkälber (edel).

b. Niederrotwild: Rehböcke, Ricken, Rehkälber (edel).

2) Damwild: Damhirsche, Damtiere, Damhirschkälber, Damwildkälber (edel).

3) Schwarzwild: Bären, wilde Sauen (edel).

4) Raubtiere: Luchse, Wölfe (unedel).

B. Vom Federwild:

Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhähne und Auerhennen, Fasanhähne und Fasanhennen, Birkhähne und Birkhennen, Haselhähne und Haselhennen, große Brachvögel (edel).

Reiher, Adler, Uhu, Edelfalken, Habicht, Sperber (edel).

II. Niedere Jagd.

A. Vom Haarwild:

Hase, Biber, Eichhörnchen (edel).

B. Vom Federwild:

Alles bei I. nicht genannte, edel. Alles Raubzeug, Haar- oder Federwild, mit Ausschluß des bei I. genannten, unedel.

Wo Mitteljagd gilt, gehören zu ihr: Rehböcke, Ricken, Rehkälber, Sauen von jeder Stärke, Wölfe, Birkwild, Haselwild, große Brachvögel. Im übrigen gilt die vorige Einteilung.

Jagdequipage, der Inbegriff aller zur Jagd gehörigen Requisiten, mit Einschluß der Pferde und Hunde; Immobilien gehören nicht dazu.

Jagderöffnung, der vom Jäger sehnlichst erwartete Zeitpunkt, von welchem ab die Jagd auf gewisse Wildgattungen ausgeübt werden darf, und mit welchem also die Schonzeit für dieselben beendet ist. Um dem Jagen des Wildes zur Fortpflanzungs- und zu der Zeit vorzubeugen, wo es wenig oder gar nicht nutzbar ist, sind in den verschiedenen Ländern gewisse Zeiten (Schonzeiten) festgesetzt, während welcher eine gewisse Wildart nicht gejagt werden darf; welche Wichtigkeit passende Schonzeiten und energische Überwachung derselben für die Pflege der Jagd haben, dürfte von selbst einleuchten. Daher gehen Länder wie die Schweiz, Schweden und Norwegen, die früher gute Wildstände hatten, in diesen immer mehr und mehr zurück, teils weil sie die vorhandenen Schongesetze zu wenig überwachen, teils

gar keine haben. Raubtiere und sonstige dem Gemeinwohl schädliche Tiere, zu welch letztern man neuerdings das Schwarzwild rechnet, haben gar keine Schonzeit und können oder vielmehr sollen das ganze Jahr hindurch gejagt werden (vgl. Schonzeittabellen, S. 397 ff.).

Jagdfalken, im ornithologischen Sinn die nordischen Falken (der isländische, resp. grönländische und der norwegische, **Falco candicans** und **gyrfalco**); bezüglich der Jagd jedoch versteht man unter J. alle diejenigen Falken, welche bei der Falkenjagd verwendet wurden, also außer den vorigen besonders den Wanderfalken, Sakerfalken und Zwergfalken (s. Falken.)

Jagdfolge, das Recht eines Jagdeigentümers, auf seinem Grund und Boden angeschossenes Wild über fremde Grenze hinaus zu verfolgen, bezieht sich aber nur auf Hochwild. Es bestehen zwar in den verschiedenen Ländern verschiedene Vorschriften, doch hat in den meisten Fällen der Jagende dem Inhaber desjenigen angrenzenden Reviers, wohin das Wild auf der Flucht sich gewendet hat, von dem Anschuß binnen 24 Stunden Nachricht zu geben. Infolge mancher Unzuträglichkeiten ist die J. in vielen Ländern gesetzlich zwar aufgehoben, besteht aber auf gegenseitigem und sehr empfehlenswertem Abkommen von Jagdnachbarn noch häufig, wobei gewöhnlich die Bedingung gestellt ist, daß der Jagende den Nachbar oder dessen Beamten von dem Ereignis in Kenntnis setzt und auffordert, sich an der Nachsuche (Nachfolge) des kranken Wildes zu beteiligen. Darf der Jagende die Grenze allein überschreiten, so soll er den Schweißhund nur am Riemen arbeiten und ihn niemals verloren suchen lassen; darf er dies nicht, so steht ihm frei, nach Ablegung des Hundes und Gewehrs allein einige hundert Schritt über die Grenze hinaus der kranken Fährte zu folgen, um sich von dem Grade des Krankseins zu überzeugen. Das in nicht ferner Zeit zu erwartende allgemeine deutsche Jagdgesetz wird auch hier Klärung verschaffen.

Jagd, französische, s. v. w. Parforcejagd.

Jagdfronen, s. Jagddienste.

Jagdgerecht (jagdmäßig, jägermäßig) nennt man das Auftreten und Verfahren, wie es die weidmännischen Vorschriften verlangen. Es bezieht sich dies auch auf die Kleidung; ein Schütze im schwarzen Cylinderhut auf Treibjagd, wie Verfasser mehrfach beobachtete, macht sich lächerlich, verstößt gegen Weidmannsgebrauch und tritt nicht jägermäßig auf.

Jagdgerechtigkeit (Jagdservitut), das Recht zur Ausübung der Jagd auf fremdem Eigentum, mithin ein dingliches Recht an einer fremden Sache. Wie alle diese sehr lästigen Gerechtigkeiten, ist die Jagdservitut wohl fast überall abgelöst oder aufgehoben. Die Jagdbefugnis auf fremdem Grund und Boden wird jetzt nur durch Zeitpacht erworben und ist kein Recht im Sinn der frühern Berechtigungen.

Jagdgeschichte. Die Entwickelungsgeschichte der Jagd führt uns bis auf die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft zurück; die Existenz des Menschen stand in unzertrennlichstem Zusammenhang mit der Jagd, denn diese ermöglichte allein die erstere. Nicht das Nahrungsbedürfnis regte den Menschen zur Jagd an, sondern die sich gebieterisch aufdrängende Frage: entweder er oder das Wild; beide konnten gleichberechtigt nicht nebeneinander bestehen, eins mußte dem andern weichen oder sich ihm unterwerfen; welche Tiere das letztere thaten und sich dem Menschen anschmiegten, die nahm er auf und pflegte sie, die sich ihm widersetzten, mußte er bekämpfen, und von der Zeit an haben wir die Begriffe von Wild und Jagd.

Uranfänge der Jagd.

Es leuchtet ein, daß sich der Mensch zuerst gegen das wehrhafte Wild zu wenden hatte, welches ihm an körperlichen Kräften überlegen war und ihn am Leben mit Waffen bedrohte, die ihm die Natur versagt hatte; er konnte mit der Faust nicht dem Horn des Büffels, der Brante des Bären, dem Hauer des Schweins entgegentreten; er mußte sich künstliche Waffen beschaffen, durch deren Hilfe er ebenso stoßen, schlagen und hauen konnte wie jene Tiere, und so entsprossen seinem Geiste der Speer, die Keule, der Steinmeißel und aus dem Gefühl der körperlichen Überlegenheit jener Tiere nach

und nach die Schußwaffen, mit denen er sie verderben konnte, ohne immer genötigt zu sein, sich ihrer gefährlichen unmittelbaren Nähe auszusetzen, anderseits der ihm überlegenen Geschwindigkeit ein schnelles Ziel zu bereiten. Es waren mithin die Männer, welche sich im Kampf mit den reißenden Tieren auszeichneten, Wohlthäter ihrer Mitmenschen, und daß sie uns als Heroen überliefert worden sind, beweist die Dankbarkeit und Verehrung, welche man für ihre aufopfernden Thaten empfand. Und wer möchte ihnen auch die vollste Bewunderung versagen? Wir brauchen nicht bis auf das mythische Heroentum zurückzugehen, betrachten wir einen Jäger zur Zeit Karls d. Gr. und noch manches Jahrhundert nachher, wie er mit einem Jagdspieß, einer Keule und noch früher mit steinernen Waffen dem Auerochsen, Bären oder Keiler zu Leibe ging, so müssen wir über diesen Mut staunen; mögen immerhin scharfe Hunde ihm zur Seite gestanden haben, auch uns stehen sie zur Verfügung, und doch werden sich wenige finden trotz der vortrefflichen Waffen der Jetztzeit, den Zweikampf mit solchem Wild aufzunehmen.

Je unvollkommener die Waffen waren, desto größer mußte die Geschicklichkeit, desto unerschütterlicher der von eiserner Kraft getragene Mut sein. Der Jäger war gezwungen, alle seine Verstandeskräfte zusammenzunehmen, die Tiere auf das eingehendste zu beobachten, um aus ihren Schwächen Vorteil zu ziehen; nur auf diesem Weg durfte er hoffen, sie zu beherrschen, und diesen Beobachtungen erwuchs die Jagdwissenschaft. Nachdem die gefährlichen Tiere mehr verdrängt und bezwungen waren, konnte man an friedlichere, ruhigere Bestrebungen denken; es war nicht mehr erforderlich, daß die überwiegende Mehrzahl der Männer der Jagd oblag, daher wandten sich viele dem Ackerbau und der Viehzucht zu und überließen den Schutz ihrer Arbeiten denjenigen, welche zu weiterm Kämpfen und Ringen sich berufen fühlten, und da sich der Schwächere und Friedliebende stets gern dem Wehrhaften unterordnet, so war diesem die Herrschaft naturgemäß geboten, und dehnen wir dies vom Individuum auf ganze Völker aus, so liegt nahe, daß wehrhafte Jägervölker die Botmäßigkeit über solche erringen mußten, die es eben nicht waren. Die Jagd war und ist die Pflanzschule des Kriegers.

Die Jäger des Altertums.

Über die Jagd im Altertum gibt uns Xenophon Aufschluß, dem wir entnehmen, daß die alten Griechen in der Jagd auf das Wild, welches wir heute noch jagen, schon bedeutende Erfahrungen und Kenntnisse hatten. Sie jagten mit Pfeil und Bogen, unterstützt von außerordentlich schnellen Hunden, aber zu Fuß, wie uns die Versinnbildlichung der Jagd, die antike Artemis, identisch mit der römischen Diana, zeigt; sie verstanden sich auf Schlingen, Netze und Fallen, und da ihren unvollkommenen Schießwaffen der fliegende Vogel doch nur verhältnismäßig wenig zugänglich blieb, so machten sie sich die schnellen Falken dienstbar und fingen mit ihrer Hilfe das Federwild und zwar dergestalt, daß sie die Raubvögel über Büschen, Hecken ꝛc. flattern ließen und dabei die vor Schreck wie gebannten Vögel erschlugen oder fingen oder von Hunden greifen ließen. Neben den leichten Windhunden, deren Vaterland offenbar der Osten ist, hatten die Griechen einen schwerern, unsern Wildbodenhunden ähnlichen Schlag, und die schweren Hatzhunde, deren Herodot erwähnt, werden wahrscheinlich den jetzigen tibetanischen Doggen nahe verwandt gewesen sein. Bei der einförmigen Gleichartigkeit der Waffen konnten sich die Jagdmethoden der Völker des Altertums nur wenig voneinander unterscheiden, und daß Reitervölker auf ihren weiten Ebenen, resp. Steppen die Jagd besonders zu Pferd ausübten, ist zu natürlich, um besonders hervorgehoben zu werden; auf ihren schnellen Pferden jagten sie hinter den noch schnellern Hunden her, und da auch diesen die flüchtige Antilope bei weitem Vorsprung oft unerreichbar blieb, so warfen sie auf diese den pfeilschnellen Falken, welcher sie einholte, blendete und der nachstürmenden Jagd leichteres Spiel verschaffte.

Unter den in Mittel- und Westeuropa wohnenden Völkerschaften zeichneten sich

die Gallier durch besondere Jagdleidenschaft und Jagdtüchtigkeit aus; sie hatten vorzügliche Hunde, welche sie mit den Völkern des Ostens austauschten, und Cäsar erzählt in seinen Kommentarien, wie sehr sie sich in der Bekämpfung des furchtbaren wilden Stiers auszeichneten, dessen Hörner als wertvolle Trophäen sich von Generation zu Generation vererbten und ebenso beim Gelag als Trinkgefäß dienten wie in Zeiten der Not und Gefahr als Signalhorn oder »schmetternde Kriegsdrommete« nach unsern Begriffen. Während die Gallier in ihrem schon kultiviertern Land sich des Rosses zur Jagd bedienten, kannten die Germanen in ihrem dunkeln, dichten Hercynischen Walde diese so erhebliche Jagdhilfe noch nicht; ihre Pferde waren teils zu schwach, also wenig brauchbar, teils legte wohl auch der dichte Wald dem Jäger zu Pferd sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Erst als der Ackerbau mehr und mehr um sich griff und die von den Römern eingeführten starken Pferde Anwendung fanden, benutzte sie der Germane zur Jagd, wobei er ein langes Schwert führte, während seine ursprünglichen Jagdwaffen nur aus Lanze, Wurfspieß, kurzem Schwert und dolchartigem Messer bestanden. Bogen und Pfeile lernte er erst durch die Völkerwanderung von den Asiaten kennen, bei welchen er auch zuerst die Beizvögel sah, in welcher Jagd die Mongolen Vorzügliches leisteten; führte doch Attila auf seinem Feldzeichen einen Raubvogel mit der Unterschrift Astur. Gewiß war auch der Deutsche der Jagd mit Leib und Seele ergeben, zumal er aus ihr den größten Teil seiner Lebensbedürfnisse entnahm; aber weniger beweglich und langsamern Temperaments, jagte er doch mehr aus Leibes Nahrung und Notdurft als aus Passion, und wenn Vorrat vorhanden war, pflegte er der Ruhe. Nur der Freie lebte der Jagd, der geringe Ackerbau sowie die Viehzucht lagen den Weibern und Sklaven ob.

Die Jagd im Mittelalter.

Solange die Jagd das unbestrittene Recht jedes freien, zum Waffentragen befugten Mannes war, darf man sie als in ihrer Blütezeit stehend betrachten. Mit Karl d. Gr. fingen jedoch allmählich Beschränkungen an sich geltend zu machen, indem dieser leidenschaftlich jagende Monarch sich erst kleinere, dann größere Landstriche und endlich ganze Länder zur Jagd ausschließlich vorbehielt und somit das Jagdregal schuf. Nun wäre dies an und für sich nicht so folgenreich gewesen, wenn nicht die kleinern Machthaber diesem Beispiel folgten und auch für sich dieses Regal beanspruchten, so daß schließlich die Jagd nur in den Händen der Großen verblieb, und da sie wegen des großen Umfangs dieser Regale die Eingriffe andrer nur schwer kontrollieren konnten, so belegten sie aus diesem Grund wie auch aus Eifersucht erstere mit so grausamen Strafen und entflammten gerade dadurch die Leidenschaft zu so verderblicher Glut, daß die Jagd, welche bisher als ein Segen und Schutz betrachtet wurde, zum fluchwürdigen Zankapfel herabsank. Je nach Bedürfnis oder Jagdliebhaberei reservierten die Großen gewisse Wildarten als ausschließliche Jagdobjekte für sich, woraus sich die Jagd der Hohen und Niedern entwickelte oder, wie wir es jetzt nennen, die hohe und niedere Jagd, und da Bedürfnis und Geschmacksrichtung von jeher verschieden waren, so ist noch heute die hohe und niedere Jagd in verschiedenen Ländern voneinander abweichend.

Die gewöhnliche Annahme, daß Deutschland zu jenen Zeiten »voll von Wild aller Art« gewesen sei, ist durchaus irrtümlich. Die vielen Raubtiere einerseits sowie die gänzliche Nichtbeachtung einer gewissen Schonzeit, endlich das Bedürfnis nach Wildbret beanspruchten so viel Wild, daß es keineswegs mehr häufig, vielmehr die Jagd nach unserm Ausdruck nur sehr mäßig war, daher auch die barbarischen Strafen für unbefugtes Jagen. Unter den Jagdtieren stand der Auerochs obenan, dessen Jagd als höchste Ehre galt. Das alemannische Gesetz erwähnt der Leithunde, Spür- und Hetzhunde, deren man sich dabei so bediente, daß man den Stier mit dem erstern aufsuchte, mit den andern aufjagte und, nachdem sie ihn gestellt hatten, mit den

schweren Hetzhunden so ansetzte, daß der Jäger seinen Wurfspieß anbringen und den kranken Stier mit Schwert oder Spieß abfangen konnte. Auch fing man ihn in dazu eingerichteten Gattern, wohin er von einer zahmen Auerkuh gelockt wurde. Ob man Fanggruben kannte, ist nicht erwiesen. Jagdtücher kamen erst unter Karl d. Gr. auf, und man umstellte mit ihnen so große Distrikte, daß einige Dutzend berittener Jäger Raum genug hatten, mit den Hunden das eingeschlossene Wild zu jagen und das festgemachte abzufangen. Mit dem 9. Jahrh. scheint der Auerochs in Mitteleuropa schon verschwunden und der grimme Elch (Schelo oder Jelo) schon selten geworden zu sein, denn Karl d. Gr. beschränkte seine Jagd schon ausschließlich auf den Edelhirsch, der nunmehr die oberste Stelle einnahm, und jagte ihn nur während der Forstzeit mit sechs Hunden, woher die ersten Spuren einer Schonzeit sich herleiten. Da in dem Kapitulare Karls d. Gr. die Hege der Fasanen und Feldhühner besonders und zuerst empfohlen wird, so ist anzunehmen, daß er sie in sein Reich verpflanzte; wahrscheinlich wurden sie aber wie Haustiere gehalten. Über die Jagd auf das übrige eßbare Wild läßt sich nichts Besonderes berichten; Rehe waren sicher nur selten, der Hase galt als kostbares Wildbret, zumal er selten war, dagegen blühte die Jagd auf das Wildschwein, welches mit Hunden gehetzt und mit dem Spieß abgefangen wurde. Der Bär war ein edles Wild, teils der Jagd, teils des Wildbrets wegen; er wurde mit schweren Hunden gehetzt, worauf er, festgemacht, dem Jagdspieß unterlag oder mit Keulen totgeschlagen oder auch im Winterlager ausgeräuchert, auch endlich in Fanggruben gefangen und erlegt wurde. Wölfe und niederes Raubzeug durften die Bauern erlegen, Biber gehörten zum Regal, diese und die Fischottern wurden mit eigens darauf dressierten Hunden, ähnlich unsern Otterhunden, von Jägern erlegt, die daraus einen besondern Beruf machten.

Mit der Einwanderung der Sachsen in England verpflanzte sich die deutsche Jagd dorthin, wurde von den Normannen mit größter Leidenschaft, gleichzeitig aber auch solcher Barbarei gehegt, daß niemand seine Grundstücke umzäunen durfte, vorhandene Bewehrungen niedergerissen wurden, um dem Wild möglichst viel Äsung zugänglich zu machen, und niemand das Wild auch nur beunruhigen durfte, ja in Frankreich, wo ganz gleiche Verhältnisse waren, nicht einmal die Wölfe, deren Jagd lange Zeit Regal war und von dazu bestellten Jägern ausgeübt wurde, wenn und wo der König nicht selbst hinkommen konnte oder mochte, die dann in seinem Namen jagten, dabei aber auch die größten Erpressungen begingen, sich einquartierten und verpflegen ließen, wo es ihnen gefiel.

Das Federwild wurde fast ausschließlich mit Falken gebeizt, und wir haben die Blüte dieser Jagdmethode in dem Art. »Edelfalken« kurz zu schildern versucht. Die Jagdlust war die nobelste Passion, die höchste Ausbildung in der Jagdwissenschaft die höchste Tugend des Regenten, dem die Regierungssorgen noch wenig Kummer machten; daß seine Vasallen ihm mit Begeisterung nachstrebten, lag nahe.

Das »goldne Zeitalter« der Jagd.

Wie im vorstehenden geschildert, blieben die Jagdverhältnisse sich jahrhundertelang gleich, und möge man immerhin mit allem Recht ihren Wendepunkt auf die Erfindung des Schießpulvers zurückführen, so blieben sie doch noch lange Zeit dieselben, bis sich das Feuergewehr auf der Jagd geltend machte. Der Dreißigjährige Krieg entvölkerte ganze Landstriche, verwüstete sie zu Einöden und brachte da, wo er besonders wütete, vom eßbaren Wild besonders das Hoch- und Rehwild auf nichts herab, während Wölfe und andres Raubzeug sich in erschreckender Weise vermehrten. Wie langsam solche Wunden heilten, zeigt die Geschichte und als Spezialität die der Jagd, denn niemals war der Wildstand in Deutschland kläglicher als nach dem Schluß jenes schrecklichen Kriegs. Erst im 18. Jahrh. sehen wir ihn wieder aufblühen und mit dieser Neuerung der Dinge auch einen ganz andern Jäger. An die Stelle von Pfeil und Bogen, Armbrust, Wurfspieß und Schwert ist das Feuerrohr getreten, welches seine verderblichen Geschosse auf weitere Ent-

fernung als bisher sicher sendet, den Zweikampf mit dem Wild nicht unumgänglich notwendig, den Jäger aber selbständig macht, denn die Kugelbüchse enthebt ihn von der Notwendigkeit, auf die Hilfeleistung andrer zu rechnen, sie macht ihn zum furchtbarsten Feinde des Wildes. Unter den Hunden sehen wir eine neue Gestalt, den Schweißhund, welcher die Fährte des kranken Wildes verfolgt und dieses stellt, bis der Jäger ihm den tödlichen Schuß oder Fang beibringen kann; wir sehen Jäger mit einem dem vorigen ähnlichen, dem Leithund, zu Holze ziehen, welcher ihnen die Fährte des Hirsches markiert, so daß sie ihn dem Jagdherrn bestättigen können; wir sehen unter Hörnerschall eine Meute bunter, unter sich fast gleicher Hunde den Edelhirsch jagen, gefolgt von einer berittenen Jägerschar, und im Wald stehen große Distrikte mit Jagdtüchern umstellt, aber statt des wütenden Heulens der schweren Hetzrüden kracht Schuß auf Schuß in ihnen, Hunderte von Bauern treiben und drängen das Wild hin und her, nachdem sie die schweren Tücher herangefahren und aufgestellt haben; eine Menge von »Jagdbedienten« bemüht sich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, aber sie tragen merkwürdigerweise Jagdstöcke in den Händen statt der Gewehre und drängen mit diesen das Wild zurück, welches etwa Miene macht durchzubrechen. In großen, reihenweise aufgefahrenen Kasten stecken starke Keiler, einer nach dem andern wird einzeln herausgestoßen, von Hetzhunden sofort gedeckt und Serenissimus reitet nach dem Takt einer Orchestermusik hinter einem Schirm hervor, gefolgt von Kavalieren, fängt das ausgehobene Schwein unter dem Zuruf zahlreicher Zuschauer ab und galoppiert hinter den Schirm zurück, um demnächst zu demselben Zweck wieder zu erscheinen. Wir hören laute Stimmen von Damen und Herren, vermischt mit dem Klagen gequälter Hasen, dem stöhnenden Keckern von Füchsen, und sehen, wie sie sich beim Hasen- und Fuchsprellen ergötzen und die Damen zum Abschluß des Festes von plötzlich losgelassenen Frischlingen und Überläufern in den Sand gerollt werden und, dank den Reifröcken, ihren Kavalieren manche Augenweide bieten.

Verweilen wir bei diesen Bildern, denn sie zeigen uns das »goldne Zeitalter der Jagd, die Jagd in ihrer höchsten Blüte!« Forschen wir den Verhältnissen jener Periode nach, so kommen wir der Überzeugung nahe, daß sie dieses schwungvolle Prädikat mit demselben Recht bekommen hat und verdient wie die »gute alte Zeit« überhaupt, von der eigentlich niemand weiß, wann sie dagewesen ist, und die, wenn man sie konstatiert zu haben vermeint, von niemand zurückgewünscht werden dürfte. Die »goldne Zeit« der Jagd wurzelte in der allgemeinen Leidenschaft der Fürsten und Herren für die Jagd, und wo diese etwa fehlte, vermittelte sie die Mode. Die politischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts bis zur französischen Revolution gaben den meisten Regenten wenig zu denken, sie waren unumschränkte Gebieter in ihren Ländern und über die Kräfte ihrer Unterthanen; von Frankreich herüber, wo die Jagd mit großem Gepränge betrieben wurde, erklangen die maßgebenden Töne, denen man den entsprechenden Widerhall nicht schuldig bleiben zu sollen glaubte, und so überbot man sich in weidmännischem Luxus von Land zu Land. Die Höfe kannten eben keine andern Festlichkeiten als die Jagd; sie war die Nachfolgerin der Turniere aus der Ritterzeit, und wie früher keine Vermählung ohne solche denkbar war, so später nicht ohne Jagd und natürlich (wie in Deutschland) nicht ohne Tücher, weil sich so der Prunk mehr lokalisieren ließ, daher der Name Festinjagen. Höhere wissenschaftliche Genüsse kannte man nicht, das Schauspiel oder richtiger die Komödie lag noch in den Windeln, der harmonischste Klang jener Zeiten war das Geheul der Hatzen mit obligater Begleitung der Flügelhörner und Halbmonde, und die Damen waren dem Dienste St. Huberti ebenso ergeben wie die Männer, zumal sie ihnen Gelegenheit zu den pikantesten und aufregendsten »Renkontres« mit diesen bot. Man nahm damals ja vieles nicht genau, am wenigsten aber von der Leidenschaft des Augenblicks getragene Ausschreitungen; wer hätte Kläger sein wollen?! —

seine Stimme wäre wirkungslos verschollen wie die eines Predigers in der Wüste!

Lassen wir einige Episoden aus der goldnen Jagdzeit folgen, die wir den Jagdschriftstellern jener Zeit entnehmen. »Als Friedrich August, Kron- u. Kurprinz von Pohlen und Sachsen, 1719 zu Dresden sein höchstglänzendes Beilager mit der Österreichischen Prinzessin Maria Josepha feierte, ward am 6. Sept. im Jagdhause alle nöthige Anstalt zu einem Kampfjagen gemacht und kam Ihre Majestät der König um 12 Uhr in einem schlechten Kleide, worauf aber die Knöpfe Diamanten waren, geritten, da inzwischen schon mehr als 4000 Menschen zuzusehen da waren und sich auch alle wohl logirt hatten. Um 1 Uhr kam der königliche Prinz und um halb 2 Uhr die Prinzessin, darauf zum Kampfjagen geblasen und nachfolgende Thiere herausgelassen wurden: Erstlich kamen zween große Pohlnische Ochsen, denen folgte ein kleiner Landochse, nach diesem ein schön Pferd, so gleich anfangs von dem Auerochsen hart verwundet wurden; denen folgte eine Löwin, ein Panterthier, ein Löwe, ein Pavian, 5 Bäre, 7 wilde Schweine. Die Thiere thaten einander wenig und machten die Bäre im Wasser die beste Lust, welche ein Schwein, so blessirt war, halb verzehret. Der Löwe zerlegte auch eins. Sonst haben die übrigen Thiere einander nicht viel Leid gethan. Von diesen erwähnten Thieren haben die Prinzessin drey Schweine und den Rest der König, wie auch der Prinz einen Bären niedergeschossen. Um 4 Uhr ritte J. M. der König mit dem ganzen Hofe zurück, um 6 Uhr ward eine Italienische Komödie gespielt, welche bis 9 Uhr währete. Den 26. Sept. um 2 Uhr begaben sich die sämmtlichen höchsten Herrschaften in ein artig erbauetes Jagdhaus; hetzeten über 200 Hasen, nöthigten hiernächst 4 Hirsche und einen Bären von hohen Felsen herunterzuspringen, jagten und erschossen auch zwischen den Steinfelsen die in den ausgestellten Netzen und Jagdtüchern zusammengetriebenen Hirsche bis 5 Uhr. ... Nach geendigtem Jagen wurde eine französische Comödie gespielt, hernach die Illumination angezündet 2c.«

Ferner wird von einer solchen Festlichkeit berichtet: »Den Anfang der blutigen Festlichkeit machte — eine Hasenjagd. Über 200 Lampen starben zur Verherrlichung des Tages auf dem Bett der Ehre (?). Dann begann das Sprengjagen mit 16 Hirschen und einem Bären. Der stärkste der erstern war nach der Versicherung des Herrn Oberlandjägermeisters v. Erdmannsdorf, welcher den Neuvermählten eine Art von Genealogie der Jagdopfer vorlegte, der älteste Bewohner des Boysenwaldes in der Possendorfer Gegend, der Bär aber der einzige Überrest von fünf seiner Brüder, welche in dem Kampfjagen im Jägerhof gefallen waren. Die ganze Gegend auf den Felsen über der Buschmühle und dem Hegereiter war mit Netzen und Jagdschirmen umstellt und alle Anhöhen längs dem Abgrund bis nach der Gegend des Windsbergs mit Bauern besetzt, welche das Wild abhalten mußten ins Thal zu entkommen, weil alles nur darauf ankam, den Endpunkt der Jagd auf die Felsen zu beschränken, an deren Fuß der Dianentempel stand. Aus diesem schossen nämlich die höchsten Herrschaften nach den Hirschen, sobald sich diese, von Menschen und Hunden getrieben, auf den Felsenspitzen zeigten. Die meisten versuchten, wenn sie den Abgrund erblickten, mit Gewalt den Rückweg und strebten dann, wenn Treiber und Hunde ihnen jenen abschnitten, wenigstens sich in den Schluchten zu verbergen, welche jene Felsenkette durchschneiden, wo sie aber bald durch wiederholte Schüsse aus dem Jagdpavillon das Ende ihrer Todesangst fanden. Vier Hirsche wagten den ungeheuren Sprung in die Weißeritz. Drei davon sprangen aber zu kurz, zerschmetterten sich an den Felsen und sanken tot in den Fluß. Der vierte erreichte glücklich den Wasserspiegel, schwamm durch die damals ziemlich tiefe Weißeritz und entkam über die Dölzschener Anhöhen, denn die hohen Schützen waren über sein Wagstück so erstaunt, daß sie in der ersten Überraschung nicht nach ihm schossen, als sie aber schossen, insgesamt fehlten.«

Ein feierlicher Jägeraufzug bei der Vermählung des Markgrafen Chr. Ernst von

Brandenburg mit der sächsischen Prinzessin Erdmuth Sophia zu Dresden 1662 wurde folgendermaßen eröffnet: »3 Jäger mit einem Leit-Hunde; der Oberhof-Jägermeister; 30 Battini, als 7 Oberförster ꝛc.; 2 Riesen in wilder Männergestalt; 4 ‚Satyri‘ mit Schalmeyen auf einem Berge, gleich einem Walde, mit Thieren und Vögeln; 3 Nymphen; 3 Nymphen ‚anstatt Laquayen‘; ‚Seine Chur-Printzliche‘ Durchlaucht in der Dianen-Gestalt auf einem weißen Hirsch reitende ꝛc.«, zusammen 265 Personen mit 139 Pferden und zahllosem Wild aller Art in Kasten, dessen Massakrierung den Glanzpunkt des Festes bilden sollte.«

Werfen wir einen Schleier über jene goldne Zeit, aus welcher jene Damenporträte mit der prüden Haltung und Miene herrühren, deren Originale sich an diesen Barbareien erfreuten und thätig beteiligten, auch wohl den gebeizten Reihern die Ständer brachen und die Schnäbel tief in den Boden steckten, um sie so möglichst elend sich zu Tod quälen zu sehen!

Die Jagd der neuern Zeit.

Die Verehrer jener eben geschilderten Zeiten betonen, daß in ihnen die Jagdkunst auf ihrer höchsten Stufe gestanden habe. Wir bestreiten dies; sie war kaum eine Kunst, denn diese muß aus sich selbst schaffen und mit ihrem Genius hindernde Elemente besiegen; dazu war die alte Jägerei kaum genötigt, das Wild stand herdenweise im Wald auf Kosten dessen und der Felder Gedeihen, die Zeughäuser waren mit allem notwendigen Material überfüllt, die Zwinger voll von Hunden, und stets mußten Hunderte von Bauern bereit sein, tage-, ja wochenlang ohne Entgelt Treiberdienste zu thun. Mochte immerhin die Laune des Jagdherrn manche Schwierigkeit beim Einstellen der Jagen hervorrufen, ihre Überwindung lehrte jahrelange Empirie, und die damalige Jägerei hatte schlechterdings nichts andres zu thun, als für die Jagdfreuden des Grundherrn zu sorgen; und wenn dieser endlich in hellster Glorie der Jagdpraxis dastand, so war dies erst recht keine Kunst, denn von Jugend auf war die Jagd seine Beschäftigung, und Hunderte von Händen waren thätig, ihm dabei zu dienen. Bei gesunden Gliedern und Sinnen konnte es damals unmöglich schwer sein, ein hirschgerechter Jäger zu werden. Daß die Jagdbeamten gern gesehen und einflußreich waren, lag auf der Hand, denn von ihrer Regsamkeit und Tüchtigkeit hing das Vergnügen des Herrn ab; daß aber ihre Stellung eine höhere war als zur Jetztzeit, bestreiten wir, denn sie selbst hatten von der Jagd viel mehr Arbeit, Ärger und Last als Freude, alles drehte sich um die gute Laune Serenissimi, und ein Fehljagen konnte sofortige Entlassung herbeiführen. Aus jenen Zeiten stammen die wenig schmeichelhaften Prädikate: Forst- und Jagdbediente, und der heutige Leibjäger in Federbusch und vollem Jägerstaat auf dem Kutschbock ist ein Vermächtnis jener Zeiten. Anderseits wird niemand bestreiten, daß jene Zeiten nicht manches brave Weidmannsherz, manchen hochherzigen Regenten gesehen hätten; die allgemeine Anschauung der Zeit war eben so, und selbst die Härte der Frondienste schwächt sich ab, wenn man die Gegenleistungen des Landesherrn erwägt. Der Wald hatte zwar nicht die Bedeutung von jetzt, gleichwohl war es für die Bauern von großem Wert, ihm ihren Holzbedarf fast frei entnehmen und ihr Vieh zur Weide eintreiben zu dürfen, was ihnen für die Frondienste zugestanden war. Die französische Revolution wurde auch den bisherigen Jagdverhältnissen, wenn auch nicht gleich, so doch nach und nach verhängnisvoll; das Volk fing an sich zu fühlen, nach seinen Rechten zu fragen; die schweren, langen Kriege führten manchen Fürsten ins Feld, die französische Okkupation wirtschaftete nach Gutdünken, die schweren Steuern beschränkten die Jagdetats. Als nun aber nach Wiederherstellung der alten Verhältnisse die eigentliche Tiefe der geschlagenen Wunden erst so recht ans Licht trat, drängte sich der Ernst der Zeit zwischen die Fürsten und ihre bisherigen oder traditionellen Passionen, und als endlich der Grundbesitz für frei erklärt wurde und mit ihm die Frone fiel, war das letzte Stündlein der großen eingestellten Jagen und Prunkjagden gekommen, denn bar bezahlen konnte man

die ungeheuern Kosten nicht, welche die Treiberlöhne verursachten, und wer sich nicht gänzlich ruinieren wollte, was dennoch manche thaten, der mußte die Jagdzeughäuser schließen und die Wildbestände einhegen, da der Bauer sie auf seinen Feldern nicht mehr zu dulden nötig hatte.

Aber obwohl die Jagden dadurch beschränkt wurden, so konnten sie bei bescheidenern Ansprüchen dennoch bestehen, und von den 20er Jahren an bevölkerten sich die Hochwildbahnen wie nur jemals; das Jagdrecht war dem großen Grundbesitz im vollen Umfang auch nach der Proklamierung des freien Eigentums verblieben, mithin genügender Schutz für das Wild zu beschaffen; der kleine Grundbesitzer durfte dasselbe von seinem Grundstück verscheuchen, mit kleinen Hunden verjagen und schließlich Schadenersatz beanspruchen. Als jedoch das Jahr 1848 hereinbrach und die Gesetzgebung das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne Entschädigung aufhob, da erlitt die Hochwildjagd so unheilbare Wunden, daß sie noch heute sich von ihnen nicht erholt hat. Der Bauer und Handwerker griffen zum Mordgewehr, der Janhagel schloß sich ihnen an, und die Metzelei begann in einem Grad, daß sich die kleine Jagd nur schwer, die hohe gar nicht mehr zu erholen vermochte; umlagert von einem ganzen Heer beutelustiger Schießer, verfiel das Wild beim Austreten auf die Felder deren mörderischem Blei, und nur große, zusammenhängende Waldungen konnten es einigermaßen schützen. Als man den Mißgriff einsah, die Jagdfreiheit beschränkte und durch Einführung der Jagdscheine die ungezügelte Jagdlust dämpfen wollte, war es zu spät. Das mit manchem Opfer gehegte Elchwild war gänzlich aufgerieben, das Edelwild bis auf geringe Stämme reduziert, das Dam- und Rehwild fast ausgerottet, nur das Schwarzwild hatte sich einigermaßen zu erhalten gewußt, und von der kleinen Jagd war der Hase durch Schießen und Fangen in Schlingen auf manchen Feldmarken gänzlich verschwunden.

Neueste Epoche der Jagd.

Von 1848 an, diesem Jahr des Unheils für die deutsche Jagd, datiert die neueste Epoche der J. Wo Hochwild nicht mehr zu halten war, bemühte man sich, wenigstens den Rehstand und die kleine Jagd wieder in die Höhe zu bringen; die Jägerei fühlte das Bedürfnis engsten Zusammenhaltens und des Selbstschutzes, es bildeten sich Vereine zur Hebung und Pflege des Weidwerks, und wenn auch nicht überall, so glückte es doch an vielen Stellen, eine wenigstens erträgliche und, wo der Großgrundbesitz herrschte, sogar eine gute Jagd wieder zu schaffen. Den wenigen am Leben gebliebenen Stücken Elchwild wurde gänzliche Schonung zu teil, das Edelwild eingehegt, wie man mit dem Damwild schon längst verfahren hatte, und nur den Sauen konnte man dem Ackerbau gegenüber keine Schonung angedeihen lassen. Durch diese sachgemäßen Bestrebungen hat sich während eines 30jährigen Zeitraums die Jagd nun so gestellt, daß im Nordosten Deutschlands etwa 100 Stück Elchwild im Bestand sind, das Edelwild im freien Revier wenigstens stellenweise erhalten und in den Hofjagdgebieten zahlreich vorhanden ist wie auch das Damwild, Rehe und die kleine Jagd aber an vielen Stellen in stetiger Zunahme begriffen sind. Die Steinböcke hat König Viktor Emanuel vor dem Untergang bewahrt, die Gemse hat sich vermehrt, und überall hat man das Raubzeug energisch bekämpft, freilich je nach den Örtlichkeiten mit verschiedenem Erfolg. In diese Periode fällt eine durchgreifende Umgestaltung der Jagdfeuergewehre, indem das bis dahin herrschende Perkussionsgewehr von den Hinterladern verschiedener Konstruktion (s. Gewehr des Jägers) fast gänzlich verdrängt wurde. Ist durch diese Hinterlader auch weder eine erhöhte Trefffähigkeit noch Kraft des Schusses erzielt, so ist doch das sehr bequeme und schnelle Laden eine höchst dankenswerte Verbesserung, und sie allein konnte auch das Perkussionsgewehr verdrängen. Der Jäger der Jetztzeit hat allerdings nicht über die Wildstände zu verfügen und nicht immer Gelegenheit, sich zum hirschgerechten auszubilden, wie seine Vorfahren, er hat mit Faktoren zu rechnen, die jene nicht kannten; um so achtungswerter steht er aber da, wenn er trotz die-

ser Schwierigkeiten sich zum tüchtigen Weidmann auszubilden versteht. Unsern Regenten ist die Jagd zwar ein kostspieliges Vergnügen, dafür aber kleben ihr nicht die Verwünschungen Hunderter von Fronbauern an, die ihre Wirtschaft vernachlässigen müssen, um Treiberdienste zu thun, und wir zwingen das edelste Tier unsers Waldes nicht mehr, sich von steilen Klippen herabzustürzen und schmählich zu verenden — zur Verherrlichung einer Vermählungsfeier oder sonstigen Festlichkeit.

Je mehr der Weidmann in die Jagdwissenschaft eindringt, desto mehr wird aus seinem Wirken eine Kunst, desto mehr wird er das Wild lieben, kennen und hegen lernen, desto weniger wird er sich zu dessen gewohnheitsmäßigem Henker hergeben, und dieser Jagdperiode allein scheint uns das Prädikat der »goldnen« zu gebühren. Wir müssen uns in Rücksicht auf den beschränkten Raum dieses Buches mit vorstehender Skizze begnügen; eine erschöpfende Geschichte der Jagd würde einen umfangreichen Band füllen und die Waffenkunde als ein integrierender Teil derselben hineingezogen werden müssen. Nicht minder eng ist die Jagdlitteratur (s. d.) mit ihr verknüpft, und die allgemeine Schwierigkeit, eine Geschichte der Jagd zu schreiben, dürfte schon aus dem Umstand hervorgehen, daß es bis heute an einer solchen fehlt, so zahlreich auch die jagdlitterarischen Erzeugnisse, besonders der Neuzeit, den Büchermarkt bedacht haben. Das bisher einzige Werk (Stisser, »Forst- und Jagdgeschichte der Deutschen«) beschäftigt sich weniger mit der Geschichte der praktischen Jagdausübung als mit den bezüglichen Gesetzen und interessiert daher mehr den Juristen als den Jäger.

Jagdgewehr, s. Gewehr des Jägers.

Jagd, große (großes Weidwerk), die Jagd auf das zur hohen Jagd gehörige Wild im Gegensatz zu kleiner Jagd oder kleinem Weidwerk.

Jagd, hohe, enthält alle diejenigen Jagdtiere, welche durch Gesetz und Herkommen nur von gewissen Persönlichkeiten gejagt werden dürfen; bedeutet auch die Ausübung der Jagd auf diese Wildarten. S. Jagdeinteilung.

Jagdhorn. Früher hatte man das Flügelhorn oder den Halbmond, das Waldhorn und das Parforcehorn; das Flügelhorn wurde auf den Flügeln der Treiben geblasen, weil es einen sehr durchdringenden Ton hatte, das sanftere Waldhorn mehr bei Fanfaren in der Nähe der Jagdherren, Schützen rc.; beide Hörner wurden an ledernen Bandelieren an der rechten Seite mit den Schallbechern nach vorn getragen und hatten keine Ventile, die Töne mußten daher durch Stopfen des Schallbechers mit der rechten Faust moduliert werden. Sie sind jetzt nicht mehr in Gebrauch, sondern zu Signalen durch kleine gewundene, ventillose Hörner, für mehr beanspruchende Zwecke durch größere gewundene Ventilhörner ersetzt. Das Parforcehorn ist aber noch das alte geblieben, hat nur zwei Windungen und ist so groß, daß der Kopf und rechte Arm des Jägers durchgesteckt und es so ohne Bandelier über der Schulter getragen werden kann. Vor alters bediente man sich zu Signalzwecken der Hifthörner oder Zinken, die aus Stierhörnern mehr oder weniger kostbar gearbeitet waren; in grauer Vorzeit diente das rohe, an der Spitze einfach abgesägte und dadurch ausgehöhlte Stierhorn zu diesem Zweck.

Jagdhund, im allgemeinen ein zur Jagd brauchbarer Hund, speziell aber die laut jagenden Hunde, wie Bracken, Wildbodenhunde und Parforcehunde.

Jagdjunker, jüngere Edelleute, welche sich ehrenhalber dem Jagddienst widmen und Fürsten und Herren persönliche Dienste während der Jagd leisten.

Jagdkalender, ein Kalender, welcher die Verrichtungen des Jägers, die Schonzeit des Wildes und sonstiges Bemerkenswerte enthält, also eine Art Agenda ist. Die Schonzeit des Wildes findet sich in den meisten Ländern auf den Jagdscheinen abgedruckt.

Jagdlitteratur enthält die schriftstellerischen Erzeugnisse über die Jagd. Wie wir schon in dem Art. »Jagdgeschichte« hervorgehoben haben, rührt das älteste jagdlitterarische Denkmal von Xenophon her, dem berühmten Griechen und Verfasser der »Anabasis«, d. h. des Rückzugs der 10,000 Griechen aus Asien. Xenophon beschreibt

in demselben die Jagd auf Hirsche, Sauen, Hasen und Geflügel mit Hunden, Netzen, Fanggruben und Geschoß und gibt uns ein sachverständiges Bild der Jagdverhältnisse jener Zeit, wenn auch mit mancher Übertreibung. Von den Römern haben wir nichts Wertvolles übernommen; in poetisch-didaktischer Form wiederholen sie nur das, was wir von den Griechen schon wissen, auch hatten sie mehr Interesse für das Schmausen des Wildes als dessen Jagd. Was wir von der Jagd der Gallier und Germanen notdürftig wissen, rührt von Cäsar, Tacitus, auch Plinius her, und damit hatte es jahrhundertelang sein Bewenden. Erst mit dem Aufschwung der Falkenjagd beginnt eine nennenswerte Litteratur, die sich aber lediglich um diesen Lieblingssport dreht; denn selbst im Albertus Magnus (geboren zu Langingen in Schwaben, lebte noch gegen Ende des 13. Jahrh.) ist nur der Falkenbeize gedacht, speziell der Behandlung der Falken, und was sonst von der Jagd erzählt wird, sind meist Märchen, bei denen man sich wundert, wie ein so kritischer und der Wahrheit nachstrebender Geist wie der dieses großen Gelehrten solche Unmöglichkeiten nacherzählen konnte. Das Buch heißt: »**Albertus Magnus, de falconibus, asturibus et accipitribus, liber 23, de animalibus**«, ist, leider wohl nur auszugsweise und verstümmelt, übersetzt von Walterus Raff 1545 bei Cyriaco Jacobi zum Bart in Frankfurt a. M. erschienen, während eine Ausgabe des Originals 1651 in Lyon erschienen ist. Nach ihm, nur über Falknerei, schrieb Kaiser Friedrich II. sein Werk, herausgekommen unter dem Titel: »**Reliqua librorum Friderici II., Imperatoris, de arte venandi cum avibus, cum Manfredi Regis additionibus, ex membranis vetustis nunc primum edita**« (1596 u. 1788). Andre alte Autoren über Jagd und Beize sind: »**Le Miroir de Phébus des deduits de la Chasse, des bestes sauvages et des oiseaux de proie, par Gaston Phébus de Foix, seigneur de Béarn**« (im 14. Jahrh.); »**Le livre du roi Modus et de la royne Racio**« (1486); »**Jean de Franchières, la Fauconnerie**« (1511); »**Belisarii Aquavivae aliquot aureoli veri libelli de principum liberis educandis, de venatione, de aucupio, de re militari, de singulari certamine etc.**« (1518); Kaiser Maximilian, »Von der Falknerey, im Hammer, Falkner-Klan. Ein schons Buchlin von dem Bayßen mit dem Habich und ein Hund ꝛc.« (1510); Bremer, »Fürstliche Jägerburg« (1657), handelt von der gesamten Jagd und den üblichen Gebräuchen, Sprach- und Redekunst ꝛc.; J. Tänzer, »Jagdbuch, oder der Dianen hohe und niedere Jagdgeheimnisse« (1682, 3 Bde.).

Schon vor dem 16. Jahrh. entstanden größere encyklopädische Werke über Haus- und Landwirtschaft, in denen der Jagd der entsprechende Raum gegeben war, z. B. von Petrus de Crescentiis (1474); Colerus, »**Oeconomia ruralis et domestica**« (1591); v. Hohberg, »**Georgica curiosa** oder Bericht von dem adligen Land- und Feldleben« (1682); Florinus, »**Oeconomus prudens et legalis**« (1702); Becker, »Kluger Hausvater« (1747). Spezielle Werke über Jagd, die noch heute nicht ohne Wert sind, erschienen erst im 18. Jahrh. und zwar zuerst: H. F. v. Flemming, »Der vollkommene deutsche Jäger« (1723 u. 1749). Obgleich in allen seinen Teilen gänzlich veraltet, gibt es bei dem regen Streben des Verfassers nach Wahrheit ein getreues, wertvolles Bild damaliger Zustände; namentlich kämpft Flemming gegen den Aberglauben, lehrt aber freilich auch, daß ein guter Gewehrlauf im November unter dem Zeichen des Schützen geschmiedet, der Schaft von einem vom Blitz getroffenen Nußbaum genommen und unter dem Lauf ein Stücklein **primi Menstrui** geleimt werden müsse, da solche Dinge ihre natürlichen Wirkungen hätten, sonst aber vom Aberglauben nichts zu halten wäre (!). Da das reich illustrierte Buch dem großen Jägerpublikum unerschwinglich blieb, entstand ein Auszug aus demselben: »Kurzer Begriff der edlen Jägerei« (1730), in 15 Jahren vier Auflagen. Zu derselben Zeit erschienen die Werke eines Autors, die zwar im allgemeinen wertlos, doch aber als Spiegelbild von der Stellung und wissenschaftlichen Bedeutung der damaligen Jägerei

von Bedeutung sind, nämlich die des K. v. Heppe, welcher in seinem: »Aufrichtiger Lehrprinz 2c.« (1751) auf die Frage, welcher der Hauptzweck der edlen Jägerei sei, die vielsagende Antwort gibt: »Nichts andres als eines großen Herrn vollkommenes Vergnügen an einem Jagen!« Sein Wissen dokumentiert Heppe in seinem: »Der wohlredende Jäger« (1763), in welchem er allen Ernstes von einem gehörnten, mit Jungen trächtigen Rammler spricht. Das bis dahin bedeutendste Flemmingsche Werk wurde verdrängt durch das von H. W. Döbel, »Neu eröffnete Jägerpraktika, oder vollständige Anweisung zur hohen und niedern Jagdwissenschaft« (1746). Es schließt sich in der Hauptsache an Flemming an, zumal sich die Jagd in der kurzen Zwischenzeit, nach welcher es entstand, in nichts verändert hatte, verbreitet sich aber ausführlicher als Flemming über die forstlichen Verrichtungen des Jägers und war somit ein viele Jahrzehnte vorhaltender Schatz des deutschen Jägers und Forstmanns, sowenig der letztere auch noch zu bedeuten hatte.

Die schweren Zeiten, welche der Siebenjährige Krieg mit sich brachte, äußerten sich auf die Jagdpflege und besonders in den von ihm heimgesuchten Ländern; der Wildstand ging herunter, damit mußten die eingestellten Jagen vermindert werden und der Leithund seine Bedeutung verlieren, dessen Arbeit in allen bisher erschienenen Jagdwerken obenan gestellt war. Nur in Süddeutschland wurden die eingestellten Jagen unverändert beibehalten, besonders in Württemberg, und da sie den Zeitanschauungen nicht mehr voll entsprachen, so wurden sie dort ganz besonders und so verhaßt, daß sich ein Widerwille gegen die Jagd überhaupt geltend machte und bis heute erkennbar macht, indem sich die süddeutschen Forstbeamten am meisten von der Jagd abwenden. Diese dürftiger gewordenen Wildbahnen veranlaßten die Herausgabe eines Werks durch den Grafen Mellin, »Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen, sowohl im Freien als in Tiergärten« (1779), welchem dessen »Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Tiergärten anzulegen und zu behandeln« (1800) folgte. Diesem folgte das Werk von J. K. Jester, »Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber« (1797), ein sehr brauchbares, mit eignen Beobachtungen ausgestattetes Werk, dessen dritte Auflage von v. Berg bearbeitet ist (1848). Neben dieser Gabe brachte Jester der Jägerei eine andre, nämlich die weidmännische Poesie, die man sogar eine neue nennen darf, indem sie sich von den salbadernden Reimereien früherer »Jagdpoeten« wesentlich unterschied, da sie die Jagd selbst und ihre Freuden besang und nicht, wie jene, nur der Bänkelsänger der Großthaten ihrer Herren und Gönner war.

Diese Richtung fand auch sehr bald Nachfolger, und noch heute erfreuen wir uns an den ebenso kernigen wie tiefempfundenen Dichtungen von v. Wildungen, v. d. Borch, Diezel u. a., wenngleich bei den beiden erstern noch immer der hofmännische Anklang nicht ganz verklungen ist. F. v. Wildungen, geb. 24. April 1754 zu Kassel, studierte zuletzt in Marburg die Rechte, wurde in Hessen-Kassel im Justizdienst, 1799 aber als Oberforstmeister in Marburg angestellt. Wildungen bemühte sich ganz besonders, die Naturgeschichte mit der Jagd zu verknüpfen und das Wissen der Jägerei somit auf eine höhere Stufe zu stellen. Seine Thätigkeit war besonders eine journalistische; er gab 1794—99 sein »Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber«, von 1800—12 sein »Taschenbuch für Forst- und Jagdkunde«, von 1815—21 die »Weidmannsfeierabende« und demnächst seine »Lieder für Forstmänner und Jäger« heraus, deren vierte Auflage 1817 erschien. Ganz neuerdings sind Auszüge aus seinen Journalen von v. Sametzki bearbeitet erschienen. W., Freiherr v. d. Borch, geb. 1771, war zuerst preußischer Forstbeamter, später bayrischer Forstmeister in Gunzenhausen bei Baireuth; er ist bekannt als Mitherausgeber des »Sylvan«, einer sehr gemeinnützigen, gut redigierten Zeitschrift, welche auch seine Arbeiten, unter andern »J. A. Irrwalds Lehrjahre« und die »Ästhetik im Wald«, schließlich noch die dichterischen

Produkte enthält, aber später einging. K. E. Diezel, geb. 8. Dez. 1779 zu Irmelshausen bei Meiningen, war bis 1852 bayrischer Oberförster zu Kleinwallstadt bei Aschaffenburg. 1821—23 schrieb er seine »Fragmente für Jagdliebhaber«, machte sich aber einen verdienten Namen durch seine »Erfahrungen aus dem Gebiet der Niederjagd« (1849). Die dritte Auflage selbst noch zu sehen, versagte ihm der Tod; in diesem Jahr ist die fünfte Auflage, bearbeitet von E. v. d. Bosch, erschienen. Diezels Gebiet ist die Niederjagd, in welcher er als Meister dasteht und sich als außergewöhnlicher Flintenschütze berühmt machte. Seine Gedichte fanden ungeteilten Beifall und stehen in erster Reihe unter den jagdpoetischen Erzeugnissen. J. M. Bechstein, der eigentliche Vater der Jagdzoologie, geb. 11. Juni 1757 zu Waltershausen bei Gotha, machte sich neben seinen sehr guten Lehrbüchern noch durch die von ihm begründete Forstschule zu Dreißigacker im Meininger Land berühmt. Sein »Handbuch der Jagdwissenschaft« fand außerordentliche und dauernde Anerkennung. Das hervorragendste Jagdlehrbuch der ältern Autoren ist von Dietrich G. F. aus dem Winckell, »Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte u. Jagdliebhaber« (1805). Es umfaßt alle Zweige der Jagdwissenschaft, von der hohen Jagd mit der Leithundsarbeit bis zum Fang des Wiesels in der Holzfalle, und bekundet neben echtem Jägersinn und unermüdetem Fleiß große, auf eignen Beobachtungen beruhende Sachkenntnis. Dietrich aus dem Winckell, geb. 1762 zu Priorau in Sachsen, lebte ausschließlich der Jagd und übernahm erst nach 1812 eine Privatforstverwaltung, während deren er die zweite Auflage seines vorzüglichen Werks bearbeitete. Die dritte Auflage, von J. Jak. v. Tschudi bearbeitet, erschien 1858. Hervorragend als Forstmann und anerkannt als Jäger ist der berühmte G. L. Hartig, königlich preußischer Oberlandforstmeister und Staatsrat, geb. 1764 zu Gladenbach in Hessen-Darmstadt. Er war ein sehr produktiver Schriftsteller; berühmt sind sein »Lehrbuch für Jäger«, welches viele Auflagen erlebt hat und noch jetzt benutzt wird, und sein »Lexikon für Jäger und Jagdfreunde«, welches aber trotz großen Fleißes und der Bearbeitung in zweiter Auflage durch seinen Sohn Theodor Hartig, braunschweigischen Forstrat und Professor, seit 1861 nicht wieder aufgelegt ist und daher nicht mehr auf der Höhe der in neuester Zeit sehr vorgeschrittenen Technik in einzelnen Zweigen steht. In seinem »Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen« (1806—1808) sowie im »Forst- und Jagdarchiv« (1816—26) sind eine Menge wertvoller Abhandlungen über die Jagd, ebenso auch in den »Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft« von Laurop und Gatterer (1811—12), in Meyers »Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen« (1813—18), in Pfeils »Kritischen Blättern« (1823—60), v. Warburg, »Das Waldhorn«, u. a.

Daß die vorstehenden Werke als die älterer Autoren bezeichnet sind, soll keineswegs den Nebensinn haben, als seien sie sämtlich veraltet, wogegen schon die neuesten Bearbeitungen sprechen; diese Bezeichnung deutet nur auf ein gewisses Alter ihrer Anfänge hin, wobei wir bemerken, daß keiner jener Autoren mehr am Leben ist. Werfen wir auf die Werke dieser Autoren einen Rückblick, so darf uns die Thatsache nicht entgehen, daß Jester der erste war, welcher die Niederjagd einer speziellen Bearbeitung für würdig hielt; den Grund hierzu finden wir einmal in dem Zurückgehen der hohen Jagd und der Verbesserung des Schrotgewehrs, anderseits in einem auftauchenden Jagddilettantismus, welcher sich selbstverständlich der kleinen Jagd mehr zuneigte und der Belehrung bedurfte. Daher finden in den spätern Arbeiten die niedern Jagdtiere eine zunehmende Beachtung, die Jagdliebhaber vermehren sich bis zur Unliebsamkeit, bis das Jahr 1848 mit der Proklamierung des freien Jagdrechts auf eignem Grund und Boden den Jagdteufel vollständig entfesselte, zumal jeder auf die Jagd laufen konnte, welcher von einem Grundbesitzer dazu die Erlaubnis erhielt. Wenngleich die bald darauf folgenden Einschränkungen diesem Jagdläuferunwesen einen Damm

entgegensetzten, so war doch inzwischen die Jagd vollständig ruiniert, der geringe Preis für die nicht schwer zu erringenden Jagdscheine kein Gegenstand, eine Jagdpachtung auf den ausgeraubten Feldmarken billig zu haben; kurz, die Lohe der Jagdpassion brannte auch eingeschränkt ruhig weiter, und während sonst der Jäger von Fach der Tonangeber in Jagdsachen war, verhallte nunmehr sein Wort vor dem vielstimmigen Geschrei des Liebhabertums, worunter die Jagd mehr und mehr niederging, bis das Gefühl der Notwendigkeit einer Verbesserung der Jagdzustände und eines festen Zusammenhaltens der bessern Elemente unter der Jägerei sich Bahn brach. Man bedurfte aber für das enge Zusammengehen eines Bindemittels in Form von gegenseitigen Mitteilungen, welches die vorhandenen Forst- und Jagdzeitschriften keineswegs gewähren konnten, da sie die Jagd gänzlich vernachlässigten. Es rührte dies offenbar von der Abneigung der meisten obern Staatsbehörden gegen die Jagd her; viele hielten die Jagd für Allotria, welchen der Forstbeamte, dem inzwischen die Jagd gänzlich anheimgefallen war, seine Kräfte nicht zu widmen habe; viele Lehrlinge bekamen in der Lehre wenig oder gar kein Wild außer etwa Hase, Feldhuhn und Fuchs, und auch diese nur spärlich, zu sehen; die akademischen Vorträge ließen die stiefmütterliche Behandlung der Jagd mit Genugthuung durchblicken, und so erstarb der Jägergeist unter den Forstbeamten nach und nach, besonders auch in Süddeutschland, so daß es keineswegs eine Seltenheit war, einen Forstbeamten sich rühmen zu hören, daß er durchaus kein Jäger sei. Nur in manchen Privatforst- und Jagdverwaltungen blühte noch hier und da das Jagdwesen, freilich unterstützt und getragen von der Passion und dem Geldbeutel des Grundherrn.

In den im Lauf der Zeit aufgetauchten Jagdzeitschriften sehen wir daher ein wirksames Mittel der Selbsthilfe von seiten der Jagdliebhaber, denn die Redakteure sind mit Einer Ausnahme sämtlich Jagdliebhaber, die Mitarbeiter überwiegend solche (wir brauchen hier den Ausdruck »Jagdliebhaber« im Gegensatz zu Jäger von Fach). Die älteste der vorhandenen Jagdzeitschriften ist die in Wien erscheinende »Jagdzeitung«, viele Jahre mit großem Geschick redigiert von Hugo; der jetzige Redakteur heißt Ranzoni. Neben dieser erschien im Ausgang der 60er Jahre der »Weidmann«, dessen Redakteure mehrfach wechselten; der jetzige ist v. Schmiedeberg. Aus Differenzen zwischen dem Verleger des »Weidmanns« und dem zeitigen Redakteur, königlich sächsischen Oberförster Nitzsche, erstand unter dessen Redaktion die »Illustrierte Jagdzeitung«; neben diesen Journalen existieren noch die »Deutsche Jagdzeitung«, »Der süddeutsche Jäger«, redigiert von Horn, und die »Mitteilungen des niederösterreichischen Jagdschutzvereins«. Lediglich dem Hundesport dient die illustrierte Zeitschrift »Der Hund«, Redaktion und Verlag von R. Jenne in Leipzig. Diese Journale bringen Illustrationen, nur die »Jagdzeitung« in Wien nicht. Die erstern leiden unter der gegenseitigen Konkurrenz, infolge deren die Mittel zur Erhaltung der Blätter beschränkter sind, als sie sein sollten; innige Verschmelzung derselben wäre daher im Interesse der Jagdwissenschaft sehr wünschenswert.

Auch durch die Konstituierung von Jagdvereinen sucht man die Jagdverhältnisse möglichst zu fördern. Die Zugänglichkeit der Jägerei für litterarische Mitteilungen hatte eine wahrhafte Überflutung des Büchermarkts mit jagdschriftstellerischen Produkten zur Folge, besonders in den letzten 1½ Dezennien, und es ist ganz unmöglich, dieselben alle hier aufzuführen, nebenbei auch zwecklos, weshalb wir uns mit folgender Auswahl begnügen wollen. Ausschließliche Jagdwerke der neuesten Zeit sind: 1) Monographische Werke: R. v. Dombrowski, »Das Edelwild, monographischer Beitrag zur Jagdzoologie &c.« (1876); Derselbe, »Das Reh, ein monographischer Beitrag zur Jagdzoologie« (1876); v. Thüngen, »Der Hase, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege« (1878); Derselbe, »Das Rebhuhn, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege« (1877); W. Wurm, »Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd«

(1874); Jul. Hoffmann, »Die Waldschnepfe« (1867); A. Göbbe, »Die Fasanenzucht« (1873). 2) Werke, welche einzelne Wildarten behandeln: Fr. v. Kobell, »Wildanger, Skizzen aus dem Gebiet der Jagd und ihrer Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Bayern« (1859); v. Tschudi, »Das Tierleben der Alpenwelt« (9. Aufl. 1872). 3) Werke über die gesammte Jagd: v. Train, »Des gerechten und vollkommenen Weidmanns neue Praktika zu Holz, Feld und Wasser ꝛc.« (5. Aufl. von v. Thüngen, 1877); A. Göbbe, »Die Jagd und ihr Betrieb in Deutschland« (1874); R. v. Meyerinck, »Naturgeschichte des in Deutschland vorkommenden Wildes, mit Angabe der Schießzeiten, Jagdarten, weidmännischen Ausdrücke und Fährten« (1879); J. Th. Grunert, »Jagdlehre. Unterricht im Jagdwesen für angehende Jäger« (1879); v. Riesenthal, »Das Weidwerk, Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Tiere« (mit 69 Holzschnitten u. 13 Farbendrucktafeln, 1880). 4) Werke über den Fang des Raubwilds: E. v. d. Bosch, »Fang des einheimischen Raubzeugs und Naturgeschichte des Haarraubwilds« (1879); P. Friedrich, »Der Fang des Raubzeugs« (1877). 5) Allerlei aus dem Gebiet der Jagd: E. v. d. Bosch, »Fährten- und Spurenkunde« (1879); Schmidt u. Günther, »Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde«, und viele andre Werke. 6) Jagdtierkunde mit besonderer Berücksichtigung der Jagd: v. Riesenthal, »Die Raubvögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropa ꝛc.« (mit Atlas von 60 Farbendrucktafeln, 1876). 7) Jagdgeschichte (s. d.).

Jagdmäßig, s. v. w. jagdgerecht.

Jagdmesser, ursprünglich ein kurzer, etwa 35—40 cm langer Hirschfänger, welcher nur für den Gebrauch im Wald bei der Jagd bestimmt, daher so einfach wie möglich und namentlich auch unscheinbar ist; die längern Uniformshirschfänger sind beim Gebrauch im Walde teils zu unbequem, teils zu kostbar.

Jagdnetze, die bei den verschiedenen Wildarten zu deren Fang benutzten Netze.

Jagdorden, in früherer Zeit Jagdgenossenschaften, welche sich unter gewissen Abzeichen, Zeremonien und Gebräuchen zusammenthaten und sich Orden nannten, von denen besonders der Hubertusorden, Dianenorden u. a. bekannt und verbreitet wurden.

Jagdordnung, ein Gesetz über Pflege und Ausübung der Jagd, deren früher fast jede Provinz ihre eigentümliche, aus frühern Zeiten stammende hatte.

Jagdpachtvertrag, das die Jagdpachtung behandelnde Abkommen.

Jagdranzen, frühere Bezeichnung für die großen Jagdtaschen aus Dachsschwarte ꝛc.

Jagdrecht, die Befugnis zur Ausübung der Jagd.

Jagdregal, ein dem Landesherrn zustehendes oder von diesem verliehenes ausschließliches Recht zur Jagd auf gewisses Wild.

Jagdrevier, ein bestimmter Teil eines Jagdgeheges.

Jagdschirm, Vorrichtung, aus oder hinter welcher der Schütze auf Wild schießt. Jagdschirme werden teils bei eingestellten Jagden, teils bei Treibjagden, teils auch auf dem Anstand hergestellt. Bei eingestellten Jagden besteht er aus einer größern oder kleinern, mehr oder weniger verzierten Rotunde mit erhöhtem Boden und entsprechender Überdachung gegen schlechtes Wetter, in welcher einer oder mehrere Schützen Aufstellung nehmen und aus ihr das herangedrängte Wild schießen. Die Wände bestehen bei etwa 1 m Höhe aus dicht geflochtenem Reiserwerk oder leichtem Schutzwerk, je nach Geschmack und Bedürfnis. Bei Treibjagden bestehen die Schirme aus leicht geflochtenem, eine Wand oder einen Halbzirkel bildendem Reiserwerk, hinter welchem der Schütze steht und darüber weg oder aus angebrachten Luken schießt; statt dieser wendet man auch waldfarbig bemalte Zeltleinwand an, die man über ein einfaches Gestell legt, und auf dem Anstand wird eine ähnliche Vorrichtung dieselben Dienste thun. In Saugärten nennt man auch einzelne dichte Teile der Vergatterung »Schirme«, aus deren Luken man auf die zur Körnung

herantrollenden Schweine schießt. Schließlich dienen solche Vorrichtungen auch zur Enten- und Birkhahnjagd, wie überall, wo ein Verbergen des Schützen vor dem scharf äugenden Wild wünschenswert ist.

Jagdschluß, der Termin, an welchem die Jagd auf gewisses Wild aufhört.

Jagdservitut, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdsignale, Befehle, resp. Mitteilungen durch gewisse Töne des Horns oder eines ähnlichen Instruments zu bestimmten Zwecken.

Jagd, stille, heißt die Jagd ohne lautjagende Hunde.

Jagdstock, ein etwa 1³/₄ m langer Stock, mit welchem die Jagdbeamten, da sie bei eingestellten Jagden nicht schießen durften, das Wild von sich abhielten, resp. vorwärts drängten. Das Instrument gehört in die in dem Art. »Jagdgeschichte« geschilderte »goldne Zeit der Jägerei«, in welcher auch der höchste Jagdbeamte einen solchen Knüppel zu tragen hatte.

Jagdstuhl. Bei Treibjagden bedienen sich ältere und bequeme jüngere Schützen eines Stocks, an dessen oberm Ende eine in Scharnieren bewegliche zweiteilige Sitzplatte so befestigt ist, daß sie, niedergeklappt, einen Mann trägt, aufgeklappt dagegen eine Art Handgriff des Stocks bildet, so daß der Stuhl wie ein solcher getragen werden kann. Damit er beim Gebrauch als Stuhl nicht zu tief in den weichen Boden eindringt, ist etwa 10 cm über der eisernen Beschlagzwinge eine Scheibe angebracht, welche ihn daran hindert. Solche Jagdstühle gibt es von verschiedener Konstruktion.

Jagdtasche, eine lederne, mit verschiedenen Abteilungen, einem Netz und Schlingen versehene Tasche, welche an einem breiten Riemen über die rechte Schulter an der linken Seite getragen wird und die dem Jäger bei seinen Streifzügen notwendigen Requisiten birgt. Seit Gebrauch der Hinterlader ist an ihre Stelle eine kleine, sogen. **Kartusche**, getreten, welche die Patronen enthält, und an der ein Netz zur Aufnahme verschiedener Dinge angebracht ist. Da der jetzige Jäger nicht mehr so viele einzelne Dinge mit sich herumzutragen pflegt wie der frühere, so sind die um den Leib befestigten Kartuschen gebräuchlicher, weil bequemer. Die verflossenen schweren Dachsranzen nannte man auch Holster oder scherzhaft Hasensärge.

Jagdtiere, die Tiere, welche von dem Jäger zum Zweck ihrer Benutzung oder Vertilgung als schädliche Tiere erlegt oder gefangen werden; unter den nützlichen begreift man die eßbaren oder ähnlich verwertbaren Tiere, unter den schädlichen die Raubtiere.

Einteilung:

I. Hauptteil: Säugetiere.

Erste Abteilung: Edles Haarwild.

Ordnung der **Wiederkäuer**, Ruminantia. Familie Hirsche, Cervina. Gattung Hirsch, Cervus: 1) der Edelhirsch, Cervus Elaphus *L.*; 2) der Damhirsch, Cervus Dama *L.*; 3) der Elchhirsch, Cervus alces *L.* Gattung Reh, Capreolus: das Reh, Capreolus capreolus; Cervus capreolus *L.* Familie Horntiere, Cavicornia. Gattung Capra: der Steinbock, Capra ibex *L.* Gattung Capella *K.* et *B.*: die Gemse, Capella rupicapra *K.* et *B.*

Ordnung der **Vielhufer**, Multungula; Familie Schweine, Setigera. Gattung Sus: das Wildschwein, Sus scrofa *L.*

Ordnung der **Nagetiere**, Glires s. Rodentia. Familie Hasen, Leporina. Gattung Lepus *L.*: 1) der gemeine Hase, Lepus timidus *L.*; 2) der Schnee-, Alpen- oder veränderliche Hase, Lepus variabilis *L.*; 3) das Kaninchen, Lepus cuniculus *L.* Familie Biber, Castorina; Gattung Castor *L.*: der Biber, Castor Fiber *L.* Familie Eichhörnchen, Sciurina; Gattung Sciurus *L.*: das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris *L.* Gattung Arctomys *Schreb.*: das Murmeltier, Arctomys Marmota *L.*

Ordnung der **Raubtiere**, Carnivora. Familie Bären, Ursina; Gattung Ursus: der gemeine Bär, Ursus arctos *L.* Familie Marder, Mustelina; Gattung Meles *L.*: der gemeine Dachs, Meles Taxus *Br.* Gattung Lutra *Boie*: der gemeine Fischotter, Lutra vulgaris *Erxl.* Gattung Foetorius *K.* et *B.* a. Wiesel: 1) das Hermelin, Foetorius Erminea *K.* et *B.*; 2) das kleine Wiesel, Foetorius vulgaris *K.* et *B.* b. Iltisse: 1) der gemeine Iltis, Foetorius putorius *K.* et *B.*; 2) der gefleckte oder Tigeriltis, F. sarmaticus *K.* et *B.*; 3) das Frettchen, M. furo *L.*; 4) der Nörz, Foetorius lutreola *K.* et *B.* c. Marder: 1) der Baum-, Edel- oder Buchmarder, Mustela Martes *Br.*; 2) der Steinmarder, Mustela Foina *Br.* Familie Hunde, Canina; Gattung Canis *L.*: 1) der Wolf, Canis lupus *L.*; 2) der Fuchs, Canis vulpes *L.* Familie Katzen, Felina; Gattung Felis *L.*: 1) der Luchs, Felis lynx *L.*; 2) die Wildkatze, Felis Catus *L.*

II. Hauptteil: Vögel.

A. Landvögel.

Erste Abteilung: Edles Federwild.

Ordnung der Hühner, Gallinae. Familie **Waldhühner**, Tetraonidae; Gattung Tetrao *L.*: 1) das Auerhuhn, Tetrao urogallus *L.*; 2) das Birkhuhn, Tetrao tetrix *L.*; 3) das Rackelhuhn, Tetrao medius *auct.*; 4) das Haselhuhn, Tetrao bonasia *L.* Gattung Lagopus *Vieill.*: 1) das Moorschneehuhn, Lagopus albus *Bonap.*; 2) das Alpenschneehuhn, Lagopus alpinus *Nils.*; 3) das schottische Schneehuhn, Lagopus scoticus *Vieill.* Familie **Fasanen**, Phasianidae; Gattung Phasianus *L.*: der gemeine oder Goldfasan, Phasianus colchicus *L.* Familie **Feldhühner**, Perdicidae; Gattung Perdix *L.*: 1) das Feldhuhn, Perdix cinerea *Lath.*; 2) das Rothuhn, Perdix rubra *Briss.*; Gattung Coturnix *Bonap.*: die Wachtel, Coturnix communis *Bonap.*

Ordnung der Tauben, Columbae. Gattung Columba: 1) die Ringeltaube, Columba palumbus *L.*; 2) die Hohltaube, Columba oenas *L.*; 3) die Felsentaube, Columba livia *Briss.* Gattung Turtur *Ray.*: die Turteltaube, Turtur auritus *Ray.*

Ordnung der Singvögel, Oscines. Familie **drosselartige Singvögel**, Turdidae; Gattung Turdus: 1) die Misteldrossel, Turdus viscivorus *L.*; 2) die Singdrossel, Turdus musicus *L.*; 3) die Weindrossel, Turdus iliacus *L.*; 4) die Wacholderdrossel, Turdus pilaris *L.*; 5) die Schwarzdrossel, Turdus merula *L.*; 6) die Schilddrossel, Turdus torquatus *L.*; 7) die schwarzkehlige Drossel, Turdus atrigularis *Natt.*; 8) die Wanderdrossel, Turdus migratorius *L.*; 9) die sibirische Drossel, Turdus sibiricus *Pall.*; 10) die blasse Drossel, Turdus pallidus *Pall.*; 11) die rosthalsige Drossel, Turdus ruficollis *Pall.* Familie **Lerchen**, Alaudidae; Gattung Alauda *L.*: 1) die Feldlerche, Alauda arvensis *L.*; 2) die Heidelerche, Alauda arborea *L.*; 3) die Haubenlerche, Alauda cristata *L.* Familie **Würger**, Laniidae; Gattung Lanius *L.*: 1) der Raubwürger, Lanius excubitor *L.*; 2) der graue Würger, Lanius minor *Lath.*; 3) der rotrückige Würger, Lanius collurio *L.*; 4) der rotköpfige Würger, Lanius rufus *Briss.*

Zweite Abteilung: Raubvögel, Raptatores.

Erste Gruppe. Tagraubvögel, Raptatores diurni. Familie **Geier**, Vulturidae; Unterfamilie Vulturinae; Gattung Vultur: 1) der graue Geier, Vultur cinereus *Gmel.*; 2) der weißköpfige Geier, Vultur fulvus *Gmel.* Unterfamilie Sarcoramphinae: der ägyptische Aasgeier, Neophron percnopterus *L.* Unterfamilie Gypaëtinae: der Bartgeier, Gypaëtos barbatus *L.* Familie **falkenartige Raubvögel**, Falconidae; Unterfamilie **Adler**, Aquilinae; Gattung Aquila (echte Adler): 1) der Kaiseradler, Aquila imperialis *Bechst.*; 2) der Stein- oder Goldadler, Aquila fulva, chrysaëtos *L.*; 3) der Schreiadler, Aquila naevia *M. et W.*; 4) der Schelladler, Aquila clanga *Pall.*; 5) der Steppenadler, Aquila orientalis *Cab.*; 6) der Zwergadler, Aquila pennata *Cuv.* Gattung Haliaëtos *L.*: der weißschwänzige Seeadler, Haliaëtos albicilla *L.*; Gattung Pandion *Savigny*: der Fischadler, Pandion haliaëtos *L.* Gattung Circaëtos *Vieill.*: der Schlangenadler, Circaëtos gallicus *Gmel.* Unterfamilie **Falken**, Falconinae: 1) der nordische Jagdfalke, Falco candicans *auct.*, Falco groenlandicus *Holb.*; 2) der norwegische Jagdfalke, Falco gyrfalco *Schleg.*; 3) der Sakerfalke, Falco saker *Schleg.*; 4) der Feldeggsfalke, Falco Feldeggi *Schleg.*; 5) der Wanderfalke, Falco peregrinus *L.*; 6) der Lerchenfalke, Falco subbuteo *L.*; 7) der Zwergfalke oder Merlin, Falco aesalon *L.*; 8) der Turmfalke, Falco tinnunculus; 9) der Rötelfalke, Falco cenchris *Frisch*; 10) der Rotfußfalke, Falco rufipes *Beseke.* Unterfamilie **Habichte**, Asturinae; Gattung Astur *Briss.*: 1) der Hühnerhabicht, Astur palumbarius *Bechst.*; 2) der Finkenhabicht oder Sperber, Astur nisus *Keys. et Blas.* Unterfamilie Milane, Milvinae; Gattung Milvus *Briss.*: 1) der rote Milan, Milvus regalis *Briss.*; 2) der schwarzbraune Milan, Milvus migrans *Bodd.* Unterfamilie **Bussarde**, Buteoninae; Gattung Buteo *L.*: 1) der gemeine Bussard, Buteo vulgaris *Bechst.*; 2) der Rauhfußbussard, Buteo lagopus *Bruenn.*; 3) der weißschwänzige Bussard, Buteo ferox *Gmel.*; 4) der Steppenbussard, Buteo desertorum *Daud.* Gattung Pernis *Cuv.*: der Wespenbussard, Pernis apivorus *Cuv.* Unterfamilie **Weihe**, Circinae: 1) der Rohrweih, Circus aëruginosus *L.*; 2) der Wiesenweih, Circus cineraceus *Mont.*; 3) der Kornweih, Circus pygargus *Cuv.*; 4) der Steppenweih, Circus Swainsoni *Smith.*

Zweite Gruppe. Nachtraubvögel. Familie **Eulen**, Strigidae; Unterfamilie Surninae *Dum.*; Gattung Nyctea *Steph.*: die Schneeeule, Nyctea nivea *Thunb.* Gattung Surnia *Dum.*: die Sperbereule, Surnia nisoria *Wolf.* Gattung Glaucidium *Boie*: die Sperlingseule, Glaucidium passerinum *Boie.* Gattung Athene *Boie*: das Steinkäuzchen, Athene noctua *Boie.* Unterfamilie Buboninae; Gattung Bubo *Cuv.*: der Uhu, Bubo maximus *Sibb.* Gattung Otus: 1) die Waldohreule, Otus vulgaris *Flem.*; 2) die Sumpfohreule, Otus brachyotus *Forster.* Gattung Scops *Sav.*: die Zwergohreule, Scops zorca *Sav.* Unterfamilie Syrninae; Gattung Syrnium *Sav.*: 1) die lappländische Eule, Syrnium cinereum *Bonap.*; 2) die Habichtseule, Syrnium uralense *Pall.*; 3) der Waldkauz, Syrnium aluco *Cuv.* Gattung Nyctale *Brehm*: der rauhfüßige Kauz, Nyctale Tengmalmi *Gmel.* Unterfamilie Striginae; Gattung Strix *L.*: die Schleiereule, Strix flammea *L.*

Ordnung der **rabenartigen Vögel**, Corvidae. Familie Corvinae (im engern Sinn); Gattung Corvus *L.*: 1) der **Rabe**, Corvus corax *L.*; 2) die **Rabenkrähe**, Corvus corone *Lath.*; 3) die **Nebelkrähe**, Corvus cornix *L.*; 4) die **Saatkrähe**, Corvus frugilegus *L.*; 5) die **Dohle**, Corvus monedula *L.* Gattung Pica *Briss.*: die **Elster**, Pica caudata *K.* et *Bl.* Gattung Pyrrhocorax *Cuv.*: 1) die **Alpenkrähe**, Pyrrhocorax (Fregilus) graculus *Temm.*; 2) die **Alpendohle**, Pyrrhocorax alpinus *Vieill.* Gattung Garrulus *Briss.*: 1) der **Eichelhäher**, Garrulus glandarius *Vieill.*; 2) der **Unglückshäher**, Garrulus infaustus *L.* Gattung Nucifraga *Briss.*: der **Tannenhäher**, Nucifraga caryocatactes *Temm.* Gattung Coracias *L.*: die **Blaurake**, Coracias garrula *L.* Familie Oriolidae; Gattung Oriolus *L.*. der **Pirol**, Oriolus galbula *L.*

B. Wasservögel.

Ordnung der **Sumpfvögel**, Grallatores. Familie **Trappen**, Otididae; Gattung Otis *L*: 1) der **Großtrappe**, Otis tarda *L.*; 2) der **Zwergtrappe**, Otis tetrax *L.* Familie **Kraniche**, Gruidae; Gattung Grus: 1) der **gemeine Kranich**, Grus cinerea *Bechst.*; 2) der **Jungfernkranich**, Anthropoides virgo *Vieill.* Familie **Reiher**, Ardeidae; Gattung Nycticorax *Steph.*: der **Focke**, Nycticorax griseus *Strick.* Gattung Ardea *L.*: 1) der **graue Reiher**, Ardea cinerea *L.*; 2) der **Purpurreiher**, Ardea purpurea *L.* Gattung Egretta *Bonap.*: 1) der **große Silberreiher**, Egretta alba *Bp.*; 2) der **Seidenreiher**, Egretta garzetta *Bp.* Gattung Buphus *Boie*: 1) der **afrikanische Schopfreiher**, Buphus bubulcus *Bp.*; 2) der **Rallenreiher**, Buphus ralloides *Bp.* Gattung Ardeola *Bp.*: der **Zwergreiher**, Ardeola minuta *Bp.* Gattung Botaurus *Boie*: die **große Rohrdommel**, Botaurus stellaris *Boie.* Familie **Schnepfen**, Scolopacidae; Gattung Scolopax *Gray*: die **Waldschnepfe**, Scolopax rusticula *L.* Gattung Telmatias *Boie*: 1) die **Bekassine**, Telmatias gallinago *Boie*; 2) die **Pfuhlschnepfe**, Telmatias major *Boie*; 3) die **Stummschnepfe**, Telmatias gallinula *Boie.* Gattung Numenius *Briss.*: 1) der **große Brachvogel**, Numenius arquata *L.*; 2) der **Regenbrachvogel**, Numenius phaeopus *Lath.* Gattung Machetes *Cuv.*: der **Kampfläufer**, Machetes pugnax *Cuv.* Gattung Tringa *L.*: 1) der **kleine Strandläufer**, Tringa minuta *Leisl.*; 2) der **isländische Strandläufer**, Tringa canutus *L.*; 3) der **bogenschnäbelige Strandläufer**, Tringa subarquata *Temm.*; 4) der **Seestrandläufer**, Tringa maritima *Bruenn.*; 5) der **Alpenstrandläufer**, Tringa alpina *L.*; 6) der **Temmincksstrandläufer**, Tringa Temminckii *Leisl.* Gattung Calidris *Ill.*: der **Ufersanderling**, Calidris arenaria *Ill.* Gattung Limicola *Koch*: der **kleine Sumpfläufer**, Limicola pygmaea *Koch.* Gattung Actitis *Boie*: 1) der **Flußuferläufer**, Actitis hypoleucos *Brehm*; 2) der **Drosseluferläufer**, Actitis macularia *Bp.*; 3) der **Bartramsuferläufer**, Actitis Bartrami *Naum.* Gattung Totanus *Bechst.*: 1) der **Bruchwasserläufer**, Totanus glareola *Temm.*; 2) der **punktierte Wasserläufer**, Totanus ochropus *Temm.*; 3) der **Gambettwasserläufer**, Totanus calidris *Bechst.*; 4) der **dunkelfarbige Wasserläufer**, Totanus fuscus *Leisl.*; 5) der **hellfarbige Wasserläufer**, Totanus glottis *Bechst.*; 6) der **Teichwasserläufer**, Totanus stagnatilis *Bechst.* Gattung Recurvirostra *L.*: der **Säbelschnäbler** oder **Avosettsäbler**, Recurvirostra avocetta *L.* Gattung Limosa *Briss.*: 1) die **rote Uferschnepfe**, Limosa rufa *Briss.*; 2) die **schwarzschwänzige Uferschnepfe**, Limosa melanura *Leisl.* Gattung Himantopus *Briss.*: der **grauschwänzige Stelzenläufer**, Himantopus rufipes *Bechst.* Gattung Phalaropus *Briss.*: 1) der **schmalschnäbelige Wassertreter**, Phalaropus angustirostris *Naum.*; 2) der **plattschnäbelige Wassertreter**, Phalaropus platyrhynchus *Temm.* Gattung Ibis *Cuv.*: der **dunkelfarbige Sichler**, Ibis falcinellus *L.* Familie **Regenpfeifer**, Charadriidae; Gattung Charadrius *L.*: der **Goldregenpfeifer**, Charadrius auratus *Sieck.* Gattung Pluvialis *Briss.*: 1) der **Halsbandregenpfeifer**, Pluvialis hiaticula *Briss.*; 2) der **Seeregenpfeifer**, Pluvialis cantianus *Briss.*; 3) der **Flußregenpfeifer**, Pluvialis fluviatilis *Briss.* Gattung Eudromias *Boie*: der **Mornellregenpfeifer**, Eudromias morinellus *Boie.* Gattung Strepsilas *Ill.*: der **Steinwälzer**, Strepsilas interpres *Naum.* Gattung Haematopus *L.*: der **Austernfischer**, Haematopus ostralegus *L.* Gattung Glareola *Briss.*: der **Halsbandgiarol**, Glareola pratincola *L.* Gattung Squatarola *Cuv.*: der **nordische Kiebitzregenpfeifer**, Squatarola helvetica *Cuv.* Gattung Oedicnemus: der **Dickfuß** oder **Triel**, Oedicnemus crepitans *Temm.* Gattung Vanellus *Briss.*: der **Kiebitz**, Vanellus cristatus *M.* et *W.* Familie **Sumpfhühner**, Gallinulidae; Gattung Fulica *L.*: das **Bläßhuhn**, Fulica atra *L.* Gattung Gallinula *Lath.*: das **grünfüßige Rohrhuhn**, Gallinula chloropus *Lath.* Gattung Porzana *Vieill.*: 1) das **gesprenkelte Sumpfhuhn**, Porzana maruetta *Gr.*; 2) das **kleine Sumpfhuhn**, Porzana minuta *Bp.*; 3) das **Zwergsumpfhuhn**, Porzana pygmaea *Bp.* Gattung Crex *Bechst.*: die **Wiesenralle**, Crex pratensis *Bechst.* Gattung Rallus *L.*: die **Wasserralle**, Rallus aquaticus *L.* Familie **Störche**, Ciconiidae; Gattung Ciconia *L.*: 1) der **weiße Storch**, Ciconia alba *Briss.*; 2) der **schwarze Storch**, Ciconia nigra *Belon.* Familie **Löffler**, Plataleidae; Gattung Platalea *L.*: der **weiße Löffler**, Platalea leucorodia *L.*

Ordnung der **Schwimmvögel**, Natatores. Familie **entenartige Schwimmvögel**, Anatidae; Gattung Anas *L.*: 1) die **Stockente**, Anas boschas *L.*; 2) die **Krikente**, Anas crecca *L.*; 3) die **Knäkente**, Anas querquedula *L.*; 4) die **Pfeifente**, Anas penelope *L.*; 5) die **Spießente**, Anas acuta *L.*;

6) die Schnatterente, Anas strepera *L.* Gattung Vulpanser *K.* et *Bl.*: 1) die Brandente, Vulpanser tadorna *Pall.*; 2) die Rostente, Vulpanser rutila *K.* et *Bl.* Gattung Rhynchaspis *Leach*: die Löffelente, Rhynchaspis clypeata *Leach.* Gattung Fuligula *Steph.*: 1) die Tafelente, Fuligula ferina *Steph.*; 2) die Kolbenente, Fuligula rufina *Steph.*; 3) die Moorente, Fuligula nyroca *Gueld.*; 4) die Reiherente, Fuligula cristata *Ray.*; 5) die Bergente, Fuligula marila *Steph.* Gattung Clangula *Flem.*: Schellente, Clangula glaucion *Boie.* Gattung Harelda *Leach*: 1) die Eisente, Harelda glacialis *Leach*; 2) die Kragenente, Harelda histrionica *K.* et *Bl.* Gattung Oidemia *Flem.*: 1) die Trauerente, Oidemia nigra *Flem.*; 2) die Samtente, Oidemia fusca *Flem.* Gattung Somateria *Leach*: die Eiderente, Somateria mollissima *Leach.* Gattung Cygnus: 1) der Höcker- oder stumme Schwan, Cygnus olor *Gmel.*; 2) der Singschwan, Cygnus musicus *Bechst.*; 3) der kleine Schwan, Cygnus minor *Pall.* Gattung Anser *Briss.*: 1) die Graugans, Anser cinereus *M.* et *W.*; 2) die Saatgans, Anser segetum *Bechst.*; 3) die Bläßgans, Anser albifrons *Bechst.* Gattung Bernicla *Boie*: 1) die weißwangige Gans, Bernicla leucopsis *Steph.*; 2) die Ringelgans, Bernicla brenta *Pall.* Gattung Mergus *L.*: 1) der große Säger, Mergus merganser *L.*; 2) der langschnäbelige Säger, Mergus serrator *L.*; 3) der kleine Säger, Mergus albellus *L.* Familie **Taucher**, Colymbidae; Gattung Podiceps *Lath.*: 1) der große Lappentaucher, Podiceps cristatus *Lath.*; 2) der geöhrte Lappentaucher, Podiceps auritus *Briss.*; 3) der gehörnte Lappentaucher, Podiceps cornutus *Lath.*; 4) der rotschnäbelige Lappentaucher, Podiceps rubricollis *Lath.*; 5) der kleine Lappentaucher, Podiceps minor *Lath.* Gattung Colymbus *L.*: 1) der Nordseetaucher, Colymbus septentrionalis *L.*; 2) der Eistaucher, Colymbus glacialis *L.*; 3) der Polartaucher, Colymbus arcticus *L.* Gattung Alca *L.*: 1) der fluglose Alk, Alca impennis *L.*; 2) der Tordalk, Alca torda *L.* Familie **Ruderfüßler**, Steganopodes *Brehm*; Gattung Halieus *Ill.*, Phalacrocorax *Briss.*: 1) die Kormoranscharbe, Halieus carbo *Briss.*; 2) die Krähenscharbe, Halieus graculus *Ill.*; 3) die Zwergscharbe, Halieus pygmaeus *Ill.* Gattung Pelecanus *L.*: der gemeine Pelikan, Pelecanus onocrotalus *L.* Gattung Sula *Briss.*: der Baßtölpel, Sula bassana *Briss.* Familie **Seeflieger** (Brehm), Longipennes *auct.*; Unterfamilie **möwenartige Vögel**, Laridae; Gattung Sterna *L.*: 1) die Flußseeschwalbe, Sterna hirundo *L.*; 2) die langschwänzige Seeschwalbe, Sterna macrura *Naum.*; 3) die Zwergseeschwalbe, Sterna minuta *L.*; 4) die schwarze Seeschwalbe, Sterna nigra *Briss.*; 5) die Brandmeerschwalbe, Sterna cantiaca *L.*; 6) die Lachmeerschwalbe, Sterna anglica *Mont.*; 7) die Raubmeerschwalbe, Sterna caspia *Pall.* Gattung Larus *L.*: 1) die Lachmöwe, Larus ridibundus *L.*; 2) die Sturmmöwe, Larus canus *L.*; 3) die Heringsmöwe, Larus fuscus *L.*; 4) die Silbermöwe, Larus argentatus *Bruenn.*; 5) die Eismöwe, Larus glaucus *Bruenn.*; 6) die Mantelmöwe, Larus marinus *L.*; 7) die Zwergmöwe, Larus minutus *Pall.*; 8) die dreizehige Möwe, Larus tridactylus *L.* Gattung Lestris *Ill.*: 1) die große Raubmöwe, Lestris catarrhactes *Ill.*; 2) die Schmarotzerraubmöwe, Lestris parasitica *Boie.*

Jagdtücher, s. Edelwild (Jagd, S. 96 ff.).

Jagduniform, die den Jagdbeamten vorgeschriebene Dienstkleidung.

Jagdverpachtung ist das Übereinkommen, nach welchem der eine einem andern die Ausübung der Jagd und die Hege des Wildes auf seinem Grundeigentum gegen Entgelt gestattet. Der Pachter wird möglichst ausgedehnte Pachtzeit und Ruhe der Jagdtiere von seiten des Verpachters beanspruchen, dieser nur einen solchen Wildstand und solche Jagdausübung bewilligen, daß ihm sein Landwirtschafts- oder Forstbetrieb nicht geschädigt wird.

Jagdzeit, die Zeit, in welcher die Jagd gesetzlich betrieben werden darf. Ihr gegenüber steht die Hege- oder **Schonzeit** (s. d.).

Jagdzeug, alle zum Jagdbetrieb erforderlichen leblosen Werkzeuge.

Jagdzeugjäger (**Zeugjäger**) haben das Jagdzeug aufzubewahren, zu erhalten und bei eingestellten Jagden zu stellen; in diesem Sinn versteht man unter Jagdzeug nur das hohe Zeug.

Jagdzeugknechte (**Zeugknechte**) leisten bei Behandlung des hohen Zeugs Hilfe; in manchen Ländern vertreten sie die Stellung der Jagdzeugjäger.

Jagdzeugmeister (**Zeugmeister**), der verantwortliche Vorgesetzte der Jagdzeugjäger, resp. Knechte, welcher deren Arbeiten anzuordnen und zu überwachen hat.

Jagen, s. Gestelle.

Jagen, eingerichtetes (gebräuchlicher **eingestelltes**), ein mit Jagdtüchern oder -Netzen umstellter Waldbistrikt, s. Edelwild.

Jagensmannschaft oder **Jagdmannschaft**, die zu eingestellten oder Treibjagden angenommenen Mannschaften; früher mußten diese Verrichtungen in Fron ausgeführt werden, während jetzt Entschädigungsgelder gezahlt werden.

Jäger, derjenige, welcher gewisse Tiere, die man **Jagdtiere** nennt, nach gewissen

Regeln tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen sowie ihre Benutzung, Behandlung, Beschützung, Hege und Naturgeschichte versteht. Hat er diese Kenntnisse gründlich und systematisch erworben, so ist er ein gelernter J. oder J. von Fach, andernfalls ein Dilettant, gewöhnlich Jagdliebhaber oder Jagdfreund genannt. In frühern Zeiten, als die Jagd eine viel größere Bedeutung hatte wie heute, auch einzelne Teile derselben unter sich von sehr verschiedenem Wert waren, war eine Gruppierung der J. wohl geboten, und so unterschied man: deutsche hirschgerechte J., Feldjäger oder Federschützen, Fasanenjäger, französische oder Parforcejäger und Falkeniere. Mit der Änderung der Eigentumsverhältnisse, Aufhebung der Frondienste und sonstigem Umschwung der Zeit änderten sich auch die Jagdverhältnisse; die großen eingestellten Hochwildjagden waren nunmehr gänzlich von den Vermögensverhältnissen der Jagdbesitzer abhängig und vielen unerschwinglich, die Verbesserung des Feuer- und besonders auch des Schrotgewehrs erweckte allgemeinere Liebhaberei für die Führung desselben, also für die kleine Jagd, und so fiel die Schranke zwischen dem bisherigen hirschgerechten J. und dem Feldjäger, zumal für erstern allein genügende Beschäftigung fehlte. Dagegen blieben die Fasanenjäger und Parforcejäger bestehen, weil deren Thätigkeit ausschließliche Beschäftigung mit diesen Spezialitäten verlangte; denn die Fasanenjäger sind im Grund genommen mehr Züchter als J., und die Parforcejagd gehört mehr dem Reitsport als dem Jagdsport an, wenngleich die Führer derselben im stande sein müssen, die Fährte des zu jagenden Wildes sicher anzusprechen. Was endlich die Falkenjagd anlangt, so war sie eine so gesonderte Kaste in der Jägerei, daß sie mit dem gewöhnlichen Jagdbetrieb gar nichts gemein hatte und auch schon fast erloschen war, als noch der hirschgerechte J. seiner eximierten Stellung sich erfreute. Je mehr die Wälder sich zu Forsten umformten, desto mehr hob sich auch die Stellung des Försters gegen die des Jägers; die großen Wildstände mußten im Interesse des Holzwuchses vermindert werden. Die Jagdpflege und -Ausübung kam somit naturgemäß in forstliche Hände, der ausschließliche Berufsjäger verschwand mehr und mehr, und heute sind die Hochwildbahnen so zusammengeschrumpft, daß nur wenige hirschgerechte J. mehr zu finden sind, mithin von dem J. der Jetztzeit die Kenntnisse von der hohen und niedern Jagd verlangt werden. Die Parforcejagd wird nur noch an wenigen Stellen gehalten, und sie wird im Verlauf der Zeit das Schicksal der Falkenjagd teilen. Die Fasanenzüchtung ist auch dem kleinern Grundbesitzer möglich, daher der Fasanenjäger voraussichtlich noch manche Zeit vor sich hat.

Jägerbursche, die Anfangsstufe für alle, die sich dem Weidwerk widmeten, solange die Jägerei ein besonderer Beruf war. Da sie jetzt mit dem Forstdienst vereint ist, gibt es auch keine Jägerburschen mehr; jetzt heißen die jungen Leute Forst- und Jagdlehrlinge.

Jägerei, das gesamte Jagdpersonal, z. B. die fürstlich X.sche J.; man versteht darunter aber auch ihr Wissen und Leisten, wenn man sagt: die X.sche J. steht auf keiner hohen Stufe; endlich bezeichnet man damit den Beruf durch den geläufigen Ausdruck: er lernt die J.

Jägerhof, eine Niederlassung zu Jagdzwecken, in welcher Jagdbeamte wohnen, Jagdpferde stehen, Hunde gehalten und die zugehörigen Apparate aufbewahrt werden. Früher häufig, sind sie jetzt selten geworden, und manche führen nur noch den Namen, während sie andern Zwecken dienen.

Jägerkleidung braucht nicht schön und modern zu sein, muß aber der Jahreszeit und dem Körper angepaßt und von unauffälliger, d. h. der Umgebung des Jägers ähnlicher, Farbe sein. Wir haben uns im Art. »Edelwild« darüber ausgesprochen, ebenso für die Wasserjagd bei der Jagd auf Enten (s. Ente, S. 115) und verweisen auf das dort Gesagte, indem wir noch die Warnung vor dem Tragen von Pelzsachen, namentlich auf Treibjagden, beifügen. Viele Jäger tragen Pelzmützen und Muffe von Wildbälgen, als Fuchs, Biber, Katze, selbst Hase; es leuchtet ein, daß sie dadurch unzuverlässigen und unerfahrenen

Schützen gegenüber furchtbar gefährdet sind, denn die Beispiele stehen keineswegs vereinzelt da, daß Träger solcher Sachen in der Dickung für die betreffenden Jagdtiere gehalten und tot oder schwer angeschossen wurden. Ein Schütze, der einen Hasenmuff trug und, um sich zu decken, niedergekniet war, erhielt von seinem Nachbar eine volle Ladung auf den Muff, den jener für einen Hasen hielt, und nur die Wattierung des Muffs sowie dicke Unterkleidung retteten den Schwerverwundeten vor dem Tod. Will man Pelz tragen, so verwende man ihn nur als Innenfutter und überziehe die Sachen mit dem Stoff der Joppe oder einem ähnlichfarbigen.

Jägerlatein, die humoristische Würze, das Salz in der Erzählung von Jagderlebnissen, wobei der Phantasie weitester Spielraum geboten ist, die Wahrscheinlichkeit aber niemals ausgeschlossen sein darf, daher gewandt und lebendig erzähltes J. dem Laien glaubwürdig erscheint zur stillen Freude des schalkhaften Erzählers. Es verstößt gegen den Komment, die Wahrheit solcher Erzählung anzuzweifeln; im Gegenteil muß der Zuhörer sie scheinbar glauben, aber mit einer Gegenerzählung aufwarten, welche die vorige möglichst überbietet. Treffen zwei Meister in dieser Kunst zusammen, so bereiten sie den gewitzten Zuhörern außerordentliches Vergnügen, während Verfasser öfter Laien dabei beobachten konnte, die mit vor Erstaunen offenem Munde der Wundermär zuhorchten.

Jägermeister, Titel eines höhern Jagdbeamten.

Jägerrecht, gewisse Teile des erlegten Wildes, welche dem Beamten, der es geschossen hat, oder in dessen Bezirk es geschossen wurde, zustehen. Es enthält nicht überall dieselben Teile, bald nur das Gelünge und den Talg, bald noch die Mehrbraten, bald auch Haut, Kopf, Hals und Brust bis an die dritte Rippe und das geringe Geweih oder Gehörn. Dies alles steht dem Jäger neben dem Schußgeld zu. – J. bedeutet auch die Pfunde, die einem Jäger für Verstöße gegen weidmännischen Gebrauch mit dem Blatt (s. d.) aufgezählt werden.

Jochgeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Jodieb (Schmarotzerraubmöwe), s. Möwenartige Vögel 17).

Jule, bei der Krähenhütte der Ort für den Uhu und zwar eine Erderhöhung, in deren Mitte eine Röhre mit der Krücke und dem Uhu darauf kommt.

Junge bringen nennt man das Gebären der Bärin, des Otters 2c.

K.

Käferentchen, s. Taucher 5).

Kahlwild, die weiblichen Individuen des Hochwilds. Der Ausdruck deutet auf den kahlen, d. h. geweihlosen, Kopf hin.

Kaiseradler, s. Adler 1).

Kalb, das Junge des Hoch- u. Rehwilds; bis zu welcher Zeit, ist bei den betreffenden Wildarten vermerkt. Die männlichen Kälber heißen Hirsch-, resp. Bockkälber, die weiblichen Wild-, resp. Rickenkälbchen; in Süddeutschland 2c. nennt man die Kälbchen der Rehe und Gemsen Kitze oder Kitzchen, daher Bockkitzchen 2c.

Kälberfang, das Abfangen eines meist geringern Stück Wildes durch einen Stich von vorn in die Brust, wie manche Fleischer die Kälber abzustechen pflegen.

Kaliber, der Seelendurchmesser der Feuerwaffen.

Kalt heißt diejenige Balz des Auer- oder Birkhahns, bei welcher die Hennen nicht betreten werden.

Kamm beim Schwanenhals, s. Falle (S. 160).

Kämmen sagt man scherzhaft, wenn ein Schrotschuß ein Haarwild nur so oberflächlich getroffen hat, daß Haare abstieben, ohne daß das Wild erheblich krank ist und bleibt. »Reineke ist nur gekämmt!« sagt man alsdann.

Kammer, 1) bei eingestellten Jagden die eng eingestellten Teile, von welchen aus das Wild auf den Lauf getrieben wird. In diesen Kammern wird auch das sogen.

Separieren des Wildes vorgenommen, wenn nur gewisse Stücke gleichzeitig auf den Lauf getrieben werden sollen, z. B. nur starke Hirsche, oder wenn Damwild vom Edelwild zu separieren ist. Diese Anordnung hat ja gewiß unter Umständen ihre Begründung; das ohnehin durch langwieriges Treiben abgeängstigte Wild wird durch das Separieren aber überaus angegriffen, daher diese Maßregel, wenn sie, wie in frühern Zeiten, meist aus Laune angeordnet wurde, nicht zu billigen ist. Zum Separieren bedient man sich der Schnapptücher, die aufgezogen und hinter dem zu separierenden Wild, wenn es den erwünschten Raum betritt, schnell niedergelassen werden. — 2) An Vorderladegewehren der hintere Teil der Rohre, wo sie von der Schwanzschraube verschlossen sind, und wo die Pulverladung sich befindet, daher auch Pulverkammer genannt.

Kammer, s. v. w. Kessel.

Kämpfen, das Streiten männlichen Wildes infolge des Begattungstriebs. Besonders gebräuchlich ist dieser Ausdruck bei Hoch-, Reh-, Schwarz-, Auer-, Birkwild und andern Hühnervögeln. Die Keiler schlagen sich auch wohl ohne brunftige Erregung.

Kampfhahn, s. v. w. Kampfläufer.

Kampfläufer (Machetes *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Der gerade Schnabel kürzer als der Lauf und so lang wie der Kopf, weich, nach der Spitze zu härter und stumpf gerundet; Nasenlöcher seitlich, ritzartig, mit häutigem Rand; vom Kieferastwinkel zieht sich seitwärts eine Furche bis beinahe nach der Schnabelspitze hin. Die schlanken Ständer hoch, weit über die Ferse hinauf nackt, flach geschildet, mit drei Vorderzehen, die äußere und mittlere durch eine kurze Spannhaut verbunden, die hochgelenkte Hinterzehe schwach, aber alle mit langen Krallen. Flügel ragen etwas über das Schwanzende hinaus, der hintere Flügelrand ist bogig ausgeschnitten, wodurch die zweite Ordnung Schwingfedern kurz erscheint. Der kurze zwölffederige Schwanz flach abgerundet.

Der K. (Machetes pugnax *Cuv.*, Tringa pugnax *L.*, Philomachus pugnax *Moehr.*, Pavoncella pugnax *Leach*; Kampfhahn, vielfarbiger K., Streitvogel, Streitstrandläufer, Streitschnepfe, Brausekohlschnepfe, Keller- und Heidehuhn, Hausteufel, Kludderhahn, Buerhuhn, Brausehuhn, Renommist). Maße des Männchens, welches bedeutend größer ist als das Weibchen: Länge 29,6 cm, Schwanz 6,4, Schnabel 3,8, Lauf 5, nackter Teil des Unterschenkels 2,7, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Die Weibchen messen: Länge 20,4 cm, Schwanz 5,1, Schnabel 3, Tarsus 4,2, nackter Teil des Unterschenkels 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 2,7 cm. Wiepken gibt folgende Charakteristik: »Die alten Männchen im Hochzeitskleid sind so verschieden, daß nicht zwei vollkommen gleich sind; alle aber haben einen großen, schildförmigen, ausspannbaren Halskragen, der die Seiten und den Vorderteil des Halses bis auf die Oberbrust bedeckt, und darüber unter dem Genick zwei nebeneinander liegende getrennte kürzere, wie Teile einer Perücke, die ebenfalls beim Kämpfen aufgerichtet werden; Hals- und Nackenkragen mitunter von derselben Farbe, häufig aber verschieden gefärbt; auf den Zügeln und der Stirn, oft bis zum Scheitel, voll häutiger Wärzchen, dazwischen kurze, haarartige Federchen; Schnabel und Füße variieren ebenfalls bei den Individuen; Iris braun. Nach der Begattungszeit fallen die langen Federn des Halsschmucks aus, ohne daß eine weitere Mauser eintritt. Im Winterkleid fehlen Halsschmuck und Gesichtswärzchen, und die Färbung der Männchen ist fast gleich; Kehle, Brustmitte, Bauch, Unterschwanzdeckfedern, die Seiten des Bürzels und der Oberschwanzdeckfedern weiß; Wangen rostgrau, Scheitel bräunlichgrau mit schwarzen Schaftflecken; Hals, Oberbrust und Brustseiten braungrau gewölkt; Oberrücken und Schultern schwarz, mit licht braungrauen oder gelbweißlichen Federsäumen; Flügeldeckfedern und die Hinterschwingen schwarzbraun, hell braungrau oder gelblichweiß gerandet; die großen Schwingen schwarzbraun mit weißen Schäften; die Schwanzfedern bräunlich-aschgrau, mit braunen oder schwarzen Binden auf den Mittelfedern; Unterbrust,

Bauch und Unterschwanzdeckfedern weiß; Schnabel meist schwarz; Wurzel des Unterkiefers rötlich, gelblich oder grünlich; Füße rötlichgrau, rötlichgelb, grünlichgelb oder graugrünlich. Das Jugendkleid des Männchens hat im ganzen Ähnlichkeit mit dem Winterkleid, die Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern sind jedoch breit dunkel rostgelb gesäumt. Die Weibchen, welche um ein Drittel kleiner sind als die Männchen, und denen auch der Halsschmuck fehlt, variieren ebenfalls, aber nicht so stark wie jene; Kopf licht graubraun oder gelblichgrau, auf dem Scheitel mehr oder weniger dicht schwarz gefleckt; Zügel schwarz oder schwarzbraun getupft, Ohrgegend, Wangen und Genick schwächer schwarz oder schwarzbraun gefleckt; der ganze Hals, Kopf, Oberbrust und Seiten der Unterbrust licht braungrau, graugelblich oder rostfarben mit schwarzen Flecken und weißgrauen oder weißgelblichen Spitzenrändern; Oberrücken und Schulterfedern schwarz mit scharf abgesetzten, gelbbräunlich-weißen oder rostgelben Kanten, Hinterschwingen bräunlich mit breiten schwarzen Querbinden; mitunter haben die Oberrücken- und Schulterfedern eine schöne rostgelbe Grundfarbe (die auch bei der übrigen Färbung vorherrscht), wurzelwärts meist mit schwarzer Querbinde oder schwarzem Schaftfleck, und vor der rostgelben Spitzenkante stets einen schwarzen herz- od. hufeisenförmigen Fleck; die Hinterschwingen mit mehreren schwarzen Querbinden. Schnabel schwarz; Füße mehr oder weniger rötlichgelb, mitunter ins Grünliche übergehend. Das Jugend- und Winterkleid haben mit dem des Männchens Ähnlichkeit, sind aber blässer und weniger schön.« Im Dunenkleid ist die Oberseite hell gelbbraun mit schwarzen Längsflecken und ebensolchem Streifen in der Mitte; Kehle und Bauch reinweiß; auf dem Oberkopf bis ins Genick ein dreifacher Längsstreif; Füße gelbgrau, Schnäbelchen schwarzgrau.

Der Kampfhahn ist ein zu sprichwörtlich gewordener Vogel, als daß man auf das Interessante seines Thuns und Treibens besonders aufmerksam zu machen hätte. Sein ganzes Leben ist Streit und Kampf wie eines rechten Renommisten und stimmt mit diesem auch in seinen unblutigen Folgen überein. Die Hähne haben wie die Pfuhlschnepfen einen besondern Platz für ihre Kampfspiele, auf denen sie gegen Abend einfallen, sich einander gegenüber aufstellen und nun paarweise die Raufereien beginnen, woraus sich oft eine allgemeine Balgerei entspinnt, bis eine Pause eintritt, nach der aufs neue gerempelt und gepaukt wird, bis die Nacht der Sache ein Ende macht. Von Island über ganz Europa abwärts kommt er vor und wird auf großen, kurz bewachsenen Sümpfen selten fehlen. Seine Stimme klingt wie »Taktik, tak-aik!« Der K. ist für unser Gebiet nur Zugvogel, der mit dem Herbst verschwindet und im April wiederkehrt, wobei die Geschlechter getrennt erscheinen. Im Mai liegen in dem kunstlosen Neste die üblichen vier Eier, welche, von birnförmiger Gestalt, auf olivenfarbigem Grund graue, grünlichbraune und darauf schwarzbraune Flecke und Punkte zeigen, 44 : 31 mm groß sind und in 18 Tagen ausgebrütet werden. Daß ein solcher Held wie der Kampfhahn sich mit Kindererziehung nicht abgibt, darf nicht auffallen, daher der Mutter diese allein obliegt, während er den Turnierplatz frequentiert. Um die Mitte des Juli hört aber auch dieser Sport auf, die Kampfplätze veröden, und die Scharen fangen an herumzustreichen, bis die spätere Jahreszeit sie zum Abzug mahnt. Bei den Kampfspielen kann man sie unter einiger Deckung beschleichen, obgleich die Beobachtung dieser harmlosen Vögel mehr Freude macht als der wertlose Schuß.

Kaninchen (Lepus cuniculus *L.*), Nagetier aus der Familie der Hasen. Weidmännische Ausdrücke wie beim Hasen. Beschreibung. Die Löffel kürzer als der Kopf; Iris dunkelbraun, Pupille schwarzblau (diese Kennzeichen unterscheiden das K. sicher vom Hasen); Löffel mit schwarzer Spitze; Blume auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite weiß mit rostfarbiger Spitze; die Hinterläufe verhältnismäßig kürzer als beim Hasen, weshalb das K. keine so lange Flucht machen kann. Die Gesamtfärbung ist ein düsteres Braungrau, nach vorn rötlicher,

in den Flanken weißlicher, nach hinten am dunkelsten; Kehle, Bauch, Innenseite der Läufe und die Nägel weißlich. Das K. hat im allgemeinen eine gefälligere Gestalt als der Hase und sieht infolge der kürzern Hinterläufe etwas kompakter aus. An Sinnenschärfe übertrifft es den Hasen, denn kaum entgeht etwas seinem scharfen Gehör oder Gesicht; obgleich scheu und mißtrauisch wie jener, behält es doch immer eine gewisse Überlegung, selbst bei den dringendsten Gefahren, was man an einem vom Hund eingeholten K. beobachten kann, dem es durch sein gewandtes Hakenschlagen sehr oft fast unter den Fängen entwischt. In großer Angst gibt es kreischende Töne von sich, gewöhnlich aber ist es stumm und warnt seine Umgebung mit kräftigem Aufschlag eines Hinterlaufs vor Gefahr. Das sehr zierliche, ein musterhaftes Familienleben führende Geschöpf würde eine Zierde unsrer Fauna sein, wenn es nicht so überaus schädlich wäre.

Verbreitung, Aufenthalt. Die Heimat des Kaninchens sind die Länder südlich der Alpen, und je mehr nach Süden, desto gemeiner wird es; die Ostsee etwa ist seine Nordgrenze, in Skandinavien fehlt es. Die Römer kannten es unter dem Namen cuniculus, die Griechen nannten es dasypos (Rauhfuß). In das mittlere Europa ist es offenbar verpflanzt und wahrscheinlich als ursprüngliches Haustier verwildert. Es lebt bekanntlich in unterirdischen Bauen, die es sich selbst ausführt, und zwar in sandigen Gegenden lieber als in solchen mit sehr bindigem und deshalb kälterm, überdies auch schwerer zu bearbeitendem Boden. Auch im Steingeklüft siedelt es sich gern an.

Lebensweise, Rammeln. Das K. lebt zwar von denselben Vegetabilien wie der Hase, nagt aber weit mehr an Holzpflanzen, Sträuchern und Bäumen umher, so daß es bei zahlreichem Vorkommen den Waldkulturen großen Schaden zufügt und dadurch, daß es die Pflanzen bis an die Wurzeln abschneidet, auch den Feldsaaten schadet. Da es sich aus Furcht vor seinen zahllosen Feinden nur notgedrungen von seinem Bau weiter entfernt, so fallen seine auf einen kleinern Raum beschränkten Verwüstungen um so mehr auf. Auch die vielen Baue und Röhren sind dem Wald- und Feldbau nicht vorteilhaft, und wo Drainierungen angelegt sind, darf man K. schlechterdings nicht dulden. Berücksichtigt man bei dieser Schädlichkeit des Individuums die überaus zahlreiche Vermehrung, so wird es einleuchten, daß das K. eine förmliche Landplage werden kann. In milden Wintern rammeln sie schon im Februar, nach 30 Tagen setzt das Weibchen (von manchen »die Sie« genannt) 4—5 Junge, und da sie gleich nach dem Setzen wieder zu empfangen vermag und bereit ist, so setzt sie fast alle sechs Wochen. Wenn sie dem Rammler willfährig ist, so streckt sie sich auf dem Bauch platt auf dem Boden aus. Gleichwohl ist sie, im Gegensatz zur Häsin, eine treue, sorgsame Mutter, welche nur, um sich zu äsen, von den Jungen weggeht, sie vor dem Rammler (der hier und da »Bock« genannt wird) schützt und ihm erst zuführt, wenn sie den Bau verlassen, wo er sie dann liebkosend aufnimmt und zum Aufsuchen der Äsung anführt. Dafür wird ihm aber von der Kolonie auch der gehörige Respekt gezollt, der Vortritt bei der Äsung gelassen, bei Warnungen Folge geleistet und erst dann zur Äsung ausgerückt, wenn er nach sorgfältigem Sichern durch Herausrücken aus dem Bau das Beispiel dazu gibt. Ein Kaninchenbau ist etwa 1,5 m tief und enthält einen Kessel, auch Kammer genannt, in welchen die gewundenen Röhren einmünden. Jedes Paar hat eine eigne Kammer, doch benutzen mehrere die gemeinschaftliche Einfahrt. Die Röhren sind gerade weit genug, um den K. das Einfahren zu gestatten und am Leib stärkerm Raubzeug zu verwehren.

Jagd. Beim Buschieren schießt man viele K., wenn das Wetter klar und trocken ist, bei nassem und windigem stecken sie meist im Bau oder drücken sich fest unter irgend welcher Deckung. Die Treibjagd vereinigt man vorteilhaft mit der auf Hasen, zumal ja das K. mit diesem gemeinschaftlich vorkommt, also ihn keineswegs verdrängt, wie manche anneh-

men. Nur den nächsten Verkehr mit der unruhigen Kolonie meidet Lampe der vielfachen Alterationen wegen, anderseits gibt das K. oft den Wächter für ihn ab und mahnt ihn rechtzeitig zum Abrücken. Sowohl Buschieren als Treibjagd verlangen eingeübte Schützen; das kleine K. kommt, wenn gedrängt, ungemein schnell an, schlägt viel Haken, und der Schütze wird bei Breitschuß gut zwei Hände breit vorhalten müssen; der Schuß von hinten ist der am wenigsten schwierige, dennoch schießen viele Schützen zu kurz. Der **Anstand** ist die am wenigsten geeignete Jagdart, den K. Abbruch zu thun. Wollte man sich dicht am Bau anstellen, so würde ein nicht sofort totgeschossenes K. in denselben zurückfahren, dort verenden und der Schuß die ganze Kolonie warnen, sich draußen sehen zu lassen; stellt man sich aber vom Bau entfernt an, so überläßt man den Erfolg dem unsichern Zufall.

Daher ist die **Jagd mit dem Frettchen** das sicherste Mittel gegen die übermäßige Vermehrung der K. Das Frettchen (Mustela furo *L.*, s. Iltis s) gehört zu den Mardern; es ist der Erzfeind der K. und wird von diesen so gefürchtet, daß schon sein Erscheinen im Bau genügt, um die Insassen zur wildesten Flucht aus den Röhren zu veranlassen, und darauf beruht eben der große Erfolg des Frettierens. Vom Oktober bis März ist die für diese Jagd geeignetste Zeit, weil dann doch nur ausnahmsweise Junge im Bau sein dürften, bei denen sich das Frettchen unnütz aufhalten würde. Wie bekannt, hat dasselbe eine oft unbezwingliche Schlafsucht, besonders an nassen, stürmischen Tagen, und da an solchen auch die K. weniger rege sind, so eignet sich solche Zeit schlecht zum Frettieren; mäßig kaltes, trocknes Wetter ist das beste, bei solchem Wetter ist die Kolonie am regsten und fährt am schnellsten aus dem Bau. In den Morgenstunden des Tags, an welchem frettiert werden soll, läßt man die Umgebung der Baue durch Menschen und Hunde gehörig beunruhigen, damit die K. zahlreich zu Bau fahren, verstopft alsdann die Nebenröhren, umstellt den Bau mit busenreich gestellten Garnen und belegt, nachdem das Frettchen eingefahren ist, die Hauptröhren mit Decknetzen. Soll das Frettchen recht munter einfahren, so darf es zwar nicht gerade hungrig sein, aber auch nicht ganz gesättigt; im erstern Fall würde es das erste beste K. würgen, sich an dessen Schweiß förmlich berauschen und einschlafen, im andern würde es das letztere am geeigneten Plätzchen voraussichtlich sogleich thun und sich um die Jagd vorläufig, d. h. mehrere Stunden lang, gar nicht kümmern. Thut das Frettchen seine Schuldigkeit, so poltern die K. sehr bald zu den Röhren hinaus und fahren in die Garne, aus denen sie gelöst und abgenickt, diese aber sogleich wieder und so lange gestellt werden, bis man den Bau für entvölkert halten darf. Will man sich das Vergnügen des Schießens machen, so müssen die Netze natürlich so weit abgestellt werden, daß der erforderliche Schießraum beschafft wird. Bevor das Frettchen nicht herausgekommen ist, darf der Jäger nun freilich den Bau nicht verlassen; bemerkt er es eingeschlafen in der Nähe der Röhre, so kann er es manchmal mit einem kleinern, an einen Stock gebundenen und ihm zugeschobenen K. wecken und insofern herauslocken, als es sich an diesem verbeißt und herausziehen läßt. Macht es gar keine Anstalt, herauszukommen, so bleibt nichts übrig, als die Röhren mit Decknetzen sicher zu verschließen, wo man dann das Frettchen nicht weit von der Einfahrt einer solchen meist wieder eingeschlafen finden wird. Diese nicht zu vermeidende Umständlichkeit ist ein Hauptgrund, weshalb dieses Raubtierchen weniger benutzt wird, als es sonst der Fall sein würde. Der Transport nach und von dem Bau erfolgt in einem weich ausgefütterten Kästchen, vorteilhaft nimmt man auch zwei Frettchen mit, die sich gegenseitig anreizen. Es ist nicht zu empfehlen, dem Frettchen einen Maulkorb anzulegen oder eine Halsung mit einer Schelle, oder ihm die Zähne abzustumpfen, um es vom Würgen und demnächstigen Einschlafen abzuhalten, denn beide Anhängsel können leicht ein Hängenbleiben an einer Wurzel oder sonstigem Hindernis und somit das Verunglücken im Bau zur Folge haben. Hacke

und Spaten dürfen beim Frettieren in Rücksicht auf solche Vorkommnisse nicht fehlen.

Einige fangen die K. auch mit Hauben, kleinen Garnsäcken, deren Umfang etwas größer als die Röhre ist, und deren Länge etwa 75 cm beträgt. Sie werden ganz ähnlich der Dachshaube, aber loser, um die Röhre befestigt. Durch die Maschen an der offenen Seite wird eine dünne Leine gezogen und durch ein Heftel im Boden befestigt; fährt das K. nun hinein, so löst sich die Haube und wird durch die Leine so zugezogen, daß es gefangen ist. Selbstverständlich muß man mehrere solcher Hauben haben, um verschiedene Röhren gleichzeitig decken zu können. Bei manchem Vorteil haben sie den Nachteil, daß bei starker Bevölkerung u. Pressierung durch das Frettchen die dem gefangenen K. unmittelbar nachfolgenden nicht gefangen werden und entkommen, wenn keine Hasengarne außerdem rundum gestellt sind. Gewiß werden ja viele dabei geschossen, aber sicher noch mehr gefehlt, und wenn man also die Hasengarne doch anwenden muß, so sind die Hauben eigentlich überflüssig oder doch entbehrlich.

Die Vermehrung des Kaninchens ist, wie schon gesagt, eine ungeheure; 58 Junge hat Lenz Einem Kaninchenweibchen in Einem Jahr nachgewiesen; nimmt man also auch nur die Hälfte dieser Vermehrung etatsmäßig an, da das K. von allem Raubzeug eifrig verfolgt wird, so gibt dies dennoch eine so bedenkliche Vermehrung, daß deren Ende nicht abzusehen ist. Es möge daher jeder Jagdbesitzer wohl überlegen, ehe er diese zudringlichen Gäste seinem Revier zuführt. Das Wildbret des Kaninchens ist gering und trocken, daher nur mit anderm Fleisch als Ragout ꝛc. zu verwenden.

Die Spur des Kaninchens ist der eines gleichgroßen Hasen (s. d., S. 280) ganz gleich, die Fährte in der Flucht etwas kürzer.

Kaninchenhaube, ein sackförmiges Garn, welches vor dem Kaninchenbau befestigt wird und die vom Frettchen herausgetriebenen Kaninchen fängt.

Kanzel, ein Hochsitz, von wo das Wild beobachtet, resp. geschossen werden kann. In einem alten Baum mit breiten, starken Ästen läßt sich mit Brettern leicht ein entsprechender Sitz anbringen, zu welchem man vermittelst einer leichten Leiter gelangt, die man nach gemachtem Gebrauch in die Höhe zieht. Wer gewandt genug ist, schlägt von den längsten und stärksten Drahtnägeln so viele in den Stamm, als er, um hinaufzukommen, braucht. Oft werden aber Kanzeln gebraucht, wo passende Bäume fehlen, und dann muß man solche aufrichten. Man gräbt vier Stämme von Mittel- oder schwächerm Bauholz ein, welche, soweit sie in den Boden kommen, behufs längerer Dauer angekohlt oder geteert werden, und baut bei 10—15 m Höhe einen Stand ein, dessen Boden von Rundholz ist, weil solches nicht knarrt und das Regenwasser leichter ablaufen läßt. Die etwa 1,5 m hohe Seitenverkleidung bewirkt man durch Annageln von Latten, welche man mit Reiserwerk durchflechten läßt; zum Aufstieg dient eine Leiter, ein Sitzbrett vermehrt die Bequemlichkeit. Das Wild gewöhnt sich bald an solche Kanzeln, nur muß sie der Jäger eher besteigen, als er dasselbe erwarten darf, und sich still verhalten. Von solchen Hochsitzen aus, welche dem Wild keinen Wind zuführen, beobachtet sich dasselbe nicht nur ganz vortrefflich, sondern es läßt sich auch mancher gute Schuß anbringen. Auf Brunftplätzen sind sie von großem Wert.

Kapital, s. v. w. besonders stark und feist, beim Edel- und Damhirsch, auch von deren Geweih gebraucht; Edelhirsche müssen mindestens Vierzehnender sein, um das Prädikat eines »kapitalen Schauflers« zu verdienen. Beim Rehbock braucht man die Ausdrücke gut, brav, sehr stark; viele sprechen auch von Kapitalböcken.

Kappe, der metallene oder hörnerne Beschlag des untern Kolbenrands, auf welchem das Gewehr steht. Auch die lederne Kopfbedeckung der Jagdfalken, welche noch im Abtragen begriffen sind; Haube, die mit Federn geschmückte Kopfbedeckung der abgetragenen Falken.

Kapplerche, s. Lerchen 2).

Kapuzinerschaft, ein Schaft, an dem die Kolbenkappe und der Abzugsbügel von Horn, also gänzlich unscheinbar wie eine Kutte, sind. Beim Birschgebrauch leuchtet

der Vorteil solcher Glanzlosigkeit wohl ein, und der hörnerne Abzugsbügel erkältet im Winter die Hand nicht so wie ein metallener. Man kann dieselben Zwecke durch dunkles Anlassen des Kolbenblechs und durch Bewickelung des Abzugsbügels mit einem dünnen, weichen Lederstreifen oder mit Tuch erreichen; die nichtmetallenen Abzugsbügel müssen sehr massiv gearbeitet sein, widrigenfalls sie in der Winterkälte leicht platzen.

Karpfenschläger (Fischadler), s. Adler 8).

Kartusche, s. v. w. Patrontasche.

Karunkeln, beim Auerhahn s. v. w. Rosen (s. d.).

Kasper, schwarzer (Wasserralle), s. Ralle.

Kasten. Lebend zu transportierendes Wild muß in entsprechendem K. untergebracht werden. Für Edelhirsche sind solche Transportkasten von 3 cm starken Nadelholzbrettern 2 m lang, 2⅓ m hoch, oben etwa 1 m, unten ⅓ m breit zusammengeschlagen. Die schmalen Seiten müssen in Falzen auf- und niederzuschieben sein zum Aufnehmen, resp. Herauslassen des Wildes, und seitlich wie oberhalb sind reichlich für das sich ängstigende, daher stark dunstende Wild Luftlöcher anzubringen. An den Seiten müssen Ringe oder Handhaben befestigt werden, um vermittelst ihrer den K. auf den Transportwagen heben und dort befestigen zu können. Die Schieber müssen durch Vorlegeschlösser vor unbefugten Händen gesichert werden. Für Damwild und Rehe ist der K. ganz ebenso, aber verhältnismäßig kleiner anzufertigen. Für Sauen muß der K. von eichenem Holz sein, welches dem Schlagen und Nagen der Insassen besser widersteht als Nadelholz, braucht aber nur eine Höhe von 1⅓ m zu haben. Für Hasen genügt eine Breite von ⅔ und eine Höhe von ⅓ m, und der K. wird in so viele Fächer geteilt, wie Exemplare versandt werden sollen; die Fächer werden mit Heu ausgelegt und sollen dem Hasen nur das Sitzen, aber nicht das Umdrehen gestatten. Dauert die Reise länger als 24 Stunden, so müssen Futter- und Wasserbehälter vorhanden und gefüllt sein, andernfalls sie entbehrlich sind. Weiche Streu in jedem K. wird dem Wild stets erwünscht sein.

Kätschschnepfe (Bekassine), s. Schnepfen 2).

Katze (Kater, Wildkatze; Felis), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen. Die Katzen kennzeichnen sich durch kurzen, runden Kopf mit abgerundeter Schnauze. Im Oberkiefer steht nur ein kleiner Höckerzahn hinter dem Reißzahn; im Unterkiefer beendet der Reißzahn die Zahnreihe. Die Zunge ist rauh und scharf; Krallen in einer Scheide beweglich.

Weidmännische Ausdrücke. Die Zähne heißen Fänge, die Nägel Waffen oder Krallen, das Fell Balg; die Katzen traben, schnüren oder schränken wie der Fuchs; die Ruhestätte heißt Lager; fangen sie Wild, so rauben und reißen sie es und thun Sprünge nach ihm; einen Baum erklettern heißt baumen; die Stelle, wo ein Tier gefangen wurde, heißt der Fang oder Riß; sie fressen von dem gerissenen Stück; die Katzen ranzen oder begehren, bringen Junge zur Welt und werden gestreift. Es gehören für Europa zu ihnen die Wildkatze und der Luchs.

Die Wildkatze (Felis catus *L.*, F. silvestris *Briss.*; wilder Kuder). Beschreibung. Länge etwa 80 cm, davon die Rute 30, Höhe 35—42 cm, Gewicht 8—9 kg; mithin annähernd von der Größe des Fuchses. Zum Unterschied vom Luchs ist der letzte untere Backenzahn zweispitzig, bei diesem dreispitzig; Lauscher ohne Pinsel; Rute von halber Körperlänge, nicht zugespitzt. Gesamtfärbung bei den Katern mehr olivenbräunlich, bei den Katzen mehr grau. Lippen, Nase, Augenlider und Zehenballen nackt, bräunlichschwarz; Gesicht rötlichgelb, Kinn hell rostgelb, Kehle reinweiß; die dreiseitig zugespitzten Lauscher sind innen an der Wurzel und auf der Mittellinie der Rückseite fast nackt; Fußsohlen und Bindehäute dicht behaart, mit Ausschluß einer dreilappigen, nackten Schwiele; unter dem Krallenglied der Zehen je ein nackter Ballen; Bauch und Innenseite der Läufe

rostgelb; an den Kopfseiten zwei nach hinten sich nähernde kurze Längsstreifen; auf dem Scheitel vier Reihen schwarzer Flecke, welche hinter den Lauschern in vier sich ausbreitende Binden übergehen; auf den Schultern zwei bogige Binden, zwischen welchen der dunkle Rückenstreifen ansetzt; auf den Seiten 6—7 schräg nach hinten gehende unterbrochene Binden. Außenseite der Läufe quer gefleckt und



Spur der Wildkatze.

gebändert. Rute durchaus gleichmäßig stark und lang behaart, auf der Endhälfte mit 3 schwarzen umfassenden, auf der obern mit 3—4 halben Ringen. Das Gescheide ist um ein Drittel kürzer als das der zahmen K. Seher gräulichgelb, Pupille je nach dem Lichteindruck erweitert oder verengt. Waffen dunkel hornfarbig. Unsre zahme Hauskatze stammt zwar nicht von der Wildkatze ab, ist ihr aber im allgemeinen und oft auch in der Färbung so ähnlich, daß sie vielfach mit ihr verwechselt wird, und es gibt Fälle, wo die Entscheidung sehr schwer ist, besonders wenn es Verbastardierungen gibt, wie behauptet wird. Das einzige einigermaßen haltbare Kennzeichen ist die kürzere, nicht zugespitzte Rute, alle andern Merkmale, selbst anatomische, halten nicht Stich. Infolge ihrer ungemein scharfen Sinne, besonders bezüglich des Vernehmens und Augens, während sie nur mäßig wittert, und der Gabe, am Tag wie in der Nacht sehen zu können, ihrer Kletter- und Sprungfähigkeit sowie schließlich ihrer Leibeskräfte ist die Wildkatze ein der Wildbahn überaus schädliches, ja sogar dem Jäger nicht ungefährliches Raubtier, welches unausgesetzte Verfolgung nötig macht. Vom noch schwachen Wildkalb bis zur Maus, vom Auerhahn bis zum kleinen Sänger herab mordet sie, was ihren Waffen erreichbar ist, vor denen die auf der Erde brütende Henne wie der Brutvogel hoch im Gezweige stets auf der Hut sein müssen. Verwildert eine zahme K., was leider oft genug geschieht, so treibt sie ganz das Wesen der wilden, wird so scheu wie diese, oft auch so stark und schwer, und der Jäger, welcher eine solche erlegte, mag das Bewußtsein genießen, daß er seine Wildbahn von einem ebenso schlimmen Feind befreit hat, als hätte er eine wilde geschossen. Die Stimme der Wildkatze ist derjenigen der zahmen ganz ähnlich, bei sehr alten, starken Katern etwas tiefer.

Verbreitung, Aufenthalt. Mit Europa schneidet ihre Verbreitung ab, die Wildkatzen andrer Weltteile sind mit ihr nicht identisch, auch gibt es bei uns nur diese eine Art. Früher wohl über alle Wälder und Waldgebirge verbreitet, ist sie jetzt dank unablässiger Nachstellung sehr reduziert, kommt noch vereinzelt in den deutschen Waldgebirgen vor, häufig noch in den südöstlichen Waldungen unsers Erdteils. Sie versteckt sich in Bäumen, Felsgeklüft, Erdbauen, alten Stollen, haust auch in Dickungen und Röhrichten, wenngleich sie das Wasser nicht liebt, und macht weite Streifzüge.

Lebensweise, Ranzen. Die Wildkatze führt ein einsames, herumschleichendes Leben; erst wenn im März die Ranzzeit beginnt, findet sich der Kater bei der K. ein, und da es an Nebenbuhlern nicht fehlt, so ertönt in der nächtlichen

Stille des Waldes jenes Konzert, welches wir seitens unsrer Hauskatzen von den Dächern herab genießen; daß der dunkle Wald jene Liebesklagen oder von Ohrfeigen begleiteten Wutausbrüche der Duellanten entsprechend verunheimlicht, wird sich jeder ausmalen können. Die Wildkatze benimmt sich dabei ganz wie die zahme; bald reizt sie den Liebhaber, bald weist sie ihn mit den Krallen spröde ab, sicher aber bedenkt sie ihn beim Schluß des Liebesakts mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen, weshalb auch der Kater in richtiger Würdigung dieses ihm bevorstehenden Schlußeffekts sich sehr eilig zu empfehlen trachtet. Nach neun Wochen bringt die K. 4—6 etwa 10 Tage lang blinde Junge in irgend welchem Schlupfwinkel, wacht mit wahrhaft furchtbarem Grimm über ihnen und schleppt sie sogleich fort, wenn sie irgend welche Gefahr wittert. Um diese kümmert sich der Kater nicht im geringsten, der entweder schon wieder anderwärts gebuhlt, oder sein einsiedlerisches Leben aufgenommen hat, und sind die Kätzchen so weit, daß sie klettern und Mäuse fangen können, dann entfremden auch sie sich schon von der Mutter und zerstreuen sich auf eigne Rechnung und Gefahr. Die Wildkatze raubt zwar lieber des Nachts und verschläft den Tag, daß sie aber auch an diesem rauben kann, sehen wir an der zahmen; nicht durch Verfolgung gelangt sie zum Zweck, sondern schleichend und lauernd und erfaßt mit einem oder zwei mächtigen Sätzen ihre Beute, läßt aber von der Verfolgung ab, wenn das ausersehene Opfer entkam. Mit großer Ausdauer kauert sie auf einem Stein oder niedrigen Baumast, auf dem Hasenwechsel, an der Tränke und ähnlichen Gelegenheiten im Hinterhalt oder schleicht um den Dornbusch scharf äugend, vernehmend und beim leisesten Geräusch bewegungslos stillstehend, bis ihr dessen etwaige Wiederholung die Sachlage erläutert; manche Schnepfe, Birk- oder Auerhenne, mancher Lampe &c. verfällt dabei ihren Krallen und Fängen. Daß echte Wildkatzen sich an bewohnte Niederlassungen heranwagen, scheint bei der großen Scheu und Wildheit nicht recht glaublich; es werden wohl verwilderte Hauskatzen die Objekte solcher Beobachtungen gewesen sein.

Jagd und Fang. Vermutet der Jäger Wildkatzen in seinem Revier, so versäume er keine Reue, um sie auszumachen; die Spur ist an den nicht ausgedrückten Krallen gar nicht zu verkennen: etwas stärker, fast ganz derjenigen der zahmen K. gleich, im Schleichen schränkend, im Trab schnürend. Nur hart gedrängt baumt sie, wenn irgend möglich, flüchtet sie in eine Dickung, läßt sich nur schwer stellen und sucht den Hund mit schnellen, sichern Krallenhieben momentan zu blenden, um sofort die Flucht fortzusetzen. Mußte sie baumen, so sucht sie von Wipfel zu Wipfel zu entkommen oder drückt sich platt auf dem starken Eichenast nieder, wo sie dann schwer zu finden ist. Steckt sie im Bau, so haben die ihr nachkriechenden Hunde einen schweren Stand; mit furchtbarer Wut schlägt sie nach ihnen, springt aber bald, weshalb der Jäger, sobald er die Hunde laut hört, sofort schußfertig sein muß, am besten aber die Röhren mit Deckgarnen belegt, um sie zu fangen, da das mit wilden Sätzen davonstürmende Raubtier sehr leicht vorbeigeschossen wird. Eine angeschossene Wildkatze wird den ihr zu nahe kommenden Hunden nicht nur äußerst verderblich, wenn es nicht gerade sehr starke Packer sind, sondern es gibt auch viele Beispiele, wo sie den Jäger angenommen und fürchterlich zugerichtet hat; ein einzelner Hund wird kaum mit ihr fertig, höchstens etwa ein starker, scharfer Windhund, der ihr beim Packen gleich die Luft benimmt. Ein schwächerer Hund thut besser, sie nur so scharf als möglich zu drängen, aber gar nicht anzufassen. Kennt man ungefähr ihren Wechsel, so legt man auf ihm ein oder mehrere mit Hasengescheide, gebratener Leber oder einem frischen Vogel beköderte Tellereisen, in welchen sie sich gut fängt, besonders wenn man die Umgebung des Eisens so mit Dornen besteckt, daß sie auf dasselbe treten muß; auch in die Mordfalle geht sie, alle Fangapparate aber müssen immer thunlichst frische Köder haben, da die Wildkatze Luder schwerlich

annimmt. Eine lebendig gefangene K. schlägt man wie den Fuchs mit Nasenhieben tot, thut aber wohl, erst die wirklich erkaltende als verendet zu betrachten und zu behandeln; denn sie hat ein ungemein zähes Leben und kann noch, solange ein Atemzug in ihr vorhanden ist, gefährlich werden. Wenngleich der Balg keinen großen Wert hat, um so größern die Erlegung einer Wild- oder verwilderten K. für den Jäger, der durch erstere sein Wild von einer furchtbaren Geißel befreit hat. Der Balg wird, wie beim Fuchs beschrieben, behandelt.

Katze (Mütterin) heißt das Weibchen des Murmeltiers.

Kauz, eine glattköpfige Eule im Gegensatz zur Ohreule. Gewöhnlich s. v. w. Waldkauz (s. Eulen 10).

Käuzchen (Steinkäuzchen) } s. Eulen.
Kauzeule (Schleiereule) }

Kauz, gelber (Sumpfohreule), s. Eulen 6).

Keckern, das wütende Bellen des Fuchses.

Kegel im Büchsenschloß, eine Vorrichtung, welche das Eingreifen der Stange in die Nuß verhindert. — K. macht der Hase, wenn er sich auf den Hinterläufen sitzend aufrichtet, um sichernd sich weiter umsehen zu können.

Kehlbraten, die beiden neben Schlund und Drossel liegenden Wildbretstreifen, gleichbedeutend mit Halsbraten.

Kehle, bei Säugetieren und Vögeln der Teil vom Kinn bis etwa an die Mitte des Halses.

Keif, s. v. w. Gebell. — Auf den K. hetzen (auf den Boll hetzen) bedeutet die Saurüden hetzen, wenn der Finder laut stellt, also meist in die Dickung. Da die Rüden dadurch sehr gefährdet sind, so können nur besondere Umstände dies rechtfertigen, z. B. die Überzeugung, daß es sich nur um geringe Schweine handelt.

Keilhahn, schwarzer, s. v. w. Sichler.

Keiler, das männliche ausgewachsene Wildschwein bis zum vierten Lebensjahr.

Keilhaken, s. Brachvogel 1).

Kennzeichen (richtiger Zeichen) des Wildes ergibt die Fährte oder Spur (s. d.) der einzelnen Wildarten, zumal des Edelwilds, dessen K. die bedeutungsvollsten sind.

Kern, das getrocknete Fleisch von nicht jagdbaren Tieren, besonders von Pferden und Rindvieh, welches zur Hundefütterung verwendet wird.

Kernell (Knäkente), s. Ente 3).

Kernhütte, ein Raum, wo Fleisch zum Hundefutter getrocknet wird.

Kernschuß, ein Schuß, bei welchem die Kugel in gerader Linie das Ziel trifft, also im Gegensatz zum Bogenschuß; nicht jede Büchse hat bei gleicher Entfernung K., dieselbe muß aber ausprobiert werden, weil er bei der Birsch auf Wild von Wichtigkeit ist; in der Regel haben die Jagdkugelgewehre auf 60—80 Schritt K.

Kessel (Kammer), der eigentliche Lagerplatz der einen Bau bewohnenden Tiere; die Vertiefung, welche sich eine Rotte Sauen gemeinschaftlich gebrochen und in den sie sich eingeschoben hat; auch der Trieb bei einer Hasenjagd, welchen Schützen und Treiber kreisförmig umstellen und nach dem Mittelpunkt hin abjagen.

Kesseljagen, ein Jagen, bei welchem ein Kessel abgejagt wird, was man früher auch bei eingestellten Jagen zu thun pflegte. Gleichbedeutend ist Kesseltreiben, wobei man aber stets nur ein Hasentreiben meint.

Kesseln, von Wildschweinen: sich einen Kessel (s. d.) brechen; auch von Raubvögeln, wenn sie über dem Uhu bei der Krähenhütte rüttelnd stehen oder in ganz engem Kreis schwärmen.

Kesseltreiben, s. Kesseljagen.

Kesselwind, s. Wind.

Kette, die Vereinigung von Flugwild, welches nicht zu einer Familie (Volk) gehört. Sind z. B. mehrere Völker Hühner stark beschossen, und haben sie sich infolgedessen zu Einer Gesellschaft zusammengethan, so ist eine K. entstanden.

Keule, der obere Teil des Hinterlaufs bei allem Wild, welcher die sogen. Schinken liefert und zu den schmackhaftesten Wildbretteilen gehört; manche sagen dafür Schlegel.

Keulenschuß, ein Schuß auf die Keule, gehört zu den schlechtesten Schüssen (s. Edelwild, S. 91).

Keuler, korrumpierter Ausdruck für Keiler, welches Wort von keilen, s. v. w.

heftig schlagen, hergeleitet ist; mit einer Keule hat das wehrhafte Wildschwein nichts zu schaffen.

Kickern, das zornige Gekläff des Iltisses.

Kiebitz (Vanellus *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Regenpfeifer. Schnabel kürzer als der Kopf, dünn, wird an der Spitze plötzlich dicker, Nasenlöcher laufen schmal neben dem Schnabelrand; die abgerundeten Flügel überragen den Schwanz; am Handgelenk eine Warze, die bei fremden Gattungsverwandten zu einem Dorn verlängert ist; Schwanz kurz und gerade. Läufe vorn mit ganzen Quertafeln besetzt, auf der Rückseite und unter dem Fersengelenk genetzt. Am Hinterkopf ein langer, aufwärts gebogener Federbusch. Eine Art: der K. (**Vanellus cristatus** *Mayer* et *Wolf*, Tringa vanellus *L.*, Vanellus vulgaris *Bechst.*, Charadrius vanellus *Wagl.*, Tringa bononiensis *Gmel.*, Charadrius gavia *Licht.*; gehäubter K., Kiewitt, Kühbütz).

Beschreibung. Länge 31 cm, Schwanz 12, Schnabel 2,5, Tarsus 5, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Der ganze Vorder- und Oberkopf mit dem Federbusch schwarz mit grünem Metallglanz, Genick weiß und braun gemischt, Nacken grünlichgrau; Oberrücken, Schultern und etwa zwei Drittel der Flügel und die vier hintersten Schwingen metallgrün mit purpurnem Glanz; Unterrücken und Bürzel grünlichbraun mit grünem Glanz; obere Schwanzdecken lebhaft rostrot; obere Hälfte des Schwanzes reinweiß, die untere tiefschwarz mit hellem Spitzensaum. Randfeder ganz weiß mit schwarzem Fleck auf der Innenfahne an der Spitze. Die großen Flügeldecken schwarz; die drei vordersten Handschwingen schwarz mit weißer Spitze, die vier hintersten Schwingen wie der Oberrücken. Augenkreis, Kopf und Halsseiten weiß; ein das Auge umfassender Streifen nach dem Ohr hin schwarz. Vom Kinn bis auf den Kropf samtschwarz; die Unterseite reinweiß; untere Schwanzdecken rostfarbig. Schnabel schwarz; Ständer fleischfarbig; Iris braun. Das Weibchen kleiner, mit matter Färbung ohne Metallglanz und kleinerm Federbusch. Die Jungen sehen im allgemeinen den Alten sehr ähnlich, sind aber stumpfer in der Färbung, haben erst einen Ansatz zum Federbusch, die Federn der Oberseite haben rostgelbe Spitzen; Kopfseiten rostgelb, bis an den Kropf weiß; der schwarze Kropf mit rostgelben Spitzen.

Aufenthalt, Lebensweise. Die Nordgrenze seiner Verbreitung ist der 62.°, im südlichen Italien, auch Afrika, nimmt er sein Winterquartier. Er bewohnt nur buschlose, mit kurzem Gras bewachsene Brücher, die ihm freie Umschau gewähren. Im April legt er in eine einfache Nestvertiefung, im Bruch auf einer Bülte, seine vier Eier, die gescheckt, auf olivengrünem oder gelblichem, auch bräunlichem Grund graue Schalenflecke, darauf rötlichbraune und zuletzt braunschwarze Flecke und Punkte haben und durchschnittlich 46:32 mm groß sind. Kiebitzeier sind als Delikatesse hochgeschätzt. Seine Nahrung sind allerlei Gewürm und Insekten. Der K. ist einer unsrer volkstümlichsten Vögel, dessen auffallende Verminderung um so mehr zu beklagen ist, als er sich durch Fressen von allerlei Gewürm sehr nützlich und durch nichts schädlich macht. Nicht allein verdrängen ihn die fortschreitenden Entwässerungen immer mehr, sondern auch die Wegnahme seiner Eier, welche früher mehr vereinzelt, jetzt immer systematischer betrieben wird, schädigt ihn ungemein, ohne dem Allgemeinwohl irgend erheblichen Nutzen zu stiften. Überaus wachsam und mutig, schützt er die andern Sumpfvögel vor manchem Feind aus der gefiederten Räuberwelt, denn sowie sich ein solcher blicken läßt, wird er ohne weiteres von einer ganzen Schar von Kiebitzen herzhaft angegriffen und über die Grenze gebracht. Auch versteht er unter den Menschen Freund und Feind wohl zu unterscheiden, ist dem Harmlosen gegenüber vertraut, erhebt aber sofort sein helles »Kiewitt!«, wenn sich der Jäger blicken läßt, dessen Feuerrohr den Frieden des Bruches zu stören sich unterfing; auf Hunde stößt er mit solcher Heftigkeit und Ausdauer, daß sie oft am Suchen verhindert werden. Niemals fliegt er von seinem Nest ab, welches sehr versteckt liegt, sondern läuft stets

eine ziemliche Strecke schnell und gebückt von ihm weg, fällt auch niemals in dessen Nähe ein, wenn er sich unliebsam beobachtet glaubt. Selbstverständlich ist er für unser Gebiet Zugvogel, der im September von uns geht und im März schon wieder eintrifft, oft sehr verfrüht, wenn der Nachwinter mit Frost und Schneeschauern die Brücher nochmals erstarrt und die armen Ankömmlinge in schwere Not versetzt, der sie, traurig und mit gesträubtem Gefieder auf den Bülten umherhockend, Ausdruck geben.

Die Jagd auf den K. hat ihre Eigentümlichkeiten; wer den Vogel so nahe heranfliegen sieht, hebt die Flinte in der Meinung, er könne gar nicht fehlen, feuert zuversichtlich drauf los und wundert sich sehr, daß der Vogel keineswegs fällt, sondern mit knarrendem Geräusch der Flügel munter davonfliegt; er lernt gar bald die Richtigkeit des alten Jägerworts kennen, daß es zwar sehr leicht ist, auf den K. zu schießen, aber sehr schwer, ihn zu treffen, wegen der unvermuteten und ungemein schnellen Wendungen, die er im Flug ausführt. Aber selbst wenn es glückte, einen oder den andern K. zu schießen, so alarmiert der Schuß das ganze Bruch derart, daß der Schütze kaum mehr zu Schuß kommt, indem die Kiebitze höher fliegen und nicht mehr nahe genug herankommen. Mit den Eiern wird besonders von Holland her viel Handel getrieben, und für den Gourmand gehört es zur Saison, Kiebitzeier zu schmausen, deren Wohlgeschmack lediglich in der Einbildung beruht, und die ihnen von vielen imputierte gewisse Kraft, deren manche Esser freilich wohl bedürftig sein mögen, wird zumeist auch vergeblich erhofft worden sein. In Preußen dürfen Kiebitz- und Möweneier nach dem 30. April nicht mehr weggenommen werden; dieser Termin ist schon sehr weit hinausgeschoben, und schließlich mag gar oft der »Zar weit« sein.

Kiebitzregenpfeifer, s. Regenpfeifer 9).

Kiebitz, schwarzbrüstiger (nordischer Kiebitzregenpfeifer), s. Regenpfeifer 9).

Kieder (Waldkauz), s. Eulen 10).

Kiewitt, s. v. w. Kiebitz.

Kimme (Kerbe), der dreieckige Einstrich in den Visieren der Gewehre, durch welchen visiert wird.

Kircheneule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Kirchfalke (Turmfalke), s. Falken 8).

Kirchgang, das bedächtige und vertraute Zuholzeziehen des Hirsches bei der Morgendämmerung; des Abends tritt alles Edelwild infolge regen Appetits hastig trollend auf die Äsung.

Kirren, mit irgend welchem Futter eine Wildart anlocken, resp. auf einen Platz gewöhnen. — Kirrung, das Futter, womit man ankirrt.

Kirrungssteig, s. v. w. Körnungssteig.

Kirschpirol (Kirschvogel), s. Pirol.

Kitte (Schoof), die von Einer Brut herrührende Enten- oder Gänsefamilie.

Kitz, ein Reh- oder Gemskälbchen.

Klaas (Dohle), s. Rabenartige Vögel 5).

Kläffer, ein vorlauter, wenig oder gar nicht zu Jagdzwecken brauchbarer Hund.

Klagemutter (Steinkäuzchen), s. Eulen 4).

Klagen, die Angst- oder Schmerzenstöne von angeschossenem oder durch Hunde gefangenem Wild, besonders von Rehen, Hasen u. a.

Klageule (Schleiereule), s. Eulen 12)

Klapper, Instrument, mit dessen Geräusch Wild bei Treibjagden den Schützen zugetrieben wird; s. Hasenklappern.

Klapperjagd (Klopfjagd), eine Jagd, auf der das Wild durch Klappern vorwärts getrieben wird.

Klappfalle, hölzerne Falle (s. d.) zum Fang von Raubzeug.

Klashanik (Eisente), s. Ente 16).

Klatschen sagt man vom balzenden Auerhahn, wenn er, mit den Flügeln schlagend, die Hennen umläuft, auch vom Uhu und der Waldohreule, wenn sie die Flügel zusammenschlagen zum Zeichen, daß sie bald abstreichen wollen, und schließlich vom Damwild, wenn es bei einem Fehlschuß heftig und weitschallend mit der Blume schlägt.

Klauen, die Nägel der vierfüßigen Raubtiere.

Klauenfett, durch mehrtägiges Kochen der Schalengelenke von Wiederkäuern mit weichem Wasser auf der Oberfläche

desselben sich abscheidendes Fett, welches höchst durchdringend ist, nie ranzig wird und keine Rost erzeugenden Säuren hervorbringt, weshalb es zum Schmieren von feinen Eisenteilen, als Gewehrschlössern, benutzt wird.

Klausrabe, s. Alpenkrähe 1).

Klebgarn (Tagnetz), jedes aufgehängte leichte Netz, in welches sich Vögel durch Hineinfliegen verwickeln und fangen sollen.

Kletterfüße, s. Fuß.

Klopfjagd, s. Klapperjagd.

Klostergans (Ringelgans), s. Gans 5).

Klubalk (Tordalk), s. Alk 2).

Klubb (Kluppe), s. Drosseln (S. 80).

Klubirk (Austernfischer), s. Regenpfeifer 7).

Kludderhahn, s. v. w. Kampfläufer.

Knappen (Schnalzen), der erste Satz des Balzschlags vom Auerhahn. Auch nennt man das den Eulen eigentümliche Zusammenschlagen der Schnabelkiefer so.

Knappeule
Knarreule } (Waldkauz), s. Eulen 10).

Knebel, ein 15—20 cm langes und 3 cm starkes Holz, mit welchem die Jagdtücher auf den Wechseln aneinander befestigt werden, auch ein 24—30 cm langer und 2 cm starker Stab, mit welchem man die verbissenen Hatzhunde abbricht; endlich auch das einige 40 cm lange Holz, welches man lebendig gefangenen Wölfen oder Sauen hinter den Fängen, resp. Gewehren einschiebt, die Kiefer darum festschnürt und sie so transportiert.

Knebeln (verschränken), einem Stück Wild behufs leichtern Transports über den Knieen der Vorderläufe die Haut etwa 15 cm aufwärts so aufschärfen, daß die Sehne etwa 8 cm lang frei liegt. Nun steckt man den linken Hinterlauf durch den Einschnitt am rechten Vorderlauf und umgekehrt durch, hierauf den Kopf des Wildes und sticht nun zwischen Knie und Einschnitt eines jeden Hinterlaufs ein Stäbchen durch, damit der Kopf nicht zurückweichen kann. Es lassen sich auf diese Weise Reh, Gemse 2c. bequem im Rucksack oder auf einem Stab tragen.

Knopf, s. v. w. Schultergelenk.

Knopfspießer, die ersten Spieße des jungen Damhirsches, also dieser im ersten Gehörn. Hat er im Anfang des dritten Kalenderjahrs seines Lebens zum zweitenmal aufgesetzt, so heißt er Schmalspießer.

Knotenleine, s. v. w. Dressierleine.

Knüppelfalle, s. v. w. Prügelfalle.

Kochwildbret, alles geringere Wildbret am vierfüßigen Wild im Gegensatz zum Bratenwildbret, welches aus dem Ziemer, den Keulen und meist auch den Schulterblättern besteht.

Kohleule (Sumpfohreule), s. Eulen 6).

Kohlrabe (Rabe), s. Rabenartige Vögel 1).

Kohltaube, s. Tauben 1).

Kolben, 1) der unterste dicke Teil der Gewehrschäftung, welchen man beim Zielen an den Kopf legt; auch ein bleierner, genau in den Lauf einer Büchse passender Stab, mit welchem ersterer gründlich gereinigt wird. — 2) Die formlosen Anfänge der Geweihe und Gehörne, welche, mit Bast bezogen, dem Rosenstock entwachsen und nach und nach sich zum Geweih oder Gehörn ausbilden; s. Edelwild (Geweihbildung). Früher schrieb man dem Genuß dieser K. den Ersatz schwindender männlicher Kraft zu und verspeiste sie als eine Art Salat; so nötig auch heutzutage vielen dieser Genuß wäre, glaubt doch niemand mehr an den Erfolg.

Kolben (als Zeitwort) benutzt man, wenn den Hirschen die K. hervorwachsen, und sagt dann: die Hirsche k. jetzt.

Kolbenblech, der eiserne Beschlag der untern Kolbenkante, auf welcher das Gewehr steht.

Kolbezeit, die Zeit, wenn den Hirschen 2c. die Kolben herauswachsen.

Kolkrabe (Rabe), s. Rabenartige Vögel 1).

Kollerhuhn, s. v. w. Kampfläufer.

König, gelber (Sumpfohreule), s. Eulen 6).

Königsadler (Kaiseradler), s. Adler 1).

Königsweih (roter Milan), s. Milane 1).

Kontrafaden beim Schwanenhals, s. Falle (S. 160).

Kontrajagen bezweckt das Abdrängen des Wildes von seinem gewohnten Wechsel durch aufgestellte Tücher. Steht z. B. ein starker Hirsch in einem Distrikt, so stellt man diejenige Seite mit Tüchern zu, auf der er nicht herauszuwechseln pflegt, am

Morgen aber, wenn er in den Distrikt eingewechselt ist, auch diese Seite, so daß er nun eingeschlossen ist. Nun stellen sich die Schützen auf der offenen Seite auf, gegen welche er getrieben und geschossen wird; s. Edelwild (Jagd, S. 97).

Kontralauf, s. Lauf 2).

Kopf der Meute, die ersten der jagenden Hunde, während die letzten »der Schwanz« heißen. — Auf den K. hetzen bedeutet die Hetzhunde dem Schwein entgegenhetzen, was nur dann statthaft ist, wenn es einer Rotte schwacher Sauen oder einer Bache mit Frischlingen gilt, weil diese vor den Hetzhunden erschrocken auseinander fahren, sich trennen und so von denselben leichter gefangen werden können. — »K.« ist ferner Bezeichnung für die Stärke des Edelhirsches. Bei der deutschen Jagd ist ein Hirsch vom z. B. zweiten K. jagdbar, ein Vierzehnender. Bei der französischen Jagd dagegen heißt ein Achter: Hirsch vom vierten K., weil er das vierte Geweih trägt; vgl. Edelwild (S. 82).

Kopfhund, der Anführer einer jagenden Meute; in der Regel findet er am besten und hält am sichersten die Fährte, daher sich die andern Hunde ihm unterzuordnen haben.

Kopftier (Leittier), ein in der Regel altes Tier, welches besonders über die Sicherheit des Trupps wacht; deshalb ist derselbe auch meist vertraut, solange das K. nicht unruhig wird; sowie es aber anfängt zu sichern, hören die andern Stücke des Trupps sogleich zu äsen auf und sichern mit; wendet es sich zur Flucht, so folgt der ganze Trupp ihm nach, zuletzt die starken Hirsche. Es ist daher von Wichtigkeit, das K. nicht zu schießen. Stehen nur Hirsche im Trupp, so führt meist einer von mittlerer Stärke den Kopf; die stärksten trollen stets zuletzt hinterdrein; einen solchen könnte man dann Kopfhirsch nennen.

Koppel (Kuppel), der Leibriemen oder das Bandelier, an welchem der Hirschfänger getragen wird. — Eine Koppel Hunde sind zwei an den Halsungen zusammengeschnallte Jagdhunde, wie sie meist in der Meute ausgeführt werden; drei gekoppelte Windhunde nennt man einen Strick.

Koppelbändig nennt man die Jagdhunde, welche gewöhnt sind, gekoppelt zu gehen.

Koppeljagd beruht auf der Berechtigung mehrerer Jäger, gewisse Reviere gemeinschaftlich zu bejagen; es leuchtet ein, daß solche Jagden förmlich ausgeraubt werden, da keiner der Berechtigten zu kurz kommen will. Jetzt existieren Koppeljagden nur noch sehr selten.

Korallen, Halsbänder von runden, mit spitzen Drähten versehenen Holzkugeln oder von Drahtgliedern, deren Enden nach dem Hals des Hundes umgebogen sind. Der zu dressierende Hund bekommt ein solches Korallenband um den Hals, wird an die Leine genommen und durch Rucken an den K. mehr oder weniger hart gestraft, je nachdem die Drähte spitzer oder stumpfer sind. Bei sehr weichen, folgsamen Hunden genügt schon die Knotenleine, um sie achtsam zu machen und zu erhalten.

Kormoran, s. Scharbe 1).

Korn, die vor der Mündung des Gewehrlaufs und auf dessen Mitte angebrachte Zielvorrichtung: bei Schrotgewehren von Gestalt eines runden Köpfchens, bei Kugelbüchsen eine kleine Schiene, welche mit der Seele des Rohrs parallel läuft; als Zielvorrichtung dient daher nur ihre hintere Kante, und sie ist deshalb länglich, damit man weiß, daß man das Gewehr verdreht hat, wenn man von ihr mehr als die hintere Kante beim Zielen erblickt. Feines K. nehmen, beim Zielen das Gewehr so richten, daß das K. in der Kimme des Visiers nur mit der Spitze sichtbar ist; beim Scheibenschießen ist es wohl angebracht, beim Schießen auf Wild aber nicht ratsam, weil es zu lange aufhält und bei schwachem Licht zu undeutlich ist, daher eine Birschbüchse immer auf volles K. eingeschossen sein soll. Feine Visierung taugt überhaupt beim Wildschießen nicht viel. Volles K. nimmt man bei etwas weiter Schußentfernung und so, daß man das K. etwas über den Rand des Visiers ragen sieht, während es bei gestrichenem K. mit demselben abschneidet und bei feinem K. denselben nicht ganz erreicht.

Körnungssteig (Kirrungssteig), die von einem Wechsel in langem, dünnem

Streifen ausgestreute Körnung, um Wild, namentlich Sauen, an eine gewisse Futterstelle zu leiten. Hoch- und Rehwild kirrt man auch durch einzelne Hafergarben- oder Heubüschel, welche man an Bäumen oder auf Gabeln befestigt.

Kornvogel (Kornweih), s. Weihe 3).

Korporal, das männliche Feldhuhn.

Kotgeier, s. Geier 3).

Koupieren, s. Feldhuhn (Jagd, S. 173).

Kräckel, Schwanz des Schwarzwilds.

Kräge, s. Rabenartige Vögel 2).

Krähen, s. Rabenartige Vögel 2), 3) u. 4).

Krähendohle, s. Alpenkrähe 2).

Krähenhütte, s. Uhu.

Krallen, die Nägel der katzenartigen Raubtiere und Raubvögel.

Krametser, s. Drosseln 4).

Kramtsvogel (Wacholderdrossel), s. Drosseln 4). Kramtsvögel werden schlechtweg alle in Schlingen oder auf dem Herd gefangenen Drosseln genannt; eigentlich heißen nur die Wacholderdrosseln Kramtsvögel.

Kraniche (Gruidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Gattung: Grus. Auf dem hohen, schmalen Schnabel neben den Schneiden eine Längsfurche; die häutigen Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels ohne Scheidewand; die sehr langen, starken Füße über das Fersengelenk hinauf nackt; die Vorderseite der Läufe getäfelt, die Seiten genetzt; zwischen der mittlern und äußern Zehe eine Bindehaut; die Hinterzehe berührt den Boden nicht. Bei allen zur hohen Jagd gehörigen Vögeln behält man die Bezeichnung Füße bei; sonstige weidmännische Ausdrücke nicht vorhanden. Die K. waren schon den Alten interessante Vögel und das Sinnbild der Wachsamkeit, denn sie bildeten ihn mit einem Stein im aufgehobenen Fuß ab, dessen etwaiges Herausfallen den wachehaltenden Vogel vor dem Einschlafen bewahren sollte. Leider sind sie bei uns im Abnehmen begriffen, und nur noch größere Brücher mit Blößen, welche der scheue Vogel durchaus verlangt, beherbergen ihn noch spärlich. Seine Schädlichkeit ist nicht von Belang und wird durch Verzehren vielen Gewürms und zahlreicher Mäuse aufgewogen, dagegen ist er eine sehr anziehende, die öden Brücher belebende Erscheinung, wo sein munteres Thun und Treiben, sein hundeartiges Spielen, bei dem er Holzstücke, Grasbüschel 2c. mit dem Schnabel in die Höhe wirft, um sie wieder aufzufangen, den Beobachter sehr fesseln.

1) **Gemeiner Kranich** (Grus cinerea *Bechst.*, Ardea grus *L.*; Krone, Kronenkranich, Kreon, Scherian 2c.). Beschreibung. Länge des Hahns 1,30—1,40 m, Schwanz 21,2 cm, Schnabel 11,5, Tarsus 27, Mittelzehe ohne Nagel 8,9 cm. Schnabel länger als der Kopf, dunkelgrünlich, an der Wurzel rötlich, Spitze braun; Vorderhals glänzend schwarz; Scheitel beim alten Vogel nackt, hochrot, beim jungen mit grauen Federn bedeckt; vom Hinterhaupt ein schwarzer Streifen über die Mitte des Hinterhalses; Schläfe, Wangen und Hinterhals hell grauweiß; Kinn, Kehle, Vorderhals und Halsseiten etwa bis zu der Mitte des Halses grauschwarz; die Schulterfedern und die größern Flügeldecken mit schwarzen Schäften, auf letztern hinterwärts dunkle Tropfenflecke. Die hintersten großen Deckfedern sind sichelförmig verlängert, mit schwarzen Innenfahnen; dieselbe Gestalt haben die drei letzten Schwingen mit schwarzen Schäften und Spitzen, die nach der Wurzel hin gekräuselt sind und mit den schlaffen Kielen den bekannten dunkeln Busch bilden; die übrigen Schwingen grauschwarz, Schwanz schiefergrau; Firste schwarz, Iris rotbraun. Weibchen kleiner; der nackte Fleck auf dem Scheitel kleiner und dichter mit dunkeln Haarborsten bedeckt, nur rot durchschimmernd, sonst dem Männchen gleich. Jugendkleid dem des Weibchen, ähnlich, Scheitel grau befiedert, Federbusch wenig ausgebildet; Hals einfarbig grau, oft zum Teil mitsamt dem Kopf ockergelb; Bauch zuweilen bräunlich. Nestkleid graurötlich, Schnabel fleischfarbig, Füße rötlichgrau, Iris grau. Den ihm so eigentümlichen trompetenartigen, durchdringenden, wie »Kro-kru!« klingenden Ton stößt er infolge der besondern Bauart seiner Luftröhre aus, die der ganzen Länge nach auf der rechten Seite über den Brustknochen weggeht, bis etwa zur Hälfte wieder emporsteigt, mit einer Krüm-

nung wieder zurück, einen halben Bogen bildend nochmals steigt, sich dann links nach der Brusthöhle zieht und endlich in die zwei bekannten Äste teilt. Hals und Füße streckt er fliegend geradeaus, zieht auf der Wanderung sehr hoch in einem nach hinten erweiterten Winkel, den gewöhnlich ein alter Hahn mit öfterer Ablösung führt. Schwerfällig hebt er sich zum Flug von der Erde, sein Gang ist langsam und bedächtig; in der Eile lüftet er springend die Flügel. Der Kranich ist ein prächtiger, Interesse erweckender Vogel, mit feinen Sinnen ausgestattet, wachsam, klug und in seiner Lebhaftigkeit possierlich. Obgleich sehr scheu, weiß er doch die ihm zu teil werdende Schonung zu würdigen.

Verbreitung, Lebensweise. Der gemeine Kranich ist in der ganzen Alten Welt zu finden, Brutvogel aber nur vom nördlichen Deutschland östlich bis zum südöstlichen Europa hinab. Er ist Zugvogel und überwintert in Afrika, aber auch im südöstlichen Europa und Asien. Er liebt große menschenleere Bruchgegenden mit etwas Strauch- und Buschwerk, wo er ungestört seinem Brutgeschäft obliegen kann. Sein Gelege besteht aus zwei, sehr selten drei, zwischen 86:56 und 90:65 mm großen Eiern, die auf bräunlichgrüner Grundfarbe ebensolche dunklere große und kleine verschwommene Flecke, deutliche Poren und auf der rauhen Schale wenig Glanz zeigen. Sie werden von Hahn und Henne in etwa vier Wochen ausgebrütet. Das Nest ist groß, flach und mit einer Unterlage von Blättern, Schilf rc. ausgestattet, es steht immer unter Gebüsch oder sonstigem Schutz. Der Hahn hält treu bei der brütenden Henne Wacht, paart sich auch nur mit einer. Die Eier sind den Nachstellungen des Raubzeugs sehr ausgesetzt, vornehmlich auch von seiten der Nebelkrähe, die in Gemeinschaft eine unbewachte brütende Henne überfallen und sie durch wohlgeplante Nergeleien von ihren Eiern vertreiben. Die Jungen bekommen vom eisenhaltigen Moorboden oft eine fuchsrote Farbe, haben sehr kurze Schnäbel, wachsen schnell und müssen, sobald sie flügge sind, für sich selbst sorgen. Seine Nahrung holt er sich sowohl aus dem Pflanzenreich als auch aus den Insekten, Amphibien und verschlingt mit Vorliebe Mäuse. Er kann Erbsenfeldern gefährlich werden, auch grünen Saaten und ausgestreutem Samen, vertilgt aber dabei eine Menge schädlichen Gewürms, so daß seine Schonung dennoch sehr anempfohlen werden kann.

Die Jagd auf den seltenen und scheuen Vogel ist von geringer Bedeutung. Bei seiner großen Wachsamkeit, sowohl einzeln als in Gesellschaften, gelingt es nur gelegentlich, sich im Morgennebel heranzubirschen, besonders wenn die Vögel in irgend ein buschiges Terrain eingefallen sind. Ein Schuß bringt so große Verwirrung unter ihnen hervor, daß ein zweiter oft noch anzubringen ist, ehe sie sich heben. In Asien beizt man sie mit Falken. D. a. d. Winckell empfiehlt Fanggruben mit Schlingen und in die Erde eingesteckte Papierdüten, mit Erbsen und Teer gefüllt, die sich die K. aufstülpen. Das Wildbret ist ungenießbar; die alten Römer sollen es zwar gebacken und mit vielem Salz gegessen haben, doch dürfte der Geschmack jener Schlemmer für uns nicht maßgebend sein; höchstens läßt sich aus seinem Wildbret eine Art Kraftsuppe herstellen. Die Federn werden zu Putzzwecken verarbeitet.

2) **Jungfernkranich** (Anthropoides virgo *Vieill.*; numidischer Kranich). Länge 80 cm, Schwanz 16, Schnabel 6,5, Lauf 17,8, Mittelzehe mit Kralle 7,2 cm. Außer diesem sehr viel kleinern Maß unterscheidet er sich von dem vorigen, mit dem er verwandt ist, durch befiederten Scheitel; Oberkopf hell aschgrau; Stirn, Kopfseiten und Vorderhals schwarz, ebenso die Handschwingen; Schnabel ockergelb, an der Wurzel dunkel. Heimat das südöstliche Europa; im innern Mitteleuropa ist er ein äußerst seltener Gast.

Krank nennt man ein angeschossenes Wild; ist es ohne äußerliche Verletzung ungesund, so sagt man: es kümmert; ein durch Anschuß herabgekommenes Wild wird auch Kümmerer genannt.

Kranz, die Spur, bei welcher nur die Umrisse der Schalen erkennbar sind, was auf sehr hartem Boden vorkommt; das Wild, welches solche Spur hinterläßt, kränzt alsdann.

Kränzen, s. Kranz.

Krätzer, eine kleine doppelte Spirale, deren zugespitzte Enden gegenüberstehen, und die vermittelst eines Schraubengewindes am Ladestock der Vorderladegewehre befestigt ist; wird er nicht gebraucht, so schraubt man ihn so an, daß die Spitzen nach oben kommen. Der K. ist bei den Vorderladern unentbehrlich, um bei etwaiger Verladung, oder wenn man den Schuß herausschaffen muß und ihn nicht abfeuern kann oder darf, die Ladepfropfen herauszuziehen; bei den Hinterladern, die überhaupt keinen Ladestock haben, ist er entbehrlich.

Kraut, s. Lot.

Krebsotter (Nörz), s. Iltis 4).

Kreisen, beim Umgehen eines Distrikts durch sorgfältiges Abspüren der hinein- und herauswechselnden Fährten feststellen, welche Wildarten, von welcher Stärke, Anzahl und, wo es geht, von welchem Geschlecht in dem Distrikt stehen. Am besten kreist es sich nach frisch gefallenem Schnee, doch auch auf Gestellen und Wegen mit wundem, weichem Boden, und man beginnt mit dem K., wenn man annimmt, daß das Wild von den Feldern &c. ins Holz gezogen ist. Ist der Distrikt groß, so schneidet man ihn ab, indem man quer hindurchspürt, und stellt somit fest, wo das Wild, auf welches etwa gejagt werden soll, sich gesteckt hat. Soll der Wildstand eines ganzen Reviers festgestellt werden, so müssen die verschiedenen angrenzenden Distrikte gleichzeitig durch K. abgespürt werden.

Kreiser, Männer, welche sich auf Wildfährten gut verstehen und zum Kreisen benutzt werden; wo und wenn gleichzeitig verschiedene Distrikte gekreist werden müssen, wie z. B. wenn auf Sauen gejagt werden soll, so reichen natürlich die Jagdbeamten nicht aus, und erfahrene K. sind dann ebenso zuverlässig. Auf der sogen. Haltstatt versammeln sich dann K. und Jäger u. rapportieren ihre Resultate, durch deren Zusammenstellung der Wildbestand festgestellt, resp. die Jagd angeordnet wird.

Krellen (Federn), ein Haarwild durch die Knochenfortsätze der Rückenwirbelsäule schießen; durch die Erschütterung derselben wird das Rückenmark so affiziert, daß es momentan seine Thätigkeit einstellt, das Wild zum Stürzen bringt und bewegungslos macht. Dieser Zustand der Betäubung dauert jedoch nur Sekunden, bald kommt das Wild wieder auf die Läufe und geht in weiter Flucht davon. Der Jäger muß sich daher mit einem zweiten Schuß oder dem Genickfang oder dem Einfangen beeilen, ehe sich das Wild wieder hoch macht. Selbstverständlich wird durch einen Krellschuß die Rückenwirbelsäule selbst nicht verletzt; geschah dies, so kommt das Wild überhaupt nicht mehr auf die Läufe.

Krellschuß, s. Krellen.

Kreon, s. Kraniche 1).

Krepieren, s. Verenden.

Kreuzbock, ein Rehbock, der ein Kreuzgehörn (s. d.) trägt.

Kreuzgehörn, das seltenste und daher gesuchteste aller Rehgehörne, bildet an einer oder beiden Stangen ein Kreuz, indem zwei Enden entgegengesetzt und rechtwinkelig von der Stange abgehen.

Kreuzschraube, die lange Schraube, welche den Lauf am Holz des Kolbenhalses befestigt.

Kreuztritt, ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches; es entsteht, wenn der Eindruck des Hinterlaufs den Tritt des Vorderlaufs kreuzförmig spaltet, so daß sich nur drei Ballen zeigen.

Kreuzwechsel, der Fleck, wo sich verschiedene Wildwechsel schneiden.

Kricke (Krikente), s. Ente 2).

Krickeln, die Hörner der Gemse (s. d.).

Krickelster, s. Würger 1).

Kriechen (Schliefen), das Einfahren der Dachshunde in Fuchs- und Dachsbaue; thun sie dies gern und eifrig, so k. sie gut, andernfalls schlecht; es ist dies eine natürliche Eigenschaft, die auf künstlichem Weg keinem Hund beigebracht werden kann.

Krikente, s. Ente 2).

Krollen, die Balztöne des Birkhahns.

Krone, die Spitze des Edelhirschgeweihs, wenn sie mindestens drei Enden hat; daher heißt solcher Hirsch, welcher mindestens Zwölfender sein muß, Kronenhirsch; der perlenkranzförmige Absatz des untern Endes einer Stange heißt »Rose«, wird aber von vielen beim Reh K. genannt; man spricht nur von starken Rehkronen, niemals von Rehrosen.

Krone (Kronenkranich), s. Kranich 1).

Kronengeweih, ein Edelhirschgeweih von mindestens zwölf Enden und darüber.

Kronenhirsch, s. Krone.

Kronenschnepfe, s. Brachvogel 1) u. 2).

Kropf, der häutige Sack, den viele Vögel über der Brust hängen haben; er dient zum Erweichen der Nahrung, bevor diese zur eigentlichen Verdauung in den Magen tritt. Die Eulen haben keinen K.; bei den Geiern tritt er dagegen, wenn er gefüllt ist, wie ein Sack aus dem Körper heraus.

Kröpfen, bei den Raubvögeln s. v. w. fressen.

Kropfgans, s. Pelikane.

Krummer, scherzhafte Bezeichnung für Hase.

Krummrute, eine oben durchbohrte Stellstange, durch welche eine Windleine gezogen wird. Die Krummruten werden auf den Winkeln der Stellungen aufgestellt.

Krummschnabel (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Kuder, wilder, s. v. w. Wildkatze (s. Katze).

Kugel, 1) bleiernes Geschoß von sehr verschiedener Form und Größe, welches aus sogen. Büchsen geschossen wird. Jede K., sie mag eine Form haben, welche sie wolle, muß durchaus massiv und fehlerfrei gegossen sein, denn ist sie stellenweise hohl, löcherig oder von unvollkommener Form, so schleudert und pfeift sie auffallend. Die ursprüngliche Form ist die runde und auch noch heute keineswegs die schlechteste; damit sie leichter in die Züge des Büchsenrohrs eindringe und überhaupt sich leichter laden lasse, wird sie mit einem getalgten Pflaster umwickelt. Vermöge des Dralles im gezogenen Büchsenrohr muß die abgeschossene K. in demselben eine Umdrehung um ihre Achse machen, welche sie auch auf der Flugbahn beibehält und dadurch mit um so größerer Gewalt auf dem bezielten Objekt einschlägt. Eine Verbesserung der Form der K. sollte die kegelförmige oder Spitzkugel sein, deren unterer cylinderförmiger Teil 2—3 Riefen enthält, um welche ein in Talg getränkter Wollfaden gewickelt wird, welcher denselben Zweck wie das Pflaster bei der Rundkugel erfüllen soll. An der Schwanzschraube dieser Spitzkugelbüchsen ist ein Dorn angebracht (System Thouvenin), welcher aus der Pulverladung hervorragt, und auf den die geladene Spitzkugel zu dem Zweck aufgetrieben wird, damit sie durch ihren Widerstand gegen das explodierende Pulver ihre eigne Flug- und Trefffkraft verstärke. Allerdings hat die Spitzkugel vor der runden den Vorteil, daß sie sich leichter und schneller laden läßt, auch ihre Rasanz eine größere ist, namentlich auf weitere Entfernungen; auf der Jagd aber bewährte sie sich gar nicht. Denn zunächst machte man die Erfahrung, daß das angeschossene Wild nur sehr wenig schweißte, ferner die sehr mißliche, daß ein geringfügiges örtliches Hindernis im stande war, sie von der geraden Bahn abzulenken, daher sie im Wald eine Menge Fehlschüsse hervorrief und selbst Menschen gefährlich ward, indem Fälle konstatiert wurden, daß sie fast rechtwinkelig von ihrer Flugbahn abgewichen war. Somit verschwand die Spitzkugel bald aus dem Jagdgewehr, und auch beim Militär wurde sie in verschiedene Formen umgewandelt. Ihr folgte unter anderm das Miniégeschoß, eine längliche Expansionskugel mit einer Höhlung am untern, d. h. dem Pulver zugekehrten, Ende, welche, durch das explodierende Pulver ausgedehnt, die K. mit Gewalt in die Züge preßt und somit ihre Kraft vermehrt. Diese längliche, eichelförmige Gestalt des Geschosses ist bei den Militärgewehren im allgemeinen beibehalten; bei den Jagdgewehren dagegen ist die vordere Hälfte des Geschosses eine Halbkugel, die hintere ein Cylinder, der sie in der Patrone fester hält, während die vordere Halbkugel die Sicherheit der alten Rundkugel in der Flugbahn ermöglicht.

Ein sicherer Kugelschuß ist nur aus der Büchse zu ermöglichen, denn wenngleich man auch aus Flinten Kugeln schießen kann, so treffen wohl eine oder zwei mit ziemlicher Genauigkeit das Ziel, die nächsten aber flattern vorbei, daher auf weidmännisch gehaltenen Hochwildbahnen das Kugelschießen aus Flinten verpönt ist und mehr als Wildschützenmanier angesehen wird. Manche schießen

sogar zwei Kugeln gleichzeitig aus dem Flintenrohr, treffen aber auch oft mit beiden nichts, da die beiden auseinander fahren, was auch das Aneinanderschrauben der beiden Kugeln nicht verhindert. Von einer guten und rein gehaltenen Büchse muß man aber verlangen, daß sie bei richtiger, gleichmäßiger Ladung eine K. wie die andre schießt, und sitzen die Kugeln nicht, wie sie sollen, so liegt es nicht an dem Gewehr, wie so mancher gern sich einreden möchte, sondern am Steuermann. Viel wichtiger als gekünstelte Formen der Büchsenkugeln ist ihre Größe; sehr kleine machen das Wild, besonders zur guten Zeit, nur wenig schweißen, sehr große schlagen unförmliche Löcher und verlangen sehr schwere Gewehre, und so ist ein Kaliber, von dem etwa 20—25 Rundkugeln aus einem Pfund Blei gegossen werden können, das beste. — 2) Der kugelförmige Teil des Knochens in der Keule, welcher sich in der Pfanne bewegt.

Kugelfang, hinter der Scheibe aufgeworfener Wall, in welchem die Kugeln stecken bleiben, vorausgesetzt, daß die Scheibe von Holz oder Pappe ist. Der Wall muß groß genug sein, um auch sehr fehl geschossene Kugeln aufzufangen und daher die Gefährdung der Nachbarschaft auszuschließen; von Zeit zu Zeit gräbt man die Kugeln aus und gießt sie zu neuem Gebrauch um. Als K. kann auch Mauerwerk oder eine mit Blech beschlagene Holzwand dienen, vor welcher die Kugeln niederfallen; doch muß sie genau senkrecht und rechtwinkelig gegen die Schußlinie stehen, weil andernfalls die Kugeln abprallen und leicht Unheil anrichten. Benutzt man eiserne Scheiben, so umgibt man sie mit einem breiten, von der Scheibenfläche rechtwinkelig abstehenden Rand, welcher die etwa abgleitenden Kugeln zurückwirft, so daß sie unschädlich zur Erde fallen müssen. Bei diesen sind dann Scheibe und K. in Einem Stück.

Kugelform, Vorrichtung zum Gießen der Kugeln, ist von der Gestalt einer Zange und enthält in jedem Teil genau die Hälfte der Kugel und die Hälfte des Gießlochs, so daß, wenn beide Arme aneinander gedrückt werden, der hohle Raum genau die gewünschte Kugel durch Eingießen von siedendem Blei ergibt. Sowie das Blei die Form ausfüllt, klopft man einmal leise auf, damit es die letztere gut ausfüllt, und zwickt dann mit einer Kugelzange den durch das Gießloch entstandenen Hals ab; die Form muß so dicht schließen, daß die Kugel keinen Grat da zeigt, wo die beiden Hälften sich aneinander fügten.

Kugelgewehr, ein Schießgewehr, aus welchem nur Kugeln geschossen werden, also eine Büchse, ein Stutzen, Karabiner, Revolver 2c.

Kugelgleich heißt ein Gewehrlauf, wenn er genau cylinderförmig gebohrt, also überall gleichweit ist; man erkennt dies sehr bald an einer hineingeladenen Kugel, wenn sie sich von oben bis unten mit gleichem Kraftanspruch schieben läßt.

Kugelhals, s. v. w. Kugelschwanz.

Kugelkasten, am Kolben der Vorderladebüchsen ein durch einen Schieber verschließbarer Raum, in dem man einige Kugeln, Pflaster und Pulverpatronen aufbewahrt. Früher steckte man wohl auch noch einen Krätzer, selbst einen Genickfänger hinein. So praktisch diese Vorrichtung erscheint, so unpraktisch, weil unsicher, war sie; denn nur zu häufig quoll der Schieber fest, oder die Verschlußfeder verstauchte sich, und dann konnte man sich stundenlang quälen, ehe er sich wieder erschloß. Deshalb machte man später einen Verschluß von einer eisernen Platte, die sich aufwärts öffnete; aber wenngleich dieser Verschluß sicherer war, so belastete er doch mit den in ihm aufbewahrten Kugeln das ohnehin schwere Gewehr noch mehr, besonders aber den hintern Teil, was beim Zielen lästig wurde, weshalb man den K. gänzlich aufgegeben hat. Bei den Hinterladern, aus denen nur Patronen geschossen werden, ist diese Aufbewahrungsart überhaupt selbstverständlich ausgeschlossen. Verfasser trug wider Willen jahrelang sechs Kugeln im Kolben, dessen Schieber allen Öffnungsversuchen beharrlich trotzte und nur mit Beschädigung des schönen Schafts hätte aufgebrochen werden können, bis ein Zufall oder eigentlich Unfall ihn heraussprengte; selbstverständlich blieb der K. von dieser Zeit ab leer.

Kugelschlag, s. Schlagen.

Kugelschwanz (Kugelhals), das durch das Gießloch entstandene Anhängsel an der Kugel, welches mit einer Zange abgezwickt werden muß.

Kugelsitz, die Stelle, an welcher die Kugel auf dem bezielten Körper einschlug.

Kugelzieher, ein wie eine Holzschraube geformtes stählernes Instrument, welches man in die herauszuziehende Kugel einbohrt. Nur im Notfall ist es jedoch, der Gefährlichkeit wegen, anzuwenden; wenn möglich, lasse man lieber die Schwanzschraube öffnen und die Kugel nach hinten herausstoßen. Bei den Hinterladern kann dies überhaupt nicht vorkommen.

Kühbütz, s. v. w. Kiebitz.

Kuhreiher (afrikanischer Schopfreiher), s. Reiher 6).

Kümmerer, ein krankendes oder durch Anschuß herabgekommenes Wild.

Kümmern nennt man den Zustand eines Wildes, welches ohne äußerliche Verletzung ungesund ist (»es kümmert«).

Kuppel, s. v. w. Koppel.

Kur, der Anstand oder Ansitz auf Hasen (Hasenkur); Kurzeit, die Zeit, in welcher sich diese Jagdart am besten ausüben läßt.

Kurzfessel, das um die Fänge der Beizvögel geschleifte Riemchen.

Kurz schießen, vor, unter oder hinter dem Wild weg schießen, je nachdem es spitz von vorn, von hinten oder seitwärts hin flüchtete.

Kurz suchen (eine kurze Suche haben) sagt man vom Hühnerhund, der nicht weiter als etwa 20 Schritt vom Jäger entfernt sucht.

Kurzwildbret, die Hoden des eßbaren Haarwilds; Geiler oder Geschröt, die des Haarraubwilds.

Küstenmeerschwalbe (langschwänzige Seeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 2).

Kuter (Kuder), s. v. w. Wildkater, s. Katze.

Kuttengeier, s. Geier 1).

L.

Labb, s. Möwenartige Vögel 17).

Lachgans (Bläßgans), s. Gans 3).

Lachmeerschwalbe (Lachseeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 6).

Lachmöwe, s. Möwenartige Vögel 6).

Lachseeschwalbe, baltische, s. Möwenartige Vögel 6).

Lachtaube (Hohltaube), s. Tauben 2).

Laden, ein Gewehr durch Einschieben von Munition, Pulver und Blei, schußfertig machen. Durch die allgemeine Verbreitung der Hinterlader ist das L. des Gewehrs selbst so vereinfacht, daß die Patrone einfach in das hinten geöffnete Gewehr eingeschoben und dieses wieder verschlossen, dagegen, genau genommen, die Patrone geladen wird. Man schüttet in dieselbe das Pulver, schiebt den Pfropfen darauf und verfährt dann ebenso mit dem Schrot; um aber die kleine Patrone besser und, wenn sie dem Lefaucheursystem angehört, ungefährdeter handhaben zu können, benutzt man die dazu erfundene Würgmaschine, die bei jedem Waffenhändler billig zu haben ist. Das L. eines Vorderladegewehrs bedingt Vorsicht, um Unglück zu verhüten. Hat man sich von der Reinheit des Pistons überzeugt, so wird zunächst der Hahn in Ruh' gesetzt, dann das Pulver eingeschüttet und durch den Pfropfen mit einigen starken Ladestockstößen in das Piston gedrängt; nunmehr läßt man die Schrote einlaufen und drückt einen leichtern Pfropfen mit dem Ladestock darauf, welcher lediglich das Herausfallen der Schrote verhindern soll; dann wird das Gewehr aufgenommen, der Hahn aufgezogen, das Zündhütchen fest aufgesetzt, und das Gewehr ist schußfertig. Feuert man es nicht sogleich ab, so setzt man den Hahn wieder in Ruh' oder schiebt auch vorher die Versicherung vor und trägt es stets mit der Mündung nach oben, es sei denn, daß man allein und im Freien geht, wo man niemand gefährden kann, wenn man das Gewehr wagerecht mit dem Rie-

men auf der Schulter trägt. Hat man das Pulver in ein Kugelgewehr geschüttet, so stößt man zunächst eine leichte Flocke Werg darauf, damit die im meist fettigen Rohr hängen gebliebenen Pulverkörner der Ladung nicht verloren gehen, legt das getalgte Pflaster genau über die Mündung, die Kugel darauf, mit dem Abschnitt des Schwanzes nach oben, stößt sie mit dem Ladestock herunter und läßt denselben mehrmals hart auffallen. Springt er von selbst heraus, so sitzt die Kugel fest; geht dieselbe sehr gedrängt in den Lauf, so schlägt man sie mit einem hölzernen Hammer oder bequemer mit dem starken Boden eines Pulverhorns bis unter die Mündung des Rohrs hinein und bearbeitet sie dann mit dem Ladestock.

Ladestock ist der zum Laden der Vorderlader benutzte, in Nuten unterhalb des Laufs verwahrte Stock. Sein Kopf besteht meist aus einer Hornkappe, der untere Teil trägt in einem Gewinde den Krätzer. Um das Laden zu erleichtern, muß der L. schwer sein, weshalb er meist von Rosenholz angefertigt wird. Bei Hinterladern hat er die entgegengesetzte Verwendung, d. h. zum Herausstoßen der Patrone nach hinten, und heißt dann Entladestock.

Lager, die kleine Vertiefung, in welcher der Hase bei Tag sitzt; auch die Ruhestätte eines einzelnen Wildschweins (vgl. Kessel) und das Ruhelager der Katzen; ferner die in den Boden eingeschnittene Vertiefung für die aufzustellenden Eisen, besonders den Schwanenhals; s. Falle (S. 159 ff.).

Lähmen, einem Vogel ein oder beide Vordergelenke der Flügel abschlagen, wonach er sich nicht mehr heben oder doch nur einige Schritte flattern kann. Dieser Operation werden fast alle frei umherlaufenden Vögel in zoologischen Gärten unterworfen.

Lähmung, s. Hundekrankheiten (S. 252).

Lämmergeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Lammern, s. v. w. Lendenbraten.

Lampe, scherzhafte Bezeichnung für Hase.

Lancieren, einen Hirsch oder Keiler, der parforce gejagt werden soll, durch besonders zuverlässige Hunde aus der Meute anjagen, damit er sich vom andern Wilde trennt; der Distrikt, wo die Lancierhunde gelöst werden, wird von den Reitern so umstellt, daß der Hirsch ungesehen nicht durchkommen kann. Neuerdings fängt man den zu jagenden Hirsch oder Keiler vorher ein und fährt ihn in einem Kasten an den Ort, von wo die Jagd angelegt werden soll.

Lancierhund, ein Hund, der zum Lancieren geeignet ist und verwandt wird.

Landhirsch, ein Hirsch aus der Ebene, im Gegensatz zum Berghirsch, dem Bewohner des Waldgebirges; letzterer ist oft stärker und sein Geweih zwar kürzer, aber sehr stark und perlig.

Laner (Lanerfalke), s. Falken 4).

Langbein, s. v. w. Stelzenläufer.

Langen Hals machen (sich lang machen) sagt man vom Auerhahn, wenn er sich reckt und mißtrauisch umsieht.

Langfessel, der etwa 1 m lange Riemen, mit welchem die Falken an der Sitzstange ꝛc. befestigt werden.

Langflügler, s. Möwenartige Vögel.

Langschenkel, s. v. w. Stelzenläufer.

Langschwanz (Eisente), s. Ente 16).

Lappen (Tuchlappen), die etwa ²/₃ m langen und breiten Leinwandstücke, welche an Leinen in etwa 1 m Entfernung befestigt und in Ermangelung von Tüchern zum Einstellen des Wildes gebraucht werden, ähnlich wie die schon beschriebenen Federlappen. Für Hochwild hängen sie 1 m, für Sauen, Wölfe ꝛc. ¹/₂ m über dem Boden. Solange sie dem Wild neu sind, leisten sie zwar gute Dienste; bald aber fällt das Hochwild über sie weg, und die Sauen brechen unter ihnen durch, reißen sie auch wohl mit dem Gebrech herunter. Gestellt werden sie, wie beim andern Zeug beschrieben. Der geläufige Ausdruck »durch die L. gehen« rührt von dieser Vorrichtung her.

Lappenfüße, s. Fuß.

Lappenfuß, grauer, s. Wassertreter 1).

Lappenstangen, Stangen, auf welche die Lappen gehängt werden.

Lappentaucher, schwarzhalsiger (geöhrter Lappentaucher), s. Taucher 2).

Lapplandskauz, s. Eulen 8).

Lappstatt, der mit Lappen umstellte Distrikt.

Lariden, s. Möwenartige Vögel.

Kugelschlag, s. Schlagen.

Kugelschwanz (Kugelhals), das durch das Gießloch entstandene Anhängsel an der Kugel, welches mit einer Zange abgezwickt werden muß.

Kugelsitz, die Stelle, an welcher die Kugel auf dem bezielten Körper einschlug.

Kugelzieher, ein wie eine Holzschraube geformtes stählernes Instrument, welches man in die herauszuziehende Kugel einbohrt. Nur im Notfall ist es jedoch, der Gefährlichkeit wegen, anzuwenden; wenn möglich, lasse man lieber die Schwanzschraube öffnen und die Kugel nach hinten herausstoßen. Bei den Hinterladern kann dies überhaupt nicht vorkommen.

Kühbütz, s. v. w. Kiebitz.

Kuhreiher (afrikanischer Schopfreiher), s. Reiher 6).

Kümmerer, ein krankendes oder durch Anschuß herabgekommenes Wild.

Kümmern nennt man den Zustand eines Wildes, welches ohne äußerliche Verletzung ungesund ist (»es kümmert«).

Kuppel, s. v. w. Koppel.

Kur, der Anstand oder Ansitz auf Hasen (Hasenkur); Kurzeit, die Zeit, in welcher sich diese Jagdart am besten ausüben läßt.

Kurzfessel, das um die Fänge der Beizvögel geschleifte Riemchen.

Kurz schießen, vor, unter oder hinter dem Wild weg schießen, je nachdem es spitz von vorn, von hinten oder seitwärts hin flüchtete.

Kurz suchen (eine kurze Suche haben) sagt man vom Hühnerhund, der nicht weiter als etwa 20 Schritt vom Jäger entfernt sucht.

Kurzwildbret, die Hoden des eßbaren Haarwilds; Geiler oder Geschröt, die des Haarraubwilds.

Küstenmeerschwalbe (langschwänzige Seeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 2).

Kuter (Kuder), s. v. w. Wildkater, s. Katze.

Kuttengeier, s. Geier 1).

L.

Labb, s. Möwenartige Vögel 17).

Lachgans (Bläßgans), s. Gans 3).

Lachmeerschwalbe (Lachseeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 6).

Lachmöwe, s. Möwenartige Vögel 6).

Lachseeschwalbe, baltische, s. Möwenartige Vögel 6).

Lachtaube (Hohltaube), s. Tauben 2).

Laden, ein Gewehr durch Einschieben von Munition, Pulver und Blei, schußfertig machen. Durch die allgemeine Verbreitung der Hinterlader ist das L. des Gewehrs selbst so vereinfacht, daß die Patrone einfach in das hinten geöffnete Gewehr eingeschoben und dieses wieder verschlossen, dagegen, genau genommen, die Patrone geladen wird. Man schüttet in dieselbe das Pulver, schiebt den Pfropfen darauf und verfährt dann ebenso mit dem Schrot; um aber die kleine Patrone besser und, wenn sie dem Lefaucheursystem angehört, ungefährdeter handhaben zu können, benutzt man die dazu erfundene Würgmaschine, die bei jedem Waffenhändler billig zu haben ist. Das L. eines Vorderladegewehrs bedingt Vorsicht, um Unglück zu verhüten. Hat man sich von der Reinheit des Pistons überzeugt, so wird zunächst der Hahn in Ruh' gesetzt, dann das Pulver eingeschüttet und durch den Pfropfen mit einigen starken Ladestockstößen in das Piston gedrängt; nunmehr läßt man die Schrote einlaufen und drückt einen leichtern Pfropfen mit dem Ladestock darauf, welcher lediglich das Herausfallen der Schrote verhindern soll; dann wird das Gewehr aufgenommen, der Hahn aufgezogen, das Zündhütchen fest aufgesetzt, und das Gewehr ist schußfertig. Feuert man es nicht sogleich ab, so setzt man den Hahn wieder in Ruh' oder schiebt auch vorher die Versicherung vor und trägt es stets mit der Mündung nach oben, es sei denn, daß man allein und im Freien geht, wo man niemand gefährden kann, wenn man das Gewehr wagerecht mit dem Rie-

men auf der Schulter trägt. Hat man das Pulver in ein Kugelgewehr geschüttet, so stößt man zunächst eine leichte Flocke Werg darauf, damit die im meist fettigen Rohr hängen gebliebenen Pulverkörner der Ladung nicht verloren gehen, legt das getalgte Pflaster genau über die Mündung, die Kugel darauf, mit dem Abschnitt des Schwanzes nach oben, stößt sie mit dem Ladestock herunter und läßt denselben mehrmals hart auffallen. Springt er von selbst heraus, so sitzt die Kugel fest; geht dieselbe sehr gedrängt in den Lauf, so schlägt man sie mit einem hölzernen Hammer oder bequemer mit dem starken Boden eines Pulverhorns bis unter die Mündung des Rohrs hinein und bearbeitet sie dann mit dem Ladestock.

Ladestock ist der zum Laden der Vorderlader benutzte, in Nuten unterhalb des Laufs verwahrte Stock. Sein Kopf besteht meist aus einer Hornkappe, der untere Teil trägt in einem Gewinde den Krätzer. Um das Laden zu erleichtern, muß der L. schwer sein, weshalb er meist von Rosenholz angefertigt wird. Bei Hinterladern hat er die entgegengesetzte Verwendung, d. h. zum Herausstoßen der Patrone nach hinten, und heißt dann Entladestock.

Lager, die kleine Vertiefung, in welcher der Hase bei Tag sitzt; auch die Ruhestätte eines einzelnen Wildschweins (vgl. Kessel) und das Ruhelager der Katzen; ferner die in den Boden eingeschnittene Vertiefung für die aufzustellenden Eisen, besonders den Schwanenhals; s. Falle (S. 159 ff.).

Lähmen, einem Vogel ein oder beide Vordergelenke der Flügel abschlagen, wonach er sich nicht mehr heben oder doch nur einige Schritte flattern kann. Dieser Operation werden fast alle frei umherlaufenden Vögel in zoologischen Gärten unterworfen.

Lähmung, s. Hundekrankheiten (S. 252).

Lämmergeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Lammern, s. v. w. Lendenbraten.

Lampe, scherzhafte Bezeichnung für Hase.

Lancieren, einen Hirsch oder Keiler, der parforce gejagt werden soll, durch besonders zuverlässige Hunde aus der Meute anjagen, damit er sich vom andern Wilde trennt; der Distrikt, wo die Lancierhunde gelöst werden, wird von den Reitern so umstellt, daß der Hirsch ungesehen nicht durchkommen kann. Neuerdings fängt man den zu jagenden Hirsch oder Keiler vorher ein und fährt ihn in einem Kasten an den Ort, von wo die Jagd angelegt werden soll.

Lancierhund, ein Hund, der zum Lancieren geeignet ist und verwandt wird.

Landhirsch, ein Hirsch aus der Ebene, im Gegensatz zum Berghirsch, dem Bewohner des Waldgebirges; letzterer ist oft stärker und sein Geweih zwar kürzer, aber sehr stark und perlig.

Laner (Lanerfalke), s. Falken 4).

Langbein, s. v. w. Stelzenläufer.

Langen Hals machen (sich lang machen) sagt man vom Auerhahn, wenn er sich reckt und mißtrauisch umsieht.

Langfessel, der etwa 1 m lange Riemen, mit welchem die Falken an der Sitzstange 2c. befestigt werden.

Langflügler, s. Möwenartige Vögel.

Langschenkel, s. v. w. Stelzenläufer.

Langschwanz (Eisente), s. Ente 16).

Lappen (Tuchlappen), die etwa ³/₈ m langen und breiten Leinwandstücke, welche an Leinen in etwa 1 m Entfernung befestigt und in Ermangelung von Tüchern zum Einstellen des Wildes gebraucht werden, ähnlich wie die schon beschriebenen Federlappen. Für Hochwild hängen sie 1 m, für Sauen, Wölfe 2c. ½ m über dem Boden. Solange sie dem Wild neu sind, leisten sie zwar gute Dienste; bald aber fällt das Hochwild über sie weg, und die Sauen brechen unter ihnen durch, reißen sie auch wohl mit dem Gebrech herunter. Gestellt werden sie, wie beim andern Zeug beschrieben. Der geläufige Ausdruck »durch die L. gehen« rührt von dieser Vorrichtung her.

Lappenfüße, s. Fuß.

Lappenfuß, grauer, s. Wassertreter 1).

Lappenstangen, Stangen, auf welche die Lappen gehängt werden.

Lappentaucher, schwarzhalsiger (geöhrter Lappentaucher), s. Taucher 2).

Lapplandskauz, s. Eulen 8).

Lappstatt, der mit Lappen umstellte Distrikt.

Lariden, s. Möwenartige Vögel.

Lateiner (lateinischer Schütze), scherzhafte Bezeichnung eines mit der Jagd wenig vertrauten Schützen, auf den die Jäger spöttisch herabzusehen pflegen. Da man in frühern Zeiten mit dem Begriff eines »Gelehrten« den der Unbeholfenheit in praktischen Dingen gern verband, so mag solcher Herr auch die Ursache dieser Bezeichnung abgegeben haben.

Laterne (Hühnersack), ein Sack mit steifem, durchlöchertem Boden, in welchem man Feldhühner oder Fasanen ins Feld hinaustrug und aus einer Remise oder Buschwerk nach und nach abstreichen ließ, um sie von den Schützen schießen zu lassen; es war dies ein Kunstgriff, um Jagdherren oder Gästen ein Jagdvergnügen auf Revieren zu bereiten, in denen Flugwild nur spärlich vorhanden war.

Latschen, s. Ruder.

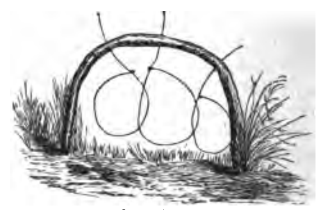
Lauberböcke, sehr starke, vereinzelt stehende Gemsböcke.

Laubhuhn, s. v. w. Birkhuhn.

Lauerhütte, s. Luderhütte.

Lauf, 1) die Bezeichnung für Fuß bei dem meisten Haarwild; beim Bär sagt man Branten; bei allem zur hohen Jagd gehörigen Federwild Füße; bei den andern Sumpfvögeln Ständer; bei den Hühnervögeln Tritte; bei den Schwimmvögeln Latschen oder Ruder; bei den Raubvögeln Fänge, auch Griffe; bei den edlen Jagdfalken Hände; bei allen kleinen Vögeln Beine. — 2) Die Blöße, auf welche bei eingestellten Jagen das Wild aus den Kammern getrieben und von den Schirmen aus geschossen wird; ist dem L. gegenüber noch eine Kammer, in welche sich das Wild stecken kann, aber von Hunden oder Treibern wieder zurückgetrieben wird, so daß es von einer Kammer zur andern hin und her flüchtet, so nennt man dies einen Kontralauf. — 3) (Gewehrlauf, Rohr) der Hauptteil am Gewehr, welcher die Ladung aufnimmt.

Laufdohne, auf dem Erdboden befestigte Dohne, um laufende Vögel zu fangen. Man nimmt entweder eine biegsame Gerte, spitzt sie an beiden Enden und steckt sie mit diesen in den Boden, so daß sie einen Bogen bildet, oder man steckt zwei Stäbchen so schräg gegeneinander, daß sie einen Winkel bilden, und befestigt sie oben aneinander. Nun werden in beiderlei Dohnen die Pferdehaarschlingen eingezogen und so gestellt, wie im Art. »Drosseln« (S. 77 ff.) geschildert, also daß sie übereinander greifen und den darunter laufenden Vogel sicher fangen. Zum Fange größerer, z. B. schnepfenartiger, Vögel muß die Dohne etwa



Laufdohne.

25—30 cm hoch und am Boden etwa 20 cm breit, bei kleinern, z. B. Drosseln, aber nur 20 cm hoch und ebenso weit sein, und die Schlingen müssen der Höhe des Vogels entsprechend mehr oder weniger dem Erdboden nahestehen, bei größern Vögeln etwa 8 cm, bei kleinern aber nur etwa 4 cm.

Laufen sagt man nur vom eßbaren Wilde der Niederjagd und dem zu derselben gehörigen Raubwild, obgleich bei letzterm auch andre Ausdrücke zur Anwendung kommen, die bei den verschiedenen Arten angegeben sind.

Läuferfalke (Wespenbussard), s. Bussarde 3).

Lauffüße, s. Fuß.

Läufig (läufisch, hitzig, heiß) nennt man die Hündin, bei welcher sich der Begattungstrieb äußert (vgl. Laufzeit).

Laufkugel, eine Kugel, die ohne Widerstand in den Gewehrlauf rollt; bei Büchsen würde die L. keinen sichern Schuß bewirken, bei der Flinte aber bedarf man der L., da eine dem Rohr genau anpassende oft gar nicht herunterzukriegen ist, mithin das Rohr zum Platzen bringen kann.

Laufschuß, ein Schuß auf den Lauf eines Wildes, und zwar denkt man hierbei meist an einen Kugelschuß auf größeres Wild. Der L. gehört zu den allerschlechtesten Schüssen, schweißt wenig, und oft entkommt das Wild oder wird zu Holz geschossen, wenn

nicht sogleich ein schneller, scharfer Hund zur Stelle ist. Stellt er es, so muß sich der Jäger sehr vorsichtig anschleichen, weil das kranke Stück trotz Hund und Schmerzen sehr scharf sichert. Nur am späten Abend darf man nicht hetzen, weil man nicht wissen kann, wie lange die Jagd dauert, was oft stundenlang sein kann. Solche Schüsse müßten mit Strafe belegt werden.

Lauftuch (Rolltuch), hohes, auf Rollen gewundenes Zeug.

Laufzeit, die Periode, während deren eine Hündin läufig oder hitzig ist. Meist tritt diese im Frühjahr ein, bei manchen Hündinnen aber zweimal im Jahr und besonders dann, wenn man sie beim erstenmal nicht zum Hund gelassen oder, wenn sie Junge gebracht hat, alle ihr sogleich genommen wurden. Wenigstens ein um das andre Jahr muß eine Hündin zugelassen werden, weil sie andernfalls an der Gesundheit leidet, sogar toll werden kann, wie leider mehrfach festgestellt worden ist.

Laune (Seuche, Staupe), s. Hundekrankheiten (S. 249).

Launisch sind Hunde, wenn sie infolge vergeblichen Suchens die Jagdlust verloren haben. — L. ist der Auerhahn, wenn er im Balzen öfters absetzt oder zur Balzzeit manchen Morgen gar nicht balzt. — L. ist das Hochwild, wenn es besonders unruhig ist, was bei bevorstehendem stürmischen Wetter oft eintritt.

Lauscher, die Ohren beim Dachs, Wolf, Fuchs und anderm Raubwild; beim Hochwild darf man nur Gehör sagen.

Lauschnetz (Lauschgarn), s. v. w. Hasengarn.

Laut ist der Hund, wenn er ein Wild anbellt. Flüchtet dies vor ihm, so jagt er l.; hat es sich vor ihm gestellt, so gibt er Standlaut oder verbellt. Ist der Hund l., ohne Wild zu sehen oder ohne auf dessen Fährte zu jagen, so ist er weidelaut. Es kommt auch bei guten Jagdhunden vor, daß sie, wenn sie die Suche beginnen, in ihrer Aufregung ab und zu kurzen Laut geben, dieser klingt aber ganz anders als der eigentliche Jagdlaut, und der Jäger weiß ihn sehr gut zu unterscheiden. — L. im Wald oder Feld ist es, wenn im erstern durch den Abfall der Blätter beim Gehen viel Geräusch unvermeidlich ist, oder wenn in beiden der Schnee unter den Füßen knirscht; natürlich ist dann das Birschen und Anschleichen sehr schwierig.

Laxanz, Abführmittel gegen Verstopfungen, s. Hundekrankheiten (S. 252).

Leberschuß, ein guter tödlicher Schuß; das Wild zeichnet wie beim Blattschuß, schlägt aber auch manchmal mit den Hinterläufen aus, wie beim Weidwundschuß. Der Schweiß ist dunkel rotbräunlich und fällt teils dicht an der Fährte nieder, teils spritzt er seitwärts umher.

Lecke, s. v. w. Salzlecke.

Lecker, die Zunge des Hochwilds.

Lefzen, die überhängenden Lippen mancher Hunde; da sie lang behangenen Hunden besonders eigen sind, so rechnet man sie mit zum Behänge.

Lehrbrief (Jägerlehrbrief), das Zeugnis, welches ein Lehrling nach gut vollbrachter Lehrzeit und somit wohlbestandener Prüfung im Jägerfach erhält; heutzutage, wo das Forstfach mit der Jagd eng verbunden ist, gibt es wohl kaum noch ausschließliche Jägerlehrbriefe wie in frühern Zeiten, wo die Jagd obenan, das Forstwesen nur als eine Zugabe dastand, was jetzt umgekehrt ist. Jetzt erhält der Lehrling nach zweijähriger Lehrzeit und einer beim Jägerbataillon bestandenen Prüfung seinen L. Früher war die Erteilung des Lehrbriefs eine feierliche Handlung, denn der Lehrling wurde dabei wehrhaft gemacht und durfte den Hirschfänger tragen, was er sich vorher nicht unterstehen durfte. Im Beisein von wenigstens sechs Jägern in voller Uniform und Wehr hielt der Lehrprinzipal, gewöhnlich Lehrprinz genannt, eine Ansprache, die mit der Frage begann: »Willst du wehrhaftig gemacht werden?«, wonach der Bursche eine kräftige Ohrfeige bekam mit den Worten: »Die vertrage jetzt von mir und hinfüro von niemand mehr, erinnere dich aber des Backenstreichs, so unser liebster Heiland bei seinem unschuldigen Leiden für uns hat erdulden müssen«. Danach überreichte der Lehrprinz dem Lehrling den

Hirschfänger mit der linken Hand unter dem Zuspruch: »Hier hast du nun deine Wehr, die gebrauche zu Gottes Ehr', zu Lieb und Nutz des Herren dein, halt dich ehrlich, treu und fein; wehr dich damit deiner Feinde, doch unnütze Händel meide. Gürte deine Lenden wie ein Mann, der sein Horn recht blasen kann. Nunmehr hast du deine Freiheit, es gehe dir wohl allezeit!« Die Feier wurde nach guter deutscher Art mit einem entsprechenden Zechgelage würdig und gründlich beschlossen.

Lehrprinz, s. v. w. Lehrherr, Abkürzung von Lehrprinzipal.

Lehrzeit, die Ausbildungszeit für einen des Jagd- (und resp. Forst-) Fachs beflissenen jungen Menschen; sie dauerte früher etwa fünf Jahre.

Leib. Gut oder schlecht bei oder von L. bedeutet gut oder schlecht genährt; ein höherer Grad von gut bei L. ist feist; bei einem niedern, als schlecht bei L., kümmert das Wild.

Leibhatz, eine aus den besten schweren und leichten Hatzhunden zusammengestellte Hatz, welche in der Nähe des Jagdherrn hielt. Sie bestand aus 8 schweren und 4 leichten, später aus 4 schweren und 2 leichten Hunden und war somit im stande, das stärkste Schwein zu fangen und festzuhalten.

Leibjäger, ein Jäger, der zur speziellen Bedienung des Jagdherrn angestellt ist, ihn auf Jagden begleitet, die Gewehre lädt und überreicht, neuerdings aber auch im vollen Leibjägerornat bei Tafel Bedienung macht, Stiefel und Messer putzt und andre friedliche Geschäfte besorgt.

Leicheneule, **Leichenhühnchen**, **Leichenvogel** (Steinkäuzchen), s. Eulen 4).

Leicht machen, sich, bei den Hunden sich lösen, von hinten ausleeren.

Leier, hier und da gebräuchliche scherzhafte Bezeichnung des Schwanzes vom Schwarzwild.

Leine, der Strick, an welchem Jagd- und Hatzhunde geführt werden. Bei den Jagdtüchern hat man Ober-, Unter- und Windleinen.

Leinenführig nennt man die Hühnerhunde, welche sich willig am Strick führen lassen; von Windhunden sagt man strickbändig.

Leithund, früher der vornehmste Hund, jetzt kaum mehr vorhanden, war von der Größe eines mäßigen Hühnerhunds, von sehr starkem Kopf und langem, starkem Fang, lang behangen, besonders auch an den Lefzen, meist von gelblicher oder grauer Farbe und diente dazu, dem Vorsuchjäger die Edelwildfährten zu markieren, damit dieser sie ansprechen und danach feststellen konnte, wieviel und welche Art von Stücken in dem mit dem L. vorgesuchten Distrikt standen. Der L. wurde von jeder bestättigten Fährte abgetragen und stets am Hängeseil geführt, durfte also niemals jagen.

Leittier, s. v. w. Kopftier.

Lendenbraten (Mörbraten [plattd., von mürbe], Lömmern), die neben dem Rückgrat liegenden Wildbretstreifen; sie gehören zum feinsten Wildbret.

Leporiden (Hasenkaninchen, franz. Lapins), Bastarde von Kaninchenrammlern und Setzhasen, die in Größe und Schwere zwischen beiden Stammtieren stehen und neuerdings vielfach gezüchtet werden, was in Frankreich zuerst geschah. Da sie jedoch nur Haustiere sind, so haben sie kein jagdliches Interesse.

Lerchen (Alaudidae), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Der Lauf länger als die Mittelzehe, vorn und hinten getäfelt; Schnabel ohne Kerbe vor der Spitze; neun Handschwingen, an der Hinterzehe ein langer, spornartiger Nagel.

1) **Feldlerche** (**Alauda arvensis** *L.*). Länge 17 cm, Schwanz 7, Lauf 2,4, Mittelzehe ohne Nagel 1,5, Schnabel 1,1 cm. Schnabel kegelförmig, kürzer als der Kopf, 3. und 4. Handschwinge (beide gleichlang) die längsten, diese und die kürzere 1. bilden die Flügelspitze. Die 5. Handschwinge kürzer als die Armschwingen. Oberseite erdfarbig mit rostgelblichen Kanten und braunschwarzen Schaftstreifen, Zügel und Augenstreifen heller braun; Wangen braun, mit Rostgelb vermischt; der ganze Unterleib gelblich-grauweiß, Kropf, Oberbrust und Seiten rostgelblich angeflogen; Flügel und Schwanz schwarz-

braun mit hellen Rändern, die äußerste Schwanzfeder auf der Innenfahne reinweiß mit einem schmalen dunkeln Schaftstreifen. Schnabel schwarz, unten weißlich. Ständer bräunlich-fleischfarben, haben an der Hinterzehe einen schräg aufstehenden Nagel, den Sporn. Iris dunkelbraun. Weibchen kleiner und heller gezeichnet; die Jungen ebenfalls heller, aber lebhafter gefleckt. Es gibt Exemplare, die ins Weißliche oder Schwarze variieren, aber keine besondere Art bilden. Die Feld- oder Ackerlerche ist ein überall bekannter und beliebter Vogel, ihr Lied gleich dem der Nachtigall von jedermann gern gehört. Sie ist überall zu finden, nur nicht in größern Wäldern und höhern Gebirgslagen; als Zugvogel streicht sie südlich bis ins mittlere Afrika; sie ist heimisch in ganz Europa, Asien, auch Afrika. Im Februar kehren die ersten Feldlerchen zu uns zurück und bauen Ende April ihr einfaches, stets auf der Erde stehendes und doch schwer zu findendes Nest, bald in Getreide- oder Kleefeldern, bald an Wiesenrändern, in einer kleinen Erdvertiefung aus Gräsern, kleinen Wurzeln, Stoppeln, Federn und Haaren. Im April findet man 4—5 erdbraune, mit dunklern Flecken und Punkten gezeichnete Eier, die am stumpfen Ende zuweilen einen Kranz bilden. In 14 Tagen sind sie ausgebrütet. Die Lerche brütet 2—3mal im Sommer. Sie nährt sich von Käfern, Heuschrecken, Spinnen und sonstigen kriechenden Insekten; mangeln diese, von zarten Gräsern und Körnern, besonders Grassämereien. Nicht eigentlich scheu, drückt sie sich vor Menschen oder läuft mit emporgesträubten Kopffedern eine Strecke vor ihm her und schwingt sich dann mit lautem »Trili!« in die Luft. Der lieblichen Sängerin wird vielfach von allerlei Raubzeug nachgestellt; ihr ärgster Feind ist der Lerchenfalke (Falco subbuteo), und selbst der Mensch, der sie am meisten schützen sollte, fängt sie, um seiner Genußsucht zu frönen. Trotzdem ist die Feldlerche einer der verbreitetsten Vögel, denn außer den genannten Örtlichkeiten, welche sie meidet, wird man sie nirgends vermissen und die Luft stets von ihrem lieblichen Gesang erfüllt finden, den sie bis in die späte Nacht hinein und von der frühen Morgendämmerung ab ertönen läßt. Sie ist die lieblichste Bewohnerin unsrer Felder.

2) **Heidelerche** (Alauda arborea *L.*; Baumlerche). Länge 14,9 cm, Schwanz 5,2, Schnabel 1,2, Lauf 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Die vier vordersten Schwingen bilden die Flügelspitze; die fünfte Handschwinge ist länger als die Schwingen zweiter Ordnung. Alle Schwanzfedern, nur die mittlern ausgenommen, haben weiße Endspitzen; die ziemlich großen, abgerundeten Federn des Hinterkopfs bilden eine kleine Holle und sind von einem gelblichweißen Rand gesäumt; den Flügelrand begrenzt eine schwarzweiße Binde; Bürzel ohne Flecke; Schnabel dünn. Die Heidelerche ist kleiner und kürzer als die Feldlerche, sonst derselben sehr ähnlich. Sie ist in ganz Europa heimisch, weniger im Norden als im Süden, bewohnt vorzugsweise Wälder mit Blößen, wo sie mehr in Nadelhölzern zu finden ist als in Laubhölzern, öde Heiden, kurz einsame, sandige Gegenden mit spärlicher Vegetation. Sie baut ihr kunstloses Nest in einer Erdvertiefung im Heidekraut, in Fahrgeleisen, auf lichten Waldstellen und legt 4—6 Eier von zarter, glanzloser Schale, welche auf weißlichem Untergrund viele graubraune Flecke und Zeichnungen haben. Ihre Nahrung ist die der Feldlerche, mit deren Lebensweise sie viel gemein hat. Die Heidelerche hat einen lieblichen, leisen, weichen Gesang, der aus einzelnen Strophen: »Dieli, dieli, dieli — lill illilill, didldidldidldidl!« ꝛc. besteht und in stiller Nacht ungemein erhebt und manches bedrängte Herz beruhigt. Sie kommt und geht mit der Feldlerche.

3) **Haubenlerche** (Alauda cristata *L.*, Galerita cristata *Boie*; Kapplerche, Schopflerche). Länge 17,3 cm, Schwanz 6,6, Schnabel 1,6, Lauf 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 1,5 cm. Die Flügelspitze wird von der zweiten und fünften Schwinge gebildet. Auf dem Kopf eine aus schmalen lanzettförmigen Federn gebildete Holle, die bedeutend den Hinterkopf überragt. Sie ähnelt den vorigen L. in der Farbe des Gefieders so sehr, daß wohl von der genauen Beschreibung abgesehen werden kann.

Ihr Gesang ist lieblich und helltönend und wird fast immer auf der Erde, von irgend einer Erhöhung aus zum besten gegeben. Sie lebt meist in der Nähe bewohnter Orte, nimmt nach Süden hin zu, ist Stand-, auch wohl Strichvogel, ein stets munterer, etwas streitsüchtiger Kamerad, dem selbst in der Winterkälte die Sangeslust nicht fehlt. Sie nährt sich meist von Vegetabilien, in der Brütezeit aber von Insekten, mit denen sie auch die Jungen füttert, nistet in mancherlei Erdvertiefungen, in der Nähe menschlicher Wohnungen, in Schutthaufen ꝛc. und legt gewöhnlich fünf Eier von roströtlich-weißer Grundfarbe mit vielen gelbbraunen Punkten, die oft Kränze bilden. Sie sind denen der Feldlerche sehr ähnlich, nur kürzer und glänzender.

Sämtliche L. sind in der Gefangenschaft leicht zu erhalten und werden sehr zahm. Als seltenere Lerchenarten nennen wir noch die **Alpenlerche** (**Alauda alpestris** *L.*), mit glattem Kopf und schwarzem Halsring, und die **Kalanderlerche** (**A. calandra** *L.*), ebenfalls mit glattem Kopf und zwei schwarzen Flecken am Hals.

Jagd und Fang.

Daß es überhaupt eine Jagd auf solche harmlose, sogar nützliche und liebliche Vögel des kleinen Leckerbissens wegen gibt, beweist nur, wie der Mensch alle Rücksichten beiseite setzt, wenn es den Tanz um das goldne Kalb, den Mammon oder den Kitzel des Gaumens gilt, denn nur die Leckerei kann zur Jagd auf diese kleinen Sänger reizen. Mit der Flinte wird wenig ausgerichtet, obgleich wir diese Jagd noch am ehesten rechtfertigen möchten, weil sie dem jungen Jäger Gelegenheit gibt, sich einzuschießen (vorausgesetzt freilich, daß er sich keines Hühnerhunds dabei bedient, der gründlich verdorben werden würde, zumal namentlich junge Hunde mehr Liebe zu ihnen zeigen, als erwünscht ist), und weil diese Jagd das andre Wild nicht schädigt, was die Hauptjagdweise auf L., das sogen. **Lerchenstreichen**, in hohem Grade thut. Dasselbe erfolgt vermittelst eines 7¾ m langen und 14½ m breiten Netzes, durch dessen Langseiten Leinen gezogen und dessen Breitseiten an dünnen Stangen befestigt sind; die Maschen sind 3½ cm groß, und das Netz wird von starkem Hanfzwirn gestrickt. Mit 14. Sept., dem Anfang der Zugzeit, beginnt das Lerchenstreichen. Je zwei Männer gehen mit einem solchen Netze zur Nacht hinaus, nehmen es zwischen sich, binden ein Strohbündel daran, welches sie nachschleppen, und durch dessen Geräusch die L. sich erheben. Sowie dies geschieht, decken sie dieselben mit dem Netze, ziehen sie heraus, drücken ihnen den Kopf ein und stecken sie in den Beutel, worauf der Gang fortgesetzt wird. Auf diese Weise werden in manchem Jahr Tausende von L. gefangen und unter dem Namen »Leipziger L.« verkauft, obgleich ebenso viele bei Bitterfeld und Brehna gefangen werden. Obgleich dieser Fang die L. im ganzen und großen nicht vermindert, so ist er um so verwerflicher, als bei dieser Gelegenheit auch sehr viele Feldhühner gefangen werden und mancher Lampe gemordet wird. Man kann von den Männern, welche sich mit diesem Fang abgeben (es sind meist Arbeiter, Halloren ꝛc.), kein tief und weich angelegtes Gemüt verlangen, zumal ein guter Gewinn sie verlockt; daß aber in neuester Zeit gar auch Frauen an diesem Morden Gefallen finden konnten, den L. eigenhändig die Köpfe einzudrücken und sie in ihre Beutel wandern zu lassen, erinnert an das Fuchsprellen vergangener Zeiten und die Möglichkeit, daß sich auch heute noch Liebhaberinnen für solch eine schmähliche Tierquälerei finden würden.

Ein Werkzeug zum Lerchenfang in frühern Zeiten war der **Lerchenspiegel**, ein länglich-rundes, mit vielen Glasspiegelstücken bekleidetes Holz, welches in einer Tülle durch eine Schnur in kreiselnde Bewegung gebracht wurde und durch sein Glitzern und Blitzen in der Sonne die L. heranlockte, welche in rundum aufgestellten Garnen gefangen oder aus einer Hütte geschossen wurden. Er ist jetzt wohl schwerlich mehr im Gebrauch, und überhaupt steht zu hoffen, daß eine kräftige Jagdpolizei neben anderm Unwesen auch dem Lerchenstreichen den Faden abschneiden wird. Nicht bloß die Feldlerche, sondern auch alle andern Lerchenarten werden auf diese Weise gefangen.

Lerchenfalke, s. Falken 6).

Lerchengeier (Kornweih), s. Weihe 3).

Lerchenhabicht, s. Falken 8).

Lerchennetz, s. Lerchen (Jagd).

Lerchenschnepfe (kleiner Sumpfläufer), s. Strandläufer 8).

Lerchensperber, s. Falken 8).

Lerchenspiegel, s. Lerchen (Jagd).

Lerchenstößer, s. Falken 6).

Lerchenstrandläufer, gemeiner, trillernder, s. Uferläufer 1).

Lerchenstreichen, s. Lerchen.

Licht (Lichter), die Augen des Hoch-, Reh- und Schwarzwilds.

Liebeln, einen Hund streicheln, überhaupt mit ihm schön thun. Der Schweißhund und früher auch der Leithund wurden nur mit einem grünen Bruch geliebelt.

Liegen ist der weidmännische Ausdruck für Aufenthalt, z. B. der Feldhühner, die im Lager l., wenn sie auf der Erde sitzen. L. sagt man auch von einem verendeten Wild, z. B. der geschossene Hirsch liegt im Jagen 23. — L. bezieht sich ferner auf die Schäftung des Gewehrs; ist sie so, daß man bei schnellem Anschlag sogleich in die richtige Lage kommt, also Korn und Visier sogleich richtig findet, so liegt das Gewehr gut; muß man aber erst danach suchen, so liegt das Gewehr schlecht, und die Schäftung ist dem Körperbau des Jägers nicht angemessen, vielleicht der Schaft zu lang oder zu kurz oder zu gerade 2c.

Lietze (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Limosa, s. Uferschnepfe 1) u. 2).

Lisen, s. Talg.

Litteratur, s. Jagdlitteratur.

Loch heißt zuweilen das Lager des Bären.

Locke, ein Instrument, welches die Stimme irgend eines Wildes nachahmt und dasselbe dadurch täuscht und herankommen verleitet.

Lockvogel, ein Vogel, der durch seinen Lockton oder durch seine Anwesenheit andre Vögel herbeilockt; streng genommen ist der Uhu auf der Krähenhütte auch ein solcher.

Lodjoschnepfe, s. Uferschnepfe 2).

Löffel, die Ohren der Hasen und Kaninchen.

Löffelente, s. Ente 9).

Löffelgans, s. v. w. weißer Löffler (s. d.).

Löffelreiher, s. v. w. weißer Löffler (s. d.).

Löffler (Plataleidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Schnabel glatt, an der Basis kaum so hoch wie breit. Gattung L. (Platalea *L.*). Schnabel an der Spitze löffelartig verbreitert und in einen kleinen Nagel umgebogen. Zügelgegend, Augenkreis, Kinn und Kehle nackt. Ständer lang und kräftig, über dem Fersengelenk wenig befiedert. Die Vorderzehen mit Schwimmhäuten verbunden, von denen die zwischen der Außen- und Mittelzehe größer ist als die zwischen dieser und der Innenzehe. Flügel lang und breit, mit langem Armknochen, aber ziemlich kurzen Schwingen, von denen die zweite und dritte die längsten, die erste etwas kürzer ist. Der kurze zwölffederige Schwanz etwas abgerundet. Eine Art: Der weiße L. (Platalea leucorodia *L.*; Löffelgans, Löffelreiher). Länge 72 cm, Schwanz 11,5, Schnabel 18—19, Tarsus 12,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,3 cm. Hauptfärbung weiß; Federschopf und Oberhals rostgelblich; Wurzelhälfte des Schnabels schwarz, Vorderhälfte gelblich, zwischen den Runzeln graublau; Ständer schwarz; Iris dunkelrot. Den jungen Vögeln fehlt der Federschopf. Er ist im südöstlichen Europa heimisch, auch in Holland, in Deutschland selten. Schlammige Gewässer sind sein Aufenthalt, die ihm seine Nahrung, kleinere Weichtiere, Fische, Frösche 2c., liefern; größere kann sein weicher Schnabel nicht bezwingen. Er nistet bald auf Bäumen, bald im Röhricht. Die 1—3 Eier sind weiß mit rötlichbraunen oder grauen Fleckchen, ziemlich gleichhälftig und groß. Er ist in seinem ganzen Wesen den Reihern sehr ähnlich, also schwer zu schießen.

Lömmern, s. v. w. Lendenbraten.

Los, vom Wild, bedeutet, daß es rege, unruhig ist, z. B. bei stürmischem Wetter.

Losbrechen, das Aufstehen und Flüchtigwerden des Wildes.

Lösen (loskuppeln), die Hunde von den Koppeln oder Leinen losmachen. — Sich l., beim Haarwild: sich durch den Mastdarm entleeren.

Loskuppeln, die Hunde, s. v. w. lösen.

»**Los! los!**« ruft man den Hatzhunden zu, wenn sie ein gepacktes Wild loslassen sollen (vgl. »Aus!«).

Losmachen, das Wild, s. v. w. aufjagen.

Losschlagen, sich, beim Wildschwein das Abschlagen oder Abstreifen der Hunde, die es schon gepackt hatten.

Losung (Lösung), der Mist der meisten Jagdtiere.

Lot, die bleierne Munition; Kraut und L., Pulver und Blei. Eine Büchse, die ein starkes L. schießt, hat großes Kaliber.

Lövogel (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Luchs (Felis Lynx *L.*, Felis lupulinus *Thunb.*, Felis lyncula *Nilss.*, Lynx borealis, cervarius, vulgaris 2c.; Rotluchs 2c.). Raubtier aus der Familie der Katzen. Weidmännische Ausdrücke, s. Katze. Beschreibung. Länge 1—1,3 m, Vorderhöhe 75 cm, Rute 15—20 cm; der letzte untere Backenzahn ist dreispitzig. An den Spitzen der zugespitzten Lauscher lange schwarze Pinsel. Vorn fünf, hinten vier Zehen. Oberseite rötlichbraun und weißlich gemischt mit dunklern rotbraunen oder graubraunen Flecken; Unterseite, Innenseite der Läufe, Vorderhals, Lippen und Augenkreise weiß, ebenso die Innenseite der Lauscher, deren Oberseite braunschwarz ist. Gesicht rötlich mit einem Backenbart. Die Rute, welche fast nur so lang wie der Kopf und für eine Katze verhältnismäßig sehr kurz ist, gibt im Verein mit den hohen Läufen dem L. ein hundeartiges Aussehen, ist gleichmäßig dick behaart bis an den breiten schwarzen Endring und nur oberseits verloschen geringelt. Im Winter ist die Färbung mehr grau, und auf der überhaupt zwischen Rotbraun und Grau veränderlichen Färbung beruht der Artunterschied zwischen Rotluchs und Katzenluchs, welchen man früher annahm, seitdem aber aufgegeben hat; wir haben in Mittel- und Nordeuropa überhaupt nur eine Luchsart, im südlichen scheidet man Lynx pardine *Oken* aus. Von der Größe eines starken Hühnerhunds, aber ungleich stärker gebaut und furchtbar an Waffen, gehört er zu unsern gefährlichsten Raubtieren, vernimmt nach Katzenart außerordentlich fein, äugt und wittert aber weniger scharf. Seine Gangart ist wie bei der Katze und seine Sprungkraft außergewöhnlich, auch er verfolgt kein Wild dauernd, klettert ziemlich gut und schwimmt auch im Notfall. Seine Spur ist verhältnismäßig sehr groß, vom Hund und Wolf aber durch die deutliche Rundung und den Mangel der Klauenabdrücke sicher und sogleich zu unterscheiden, so daß eine Verwechselung ebensowenig denkbar ist als zwischen Katze und Hund oder Fuchs, vorausgesetzt natürlich, daß sie gut ausgeprägt ist, wie im Schnee oder bindigen weichen Boden. Die Seher (man kann, da der L. zur hohen Jagd gehört, auch »Lichter« sagen) haben grüngelbe Iris, längliche senkrechte Pupille und nicht den boshaften Ausdruck der Katze, es sei denn, daß der L. angegriffen wird, wo sie dann grimmig aufleuchten.

Verbreitung, Aufenthalt. Mit Ausnahme des östlichen Europa ist der L. überall sehr selten geworden, meist ausgerottet. Die letzten Luchse im Innern Deutschlands wurden 1817 und 1818 auf dem Harz geschossen, einer in den 60er Jahren in Preußisch-Litauen und 1873 einer in der Schweiz. Von den Karpathen längs der preußischen Grenze hinauf und in Skandinavien kommt er noch vor, je östlicher, desto häufiger. Er verlangt große, dichte, zusammenhängende Wälder der Ebene wie der Gebirge mit gutem Wildstand, ohne welchen er nicht bestehen kann, daher er von selbst auswandert, wo dieser schlecht wird, was bei seiner Raubgier allerdings nicht lange warten läßt.

Lebensweise, Ranzen. Der L. lebt nur von frischem Raub und kehrt nur im Notfall zu dem gerissenen Stück zurück, von dem er nur wenig frißt, woraus allein schon seine große Gefährlichkeit für die Wildbahn resultiert; Aas nimmt er niemals an; er scheint vom Morden selbst wie berauscht zu werden, und dadurch erklärt es sich, daß er den Beobachtungen gemäß 7—8 Schafe in Einer Nacht gerissen hat, ohne auch nur von einem etwas zu fressen. Sein Angriff ist schleichend von hinten her, nicht von einer Erhöhung herab, wie vielfach behauptet wird und nur ausnahmsweise mag er von einem niedrigen Baumast oder schrägen Stamm

herab auf ein darunter vorbeiziehendes Wild springen. Unhörbar schleichend, sucht er mit einem Sprung das Opfer zu erreichen oder mit 2—3 Sätzen; mißglücken diese aber, dann läßt er ab. Er springt dem größern Wild stets auf den Rücken, schlägt seine Klauen tief in den Hals ein, reißt die Adern auf und bringt so dasselbe bald durch Schweißverlust zu Fall; er kann Sprünge von 3—4 m Weite machen. Alle wilden und zahmen Tiere, die er bewältigen kann, schlägt er; mit der Katze lebt er in Todfeindschaft, weshalb sie stets seine Nähe meidet, und den Fuchs würgt er ab, wo er seiner habhaft werden kann. Ungesellig wie die Wildkatze, bringt nur die Ranzzeit mehrere zusammen, wo es dann arge Schmisse zwischen den Nebenbuhlern absetzt und die plärrende, heisere Stimme eine Art Geheul anstimmt. Den Tag verschläft er gern in den wärmenden Sonnenstrahlen, mit Einbruch der Nacht beginnt er sein Räuberleben; nur wo er auf zahmes Vieh angewiesen ist, welches zur Nacht eingetrieben wird, reißt er dieses auch am Tag. Merkwürdigerweise hat man selbst in Rußland, wo er häufiger vorkommt und die Landleute die Wolfsgehecke eifrig aufsuchen, noch niemals ein Luchsgeheck gefunden, woraus auf dessen große Verborgenheit, vielleicht in Dachs- oder Fuchsbauen oder auch in gänzlich unzugänglichen Sümpfen oder Klüften, zu schließen ist. Die Ranzzeit fällt, den spärlichen Angaben nach, in den Januar. Die Luchsin geht zehn Wochen dick, wieviel Junge sie bringt, weiß man nicht mit Bestimmtheit.

Jagd. Zwar hält der L. die Wechsel und kehrt regelmäßig zu seiner Lagerstätte zurück, doch schweift er weit und unstät umher, wie es sein Raubwesen erheischt, und daher ist ihm mit Eisen wenig und nur zufällig beizukommen und um so schwerer, als der Köder immer frisch erhalten werden muß. Wie schwer er zu treiben ist, beweisen die Jagden am Harz, wo eine tüchtige Jägerei mehrere Winter hindurch ihm auf den Hacken war, ehe sie seiner habhaft wurde. Er schleicht kurz vor den Treibern her, läßt sich fast jeden Schritt abzwingen und benutzt jede passende Stelle, sich zu drücken, um sie vorüberzulassen, überspringt endlich, hart gedrängt, die Schneise und entkommt so in den meisten Fällen, daher die Treiber dicht gedrängt gehen müssen. Aus den Federlappen machte sich der Harzer L. gar nichts, wechselte sogar durch diese wieder in das eingestellte Jagen hinein, wogegen er Tuchlappen respektierte. Die sicherste Jagd scheint daher die mit einer scharfen Bracke zu sein, welche den losgemachten L. hart bedrängt und womöglich zu Baum treibt. Mehrere scharfe Hunde sind nicht anzuraten, da sie sich verleiten lassen, ihn zu packen, und dabei ihren Mut sicher mit dem Leben oder lebensgefährlichen Hieben büßen müssen. Ist der L. zu Baum getrieben, und gibt der Hund Standlaut, so soll der Jäger letztern erst an sich nehmen, ehe er schießt, um ihn von dem verwundeten und dann furchtbar gefährlichen Tier abzuhalten, welches sogar dem Jäger gefährlich wird und schon manchen furchtbar zugerichtet haben soll. Wie die Wildkatze, hat auch der L. ein sehr zähes Leben, daher ein zweiter Schuß bei zweifelhaften Fällen nicht zu verzögern ist. Von allem Wild leiden die Rehe am meisten von ihm, und nie wird ein Rehstand aufkommen, wo ein solches Raubtier sein Unwesen treibt, daher dessen Ausrottung in unsern Wäldern nur mit Genugthuung zu begrüßen ist. Auf dem Harz hatte er auf dem Ilseburger Revier allein in Einem Sommer acht Stück Rotwild, darunter Hirsche, gerissen, ungerechnet die, welche man in jenen Dickungen und Klüften voraussichtlich gar nicht gefunden hat.

Lucknetz (Lückennetz, Lauschnetz), s. v. w. Hasengarn.

Luder, s. v. w. Aas.

Luderhütte, eine Schießhütte, in deren schußmäßiger Nähe Luder ausgelegt ist, um aus ihr verschiedenes Raubzeug, besonders bei Nacht, zu schießen; namentlich kann man den Füchsen dabei Abbruch thun, während sich bei Wölfen ein Hochstand besser bewährt, weil diese, ehe sie das Luder annehmen, dessen Umgebung mehrmals zu umkreisen pflegen und dabei leicht Wind von dem Jäger in der Hütte bekommen, was beim Hochstand

weniger zu befürchten ist. Als die Wölfe in Deutschland noch häufig waren, bediente man sich der sogen. Lauer- oder Wachhütten, bei denen ein Jäger auf einem nahen Hochstand das Luder beobachtete und, wenn er an demselben Wölfe gewahrte, vermittelst Anziehens einer Klingel in der Schießhütte, welche durch einen Draht mit diesem Hochstand in Verbindung war, die in der Hütte befindlichen Jäger davon benachrichtigte. Dieselben verlappten sogleich in aller Stille die Luderstätte, zu welchem Zweck die Pfähle schon vorher in den Boden gesteckt waren, und verhinderten durch Hin- und Hergehen das etwaige Ausbrechen der Wölfe, bis der grauende Morgen die Jagd auf sie gestattete. Ob solche Lauerhütten noch gegenwärtig in Gebrauch sind, ist dem Verfasser nicht bekannt.

Ludern, s. v. w. Luder fressen oder kröpfen, vom Raubwild sowohl als vom Hund; auch die stinkenden Blähungen, die nach dem L. sehr ergiebig eintreten, bezeichnet man mit »l.«

Luderplatz, die Stelle, wo man Luder auslegt; um das Raubzeug schneller dorthin zu leiten, ist es praktisch, von verschiedenen Seiten und Wechseln her nach dem L. Luder oder Hasengescheide zu schleppen; wie man dies macht, ist beim Fuchsfang (S. 187) erörtert.

Luftjagd, s. v. w. Falkenbeize.

Lumme, rothalsige (Nordseetaucher), s. Taucher 6).

Lunge (Gelünge), s. v. w. Geräusch.

Lungenschuß, ein Schuß durch die Lunge. Das beschossene Wild fährt heftig zusammen und macht anfangs schnelle Flucht, muß aber bald anhalten und den gelbroten, schaumigen Schweiß in dicken Tropfen oder Klümpchen aushusten, der dann neben die Fährte fällt; vorausgesetzt, daß die Lunge schwer verletzt ist, thut sich das Wild bald nieder, verendet auch nach etwa einer Stunde, leichte Verletzungen kuriert es oft aus; auf den L. darf man daher nicht gleich hetzen, sondern muß dem Wild Ruhe gönnen.

Lunte, der Schwanz des Fuchses.

M.

Magd, faule (Wiesenralle), s. Ralle 1).

Mähne, die langen Halshaare des Edelhirsches.

Mahnen, der Brunftton des weiblichen Hochwilds.

Mähnenreiher, s. Reiher 7).

Malbaum, ein Baum, an dem sich das Schwarzwild zu reiben pflegt und dadurch die sogen. Schilder oder Panzer namentlich auf den Blättern erhält, wenn der M., wie häufig, ein Nadelholzstamm ist. Eigentümlich ist die Vorliebe für gewisse Bäume, die immer wieder besucht werden und durch das Reiben tiefe Gruben bekommen, deren Deutung dem Laien viel Kopfzerbrechen macht.

Maltesergeier, s. Geier 3).

Mandelkrähe (Blauracke), s. Häher 4).

Mankei, s. v. w. Murmeltier.

Männchen macht der Hase, wenn er sich auf den Hinterläufen aufrichtet, um zu sichern; s. Kegel.

Mannigfalt nennen einige den Pansen oder Wanst des wiederkäuenden Wildes wegen seiner mannigfachen Abteilungen.

Mantelkrähe (Nebelkrähe), s. Rabenartige Vögel 3).

Marder (Mustelina), Familie aus der Ordnung der Raubtiere, welche die Gattungen: M. (s. unten), Dachs, Fischotter, Wiesel und Iltis (s. d.) umfaßt. Sie treten mit der ganzen Sohle auf, sind von langgestrecktem Körper, haben kurze Läufe, vorn und hinten mit fünf Zehen; der ovale Schädel ist mäßig gestreckt mit breiter Hirnschale.

Gattung **Mustela.** Weidmännische Ausdrücke wie beim Fuchs, doch heißen die Pfoten Branten; wenn er zu Baum steigt, baumt er oder holzt auf, springt er von Baum zu Baum, so baumt er fort; die Stelle, wo er beim Herabspringen die Branten aufsetzt, heißt der Absprung, wo er hinaufklettert, z. B. an einer Wand, also nicht an einem Baum,

da ist der Aufstieg. 38 Zähne zum Unterschied von den Iltissen, die nur 34 Zähne haben.

1) **Baummarder** (**Mustela Martes** ***Briss.***; Edel-, Gold-, Wald-, Buch-, Tannenmarder). Schädel gestreckt und lang, auf der Firste ein Knochenkamm bis an die Stirn; Vorderkörper und Hals von gleicher Stärke. Sohlen so dicht behaart, daß die rundlichen Ballen kaum zu erkennen sind, unter dem Hals ein rostgelblicher Fleck. Rute etwa von halber Körperlänge, dicht und buschig behaart. Gesamte Länge 82 cm, davon die Rute 27 cm. Unterhaar gelb, Oberhaar dunkelbraun, Läufe und Rute braunschwarz, Seher braun, äußerst feurig. Der Baummarder ist ein der kleinen Jagd, selbst Reh- und Hirschkälbchen äußerst gefährliches Raubtier, dem vermöge seines außerordentlichen Kletter- und Sprungvermögens sowie seiner ungemein scharfen Sinne kaum ein Tier entkommt, welches er bewältigen kann, und selbst schlafende Vögel hoch im Gezweig schweißten unter seinen Klauen, ehe sie von ihren Flügeln Gebrauch machen konnten. Selbst im Wasser, sei es ruhig oder strömend, ist er zu Haus, da er anhaltend schwimmt. Er miaut ähnlich einer Katze und keckert boshaft in Gefahr.



Spur des Baummarders.

Verbreitung, Aufenthalt. Seine Verbreitung erstreckt sich fast über ganz Europa und gegen Osten so weit, daß er neben dem Zobel an dessen westlicher Grenze vorkommt. Sein Aufenthalt sind Wälder, und menschlichen Wohnungen kommt er nur zur Ranzzeit und ausnahmsweise nahe, wahrscheinlich durch ranzende weibliche Steinmarder angelockt, denn seine Verbastardierung mit diesen ist sicher. Er haust in allerlei Höhlen und Felsgeklüft, doch nicht in Erdbauen, bezieht auch Raubvogelhorste und Eichhörnchennester und hat überhaupt mehrere Lagerstätten, wie es sein weit herumschweifendes Leben mit sich führt.

Lebensweise, Ranzen. Seine Nahrung besteht den größten Teil des Jahrs hindurch aus frischem Fleisch, wenn und wo er seiner habhaft werden kann; er raubt jedes warmblütige Tier, das er zu bewältigen vermag, und frißt bei Überfluß nur sehr wenig von größern Arten, sondern saugt ihnen das Blut und frißt ihnen das Gehirn aus, reißt daher um so viel mehr. Verfasser war selbst Augenzeuge, wie er ein Rehkälbchen neben der Ricke beschlich, so daß nur ein rechtzeitiger Schuß dieses rettete; den alten, viel stärkern Lampe beschleicht er im Lager, verbeißt sich in dessen Genick und läßt nicht los, bis sich dieser zu Tod gestrampelt hat und am ausgesogenen Schweiß verendet ist; dann frißt er hier und da an ihm herum und läßt ihn liegen. Der Baummarder fängt zwar manche Maus, auch Spitzmäuse und Maulwürfe, und verzehrt viele Käfer, ebenso Ebereschbeeren und Obst; wieviel Brutvögel und deren Junge und Eier er aber vernichtet und junge Hasen würgt, weiß nur der beobachtende Jäger. Wie auf ebenem Boden, klettert er am glattesten Buchenstamm, auch am Tag, umher, läßt kein Loch, keinen Zweig ununtersucht und häkelt mit großem Behagen die jungen Höhlenbrüter, wenn sie nicht ihm unerreichbar tief sitzen, heraus, und wie er den Eichhörnchen nachstellt, haben wir bei diesem gesehen. Die Dohnenstege leert er aus und holt die gefangenen Vögel aus den Schlingen, kurz der Jäger sieht in ihm einen so gefährlichen Feind, daß er ihm, abgesehen von dem wertvollen Balg, unablässig nachstellt, eventuell ihm nachstellen sollte, auch wenn der Balg im Sommer nur wenig Wert hat. Der Baummarder ranzt schon im Januar, wobei es zu bissigen Balgereien zwischen den Männchen kommt, und nach neun Wochen bringt das Weibchen 3—4 etwa zwei Wochen hindurch blinde Junge, welche es mit großer Liebe und Sorge hegt und säugt. Sie sind in ihrem Thun und Treiben höchst possierlich und werden so zahm und ihrem Pfleger anhänglich, daß sie ihm wie Hunde folgen; da sie aber ihre Räubernatur doch nicht immer verleugnen, so ist ihre Aufzucht nicht ratsam, so lohnend sie in andrer Hinsicht für den Naturfreund ist.

Jagd und Fang. Allerdings liefert

der glückliche Zufall manchmal einen Baummarder dem Jäger vor die Flinte, einige Sicherheit des Erfolgs bietet aber nur eine Neue, welche der Jäger daher nie versäumen sollte. Die Spur des Baummarders ist der der Katze nicht unähnlich, aber länglicher, die Klauen sind ausgedrückt, und je zwei und zwei Tritte stehen im Schrank nebeneinander, der des rechten Laufs etwas vor dem linken; im Springen tritt er mit den Hinterläufen in die Spur der vordern, manchmal stellt er die Läufe wie ein Hase, oder man sieht nur drei Tritte. Die Ballen sind nur wenig abgedrückt. Ist frischer Schnee gefallen, so folgt der Jäger der gefundenen Fährte unverdrossen nach, oft sehr weit, und vertritt sie, um stets zu wissen, von wo er gekommen ist. Dabei muß er aber stets auf Kreuzspuren achten, die durch Widersprünge entstanden sind, und genau die alte, mit Schnee befallene Spur von der frischen sondern. Hört die Fährte auf, und findet er einen Aufstieg, so muß er den Baum von allen Seiten genau nach Löchern untersuchen; hat dies kein Resultat, die Äste, besonders wo er abgefallenen Schnee bemerkt, denn gar häufig hat der M. fortgebaumt, und dann muß der Absprung gesucht, resp. der Platz umkreist werden, bis die Spur wieder aufgefunden ist. Ist dies nicht der Fall, so erfolgt nochmalige Prüfung der Äste, und gar oft wird man alsdann den M. auf einem Ast gedrückt finden, wo er dann so gut wie in der Tasche ist, da er keinen Fluchtversuch macht, sondern den Jäger dumm anglotzt, selbst nach einem Fehlschuß, und wenn dieser mit ihm unerwartet und ohne Flinte zusammentrifft, so stellt er seine Mütze auf einen Stock oder bindet sein Taschentuch daran, kurz, läßt irgend ein ähnliches auffallendes Merkmal zurück und holt die Flinte, er findet den M. bei seiner Rückkehr sicher noch im Angaffen dieses Schreckbilds versunken. Steckt der M. in einem Baumloch, und darf der Stamm nicht gefällt werden, so muß der Jäger die Stelle erklettern und mit einer Gerte den Insassen herauszutreiben suchen. Mancher bedient sich dabei eines Krätzers, verdrießlich bleibt diese Sachlage aber immer, da der M. dabei leicht entkommt, es sei denn, daß ein sehr scharfer, schneller Hund ihn beim Absprung gebührend empfängt; auch wenn der Stamm gefällt werden darf, ist der Beistand des vierbeinigen Freundes von großem Wert, denn der mit langen Sprüngen herausfahrende M. läßt dem Jäger nur wenig Zeit zum Abkommen, wohingegen der schnelle, scharfe Hund ihn sicherer fängt oder doch zu Baum treibt, verbellt und seinem Herrn alsdann leichtes Spiel verschafft. **Ausräuchern** (s. d.) ist mißlich und, weil gefährlich, meist verboten.

Sehr lohnend ist der **Fang** in Eisen und Fallen. Man wendet zunächst die **Mord**- oder **Rasenfalle** an. Als Köder dient ein Vogel, Hasengescheide oder eine mit Honig bestrichene gebackene Pflaume, und die Falle fängt sehr sicher, sofern sie nur auf recht versteckter, ungestörter Stelle steht, was freilich nicht so leicht zu erreichen ist, zumal sie sehr in die Augen fällt, was noch mehr von der Prügelfalle gilt. Seit Erfindung der **Weberschen Raubtierfalle** wird diese mit großem Erfolg auf M. angewandt und für diese in entsprechender Größe angefertigt. Als Köder dient ein Ei oder auch die bei der Rasenfalle angegebenen Gegenstände. Verwittert braucht sie nicht zu werden, vielmehr genügt ein Bereiben mit Baumknospen &c.; wer jedoch eine Witterung zu benutzen wünscht, wende sich an den Erfinder, welcher eine solche dazu verabfolgt. Außerdem werden die ein- und zweiklappige Marderfalle und die **Klappfalle** benutzt; besondere Dienste leistet auch das **Tellereisen**, welches, leicht verwittert, auf den Absprung gelegt und mit Laub, Spreu &c. verblendet wird. (Die nähere Beschreibung dieser Fallen und Eisen ist im Art. »Falle« nachzusehen.) Muß das Tellereisen verwittert werden, was in Gebäuden oder im Freien, wenn man den Absprung nicht kennt, notwendig ist, so sind folgende **Witterungen** zu empfehlen, die der Verfasser dem Lehrbuch von Winckell, resp. seinem »Weidwerk« entnommen hat, und die sich bis auf die Jetztzeit unverändert als probat erhalten haben: a) 3 Gran (altes Gewicht) vom besten Moschus, 1½ Quentchen Anisöl, 1½ Quentchen Bilsenöl in ein Glas ge-

than und tüchtig umgeschüttelt. Nur einen, höchstens zwei Tropfen hiervon bringe man auf ein reines Läppchen und bestreiche damit alle Teile des gut geputzten Eisens. Winckell zieht diese Witterung allen andern, im Freien sowohl als in Gebäuden, vor, zumal sie sich in einem gut verwahrten Glas jahrelang hält. b) Eine andre Witterung, welche sich in steinerner Büchse an kühlem Ort ebenfalls jahrelang hält, ist folgende:

½ Lot Anisöl	zerstoßen;
8 Gran Ambra	
8 " Bisam	
8 " Bibergeil	
4 " Kampfer	

man thue sie in 1 Lot über Kohlen zerlassenes Hühnerfett, wenn dies noch warm ist, und rühre es tüchtig um. c) 1 Pfd. reine, frische, ungesalzene Butter, 1½ Pfd. welsche, nußgroße Nachtschatten (grüne, frische Mäuseholzschale, Solanum dulcamara),

6 Stück kieferne Knospen	
1 Bohne groß Bibergeil	pulverisiert.
1 Messerspitze voll Violenwurzel	
½ Kupferpfennig schwer Marum verum	
1 Linse groß Zibet	
25 Tropfen Kampferöl	

Alles, außer dem Kampferöl, welches erst dann unter die Masse gerührt wird, wenn sie, vom Feuer genommen, etwas verkühlt ist, zusammen in einem neuen Tiegel drei Minuten gelind unter fortgesetztem Rühren über Kohlen gebraten und dann in einer gut zugebundenen steinernen Büchse an einem kühlen Ort verwahrt. Zum Verwittern eines Schwanenhalses von gewöhnlicher Größe und der zum Verfüttern nötigen Füllung nimmt man von dieser Masse so viel, daß das Klümpchen die Größe einer Haselnuß nicht übersteigt. Im Freien soll diese Witterung herrliche Dienste leisten, mir sind der Ingredienzien zu viele, als daß sie nicht etwas nach weidmännischem Zopf riechen sollte; gleichwohl glaubte ich sie Liebhabern nicht vorenthalten zu dürfen. Die nachstehende, vom Grafen Mellin angegebene scheint mir ihrer Einfachheit halber solider. d) 16 Lot Gänsefett nebst den davon erhaltenen Grieben, klein geschnittenen weißen Zwiebeln und klar gehacktem Hühnerfleisch thue man in einen (neuen) Tiegel und lasse die Masse unter beständigem Rühren (mit Holz) so lange kochen, bis sie gelb wird. Wenn sie vom Feuer genommen ist, mische man eine Zuckererbse groß gestoßenen Kampfer hinein. e) Das Eisen mit Katzenkraut (**Marum verum**) berieben ersetzt jede Witterung, ist aber Katzen, die sich wie verrückt auf selbigem herumwälzen, ebenso verderblich, was, wo sie unerwünscht sind, nichts schadet.

Als **Anbiß** oder **Brocken** empfiehlt Winckell: a) Man zerlasse ungesalzene Butter, so viel, als dazu gehört, eine beliebige Quantität würfelig geschnittenes Brot fett zu machen, in einem neuen Tiegel, lasse ein Scheibchen von einer weißen Zwiebel etwa eine Minute darin kreischen, nehme sie dann heraus, lege nun das Brot hinein, füge, wenn man einen Eßlöffel voll Butter nahm, einen Theelöffel voll Honig hinzu und lasse es tüchtig braten. Beim Abnehmen von den Kohlen streue man ein klein wenig gestoßenen Kampfer über die Masse. Hunden und Katzen schmeckt dieser Brocken leider auch sehr gut. b) Man nehme 2 Pfd. süße, frische, sehr rein gewaschene Butter, lasse sie über Kohlen unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen zergehen, thue eine weiße Zwiebel in der Größe eines Fangapfels, in vier Stücke zerschnitten, und eine Nuß groß römische Engelwurzel (**Angelica archangelica** *L.*), ganz klein gehackt, hinzu. Nach 10 Minuten werfe man 1 Unze von der Wurzel der Schwertlilie, ganz klar gestoßen, hinein, lasse alles unter fortgesetztem Rühren etwa 1 Stunde lang gelind kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer und mische noch 2 Quentchen fein gestoßenen Kampfer hinein. Wenn Winckell warnt, einen weitern Zusatz beizufügen, so stimmen wir ihm bei, uns scheint manches Ingrediens überflüssig. Sehr probat ist: c) Man nehme ein Ei und bohre auf der Hälfte desselben mit einer langen Nähnadel (besser mit einem der üblichen Eierbohrer) ein Loch durch die Schale so groß, daß man ein kleines Knebelchen an einem Faden hineinstecken und es quer gegen das Bohrloch legen kann. Das Loch verkitte man alsdann mit Gips, damit das Ei nicht aus-

Hirschfänger mit der linken Hand unter dem Zuspruch: »Hier hast du nun deine Wehr, die gebrauche zu Gottes Ehr', zu Lieb und Nutz des Herren dein, halt dich ehrlich, treu und fein; wehr dich damit deiner Feinde, doch unnütze Händel meide. Gürte deine Lenden wie ein Mann, der sein Horn recht blasen kann. Nunmehr hast du deine Freiheit, es gehe dir wohl allezeit!« Die Feier wurde nach guter deutscher Art mit einem entsprechenden Zechgelage würdig und gründlich beschlossen.

Lehrprinz, s. v. w. Lehrherr, Abkürzung von Lehrprinzipal.

Lehrzeit, die Ausbildungszeit für einen des Jagd- (und resp. Forst-) Fachs beflissenen jungen Menschen; sie dauerte früher etwa fünf Jahre.

Leib. Gut oder schlecht bei oder von L. bedeutet gut oder schlecht genährt; ein höherer Grad von gut bei L. ist feist; bei einem niedern, als schlecht bei L., kümmert das Wild.

Leibhatz, eine aus den besten schweren und leichten Hatzhunden zusammengestellte Hatz, welche in der Nähe des Jagdherrn hielt. Sie bestand aus 8 schweren und 4 leichten, später aus 4 schweren und 2 leichten Hunden und war somit im stande, das stärkste Schwein zu fangen und festzuhalten.

Leibjäger, ein Jäger, der zur speziellen Bedienung des Jagdherrn angestellt ist, ihn auf Jagden begleitet, die Gewehre lädt und überreicht, neuerdings aber auch im vollen Leibjägerornat bei Tafel Bedienung macht, Stiefel und Messer putzt und andre friedliche Geschäfte besorgt.

Leicheneule, **Leichenhühnchen**, **Leichenvogel** (Steinkäuzchen), s. Eulen 4).

Leicht machen, sich, bei den Hunden sich lösen, von hinten ausleeren.

Leier, hier und da gebräuchliche scherzhafte Bezeichnung des Schwanzes vom Schwarzwild.

Leine, der Strick, an welchem Jagd- und Hatzhunde geführt werden. Bei den Jagdtüchern hat man Ober-, Unter- und Windleinen.

Leinenführig nennt man die Hühnerhunde, welche sich willig am Strick führen lassen; von Windhunden sagt man strickbändig.

Leithund, früher der vornehmste Hund, jetzt kaum mehr vorhanden, war von der Größe eines mäßigen Hühnerhunds, von sehr starkem Kopf und langem, starkem Fang, lang behangen, besonders auch an den Lefzen, meist von gelblicher oder grauer Farbe und diente dazu, dem Vorsuchjäger die Edelwildfährten zu markieren, damit dieser sie ansprechen und danach feststellen konnte, wieviel und welche Art von Stücken in dem mit dem L. vorgesuchten Distrikt standen. Der L. wurde von jeder beståttigten Fährte abgetragen und stets am Hängeseil geführt, durfte also niemals jagen.

Leittier, s. v. w. Kopftier.

Lendenbraten (Mörbraten [plattd., von mürbe], Lömmern), die neben dem Rückgrat liegenden Wildbretstreifen; sie gehören zum feinsten Wildbret.

Leporiden (Hasenkaninchen, franz. Lapins), Bastarde von Kaninchenrammlern und Setzhasen, die in Größe und Schwere zwischen beiden Stammtieren stehen und neuerdings vielfach gezüchtet werden, was in Frankreich zuerst geschah. Da sie jedoch nur Haustiere sind, so haben sie kein jagdliches Interesse.

Lerchen (**Alaudidae**), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Der Lauf länger als die Mittelzehe, vorn und hinten getäfelt; Schnabel ohne Kerbe vor der Spitze; neun Handschwingen, an der Hinterzehe ein langer, spornartiger Nagel.

1) **Feldlerche** (**Alauda arvensis** *L.*). Länge 17 cm, Schwanz 7, Lauf 2,4, Mittelzehe ohne Nagel 1,5, Schnabel 1,1 cm. Schnabel kegelförmig, kürzer als der Kopf, 3. und 4. Handschwinge (beide gleichlang) die längsten, diese und die kürzere 1. bilden die Flügelspitze. Die 5. Handschwinge kürzer als die Armschwingen. Oberseite erdfarbig mit rostgelblichen Kanten und braunschwarzen Schaftstreifen, Zügel und Augenstreifen heller braun; Wangen braun, mit Rostgelb vermischt; der ganze Unterleib gelblich-grauweiß, Kropf, Oberbrust und Seiten rostgelblich angeflogen; Flügel und Schwanz schwarz-

braun mit hellen Rändern, die äußerste Schwanzfeder auf der Innenfahne reinweiß mit einem schmalen dunkeln Schaftstreifen. Schnabel schwarz, unten weißlich. Ständer bräunlich-fleischfarben, haben an der Hinterzehe einen schräg aufstehenden Nagel, den Sporn. Iris dunkelbraun. Weibchen kleiner und heller gezeichnet; die Jungen ebenfalls heller, aber lebhafter gefleckt. Es gibt Exemplare, die ins Weißliche oder Schwarze variieren, aber keine besondere Art bilden. Die Feld- oder Ackerlerche ist ein überall bekannter und beliebter Vogel, ihr Lied gleich dem der Nachtigall von jedermann gern gehört. Sie ist überall zu finden, nur nicht in größern Wäldern und höhern Gebirgslagen; als Zugvogel streicht sie südlich bis ins mittlere Afrika; sie ist heimisch in ganz Europa, Asien, auch Afrika. Im Februar kehren die ersten Feldlerchen zu uns zurück und bauen Ende April ihr einfaches, stets auf der Erde stehendes und doch schwer zu findendes Nest, bald in Getreide- oder Kleefeldern, bald an Wiesenrändern, in einer kleinen Erdvertiefung aus Gräsern, kleinen Wurzeln, Stoppeln, Federn und Haaren. Im April findet man 4—5 erdbraune, mit dunklern Flecken und Punkten gezeichnete Eier, die am stumpfen Ende zuweilen einen Kranz bilden. In 14 Tagen sind sie ausgebrütet. Die Lerche brütet 2—3mal im Sommer. Sie nährt sich von Käfern, Heuschrecken, Spinnen und sonstigen kriechenden Insekten; mangeln diese, von zarten Gräsern und Körnern, besonders Grassämereien. Nicht eigentlich scheu, drückt sie sich vor Menschen oder läuft mit emporgesträubten Kopffedern eine Strecke vor ihm her und schwingt sich dann mit lautem »Trili!« in die Luft. Der lieblichen Sängerin wird vielfach von allerlei Raubzeug nachgestellt; ihr ärgster Feind ist der Lerchenfalke (Falco subbuteo), und selbst der Mensch, der sie am meisten schützen sollte, fängt sie, um seiner Genußsucht zu frönen. Trotzdem ist die Feldlerche einer der verbreitetsten Vögel, denn außer den genannten Örtlichkeiten, welche sie meidet, wird man sie nirgends vermissen und die Luft stets von ihrem lieblichen Gesang erfüllt finden, den sie bis in die späte Nacht hinein und von der frühen Morgendämmerung ab ertönen läßt. Sie ist die lieblichste Bewohnerin unsrer Felder.

2) **Heidelerche** (**Alauda arborea** *L.*; Baumlerche). Länge 14,9 cm, Schwanz 5,2, Schnabel 1,2, Lauf 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Die vier vordersten Schwingen bilden die Flügelspitze; die fünfte Handschwinge ist länger als die Schwingen zweiter Ordnung. Alle Schwanzfedern, nur die mittlern ausgenommen, haben weiße Endspitzen; die ziemlich großen, abgerundeten Federn des Hinterkopfs bilden eine kleine Holle und sind von einem gelblichweißen Rand gesäumt; den Flügelrand begrenzt eine schwarzweiße Binde; Bürzel ohne Flecke; Schnabel dünn. Die Heidelerche ist kleiner und kürzer als die Feldlerche, sonst derselben sehr ähnlich. Sie ist in ganz Europa heimisch, weniger im Norden als im Süden, bewohnt vorzugsweise Wälder mit Blößen, wo sie mehr in Nadelhölzern zu finden ist als in Laubhölzern, öde Heiden, kurz einsame, sandige Gegenden mit spärlicher Vegetation. Sie baut ihr kunstloses Nest in einer Erdvertiefung im Heidekraut, in Fahrgeleisen, auf lichten Waldstellen und legt 4—6 Eier von zarter, glanzloser Schale, welche auf weißlichem Untergrund viele graubraune Flecke und Zeichnungen haben. Ihre Nahrung ist die der Feldlerche, mit deren Lebensweise sie viel gemein hat. Die Heidelerche hat einen lieblichen, leisen, weichen Gesang, der aus einzelnen Strophen: »Dieli, dieli, dieli — lill illillill, didldidldidldidl!« &c. besteht und in stiller Nacht ungemein erhebt und manches bedrängte Herz beruhigt. Sie kommt und geht mit der Feldlerche.

3) **Haubenlerche** (**Alauda cristata** *L.*, **Galerita cristata** *Boie*; Kapplerche, Schopflerche). Länge 17,3 cm, Schwanz 6,6, Schnabel 1,6, Lauf 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 1,5 cm. Die Flügelspitze wird von der zweiten und fünften Schwinge gebildet. Auf dem Kopf eine aus schmalen lanzettförmigen Federn gebildete Holle, die bedeutend den Hinterkopf überragt. Sie ähnelt den vorigen L. in der Farbe des Gefieders so sehr, daß wohl von der genauen Beschreibung abgesehen werden kann.

lernder (Flußuferläufer), s. Uferläufer 1).

Mehlvogel (Kornweih), s. Weihe 3).

Meisterjäger, in frühern Zeiten ein Jäger, welcher die Leithundsarbeit am besten verstand.

Melden sagt man vom Auerhahn, wenn er mit dem Knappen beginnt, und je eifriger oder launischer er dies thut, desto besser oder schlechter meldet er. — Sich m. sagt man vom Muttertier beim Hoch- und Rehwild, wenn es Gefahr für das Kälbchen ahnt und dasselbe warnt.

Melker (Waldkauz), s. Eulen 10).

Menk (Nörz), s. Iltis 4).

Merle, s. Drosseln.

Merlin (Zwergfalke), s. Falken 7).

Messerschnäbler, s. Säbelschnäbler.

Meute, eine Anzahl Hunde, welche gewohnt sind, ein Wild gemeinschaftlich zu jagen. Vor allen versteht man die Parforcehunde darunter, von denen in der Regel 50—80 zu einer Meute gehören, wenn man sie auch nicht immer gleichzeitig jagen läßt, sondern einen Teil in Reserve oder als Relais zurückbehält. Übrigens nennt man auch eine geringere Anzahl von Bracken oder Wildbodenhunden, die zusammen jagen, »M.« Ihre Anwendung und Führung ist bei den betreffenden Wildarten erörtert.

Milane (**Milvinae**), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel, welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt nur eine Gattung: **Milvus**. Es begegnen uns in dieser Unterfamilie Raubvögel von großem, starkem Körperbau, langem Fittich und Schwanz, so daß sie im Flug viel Imposantes zeigen und den kleinern Adlern an Größe wenig nachstehen. Der Kopf ist nur mäßig stark, der Schädel flach; Augen graugelblich; Schnabel im Verhältnis zur Körpergröße nicht stark, aber mit langem, stark gebogenem Haken und geringer Zahnausbuchtung. Die Mundspalte reicht bis unter die Hälfte des Auges, die Kopf- und Nackenfedern sind adlerartig starr und zugespitzt. Die vierte Schwinge ist die längste, die dritte und fünfte fast gleichlang; der Schwanz ist gegabelt, was bei keiner andern Raubvogelgattung unsers Gebiets vorkommt. Zehen kurz und dick mit schwachen, wenig gekrümmten Krallen; der nackte Teil des kurzen Laufs mit Schildern gepanzert. Die M. sind zwar keine schnellen Flieger, gleichwohl ist ihr Flug überaus schön, sowohl in den segelnden Kreisen als in den Wendungen. Zwei Arten.

1) **Roter Milan** (**Milvus regalis** *Briss.*, Falco **Milvus** *L.*, **Milvus ictinus** *Savigny*, Accipiter **Milvus** *Pallas*; Gabelweih, Königsweih, Gabelschwanz, Schwalbenschwanz, Corvy, Hühnergeier, Schwimmer, Twillsteert, Mullane). Beschreibung. Länge 70 cm, äußere Schwanzfedern 36, mittlere 29, mithin der Schwanz 7 cm, tief ausgeschnitten, Schnabel 4, Hackengelenk 7,5, Mittelzehe 3,8, ihre Kralle 2, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,5 cm. Das Männchen ist um 4—5 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer. Die vorherrschende Farbe des roten Milans ist lebhaft rotbraun mit dunkelbraunen und schwarzen Zeichnungen, das Auge der jungen Vögel bräunlichgrau, im Alter grünlichgelb. Schnabel an der Spitze dunkel, in der Jugend hornfarbig-schwarzgrau, im Alter gelblichweiß, Füße ockergelb, Krallen schwarzgrau, Hackengelenk bis über die Hälfte befiedert, Hosen lang. Zehen kurz mit sehr dicken, nicht hohen Fangwarzen oder Zehenballen, regelmäßig geschildert; mittlere Zehe mit 13, äußere mit 6, innere und hintere mit meist je 5 Ballen; an der Vorderseite des Laufs sechs große Schilder, dessen Hinterseite und die übrigen Teile des Fußes weiter, resp. enger genetzt. Der tief gegabelte Schwanz macht ihn vor allem kenntlich, auch sind die angegebenen Farben stichhaltig, da er nach Alter und Geschlecht nur wenig von dieser Hauptfärbung abweicht. Das alte Männchen ist an Kopf, Nacken und Kehle weiß mit schwarzgrauen Schaftflecken, Rückenfedern dunkelbraun, rostrot eingefaßt und hell gekantet mit schwarzen Schäften. Bürzel und mittlere Schwanzfedern rostfarbig, Randfedern an der schmalen Außenseite schwarzbraun, an der breiten Innenseite dunkel rotbraun, am Rand mit 13—14 dunkeln, schmalen Binden, die sich nach unten hin verkürzen. Die Schäfte der Schwanzfedern sind oberseits

schwarzbraun, unterseits hell rötlichweiß, die Bänderung der Oberseite schimmert durch. Obere Flügeldeckfedern rötlichgrau mit dunkeln, soweit sie bedeckt sind, weißen Schäften. Die bedeckten Teile der größern Deckfedern weiß, wodurch infolge Verschiebung die ganze Färbung ein buntes Aussehen erhält. Handschwingen glänzend schwarz, oberhalb des nicht ausgeschweiften Teils weiß mit dunkler Bänderung, die untern Flügeldeckfedern am Daumen rötlich mit dunkeln und weißen Flecken, sonst weiß. Kehle und Brust hellrötlich mit großen braunen, der ganze Leib rotbraun mit dunkeln Schaftstrichen. Steißfedern rötlichweiß ohne Zeichnung. Schnabel gelblichweiß, Spitze dunkler, Wachshaut gelb. Augen grünlichgelb, Bartborsten schwarz. Das alte Weibchen ist durchweg intensiver rotbraun gefärbt, nur Scheitel, Nacken und der untere Teil der Kehle bräunlich, sonst dem vorigen sehr ähnlich. Der junge Vogel hat auf Stirn, Scheitel und Hinterkopf graubraune, rötlich geränderte, an den Kielen und Spitzen weiße Federn mit schwarzen Schaftstrichen. Hals-, Brust- und Schulterfedern rötlichbraun mit weißen Spitzen und schwarzen Schaftstrichen. Der ganze übrige Vorderleib rötlichbraun mit weißen Schaftstrichen und Schäften, die kleinen Flügeldeckfedern weiß, die Rückenfedern rötlich hell abgekantet. Der junge Vogel hat ein viel helleres, bunteres Kleid, erhält aber schon in der zweiten Mauser dunkle Schaftstriche, die sich bei der dritten Mauser in das Kleid des alten Vogels umwandeln. Augen gelblichgrau, Schnabel dunkel horngrau, Wachshaut und Füße mattgelb. Die angegebenen Farben wechseln je nach Jahreszeit und Alter, doch ist der Milan kaum mit andern Raubvögeln zu verwechseln. Schon sein leichter, schwebender Flug macht ihn in der Luft kenntlich, abgesehen von dem weißlichen Kopf und gegabelten Schwanz, den er in fortwährender Thätigkeit als Steuer braucht, während er wohl eine Viertelstunde ohne Flügelschlag kreist. Seine Stimme, die man nur zur Paarungszeit vernimmt, ist ein angenehm klingendes trillerndes Pfeifen.

Verbreitung, Aufenthalt. Er verbreitet sich über ganz Europa und einen Teil Westasiens, vom 60.° nördl. Br. ab, liebt Wärme und ist deshalb für das nördliche Deutschland, dessen wasserreiche Ebenen er gern bewohnt, Zugvogel und zieht bis Nordafrika. Zur Horstzeit sucht er lichte Waldungen, sonst liebt er Feldhölzer als Nachtquartiere, hält sich bei Tag aber am liebsten auf Feldern und Ebenen auf, wo er von einem Pfahl oder Stein herab auf Raub lauert. Der Milan geht ungeschickt und nimmt bald die Flügel zu Hilfe.

Lebensweise, Horsten. Außerordentlich gefräßig, lebet der Milan von kleinen Nagern, Amphibien und Reptilien, toten und lebenden Fischen, die er von der Oberfläche der Gewässer nimmt, mit Vorliebe von Aas und kann jungem Geflügel, überhaupt der kleinen Jagd gefährlich werden, wenn ihm gewöhnliche Nahrung mangelt und er Junge zu füttern hat. Ein gefährlicher Räuber ist er jedoch nicht, im Gegenteil macht er sich durch seine Vertilgung von Nagern und Aas mehrfach nützlich und verdient zeitweise Schonung. Den Edelfalken jagt er manchen guten Bissen ab, muß aber solche auch oft den Krähen und Konsorten lassen. Der Herbstzug wird in Gesellschaft und ohne Eile betrieben, da einzelne alles sich Darbietende gern mitnehmen und so ein fortwährendes Niederlassen und Aufschwingen entsteht. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm. Sein Horst steht teils auf Laubhölzern, teils auf Kiefern und besteht aus Reisern, Wurzeln, Heidekraut, auch Lumpen und Papier. Der alte Horst wird mit Vorliebe wieder bezogen und ausgebessert; die heraushängenden Lumpen &c. kennzeichnen ihn. Sein Gelege besteht aus 2—3, selten 4 Eiern, die kaum von Bussardeiern zu unterscheiden sind, in Form und Größe von 5,4 : 4,4 cm bis 6 : 4,5 cm wechseln und im unbebrüteten Zustand eine grünlichweiße Grundfarbe mit großen und kleinen rotbraunen Flecken und Punkten haben, welche zuweilen am untern Pol kranzförmig auftreten. Sie kennzeichnen sich durch eigentümlich feine braune Striche und Schnörkeleien, welche aber auch, wenngleich selten, auf Bussardeiern vorkommen.

Im März findet man die Gelege, welche in etwa drei Wochen ausgebrütet werden; ob von Weibchen und Männchen abwechselnd, ist nicht erwiesen. Letzteres trägt fleißig Fraß hinzu. Die Jungen werden mit Insekten, Fröschen u. dgl. gefüttert, später mit allem, was die Alten erwischen können, jungen Hasen, zahmem und wildem Geflügel.

Jagd. Es wird über die Schädlichkeit und Nützlichkeit des roten Milans viel gestritten; bald wird er als höchst schädlich, bald als sehr nützlich hingestellt, die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Der Jäger von Fach, besonders wenn er die Aufgabe hat, eine heruntergekommene Wildbahn aufzubessern, möge ihn nicht dulden; wo man aber von Mäusen und andern Kalamitäten durch schädliche Tiere heimgesucht wird, schone man ihn, denn er schafft große Massen davon weg und ist im stande, in kürzester Zeit ein Dutzend Mäuse zu verschlingen. Daß er dem Hausgeflügel nachstellt, ist zwar außer Zweifel, doch nur, wenn es noch sehr jung ist, und so dreist der Milan werden kann, so scheu wird er, wenn er Gefahren ahnt. Im Freien ist ihm daher mit dem Gewehr kaum beizukommen, schon auf einige hundert Schritt streicht er ab, so daß sogar ein Büchsenschuß mit wenig Erfolg anzubringen ist; um so gründlicher kann man ihn dagegen durch Zerstörung der meist nicht schwer zugänglichen Horste vertreiben und besonders, wenn die Jungen schon eine gewisse Größe haben, so daß die Alten keine zweite Brut mehr beginnen können. Wirft man dabei die Horste von den Bäumen herunter, so meiden die bisherigen Inhaber diese Gegend in den meisten Fällen für lange Zeit. Auch in Fallen ist der rote Milan öfter gefangen worden, so auch im Habichtskorb und Falkenstoß, sofern er für senkrecht stoßende Vögel durch die Kreuzleinen fängisch gestellt wurde, und mit Erfolg hat man Tellereisen im seichten Wasser gelegt, so daß der Milan den Köber vom Land aus nicht erreichen konnte, sondern das Trittbrett berühren mußte. Am gründlichsten bekämpft man ihn aus der Krähenhütte mit dem Uhu, welchen er sehr feindselig anfällt. Man kann ihn zwar mit Erfolg reizen, muß aber damit innehalten sowie er sich nähert, damit sein ungemein scharfes Auge den Betrug nicht erkennt; denn möge er noch so sehr mit dem Uhu beschäftigt sein, die Hütte mit den Schießlöchern läßt er so leicht nicht aus den Augen und streicht bei dem geringsten Verdacht ab. Während der Zugzeit stoßen die einzeln heranziehenden M. selbst dann auf den verhaßten Uhu, wenn sie die geschossenen Kameraden liegen sehen, vorausgesetzt, daß ihnen die Ursache von deren Untergang unbekannt blieb; haben sie aber die Schüsse gesehen und gehört, so schwenken sie ab. Tritt windiges Wetter ein, so stoßen sie gerade am heftigsten. Wo Luder ausgelegt ist, wird man M. selten vermissen, und liegt dies bei einer Hütte, so kann man manchen Schuß auf sie anbringen. Der rote Milan war zur Zeit der Falkenjagd ein sehr begehrtes Beizobjekt, denn da er vermöge seines langen Schwanzes mit sehr geschickten Wendungen sich lange Zeit die auf ihn geworfenen Falken vom Leib zu halten verstand, so gab er das herrlichste Schauspiel einer Luftjagd ab, und deshalb wurde er mit dem Namen »Königsweih« beehrt, den er durch seine sonstigen Eigenschaften keineswegs verdient.

2) **Schwarzbrauner Milan** (**Milvus migrans** *Bodd.*, **Milvus niger** *Briss.*, **Falco ater** *Gmel.*, **Milvus aetolicus** *Belon.*, **Falco fusco-ater** *M.* et *W.*; schwarzer Milan, schwarzer Falke, ätolischer Hühnergeier, brauner Gabelweih, kleiner Schwalbenschwanz, kleiner Waldgeier etc.).

Beschreibung etc. Länge 60 cm, Schwanz 28, 2,5 cm tief gegabelt, Schnabel 3,5 cm, Lauf 6,5, davon unbefiedert 3,4, Mittelzehe 3,2, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 1,9, ihre Kralle 2,2 cm, zwischen der Außen- und Mittelzehe eine Spannhaut. Das Männchen ist 5 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer als die vorstehenden Maße des Weibchens. Das alte Männchen hat auf Kopf und Hals dunkelgraue, schwarz gestrichelte, scharf zugespitzte Federn; Rücken dunkelbraun, graubraun gerändert, der verdeckte Teil der Federn meist mit unregelmäßigen Binden. Die Schwingen unterhalb der Einschnürung schwarz, an den Innenfahnen dunkelbraun. Bürzelfedern dun-

kelbraun, soweit sie bedeckt, sind weiß; Schwanzfedern wie der Rücken, die äußern mit 8—9 wenig kenntlichen Binden; Schäfte grauweiß. Innere Flügeldeckfedern am Dunengelenk rostbraun. Auf Brust und Bauch hell gesäumte graubraune Federn mit schwarzen, soweit sie bedeckt sind, grauweißen Schäften. Unterleib und Steiß rostbraun mit schwarzen Schäften, Hosen roströtlich. Wachshaut, Mundwinkel und Ständer ockergelb, Bartborsten schwarz zwischen weißen Dunen. Schnabel schwarz, Rachen bis unter das halbe Auge gespalten. Iris grünlichgrau. Lauf vorn mit 9 großen, Innenzehe mit 5, Mittelzehe mit 11—12, Außenzehe mit 5 Schildern, der übrige Teil grob genetzt. Sohlen rauh, Ballen nicht sehr dick, Krallen schwarz. Das Weibchen ist auf Kopf und Nacken bräunlicher, im übrigen rötlicher. Der junge Vogel ist im allgemeinen mehr erdbraun mit rostgelblichen Spitzensäumen, Schwanzbinden sehr verloschen; es unterscheiden sich demnach die Geschlechts- und Alterskleider nur wenig. Im Flug könnte er zwar bezüglich seiner Größe und Färbung mit einem Bussard verwechselt werden; doch kennzeichnen ihn der lange Schwanz und die schlankern Flügel mit etwas vortretendem Bug hinlänglich, auch fliegt er weit gewandter und viel schneller.

Verbreitung, Aufenthalt. Der braune Milan gehört zwar zu unsern Brutvögeln, als welcher er an den pommerschen, mecklenburgischen und brandenburgischen Seen nicht gerade selten vorkommt; häufig dagegen bewohnt er das südöstliche Europa, von wo er sich südlich und östlich ausdehnt. Auf dem Zuge geht er weit nach Afrika hinein. Er zieht lichtere Waldungen, besonders Mittelwälder, größern dunkeln vor; stets aber liebt er Wasser in der Nähe, an welchem er gern marodiert. Bei Tage hockt er auf Erhöhungen auf, von denen aus er auf Fraß lauert, zur Nacht zieht er dem Wald zu. Viel beweglicher als der rote Milan, hält er sich nicht so lange an einem Platz auf wie jener.

Lebensweise, Horsten. Der braune Milan unterscheidet sich in seiner Lebensweise nur wenig vom roten Gabelweih, doch ist er lüsterner nach Fischen als jener und hockt gern an Fischerhütten umher, um sich die Abfälle anzueignen; er vermag auch lebende Fische zu fangen, sofern er nach ihnen nicht tauchen muß, und füttert seine Jungen mit ihnen. Außer Amphibien und Kriechtieren schlägt er allerlei andre Tiere und raubt Nester aus, so daß er, wo er sich blicken läßt, von den bedrohten oder beraubten Vögeln verfolgt wird. Aas nimmt er so gern wie der vorige an. Er baut einen verhältnismäßig nur kleinen Horst am Stamm oder in einer Astgabel, bezieht aber lieber verlassene Horste andrer Raubvögel, so daß sein Horst an den verschiedensten Stellen zu finden ist. Er legt später als der rote Milan, da er erst nach diesem bei uns ankommt, so daß die Gelege erst mit Ablauf des Aprils fertig sind. Die 3—4 Eier sind von denen des roten Gabelweihs schwer zu unterscheiden; meist etwas kleiner, ähneln sie ihnen in Färbung und Gestalt so, daß nur Empfang aus verbürgter Quelle oder eigenhändiges Ausnehmen sichere Gewähr bieten. Die Jungen haben im Gegensatz zu denen des roten Milans eine sehr aufrechte, stolze Haltung, haben oberseits braungraue, unterseits bräunlichweiße Dunen und flattern gern aus dem Horst, ehe sie flügge sind; ist dies der Fall, dann wandert die ganze Gesellschaft aus dem Holz in Felder und Brücher und raubt nun umher, wobei sie auch der kleinen Jagd nicht ungefährlich wird.

Jagd. Bei uns ist er sehr scheu; daher ihm schwer anzukommen ist; in Ägypten dagegen, wo er sich durch Wegräumen von Auswurfstoffen aller Art sehr nützlich macht und daher nicht verfolgt wird, lebt er zwischen den menschlichen Wohnungen und bestiehlt deren Insassen im Verein mit dem ihm sehr nahe verwandten, wahrscheinlich sogar identischen Schmarotzermilan (**Milvus parasitus** *Daud.*) auf die unverschämteste Weise. Seine in jenen Ländern ihm hoch angerechneten Verdienste fallen bei uns selbstverständlich nicht ins Gewicht, und deshalb wird ihn der Jäger sowohl als der Fischer wie auch der Landmann, dessen

jungem Geflügel er sehr nachstellt, mit Recht verfolgen. Am sichersten geschieht dies am Horste durch dessen Vernichtung, wobei die Alten zwar zu Schuß kommen können; ist aber eins von ihnen geschossen, was wahrscheinlich am meisten dem Weibchen begegnen wird, so kommt das Männchen nicht heran, auch dann nicht, wenn es überhaupt Gefahr wittert, und es wurde beobachtet, daß der braune Milan bei solcher Gelegenheit dem brütenden Weibchen hoch aus der Luft Fische in den Horst fallen ließ. Wenn der Brutvogel abstreicht, weiß er geschickt hinter Stämmen Deckung zu nehmen, und meist wird dann vorbeigeschossen. Vor dem Uhu ist gegen ihn viel weniger auszurichten als gegen den roten Milan, da er den Uhu nicht sonderlich beachtet und, wenngleich er heranstreicht, doch sich nicht lange aufhält und nicht baumt. Im »Wasserbömsch«, einem Falkenstoß über dem Wasser mit einem Fisch als Köder, auch auf mit einem Fisch geköderten Tellereisen soll man ihn fangen können; doch scheint hier weniger Erfahrung als Wahrscheinlichkeit vorzuliegen.

Milchsauger (Waldkauz), s. Eulen 10).

Milzschuß, s. v. w. Leberschuß.

Mirle (Zwergfalke), s. Falken 7).

Mißbelleri, s. v. w. Murmeltier.

Mißtrauisch sagt man vom Auerhahn, wenn er nicht recht eifrig balzt, sondern öfters verschweigt.

Misteldrossel, s. Drosseln 1).

Mistgeier (ägyptischer Aasgeier), s. Geier 3).

Mitjagd, das Recht zur Mitausübung einer Jagd mit andern.

Mittelbär, ein Bär vom vollendeten 3.—6. Lebensjahr.

Mitteljagd enthält in manchen Ländern die Jagdtiere, welche weder zur hohen, noch zur niedern Jagd gerechnet werden, besonders das Reh- und Schwarzwild, Birk- und Haselwild, Wolf und Luchs (s. Jagdeinteilung).

Mittelrabe (Rabenkrähe), s. Rabenartige Vögel 2).

Mittelrasse, das Produkt einer Kreuzung zwischen zwei Rassen, wie es deren unter den Hunden sehr viele gibt. Eine solche, die aber im Lauf der Zeit sich zur sogen. Rasse herangebildet hat, ist z. B. der Schweißhund, die dänische Dogge u. a.

Mittelschnepfe (Pfuhlschnepfe), s. Schnepfen 3).

Mittelsprosse, das Ende am Hirschgeweih, welches zwischen der Augen- und Eissprosse, wenn diese vorhanden ist, und der Krone, bei den Damhirschen der Schaufel, steht.

Mohrenhuhn (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Mohrenkopf (Lachmöwe), s. Möwenartige Vögel 8).

Mönch (Ringelgans), s. Gans 5).

Mönchsgeier (grauer Geier), s. Geier.

Mond, halber, s. v. w. Flügelhorn.

Monströs (abnorm), von Gehörnen, s. v. w. widersinnig (s. d.).

Moorelster (Austernfischer), s. Regenpfeifer 7).

Mooreule (Sumpfohreule), s. Eulen 6).

Moorfex (Kormoranscharbe), s. Scharbe 1).

Moorgans, s. Gans 2).

Moorhuhn, s. v. w. Birkhuhn (s. d.); kleines M., s. Sumpfhühner 4).

Moorochse (große Rohrdommel), s. Reiher 9).

Moorschnepfe, s. Schnepfen 4); große M., s. Schnepfen 3).

Moorsumpfschnepfe (Stummschnepfe), s. Schnepfen 4).

Moosschnepfe, s. Schnepfen 3).

Moosweih (Rohrweih), s. Weihe 1).

Mörbraten, s. v. w. Lendenbraten.

Morchente (kleiner Säger), s. Säger 3).

Morinelle / **Mornell** / **Mornellkiebitz** } (Mornellregenpfeifer), s. Regenpfeifer 5).

Mornellsteinwälzer (Steinwälzer), s. Regenpfeifer 6).

Motthühnlein, gescheckteS (punktierter Wasserläufer), s. Wasserläufer 2).

Möwe, kleine schwarze (schwarze Seeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 4).

Möwenartige Vögel (Laridae), Unterfamilie aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Seeflieger. In der Bezeichnung Langflügler oder, nach Brehm, Seeflieger liegt ihre wesentliche Charakteristik: die sehr langen und

spitzen Flügel überragen meist den Schwanz; Vorderzehen durch Schwimmhäute verbunden, die hoch eingelenkte, den Boden nicht berührende Hinterzehe ist frei. Der scharf gerandete Schnabel endet an der Spitze hakenförmig; die Ruder stehen ziemlich in der Mitte des Rumpfes, weshalb die Langflügler nicht ungeschickt gehen. Das Möwengeschlecht gehört zu den bekanntesten Vögeln; es ist die Bevölkerung der unendlichen See; die Möwen fesseln den Bewohner des Binnenlands, wenn er zur Sommerfrische an dem kühlen Strande des Meers weilt, sie beschäftigen den Strandbewohner, der aus ihrem Erscheinen und Gebaren Schlüsse auf Wind und Wetter macht, und der Matrose auf hoher Wacht schaut nach ihnen aus, wenn er Kap Horn umsegelt, oder wenn der Klüver dem Nordpol zugewendet ist: die Möwe ist das einzige lebende Wesen, welches ihn in Freud' und Leid treu begleitet. Die Lariden sind äußerst gewandte und schnelle Flieger, wie es eben ihr Geschäft erheischt; über die Maßen gefräßig, sind sie stets mit der Füllung des Magens beschäftigt, und da heißt es oft schnell und geschickt nach dem Fisch oder Weichtier stoßen, wenn die abrollende Welle das Riff für einen Augenblick bloßlegt. Sie fassen ihren Fraß durch Stoßen mit dem Schnabel, und da sie dabei gelegentlich stark eintauchen, hat man sie »Stoßtaucher« genannt, obgleich ihnen das eigentliche Tauchvermögen abgeht. Die Lariden leben gesellig, kaum wird jemand eine einzelne Möwe gesehen haben, es sei denn eine ins Binnenland verschlagene; ihr Element ist die See, welche von manchen nur zum Brüten verlassen wird, sonst schwärmen sie ruhelos von Pol zu Pol. Es gibt unter ihnen auch raubgierige Arten, die sogen. Raubmöwen, welche als echte Räuber nicht nur den andern die junge Brut entführen, sondern auch als Raubschmarotzer die schwächern zwingen, die Beute fallen zu lassen, welche sie dann geschickt wegfangen, ja sogar durch unablässiges Malträtieren dahin bringen, die schon verschluckte wieder auszuspeien, um ein ekelhaftes Nachmahl zu halten. Nur die Eier sind von ihnen zu gebrauchen, die Federn saugen sich bald voll Thran und sind nicht besonders geachtet; das Wildbret ist gänzlich ungenießbar, und wenn sie mithin den Jäger im allgemeinen wenig interessieren, muß er doch Naturfreund und -Forscher genug sein, um die hauptsächlichsten Formen derselben zu kennen oder kennen zu lernen, mit denen wir uns hier auch nur befassen können (vgl. v. Riesenthal, Weidwerk).

Erste Gattung: Seeschwalbe (Sterna *L.*).

Schnabel beinahe von Kopfeslänge, fast gerade, ohne Haken, tritt in die Stirnbefiederung ein und bildet dadurch zwei seitlich vortretende Feder-Schneppen. Nasenlöcher in der Nähe der Wurzel, Schwanzschwalbenartig geteilt, äußere Federn bei einigen sehr lang.

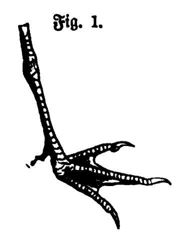


Fig. 1.



Fuß der Seeschwalbe.

1) **Flußseeschwalbe** (Sterna hirundo *L.*, Sterna fluviatilis *Naum.*; aschgraue, rotfüßige, schwarzköpfige Seeschwalbe, Flußseeschwalbe, Schwalbenmöwe, Seekrähe, Spierer). Länge 37,5 cm, Schwanz 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 2, die Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm lang. Schnabel und Ruder hochrot, ersterer mit schwarzer Spitze; auf der Innenfahne der ersten Schwinge ein 7 cm von der Spitze entfernter, 5 mm breiter dunkler Streifen; der Lauf länger als die Mittelzehe ohne Nagel. Im Sommerkleid zieht sich von der Stirn den Nacken hinunter ein schwarzer Streifen; Oberflügel, Schultern und Rücken aschblaugrau, möwenfarbig; Handschwingen grauschwarz; Hinterschwingen graublau, diese und die Schulterfedern mit weißen Spitzen; obere Schwanzdecken und Schwanz reinweiß, die äußerste Feder mit dunkelgrauer Außenfahne; auf der Brust silbergrau. Im Winterkleid ist der Kopf weiß. Im Jugendkleid Oberkopf wie vorher, Scheitel gestrichelt, Hinterkopf und Rücken schwarzbraun. Oberseite hell blaugrau mit gelblichen Spitzen

und fahlbraunen Flecken; auf den graublauen Schwanzfedern weiße Spitzensäume, vor diesen schwarzbraune Mondflecke. Iris hellbraun. Die Nordgrenze ihrer Verbreitung ist der 63. Grad, sonst ist sie in ganz Mitteleuropa verbreitet, bewohnt alle mit kiesigen Rändern versehenen Binnengewässer, überflutete Wiesen, Äcker ꝛc. Sie legt 2—3 Eier, welche auf graugelblichem Grund graue Schalenflecke und darüber rotbraune Flecke und Punkte haben, 43:31 mm groß sind, allein in Größe, Form, Färbung wie alle Eier möwenartiger Vögel vielfach variieren. Sie brütet im Mai.

2) **Langschwänzige Seeschwalbe** (Sterna macrura *Naum.*, Sterna arctica *Temm.*, Sterna argentata *Brehm;* Küstenmeerschwalbe, silbergraue Seeschwalbe, Bößgieker). Länge 37,5 cm, Schwanz 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 1,4, Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Ruder und Schnabel hochrot, letzterer ohne schwarze Spitze; der dunkle Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwinge nur 3 mm breit; Lauf so lang wie die Mittelzehe ohne Nagel. Nacken und Oberkopf bis unter die Augen schwarz, die ganze übrige Unterseite weiß mit bläulichem Anflug auf dem Kropf; sonst der vorigen ähnlich. Im Jugendkleid Hinterkopf schwarz, Vorderseite weiß; Schnabel gelbrot, nach der Spitze zu bräunlich. Sie ist ein durchaus nordischer Vogel, bewohnt die Nordseeinseln, nistet am Strand und auf den Binnenseen. Sie legt 2—3 Eier, bauchig, olivengrünlich, meist sehr dicht gefleckt, 40:29 mm groß, bald mit grünlichem, bald gelblichweißem Grundton; Der Vogel ist einer großen Schwalbe fast gleich und lebt von kleinen Fischen und Seetieren.

3) **Zwergseeschwalbe** (Sterna minuta *L.*, Sternula minuta *Bp.;* Zwergmeerschwalbe, kleine Seeschwalbe, kleine Schwalbenmöwe, pommersche Zwergseeschwalbe). Länge 20,5 cm, Schwanz 5,9, Schnabel 2,3, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,2 cm, Schnabel doppelt so lang wie der Lauf, gelbrot wie die Ruder; die drei ersten Schwingen schwarzgrau, auf den Innenfahnen mit breiten weißen Kanten; Schwanz ein Drittel gegabelt, kürzer als die Flügel. Stirn weiß, Schläfe, Kopf und Nacken schwarz, ebensolcher Strich vom Schnabel nach dem Auge; Rücken hell blaugrau, alles übrige weiß. Das Jugendkleid dem der vorigen ähnlich. Sie lebt am Meer und an Binnengewässern; der 58.° nördl. Br. ist die Grenze ihres Vorkommens; sie nistet besonders auf den Ostseeinseln. Eier 32 : 23 mm groß, eirund, mehr grauweißlich mit vielen dunkeln Flecken und Schnörkeln.

4) **Schwarze Seeschwalbe** (Sterna nigra *Briss.*, Sterna fissipes *L.*, Hydrochelidon fissipes *Boie;* spaltfüßige Meerschwalbe, dunkle Wasserschwalbe, schwarze Schwalbenmöwe, kleine, schwarze Möwe, Amselmöwe, Brandvogel ꝛc.). Länge 21,5 cm, Schnabel 7,9, Schwanz 8,4, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,5 cm. Die Schwimmhäute fast zur Hälfte ausgeschnitten, Mittelzehe ohne Nagel so lang wie der Lauf, der schwach gegabelte Schwanz aschgrau, Schnabel schwarz, lang und sehr gestreckt, in den Mundwinkeln rot, Ruder dunkelbraun, Kopf und Hals schwarz, über die Brust nach dem Bauch hin schiefergrau, dieser und die untern Schwanzdecken weiß, Oberseite dunkel aschgrau, Flügelrand weiß. Im Winterkleid sind Stirn und Gesicht weiß, vor dem Auge ein schwarzer Fleck, der übrige Kopf und die Unterseite weiß. Oberseite wie im Sommerkleid, aber mit bräunlichweißen Federsäumen. Die Flügel überragen den Schwanz etwa um 5 cm. Vom 60.° nördl. Br. ab kommt sie noch in Ungarn häufig vor, brütet an größern sumpfigen Gewässern zwischen Schilf und andern Wassergewächsen; ihre 3—4 Eier sind auf olivengelblichem Grund mit dunkelbraunen Punkten und Flecken besetzt.

5) **Brandmeerschwalbe** (Sterna cantiaca *L.*, Sterna cayennensis, africana *Gmel.*, Sterna roysi *Lath.*, Sterna striata *L.*, Thalasseus cantiacus *Boie;* kantische, Stöbbersche, kamtschatkische, kapische ꝛc. Meerschwalbe, schwarzschnäbelige Seeschwalbe, Haffpicker). Länge 37,5 cm, Schwanz 15,5, die Randfeder ungefähr 8 cm länger als die übrigen, Schnabel 5,6, Lauf 2,6 cm. Schnabel lang, an der Spitze gelb, bis doppelt so lang wie der Lauf, Ruder schwarz mit gelben Sohlen, Schwanz bis zur Hälfte gegabelt, Oberkopf bis an

den untern Augenrand schwarz, Oberseite licht aschblaugrau, Schwanz und Unterseite weiß, im Leben blaßrötlich angehaucht. Im Winter- und Jugendkleid Oberkopf und Nacken schwarz und weiß gestrichelt, im letztern die Oberseite weiß mit gelblichen Säumen und dunkeln Längs- und Querflecken. Sie kommt häufig auf den Nordseeinseln vor, wo sie in Scharen brütet; die 2—3 Eier, 52:36 mm groß, sind auf gelblichem, weißlichem, braunem Grunde dunkel gefleckt.

6) **Lachmeerschwalbe** (**Sterna anglica** ***Mont.***, **Gelochelidon anglica** ***Brehm***, **Sterna risoria** ***Brehm***, **Sterna aranea** ***Wils.***; Lachseeschwalbe, baltische Lachseeschwalbe, Ackerlachseeschwalbe, Spinnenseeschwalbe). Länge 37,5 cm, Schwanz 15,4, Schnabel 5,5, Lauf 2,6, Mittelzehe ohne Nagel 1,9 cm. Schnabel annähernd so lang wie der Lauf, dieser länger als die Mittelzehe inkl. Nagel, Schwanz ein Viertel seiner Länge ausgeschnitten, Randfeder um 2 cm länger als die folgenden. Schnabel und Ruder schwarz, ersterer an der Spitze weißgelblich, Iris dunkelbraun. Im Winterkleid hat der grauweiße Oberkopf dunkle Schaftstriche. Sonst der vorigen ganz ähnlich. Sie kommt am häufigsten im Südosten Europas, in Asien und Afrika, im südlichen Schweden, Dänemark und an den pommerschen Küsten vor, selten im Binnenland. Ihre 2—3 Eier, 47:36 mm groß, sind in der Färbung den vorigen vollkommen gleich, nur bauchiger.

7) **Raubmeerschwalbe** (**Sterna caspia** ***Pall.***, **Hydroprogne caspia** ***Kaup.***, **Sterna macarhyncha** ***Meyer***; kaspische, baltische Seeschwalbe, große Meerschwalbe, große Schwalbenmöwe, Wintermöwe; s. Fig. 2). Länge 84 cm, Schwanz 15,5, Schnabel 7, Lauf 5 cm. Schnabel sehr stark und groß, rot, Ruder schwarz oder bräunlich, Schwanz kurz, wenig ausgeschnitten, Sommerkleid: Oberkopf und Nacken bis etwas unter die Augen schwarz, Vorderseite und Schwanz weiß, Oberseite graubläulich, Schwinge dunkel. Im Winterkleid ist die schwarze Kopfplatte weiß gefleckt; im Jugendkleid haben die Rückenfedern weiße und braune Spitzenflecke. Das Kaspische Meer und Südosteuropa sind ihre Heimat; man findet sie auch im südlichen Schweden und an den

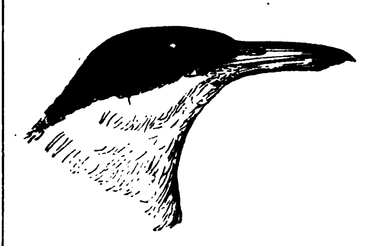


Fig. 2. Raubseeschwalbe (Sterna caspia).

dänischen Küsten. Sie fällt nie auf Binnengewässer ein.

Zweite Gattung: Möwe (**Larus** ***L.***).

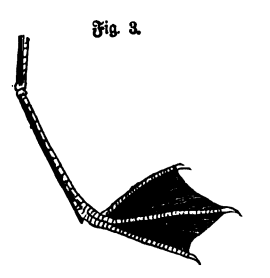
Schnabel sehr stark, mit einer ununterbrochenen Horndecke bekleidet; Oberkiefer an der Spitze abwärts gebogen, Unterkiefer mit stumpfem Winkel nach oben, vom vorigen überragt; die Firste tritt in die Stirnbefiederung ein und bildet dadurch seitliche Federschneppen. Schneiden sehr scharf, Rachen bis an das Auge gespalten, Nasenlöcher meist auf der Mitte des Schnabels in länglichen Gruben, Zunge oft zweispitzig. Die drei Vorderzehen mit vollen Schwimmhäuten, erste Schwinge die längste.

8) **Lachmöwe** (**Larus ridibundus** ***L.***, **Larus cinerarius** ***Gmel.***, **Larus capistratus** ***Temm.***, **Larus procellosus** ***Bechst.***, **Xema ridibundum et pileatum** ***Brehm***, **Croicocephalus ridibundus** ***Eyton***, **Gavia ridibunda** ***Bonap.***; gemeine, rotfüßige, braunköpfige, schwarzköpfige Lachmöwe, Mohrenkopf, Hutmöwe, Kapuzinermöwe, Speckmöwe). Länge 54 cm, Schwanz 8,5, Schnabel 3,8, Lauf 5 cm. Schnabel verhältnismäßig schwach, an der Spitze sehr wenig gebogen, nach dem Alter von trüb fleischfarbig bis hochrot; Nasenlöcher ritzförmig, in der Wurzelhälfte; die Schwingen weit länger als der Schwanz, Kopf schwarz oder braun. Im Sommerkleid Kopf rötlichbraun, vorn bis an die Gurgel, hinten mit dem Schädel abschneidend, dicht hinter dem

Auge ein kleiner weißer Fleck, Vorderseite und Schwanz weiß, Mantel graubläulich, Schwingenspitzen schwarz, Ruder bräunlich, Iris braun. Im Winterkleid Kopf weiß, auf dem Ohr und vor dem Auge je ein dunkles Fleckchen. Im Jugendkleid sind Gesicht, Oberhals, Bauch und Bürzel weiß, vor dem Auge ein dunkles Fleckchen, Scheitel und Ohrgegend braungrau, auf dem Hals ein braunes Band, Oberrücken braun mit hellen Kanten, Unterrücken grau, die mittlern Flügeldecken braun mit hellen Kanten wie die Hinterschwingen, die mittlern blaugrau, die Handschwingen weiß mit schwarzen Spitzen, Ruder grau, Iris graubraun. Sie bewohnt süße Gewässer und nistet an unsern bewachsenen, schlammigen Wasserflächen. Die drei Eier, 56:36 mm groß, von einfarbig bläulichweiß bis zu braungelb mit dichten dunkeln Flecken schattierend. Im März und Oktober zieht sie, oft in einem Winkel geordnet.

9) **Sturmmöwe** (Larus canus *L.*, Larus hibernus *L.*, Larus procellosus *Bechst.*, Larus cyanorhynchus *M.* et *W.*; Wintermöwe, Sturmvogel). Länge 40,5 cm, Schwanz 13,3, Schnabel 3,7, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Die Schäfte

Fig. 3.



Fuß der Sturmmöwe.

der beiden vordersten Handschwingen schwarz, Schnabel stark, etwas hakenförmig gebogen, an der Vorderhälfte gelb, an der Wurzelhälfte bei Alten grünlichgelb, bei Jungen bläulich, Rachen hochgelb. Im Sommerkleid der Mantel bläulichgrau, die Handschwingen schwarz mit weißen Spitzen, die ganze übrige Färbung glänzend weiß. Ruder gelblich. Iris dunkelbraun. Im Winter finden sich auf der Oberseite, besonders auf Kopf und Nacken, graue Flecke. Im Jugendkleid ist der Kopf grauweiß, vor dem Auge ein dunkler Fleck, auf Scheitel und Nacken dunkel gestrichelt, Rücken und Flügel graubraun mit dunklern Schäften und hellen Säumen, Handschwingen schwarzbraun, Mittel- und Hinterschwingen braungrau, Schwanz weiß mit dunklem Saum. Eier 2—3 Stück, 58:42 cm groß, auf grauem, gelblichem, auch rötlichem Grund mit grauen Schalenflecken und schwarzbraunen Flecken und Punkten, manchmal Schnörkeln, gezeichnet. Sie ist an den Nord- und Ostseeküsten gewöhnlich, häufig in Schweden und Rußland. Binnengewässer sucht sie nur im Notfall auf.

10) **Heringsmöwe** (Larus fuscus *L.*, Clupeilarus fuscus *Bonap.*, Leucus fuscus *Kaup.*, Dominicanus fuscus *Kaup.*, Larus flavipes *Meyer*; große Haffmöwe, Bürgermeister, Ratsherr, gelbfüßige Möwe). Länge 51,5 cm, Schwanz 13,7, Lauf 6 cm. Im Alter sind Mantel und Schwingen vorherrschend grauschwarz, Schnabel hochgelb mit rotem Fleck an der Spitze, Iris schwefelgelb mit rötlichen Lidern; Jugendkleid düster braun mit hellen Säumen. Schwingen überragen den Schwanz fast um dessen Länge. Armschwingen und Schulterfedern mit weißen Spitzen, bilden einen Längsstreifen, sonstige Färbung glänzend weiß. Im Winterkleid auf Kopf und Nacken gestrichelt. In diesem und dem Jugendkleid vor dem Auge ein dunkles Fleckchen; in letzterm die Oberseite dunkel braungrau mit hellen Säumen, die Unterseite weißlich mit sparsamen Flecken, Handschwingen braunschwarz, Schwanz hell und dunkel gefleckt. Schnabel schwarzgrau, Ruder trüb fleischfarbig, im Alter schön gelb. Heimat der höhere Norden, von welchem sie im Winter an unsre Küste kommt. Eier 2—3, den vorigen ähnlich, grobkörnig, 67:47 mm groß.

11) **Silbermöwe** (Larus argentatus *Bruenn.*, Laroides argentatus *Brehm*, Larus cachinnans *Pall.*, Glaucus argentatus *Bouch.*; Blaumantel, große

Sturmmöwe, große Silbermöwe). Länge 57,5 cm, Schwanz 16,5, Schnabel 5,4, Lauf 6 cm. Die zwei vordersten Handschwingen und die Spitzen der folgenden acht Schwingen mattschwarz; der starke Schnabel an der Spitze flach gebogen, Unterschnabel eckig; in der Jugend bräunlich, im Alter gelb mit roter Spitze, die Ruder ihm gleichfarbig. Im Sommerkleid ist die Färbung vorherrschend weiß, Mantel aschblau, die größern Schulter- und hintersten Schwungfedern mit weißen Kanten. Im Winterkleid sind Kopf und Hals graubraum gefleckt, und vor dem Auge steht ein schwarzer Fleck. Im Jugendkleid ist der Mantel graubraun mit hell rostfarbigen Flecken, im übrigen trübweiß mit graubraunen Längs- und Querflecken, auf dem weißen Schwanz schwarzbraune Zickzackflecke. Die Silbermöwe ist ein nordischer Vogel der ganzen Alten Welt und geht weit über den 66.° nördl. Br. hinaus; gleichwohl gehört sie zu den großen Möwen, welche sich noch am häufigsten auf großen, nicht bewachsenen Binnengewässern sehen lassen, und sie überwintert nicht ungern an den norddeutschen Küsten, von wo aus sie dem Lauf größerer Ströme ins Binnenland folgt. Ihre Nistplätze sind auf den Inseln und Küsten der Ost- und Nordsee, wie namentlich bei List auf Sylt, wo die Wegnahme ihrer Eier den Einwohnern ein gewinnbringendes Gewerbe geworden ist. In den gänzlich kunstlosen Nistvorrichtungen findet man zu Ende des Mai 2, selten 3 Eier, 70:50 mm groß, von gelblicher oder gräulicher Grundfarbe, dunkel gefleckt, doch auch ganz einfarbig bläulichgrün. Ihr Geschrei klingt wie »Kjau-kjau!« oder in der Erregung wie ein lachendes »Jajajajaja!« Sehr neugierig, d. h. in ihrer menschenleeren nordischen Heimat, kommt sie dem Jäger entgegengeflogen und zu Schuß, wenn er ganz still verharrt oder sich niederlegt. Hat sie aber ihren Feind erkannt, so hört diese vertrauensselige Neugierde sehr bald auf. Sie folgt den Heringszügen und verrät diese dadurch den Fischern; den Abfällen von der Fischerei stellt sie gierig nach, wobei sie sehr dreist ist.

12) **Eismöwe** (Larus glaucus *Bruenn.*, Leucus glaucus *Kaup.*, Larus consul *Boie*, Laroides glaucus *Bruch*, Plautus glaucus *Reichb.*; Tauchermöwe, Bürgermeistermöwe, große nordische Möwe). Länge 62 cm, Schwanz 11,8, Schnabel 6,8, Lauf 7 cm. Die ganze Oberseite bläulichgrau, Unterseite weiß, der ganze Vogel ohne jede dunkle Färbung. Flügel länger als der Schwanz, Schnabel mit hakenförmiger Spitze, in der Jugend schwärzlich, im Alter gelb mit roter Spitze am eckigen Unterschnabel; Iris in der Jugend braun, im Alter gelb, Ruder dem entsprechend fleischfarbig bis gelblich. Die Eismöwe gehört noch ausschließlicher dem Norden an als die vorige und kommt nur selten an die deutschen Küsten, ins Binnenland wohl niemals; auch sind diese meist verschlagenen Vögel hauptsächlich junge, welche an dem trübern Weiß und der grauen Fleckung bald zu erkennen sind. Die Eismöwe ist ein großer Vogel, der leicht ins Auge fällt; sie lebt von Fischen, Aas und bei ihrer unglaublichen Gefräßigkeit eigentlich von allem, was animalischen Ursprungs ist, versteht sich auch recht gut auf Nesträuberei und nimmt schwächern Verwandten Junge und Eier weg. Die Nester stehen in der obersten Etage schroffer Felswände, stets über den Kolonien andrer Möwen, und bestehen aus dürftigem Lager von Seetang ꝛc. Im Ende des Mai enthalten sie je 2—3 Eier, welche denen der vorigen sehr ähnlich und 75:54 mm groß sind. Da den meisten Möwen die ersten Gelege fast immer genommen und dadurch die Weibchen in ihrer Legekraft sehr geschwächt werden, findet man so häufig sehr kleine Eier und schwache Junge, die schon zur Aufstellung neuer Arten verleitet haben. Die Eismöwe sucht nur selten Schutz vor dem Sturm am Land, meist trotzt sie ihm auf offener See und ruht auf den schäumenden Wogen oder auch auf den Blöcken des Treibeises aus. Ihre Stimme klingt wie »Jajag-jajag!« oder »Kuü-kuü!« und besonders kläglich, wenn sie ihre Brut gefährdet sieht; sie ist die stete, treue Begleiterin der nordischen Seefahrer, Walfischfänger ꝛc., auf deren Abfälle sie begierig lauert.

13) **Mantelmöwe** (Larus marinus *L.*, Larus naevius *L.*, Dominicanus ma-

rinus *Bruch*; Schwarzmantel, große Heringsmöwe, Riesenmöwe, gefleckte, große Falkenmöwe; s. Fig. 4). Länge 65,5 cm, Schwanz 18, Schnabel 9, Lauf 6,8 cm. Mantel und Schwingen alter Vögel grauschwarz, Ruder fleischfarbig, die Flügel überragen nur wenig den Schwanz. Der sehr starke Schnabel mit großem Haken im Alter gelb mit roter Spitze, in der Jugend grauschwarz; Iris je nach dem Alter von Braun bis lebhaft Gelb. Das Gefieder ist ganz wie bei der vorigen, doch unterscheiden sie die vorhin angegebenen



Fig. 4. Mantelmöwe (Larus marinus).

Merkmale und die Größe. Sie ist ein nordischer Vogel, der auf den klippigen Gestaden vieler Nordseeinseln brütet. Junge kommen nicht selten gegen Winter zu uns, alte nur ausnahmsweise. Eier 2—3, 75:55 mm groß, wie die der vorigen; manchmal sind sie fast einfarbig gelblichgrün, am obern Teil rötlich abschattierend mit dunkeln Flecken.

14) **Zwergmöwe** (**Larus minutus** *Pall.*, **Xema minutum** *Boie*, Croicocephalus minutus *Eyton*; kleine Möwe, Zwergschwalbenmöwe). Länge 28 cm, Schwanz 8, Schnabel 2,4, Lauf 2,6 cm. Außenfahne der ersten Schwinge schwarz, alle Schwingen grau mit weißen, schwärzlich geränderten Spitzen, Unterseite der Flügel dunkler als die Oberseite; Schnabel dunkelbraun bis schwarz, kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; Ruder rot. Im Sommerkleid ist der ganze Kopf tiefschwarz, der Mantel bläulichgrau, Unterseite und Schwanz weiß, ersterer mit rötlichem Anflug. Im Winterkleid vor dem Auge und auf dem Ohr ein dunkler Fleck, Hinterkopf und Nacken aschgrau. Im Jugendkleid der Rücken braun mit hellen Säumen. Das östliche und südöstliche Europa sind ihre Heimat; sie nistet auch bei uns an größern schlammigen Wasserflächen. Eier meist 3, 39:29 mm groß, gelblich oder graubräunlich mit dunkler Fleckung.

15) **Dreizehige Möwe** (**Larus tridactylus** *L.*, **Rissa tridactyla** *Leach*, **Gavia tridactyla** *Boie*, **Larus rissa** *auct.*; schwedische, isländische Möwe, Winter-, Eis-, Fischer-, Haffmöwe). Länge 39 cm, Schwanz 12, Schnabel 3,5, Lauf 3 cm. Die Hinterzehe zu einer Warze mit kleinem Nagel verkümmert. Im Sommerkleid ist der Mantel lebhaft graublau, die Spitze der vier vordersten Handschwingen schwarz, die Fahne der vordersten mit schwarzem Außenrand, die fünfte und sechste Schwinge mit weißen Spitzen, die übrige Färbung weiß. Das Winterkleid unterscheidet sich durch grauen Hinterhals, einen dunkeln Fleck vor dem Auge und einen größern grauen auf dem Ohr. Der Mantel des Jugendkleids ist viel dunkler, auf Rücken und Schultern dunkelbraun gefleckt, die kleinen Flügeldecken schwarzbraun, Kopf, Hals, Unterseite weiß, auf dem weißen Schwanz ein dunkler Saum, die Flecke vor dem Auge und auf dem Ohr wie im Winterkleid, im Nacken ein schwarzer Streifen, Handschwingen mit schwarzen, Armschwingen mit weißen Spitzen. Der Schnabel je nach dem Alter dunkelgrünlich bis gelb, Ruder rötlichgrau bis rotbraun. Die 2—3 Eier sind 61:48 mm groß, auf olivenbräunlichem oder mehr weißlichem Grund mit Schalen und dunkelbraunen Flecken besetzt und rundlich. Sie lebt an der offenen See, nistet auf den Felsen der Nordseeinseln in großen Scharen und kommt auch im Winter in größern Flügen an unsre Küste.

Dritte Gattung: Raubmöwe (Lestris *Illiger*).

Schnabel mäßig stark, hakenförmig gebogen; die Wurzelhälfte des Oberschnabels mit einer von der Spitze abgesonderten Horndecke bekleidet; die Nasenlöcher liegen vor der Mitte des Schnabels; die beiden mittelsten Schwanzfedern verlängert. Alle

Raubmöwen haben einen eigentümlich stoßweisen und unstäten Flug, lange, spitze und schmale Flügel und fliegen mehr, als sie schwimmen und laufen.

16) **Große Raubmöwe** (Lestris catarrhactes *Ill.*, Larus catarrhactes *L.*, Larus fuscus *Br.*, Catarrhacta skua *Steph.*, Lestris skua *Brehm;* größte Raubmöwe, Skuamöwe). Länge 55 cm, Schwanz 15,5, Schnabel 5,2 (im Bogen), Lauf 7 cm. Auf dem Flügel vor den großen Schwingen ein länglicher, großer weißer Fleck, mittlere Schwanzfedern nur wenig verlängert, an den Spitzen abgestutzt; der starke Schnabel ist vor dem Haken etwas aufgeschwungen, dunkelbräunlich mit schwarzer Spitze; Ruder dunkelgrau bis schwarz mit raubvogelartigen scharfen, gekrümmten Krallen; Iris braun. Gesamtfärbung ein düsteres Braun, auf der Oberseite mit dunkel rötlichgelben Schaftflecken. Ihre Heimat sind die Felsengestade des Nordens, sie wird selten zu uns verschlagen. Ihre Nahrung bilden alte und junge Vögel, Fische und Seetiere; sie nötigt durch Mißhandlungen andre Möwen, ihr den Fraß abzutreten. Die 2 Eier sind 68 : 48 mm groß, olivengelblich oder grünlich mit grauen und bräunlichen verloschenen Flecken.

17) **Schmarotzerraubmöwe** (Lestris parasitica *Boie*, Larus parasiticus *L.*, Stercorarius parasiticus *Gr.*; Schmarotzermöwe, Polarmöwe, Möwenbüttel, Labb, Jodieb). Länge 39 cm, Schwanz 12,5, Schnabel 3, Lauf 4,4 cm. Hauptfärbung fahlbraun, die mittlern Schwanzfedern bis 9 cm verlängert, an den Enden schmal zugespitzt, bei jungen Vögeln weniger. Eier wie die der vorigen, doch nur 54:42 mm groß. Auch sie ist ein durchaus nordischer Vogel, der sich aber, wenn auch selten, doch häufiger bei uns blicken läßt als die andern.

Bei allen vorgenannten Möwenarten ist die Lebensweise so ziemlich gleich, alle sind sie Fleischfresser und huldigen dem Wahlspruch: »Je mehr, je besser!« — auf die Qualität kommt es ihnen weniger an. In erster Reihe fressen sie Fische, welche der Oberfläche des Wassers nahekommen, und die sie mit großer Geschicklichkeit vermittelst des Schnabels fangen; wenn sie aber bei stürmischem Wetter, welches die Flut trübt und die Fische auf den Grund treibt, diesem Geschäft nicht nachgehen können, so drängen sie sich auf den Riffen zusammen und fischen nach den durch Abrollen der Wellen sichtbar werdenden Weichtieren, kleinen Muscheln oder suchen am Strand nach totem Auswurf des Meers, denn sie sind sämtlich arge Aasfresser. Anhaltende Stürme bringen ihnen daher manche Fasttage; mit schrillem, hungrigem Geschrei begleiten sie dann das Getose der Wogen über der Brandung und geben dem Aufruhr der Elemente eine drastische Staffage. Auf die Fischerei in der offenen See hat ihr Auftreten natürlich keinen fühlbaren Einfluß, die waltende Hand der Natur gleicht hier aus; in Binnengewässern aber, in welchen man auf den Fischbestand Wert legt, sind sie keineswegs indifferent, daher den Fischern und Fischzüchtern sehr verhaßt, die durch Wegnahme der Eier an ihnen Vergeltung üben. Dagegen schaffen sie, wo sie im Binnenland brüten, auch nicht unerheblichen Nutzen, denn scharenweise fallen sie auf den frisch gepflügten Äckern ein und verzehren alles, was Gewürm heißt, in der gerade vorhandenen Menge, folgen auch vertraut und dicht gedrängt dem pflügenden Landmann und verschlingen mit Behagen die aufgewühlten Engerlinge oder haschen nach Mäusen. Vom ästhetischen Standpunkt sind sie eine große Zierde der Gewässer, stechen mit ihrem meist blendend weißen Gefieder höchst lebensvoll von der blauen Flut ab, und selbst das schrille, ein schwächliches Ohr allerdings betäubende Gekreisch gehört zur Romantik der brausenden See. Den Bewohnern mancher Nordseeinsel sind die brütenden Möwen eine erhebliche Quelle von Geldeinnahme und Nahrung, sie leben zeitweise von den Eiern, verkaufen sie massenweise und legen solchen Wert auf die Erhaltung dieser Mitbewohner ihrer Felsengestade, daß das Wegnehmen der Eier polizeilich geregelt ist und nur in einem gewissen Maß betrieben werden darf, weil sonst die Brutvögel diese Plätze für immer oder doch auf lange Zeit verlassen würden. Möweneier kommen als Nahrungsmittel weit ins

Binnenland hinein, wo sie als eine beliebte, sehr nahrhafte Speise gern gekauft werden. Auf diesen Felseninseln brüten die Lariden oft dicht gedrängt aneinander, denn die terra firma ist dort knapp und die Schar der brütelustigen Vögel Legion.

Jagd und Fang.

Aus den vorstehenden Schilderungen wird der Jäger schon entnommen haben, daß diese Vögel eigentlich nur wenig sein Gebiet berühren; sie lohnen einen geregelten Jagdbetrieb eben nicht. Während der Brütezeit sie zu schießen, wird dem echten Weidmann widerstreben, zumal er auch mit der Beute nichts anzufangen wüßte, und außerhalb derselben, auf dem Zug bei uns, sind sie sehr scheu und verlangen vermöge ihres dichten Federpelzes einen sehr derben Schuß. Wo, wie an öden Strandflächen, nur wenig Menschen verkehren, fliegen die Möwen neugierig dem Jäger entgegen, der nun seinerseits, wenn er nicht sehr erfahren im Abschätzen der Entfernung ist, meist zu früh schießt, so daß wohl die Schrote gegen den Vogel prallen, dieser selbst aber wohlbehalten und schleunigst umkehrt, um nicht wiederzukommen. Kann man sich verdeckt und unter Wind anschleichen, so glückt wohl ein Schuß; doch steht dann der ganze Schwarm schnell auf und streicht ab, und selbst dieses Anschleichen ist mißlich, weil unter den sehr rührigen Vögeln stets einige herumflattern und ein einziger Warnungsgeschrei genügt, um die andern zu vertreiben. Die Jagd auf solche Vögel bleibt daher immer eine mißliche und der Erfolg dem Zufall anheimgegeben. Auch die angegebenen Fangmethoden versprechen nicht viel. So soll man aus zwei dünnen, 50 cm langen Spänen einen Kranz machen, in der Mitte ein Fischchen anbinden, rund herum Leimruten stecken und diese Vorrichtung, an einem Bindfaden befestigt, schwimmen lassen; die herumschwärmenden Möwen sollen nun, wenn sie nach dem Fischchen stoßen, an den Leimruten kleben bleiben. Wer Zeit hat, mag sich diesen Zeitvertreib gestatten, denn ein solcher kann es nur sein, da der glückliche Fänger einer oder einiger Möwen, wenn er nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, kaum wissen wird, was er mit diesen schreienden Fressern machen soll. Auch werden die Möwen oft und zwar die großen Arten besonders durch Speckstückchen oder kleine Fische von den Matrosen, wenn sie die Langeweile dazu treibt, auf den Schiffen geangelt. Haben sich Möwen an Binnengewässern angesiedelt, und will man sie von dort entfernen, was wohlbegründet sein kann, da Enten und andre angenehmere und nutzbarere Wasservögel durch sie vertrieben werden und zwar teils durch direkte Angriffe, teils durch die permanente Unruhe dieser Gäste, so muß man die Eier aufsuchen und wegnehmen oder, noch besser, die noch nicht flüggen Jungen von den Hunden greifen lassen und überhaupt beseitigen. Die Alten fliegen und stoßen dann dicht um und auf die Hunde und Jäger und kommen dabei zu Schuß.

Den beschäftigten Jäger von Fach wird also die Möwenjagd wohl schwerlich reizen, der Jagddilettant dagegen, der viel Zeit und Muße und in der Badefrische am Seestrand nichts zu thun hat, mag sie versuchen und dabei seinen erfinderischen Geist zur Entdeckung neuer Jagd- und Fangmethoden für seine Jagdfreunde anregen. Jedenfalls ist und bleibt die lebensfrische Möwe eine schönere Zierde der blauen Woge als die tote an der Jagdtasche ihres Erlegers.

Möwenbüttel (Schmarotzerraubmöwe), s. Möwenartige Vögel 17).

Möwentaucher (kleiner Säger), s. Säger 3).

Mucken, üble Gewohnheit mancher Schützen, beim Abfeuern mit dem Kopf etwas zurückzufahren, dabei gewöhnlich mit dem Auge zu zwinkern und — vorbeizuschießen; man nennt solche Jagdfreunde feuerscheu und solche Schüsse Mucker oder Wanker.

Mucker, gelegentliche scherzweise Bezeichnung des Hasen.

Mullane (roter Milan), s. Milane 1).

Mündung, die obere Öffnung des Gewehrlaufs.

Munition ist Pulver und Blei, bei Vorderladern auch noch die Kupferhütchen.

Murkfen, s. Schnepfen (S. 387).

Murmeltier (Arctomys marmota *L.*, Mus marmota *L.*, Mus alpina *Blumenb.*;

Murmeli, Mißbelleri, Mankei), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere (**Arctomys**) und der Familie der Eichhörnchen. Beschreibung. Länge etwa 51 cm exkl. der 11 cm langen Rute. Den dicken Kopf vergleicht Kobell sehr treffend mit dem eines Hasen, welchem man die Löffel abgeschnitten hat, denn die Lauscher sitzen tief im Pelz versteckt und werden nur von einem Hautrand angedeutet; Schnauze zwischen den Nasenlöchern nackt. Gesamtfärbung oberseits braunschwarz mit hellen Punkten auf Scheitel und Hinterkopf, unterseits und auf den Läufen heller. Seher und Krallen schwarz. Der lange, glatte Körper zum Kriechen im Bau ganz besonders geeignet. Infolge der sehr kurzen Läufe geht das M. unbeholfen, schleift den Bauch fast auf der Erde, ist aber im Kreuz sehr kräftig, vermöge dessen es gern auf dem Hinterteil aufrecht sitzt und, einem ausgestopften Balg ähnlich, scheinbar sehr dumm die Umgebung angafft. Dennoch hat es sehr scharfes Gesicht und Gehör, und ein Pfiff des anführenden Teils der Gesellschaft veranlaßt die sämtlichen Glieder derselben, schleunigst in die Löcher zu fahren.

Verbreitung, Lebensweise. Plinius nannte das M. **Mus alpinus**, es war also den Römern bekannt geworden. Es ist ein Bewohner der Alpenregion oberhalb der Waldzone und kommt in den Alpen, Pyrenäen und Zentralkarpathen vor. Die ödesten, stillsten Felsenhalden sind das Heim dieses echten Gebirgskinds, welches an deren sonnigen Abhängen ein harmloses, munteres und geselliges Dasein hinbringt. Die Murmeltiere äsen nach Kobells Mitteilungen feine Waldkräuter, vorzüglich deren Wurzeln, und lieben besonders die Nelkenwurz (**Geum montanum**); aber auch die giftige weiße Nieswurz oder den Germer (**Veratrum album**) sollen sie benagen. Sie bewohnen Baue unter Felsblöcken und können nicht leicht gegraben werden. Wo dies möglich ist, geschieht es im Spätherbst, zu welcher Zeit sie schlafen; denn wenn sie wachen, so sollen sie, wie behauptet wird, sich so schnell weitergraben, daß man mit der Arbeit nicht nachkommen kann. Mit Tagesanbruch kommt einiges Leben in die Kolonien, sorgsam prüft ein alter Mankei an der Ausgangsröhre die Umgebung und rückt endlich, wenn alles sicher ist, heraus; den Alten folgt der jüngere Nachwuchs und äst an dem kurzen Grase sehr schnell umher, beim ersten Warnungspfiff aber stürzt alles kopfüber zum Bau. Dem M. stellt außer dem Menschen besonders der Steinadler nach; früher waren sie viel häufiger und ein beliebtes Erwerbsmittel für Savoyardenknaben, die sie zum Tanzen abrichteten und sonstwie quälten. Im Sommer halten sich die Murmeltiere nur in Notbauen auf, wenn aber die Sonnenstrahlen schräger und blässer fallen oder gar Schnee einfällt, so ziehen sie sich in ihre mit weichen Gräsern behaglich ausgepolsterten Winterbaue zurück, verstopfen den Eingang, rollen sich dicht aneinander und verschlafen den langen Winter, wobei ihre Leibeswärme auf 5° herabsinkt; sie atmen dann in einer Stunde nur 15mal und haben überhaupt den höchsten Grad von Fühllosigkeit. Die Paarung erfolgt im April im Bau, nach einem Monat bringt die »Mütterin« oder »Katze«, wie das Weibchen heißt, 2—4 Junge.

Jagd. Im September und Anfang Oktober ist die beste Jagdzeit; dann hat ein guter »Bär« 2—3 Pfd. Schmalz, das Wildbret schmeckt erträglich, und nur dieser kleine Gewinn kann den mühseligen Aufstieg lohnen, wenn nicht die Jagdfreude den Schritt beflügelt. Bei der großen Wachsamkeit ist an Beschleichen nicht zu denken, mithin ist der Ansitz die gewöhnliche Jagdart und eine ganz besondere Geduldsprobe. Gewahrt man Murmeltiere, denen man nicht ankommen kann, so treibt man sie einfach zu Bau und sucht sich nun einen möglichst guten Stand; nach einer Stunde wird man ein sicherndes Mitglied der Kolonie an der Röhre gewahren. Es muß gut gezielt werden, weil das nur Angeschossene sofort zu Bau fährt und dort verloren geht. Die Murmeltiere sind sichtlich im Abnehmen begriffen.

Mütterin, in Tirol Name der weiblichen Murmeltiere.

Mutterwild (Kahlwild), die weiblichen Tiere des Hoch- und Rehwilds.

N.

Nachbrennen, die ungleichzeitige Entzündung von Zündhütchen und Ladung des Gewehrs, wobei man die Detonation des Zündhütchens für sich allein hört; da hierdurch ein sehr langes Feuer hervorgerufen wird, so ist ein nachbrennender Schuß meist ein Fehler.

Nachfahren, im Zielen mit dem Gewehr dem fliegenden oder laufenden Wild mit dem Korn folgen, bis man den Augenblick zum Losschießen für günstig hält.

Nachfolge (Nachsuche), z. B. eines angeschossenen Wildes, s. v. w. Jagdfolge.

Nachhängen mit dem Schweißhund, ein Wild mit diesem am Hetzriemen verfolgen.

Nachhetzen, das Gegenteil von Hetzen von vorn oder auf den Kopf, also das Hetzen der Hunde hinter einem flüchtigen Wild.

Nachprellen sagt man vom Hühnerhund, wenn er den von ihm gestandenen Hühnern oder dem Hasen nachjagt, was eine Untugend aller jungen und der nicht ferm geführten alten Hunde ist.

Nachrichten (nachstellen), das Verbessern des gestellten hohen Zeugs, was in der Regel nötig ist, wenn das Einstellen sehr schnell, also ohne die nötige Präzision erfolgen mußte.

Nachstellen, s. v. w. nachrichten.

Nachsuche, s. v. w. Nachhetze.

Nachsuchen, einem kranken Wild auf der Fährte folgen, was meist mit dem Schweißhund geschieht oder doch geschehen soll. Wie man dabei mit dem Schweißhund zu verfahren hat, ist im Art. »Schweißhund« auseinandergesetzt; hat man jedoch einen solchen nicht, so muß man den Distrikt, in welchem das Wild steckt, von Treibern durchgehen lassen und sich auf der Fährte vorstellen; kann das Wild nicht mehr aufstehen, so ruft der Treiber, welcher es im Bett gefunden hat, dem Jäger dies zu, worauf dieser hingeht und es mit einem Schuß oder dem Fangmesser abfängt. Im Notfall kann man auch einen andern Hund, welcher einige Nase hat und gern jagt, dazu verwenden; doch wirft es gerade kein günstiges Licht auf den weidmännischen Jagdbetrieb, wenn man zu solchen Mitteln greifen muß.

Nachteule, eine Eule, die nur oder nur vorzugsweise bei Nacht jagt und herumstreicht, im Gegensatz zu Tageule, welche dies nur am Tag thut.

Nachtgarn, das Decknetz der Lerchenstreicher, s. Lerchen (S. 302).

Nachtrapp (Waldkauz), s. Eulen 10).

Nachtraubvogel, Unterordnung der Raubvögel, welche die Eulen, die einzigen bei Nacht raubenden Vögel, umfaßt.

Nachtreiher (Focke), s. Reiher 1).

Nachziehen mit dem Schweißhund einem kranken Wild, s. Nachsuchen und Nachhängen.

Nacktschnabel (Saatkrähe), s. Rabenartige Vögel 4).

Nadel (Tupfer), der stiftförmige Abzug am Stechschloß eines Kugelgewehrs; gebräuchlicher ist der Ausdruck Stecher. An modernen Büchsflinten ist diese Vorrichtung nicht mehr angebracht, sondern das Stechen wird durch Vorwärtsdrücken des gewöhnlichen Abzugs bewirkt, worauf man mit diesem den Schuß abfeuert.

Nagel, 1) der hörnerne Schutz an den Zehen des nicht zum Raubzeug gehörigen Wildes; bei dem hierzu gehörigen Haarwild sagt man Klauen, bei den Raubvögeln und Katzen Krallen. — 2) In der Scheibe der hölzerne N., mit welchem die meist runde Scheibe befestigt ist; er ist mithin das Zentrum und ein Schuß auf ihn der beste, welcher die Scheibe auch herunterwirft, wenn man dies beabsichtigt, und sie also dem entsprechend nicht besonders befestigt. Hiervon rührt die geläufige Redensart: »den N. auf den Kopf treffen«.

Nager (Nagetiere, Glires s. Rodentia), Ordnung der Säugetiere, zu welcher von den Jagdtieren der Hase, das Kaninchen, das Eichhörnchen, der Biber und das Murmeltier gehören. Außer diesen zählen, wie bekannt, die Scharen der Ratten und Mäuse zu ihnen. Die Ordnung der N. enthält vorwiegend schädliche Tiere.

Nase des Hundes, in der Auffassung des Jägers dessen Geruchsvermögen, also

das wertvollste Organ desselben. Je nach der mehr oder weniger feinen Ausbildung dieses Vermögens sagt man: der Hund hat eine gute oder mittelmäßige, schlechte oder gar keine N., welch letzterer Fall nach schweren Krankheiten wohl eintreten kann.

Nasenbremse (Cephenomyia rufibarbis, Pharyngomia picta) legt ihre Maden in die Nasenlöcher der Hirsche, wodurch heftige Entzündungen hervorgerufen werden, die bei großer Menge dieses abscheulichen Insekts selbst das Eingehen derselben verursachen können; s. Edelwild (S. 85).

Nasenring, das Ende der Dachshaube, welches in einen etwa 9 cm weiten eisernen Ring ausläuft und dadurch den Dachs abhält, sich durchzuschneiden, daß er die Nase durch diesen Ring steckt und sich also vergeblich bemüht, freizukommen.

Nässen, das Urinlassen des Wildes.

Natternadler (Schlangenadler), s. Adler 9).

Naumanns-Falke (Rötelfalke), s. Falken 9).

Nebelgeier (Rauhfußbussard), s. Bussarde 2).

Nebelkrähe (Nebelkrapp, Nebelrabe), s. Rabenartige Vögel 3).

Nelke, sehr ungewöhnlicher Ausdruck für Viole, die Drüse auf der Standarte des Fuchses.

Nestei, das Ei, welches man im Nest liegen läßt, nachdem man die andern weggenommen hat, um den Brutvogel zu veranlassen, in dasselbe Nest weiterzulegen, eine gewöhnliche Maßregel z. B. bei Fasanennestern; würde man sämtliche Eier wegnehmen, so würde die Henne nicht mehr in das Nest legen, sondern sich ein neues herrichten oder die Eier verschleppen.

Nestling, ein dem Horst entnommener junger Falke, den man auffüttert und somit leicht zähmt. Obgleich solche ja leichter zu erlangen waren als Wildlinge, so bedienten sich die Falkeniere ihrer zum Abtragen doch nur ungern, da schon der Kaiser Friedrich, der bedeutendste Falkenjäger aller Zeiten, erkannt hatte, daß Nestlinge bei weitem nicht den Mut und die Geschicklichkeit besaßen wie alt eingefangene Falken oder sogen. Wildlinge.

Nestwolf, ein junger Wolf, der seine Geburtsstätte noch nicht verlassen hat.

Netz, ein beliebiges, zum Fang von Wild gestricktes Garn; auch die fettige Umhüllung des Magens und der Eingeweide.

Neue, frisch gefallener Spurschnee. Da der Jäger erst am Morgen spüren kann, wenn es hell genug dazu ist, so leuchtet ein, daß der Schnee nicht gefallen sein darf, nachdem das Wild an seine verschiedenen Stände gezogen ist, weil dessen Spur sonst wieder verschneit sein würde. Die schönste und brauchbarste N. ist die bis gegen 4 Uhr des Morgens gefallene. Selbstverständlich läßt kein tüchtiger Jäger eine N. ungenutzt vorüber, die ihm den sichersten Aufschluß über Zahl und Stand seines Wildes gibt.

Neuntöter, s. Würger 1).

Nickfänger, s. v. w. Genickfänger.

Niederjagd, die kleine Jagd, die Jagd auf die geringen Wildarten, im Gegensatz zur hohen Jagd und, wo sie vorkommt, zur Mitteljagd (s. Jagdtiere, Einteilung).

Niederthun, sich, sagt man von dem größern Wild, wenn es sich zur Ruhe niederlegt; thut es dies, um sich zu verstecken, so nennt man dies sich drücken.

Niederziehen sagt man von Hunden, wenn sie ein Wild packen und niederreißen, z. B. von Parforcehunden, die den halali gejagten Hirsch n.; auch vom Schweißhund, wenn er noch neu und wenig gearbeitet ist und infolgedessen das kranke, gestellte Wild an der Drossel packt und niederreißt. Meist gewöhnen sie sich das an, wenn sie anfänglich öfters auf Kahlwild gearbeitet wurden, und bekommen erst eine heilsame und dauernde Lehre, wenn sie dies bei einem Hirsch versuchten, der ihnen dafür mit seinem Geweih antwortete.

Nimmersatt, s. v. w. Sichler.

Nimrod ist nach den Überlieferungen der Bibel ein Sohn des Kusch, eines Nachkommen von Ham, und Gründer von Babylon und des babylonischen Reichs. »Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn« nach der Bibel, steht er infolge seiner halbmythischen Existenz der jetzigen Jägerei ferner als sein christlicher Genosse Hubertus; man belegt mit der Bezeichnung »N.« einen überhaupt recht schneidigen Weidgesellen.

Nisten, das Herrichten der Nester und der Verlauf des Brutgeschäfts bei den meisten Vögeln; von den Raubvögeln und einigen andern sagt man horsten.

Nonnelt (kleiner Säger), s. Säger 3).

Nonnentaucher (kleiner Säger), s. Säger 3).

Nordgans, s. Gans 3).

Nörz, s. Iltis 4).

Notbau (Notröhre), ein provisorisch ausgegrabener röhrenförmiger Schlupfwinkel der Füchse und Dachse; hat eine Füchsin Gefahr für ihre Jungen gewittert und sie in einen andern Bau geschleppt, so ist dies in diesem Sinn auch ein N. S. Fuchs und Dachs.

Nuß, s. v. w. Schnalle. — An Gewehren derjenige Teil des Schlosses, welcher durch den Hahn die Schlagfeder bewegt, und in welchen die Stange eingreift.

Nußjäck (Nußknacker, Nußpicker, Nußhäher), s. Häher 3).

O.

Oberarche (Oberleine), die starke, fingerdicke Leine, welche durch die obere Kante der hohen Tücher gezogen ist und diese trägt; sie muß von gutem Hanf gedreht sein, da sie viel aushalten muß und, um sie straff zu ziehen, etwa sechs kräftige Männer erforderlich sind.

Oberjäger, bei den deutschen Jägerbataillonen der Führer einer Sektion; der Rang ist gleichbedeutend mit »Unteroffizier« bei den Infanterieregimentern, welcher eine Korporalschaft führt. Im preußischen reitenden Feldjägerkorps haben die drei ältesten Feldjägerleutnants den Titel »O.« Im Beamtenverhältnis findet man diesen Titel häufig bei Privatforst- und Jagdverwaltungen, die nicht groß genug sind, um ihren obern Beamten höhere Titel, wie z. B. Oberförster, Jägermeister &c., zu geben.

Oberjägermeister, der oberste Jagdbeamte.

Oberleine, s. v. w. Oberarche.

Oberrücken, s. v. w. After.

Oberwind, s. Wind.

Odinshenne (schmalschnäbeliger Wassertreter), s. Wassertreter 1).

Ohr, Bezeichnung des Gehörorgans bei allen Vögeln; die abweichende Bezeichnung dieses Organs bei den verschiedenen Jagdtieren ist an entsprechender Stelle angegeben.

Ohrenkrebs, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Ohrenzwang, s. Hundekrankheiten.

Ohreule, jede Eule, welche über den Augen auf dem Scheitel die beiden bekannten größern oder kleinern Federbüschel oder Federohren trägt; die größte O. ist der Uhu, die kleinste die Zwerg- oder Posseneule. Die Schneeeule hat nur so schwache Andeutungen von Ohrbüscheln, daß man sie zwischen Ohreulen und Käuze oder glattköpfige Eulen zu stellen pflegt (s. Eulen).

Ohreule, gemeine (Waldohreule), s. Eulen 5).

Ohreule, große, s. Uhu.

Ohrgeschwulst, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Ohrkauz (Waldohreule), s. Eulen 5).

Ohrwurm, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Orgeln, s. v. w. schreien.

Otter (Fischotter, *Lutra*), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Marder. Eine Art: der gemeine Fischotter (*Lutra vulgaris Erxleben*; Flußotter, auch die Fisch- &c. O., Wasserwolf). Weidmännische Ausdrücke wie bei den andern Raubtieren, und nur die folgenden weichen ab: der O. pfeift; er steigt aus dem Wasser an das Land oder von diesem ins Wasser auf dem Ausstieg; geht über Land; fällt oder fährt ins Wasser, wenn er flüchtig sich ins Wasser begibt. Der O. wurde früher zur Fischerei gerechnet, um als Fastenspeise benutzt werden zu können; noch früher zählte man ihn sogar den Amphibien zu »propter suam caudam squamosam«.

Beschreibung. Länge etwa 120 cm inkl. der 40—44 cm langen Rute; Gewicht 15—10 kg. Die Weibchen sind schwächer, als die vorstehenden Maße angeben.

36 Zähne. Kopf rundlich mit sehr flachem Schädel, von welchem das Nasenbein fast ohne Absatz abläuft. Die Lauscher ragen kaum aus dem Balg hervor und sind durch eine Hautfalte verschließbar, wie auch die dicken Lippen und besonders der kürzere und schmälere Unterkiefer gleich einer genau passenden Klappe das Maul wasserdicht verschließen. Beim Atemholen überragt die Nase nur etwas den Wasserspiegel, und die Luft wird schniefend eingezogen und ausgestoßen. Die fünfzehigen Läufe sind bis an die Klauen mit Schwimmhäuten verbunden, deren Oberseite nur schwach behaart ist; Ränder und Unterseite nackt. Das nackte Nasenfeld ist warzig. Die Gesamtfärbung ist braun, das Wollhaar an den Wurzeln etwas heller und grauer, an der Spitze dunkler, das Oberhaar schwarzbraun, am längsten auf dem Unterrücken und der flachen, die halbe Körperlänge überschreitenden Rute. Die gesamte Unterseite ist etwas heller, besonders auf Hals und Kopfseiten; am Kinn einige helle Flecke; helle, sogar scheckige Spielarten sind bekannt. Die Weibchen haben am Hinterleib vier Zitzen, unter der Nuß eine Hautfalte, und diese ist, wie die beiden Drüsen am After des Männchens, mit einer schmierigen Feuchtigkeit erfüllt, welche im Leben stinkt, nach dem Tod aber einen bisamartigen Geruch annimmt. Der O. ist für sein Fischereigewerbe unter Wasser vortrefflich ausgestattet; das dichte Haar läßt bei Lebzeiten niemals Wasser durch, die Hautfalte verschließt das Ohr, der Unterkiefer das Maul; der platte Leib ist zum Schwimmen vorzüglich ausgestattet und die Lunge geeignet, längere Zeit unter Wasser thätig zu bleiben, daher der O. auch unter Eis sein Handwerk ausüben kann, wenn nur wenigstens eine Stelle vorhanden ist, welche der Nase die Kommunikation mit der frischen Luft gestattet. Überaus scheu, mahnen ihn seine scharfen Sinne stets rechtzeitig zur Flucht; dennoch ist er klug genug, die wirkliche Gefahr von der scheinbaren zu unterscheiden. In die Enge getrieben, ist er ein furchtbarer Feind für den ihn angreifenden Hund und dem einzelnen meist überlegen, vermag ihm die Laufknochen durchzubeißen und läßt das einmal gepackte Glied nur schwer, oft erst mit dem Tod wieder los. Auf dem Land ist er zwar nicht gerade unbeholfen, da er große Strecken von einem Fischwasser zum andern zu durchwandern vermag, aber auch keineswegs schnell und kann von einem Menschen bald eingeholt werden. Er ist jung eingefangen sehr leicht zähmbar und dann seinem Herrn mit Hundetreue und Anhänglichkeit zugethan, fischt für ihn, begleitet ihn auf seinen Wegen und bewährt sich als lieber Hausgenosse.


Spur des Otters.

Verbreitung, Aufenthalt. In den fischreichen Gewässern Mitteleuropas wird der O. schwerlich fehlen, ganz gleich, ob sie im Gebirge oder Flachland liegen; über Lappland hinaus geht er nicht, nach Osten und Süden verbreitet er sich weiter. Unterspülte Ufer bieten ihm gute Gelegenheit zur Anlage eines Baues, zu welchem der Einstieg zwar stets unter Wasser liegt, dessen Röhre aber aufwärts steigt, so daß sie dem ermüdeten Bewohner ein trocknes Ruheplätzchen für sich sowie für die neugebornen Jungen bietet. Ein zweiter Ausgang führt zwar nach dem Land, wird aber mehr zur Ventilation als zum Ausstieg benutzt. Daß er mehrere Baue besitzt, liegt in Erwägung seines Gewerbes, welches ihn in schmalem Gewässer oft meilenweit fortführt, auf der Hand, daher auch von einem ständigen Aufenthalt eines Otters zum Verdruß des Jägers kaum die Rede sein kann. Menschliche Ansiedelungen werden nicht vermieden, die Mühlteiche ebenso gründlich beraubt wie die einsamen Forellenwaldbäche; man hat sogar schon Gehecke in der Nähe von und in Mühlwehren gefunden.

Lebensweise. Wie bekannt, sind Fische und Krebse seine Hauptnahrung; doch stellt er auch Ratten und selbst dem Wassergeflügel nach, ob aber vielleicht nur aus Mordlust, ist kaum erwiesen. Daß

er gegen den Strom fischt, also den Fischen folgt, ist selbstverständlich, denn wollte er ihnen entgegenschwimmen, so würde er sie verscheuchen, und wie er durch plötzliches Plätschern mit der Rute sie unter Steine und sonstige Schlupfwinkel treibt, wo sie ihm leicht zur Beute werden, so schwimmt er auch, gewissermaßen schleichend, den größern Fischen nach, und gleich dem Habicht in den Lüften vermag er seine Beute von oben oder von unten oder seitwärts zu packen, wie es der Augenblick erfordert. Große Fische, wie Lachse, soll er in Gemeinschaft jagen, so daß ein O. unter diesem, der andre über ihm schwimmt, bis der Lachs ermattet. Solchen Fisch findet man meist mit aufgerissenem Bauch, und kann ihn ein O. im Wasser auch nicht allein bewältigen, so verbeißt er sich doch an ihm und versteht ihn geschickt dem Ufer zuzutreiben, wo er auf dem Trocknen dann leichteres Spiel hat. Kleine Fische verzehrt er im Schwimmen mit über dem Wasser erhobenem Maul. Der O. fischt am Tag wie bei Nacht und ebenso unter dem Eis, wo er kleine Luftlöcher sicher findet und aufsucht, um an ihnen frische Luft einzunehmen; wahrscheinlich sind sie ihm durch den einfallenden Lichtstrahl kenntlich, wie aber in finsterer Nacht, ist vollständig rätselhaft. Wunderbar ist seine Gabe, stundenweit entfernte Fischwasser aufzufinden, zu denen er, wie beobachtet wurde, steile Gebirgskämme übersteigen mußte. Gezähmte Ottern füttert man nur mit Milch, Semmel und gelegentlich mit gekochtem Fleisch, um ihre Räubernatur nicht zu wecken. Wie schon erwähnt, werden sie ungemein zahm und anhänglich, lernen apportieren wie ein Hund und ihrem Herrn Fische fangen, laufen selbst zwischen Hunden bei der Wasserjagd munter einher und bringen dem Herrn die Beute.

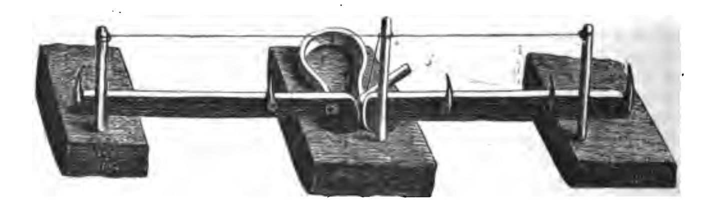
Im Februar und März ist die **Hauptranzzeit**, zu welcher man am häufigsten jenen durchdringenden Pfiff hört, welcher als Lockton dient und manchen Stoff zu Gespenstererscheinungen gegeben hat; doch wird diese Ranzzeit nicht immer eingehalten, da man auch zu andern Zeiten im Jahr junge Ottern findet. Beim Ranzen geht es wild und laut im Wasser her, da das Weibchen alle seine Schwimmkünste aufbietet, um den Bewerber um so begehrlicher zu machen; nach neun Wochen bringt es zwei bis vier 9—10 Tage blinde Junge in einem Bau, welche es mit echter Raubtiermutterliebe hegt, bei Gefahren wegträgt, alsdann ins Wasser führt und zum Geschäft anlernt, daher mit ihnen gemeinschaftlich fischt. Nach etwa halbjähriger Pflege und Unterweisung beginnen diese ihren eignen Wandel und sind im dritten Jahr ausgewachsen.

Jagd. Bei der außerordentlichen Gewandtheit des Otters wie seiner Mordlust und Feinschmeckerei, welche ihn veranlaßt, bei reichlichem Fang nur geringe Teile vom Fisch zu fressen und den größern Teil liegen zu lassen, braucht die große Schädlichkeit desselben für die wilde wie zahme Fischerei kaum hervorgehoben zu werden. Diese wird eben geradezu unmöglich, wo solche Marodeure ihr ungestörtes Wesen treiben, und deshalb ist die Jagd auf den Fischotter durchaus geboten und zugleich auch lohnend, denn ein guter, starker Balg gilt je nach Konjunktur etwa 20 Mark, auch darüber, das Wildbret gibt außerdem für Liebhaber einen schmackhaften »Fastenbraten«. Der Balg ist zwar während des ganzen Jahrs brauchbar, am besten jedoch immerhin gegen den Winter. Freilich zieht mancher Jäger manchen Abend hinaus und friert stundenlang auf dem **Ansitz** beim Ausstieg, ehe er sich der Beute freut, gibt wohl schließlich gar oft diese Jagd lieber auf, als daß er sich wochenlang narren läßt, wie es dem besten passieren kann. Denn wenn auch der O. genau seinen Ein- und Ausstieg hält, welchen man an den Fischgräten und der häufigen Losung sowie dem Fischgeruch sicher erkennt, so kommt die Frage: **wann** geht er an dieser Stelle heraus? nach drei oder acht Tagen, bei Tag oder bei Nacht? und frei gestanden, verurteilen wir keinen sehr beschäftigten Jäger, welcher vor dem Resultat dieser Erwägung zurückschreckt. Und nun noch ein Schuß zur Nachtzeit bei vielleicht unklarem Mondlicht auf den dunkeln O. im vielfach beschatteten Ufer, welcher mit peinlicher Schärfe erst seine Nase walten läßt, bevor er ans Land geht; das

alles macht den Ansitz zu der mißlichsten und undankbarsten aller Jagdarten. Gleichwohl wird er nach wie vor noch ausgeübt und mancher O. dabei geschossen, denn je schwieriger die Jagd, desto größer die Freude am glücklichen Schuß.

Viel interessanter ist die Hetze mit sogen. Otterhunden, wie sie namentlich in Schottland vielfach betrieben wurde und neuerdings durch einen renommierten Otterjäger, Ewald Schmidt in Schalksmühle bei Hagen in Westfalen, neue Anregung erhalten hat. Die Engländer züchten eigne Otterhunde, etwa von der Größe eines mäßigen Schweißhunds, mit rauhem, mittellangem Haar, gutem Behang, sehr scharfem Gebiß, klugen, großen, runden Augen und meist weißbunter Färbung. Doch thun diese Arbeit auch andre scharfe Hunde, wie die vorzüglichen Hunde von Ewald Schmidt beweisen, welcher unter denselben einen kleinern Beißer hat, der den O. aus seinem Schlupfwinkel herauszutreiben vermag. Für die Leistungen der Schmidtschen Hunde sprechen Zahlen: ihr Besitzer fing mit diesen vier Kämpen in Zeit von 2½ Jahren über 80 Ottern und räumte somit die Fischwasser seiner Umgebung gründlich auf. Schmidt birscht mit den Hunden nach Ottern umher, welche der Spur sogleich folgen und nun den O. jagen, bis ein geschickter Wurf mit der dreispitzigen, widerhakigen Gabel denselben streckt. Daß dies eine wilde Jagd gibt und die Hunde weder die Kälte des Wassers, noch das Untertauchen, noch auch einen scharfen Biß des wehrhaften Feindes scheuen dürfen, bedarf keiner Versicherung, wie sie auch einen sichern Arm des Jägers voraussetzt. Diese Gabel hat einen eschenen Stiel von der Länge des Jägers, die drei stählernen Zinken sind 22 cm lang, die Gabelbreite beträgt 18 cm. Von dem eschenen Stiel ist das obere Ende 30—35 cm tief ausgebohrt und mit einem Kork verschlossen, damit dasselbe stets über Wasser bleibt und somit das Verlorengehen der Gabel verhindert. Ein kurzer Karabiner, starker Genickfänger und eine biegsame Gerte, um den O. aus seinem Schlupfwinkel vertreiben zu helfen, sind die übrigen Rüststücke dieses Otterjägers. Besondere Regeln für die Otterjagd gibt es nicht; man benimmt sich beim Ansitz wie auf jedes sehr vorsichtige Tier, beachtet den Wind und ladet einen derben Schuß Nr. 3, um im Notfall ein gutes Stück hinhalten zu können. Die Otterhetze, wie sie Schmidt betreibt, verdient zwar alle Nachahmung; indessen hat nicht jeder die Zeit dazu, auch nicht die Hunde und — auch nicht das Zeug. Daher wird man, wie bei den meisten Raubtieren, sich zum Fang bequemen müssen. Die gewöhnlichen Apparate, als das Tellereisen und die Webersche Raubtierfalle, haben wir unter »Falle« schon erörtert, und da wir für die andern Raubtiere Witterungen angegeben haben, so wollen wir die üblichen, dem Handbuch von D. a. d. Winckell entnommenen folgen lassen, betonen aber ausdrücklich, daß vor allen peinliche Sauberkeit der Eisen die sicherste Witterung ist. 1) Man nehme 4 Gran (altes Gewicht) sehr gutes Bibergeil, 3 Gran weißen Kampfer, eine halbe Handvoll frisch getrocknete, klein geschnittene Angelikawurzel und brate dies alles in 8 Lot frischem Gänse- oder Schweinefett, ohne es brenzlig werden zu lassen. 2) Acht Lot frisches Schweinefett oder ungesalzene Butter zerlasse man, thue dann 4 Gran Bibergeil, 3 Gran weißen Kampfer, eine halbe Handvoll Baldrianwurzel, 1½ Gran Zibet, 1 Gran Moschus hinzu und lasse alles braten, bis es gelb wird; dann seihe man es durch und verwahre es in einem ganz neuen irdenen Topf. Das Verfahren hierbei ist wie in folgendem: 3) Man lasse 8 Lot reines Schweinefett in einem neuen reinen Tiegel zergehen, thue dann eine Handvoll Baldrianwurzel, 4 Gran Bibergeil und 3 Gran Kampfer (alles gröblich zerstoßen) hinzu, lasse es unter beständigem Rühren mit einem reinen, schalenlosen Hölzchen so lange über Kohlen oder besser noch in einem Bratofen kröschen, bis es gelblich wird. Dann seihe man es durch ein feines, reines Leinwandläppchen in eine steinerne Büchse, binde diese gut zu und verwahre sie an einem kühlen Ort. 4) Man bereibe sämtliche Teile des Eisens und der Leine bloß mit wilder Krauseminze. 5) Man nehme Hechtleber,

Karpfengalle, Krebseier und Otterlosung zusammen in einen gut gereinigten Serpentinmörser, stoße alles untereinander und bereibe Eisen, Kette und Leine damit. 6) Ganz unfehlbar soll der Erfolg sein, wenn man sich den Geilensack von der Zibetkatze verschafft, damit das Eisen bestreicht und ein Stückchen von der Größe einer Linse unter den Teller legt. Alle diese Witterungen haben nur Zweck, wenn das Eisen auf dem Trocknen gelegt wird; geschieht dies im Wasser, so ist selbstverständlich gar keine Witterung nötig, nur lege man es nicht tiefer als etwa zwei Hände unter den Wasserspiegel und schichte, wo dies nicht geboten ist, einen Damm wittere man mit einer der angegebenen Witterungen, entferne das Laub aus dem Eisenlager und lege nun das Eisen auf übliche Steinunterlagen so tief hinein, daß es ca. 2 cm tiefer liegt, als der gewachsene Boden ist. Jetzt füttere man das Eisen mit Weidenlaub ein und bedecke es auch leicht damit; oben darauf streue man Sand oder Erde, beides muß jedoch vom Fangplatz genommen sein. War der Fangplatz mit Rasen bewachsen, so wasche man die Erde aus den ausgestochenen Rasenstückchen ganz rein aus und bedecke das Eisenlager sehr dünn mit diesem total erdfreien Rasen. Jetzt entsichere man das Eisen, bedecke auch den Sicherheitshaken,



Otterstange.

von Steinen oder Rasenstücken auf oder schlage vier Pfählchen ein, nagele ein Brett darüber und lege auf dieses das Eisen. Füttert man an dieser Stelle recht häufig die Fische, so wird der O. dort bald seinen Ausstieg nehmen, und thut er dies vertraut, was seine Losung verrät, so lege man das Eisen mit der Feder nach der Landseite und befestige Kette und Leine an einem Baumstumpf oder Pfahl. Hat sich der O. gefangen, so zieht ihn das schwere Eisen in die Tiefe, wonach er bald ertrinkt. Auf dem Land wird für das Eisen eine gut passende Vertiefung ausgeschachtet und mit Laubwerk ausgefüllt; kennt man mehrere Ausstiege, so macht man dies an allen, besonders wenn man mehrere Eisen zur Verfügung hat, und bleibt der O. vertraut, so lege man die Eisen oder eins an dem Ausstieg, der den meisten Erfolg verspricht. Nach v. d. Bosch verfährt man dabei wie folgt: »Das sehr sauber und sorgfältig geputzte Eisen verlege die etwa vorhanden gewesene Losung höchst sorgfältig vermittelst zweier Stäbchen wieder auf ihren ursprünglichen Platz und verkehre sorgsam mit einem Strauch den ganzen Platz sowie, rückwärts gehend, die eigne Spur. Will man noch einen Brocken legen, so lege man ihn hinter das Eisen.« Der O. läßt sich durch eine der angegebenen Witterungen an den Fangplatz kirren, wenn man etwas davon oder auch **Asa foetida** an Zweige umher streicht, oder auch durch einen frisch gefangenen Vogel, Fisch oder Krebs, welchen man auf den Rücken legt und, damit er nicht auf kann, ihm den Schwanz nahe am Rumpf etwas eindrückt.

Ein eigentümliches Eisen ist die **Otterstange**, auch **Stangeneisen** genannt, ein im ganzen wenig verbreitetes Instrument (s. Abbildung). Sie besteht aus Feder, Schloß mit Abzug und den beiden mit Dornen versehenen Stangen, deren Enden hakenartig gebogen sind. Sehr ähnlich dem

Schwanenhals, fehlt ihr die Pfeife, und statt der runden Bügel hat sie die vorher beschriebenen geraden Stangen. Die Behandlung ist dem Schwanenhals ähnlich, doch noch viel gefährlicher. Gelegt wird die Otterstange nach v. d. Bosch folgendermaßen: »Man treibt drei feste, mit der Rinde bekleidete Pfählchen recht sicher und dicht bei dem Eisen so in die Erde, daß an jedem Ende und in der Mitte desselben einer zu stehen kommt. In alle drei schraube man oben eine Öse hinein; die des Mittelpfählchens wird ganz und fest hineingedreht, die an den beiden Endpfählchen dagegen nur zum Teil, damit man später, wenn es nötig werden sollte, durch Herumdrehen der Schraube den Abzugsfaden straff ziehen kann. Vom Abzugshaken leite man nun einen doppelten Abzugsfaden zuerst durch die Öse des Mittelpfählchens, natürlich von unten nach oben durchgesteckt, und von hier aus weiter rechts und links bis zu den Ösen der Endpfählchen; hier schürze man die Pfählchen fest an. Somit ist nun das Eisen fertig gestellt; jetzt entsichere man mit gehöriger Vorsicht, verkehre den Platz und die eigne Spur. Als Abzugsschnur nehme man hier am besten ganz feinen Blumendraht, weil dieser, wenn einmal straff angespannt, nicht nachgibt. Berührt nun der wechselnde O. den Abzugsfaden auch nur leicht, so schlägt das Eisen mit großer Geschwindigkeit zu: das gefangene Tier verendet sehr schnell, es wird erdrückt.«

Der erbeutete O. wird wie jedes ähnliche Raubtier traktiert; dem lebendigen erteilt man einige wuchtige Hiebe auf die Nase, worauf er bald verendet; den toten streift man wie den Fuchs. Das Wildbret wird häufig gegessen und soll einen fischigen, doch nicht unangenehmen Geschmack haben.

Die vorbeschriebenen Fangapparate sind die sichersten und gebräuchlichsten, denen in der Neuzeit noch die Webersche Raubtierfalle hinzugetreten ist, jedoch nur mit Erfolg mehr auf Wechseln als auf Ausstiegen anzuwenden ist. Auf einem solchen wird sie versenkt oder in einen Graben gestellt und mit Schlamm verblendet, so daß nur die neben sie eingehenden Dornen zu sehen sind, welche den O. nötigen, den Weg über sie weg zu nehmen. »Die verlängerte Abzugsschnur«, sagt v. d. Bosch, »wird vom Stellhaken durch das Abzugsloch im Deckel geleitet und in den untern Hebelarm fest eingeklemmt, die zweite, höchstens 7—10 cm hoch über den Kasten laufende Schnur wird mit einem Ende in den zweiten Hebelarm eingeklemmt, während das andre Ende an das Pfählchen der andern Kastenseite festgebunden wird. Als Schnur nimmt man am besten Pferdehaar, gewichsten Zwirn oder ganz dünnen Blumendraht. Rechts und links vom Kasten lege man auch hier wieder Dornenreisbündel, damit der O. nicht ausweichen kann. Berührt derselbe auch nur unbedeutend den Faden, so ist er in demselben Moment auch bereits gefangen.« Man benutzt zwar auch den Schwanenhals zum Otterfang, doch ist der Erfolg schon deshalb sehr unsicher, weil der O. tote Köder nur ungern oder gar nicht annimmt und lebende, etwa ein Krebs, schwer anzubringen sind. Vom Fang im Garn handelt der Art. »Ottergarn«, welchen man beachte. Mit Hilfe brauchbarer Hunde mag dasselbe ganz gute Dienste thun, im Gebrauch ist es wohl nur wenig.

Ottereisen oder **Otterstange**, s. Otter.

Ottergarn, ein Netz zum Fangen des Otters im Wasser, dessen Gestalt und Anwendung Hartig wie folgt beschreibt: »Seine Öffnung hat 20—24 Fuß im Umfang, damit ein Quadrat von 5—6 Fuß daraus gebildet werden kann, wenn man an zwei einander gegenüberstehenden Seiten Stellstangen durch die Maschen steckt. Die Länge dieses Sacks oder Hamens beträgt 12 Fuß. Er läuft nach unten rundlich-spitz zu und hat am Ende einen 3 Zoll großen eisernen Nasenring, wie der Dachssack. Die Maschen an diesem Hamen messen von einem Knoten zum andern 1½ Zoll und müssen von starken Bindfaden gestrickt sein. In der Mitte dieses Hamens wird eine starke, lange Leine durch die Maschen gezogen, womit man den Hamen zusammenziehen kann, wenn ein Otter sich im untern Teil des Hamens befindet. Die beiden Flügelwände oder Geleiter werden, je nachdem die Bäche breit sind, 6—10 Fuß lang und so hoch

gemacht, daß sie 1 Fuß aus dem Wasser hervorstehen, wenn die Unterleine auf der Sohle des Baches liegt. Am Ende der einen Seite und alle 2 Fuß wird eine spitze Stellstange eingebunden; am Ende der andern Seite aber bleiben die Maschen frei, damit der Hamen mit den Flügelwänden vermittelst einer durchgesteckten Stellstange verbunden werden kann, wenn der Apparat zum Fangen aufgerichtet wird. Sind die Flügelwände mit dem Hamen auf diese Art verbunden, so wirft man den Hamen mitten in den Bach, steckt die beiden Stellstangen, womit der Hamen verbunden ist, fest in den Grund und zieht dann auf jeder Seite die Flügelwand in schräger Richtung bis dicht an das Ufer. Die Öffnung des Hamens bildet dann ein Viereck, und der Hamen selbst wird durch das strömende Wasser angezogen. Die in der Mitte des Hamens durch das Gemäsch gezogene Zugleine hält der verborgene Jäger in der Hand, der den Hamen zuziehen und schnell auf das Ufer ziehen muß, wenn ein Otter hineingefahren ist. Obgleich ein Otter gewöhnlich stromabwärts geht, wenn er flüchtig gemacht wird, so ist es doch gut, wenn man zwei solcher Netze hat, um auch oben am Bach eins vorlegen zu können. Der Otter mag dann auf- oder abwärts gehen, so wird er gewiß gefangen werden. Weiß man nun aus der Spur, daß ein Otter sich in einem Bach befindet, so legt man oben und unten ein solches Netz vor, wovon aber die Spitze des oben vorgelegten Hamens durch einen Heftel gegen den Strom angezogen werden muß, und beunruhigt den Otter durch Hunde und durch Stoßen mit Stangen unter die hohlen Ufer so lange, bis er flüchtig wird, in einen von den beiden vorgelegten Hamen fährt und von demjenigen, der die Zugleine hält, aus dem Wasser gezogen und erschlagen werden kann. Wo es viele Fischottern gibt, ist dieser Fang lohnend, da der Otterbalg teuer bezahlt wird und ein paar solcher Netze nur sehr wenig kosten, wenn man sie selbst stricken kann.«

Otterhund, s. Otter (S. 331). Man kann jeden Hund als O. benutzen, wenn er scharf, flüchtig ist und gern ins Wasser geht; doch ist nicht anzuraten, wertvolle Hühnerhunde dabei zu verwenden, da sie sehr strapaziert und leicht gefährlich geschlagen werden können. Früher benutzte man sogar die schweren Hetzhunde zu dieser wilden Jagd, und deren Gebiß war allerdings der Otter nicht gewachsen. Besonders in Bächen mit seichtem Wasser oder doch seichten Stellen ist diese Hetze sehr anwendbar, denn haben die Hunde einen Otter im Bau gefunden, was sie durch Aufkratzen der Erde und Verbellen anzeigen, und geht der Otter wie gewöhnlich bald los, so folgen ihm die Hunde wild nach und greifen ihn entweder im seichten Wasser, oder er kommt an den seichten Stellen den Jägern, die schußfertig und sehr aufmerksam sein müssen, zu Schuß.

Otterstange, s. Otter.

Otterwitterungen, Ingredienzien zum Verwittern der Eisen für den Otterfang.

P.

Paaren, sich, bei den Vögeln s. v. w. sich fortpflanzen, wenn nicht andre Ausdrücke, wie balzen, reihen, gebraucht werden.

Paarzeit, die Zeit, in welcher sich das Federwild paart.

Packer, s. v. w. Hatzhunde; in übertragener Bedeutung sagt man von jedem bissigen Hund: »er ist ein P.«

Paläster, s. v. w. Rehposten, daher der Ausdruck lospalästern.

Pan -n, die Schwingen und Schwanzfedern des Jagdfalken.

Pansen (Wanst), der Magen der Wiederkäuer.

Panzer, beim Wildschwein, s. Geschildt. — »P.« nannte man auch eine Art Jacke, welche den schweren Hatzhunden als Schutz gegen die Schläge der Sauen angelegt wurde.

Pardelvogel (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Parforcedressur, diejenige Abrichtung des Hühnerhunds, bei welcher Strenge und entsprechende Zwangsmittel, wie Korallen und Peitsche, eine besondere Rolle spielen, im Gegensatz zur spielenden Dressur, bei welcher man mehr durch Spielen mit dem jüngern Hund seinen Zweck erreicht.

Parforce-Equipage, der ganze Troß an Hunden, Pferden und totem Inventar, welche zur Parforcejagd gebraucht werden. Die bedeutendste der jetzt noch vorhandenen ist die des Prinzen Karl von Preußen.

Parforcehorn, großes Jagdhorn mit nur zwei Windungen, welches die Pikeure ohne Bandelier über der Schulter um den Leib tragen und auf ihm die Parforcesignale blasen.

Parforcehund, ein Hund, welcher zur Parforcejagd gebraucht wird; er ist von der Größe eines Schweißhunds, und seine Brauchbarkeit besteht weniger in Schnelligkeit als in lange anhaltendem Jagen auf der Fährte; im Hauptsächlichen unterscheidet man englische und französische Parforcehunde, welch letztere etwas schwächer als erstere sind. Seine Beschreibung s. unter Edelwild (Parforcejagd). Gleichbedeutend ist Bracke, doch nennt man auch jeden laut und dauernd jagenden Hund so, gleichviel welcher Rasse er angehört, während man beim P. immer einen Rassehund im Sinn hat.

Parforcejagd, meist französische Jagd genannt, die Jagd, bei welcher Hirsch oder Wildschwein mit einer Anzahl von Hunden, die man »Meute« nennt, und die weniger schnell sind als das gejagte Wild, so lange gejagt werden, bis sie sich vor Ermüdung stellen. Sie war früher sehr verbreitet, so daß eine glänzende Parforce-Equipage (s. d.) der Stolz der meisten Höfe war; ihre Kostspieligkeit aber sowie die veränderten Jagd- und Grundeigentumsverhältnisse haben sie immer mehr und mehr verschwinden lassen.

Parforcemeute, die zur Parforcejagd gehörigen Jagdhunde.

Parforcepeitsche wird von den die Meute führenden Pikeuren gebraucht, auch von den Reitern, wenn sie Geschmack daran finden; sie besteht aus einem etwa ½ m langen Stiel und der 3—4 m langen, rund geflochtenen, ledernen Peitsche, an deren Ende, um den Knall zu verstärken, ein seidener sogen. Schlag oder Schmitz angebracht ist. Die Führung einer solchen Peitsche auf galoppierendem Pferd ist gar nicht so leicht und erfordert Übung und Geschick, sonst hat man das lächerliche Schauspiel, daß ein Parforcereiter sie sich selbst um die Ohren und die Mütze vom Kopf schlägt, da sie durch einen starken Schwung mit dem rechten Arm über den Kopf weg zum Knallen gebracht wird. Die Pikeure tragen sie um den Leib geschlungen, so daß der Stiel an der rechten Seite herunterhängt, wenn sie sich derselben nicht zu bedienen haben.

Parforcepferd, das bei der Parforcejagd gebrauchte Pferd. Es bedarf keiner besondern Rasse, muß aber sehr gesund und fest in den Knochen, gut ausdauernd und schnell sein. Kurze Flanken und Hessen sind wünschenswert; es muß ebenso geschickt im Springen wie im Durchlaufen eines Grabens 2c. sein und sich vor dem Wasser nicht scheuen, es muß sich endlich zwar leicht führen lassen, doch aber, ohne hartmäulig zu sein, stramm am Zügel stehen, d. h. nicht bei jedem Anziehen desselben mit dem Kopf nachgeben.

Parforcesignale, Hornsignale, welche bei den Parforcejagden geblasen werden und gewisse Bedeutung haben. Da die Parforcehörner sehr schmettern und weit tragen, werden diese Signale sehr weithin gehört. Sie sind einzeln in dem Art. »Jagdsignale« aufgeführt.

Parforceuniform (Parforcetracht), die bei der Parforcejagd übliche Tracht. Die Pikeure tragen meist ein grünes, eng anliegendes Kollett mit gelben oder roten Kragen und Aufschlägen, lederne Beinkleider, Stulpenstiefel und eine schwarze oder grüne runde Mütze mit Schirm; die Parforcejäger oder -Reiter, gewöhnlich die Herren genannt, tragen einen scharlachroten Frack und sind im übrigen wie die Pikeure gekleidet. Die rote Farbe ist keineswegs nur zufällige Geschmacksache, sondern deshalb gewählt, weil sie am weitesten erkennbar ist und sich die Reiter als zusammengehörig

besser zusammenfinden, als wenn sie dunkle, grüne oder überhaupt weniger auffallende Farben trügen; namentlich sticht die rote Farbe im Holze sehr hervor. Ein Hirschfänger soll dem Parforcejäger nicht fehlen, wogegen das Führen einer Peitsche nur bei den Pikeuren notwendig ist.

Pärkätel (kleiner Lappentaucher), s. Taucher 5).

Paß, s. v. w. Wechsel.

Passieren, s. v. w. den Wechsel halten.

Paßkugel, eine Kugel, die genau in den Lauf paßt, im Gegensatz zu Laufkugel, welche lose in ihm herunterrollt, also kleiner ist als der innere Durchmesser des Rohrs.

Patentbeutel, s. Schrotbeutel.

Patrone, die zu einem Schuß in eine Hülse geladene Munition, welche nur in den Lauf geschoben zu werden braucht, um das Gewehr schußfertig zu machen. Aus den Hinterladern kann man ohne Patronen überhaupt nicht schießen, bei den Vorderladern waren sie dagegen nur wenig im Gebrauch, und um das Laden zu beschleunigen, führte man in hölzernen oder blechernen Hülsen, die in der Mitte eine Scheidewand hatten, auf deren einer Seite das vorher abgemessene Pulver, auf der andern den Schrot für jeden Schuß und verschloß sie mit den dabei zu verwendenden Papierpfropfen. Besonders erwähnenswert sind die Kartätschpatronen für Vorderlader. Die Hülse besteht aus gewöhnlichem Papier und wird auf einem der Weite des Kalibers gleichen Stäbchen gerollt und geklebt. Dann wird die Pulverladung hineingeschüttet, auf diese eine Wergflocke gesetzt und darauf ein aus weichem Kitt gekneteter Pfropfen, welcher das Pulver einigermaßen luftdicht abschließt. Auf diesen kommt die Schrotladung, und zwischen letztere wird so viel trockner Sand gestreut, bis derselbe über den Schroten steht, also alle Zwischenräume ausfüllt. Darauf kommt ein passendes nasses Oblatchen, und über diesem wird endlich der noch leere Teil der Hülse so zusammengefaltet, daß sie die P. dicht verschließt. Will man laden, so beißt man die P. an der Pulverseite ab und stößt sie mit dem Ladestock in den Lauf. Es ist nicht zu leugnen, daß das Schießen mit solchen Patronen schneller geht und auch der Schuß weiter hinreicht als bei dem gewöhnlichen Laden; anderseits sind sie auf nahe Entfernungen, also besonders im Wald, nicht zu empfehlen und gar nicht auf Flugwildjagd, weil sie auf 20—30 Schritt das Schrot dicht zusammenhalten und mit ihnen geschossene Hasen 2c. einen Anschuß wie von einer Kugel aufweisen; Verfasser schoß mit diesen Patronen bei Treibjagden in Niederwaldbeständen, wo nur kurze Distanzen gegeben zu sein pflegen, sechs Füchse in kurzer Zeit vorbei, wogegen diese Patronen bei Feldtreiben oder auf der Hasensuche im Feld, wo man das zu bezielende Wild entsprechend auslaufen lassen kann, sehr wirksam sind. Ähnlich sind die sogen. auf derselben Konstruktion beruhenden Shrapnelpatronen, welche innerhalb der Hülsenwand einen spiralförmigen Draht haben, der das Schrot besser zusammenhalten soll. Gerät eine solche Kartätschpatrone etwas zu stark, und ist der innere Gewehrlauf nur einigermaßen rostig, was während längerer Jagd schwer zu vermeiden ist, oder auch hat er schleimigen Ansatz, so klemmt sich die P. leicht inmitten des Rohrs fest, geht nicht rück-, nicht vorwärts und gibt zu den größten Verdrießlichkeiten Anlaß. Die Patronen zu den Hinterladern werden mit den bekannten Lademaschinchen geladen.

Patrontasche (Kartusche), eine lederne Tasche, in welcher die Patronen zum Gebrauch bei der Jagd getragen werden. Für Hinterlader enthält sie eine Art Gehäuse mit etwa 20 Abteilungen für ebenso viele Patronen. Um die Gefährlichkeit der Lefaucheux-Patronen durch das Schütteln bei etwa schnellem Laufen abzuschwächen, füttert man die Öffnung dieser Abteilungen mit Tuch oder Fries aus, welche die stoßenden Bewegungen und das Gerassel der Patronen verhindern. Solche P. wird an einem Riemen um den Leib getragen.

Pelikane (Ruderfüßler, *Pelecanidae*), Familie aus der Ordnung der Schwimmvögel. Alle vier Zehen mit einer zusammenhängenden Schwimmhaut verbunden; Flügel lang und spitz; an der

Kehle ein Kehlsack, d. h. eine nackte, dehnbare Haut; Schnabel gegen die Spitze verdickt, im Oberkiefer im Haken abwärts gebogen. Zu dieser Familie gehören die Gattungen Pelikan (Pelecanus) und Scharbe (Halieus), s. d.

Von den **Pelikanen**, den größten Vertretern dieser Familie, deren Heimat der Südosten ist, kommt gelegentlich, wenngleich meist nur als Irrgast, bei uns vor: der **gemeine Pelikan** (Pelecanus onocrotalus *L.*; Kropfgans, Löffelgans, Eselschreier, Wasservielfraß ꝛc.). Länge 1,80 m, Schwanz 16,5 cm, Schnabel 36, Lauf 13 cm. Gefieder rötlichweiß, Schnabel und Ruder trüb fleischfarbig, auf dem Kopf ein dünner Busch. Hierher gehört auch der **Baßtölpel** (Sula bassana *Briss.*). Länge 90 cm, Schwanz 25,5, Schnabel 10,5, Lauf 5,8 cm. Färbung weiß, Oberkopf gelblich, Schwingen schwarz; Ruder und Schnabel schwarzgrau. Er bewohnt besonders die kleine Insel Boß im Busen von Edinburg, woher er den Namen hat, und ist dort so vertraut, daß er seine Besichtigung, während er auf den Eiern sitzt, ruhig aushält. Die Jagd auf diese Vögel bietet nichts von besonderm Interesse und fällt nur dem Reisenden in ihrer Heimat zu, wo sie wenig verfolgt werden und daher auch weniger scheu sind als auf ihren Irrfahrten bei uns.

Pelikan, schwarzer (Kormoranscharbe), s. Scharbe 1).

Perkussion, Gewehrkonstruktion, bei welcher über der Pulverkammer ein eiserner durchbohrter Kegel aufgeschraubt ist, welcher mit dem Innern des Rohrs kommuniziert. Durch das Festladen des Pulvers dringt dies in diesen Kegel und bis an den obern Rand ein und wird durch ein auf erstern gestecktes Zündhütchen vermöge des niederschlagenden Hahns entzündet. Das letztere ist am Boden mit Knallquecksilber gefüllt, welches durch den Schlag des Hahns explodiert.

Perkussionsgewehr (Perkussionsschloß), s. Gewehr des Jägers.

Perlen, die rundlichen Erhabenheiten an den Stangen der Edelhirsche und Rehböcke und eine solche Zierde derselben, daß Geweihe und Gehörne ohne P. mit einem Gericht zu vergleichen sind, bei dem man Salz und Würze vergaß. Je stärker die Hirsche und Böcke, desto dichter und rauher geperlt ist ihr Kopfschmuck. Bei den Rehböcken wachsen die P. nicht selten so lang aus, daß man sie als Enden ansprechen kann. Dam- und Elchgeweihe pflegen selten und nur ganz flache, glatte P. zu haben.

Perleule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Pfaffe (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Pfalz, s. v. w. Balz.

Pfanne, die halbkugelige Höhlung, in welche der Hinterlauf im Becken eingefügt ist, daher löst man beim Zerwirken die Keulen aus der P.; beim alten Feuerschloß der von der Batterie bedeckte Behälter, welcher das Zündpulver aufnahm.

Pfeifen, der Lockton des ranzenden Fischotters. — **P. der Kugeln**, s. Windkugeln.

Pfeifschnepfe, s. Uferläufer 5).

Pfingstvogel, s. v. w. Pirol.

Pflaster, rundes Läppchen von Leinwand oder feinem Leder, welches auf einer Seite getalgt wird und zur Umhüllung der Büchsenkugel dient, besonders bei Vorderladegewehren. Durch den Talg wird das Laden erleichtert und zugleich der Lauf gereinigt. Das P. darf nicht so stark sein, daß es das Laden erschwert, und herausgeschossen nicht angebrannt oder zerrissen sein. Die ledernen sind am wenigsten feuergefährlich. Ist die Kugel etwas schwach für den Lauf, so nimmt man ein stärkeres P. von Barchent ꝛc.

Pfoten, die Füße an den Läufen des Wildes, welches nicht auf Schalen zieht; zwar ist diese Bezeichnung keine jagdgerechte, zur Erklärung und daher ganz speziellen Bezeichnung dieser Teile des Laufs aber nicht entbehrlich.

Pfropfen, die Ballen oder Deckel von Filz, Werg oder Papier, welche die Ladung im Laufe festhalten. Auf das Pulver wird ein starker P. gesetzt, denn je größer dessen Widerstand, desto größer die Expansionsäußerung der Pulverladung; auf das Schrot dagegen darf der P. nur stark genug sein, um dessen Herausrollen zu verhindern. Bei der Kugel im Büchsenrohr bedarf es keines starken Pfropfens, da sie selbst Widerstand genug leistet; dagegen schiebt man auf das Pulver einen kleinen

Wergpflock, sogen. Vorstoß, welcher das etwa im Rohr hängen gebliebene Pulver herunterstößt, auch das direkte Zusammenkommen des Pulvers mit dem getalgten Pflaster verhindert. Papierpfropfen von weichem Papier sind zwar ganz gut und leicht zu beschaffen, aber, wie die von Werg, feuergefährlich; sie brennen bei der Entladung an, rufen sehr leicht Wald- oder andre Brände hervor und sind infolgedessen polizeilich verboten. Die P. von Filz oder Kälberhaaren brennen niemals an.

Pfuhlschnepfe, s. Schnepfen 3).

Pfund. Wo Jagden weidmännisch betrieben werden, sind Verstöße gegen den Jägerbrauch in Wort und Handlung mit Strafe bedroht und so ganz besonders bei der edelsten und vornehmsten Jagd, der auf den Edelhirsch. Wo kein Kläger, ist kein Richter, also können solche Verstöße auch nur bei geselligen Jagden laut und bestraft werden. Die hier gemeinte Strafe besteht darin, daß der Überführte quer über einen erlegten Hirsch gestreckt wird und auf sein Hinterteil drei Schläge mit dem Blatt oder Weidmesser appliziert erhält, die man Pfunde nennt. Ein Jäger höhern Ranges teilt diese eigenhändig aus, während die Gesellschaft einen Kreis um die Exekution schließt, die Hirschfänger lüftet und Fanfaren geblasen werden. Die drei Schläge werden mit folgenden Worten erteilt: »Das ist für meinen Fürsten und Herrn! — das ist für Ritter, Reiter und Knecht! — das ist das edle Jägerrecht!« Die feierliche Aktion, welche übrigens den leidenden Teil in keiner Art herabsetzt, sondern lediglich zur Kurzweil dient, wird mit einem Jägerschrei beschlossen.

Pharaonshenne, s. Geier 3).

Pikeur, der diensthuende Jäger bei der Parforcejagd.

Pilgrimsfalke, s. Falken 5).

Pinsel, beim Hoch-, Schwarz- und Rehwild der Haarbüschel an der Öffnung der Brunftrute.

Pirole (Oriolidae), Familie aus der Ordnung der rabenartigen Vögel. Gattung Oriolus *L.* Der starke Schnabel an der Spitze schwach gezahnt, an der Spitze des Oberkiefers etwas abwärts gebogen, sonst gerade. Nasenlöcher unbedeckt, wenig Bartborsten. Zehen etwas verwachsen. Der Pirol (**Oriolus galbula** *L.*; Kirschpirol, Wiedewall, Vogel Bülow, Pfingstvogel, Goldamsel, Chlorion, Goldmerle, Gottesvogel, Kirschvogel). Länge 22,8 cm, Schwanz 8,4, Schnabel 2,6, Tarsus 2,6 cm. Der Leib des Männchens schön goldgelb, auf den obern Flügeldecken ein gelber Fleck; Handschwingen mit weißlichen Kanten; mit Ausnahme der hintersten Armschwingen alle mit hellen Spitzensäumen, ebenso die Schwanzfedern; Iris hochrot; die kurzen Ständer matt graublau. Weibchen und Junge oberhalb gelbgrünlich, unterhalb weiß mit dunkeln Schaftstrichen; Flügel schwarzgrau; Deckfedern, Schwingen und Schwanz olivengrau mit dunkeln Innenfahnen. Schnabel dunkel rotbraun, Iris rotbräunlich. Der Pirol ist in Europa weit verbreitet, und man findet ihn sowohl in gemischten Waldbeständen als im Kiefernwald, von wo ihn die reifen Kirschen in die Gärten locken, wenn sie nicht allzuweit vom Wald entfernt sind. Im Mai kommt er zu uns zurück und baut sein kunstvolles Nest an der untern Seite einer Astgabel aus Halmen, feinen Ranken, Wolle, Spinngeweben, Moosen, deren lange Fasern er mit Speichel verklebt. Männchen und Weibchen verrichten die Arbeit gemeinsam, letzteres die innere Auspolsterung jedoch allein. Leider verhindert die ungemeine Scheu der geschickten Vögel, sie öfter bei dem Nestbau zu beobachten. Ihre 4—5 Eier, von feiner, glänzend weißer Schale, haben schwarzbraune Punkte und größere Flecke und werden in 16 Tagen ausgebrütet; sie sind 31 : 24 mm groß. Der Pirol frißt Insekten, Würmer, selbst die großen haarigen Kiefernraupen, die außer ihm nur noch der Kuckuck verschlingt, liebt reife Kirschen, läßt sich jedoch leicht verscheuchen und bringt durch seine massenhafte Vertilgung schädlicher Insekten außerordentlichen Nutzen. Der Pirol ist ein herrlicher Vogel, der seine volle, glockenreine Flötenstimme aus dem dichtesten Geäst ertönen läßt, bei heißem, schwülem Wetter am fleißigsten, schon gleich nach Mitternacht; die Strophen

klingen wie »Urbijo! urgilio! giliägilio!«, bei herannahendem Regenwetter ruft er wie »U=rätschen!« mit dem Accent auf der Mittelsilbe. Er verdient sorgfältige Schonung trotz seiner ja meist unerheblichen Plünderung der Kirschbäume, und man thäte wohl daran, statt seiner der diebischen Elster um so gründlicher nachzustellen.

Pirsch (Pirsche), s. Birsch.

Pistole, kurzes Gewehr, mit welchem man aus freier Hand schießt. Dem Jäger an und für sich steht diese Waffe zwar fern, obgleich sie schon manchem in gefährlichem Handgemenge ersprießlichere Dienste leistete als Büchse und Hirschfänger; indirekt dagegen beansprucht sie sein Interesse als berüchtigtes Werkzeug in der Hand von Wilddieben; es gibt nämlich solche alte Exemplare, welche sehr weit schießen, von den Wilddieben mit Hilfe eines über die Schulter angelegten Krückstocks zweihändig abgeschossen werden, daher eine Büchse ersetzen und, weil sie leicht verborgen werden können, um so schwerer zu entdecken sind und dem Jagdbeamten mithin um so gefährlicher werden. Berühmt und sehr teuer waren die Kuchenreuterschen Pistolen, die auf 100—120 Schritt einen Hirsch durchschossen. Jetzt sind diese Waffen durch den Revolver verdrängt.

Piston, der kleine durchbohrte Kegel, welcher über der Pulverkammer eingeschraubt ist und als Zündkanal dient.

Plärre (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Plätzen sagt man vom Reh, wenn es mit den Vorderläufen den Schnee oder die sonst ihm unbequeme Bodendecke wegschlägt und sich dadurch einen Lagerplatz oder ein Bett zurechtmacht. Ebenso plätzt der Hirsch, wenn er, von der Brunft erregt, den Boden mit den Vorderläufen nach Art eines erzürnten Stiers hinter sich aufwirft, wobei er gewöhnlich heftig orgelt.

Platzhahn, der einen Balzplatz beherrschende Auerhahn, nachdem er andre Nebenbuhler nach oft hartnäckiger Rauferei vertrieben hat.

Platzhirsch, der stärkste Hirsch auf dem Brunftplatz, welcher die andern abkämpft. Auf guten Wildbahnen hat er sich diese Alleinherrschaft durch harte Kämpfe mit ähnlich starken Nebenbuhlern erringen müssen, und oft genug wird sein Brunftschrei von einem neu heranziehenden erwidert, die Folge ist dann ein neues Kämpfen. Der abgekämpfte Hirsch trollt vom Trupp ab und sucht anderswo anzukommen; stehen, vielleicht wegen nicht ausreichenden Mutterwilds, mehrere gleichstarke Hirsche auf dem Brunftplatz, so muß entsprechender Abschuß erfolgen, weil die Kämpfe unter ihnen nicht aufhören und der Beschlag des Mutterwilds darunter leidet. Geringe Hirsche wagen sich zwar nicht an den P., schleichen aber stets um den Brunftplatz herum zum größten Verdruß des Platzhirsches und verstehen jede günstige Gelegenheit, wenn jener anderweitig in Anspruch genommen ist, zu ihrem Zweck auszunutzen.

Pointer, s. Vorstehhund 3).

Polarlumme, s. Taucher 8).

Polarmöwe, s. Möwenartige Vögel 17).

Pommeraner, s. Würger 4).

Posch, poschen, s. v. w. Körnung (Kirrung), resp. deren Ausstreuen.

Posseneule (Zwergohreule), s. Eulen.

Posten, s. v. w. Rehposten.

Prächtig nennt man ein besonders starkes, perliges, normal gebautes Hirschgeweih, auch Rehbocksgehörn.

Prall ist ein Tuch oder Netz, wenn es straff angezogen ist; der Gegensatz ist busig.

Pranken, s. v. w. Branken.

Prellgarn (Prellnetz), ein Netz, welches gestellt wird, damit Wild vor ihm zurückprellen soll. Es dient als Aushilfe, wenn das hohe Zeug nicht ausreicht; bei Saujagden werden sie vor die hohen Tücher gestellt oder diese dubliert, weil Sauen sich durch Eine Reihe Tuch leicht durchschlagen. Wird kleines Wild getrieben, so stellt man sie in die Nähe der Schirme besonders zu berücksichtigender Jäger, wo sie dann das Entweichen des etwa gefehlten Wildes verhindern. Prellnetze haben rechtwinkelige, Fangnetze dagegen schiefwinkelige Maschen.

Prellschuß, ein Schuß, dessen Ladung sich irgendwo abschlug und eine andre Richtung annahm, so z. B. wenn Spitzkugeln an Hornästen oder sonst harten

oder schrägen, glatten Stellen abgleiten oder Schrote sehr schräg die Wasserfläche treffen. Solche Schüsse können, abgesehen davon, daß sie Fehler sind, den Jagdgenossen verhängnisvoll werden, haben aber auch anderseits ganz unerwartete, wunderbare Treffer abgegeben. Verfasser war Augenzeuge, wie solche Prellkugel einen Keiler streckte, welcher 20 Schritt von der Zielrichtung ab dahintrollte.

Prügelfalle (Knüppelfalle), im Wald auf Bäumen oder zu ebener Erde für Marder, Iltisse und Wildkatzen aufgestellte Falle (s. d.) aus Reiteln (jungen Baumstämmen).

Prunkjagen, s. v. w. Festinjagen.

Psalter, ein Teil des Magens der Wiederkäuer.

Puhu, s. v. w. Uhu.

Puitzen, s. Schnepfen (S. 387).

Pulver (Schießpulver) besteht aus 74 Proz. Salpeter, 10 Proz. Schwefel und 16 Proz. Kohle besonders von Faulbaum, doch auch von Weide, Hasel, Erle und andern Weichhölzern. Diese Materialien werden fein gepulvert, gemengt und, nachdem sie angefeuchtet wurden, zwischen Walzen oder Pressen gedichtet, alsdann gekörnt, poliert und getrocknet. Zu Jagdzwecken dient nur fein gekörntes, kräftiges P., von dessen Güte man sich durch die sogen. Pulverprobe überzeugt. Zunächst muß dasselbe dunkelgrau und mattglänzend sein, zwischen den Fingern gerieben keinen schwarzen Ruß hinterlassen und, auf einem Stückchen Papier angezündet, blitzschnell und gleichzeitig aufflammen, ohne das Papier anzusengen. Seine Kraft kann man nur durch die Wirkung des Schusses vermittelst eines gewissen Quantums P. feststellen. Gewöhnlich soll eine Pulverladung ein Sechstel der Schwere der Bleiladung ausmachen; findet man nun, daß mehr P. dazu gehört, um eine Kugel auf etwa 80 Schritt scharf einschlagen zu lassen, und muß man viel P. zusetzen, so ist das P. matt; stößt aber das Gewehr schon bei dieser Ladung, schlägt die Kugel über dem Ziel und tief ein, so ist das P. sehr kräftig und kann bis zum gewünschten Grad verringert werden. Bei schwachem P. schlägt die Kugel auch meist unter dem Ziel ein. Es resultiert hieraus die Notwendigkeit, die Pulverladung für ein Gewehr stets richtig zu bemessen. Für Kugelschüsse wird vielfach das grobkörnige, sehr wirksame Naßbrandpulver angewendet.

Pulverhorn, ein Ochsenhorn oder ein metallenes Gefäß von Flaschenform zur Aufbewahrung des Pulvers; am obern Metallverschluß befindet sich meist ein Federmechanismus, welcher das Horn von selbst verschließt, wenn die Ladung entnommen ist, und zugleich ein Gradmaß, welches man auf das notwendige Pulverquantum für einen Schuß stellen kann. Durch das jetzt sehr verbreitete Schießen mit Patronen ist das P. mehr und mehr verschwunden.

Pulvermaß, eine eiserne Kapsel, welche durch eine passende Scheibe mit Stiel ausgefüllt ist; am letztern sind die Grade nach Strichen angezeigt, zieht man also die Scheibe an dem Stiel so weit herunter, daß er sechs Striche zeigt, so enthält der obere offene Raum des Pulvermaßes, wenn es vollgeschüttet wird, sechs Grad ꝛc. Es gibt außer diesem besten Maß noch verschiedene andre. Früher hatte der Ladestock an Büchsen eine Höhlung, welche, wenn gefüllt, die entsprechende Pulvermenge enthielt. Versteht man unter P. aber die für eine Ladung notwendige Menge, also nicht das Instrument zum Messen, so ist in dem Art. »Pulver« angegeben, wie man dieselbe nach erfolgter Feststellung der Pulverkraft zu ermitteln hat. Erst nachdem diese letztere ermittelt ist, kann das Maß festgestellt werden, da gleiche Quantitäten von verschiedenem Pulver sehr abweichende Wirkungen zeigen.

Pulverprobe, s. Pulver.

Pulversack (Pulverkammer), der unterste Teil des Rohrs, wo das Pulver festgeladen wird. Bei Hinterladern existiert er eigentlich nicht mehr, sondern wird durch den Verschluß nach erfolgtem Einschieben der Patrone erst gebildet.

Pulverschleim, unverbrannte Rückstände des abgeschossenen Pulvers, besonders Kohle und Schwefelkalium, welches an der Luft begierig Feuchtigkeit anzieht, schmierig wird und starken Rost hervor-

ruft. Während öftern Schießens räumt die neue Ladung den Schleim der vorhergegangenen weg, nach eingestelltem Gebrauch ist die Reinigung des Gewehrs aber nicht zu verschieben; ein Kugelgewehr namentlich darf keinen Rost im Innern des Laufs haben, und äußerlich entstellt er das Gewehr.

Purpurreiher, s. Reiher 3).

Pürsch, s. Birsch.

Pürzel, der Schwanz der Sauen.

Putzlappen, lederne oder leinene Lappen, die man zum Putzen des Gewehrs benutzt und bei längern Jagdausflügen mit sich führt. Durch Anwendung sehr feinen, säurefreien Öls wird das Putzen sehr erleichtert (am besten ist Klauenfett), und da die Lappen bald von diesen Ölen gänzlich durchzogen werden, sind sie freilich weniger angenehm und appetitlich als nützlich.

Putzstock, s. v. w. Wischer.

Q.

Quarren, der tiefe Ton, welchen die Waldschnepfe auf dem Strich im Frühjahr hören läßt.

Querflügel, die bei einem Treibjagen von Schützen oder Treibern gebildeten Haken.

R.

Rabe, s. Rabenartige Vögel.

Rabenartige Vögel (Corvidae). Alle zu dieser Ordnung gehörenden Mitglieder kennzeichnen sich auffallend durch einen sehr starken, geraden und zugespitzten, seitlich etwas zusammengedrückten Schnabel. Die 4.—6. Schwinge, welche im Flug fingerförmig gespreizt werden, bilden, als die längsten, die Flügelspitze. Ständer geschildet, stark und mäßig lang, Zehen gänzlich frei mit ziemlich starken, gebogenen Krallen. Familie Corvinae. Gattung **Corvus** *L.* Der mit scharfen Schneiden versehene Schnabel ist nach der Spitze hin sanft abwärts gebogen und hat bei den meisten im Oberkiefer vor der Spitze einen Ausschnitt. Die runden Nasenlöcher sind durch die fast den halben Schnabel verdeckenden Bartborsten verhüllt. In dieser Gattung finden wir unsre gemeinsten Vögel, die uns täglich scharenweise begegnen. In landwirtschaftlicher Rücksicht im ganzen von mehr als zweifelhafter, vielfach bestrittener Nützlichkeit, sind sie der Jagd entschieden, einige sehr schädlich und daher in gehegten Wildbahnen, ganz besonders bei Aufzugsanstalten für Federwild, durchaus nicht zu dulden. Von überraschender Klugheit und Berechnung, verstehen sie ihren Erzfeind, den Jäger, sehr wohl zu unterscheiden, und diese Schwierigkeit, ihnen beizukommen, erhöht indirekt ihre Schädlichkeit. Die meisten sind Standvögel und bewegen sich in einem bestimmten, abgegrenzten Revier.

1) **Rabe** (**Corvus corax** *L.*, **Corvus silvestris** *Brehm*, C. litoralis *Holb.*; Kohlrabe, Kolkrabe, großer Rabe, Galgenvogel, Rapp, Aasrabe 2c.; s. Fig. 1). Länge 57 bis 58 cm, Schnabel 6,5, Flügelspitze 22, Schwanz 25, Tarsus 6,8, Mittelzehe 4,3, ihre Kralle 1,8, Innenzehe 2,6, ihre Kralle 1,5 cm. Schnabel stark und gewölbt, Oberschnabel gegen die gezahnte Spitze hin abwärts gebogen, Unterschnabel fast gerade; beide greifen scherenartig ineinander. Schwanz keilförmig abgerundet, die Flügel schneiden mit der Schwanzspitze ab. Schnabel ebenso lang wie der Tarsus. Der Rabe hat ein tiefschwarzes Gefieder mit schönem Metallschimmer, vom Kinn bis zur Brust starre, lanzettförmige Federn, die wie gesträubt abstehen. Augen schwarzbraun mit grauweißem Ring. Ständer

schwarz, Krallen lang und stark. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen. Das Gefieder der Jungen bräunlich, Iris heller. Der Rabe ist in Europa so ziemlich überall verbreitet, häufiger im Süden, liebt einsame Waldungen mit daran stoßenden Feldern und Wiesen, wasserreiche Gegenden, die von mancherlei Tieren aufgesucht werden, weiß aber stets seine Herrschaft allein geltend zu machen und duldet am wenigsten andre seinesgleichen in der



Fig. 1. Rabe.

Fig. 2. Rabenkrähe.

Nähe. Sein starker Schnabel ist eine von allen Vögeln, selbst Falken und Habichten, gefürchtete Waffe. Man findet ihn auch in Asien, Afrika und Nordamerika. Er horstet auf hohen Bäumen, Klippen oder schwer zu ersteigendem Gemäuer. Der Horst ist tief, von starken und schwächern Reisern erbaut, innen mit allerlei weichem Material ausgelegt, wie es die noch rauhe Jahreszeit, in welcher die Jungen in ihm liegen, erfordert. Das Gelege besteht aus 4—5 etwas zugespitzten Eiern, welche auf grünlichem Grunde dunkelgrau oder schwarzgrün gefleckt, etwa 50 : 32 mm groß sind und von beiden Alten abwechselnd in 21 Tagen ausgebrütet werden. Der Rabe jagt zwar nicht ausschließlich, wie Habicht und Falke, dem Wild nach, da er viel kleines Getier, wie Ratten, Mäuse, Insekten, und mit Vorliebe Aas frißt; gleichwohl wird er allem von ihm zu bewältigenden Wild überaus gefährlich und stellt ihm besonders zur Winterszeit, und wenn er die Jungen zu füttern hat, nach. Meist hoch fliegend, bald wie ein Raubvogel Kreise ziehend, bald vorwärts strebend, späht er mit seinem scharfen Auge nach Raub umher, läßt sein tiefes »Rap, rap, rap!« hören und fällt mit angezogenen Flügeln oder scherzend sich fast überschlagend da ein, wo er Geschäfte zu machen glaubt, daher er bei uns auch immer der erste bei einem Aas ist, wobei ihn sein feines Witterungsvermögen sichtlich unterstützt. Auf dem Erdboden hat er einen sichern, festen Gang und galoppiert in der Eile seitwärts mit gelüfteten Flügeln. Findet er da etwas besonders Interessantes, oder sitzt er gesättigt und behaglich in voller Sicherheit, so unterhält er sich und drückt seine Meditationen bald durch ein weiches »Kolk, kolk!«, bald durch einen schwatzenden Gesang aus, wie auch seine Verwandten, weshalb sie den Singvögeln zugerechnet wurden. Daß er einige Worte zu sprechen und gelegentlich mit komischer Wirkung anzubringen versteht, ist bekannt. Ein Rabenpaar hält in treuer Ehe sein ganzes Leben hindurch zusammen, daher man selten einen einzelnen Raben bemerken wird, und ebendieses gemeinschaftliche Thun und Treiben macht ihn noch gefährlicher; denn wenn dem einzelnen sehr starken Vogel schon manches Tier unterliegt, um wie viel mehr zwei solchen, die ihre gemeinschaftliche Kraft mit gleichhohem Grad von List anzuwenden verstehen. Besonders der Hase ist vom Raben sehr gefährdet; im Freien greift ihn das Paar ohne Umstände an, stößt und hackt auf ihn während der Verfolgung, und drückt er sich, so ist er verloren, denn einige Hiebe mit dem furchtbaren Schnabel haben ihn bald geblendet und durch Aufschlitzen des Bauches zum Verenden gebracht. Selbst unter dem Schnee ist er nicht sicher, denn man hat beobachtet, wie ein Rabe sich durch diesen zu ihm durcharbeitete, während ein andrer draußen Posto gefaßt hatte und ihn beim Fluchtversuch so empfing, daß er schon fast leblos war, ehe der herbeieilende Beobachter ihn von seinen Peini-

gern befreien konnte. Wie alle Raubtiere, liebt auch der Rabe seine Brut mit großer Hingebung und Aufopferung; das Weibchen deckt die Jungen trotz der augenscheinlichsten Gefahr, und es ist ein Fall bekannt, wo selbst der fallende Horstbaum sie nicht zurückhalten konnte und mitsamt ihren Jungen zerschmetterte.

Jagd. Wer den Versuch gemacht hat, Krähen schußmäßig anzukommen, wird erfahren haben, wie schwierig das ist; der Rabe ist aber noch viel klüger und mißtrauischer, so daß die Redensart, er rieche das Pulver, eine gewisse Bedeutung hat. Deshalb ist ihm im Freien mit dem Gewehr, selbst der Kugelbüchse, nur ganz zufällig beizukommen; selbst am Horst ist dies schwierig, da er entweder im Wipfel sehr hoher Bäume oder in schroffem Gestein steht, auch die sehr frühe Brut dem nichtkundigen Jäger entgeht, der sich oft erst nach ihr umsieht, wenn sie schon ausgeflogen, also seinem Eingreifen entgangen ist. Gleichwohl muß nach dem Zerstören der Horste durchaus gestrebt werden, und wenn dazu ein Dutzend Kugeln nötig ist, auch die Alten nicht dabei erlegt werden; denn sie werden dadurch wenigstens zum Auswandern genötigt und, wenn es ihnen an verschiedenen Stellen so ergeht, am Brüten verhindert. Im Tellereisen soll er sich nicht schwer fangen, wenn dasselbe rein, mit Spreu oder sonst leichtem Material, als Laub, kurzem, trocknem Gras rc., verblendet und mit Fleisch, am besten Aas, beködert ist. Besonders erfolgreich gegen ihn ist die Krähenhütte, die weniger passend bisweilen auch »Rabenhütte« genannt wird, da sehr viel mehr Krähen und Raubvögel aus ihr geschossen werden als Raben, die verhältnismäßig, bei uns wenigstens, überall zu selten und in ganzen Landstrichen dem Aussterben nahe sind. Der Rabe darf den Jäger unter keinen Umständen bei der Hütte bemerkt haben, sonst kommt er sicher nicht heran; der Uhu wird bei seiner Annäherung, die sich durch ein tiefes »Rap, rap!« ankündigt, ungewöhnlich unruhig und setzt sich eilig in Kampfbereitschaft, denn sein Gegner stößt hastig auf ihn und sucht ihn mit den Krallen, besonders aber mit dem Schnabel zu schlagen, umschwärmt ihn dabei und baumt in vielen Fällen, aber nicht immer; dann mustert er mit größter Schärfe neben dem Uhu auch die Krähenhütte und streicht schleunigst ab, wenn er die geringste unvorsichtige Bewegung des Jägers bemerkt, daher dieser besonders vorsichtig sein muß. Auch darf der Uhu nicht mehr als wöchentlich einmal für die Raben aufgestellt werden, sonst gewöhnen sie sich an dessen Anblick, oder, richtiger gesagt, »sie merken die Absicht und werden verstimmt«, d. h. kommen nicht heran. Hat man keinen Uhu, so thut auch eine gewöhnliche Luderhütte gute Dienste, nachdem sich die Raben an sie gewöhnt haben, daher man sie einige Zeit nicht besucht, um diese vertraut zu machen und möglichst viele heranzulocken. Ist dann der Jäger früher in der Hütte, als die Raben heranzustreichen pflegen, so kann er gut zu Schuß kommen. Einen Hund auf einen angeschossenen Raben zu hetzen, ist sehr zu widerraten, da ihn dieser mit seinen Schnabelhieben arg zurichten kann.

2) **Rabenkrähe** (Corvus corone *Lath.*; Rabe, gemeiner, kleiner Rabe, Mittelrabe, Feldrabe, Schwarzkrähe, Aaskrähe, Kräge; s. Fig. 2, S. 342). Länge 45 cm, Schwanz 17, Schnabel 5, Tarsus 5,5 cm, Mittelzehe von gleicher Länge mit dem Schnabel, welcher kürzer ist als der Tarsus. Schwanz wenig abgerundet, länger als die Flügelspitze; an der Kehle lanzettförmig zugespitzte Federn, jede einzelne deutlich abgerundet. Das ganze Gefieder glatt anliegend, glänzend schwarz mit blauem Metallschimmer auf Brust und Rücken. Der starke, gebogene Schnabel und Füße schwarz; Iris dunkelbraun; Männchen wenig größer als Weibchen, sonst gleich gefärbt. Junge von matter Färbung. Die Rabenkrähe ist in Mittel- und Südeuropa verbreitet, mehr westlich als östlich, findet sich auch in Asien, Afrika und Amerika. Sie bewohnt Ebenen und Gebirgswälder, doch auch baumlose Gegenden, horstet aber nur auf hohen Bäumen an Waldrändern, in Parkanlagen und Baumgruppen. Sie hält Gemeinschaft mit ihresgleichen zum Schutz gegen Angriffe des Hühnerhabichts, horstet aber stets ab-

gesondert. Das Nest besteht aus Reisern und Wurzeln, Schlamm, Erde und innen aus Moos, Wolle und Haaren. Im April findet man 4—5 hellgrüne, mit olivenbraunen und dunkelgrünen Flecken und Punkten bedeckte, 41 : 31 bis 45 : 30 mm große Eier, welche in 20 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit jungen Vögeln, Hausgeflügel, Häschen, weichen Insekten 2c. gefüttert, wobei die Alten sich sehr räuberisch zeigen. Aas ist für sie ein Leckerbissen, ihr feiner Geruchsinn läßt es sie weit wittern. Die Rabenkrähe ist ein überaus kluger, listiger und mutiger Vogel, dem Kolkraben in der ganzen Lebensweise sehr ähnlich, nur eben kleiner von Gestalt. Ihre Stimme klingt etwas höher als die des Kolkraben, etwa wie »Krü, krü, krü!«; jagt sie aber einen Raubvogel, so tönt sie wie ein kurzes Knarren. Jung gefangen, läßt sie sich zwar leicht zähmen, wird jedoch durch ihre Gefräßigkeit und ihre Räubereien bald lästig. Sie vertilgt manches schädliche Insekt, Larven und Käfer hinter dem Pflug des Landmanns, greift aber auch alles zu Überwältigende unbedingt an, hackt, wie der Rabe, dem armen Opfer zuerst die Augen aus und tötet es dann mit wuchtigen Schnabelhieben, stiehlt glänzende Gegenstände, um sie irgendwo zu verstecken. Ihr Gang ist bedächtig, ihr Flug kräftig mit langsamen Flügelschlägen.

Jagd. Der Rabenkrähe ist am Nest leicht beizukommen, da es dem Flintenschuß meist erreichbar steht und dabei der festsitzende Brutvogel erlegt werden kann. Wägt man, ehe man sich zur Jagd entschließt, Nutzen und Schaden dieser Vogelart ab, so sprechen die lokalen Verhältnisse mit: wo die Jagd besonders gehegt wird oder werden soll, oder gar wilde oder zahme Fasanerien und ähnliche Züchtungsanstalten bestehen, dulde man die Rabenkrähe unter keinen Umständen; wo aber den Verhältnissen nach auf die Jagd kein Wert gelegt werden kann, hat man sie in Hinsicht auf ihre sonstige Nützlichkeit nicht zu verfolgen; immer jedoch halte man sie von Gärten und Parkanlagen ab, wenn man die etwaigen Singvögel zu erhalten wünscht, deren Nester sie sicher plündert und dazu Busch um Busch absucht. Nächst dem Vertilgen der Nester ist der Rabenkrähe aus der Krähenhütte gut beizukommen, da sie gegen den Uhu bald heranstreicht, auf den Krakeln anhockt und unter lautem Geschrei ihn beobachtet, auch umschwärmt und selbst durch Schüsse sich nicht sogleich abschrecken läßt. Die Krakeln müssen mit den Ästen nach der Hütte hinweisen, damit man von den dicht aufgehockten Schreiern gleich mehrere auf einen Schuß erlegen kann. Nur muß man mit den Hütten wechseln, denn wird ihnen der Uhu zu oft gezeigt, so verlieren sie ihre Schneidigkeit und kommen nicht mehr heran; ferner ist zu berücksichtigen, daß ein Krähenschwarm den ganzen Bestand eines gewissen Bezirks repräsentiert, weil die Insassen desselben außerhalb der Brutzeit sich stets zusammenhalten; hat man nun unter ihnen schon gut aufgeräumt, so sind die übrig gebliebenen dieses Bezirks gewitzigt genug, um nicht mehr heranzukommen. Man besucht daher inzwischen eine andre Hütte. Wo man nur Krähen zu erwarten hat, bietet die Hüttenjagd wenig Abwechselung und gehört zu den langweiligsten Jagden.

3) **Nebelkrähe** (*Corvus cornix L.*; Nebelrabe, Schildkrähe, Mantelkrähe, Graumantel, Nebelkrapp). Länge 44 cm, sonst den Maßen der Rabenkrähe gleich; vielleicht etwas schlanker. Kopf, Kehle, Flügel, Schwanz und Ständer schön schwarz, das übrige Gefieder aschgrau mit dunkeln Schäften. Augen dunkelbraun. Sie ist der Rabenkrähe in allem so ähnlich, daß sich beide Arten, wo sie zusammen vorkommen, paaren. Alles Gute und Schlechte hat sie mit ihr gemein, übertrifft sie wohl noch an Frechheit und Bösartigkeit, raubt Vögel und Eier, junges und angeschossenes Wild. Ihre Stimme klingt wie »Arrrk, arrrk!« oder »Irrrk, irrrk!« Sie ist im nördlichen und östlichen Europa zu Hause, auch im nördlichen Asien und Amerika. Ihre Eier sind von denen der Rabenkrähe kaum zu unterscheiden. Bezüglich der Jagd gelten dieselben Bedingungen wie bei der Rabenkrähe.

4) **Saatkrähe** (*Corvus frugilegus L.*; Saatrabe, Feldkrähe, Ackerkrähe, Nacktschnabel, Grindschnabel, Gesellschafts-

-krähe). Länge 43 cm, Schwanz 18, Schnabel 5, Lauf 5 cm. Schnabel gestreckter als bei den verwandten Arten, der Oberschnabel nicht über den Unterschnabel gebogen. Hauptfärbung des Gefieders schwarz mit rotem und grünem Metallschimmer. Augen braun. Um die Schnabelwurzel ein großer weißlichgrauer, grindiger Fleck vom steten Bohren in der Erde. Die Flügel decken den stark abgerundeten Schwanz. An der Brust steht das Gefieder meist kranzförmig ab, was die Saatkrähe schon aus der Entfernung von den andern Krähen unterscheidet. Die Jungen haben die Schnabelwurzel mit Federn und Borsten bedeckt, auch zerschlissene Kopf- und Brustfedern. Die Saatkrähe findet sich vom südlichen Schweden bis ins südliche Deutschland verbreitet, in andern südlichen Ländern nur auf dem Durchzug. Sie lebt in Feldhölzern, Parkanlagen oder auch in einzelnen Baumgruppen mit freier Umschau und horstet in großen Gesellschaften, oft zu 10—15 Paaren auf Einem Baum, zum Verdruß der Nachbarschaft, die durch den fortwährenden Lärm und das ewige Gezänk der Vögel ungemein belästigt wird. Das Vertreiben solcher Kolonie ist äußerst schwer, da sie selbst Schüssen nicht weicht, die Vögel unter fürchterlichem Spektakel zwar auffliegen, sich aber sofort wieder auf ihre Nester herablassen. Diese bestehen aus Reisern und Wurzeln, mit Lehm und Schlamm verdichtet, und enthalten 4—5 Eier, welche kaum von denen der andern Krähen zu unterscheiden, doch meist dunkler als diese sind. In 20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, die mit Insekten und Würmern gefüttert werden. Die Nahrung der Saatkrähe besteht aus Insekten, Larven, Mäusen, aber auch unzweifelhaft aus Körnern. Aas verschmäht sie. Die Saatkrähe ist Zugvogel, welcher im Oktober nach dem südlichen Europa wandert und im März wieder zu uns zurückkehrt, worauf sie bald ihre alten Nistplätze wieder aufsucht. Die Saatkrähe schädigt von allen ihren Gattungsverwandten die Jagd am wenigsten und nützt beziehungsweise auch dem Landmann durch ihr Ablesen schädlicher Insekten von den Feldern, was immerhin von Bedeutung ist, da sie stets in großen Flügen, oft von Tausenden, einfällt, schließlich ja auch nur frisch eingesäeten Feldern schadet, auf denen der Saatkern frisch ausgestreut und noch nicht aufgelaufen ist, resp. gekeimt hat; auch schützt sie durch ihre Anzahl die nützlichen und angenehmen Stare, die sich daher gern unter sie mischen, vor den Raubvögeln, und wenn somit die Saatkrähe unter die gesetzlich zu schonenden Vögel aufgenommen wird, so läßt sich dagegen von diesem Gesichtspunkt aus nichts einwenden. Sie darf dann aber auch in ihrer Brut nicht gestört werden, wenn die Handhabung des Gesetzes Sinn haben soll; hier aber stoßen wir auf einen andern Punkt. Bekanntlich siedelt sie sich gern in der Nähe bewohnter Örtlichkeiten an, und kein Gesetz wird die Bewohner zwingen können, sich diesen Höllenlärm gefallen zu lassen, der tagaus tagein in einer solchen Krähenkolonie herrscht, die oft aus Hunderten von Niststellen besteht: erst sind die Niststellen, dann das Baumaterial Gegenstand des Streits; hier balgen sich zwei Individuen, dort verfolgen sich welche; hier bewillkommt ein Weibchen sein mit Material heranfliegendes Männchen mit lautem Krächzen, dort schimpft eine auf dem begonnenen Nest Wache haltende Ehehälfte hinter einer Nachbarin her, die mit einem gestohlenen Reis davoneilt. Einige Ruhe tritt nun zwar während des Brütens ein, der Lärm erreicht aber seinen Höhepunkt, wenn die Jungen gefüttert werden und in das Geschrei der Alten ihre Stimme mischen; das in nächster Nähe ertragen zu sollen, kann man niemand zwingen.

Die Jagd auf die Saatkrähe kann nur auf die Jungen in den Nestern gemünzt werden, denn die Alten sind viel zu scheu, um sich auf freiem Feld ankommen zu lassen. Den Uhu ignoriert die Saatkrähe gänzlich, Luder frißt sie nicht, und trifft man sie bei solchem, so sucht sie nach Maden 2c. Wenn die Jungen soeben anfangen flügge zu werden, ist die beste Zeit, sie zu schießen; sie sind dann sehr fett und schmecken nicht schlecht, wenn man ihnen die Haut abzieht. Die Nester stößt man soviel wie möglich mit Stangen von den

Ästen, was freilich die Kolonisten nicht abhält, im nächsten Frühjahr wieder zu erscheinen. Nur die äußerste Bekämpfung vertreibt sie endlich.

5) **Dohle** (*Corvus monedula L.*; Turmkrähe, Kleeas, Talk). Länge 32 cm, Schwanz 13, Schnabel 3,3, Lauf 5,5 cm. Die dritte Schwinge die längste, Mundspalte viel kürzer als der Lauf. Scheitel, Rücken, Flügel und Schwanz sind schwarz. Vorderseite schwarzgrau, Hinterkopf und Wangen aschgrau, an beiden Halsseiten ein hellgrauer Fleck. Iris weißgrau. Schnabel und Ständer schwarz. Sie ist in ganz Europa und einem großen Teil Asiens verbreitet, findet sich stellenweise bald häufig, bald selten oder gar nicht. Am gemeinsten ist sie in Rußland und Sibirien, wo sie, ihrer sonstigen Gewohnheit ganz entgegen, die niedere Blockhütte des Bauern zum Aufenthalt wählt. Sonst nistet sie nur auf hohem Gemäuer, Türmen, Kirchen, in deren Löchern und Sparren, seltener auf hohen Waldbäumen oder auch zwischen den Nestern der Saatkrähen, in Gebirgsgegenden in den Ritzen der klüftigen Felswände. Sie scheut menschliche Niederlassungen nicht, so daß sie oft mitten in der volkreichsten Stadt zu finden ist, wie am Kölner Dom. Sie verträgt sich gut mit dem Turmfalken, nistet sogar neben ihm, fürchtet aber die größern Raubvögel sehr, gegen welche sie in den Saatkrähenschwärmen Schutz sucht. Die Dohle ist ein munterer, kluger Vogel, dabei gewandter, schneller Flieger, so daß sie zwischen einem Krähenflug die eigne Schnelligkeit mäßigen muß. Sie frißt Insekten, Larven, Regenwürmer, Getreide, Obst, Gras, gelegentlich auch junge Vögel und Eier, geht aber auf letztere nicht raubend aus, sondern nimmt sie nur, wenn sie ihr gelegentlich vorkommen. Sie setzt sich in Gemeinschaft mit dem Star auf den Rücken der Rinder, um sie von dem peinigenden Ungeziefer zu befreien, sucht Mäuse und verzehrt mit Passion Maikäfer. Ihre Stimme klingt wie ein schnelles »Jak, jak, jak!« Der Horst besteht aus Reisern, Heu, Stroh, Federn und enthält im April 4—5 auf blaugrüner Grundfarbe mit dunkelgrünen und olivenbraunen Flecken und Punkten hübsch gezeichnete Eier, welche etwa 34 : 24 mm groß sind und in 18—20 Tagen ausgebrütet werden. Die Dohle ist Zugvogel, doch bleiben auch viele im Winter bei uns, wo sie dann mit den Krähen ihre kärgliche Nahrung auf Straßen und Plätzen suchen.

Aus vorstehender Schilderung geht hervor, daß eine Verfolgung der Dohle bei gewöhnlichen Verhältnissen keineswegs geboten ist, zumal sie sich merkwürdigerweise nicht vermehrt, sondern auf ihrer Kopfzahl annähernd stehen bleibt; an Geflügelhöfen, Fasanerien, in Parkanlagen und ähnlichen Stellen jedoch muß man sie nicht dulden, weil hier zu viel Gelegenheit geboten ist, die diebische Krähennatur herauszukehren.

Mit der **Jagd** auf die Dohle sieht es mißlich aus, da sie sich nicht ankommen läßt und den Uhu wenig beachtet, gleich der Saatkrähe, in deren Gesellschaft sie fast ausschließlich verkehrt. Man muß daher die Nester vernichten, wo ihnen beizukommen ist, und sie durch anhaltende Verfolgung von ihren Brut- und Nachtständen vertreiben. Eine gezähmte Dohle macht ihrem Pfleger zwar manchen Spaß, indem sie sehr possierlich und zutraulich wird; anderseits stiehlt sie manches, wird dadurch und durch den allen krähenartigen Vögeln eignen übeln Geruch bald lästig, so daß ihr Halten immerhin Geschmacksache bleibt. Eine sehr eigentümliche, schwer zu erklärende Beobachtung an der Dohle ist die, daß sich der Bestand einer Kolonie trotz des jährlichen Zuwachses nicht vermehrt, sondern immer derselbe bleibt, so daß sich Abgang durch Tod und Zugang zu kompensieren scheinen. Da die Dohle nicht wandert, so ist eine Ansiedelung der Jungen in der Fremde nicht anzunehmen, auch nicht beobachtet worden, und besondern Anfeindungen und Unglücksfällen ist sie auch nicht ausgesetzt, mithin die eigentümliche Thatsache der Nichtvermehrung ihres Bestands nicht aufgeklärt.

Rabenkrähe, s. Rabenartige Vögel 2).

Rachan, s. v. w. Aasgeier (s. Geier 3).

Rachen, der innere, hintere, vom Gaumen teilweise umschlossene Teil des Mundes, resp. Mauls bei Säugetieren und Vögeln.

Racke, gemeine (Blauracke), s. Häher 4).

Rackelhuhn gehört zur Ordnung der Hühner, Familie: Waldhühner, Tetrao medius *L.* Das R. ist ein Bastard aus Auer- und Birkhuhn; der Hahn mißt 74 cm in der Länge, ist auf Kopf, Hals und Brust schwarzblau mit violettem Glanz, am Hinterhals mit grauweißen Federn gemischt, Rücken schwarzblau, Seiten weiß und braun gescheckt; auf den braunen Flügeldecken eine weiße Binde, am Bug ein weißer Fleck; Schwanzfedern schwarz, die mittlern kürzer als die äußern, letztere aber nicht, wie beim Birkhuhn, ausgebogen. Die Henne sieht einer blaß gefärbten Birkhenne sehr ähnlich, ist aber durch den gespaltenen Schwanz kenntlich. Das R. kommt nur vor, wo sich Auer- und Birkwild begegnen, und sieht bald mehr dem einen, bald dem andern ähnlich; der Hahn ist immerhin selten, die Henne aber überhaupt noch wenig gesehen worden, so daß manche ihre Existenz bezweifeln. Wie alle Bastarde, ist das R. nicht fortpflanzungsfähig, wenngleich der Hahn dem Auerhuhn ähnlich balzt. Alles übrige hat es mit dem Auer- und Birkwild gemein.

Racker (Blauracke), s. Häher 4).

Rad schlagen. Wenn der Uhu sein Gefieder sträubt, die Flügel ablegt und den Schwanz ausbreitet, so sagt man: er schlägt Rad. Beim Auer- und Birkhahn darf man aber das Ausbreiten des Spiels nicht so nennen, wenn auch der Ausdruck bei zahmen Truthähnen üblich ist.

Rahmen der Windhunde. Wenn diese zu dreien einen Hasen so jagen, daß einer ihm direkt folgt, die beiden andern aber ihn so zwischen sich haben, daß er seitwärts nicht ausweichen kann, so sagt man: sie r. ihn.

Ralle, Benennung zweier Gattungen aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Sumpfhühner. Lauf vorn und hinten quer getäfelt, an den Seiten genetzt; Schulterfedern reichen etwa bis zur Spitze des angelegten Flügels; Hinterzehe ungefähr ein Viertel der Lauflänge.

Erste Gattung: Wiesenralle (Crex pratensis *Bechst.*, Rallus crex *L.*, Gallinula crex *Lath.*, Ortygometra crex *Gray;* Wachtelkönig, Grasläufer, Wiesenschnarre, Wiesenschnarcher, Wiesenknarrer, Schnarrwachtel, Schnärz, Arpschnarp, Schnarrenbart, faule Magd). Länge 25 cm, Schwanz 4, Schnabel 2, Lauf 3,6, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Die ganze Oberseite olivenbraun mit dunkeln Schaftflecken, Flügeldecken hell gesäumt mit hellen Querbändern, Flügelrand weißlich, Schwingen graubraun mit rötlichbrauner Außenfahne, Schwanz etwas heller als der Rücken mit dunkeln Schaftflecken. Ein Streifen über das Auge und Ohr hinweg roströtlich, Kopfseiten etwas gelblicher, unter dem Zügel nach den Wangen hin ein dunkler Streifen, Kinn und Kehle trübweiß mit rostfarbigem Anflug, ebenso bis zur Oberbrust, von da ab weiß, auf den Seitenfedern und untern Schwanzdecken roströtliche Querbänder. Schnabel graurötlich, Ständer trüb fleischfarbig, Iris braun; Weibchen dem Männchen fast gleich; bei den Jungen ist die Oberseite dunkler und fehlt das Grau am Halse, sonst sind sie den Alten gleich. Die Wiesenralle ist in allen Breitengraden heimisch und liebt frische, üppige Wiesen inmitten dichten Buschwerks oder angrenzender feuchter Felder, in deren Mitte meist das Nest steht, welches Mitte Juni 8—12 Eier enthält, die auf fast weißem Grund mit fleischfarbigem, gelblichem oder grünlichem Anflug graue, braune und rötliche Punkte und Flecke haben und 38 : 25 mm groß sind. Wie der Wachtelschlag dem Weizenfeld typisch ist, so der Wiese das eintönige »Arpschnärp-ärpschnärp!« des Wachtelkönigs, welches man bei warmem, stillem Wetter fast die ganze Nacht hindurch hören kann. So häufig man den Urheber dieses schläfrigen Tons aber auch hört, so selten bekommt man ihn zu Gesicht, und manche Jäger sahen nie einen. Heimlicher ist wohl kaum ein Vogel als dieser, und selbst der erfahrene Hund ermüdet endlich und stellt sich verdrießlich seinem Herrn gegenüber hin, nachdem er sich lange vergeblich quälte, den ebenso schnell wie gewandt und berechnend im hohen Gras vor ihm her rennenden Vogel herauszustöbern. Und die Wiesenralle thut wohl, diese Taktik festzuhalten, denn muß sie schließlich aufstehen, so bietet sie das Urbild ungeschick-

testen, langsamen Flugs, fächelt mit den Flügeln bei herunterhängenden Ständern eine Strecke hin und fällt wieder ein und zwar in des Wortes ursprünglicher Bedeutung; sie bietet von allen Vögeln den leichtesten Schuß im Flug. Sie sitzt auf dem Nest so fest, daß sie häufig von der Sense durchschnitten wird; die Jungen sind ganz schwarz und rufen wie »Schilp-schilp!« Sie hält sich im ganzen nicht lange bei uns auf, kommt erst im Mai, zieht vor dem September schon wieder ab und ist ein harmloser Vogel.

Zweite Gattung: Wasserralle (Rallus *L.*). Schnabel länger als der Kopf mit nicht in letztern eintretender Firste, höher als breit; die seitlich stehenden, länglichen Nasenlöcher reichen nicht bis an die Schnabelmitte; die mäßig zugespitzten Flügel und der kegelförmig abgerundete Schwanz ist kurz, dieser von erstern etwa zur Hälfte bedeckt. Tarsen hinten und vorn quergeschildet, seitlich genetzt, Hinterzehe kurz. Die Wasserralle (Rallus aquaticus *L.*; schwarzer Wassertreter, schwarzer Kasper, gemeine, schwarze R., Samthühnchen). Länge 24 cm, Schwanz 3,6, Schnabel 3,5, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 4,2 cm. Oberseite olivenbraun mit dunkeln Schaftflecken; Kinn und Kehle hellgrau; die übrige Vorderseite bis an den Bauch bläulichgrau; Seitenfedern schwarz mit schmalen weißen Querbändern, vom Bauch ab rostgelblich; untere Schwanzdecken weiß. Schnabel gelbrot, Firste und vorderer Teil dunkler; Ständer trüb rötlichgrau; Iris rot. Das schwächere Weibchen dem Männchen gleich. Die Jungen haben gelblichen Augenstreifen und einen grau gesprenkelten Streifen vom Auge nach dem Ohr; Kinn und Mitte des Vorderhalses weiß; Kropfseiten und Oberbrust graurötlich, schwarzbraun gefleckt; Mitte der Brust bis an den Bauch weiß; Seitenfedern graurötlich, dunkel graubraun gebändert; Vorderseite der Schenkel weiß, Hinterseite grau, dunkel gefleckt; Steiß und untere Schwanzdecken rötlichweiß. Wie in ihrem Äußern, so zeigt sie auch in ihrem Thun und Treiben eine auffallende Ähnlichkeit mit der Wiesenralle, läuft ebenso schnell und fliegt womöglich noch schlechter; dagegen ist sie zänkischer als die vorige unter sich und gegen andre Vögel und soll sich auch der Nesträuberei schuldig machen, was freilich ebenso schwer zu beobachten wie festzustellen ist. Ihr Ruf klingt wie »Kruiui-kruiui, korr-korr!«, auf dem Zug wie »Krrik!«, in der Paarzeit wie »Wuitt-wuitt!« Sie kommt weniger in Wiesen als in bebuschten Brüchern vor, wo Schilf und Binsen, verbunden mit tiefen Stellen, den Zugang thunlich erschweren, und dort steht auch an einer versteckten Stelle das einfache, wie bei der vorigen schwer zu findende Nest mit seinen 6—8 denen der vorigen sehr ähnlichen Eiern. Ihr überaus heimliches Wesen läßt sie seltener bemerkt werden, als sie vorhanden ist; man findet sie, mit Ausschluß des höchsten Nordens, fast in ganz Europa an den ihr zusagenden Örtlichkeiten, und da, wo die Wasser infolge warmer Quellen im Winter offen bleiben, schlägt sie auch ihr Winterquartier auf. Bezüglich der Jagd gilt das bei der Wiesenralle Gesagte; solche Vögel, die keine Verwendung gewähren, unterliegen ihr eben nur gelegentlich; dennoch ist es notwendig, daß der Jäger sie kennt.

Ralle, kleine, s. Sumpfhühner 4).

Rammeln, die Begattung der Hasen und Kaninchen.

Rammler, das Männchen vom Hasen und Kaninchen.

Ranzen, die Begattung der Raubsäugetiere; beim Fuchs sagt man jedoch rollen, beim Bär bären, daher Ranzzeit, Rollzeit, Bärzeit.

Ranzeule (Waldohreule), s. Eulen 5).

Rapp (Rabe), s. Rabenartige Vögel 1).

Rasieren, ein Wildschwein, s. Barbieren.

Rasse, besonders bei Säugetieren und Vögeln eine Abart, welche sich durch feststehende, sich fortpflanzende Merkmale von der ursprünglichen Art unterscheidet. Ebenso schwer wie der Begriff der Art ist auch der der R. festzustellen, resp. zu verfolgen, da mit letzterer lokale Abweichungen gewisser Tierarten, welche durch Klima, Nahrung 2c. bedingt sind, kollidieren. Rassen kommen am verschiedensten bei den verwandten Haustieren durch Kreuzung vor und nirgends mehr als unter den

Hunden, bei denen schließlich jedes Rassekennzeichen verschwindet; man spricht streng genommen fälschlich von Hunderassen, da der Hund selbst nur eine R. ist und die sogen. Rassen, als Dachs-, Wind-, Schweiß-, Hühnerhunde, Doggen u. a., Unterrassen genannt werden müßten. Welchen Wert eine rein gehaltene Hunderasse hat, stellt sich um so deutlicher heraus, je mehr Anforderungen an körperliche und intellektuelle Leistungen an solche gestellt werden. In neuester Zeit sollen die Hundeausstellungen dazu dienen, die richtigen Rassezeichen an reinen Exemplaren zu zeigen, deren Erhaltung durch ein sogen. Hundestammbuch, ähnlich den Herdenbüchern bei den Schafen, angestrebt wird, ein gewiß verdienstliches Unternehmen.

Rassel, eine metallene Klapper zur Treibjagd, wie sie beim Hasen beschrieben wurde; auch gibt es hohle, nach Art der Kinderklappern, welche mit eisernen Klöppeln versehen sind, die einen rasselnden Ton erzeugen, der weniger durchdringend ist als der der hölzernen Klappern, gleichwohl aber das Wild sehr rege macht.

Ratsherr, s. Möwenartige Vögel 10).

Ratz, s. v. w. Iltis.

Rauben, das Fangen und Würgen des Wildes durch Raubtiere, wenn nicht besondere Ausdrücke üblicher sind, die bei den betreffenden Arten verzeichnet stehen; so sagt man z. B. von Wölfen und Luchsen reißen.

Raubfalke, s. Falken 2).

Raubmeerschwalbe, s. Möwenartige Vögel 7).

Raubmöwe, s. Möwenartige Vögel 16) u. 17).

Raubschütz, s. v. w. Wilddieb; ein Mensch, welcher mit Schießgewehr oder Schlingen dem Wild nachstellt. Arbeitsscheu und Neigung zum Umherstreichen im Wald sind meist die Triebfedern zu diesem fluchwürdigen Gewerbe, nur in sehr vereinzelten Fällen wirkliche, unbezähmbare Jagdlust. Die Gemeingefährlichkeit solcher mit Schießwaffen ausgerüsteter Lungerer veranlaßte früher sehr schwere Strafen für den Wilddieb, und die moderne, stellenweise überhumane Gesetzgebung hat dem Wilddiebstahl zweifellos Vorschub geleistet. Wie sehr der pflichttreue, thatkräftige Jagdbeamte durch solche manchmal in ganzen Banden herumstreifende Strolche gefährdet ist, leuchtet ein, und um so mehr ist sein Mut anzuerkennen, mit welchem er den Kampf gegen diese unehrlichen, hinterlistigen und in ihrer Rache oft grausamen Feinde aufnimmt. Besonders dem Wildstand gefährlich sind die heimlichen Schlingensteller, weil sie sich durch keinen Schuß leicht bemerklich machen, aber eine gute Wildbahn bald gänzlich zu ruinieren vermögen, eine Art Wilddieberei, welche mit den härtesten Strafen belegt werden sollte. Jedenfalls muß der Jagdbeamte diesen herabgekommenen Taugenichtsen gegenüber, die ihre Sache auf nichts gestellt haben, mit großer Vorsicht auftreten, den richtigen Moment für seine Selbsterhaltung aber nicht verpassen und lieber eher als später von seiner Waffe Gebrauch machen. Bei näherer Bekanntschaft mit Raubschützen fällt der romantische Schein, den manche ihnen vindizieren wollen, ab und entpuppt den Wilddieb als gemeingefährlichen Verbrecher.

Raubseeschwalbe, s. Möwenartige Vögel 7).

Raubtiere (Carnivora), Ordnung der Säugetiere, welche hauptsächlich vom Fleisch andrer Tiere leben; es gehören zu ihnen: Bär, Marder, Otter, Iltis, Wiesel, Dachs, Wolf, Fuchs, Wildkatze und Luchs.

Raubtierschlag, eine Vorrichtung zum Fangen von Raubtieren, z. B. die Webersche Raubtierfalle (s. Falle).

Raubvögel (Raptatores s. Rapaces) bilden eine Ordnung der Vögel und sind durch besondere Kennzeichen in Gestalt und Lebensweise ausgezeichnet, s. Jagdtiere (Einteilung).

Raubzeug, Kollektivbenennung für alle Raubtiere, gleichviel ob Säugetiere oder Vögel.

Räude (Raude) der Hunde, s. Hundekrankheiten (S. 250). Die R. unter den Füchsen tritt gelegentlich epidemisch auf und zwar am meisten bei übergroßer Vermehrung der Mäuse. Viele gehen an dieser sehr ekelhaften, ganz wie bei den Hunden auftretenden Krankheit ein, und wenn sie dieselbe überstehen, ist ihr Balg dann häufig mit kleinen weißen Flecken gekennzeichnet. Daß die R. sehr ansteckend ist, darf als

bekannt vorausgesetzt werden, und mancher Dachshund holt sie sich im infizierten Fuchsbau oder durch die Berührung mit einem räudigen Fuchs.

Raufe, s. v. w. Futterraufe.

Rauhen, s. v. w. mausern.

Rauherpel, s. v. w. Mausererpel.

Rauhfuß, s. Bussarde 2).

Rauhfußadler, s. Adler 3).

Rauhfußbussard, s. Bussarde 2).

Rauhfußkauz, s. Eulen 11).

Rauhwerk, die Bälge der vierfüßigen Raubtiere; der nicht seltene Ausdruck Rauchwerk hat keinen Sinn.

Rauhzeit, s. v. w. Mauser.

Räumnadel, ein etwa 4 cm langer, spitzer Draht, welcher meist an der Spitze des Stöpsels zum Pulverhorn angebracht war und zum Reinigen des Pistons und Zündkanals diente. Damit er nicht in demselben abbrach und stecken blieb, durfte er nicht von sprödem Stahl, sondern nur von ausgeglühtem Draht sein. Bei den Hinterladern ist er überflüssig geworden.

Rauschen, das Begatten unter den Wildschweinen; die Zeit, wo dies eintritt, ist die Rauschzeit (s. Wildschwein).

Rebhuhn und alle damit zusammengesetzten Ausdrücke, s. Feldhuhn.

Rege ist das Wild, wenn es nicht vertraut ist, sondern sich beunruhigt erweist.

Regenbrachvogel, s. Brachvogel 2).

Regenpfeifer, Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel (Charadriidae). Schnabel kürzer oder so lang wie der Kopf, gerade; von der Wurzel ab etwa zwei Drittel weich, dann hart; die Nasenlöcher bilden bei einigen einen Ritz, der bis zur Mitte des Schnabels reicht. Flügel lang, schmal und spitz, Tarsen meist genetzt.

Erste Gattung: Charadrius *L.*

Läufe vorderseits grob genetzt mit 5—6 kleinen Täfelchen in einer Querreihe, Schwanz gebändert.

1) **Goldregenpfeifer** (Charadrius auratus *Bieck*, Charadrius apricarius, pluvialis *L.*, Pluvialis aurea *Briss.*, Pluvialis apricarius *Bonap.*; Goldkiebitz, goldgrüner, gemeiner R., Heidepfeifer, Braakvogel, Brachhennel, Ackervogel, Pardelvogel, Feldläufer, Tute, Goldtute, Tütvogel). Länge 25,5 cm, Schwanz 7, Schnabel 2,5, Lauf 4,2, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Im Sommerkleid ist der Scheitel schwarz mit gelben Längsflecken, Nacken gelb mit dunkeln Flecken, die ganze Oberseite tiefschwarz mit zahlreichen Flecken von verschiedener Form. Handschwingen stumpfschwarz mit hellen Spitzensäumen, Schwanz mit schwarzen und gelben, bogigen Binden. Stirn weiß, Zügel, Augenkreis, Kopfseiten, Kinn bis zum Bauch hinab tiefschwarz mit breiter weißer Einfassung; Schenkel weiß, untere Schwanzdecken weiß mit schwarzen Flecken. Schnabel schwarz, Ständer schwarzgrau, Iris braun. Weibchen schwächer, matter in der Färbung, das Schwarz weiß gemischt. Im Winterkleid ist die Oberseite mattschwarz mit größern grünlichen Flecken, Vorderseite bis zum Bauch weiß, stellenweise mit verloschenen grauen Flecken; untere Schwanzdecken weiß, braun und gelb quer gebändert; die übrige Vorderseite sowie die Kopfseiten und der Hals braungelblich gefleckt. Schnabel und Ständer braun. Die Jungen sind den Alten im Winterkleid sehr ähnlich, haben nur dickere Fersengelenke. Seine Heimat ist die sibirische Tundra, jene ungeheuern öden Brücher, welche Millionen von Sumpfvögeln noch ein sicheres, unangetastetes Heim bieten; doch brütet er ausnahmsweise in der Lüneburger Heide, im Münsterland und in Jütland. Die vier Eier, 50:35 mm groß, sind auf grüngelblichem Grund mit grauen Schalenflecken und darauf mit leberbraunen Flecken und schwarzen Punkten bekleckst, zuweilen am obern Ende gekränzt, mattschalig von mäßig feinem Korn. Ein überaus scheuer Vogel, wird der Goldkiebitz auf dem Durchzug nur selten eine Beute des ihm gern nachstellenden Naturforschers, während ihn der Jäger wohl nur zufällig aufsuchen dürfte, obwohl sein Wildbret sehr gerühmt wird. Wenn man nicht eben besondere Fangapparate, wie die kaum noch gebräuchlichen Vogelherde, aufstellen oder sich der Lockpfeife bedienen will, lohnt es nicht, Zeit und Mühe auf diese scheuen Vögel zu verwenden, so wünschenswert gleichwohl für den auf Bildung Anspruch machenden Jäger die Bekanntschaft mit diesen Gästen ist.

Zweite Gattung: Pluvialis *Briss.*
Nur drei Zehen, Läufe auf der Vorderseite getäfelt, so daß 2—3 Tafeln auf einer Querreihe stehen; ein breites weißes Halsband, Schwanz ungebändert.

2) **Halsbandregenpfeifer** (Pluvialis hiaticula *Briss.*, Charadrius hiaticula *L.*, Aegialitis hiaticula *Boie*; Sandregenpfeifer, buntschnäbeliger R., Strandpfeifer, großer Strandpfeifer, Seelerche, Seemornell). Länge 19 cm, Schwanz 5,5, Schnabel 1,5, Lauf 2,6, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Im Sommerkleid sind Vorderstirn, Zügel=, Augen=, Ohr= und Wangengegend schwarz, über der schwarzen Vorderstirn eine weiße Binde und über dieser eine schwarze, welche etwa bis auf den halben Scheitel und seitwärts bis an die Augen reicht, hinter welchen sich ein weißer Streifen hinzieht. Von der Kehle abwärts bis auf den halben Kropf ein weißes Halsband, welches am Hinterhals durch eine schmale schwarze Linie getrennt ist. Oberseite glänzend gelblichbraun, Handschwingen mit vor der Spitze weißen Schäften, Flügelränder weiß, Schwanz an der Wurzel graubraun, nach den Enden dunkler mit weißem Saum. Randfeder fast ganz weiß. Weibchen wie Männchen, nur etwas trüber; Schnabel auf der Wurzelhälfte gelb, auf der andern schwarz; Ständer gelb. Das Winterkleid ist dem vorigen ganz ähnlich, doch auf der Oberseite mit hell rötlichgrauen Säumen. Im Jugendkleid ist die Stirn weiß, ohne schwarze Binde, Oberkopf und Rücken erdfarbig, Vorderhals weiß, das breite Halsband gelblichgrau, dunkler gewölbt.

3) **Seeregenpfeifer** (Pluvialis cantianus *Briss.*, Charadrius cantianus *Lath.*, Charadrius albifrons *M.* et *W.*, Charadrius littoralis *Bechst.*, Charadrius alexandrinus *Basselq.*; weißstirniger R., alexandrinischer R.). Länge 16,5 cm, Schwanz 4,8, Schnabel 1,4, Lauf 2,8, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Im Sommerkleid eine schwarze Binde über der Stirn, über dem Auge ein weißer Streifen; Oberkopf grau=rostfarbig; Oberrücken, Schultern, Flügeldecken und Hinterschwingen sandfarbig, Handschwingen stumpf schwarzbraun, Unterrücken und Bürzel erdfarbig, letzterer an den Seiten weiß; mittlere Schwanzfedern hell graubräunlich, Randfedern vorherrschend weiß; Fuß bleischwarz. Kopfseiten schwarz, die ganze Vorderseite weiß, so daß das Halsband eigentlich nur durch zwei schwarze Seitenflecke am Kropf angedeutet ist und auf der Hinterseite sich abgrenzt. Das Weibchen hat keinen rostfarbenen Anflug auf dem Kopf, sonst ist es dem Männchen gleich. Im Winterkleid ist der Vogel dunkler mit hellern Säumen. Das Jugendkleid hat keine schwarze Zeichnungen, Kopfseiten hellbräunlich, fast dem Winterkleid ähnlich, aber durch breitere Säume bunter.

4) **Flußregenpfeifer** (Pluvialis fluviatilis *Briss.*, Charadrius fluviatilis *Bechst.*, Charadrius curonicus *Beseke*, Charadrius minor *M.* et *W.*, Aegialitis minor *Boie*; kleiner baltischer, schwarzbindiger R., kleiner Strandpfeifer, Sandläufer, Sandhähnchen, Seelerche, Flußschwalbe, Steenbieker). Länge 15,5 cm, Schwanz 5,9, Schnabel 1,2, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,3 cm. Vorderstirn weiß mit breiter schwarzer Binde, welche über die Augen hinweg sich über die Kopfseiten bis an den Hals fortsetzt und oberhalb weiß gesäumt ist; quer über den Kropf eine breite schwarze Binde. Hinterkopf und Oberseite bräunlichgrau mit schwachem grünlichen Glanz. Schwingen schwarzgrau, die vorderste weißschäftig, die hintern mit weißen Spitzen, ebenso die großen Flügeldecken. Schwanz dunkel braungrau, die beiden Randfedern weiß mit einem schwarzen Fleck auf der Innenfahne. Auge braun mit gelbem Ring, Schnabel schwarz, auf der Wurzel des Unterkiefers ein fleischfarbiger Fleck; Ständer fleischfarbig. Im Winterkleid haben die schwarzen Federn helle Kanten, die Oberseite rostgelbliche Spitzenflecke. Das Jugendkleid ähnelt dem Halsbandregenpfeifer gänzlich, nur ist der Flußregenpfeifer kleiner.

Diese drei sehr zierlichen R. sind sich in Vorkommen, Aufenthalt, Lebensweise und Nisten sehr ähnlich. Am verbreitetsten ist der Halsbandregenpfeifer, der überall vorkommt, wo er Nahrung findet und nicht vertrieben wird; der Flußregenpfeifer geht nicht in den hohen

Norden, wie der vorige, ist aber sonst auch überall zu finden; der Seeregenpfeifer ist nur an der offenen See zu Hause, wo er auch außerhalb der Überflutungslinie seine Eier in eine kleine Vertiefung legt; indessen kommt er auch in den ungeheuern Sümpfen der untern Donau als Brutvogel vor. Alle drei fressen Gewürm, sind Zugvögel und überwintern teils im südlichen Europa, teils ziehen sie nach Afrika hinüber und weit in dasselbe hinein. Wie die meisten Sumpfvögel, legen sie vier etwas zugespitzte Eier, die im Nest mit den Spitzen gegeneinander liegen, lehmfarbig sind, graue Schalenflecke und Schnörkel und feine, glanzlose Schale haben; die des Halsbandregenpfeifers sind durchschnittlich 37 : 25 mm, die des Seeregenpfeifers 33 : 23 mm, die des Flußregenpfeifers 30 : 21 mm groß und, da sie auch in der Größe sich sehr nähern, schwer zu unterscheiden, resp. zu bestimmen. Die R. ziehen stets scharenweise, tummeln sich nur im gänzlich freien Gelände umher, woraus folgt, daß, wenngleich ein Schuß auf sie glückt, dieser dennoch genügt, die sehr bewegliche Schar zum schleunigen Abzug zu bestimmen. Sonstige Jagd- und Fangmethoden kennt man nicht.

Dritte Gattung: **Eudromias** *Boie*.

Vorderseite der Läufe mit zwei Längsreihen Tafeln besetzt, von denen die in der äußern Reihe breiter als hoch und größer als die in der innern Reihe sind. Schwanz ohne Bänderung, Halsband fehlt.

5) **Mornellregenpfeifer** (**Eudromias morinellus** *Boie*, **Charadrius morinellus** *L.*, **Charadrius sibiricus** *Gmel.*, **Charadrius tataricus** *Pall.*; Mornell, Mornellkiebitz, Morinelle, dummer R., lappländischer, tatarischer, sibirischer R., Dütchen). Länge 21,5 cm, Schwanz 7, Schnabel 1,6, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 1,8 cm. Im Sommerkleid ist die Stirn gelblichbraun, dunkel gestrichelt, Oberkopf schwarzbraun, gelb gefleckt und weiß gesäumt, Oberseite rötlich-braungrau mit gelblichen Säumen, Schwingen stumpfschwarz, die vorderste weißschäftig, Schwanz bräunlichgrau mit gelblichen Spitzenflecken, äußere Randfeder mit weißer Außenfahne, die nächsten mit weißem Fleck auf der Innenfahne. Kinn und Kehle weiß, Kopfseiten gelblichgrau, dunkel gefleckt, Zügel etwas heller, Vorderseite bis zur Oberbrust und die Tragfedern hellgrau mit bräunlichem Anflug, am untern Kropfrand eine halbrunde weiße, oberseits dunkelgrau gesäumte Binde, Brust roströtlich, ihr unterer Teil tiefschwarz, Bauch, Steiß und Schenkel gelblich. Weibchen dem Männchen ähnlich. Schnabel stumpfschwarz, Ständer bräunlichgelb, Iris braun. Im Winterkleid fehlt das schwarze Brustschild, die Oberseite ist dunkler mit hellen rostgelblichen Säumen. Dem Jugendkleid fehlt die weiße Brustbinde, der Saum um die schwarze Färbung des Kopfes ist rötlich, Federsäume breiter. Die Nordgrenze seiner Verbreitung ist zwischen dem 66.—67.° Der Mornellregenpfeifer liebt öde, einsame Gegenden, auch im Gebirge. Auf dem Zug nach Südeuropa, im September, sieht man ihn bei uns. Seine Nahrung besteht aus Gewürm aller Art. Die vier 40 : 29 mm großen Eier liegen in einer einfachen Vertiefung, sind bauchiger als die der verwandten Arten, haben auf olivengrünlichem oder gelblichem Grund nur wenig Schalen-, aber viele größere braunschwarze Flecke und Punkte und sind von grobem Korn, daher glanzlos. Er heißt »dummer R.«, weil er der vertrauensseligste von allen ist; auf den Eiern sitzt er so fest, daß er nur im äußersten Fall abstreicht und dadurch allerdings der Aufmerksamkeit meist entgeht; auf dem Zug aber ist er dumm genug, nicht nur den Schützen heranzulassen, sondern auch verschiedene Schüsse auszuhalten, sogar bald wieder einzufallen, bis er endlich zur Einsicht kommt und davonfliegt. Auch bei den Eiern und Jungen ist er sehr leicht zu erlegen, wenn sich überhaupt jemand dazu hergibt, einen nützlichen und durchaus harmlosen Vogel zu dieser Zeit zu schießen.

Vierte Gattung: **Strepsilas** *Illig.*

Oberschnabel gleichmäßig nach der Spitze verschmälert ohne Kuppe, kaum merklich aufwärts gebogen; Bindehaut fehlt; Hinterzehe erreicht den Boden; Läufe vorn quer getäfelt, hinten und seitwärts genetzt; erste Schwinge die längste.

6) **Steinwälzer** (**Strepsilas interpres**

Naum., Tringa interpres *L.*, Charadrius cinclus *Pall.*, Strepsilas collaris *Temm.*, Morinella collaris *Meyer*; Mornellsteinwälzer, Steindreher, Halsbandsteindreher, steindrehender Strandläufer, Seemornell, rotgefiederte Schnepfe). Länge 51,5 cm, Schwanz 5,9, Schnabel 2,1, Lauf 2,7, Mittelzehe ohne Nagel 2 cm, Schnabel kürzer als der Kopf, vor der ersten großen Schwinge ein 2 cm langes Schnepfenfederchen. Im Sommerkleid sind der ganze Kopf, Hals und die ganze Vorder-, resp. Unterseite weiß, Scheitel schwarz längsgefleckt, vor dem Auge ein kurzer schwarzer Streifen, ein ebensolcher in der Verlängerung der Mundwinkel von dem Auge abwärts, in welchen der vorige mündet, der sich am Hals nach hinten verästelt, das weiße Kinn umschließt, auf dem Kropf sich schildförmig zuspitzt und von da in einem breiten, geschwungenen schwarzen Band quer über die Kropfseiten an den Schultern verschwindet. An beiden Seiten des Hinterkopfs ein schwarzer Fleck; Oberrücken, Schultern und Flügeldecken schwarz und rostrot gefleckt, die übrige Oberseite weiß mit einer Querbinde über dem Bürzel; Schwanz auf der Wurzelhälfte weiß, auf der Endhälfte schwarzbraun mit weißer Spitze; die stumpfschwarzen Schwingen mit weißen Schäften; die an den Wurzeln weiß gefleckten Hinterschwingen und die weißen Spitzen der dunkeln Flügeldecken bilden ein weißes Querband. Alte Weibchen und jüngere Männchen mit trüberer Färbung. Ständer rotgelb, Schnabel schwarz, Iris braun. Im Winterkleid zieht sich an der weißen Kehle ein dunkler Streifen abwärts bis an den schwarz und weiß gefleckten Kragen, der am Hinterhals und unter dem Kropf offen ist, an der Oberbrust hinabläuft und nach oben den Hals unterseits umschließt; die dadurch an den Halsseiten gebildeten Flecke sind oben weiß und dunkel, auch rostgelb fein längsgefleckt. Im Jugendkleid sind die Oberseiten dunkler, die schwarzen Zeichnungen nur angedeutet. Er ist im nördlichen Europa, Asien und Amerika heimisch, kommt südlich bis an die Ostsee, besonders aber bis an die Nordsee und zieht im Herbst nach dem Süden. Die Eigentümlichkeit, sich seine Nahrung unter umgewälzten Steinen hervorzusuchen, gab ihm den Namen. Seine vier Eier, in einer Vertiefung nahe bei Gewässern, sind 41 : 30 mm groß, birnförmig, zeigen auf gelblichem oder grünlichem Grund olivenbräunliche, auch grünliche, teils wolkige, teils scharfe Flecke. Der Steinwälzer läuft und fliegt äußerst behende und wird sehr scheu, wenn er Nachstellung bemerkt. In Gesellschaft kleinerer Vögel übernimmt er daher die Sicherheitspolizei, während er sie größern überläßt, wenn sie im Zug anwesend sind, was überhaupt bei den wandernden Sumpfvögeln Regel und Herkommen zu sein scheint. Die Stimme des Steinwälzers klingt wie »Kitt kitt!« in kürzern oder längern Pausen. Er ist, wie seine Verwandten, ein durchaus harmloser, nützlicher Vogel, dessen Jagd daher nur Gelegenheitssache sein kann und sich von der auf die vorher beschriebenen Sumpfvögel nicht unterscheidet.

Fünfte Gattung: Haematopus *L.*

Nur drei Zehen, Schnabel kräftig, länger als der Lauf, seitlich abgeflacht, zweischneidig; Läufe vorderseits 5—6 längliche Maschen oder Täfelchen in einer Querreihe, hinterseits fein genetzt; zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut; an den Zehenrändern ein häutiger Saum; erste Schwinge die längste, Schwanz gerade, nicht abgerundet.

7) **Austernfischer** (Haematopus ostralegus *L.*, Haematopus hypoleuca *Pall.*, Ostralega europaea *Bess.*, Haematopus longirostris *Temm.*, Haematopus balticus et orientalis *Brehm*; europäischer Austernfischer, gescheckter, rotfüßiger Austernfischer, Austernfresser, Moor-, See-, Strand-, Wasserelster, Klubick). Länge 42 cm, Schwanz 10,6, Schnabel etwa 7, Lauf 4,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Im Sommerkleid die Oberseite vorherrschend schwarz, Unterseite vom Kropf an weiß, ebenso ein großer Längsfleck auf dem Flügel, die Unterseite der Flügel, Unterrücken und Bügel und ein kleiner Ring unter dem Kinn. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel an der Wurzel hoch gelbrot, nach der Spitze hin gelblicher; Ständer rötlich-fleischfarbig; Iris kar-

minrot. Im Winterkleid ist der Ring unter dem Kinn größer, auch ein weißer Fleck unter dem Auge; sonst ist er dem vorigen gleich. Im Jugendkleid spielt die Oberseite ins Bräunliche, die Federn haben helle Säume und die Unterseite ein trübes Weiß. Schnabel trübbräunlich, nach der Spitze gelblich; Ständer rotbräunlich; Iris rötlich. Er ist an den europäischen Küsten von Norwegen bis Spanien zu finden, auf den Nordseeinseln sehr gemein und liebt felsige Ufer mit kurzen Gräsern ganz besonders. Nur Mangel an genügender Nahrung verleitet ihn zum Zug. Er lebt von denselben Würmern und Wassertieren wie seine Verwandten, trägt mithin seinen Namen ohne Grund. Die vier Eier, von bald birnförmiger, bald bauchiger Gestalt, messen etwa 55:40 mm, haben auf lehmfarbigem oder grünlichem Grund zunächst graue Schalenflecke, dann violettbraune und zuletzt fast schwarze Flecke, Schnörkel und Punkte. Wer die Scharen der Strandvögel zu beobachten Gelegenheit hatte, wird unter ihnen bald eine Gruppe kräftiger, schwarzweißer Vögel gewahren, die offenbar das Kommando führen, welches ihnen von den andern Arten auch gern eingeräumt wird. Aufmerksam auf alle Gegenstände und Ereignisse ihrer Umgebung, sieht man sie stets thätig und munter untereinander umherhasten, spielen und scherzen, aber auch raufen, denn der Austernfischer ist ein trotziger Geselle, der keine Beleidigung ungerochen läßt, auf die Zehen Treten und ähnliche Thatsachen aber für solche aufnimmt und den Thäter zum sofortigen Austrag der Paukerei, wenngleich unblutig, herausfordert. Aber trotz dieser permanenten Händeleien herrscht gewaltiger Korpsgeist unter dieser Schar, welcher sich beim Annähern eines Feindes sofort und drastisch äußert. Wie ein gereizter Bienenschwarm stürmen sie ihm entgegen und drängen und stäuben ihn so gewaltig, daß er schleunigst davonzukommen sucht. Besonders haben sie den Eier und Junge heimtückisch stehlenden Rohrweih auf dem Strich, und mit Wohlbehagen sah Verfasser einer Exekution zu, die mit der totalsten Niederlage dieses Spitzbuben endete, der so gerupft endlich außer Bereich kam, daß er das Wiederkommen sicher vergessen haben wird. Der Austernfischer erinnert sehr an die Kiebitze mit ihrem mutigen Thun und Treiben, nur ist er viel stärker. Woher er seinen unpassenden Namen hat, ist schwer begreiflich, da er mit seinem weichen Schnabel unmöglich eine Austernschale öffnen, die verschlossene aber nicht verwerten kann. Er schwimmt und taucht ganz wacker, wodurch er sich vor manchen Nachstellungen schützt, denen er durch größere Falken wie auch durch den Seeadler ausgesetzt ist. An eine Vogelschar, bei welcher die Austernfischer die Wache übernommen haben, kommt man sicher nicht schußmäßig heran, wenn nicht etwa Deckung vorhanden ist, denn sie heben sich sehr bald und ziehen die Genossen in einer aufwirbelnden Wolke hinter sich her.

Sechste Gattung: Glareola *Briss.*

Vier Zehen, die hinterste berührt den Erdboden. Schnabel kurz, gleich von der Wurzel in einem flachen Bogen abwärts gebogen. Mundspalte reicht bis unter das Auge; Nasenlöcher nahe der Wurzel, schräg stehend, mit weicher Hautdecke; Mittelzehe erheblich länger als die andern, zwischen ihr und der äußern eine kurze Bindehaut; Nagel der Mittelzehe inwendig gezähnelt, Flügel lang, schmal und spitz, schwalbenartig, wie der tief gegabelte Schwanz.

8) **Halsbandgiarol** (Glareola pratincola *L.*, Glareola austriaca, naevia, senegalensis *Gmel.*, Glareola torquata *Meyer*, Hirundo pratincola *auct.*; Brachschwalbe, Schwalbenwader, Wiesenschwalbe, Schwalbenstelze, Steppenralle, Giarol). Länge 25 cm, Schwanz 11, Schnabel 1,5, Lauf 3, Mittelzehe mit Kralle 2,6 cm. Schwanz tief gegabelt; obere Schwanzdecke weiß; die großen Deckfedern auf der Unterseite der Flügel rostrot. Die ganze Oberseite graubraun mit etwas rötlichem Anflug im Nacken; Schwingen dunkelbraun; Schwanz auf der Endhälfte dunkelbraun; Randfeder doppelt so lang wie die mittlere. Kehle rötlichgelb, von einem feinen schwarzen, weiß geränderten Saum eingefaßt; Zügel schwarz, laufen mit dem Kehlsaum zusammen; Brust graubraun, nach dem

Bauch hin rostfarbig. Hinterleib und Steiß weiß. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel schwarz, in den Mundwinkeln hochrot, Ständer trüb rötlichbraun, Iris braun. Im Jugendkleid haben die Federn rostgelbliche Säume und dunkle Flecke, namentlich auf dem Kropf und den Halsseiten; die Kehle ist trübweiß mit kaum zu erkennendem Saum, übrigens den Alten sehr ähnlich. Schnabel bräunlichschwarz; Ständer trüb rötlichgrau. Seine Heimat ist das östliche und südliche Europa und angrenzende Asien; auf dem Durchzug ist er gelegentlich bei uns anzutreffen; er liebt mit kurzem Graswuchs bedeckte, von Pfützen durchschnittene Örtlichkeiten, auch besonders Brachäcker, wo er seine Hauptnahrung, Insekten, findet. Das Nest, eine einfache Vertiefung, enthält vier 31:25 mm große Eier, die denen der Seeschwalbe ähnlich sind, deren ovalrundliche Gestalt haben und auf grünlich- oder grauweißem Grund mit schwarz- oder violettgrauen Flecken und Wolken dicht besetzt sind. Der Giarol erinnert im Flug sehr an die Seeschwalben, die er aber an Gewandtheit noch übertrifft; zu Fuß ist er ungemein behende und läuft ruckweise sehr schnell. Über den Brachäckern flattern ganze Scharen dieser angenehmen Vögel und bieten in ihrem Insektenfang ein sehr ansprechendes Bild. Vom südlichen Sibirien bis an das Schwarze und Kaspische Meer und weiter südlich ist er am häufigsten. Die Jagd auf diesen nützlichen Vogel hat wenig Bedeutung; auch ist er sehr scheu, wenn er Verfolgung bemerkt.

Siebente Gattung: Squatarola *Cuv.*

Eine verkümmerte Hinterzehe. Läufe auf der Vorderseite grob genetzt mit kleinen Täfelchen, deren 5—6 in einer Querreihe liegen; auf der Hinterseite fein genetzt; erste Schwinge die längste; Schwanz fast gerade.

9) **Nordischer Kiebitzregenpfeifer** (**Squatarola helvetica** *Cuv.*, **Tringa helvetica, Tringa squatarola** *L.*, **Vanellus melanogaster, squatarola, varius, helveticus** *Bechst.*, **Charadrius squatarola** *Naum.*, **Charadrius hypomelas** *Wagl.*, **Charadrius apricarius** *Wils.*, **Vanellus helveticus** *Briss.*; schwarzbrüstiger Kiebitz, Schweizerkiebitz, silberfarbener K., gefleckter K., grauer K.). Länge 28—30 cm, Schwanz 7,6, Schnabel 3, Tarsus 4,8, Mittelzehe ohne Nagel 2,8 cm. Die großen Flügeldecken auf der Unterseite schwarz, Schwanz weiß mit 6—7 schwarzen Querbinden. Im Sommerkleid sind Stirn, Kopfseiten, Vorderhals und Bauch tiefschwarz; Oberkopf, Nacken und Kopfseiten, Schenkel und Steiß weiß; Oberseite schwarz und weiß gefleckt; obere Schwanzdecken weiß mit kleinen schwarzbraunen Querstrichen; Handschwingen schwarz mit weißen Schäften. Bei den Weibchen und jüngern Männchen ist die Vorderseite mehr schwarzbraun mit weißen Fleckchen, Oberseite weiß und braun gemischt. Im Jugendkleid ist die Oberseite dunkel graubraun, grünlichweiß gefleckt; Unterseite weiß; Kehle hellgrau gefleckt; Kropf und Oberbrust grau gewölkt; Schwanz wie im Sommerkleid. Schnabel und Ständer schwarz. Iris braun. Die eigentliche Heimat des nordischen Kiebitzregenpfeifers ist die sibirische Tundra; wir sehen ihn nur auf dem Durchzug bei uns, wo er dann sowohl am Meeresstrand als an Binnengewässern, auch auf Feldern und Wiesen seiner Nahrung nachgeht, die ausschließlich aus allerlei kleinem Gewürm und Getier besteht. Außerordentlich munter, wachsam und scheu, dient er andern Reisegenossen als Wächter und Führer, so daß einer Schar unter seiner Obhut schwer anzukommen ist. Er zieht sowohl bei Tag als bei Nacht. Sein Gelege besteht aus vier Eiern von gelblichgrüner Grundfarbe mit dunkelbraunen Flecken, Strichen und Punkten und liegt im kunstlosen Nest auf einer trocknen Erhöhung im Bruch.

Regenpfeifer, lerchengrauer (Triel), s. Dickfuß.

Regenschnepfe, s. Wasserläufer 5).

Regenwulp, s. Brachvogel 1).

Reh (**Cervus capreolus** *L.*, **Capreolus capreolus** *Blas.*, **Cervus pygargus** *Pall.*), Gattung aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hirsche.

Weidmännische Ausdrücke. Im allgemeinen schließen sie sich an die beim

Hochwild gebräuchlichen an; dem R. eigentümlich sind folgende: Das männliche ausgewachsene R. heißt Rehbock, das weibliche Ricke, Geiß. Die Jungen heißen Kälbchen oder Kitzchen, nach dem Geschlecht Bockkälbchen und Rickenkälbchen oder -Kitzchen; wenn das Bockkälbchen im zweiten Lebensjahr Spießchen aufsetzt, so ist es Spießbock geworden; trägt dieser ein Gabelgehörn, so ist er Gabelbock; dann wird er, wenn er das übliche sechsendige Gehörn trägt, einfach Bock genannt und demnächst je nach seiner Stärke schwacher, geringer oder guter, braver, starker Bock. Der Kopfschmuck des Rehs heißt niemals Geweih, stets nur Gehörn. Das männliche Glied des Bockes heißt Pinsel, ebenso der an der Scheide desselben lang hervorstehende Haarbüschel. Das weibliche R. heißt im zweiten Jahr Schmalreh; hat es gebrunftet, so heißt es dann für alle Zeit Ricke, Geiß, alte Ricke, ihr Geschlechtsglied Feigenblatt, das an demselben vorstehende Haar Schürze oder Wasserzeichen; brunftet die Ricke nicht mehr, so ist sie gelte Ricke. Der runde weiße Fleck um das Weibloch heißt Spiegel; beim Erschrecken schreckt, schmält oder meldet es sich; vor Angst und Schmerzen klagt es; schlägt es den Schnee weg, um sich niederzuthun, so plätzt es; eine Gesellschaft von Rehen heißt Sprung. Den Ton der Ricke nachahmen und dadurch den Bock während der Brunftzeit anlocken heißt blatten, das dazu gebrauchte Instrument Rehblatt.

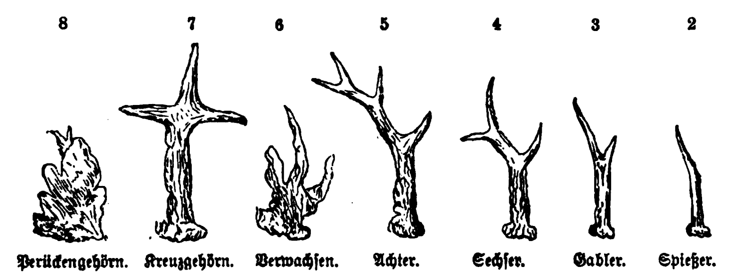
Beschreibung. Gebiß 32 Zähne, im Unterkiefer 8 Vorderzähne. Ganz ausnahmsweise im Oberkiefer 2 Eckzähne, wie beim Edelwild. Der kurze, flachstirnige Kopf nach vorn zugespitzt mit rund abgewölbter Nase. An beiden Seiten der Oberlippe je ein weißer Fleck, der vordere Teil des Unterkiefers und das Kinn weiß; die schwarze, genetzte Muffel reicht bis an den untern Rand der halbmondförmigen Nasenlöcher. Gehör etwa zwei Drittel der Kopflänge, Schwanz fehlt gänzlich. Das runde Gehörn hat normal sechs Enden und keine Augensprosse (Fig. 1); die Ricken sind ungehörnt und zeigen nur ganz ausnahmsweise verkümmerte Andeutungen. Der schlanke, zierliche Hals ist länger als der Kopf; Läufe schlank, an der Außenseite der Hinterläufe unterhalb der Ferse ein Haarwulst. Das harte Haar ist wellig und brüchig, im Winter ziemlich lang, graubräunlich, im Sommer kurz, roströtlich; Vorderkopf rötlichgrau, Kopfseiten gelblich; vom Nasenrücken über die Nasenlöcher bis zu den Mundwinkeln ein schwarzbrauner Streifen; Innen-, resp. Unterseite weißlichgelb; Lichter groß, sehr anmutig und lebhaft braunschwarz; Schalen glänzend schwarz. Die Kälbchen sind bis zum ersten Herbst weiß gefleckt. Es gibt helle, bleigraue u. fast schwarze Farbenvarietäten, welche sich fortpflanzen. Ein guter Bock mißt in Schulterhöhe etwa 68, an der Kruppe etwa 76 cm, mithin ist er stark überbaut; Länge

Fig. 1.



Gehörn des Rehbocks.

etwa 110, Kopf 21,5, Gehör 14, Unterarm 18,5, Hinterlauf von der Ferse an 34 cm, Gewicht unaufgebrochen 23–30 kg. Mit Ende des Oktobers seines ersten Lebensjahrs wachsen dem Bockkälbchen Spießchen aus dem Rosenstock hervor (Fig. 2), welche etwa 10 cm lang werden, Rosen haben und im März bis April des folgenden Jahrs gefegt werden; im Dezember wirft er diese ab und ersetzt sie durch ein Gabelgehörn (Fig. 3), welches im folgenden März ausgebildet ist; das Gabelende steht bald in der Mitte der Stange, bald höher, und wenn es fehlt, ist es durch einen Knick der nach rückwärts sich abbiegenden Stange angedeutet, weshalb solches Gehörn, selbst wenn es nur Spieße zeigte, die Natur eines Gabelgehörns hat. Das Sechsergehörn (Fig. 4) teilt sich über dem ersten Ende in eine Gabel, deren vorderes Ende sich nach vorn, das hintere rückwärts abbiegt. Finden sich durch weitere Teilung noch mehr Enden (Fig. 5), so sind es Abweichungen vom normalen, mit sechs Enden abschließenden Bau; denn sie sind so unverhältnismäßig selten, daß sie keine Anhaltspunkte zu einer normalen Weiterbildung des Rehgehörns bieten. Stehen drei Enden an einer Stange, so daß sie mit der Spitze derselben ein Kreuz bilden, so ist das seltenste, daher gesuchteste Kreuzbockgehörn vorhanden (Fig. 7). Außer den sehr seltenen Achter- oder gar Zehnergehörnen mit doppelten Gabeln ꝛc. wachsen besonders starken Gehörnen nicht selten so starke Perlen heraus, daß man versucht wird, sie als Enden anzusprechen; auch sprossen an ganz ungewöhnlichen Stellen Enden heraus, wie denn überhaupt keine Gehörnform so viele Abweichungen, gewöhnlich Monstrositäten oder Widersinnigkeiten genannt, wie das Rehgehörn zeigt, dessen erschöpfende Beschreibung daher ganz unmöglich ist. Da sprossen gelegentlich drei voneinander verschiedene Stangen hervor, oder eine Stange ist ganz normal, die andre wie ein Schafhorn abgebogen oder verkümmert, oder die Stangen sind keulenartig oder schaufelförmig verwachsen (Fig. 6) oder zu einer dicken Wulst zusammengewachsen als Perückengehörn (Fig. 8), oder wie sie sich die Phantasie sonst ausmalen mag; eine Sammlung widersinniger Rehgehörne würde nie einen Abschluß finden, stets würden noch nicht vorhandene Abweichungen zugefügt werden können. Man hält ein Rehgehörn für schön gewachsen, wenn es der Eiform entspricht; sehr steil oder sperrig gestellte Stangen gelten nicht dafür. Es gibt kaum eine Wildart, welche sich in Lieblichkeit und Anmut der ganzen Erscheinung und Haltung mit dem R. messen könnte; ein lieblicheres Bild als eine ihre Kälbchen säugende und mit Aufopferung hütende Ricke ist kaum zu denken, und es gehört ein hoher Grad von Brutalität dazu, eine so harmlose Familie zu schädigen. Dazu kommt, daß sich das R. auch im gänzlich freien Zustand an den Menschen gewöhnt und ihn wenig flieht, wenn er ihm nichts Übles zufügt, und man kann es, wenn man will, auf recht einsam gelegenen Forstgehöften fast zum Haustier machen. Das R. vernimmt recht scharf und windet auch ziem-



Perückengehörn. Kreuzgehörn. Verwachsen. Achter. Sechser. Gabler. Spießer.

lich scharf, äugt aber nur schwach; denn selbst dem sichernden Bock kann man sich durch unbewegliches Stillstehen unsichtbar machen, und kein Wild auf Schalen kann leichter beschlichen werden als das R. Auch im Bett wird es leider nur zu leicht überrascht. Obgleich sehr flüchtig und sprungkräftig, wird es dennoch nicht schwer die Beute dauernd jagender, wenngleich nicht schneller Hunde, da es in Momenten der Gefahr die Besinnung verliert und, statt dauernd vorwärts zu flüchten, sich durch allerlei sinnlose Sprünge, oft im Kreis umher, aufhält, stehen bleibt, verhofft oder sich vor den herankommenden Treibern in vollster Ratlosigkeit wohl gar niederthut. Daher bedarf kein Wildstand, wenn er heruntergekommen ist, solcher energischen Aufsicht und Pflege wie ein Rehstand, und wer die Mühe scheut oder nicht aufwenden kann, darf sich über die stete Verminderung seiner Rehe nicht beklagen. Großes und kleines Raubzeug stellt den Kälbchen nach, jagende Hunde würgen manches R., auch die Füchse bei gefrornem Schnee, und der Wilderer ist stets hinter dem R. her, für welches er immer willige Abnehmer findet, sei es geschossen oder in der Schlinge zu Tod gemartert. Ein jung eingefangenes R. wird allerdings sehr zahm, dessenungeachtet können wir von seinem Halten nur dringend abraten. Ist es ein Bock, so wird er zur Brunftzeit selbst seinem Pfleger gefährlich, was er weiblichen Personen gegenüber stets ist, und kann dann mit seinem spitzen Gehörn arges Unheil anrichten; hat man dies alles bei einer Ricke auch nicht zu befürchten, so macht sie durch ihren gewaltsamen Tod, den sie über kurz oder lang sicher stirbt, nachdem sie die Freude des ganzen Hauses war, lebhaften Kummer, und schließlich kann nur der Verkehr mit frei umhergehenden Rehen Genuß gewähren, denn im Gatter entwickeln sie ihre angenehmen Eigenschaften nicht und gehen auch bald ein, da sie, wählerisch in der Äsung, sich an ein Universalfutter nicht gewöhnen. Es gibt nur eine Rehart, lokale Abweichungen haben eine Spaltung nicht feststellen können, und so gehört auch das sibirische R. mit dem unsern zu einer Art.

Verbreitung, Aufenthalt. Über den 58.° nördl. Br. hinaus geht das R. nicht, sonst ist es über den größten Teil Europas und Vorderasiens verbreitet; im nördlichen und mittlern Rußland ist es nicht, dagegen in der Krim, in Kaukasien, Armenien, Persien und im südlichen und mittlern Sibirien bis zur Amurmündung und den Hochgebirgen der Mandschurei. Es steigt im Kaukasus bis zu 2000 m, im südlichen Sibirien sogar bis zu 3000 m auf, nicht so hoch in den Schweizer Alpen, wo es überhaupt nur sehr selten noch vorkommt. Als Aufenthalt liebt es weniger große, zusammenhängende Waldungen als die von Feldern und Wiesen durchschnittenen Auwälder oder Vorhölzer, von denen es die Felder und Wiesen bald erreichen kann, in welche es sich im Sommer gern steckt. Es ist Standwild, und wenngleich es kleine Abstecher nach besonders angenehmer Äsung gern unternimmt, so wechselt es doch immer bald wieder auf seinen alten Stand zurück.

Lebensweise, Brunft. Die Äsung des Rehs ist von der der andern Hirscharten wenig verschieden; im Frühjahr nimmt es das frische, zarte Gras in der Nähe der Quellen und sonstigen frischen Stellen an und tritt gern auf die Saatfelder aus, ehe sie aufwachsen; besonders liebt es die Ölsaaten und wechselt nach einem Rapsstück weit hin, was Jagdlungerer wohl wissen und an ihren Grenzen kleine Streifen mit Raps besäen, um es darauf totzuschießen; zwar sieht solche Saat zertreten und beschädigt aus und veranlaßt großes Geschrei wegen Wildschadens, kommt man aber später an diese Stellen zurück, so ist es oft sehr schwer, sie wieder zu finden, geschweige einen Schaden festzustellen, derart haben sie das Verbeißen ausgewachsen. Dagegen wird das R. jungen Laubholzschlägen gefährlich, die es stark verbeißt, freilich hauptsächlich dann, wenn es im Winter nur schlecht oder gar nicht gefüttert wurde. Eine merkwürdige Vorliebe zeigen die Böcke für seltenere, frisch verpflanzte Holzarten, so daß sie selten verfehlen werden, ihr Interesse an ihnen dadurch zu bethätigen, daß sie dieselben zum Fegen benutzen und natürlich verderben. So er-

innert sich Verfasser, daß einzelne Ahornstämmchen, die bis dahin nicht vertreten waren, regelmäßig dem Fegen der Rehböcke anheimfielen. Auch geht das R. den jungen Stockausschlägen von harten sowohl als weichen Hölzern nach. Im Winter äst es Baumknospen, Heide, besonders gern die immergrünen Blätter der Brombeeren und den Ginster, den es tief abschneidet. Gab es Baummast, so schlägt es die Eicheln und Bucheln unter dem Laub hervor, sucht auch unter dem Schnee danach, wenn er nicht hart ist, verfällt aber, wenn dies eintritt, in große Not, so daß rechtzeitig mit dem Füttern begonnen werden muß. Zu diesem Zweck stellt man die beim Hochwild beschriebenen Futterraufen auf, die aber der Größe des Rehs entsprechen, also niedriger sein müssen, und zwar mehrere in einigem Abstand voneinander, damit die starken Böcke das geringere Wild nicht abdrängen. Ebensogut ist es aber auch, das Futter in kleinen Bündeln niedrig aufzuhängen; diese werden von den Rehen meist eher angenommen als die Futterraufen. Eine sehr beliebte Fütterung sind auch die Lupinen, von denen man verschiedene Haufen im Herbste draußen stehen läßt; die Rehe ziehen sich bei Schneefall in der Nähe dieser zusammen und äsen sich mit Behagen daran, thun sich aber auch gern auf ihnen nieder, weshalb man wohlthut, die Haufen gelegentlich wieder aufzurichten, damit nicht zu viel vertreten wird. Nach Ebereschbeeren ist das R. sehr lüstern, und deren Verfüttern an Rehe ist sicher eine angemessenere Verwendung als die zum Vogelfang. Kleeheu, ungedroschene Hafergarben, getrocknetes Laub, Luzerne sind auch gutes Futter, Wiesenheu wird erst im großen Notfall von ihnen angenommen. Steht solches Material nicht zu Gebote, so sorge man wenigstens für Espen- und andre Laubholzzweige, deren Rinde es abnagt und sich damit wenigstens notdürftig behilft. Das R. ist kein Nachttier, nur große Unruhe in Feld und Wald veranlaßt es, erst mit einbrechender Dunkelheit die Äsungsplätze zu betreten; wo es nicht beunruhigt wird, kann man es auch am Tag seiner Verpflegung obliegen sehen, wobei es sich immer sprungweise zusammenhält; mögen noch so viele Rehe auf der Äsung beisammenstehen, und Verfasser hat bis zu 30 und mehr Stück gesehen, so wird man immer die einzelnen Sprünge, zu Gruppen gesondert, herausfinden; das R. lebt nicht in großen Trupps beisammen wie das Edel- und Damwild. Im Frühjahr sind dem Rehwild Salzlecken sehr dienlich und fördern das Verfärben, heilen auch manchen von ungesunder Winteräsung herrührenden Schaden aus. Von einem Familienleben kann man beim R. nicht sprechen; die Kälbchen halten treu zur Mutter und diese zu ihnen, auch schließen sich gern die Schmalrehe an; der Bock hingegen kümmert sich nur zur Brunftzeit um die Ricke oder steht außerhalb dieser nur zu seiner größern Sicherheit bei dieser, aus welchem Grund er auch stets hinter ihr herzieht und sie für die Sicherheit sorgen läßt, ein Fingerzeig für den weniger erfahrenen Jäger, wenn die Böcke abgeworfen haben. Dies thun starke Böcke schon im November, schwache bis gegen Weihnachten und fegen vom März bis in den April hinein, je nachdem sie aus dem Winter kommen; je schlechter dieser ist, desto später. Das Rehgehörn ist wie das Hirschgeweih während des Wachstums mit Bast überzogen.

Die **Brunftzeit** beginnt mit dem Juli und äußert sich durch große Aufregung der Böcke, welche man alsdann mit gesenkter Nase den Rickenfährten nachtrollen sieht. Niemals ergibt sich die Ricke, am wenigsten das Schmalreh, ohne weiteres dem Bock; im Gegenteil beginnt nun ein wildes Jagen, welches den Bock stark in Anspruch nimmt, aber schließlich doch zum Ziel führt. Der Beschlag dauert nur sehr kurze Zeit, wird aber öfters bewirkt. Fast möchte man annehmen, daß mancher Bock dabei von einer Art Samenkoller befallen würde, der sich in den gröblichsten Mißhandlungen der Ricke, selbst der Kälbchen äußert, ja es sind diese beiderseits von solchen Unholden bisweilen schon zu Tode gestoßen worden; der Jäger muß auf solche Vorkommnisse achten und derartige Tyrannen abschießen, die mehr Schaden anrichten, als Nutzen gewähren. Auch unter sich fech-

ten die starken Böcke manchen Strauß aus, doch gibt der schwächere bald Fersengeld, so daß tödliche Ausgänge, wie beim Edelhirsch so häufig, nur ausnahmsweise vorkommen mögen, dem Verfasser überhaupt gar nicht zur Kenntnis gekommen sind. Von den gesprengten (gejagten) Schmalrehen hört man einen meckernden Ton wie »ürr ürr ürr!«, während der Bock laut schnauft. Nach dem Beschlag, also im Juli bis August, gelangt das befruchtete Ei durch die Eileiter in die Gebärmutter, wo es ohne jede Veränderung 4½ Monate verweilt. Diese merkwürdige Naturerscheinung, verbunden mit der verhältnismäßig langen Tragezeit von 40 Wochen und zufälligen verliebten Neckereien zwischen den Rehen im Dezember, veranlaßte unsre Vorfahren, die Rehbrunst in den Dezember zu verlegen und die im Sommer die »falsche Brunst« zu nennen, was aber längst durch Pockels und besonders Ziegler widerlegt und somit für alle Zeiten abgethan ist.

Jagd.

Die Spur des Rehs kennzeichnet sich neben ihrer Größe dadurch, daß der Ballen etwa ein Drittel des Spurabdrucks einnimmt. Bei einem gleichgroßen Stück Damwild reicht der Ballen fast bis zur Hälfte, und eine Ziegen- oder Schaf-Spur ist schmäler und gesperrter.

Spur des Rehs.

Die interessanteste Jagd auf das R. ist, wie auf alles größere Wild, die Birsch. Im allgemeinen beziehen wir uns auf die beim Edel- und Damwild gegebenen Regeln, die beim R. nicht abweichen, wobei wir jedoch dem jungen Jäger die Beruhigung auf den Birschgang mitgeben können, daß dieser ein Spaziergang ist gegen den auf den Feisthirsch. Unterschätzen darf man freilich den starken, feisten Rehbock keineswegs, auch er hat das Zeug, dem Jäger manches Schnippchen zu schlagen; wenn dieser aber guten Wind und einigermaßen Deckung hat und, wenn er sich etwa beobachtet glaubt, regungslos stillsteht, so darf er wohl auf Erfolg hoffen; das knackende Ästchen, welches den Feisthirsch sicher aufmerksam macht und beim geringsten Verdacht wegzuschleichen veranlaßt, alteriert den Rehbock keineswegs in dem Grad, und auch wenn mehrere Rehe im Sprung beisammenstehen, ändert sich die Sache nicht, man kommt ihnen ebenso verhältnismäßig leicht an wie dem einzelnen. Hebt der Bock den Kopf und sichert nach dem Jäger hin, so muß dieser wie eine Bildsäule, bis jener sich wieder beruhigt hat, stehen bleiben; ist man von ihm oder dem ganzen Trupp auf einer Blöße oder dem Feld eräugt worden, so geht man möglichst harmlos in angemessener Entfernung an ihm vorüber, dahin, wo man eine Deckung zu finden hofft, und versucht nochmals sein Heil. Sehr übel ist es, wenn der Bock den Jäger bemerkt, aber nicht gesehen hat und deshalb schreckt. Mit diesem Geplärr, welches wie ein kurz ausgestoßenes »Bö bö bö!« klingt, bekundet er nicht nur sein höchstes Mißtrauen, sondern alarmiert auch die Nachbarschaft, so daß nicht selten entfernter stehende Böcke auch mit diesem Schrecken loslegen. Stehen dem Jäger entferntere Distrikte, wo er hoffen darf, andre Böcke zu treffen, zur Disposition, so thut er am besten, möglichst still dorthin abzuziehen und der alarmierten Gegend gänzlich den Rücken zu weisen; ist er aber nicht in dieser Lage, so bleibe er still auf seinem Stand, mache sich möglichst guten Schießraum frei und mache nun Auge und Ohr auf nach dem schreckenden Bock und die Büchse fertig. Ein schreckender Bock trollt nämlich niemals weit weg und kommt manchmal, nachdem er still geworden ist, nach der verdächtigen Stelle zurückgeschlichen, um den Gegenstand des verursachten Schreckens möglichst näher kennen zu lernen; da kann man eine schnelle Kugel gut anbringen. Aber auch, wenn man nicht auf das Heranziehen des

Bockes rechnen will, verharre man längere Zeit, und wenn es eine Stunde ist, ganz still auf seinem Platz, denn man kann annehmen, daß nach dieser Zeit sich das Wild beruhigt hat. Zur Blattzeit, wenn die Böcke unaufhörlich hinter den Ricken drein rennen, also auf den Läufen sind und einer anfängt zu schrecken, antworten auf gut besetzten Bahnen manchmal mehrere, und Verfasser konnte einst vier Böcke deutlich an den Stimmen und der Richtung um sich her unterscheiden. Das ist für den Jäger kein so schlechter Fall, wie er aussieht; denn wenngleich die Böcke dann sehr aufpassen, so gaffen sie doch mehr ins Blaue herum und achten viel mehr vor Eifersucht auf den benachbarten Bock als auf den gut anschleichenden Jäger. Jedenfalls muß man einem erlegten brunftigen Bock das Kurzwildbret sogleich auslösen, damit das Wildbret den nicht gerade empfehlenswerten Geruch, resp. Geschmack desselben nicht annimmt.

Ähnlich dem Anschreien des Hirsches und sehr interessant ist das sogen. Blatten zur Brunftzeit. Allerdings fordert man nicht, wie beim Hirsch, die Kampflust heraus, sondern die geschlechtliche Begierde, denn das Rehblatt gibt den singenden Laut der Ricke oder des Schmalrehs täuschend wieder. Wie man diesen Ton herausbringt, ist natürlich ganz gleich, wenn er nur täuschend ähnlich ist; manche bedienen sich dazu nur der Lippen oder eines Baumblatts, und früher machte man sich dieses Instrument aus platt geschlagenen Bleikugeln, deren Seiten man aufbog und oben ein passendes Blech befestigte; indessen kann ich nur raten, aus irgend welcher Handlung einen sogen. Rehblatter kommen zu lassen, ein kleines trichterförmiges Instrument, welches den den Ton sehr gut und dauernd wiedergibt, während die obenerwähnten bleiernen Instrumente bald gut, bald schlecht stimmen. Nachdem sich der Jäger Deckung und Schießraum gesichert hat, stößt er einigemal in das Blatt und verhält sich darauf sehr still, sieht und horcht aber höchst gespannt; ein junger Bock kommt in der Regel ziemlich laut herangetrollt, ein alter, erfahrener aber schleicht mit gehobenen Läufen und vorgestrecktem Haupt sehr still heran, nimmt Deckung und mustert nun äußerst indiskret die Richtung, von welcher der berauschende Ton erklang; hört der Jäger irgend welches Schleichen um sich herum, so thut er gut, nicht mehr zu blatten und nur dann einige Stöße gedämpft zu wiederholen, wenn er sicher ist, daß der Bock abzieht; kommt auf wiederholtes Blatten gar nichts, so versucht man anderweitig sein Heil, doch gehe man nur mit größter Vorsicht und nach sorgfältigstem Umherspähen und ja nicht zu früh vom Platz weg, wenn man nicht das ärgerliche Ereignis erleben will, daß der Bock keine 20 Schritt entfernt auf und davongeht und, wenn er den Jäger bloß gehört, aber nicht gesehen hat, mit endlosem Geplärr die ganze Gegend verstänkert.

Der Ansitz oder Anstand wird wie auf Hochwild bewirkt und hat meist den Zweck, einen besonders begehrten Bock zur Strecke zu bringen; man muß aber den Wechsel wenigstens annähernd kennen, um nicht manche Stunde umsonst zu sitzen. Das Rehwild tritt sehr pünktlich aus, oft schon, wenn die Sonne noch hoch am Himmel steht, ganz der größern oder geringern Unruhe im Revier entsprechend; starke Böcke pflegen aber erst spät auszutreten. Wenngleich diese Jagdmethode auf Rehe durchaus weidmännisch ist, so habe ich sie doch immer mehr durch Jagddilettanten ausüben sehen als durch erfahrene Jäger, die sich lieber auf die Birsch machen. Nachbarn gut besetzter Rehstände sitzen gar zu gern mit staunenswerter Ausdauer in ihrem Erdloch der Grenze gegenüber und dezimieren den vom Besitzer mit Mühe, Kosten und Aufopferung emporgebrachten und gehegten Rehstand.

Die Treibjagd mit Treibern ausschließlich auf Rehe wird man nur ausnahmsweise machen; gewöhnlich verbindet man sie mit den Hasentreiben im Walde, da im November die Böcke oft sehr gut sind, besonders wenn Mast gefallen ist. Die Rehböcke sind bei solchen Treiben sehr unberechenbar, fast wie der Fuchs; bald kommt der starke Bock schon, wenn die Treiber kaum losgegangen sind, ja sogar, wenn er ihr verdächtiges Geräusch

beim Aufstellen vernimmt, bald läßt er sich sehr drängen und erscheint kurz vor ihnen, so daß die Schützen sehr aufmerksam und still stehen müssen. Eine besondere Virtuosität entwickelt er beim Schleichen durch die Treiber, da sich Rehwild überhaupt nur widerwillig und nie weit treiben läßt; hört er sie ankommen, so drückt er sich still an einen Busch und läßt sie vorüber, thut sich sogar zu diesem Zweck nieder; kommen aber die Treiber mit großem Lärm an, das thörichtste Verhalten bei allen Treibjagden, so prellt der Bock mit großer Gewalt oft gerade zwischen den ärgsten Schreiern durch und braucht gelegentlich sein spitzes Gehörn derart, daß schon arge, sehr schwer heilende Verwundungen solchen Treibern den Mund für lange Zeit gestopft haben.

An steilen Gebirgshängen, in großen Dickungen, unwegsamen Brüchern und ähnlichen Distrikten kann man sich zwar vorteilhaft jagender Hunde bedienen; ich widerrate aber dringend, starke, schnell und anhaltend jagende Bracken, vor welchen das R. sich allzusehr ängstigt, und die es sogar reißen können, zu gebrauchen. Statt ihrer sind jagende Teckel sehr zu empfehlen, vor denen der Bock oft scherzend ankommt, sich stellt, nach ihnen stößt und überhaupt mehr Kurzweil zeigt als Angst, dabei ihnen auch seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, so daß der Schütze bei einiger Vorsicht gut zu Schuß kommt. Verfasser hat einst gesehen, wie seine kleine Dachshündin einen starken Bock beim Hinterlauf erwischte, so wenig respektierte dieser den sprühenden Zorn der Hündin. Der Wind muß aber freilich berücksichtigt werden. Haben die Rehböcke abgeworfen, so thut man am besten, die Jagd einzustellen oder, sollte der Abschuß etwa verzögert und geboten sein, den Schützen die größte Vorsicht mit Aussicht auf empfindliche Strafen vorzuhalten. Nur der erfahrene Jäger wird den Bock am viel stärkern Kopf und nur ein scharfes, geübtes Auge den Pinsel oder bei der Ricke die Schürze erkennen. Ein kluger, nicht ganz erfahrener Jäger thut am besten, den Schuß ganz zu verhalten, was jeder verständige Jagdführer nur billigen wird. Wo auch Ricken geschossen werden, ist freilich solche Vorsicht nicht geboten; brave Weidmänner werden aber in solcher Gesellschaft nicht stark vertreten sein, Erwerbsjäger und dergleichen Jagdfreunde um so mehr.

Von allem Haarwildbret ist das vom R. das feinste und delikateste, über einen guten Ziemer geht kein andrer Wildbraten; die Sommerhaut gibt ein sehr weiches, beliebtes Handschuhleder, die Winterhaut wird rauhgar gemacht zu Fußteppichen, Unterlagen für Kranke, um das Aufliegen zu verhüten, und zum Ausfüttern von Pferdegeschirren. Was man mit dem Gehörn macht, wird man keinem Jäger zu sagen nötig haben, und der Drechsler und Messerschmied wissen gute Kronen auch zu würdigen. Obgleich nach der alten Weidmannsregel alles Wild, welches auf Schalen zieht, mit der Kugel geschossen werden soll, so ist es doch keineswegs unweidmännisch, auf Treibjagden mit starkem Schrot auf Rehe zu schießen, da man doch meist nur in der Flucht zu Schuß kommt; das R. wird bald krank und entgeht selten der Strecke, wenn es stark angeschossen ist, und wenn vorsichtig, aber auch gründlich nachgesucht wird, wobei man den Schweißhund verwenden kann. Man halte auf Hals oder Blatt mit Nr. 3, und der gut getroffene Bock wird dann sicher nicht weit gehen, oft auch im Feuer bleiben.

Nicht ohne Absicht wendet sich Verfasser zum Schluß noch der Hege des Rehs zu, da er nach Kräften dazu beitragen möchte, derselben aufs wärmste das Wort zu reden. Kein Wild bedarf so energischer Hege wie unsre anmutigste Haarwildart, das R., wenn es gedeihen soll, da es zahllosen Gefahren ausgesetzt ist; die noch unbeholfenen Kälbchen raubt der Fuchs, beschleichen Marder, Iltis, selbst Wiesel, und die großen Raubvögel und Hirten, selbst Beerensammlerinnen stehlen sie und verhandeln das bunte Kleidchen dem Sattler. Auch ein Übermaß von Böcken schadet der Vermehrung, und es genügt vollkommen, auf vier Stück weibliches Wild einen Bock zu nehmen, von dem man ja verschiedene Altersklassen im Bestand halten kann; die übrigen kann man abschießen, doch suche man gute, starke Gehörnbildung zu ver-

pflanzen. Kein braver Weidmann lasse Ricken auf Treibjagden schießen trotz aller gesetzlichen Konzessionen, dadurch wird der Rehstand sicher nur arg geschädigt; wirklich gelte Ricken kennt nur der Revierjäger genau nach wiederholter Beobachtung, und dem überlasse man den Abschuß derselben mit der Weisung, lieber eine zu wenig als zu viel abzuschießen. Das R. leidet am meisten unter Wilddieben und besonders unter dem fluchwürdigen Schlingenstellen, welchem Ricken in demselben Maße zum Opfer fallen wie Böcke; daher versäume der Jäger niemals, die Rehwechsel möglichst oft nach den Schlingen zu revidieren; zuerst findet man sie schwer, bei einiger Praxis aber kommt man bald hinter die Schliche.

Die Schlingen bestehen bald aus Einem starken geglühten Draht, bald sind sie aus vielen schwächern zusammengeflochten und werden entweder an passenden Stämmchen befestigt, oder an eigens dazu eingeschlagenen, mit Laubwerk 2c. bekleideten oder sonst wenig augenfällig gemachten Pfählchen angebracht. Die Schlinge ist so hoch und weit gestellt, daß das R. sich etwas bücken muß, um durchzukommen, wobei es dieselbe meist mit dem Hinterleib nach- und zuzieht und sich so fängt, um auf die qualvollste Weise langsam zu verenden. Verfasser hat mehrfach Ricken ausgelöst, was unter Umständen keine Kleinigkeit war; nur eine ganz frisch gefangene, die sich durch lautes Klagen verriet, konnte gleich fort, die andern blieben verängstigt liegen, und erst nach mehrfachen Versuchen, sie auf die Läufe zu stellen, schleppten sie sich mühsam fort, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sie noch lebensfähig waren, also nicht abgenickt zu werden brauchten. Wer solche Jammerszenen mehrfach beobachtet hat, dem ist der glühendste Haß gegen diese Bestien in Menschengestalt wohl nicht zu verargen, und ich kenne Jäger, die Tag und Nacht nicht von dem verendet gefundenen R. wichen, bis sie dem seine Beute holenden Wilderer den Lohn auszahlen konnten. Die Heimlichkeit solcher Pestbeulen für einen Rehstand vergrößert natürlich die Gefährlichkeit. Aufgebrochen und zerwirkt wird das R. ganz so, wie beim Hochwild beschrieben.

Rehblatt (Blatt), s. Blatten.

Rehbock, das männliche ausgewachsene Reh.

Rehgarn (Rehnetz) dient zum Einstellen bei Rehjagden. Gewöhnlich steht es 100 Schritt lang und 2 m hoch, wenn es als Prellnetz, dagegen nur etwa 1½ m hoch, wenn es als Fangnetz dienen soll. Die Maschen sind von Knoten zu Knoten 10 cm weit und aus Schnur geknotet, die etwa die Stärke eines schwachen Gänsekiels hat. Ober- und Unterleinen sind etwa so stark wie ein Kleinfinger, die Stellstangen 2¼ m lang, wovon ¼ m in die Erde kommt. Diese leichten Netze können auch zum Fangen andern Wildes, als Wölfe, Füchse, Damwild, geringe Sauen 2c., verwendet werden; für stärkeres Wild sind sie zu schwach.

Rehgarten, ein umhegter Waldteil, in welchem man Rehe hegen will. Ein solcher R. ist ja selbstverständlich nur ein notwendiges Übel, denn soll das Reh in demselben einigermaßen gedeihen, so muß er unverhältnismäßig groß und so sorgfältig mit Äckern, Wiesen, Quellen 2c. versehen sein, daß dem wählerischen Reh in Äsung und Stand Genüge gethan wird; er ist mithin eine sehr kostbare Einrichtung, dessen Holzbestand natürlich auch sehr stark verbissen wird. Sollen die Rehe nicht eben zum Haustier herangezüchtet werden, so wird man für einen Bestand von etwa 25 Stück 100 h Wald einzuschließen haben. Die Umzäunung wird entweder aus Holzlatten oder aus Draht hergestellt; die erstern werden senkrecht an die Riegel genagelt, die letztern quer gezogen; Höhe des Lattenzauns über der Erde 2 m. Ein Drahtzaun besteht meist aus fünf quer gezogenen Drähten, von denen der unterste 20 cm vom Boden entfernt ist, der nächste 25, der folgende 30, der vierte 40 und der oberste 60 cm. Die untersten dürfen nicht weiter stehen, weil das Reh sehr gewandt und bemüht ist, sich durchzuzwängen; es legt sich zu diesem Zweck platt auf die Seite und schiebt sich mit den Läufen durch, wie der Forstmann oft zu seinem Verdruß bemerkt, wenn er die Pflanzen seines Saatfelds genügend gesichert hielt und nun viele verbissen findet. Frisches, klares

Trinkwasser ist eine andre notwendige Bedingung für das Gedeihen des eingeschlossenen Wildes, denn der Milzbrand hat in vielen Fällen sicher in verdorbenem, abgestandenem Trinkwasser seine Ursache. Um die Inzucht zu verhüten, bringt man einige Einsprünge an, die zur Brunftzeit von fremden Böcken bald benutzt werden, und stellt den Abschuß nach Bedürfnis und Auswahl fest, da man ja täglich den Bestand übersehen kann. Viel Weidmannslust ist an der Jagd solchen halbzahmen Wildes nicht zu genießen, denn fühlt sich ein Wild eingeschlossen, und muß es sich also an den fast täglichen Anblick des Menschen gewöhnen, so verliert es selbstverständlich einen bedeutenden Grad seiner Vorsicht, wie man auch ganz besonders an Sauen im Gatter beobachten kann.

Rehgeiß (Ricke), das weibliche ausgewachsene Reh.

Rehhagen, Zäune, auch Hecken, in deren Lücken Schlingen angebracht waren, in welchen sich die Rehe fingen, welche durchwechseln wollten. Diese Vorrichtungen gebrauchte man früher, als man das Schießgewehr auf der Jagd noch nicht führte, auch das Reh nur als ein Nebenobjekt der Jagd betrachtete. Wie Wildbiebe dies leider noch heute benutzen, haben wir in dem Art. »Reh« geschildert.

Rehkrone, im gewöhnlichen Verkehr das ganze Rehgehörn. Man spricht demnach von einer Sammlung guter »Rehkronen« ꝛc. Viele nennen auch die Rose des Rehgehörns »Krone«.

Rehnetz, s. v. w. Rehgarn.

Rehposten (Posten, Roller, Röller, PalästER), Bleikugeln von verschiedener Stärke, gröber als die größten Schrote, aber kleiner als die schwächsten Büchsenkugeln; sie sind, wenn schon überhaupt nur ausnahmsweise, so auf Rehe nie zu verwenden, weil man mit ihnen viel zu Holz schießt infolge ihres Schleuderns, während auf gehörige Birschentfernung die Kugel, auf Treibjagden grobe Schrote Nr. 2—3 zur Anwendung kommen.

Reihen, sich, das Fortpflanzen der entenartigen Vögel; Reihezeit, die Periode, in welcher dies geschieht. Der Ausdruck rührt daher, weil zur Paarungszeit hinter einer Ente stets mehrere Erpel, einer dicht hinter dem andern, in einer Reihe herziehen.

Reiher (Ardeidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Der starke, pfriemenförmige Schnabel bis wenigstens unter die Hälfte des Auges gespalten; Unterkiefer sehr stark, Oberkiefer an der Basis herabgedrückt; Zügel und Nasenlöcher an der Basis nackt. Hinterzehe lang, in einer Ebene mit den langen Vorderzehen eingelenkt, daher gänzlich auf dem Boden aufliegend. Der Nagel an der Mittelzehe am Innenrand kammförmig gezahnt.

Erste Gattung: Nycticorax *Steph.*

Der dicke Schnabel von Kopfeslänge, an der Basis hoch, beide Kieferspitzen gekrümmt, der obere Kiefer ausgeschnitten; Schwanz zwölffederig, kurz und gerade; Flügel stumpf. Das untere Drittel der fein genetzten Schenkel nackt; Vorderseite der Läufe mit zwei Reihen Schilder, Hinterseite genetzt; Hals auf dem untern Drittel der Oberseite nackt; Augen sehr groß.

1) **Focke** (Nycticorax griseus *Strick.*, Nycticorax europaeus *Steph.*, Scotaeus nycticorax *Keys.* et *Blas.*, Ardea nycticorax *L.*; Nachtreiher). Länge 52 cm, Fittich 27,3, Schwanz 8,5, Schnabel 7,3, Lauf 7,5, nackter Teil des Unterschenkels 2, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Scheitel, Nacken, Oberrücken und Schultern schwarz mit grünlichblauem Metallschimmer; am Hinterkopf drei reinweiße, schmale, 18—19 cm lange, aufrichtbare Federn; der untere Nacken, Vorderhals, Brustmitte, Bauch und Schenkel, Stirn und Augenstreifen reinweiß; Hals- und Brustseiten hellgrau; Mittel- und Unterrücken, Schwanzdecken, Flügel und Schwanz aschgrau-bläulich. Schnabel schwarz, die nackte Haut um die Augen und auch auf den Zügeln sowie die Füße fleischfarbig. Iris rot. Im Jugendkleid fehlen die langen Kopffedern; Oberrücken und Schultern braun mit rostgelben Flecken, Scheitel und Hinterhals dunkelbraun, rostgelb gestrichelt; Kehle weiß wie die mit schmalen braungrauen Längsflecken gezeichnete Unterseite; Vorderschwingen dunkelgrau mit weißen Spitzen, Schwanz braungrau. Schnabel gelblichgrün, an der Wurzel und Spitze bräun-

lichgrün; Zügel bräunlichgrün, um die Augen gelb; Füße grünlichgelb, Iris rotbraun. Junge sind oberhalb dunkelbraun, hell getropft, am Unterleib gefleckt. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur matter gefärbt, mit kürzern Kopffedern und im allgemeinen schwächer. Der Nachtreiher hat eine abenteuerliche, keineswegs einnehmende Gestalt und sieht aus, als wenn die dünnen, knickigen Läufe den dicken Leib nicht tragen könnten, und so schön die drei kostbaren, bei alten Vögeln etwa 21 cm langen Hinterhauptsfedern an und für sich und ein so gesuchter Schmuck für Barette und Turbane sie sind, um so wunderlicher stehen sie der gebückten Haltung des Vogels an. Sie allein haben den Focken auch nur der hohen Jagd zugesellen können. Seine Heimat erstreckt sich vom südöstlichen Europa über Asien und das nördliche Afrika; bei uns erscheint er nur als Gast, benimmt sich dann sehr dumm, so daß er gut zu Schuß kommt, wird aber zu seinem Heil leicht übersehen, da er sich auf dem Baumast nach Reihermanier gern dünn macht und dann für einen Astauswuchs gehalten wird; er zieht nur bei Nacht und läßt während des Flugs seine rabenartige, wie »Koa koa!« klingende Stimme hören.

In seiner Heimat findet er sich in großen Röhrichten mit Bäumen und Buschwerk. Außer Fischen sind Amphibien, Würmer, und was sonst der Sumpf an animalischen Stoffen bietet, seine Nahrung. Er horstet zwischen den andern Reihern und hilft den Zank und Streit unter ihnen mit großem Gekreisch vermehren. Der Horst besteht aus mit Schilf und Riedgräsern durchflochtenen Reisern und enthält zu Anfang Mai 4—5 hellgrünliche, etwa 48 : 35 mm große, glanzlose Eier, welche in drei Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit dem oben beschriebenen Futter aufgezogen. Der Nachtreiher ist, worauf schon seine großen Augen hindeuten, ein nächtliches Tier, welches den Tag gern verschläft und nur zur Horstzeit auch dann munter sein muß; man hat auf einer einzigen Kopfweide bis 16 Horste gezählt, und auch an einer Kolonie, welche sich 1863 in einem schlesischen Oberwald ansiedelte, wurde dies beobachtet neben der auffallenden Thatsache, daß die Eier sämtlicher Horste unausgebrütet zurückgelassen wurden, woraus die Schlußfolgerung nahelag, daß diese Kolonie nur aus unbemannten Weibchen bestanden hat. Der Nachtreiher läßt sich, seinen geschilderten Eigenschaften entsprechend, leicht schießen, zumal er eben am Tag schläft und, wenn aufgestört, bald wieder einfällt. Sein Wildbret ist wie das andrer R. thranig und nicht genießbar, daher die Jagd nur seinem Kopfschmuck gilt und überhaupt wenig zu bedeuten hat.

Zweite Gattung: Ardea *L.*

Der gerade, kegelförmig zugespitzte Schnabel länger als der Kopf mit scharfen Schneiden; Oberschnabel mit den ritzförmigen Nasenlöchern etwas ausgeschnitten; das kleine Auge steht nahe der Schnabelwurzel; Lider und Zügelpaar nackt. Der gänzlich, aber kurz gefiederte Hals sehr lang und dünn; Unterschenkel mehr als die halbe Lauflänge nackt, grob gefurcht; Innenzehe kürzer als die äußere; Mittelzehe inkl. Nagel um ein Drittel kürzer als der Lauf. Die Bindehaut zwischen der äußern und Mittelzehe reicht bis über das erste Gelenk hinaus, zwischen letzterer und der Innenzehe nur eine Hautfalte. Am Hinterkopf verlängerte Federn. Die Gattung R. (Ardea) im engern Sinn enthält ebenso bekannte wie schöne Vögel, zu welchen besonders die weißen Silberreiher mit ihrem wunderbar schönen Federschmuck zu rechnen sind. Volkstümlich sind sie durch die jahrhundertelang hochgefeierte, mit Falken bewirkte Beize geworden, und in so hohen Ehren die grauen R. damals gehalten wurden, so werden sie neuerdings, wo man der Fischerei so eingehende Sorgfalt widmet, verfolgt und von den Behörden zur Vertilgung verurteilt. Bei den Horsten wird man allerdings ihre Reduzierung meistenteils erreichen können, sonst aber sind die R. so scheue, aufmerksame und leicht beschwingte Vögel, daß sie sich nur schwer ankommen lassen und nur ein gutes Schußgeld den vielfach beschäftigten Berufsjäger zu ihrer Erlegung bestimmen wird.

2) **Grauer R.** (**Ardea cinerea** *L.*, **Ardea major** *Gmel.*, **Ardea cristata** *Br.*; Fischreiher, s. Abbildung). Länge 90—100 cm, Flügel 46—50, Schwanz 15—16, Schnabel 12, Lauf 14—15, Mittelzehe ohne Nagel 8 cm. Oberseite aschgrau, Unterseite weiß, am Vorderhals mit schwarzen Längsflecken. Schnabel weit kürzer als der Lauf; zweite Schwinge die längste; die erste länger als die fünfte. Scheitel blauschwarz wie die langen Federn; in der Mitte mit breitem



Grauer Reiher (Ardea cinerea).

weißen Streifen, mit der weißen Stirn verlaufend. Nacken graurötlich angeflogen. Kopf- und Halsseiten weiß, auf dem Vorderhals schwarze Längsflecke; am Kropf die bekannten reinweißen, lang zugespitzten Federn; Flanken schwarzblau. Oberrücken und Schultern mit silberweißen, lang zugespitzten Federn. Schwingen schwarzblau, Schwanz bläulich-aschgrau. Schnabel und nackte Augen- und Zügelgegend lebhaft gelb, Iris goldgelb. Ständer rötlichbraun. Die schwächern Weibchen sind matter gefärbt, Nackenfedern bedeutend kürzer. Die Jungen haben aschgraue Stirn, dunkeln Ober- und Hinterkopf; ganze Oberseite mehr grauschwarz und nicht so lebhaft wie die der alten Vögel; vor dem Flügelbug weiß gestreifte Federn. Alle verlängerten Federn noch viel kürzer als bei den Alten. Das Weibchen ist überall trüber. Schnabel oberhalb metallbraun, unterhalb gelblich; Ständer dunkelgrau mit grünlichem Anflug. Nackte Zügel- und Augengegend grünlichgelb. Der Fischreiher unterscheidet sich im schreitenden Gang zwar nur wenig von andern Sumpfvögeln, um so mehr aber im Flug, in welchem er den Kopf auf den Kropf legt und vom Laien, welcher die langen Ständer nicht bemerkt, leicht für einen großen Raubvogel gehalten wird. Gewöhnlich schreitet er bedächtigen Schrittes einher und zieht dabei, wie auch im Stehen, den Hals ein; sowie er aber Gefahr bemerkt, der er sich durch Fliegen nicht zu entziehen traut, macht er sich so lang und reckt Hals und Kopf so steil aufwärts, daß der ohnehin schlanke Vogel, dessen volles, loses Federkleid ihn überhaupt viel größer aussehen läßt, als er wirklich ist, für einen hellen Pfahl gehalten und nur vom geübten Auge erkannt wird. Der Fischreiher hat, wie seine Gattungsgenossen, einen ungemein abstoßenden, tückischen Ausdruck in seinem kleinen, stechenden, sehr scharfsichtigen Auge und versteht, lebendig in die Gewalt des Jägers geraten, diesem sowohl als besonders auch dem Hunde durch heftige, nach den Augen gerichtete Schnabelstöße gefährlich zu werden. Im Flug verteidigt er sich auf diese Weise nicht gegen die ihn angreifenden Raubvögel, sondern sucht sie zu übersteigen, nachdem er, wenn sein Kropf gefüllt war, durch Ausspeien von dessen Inhalt sich erleichterte. Diese letztere Bemerkung macht man auch an plötzlich aus ihrer Siesta auf Bäumen aufgestörten Reihern, deren Kröpfen die ausgespieenen Fische wie Flocken entfallen. Ihre kreischende Stimme klingt wie »Krätsch kraitsch!«

Verbreitung, Aufenthalt. Der Fischreiher ist über die ganze Alte Welt verbreitet; wo eben fischreiche stehende oder fließende Gewässer in der Ebene oder in Bergregionen vorhanden sind, wird er nicht fehlen und sie ausbeuten, wenngleich sie meilenweit von seinem Horstplatz entfernt sind, nach der Horstzeit aber aus ihrer Nähe

sich nur wenig entfernen. Wo Fische sind, ist auch sein Aufenthalt, wenn er ihnen beikommen kann; er steht gern an etwas bewachsenen Ufern, versäumt aber nicht, sich freie Umschau zu verschaffen. Der Fischreiher kann natürlich nur an offenen Gewässern überwintern, weßhalb er für den größern Teil unsers Gebiets Zugvogel ist, der im Oktober südwärts zieht, um im März oder April, je nach dem Eintritt des Frühjahrs, wieder einzukehren.

Lebensweise, Horsten. Fische sind sein ausschließlicher Fraß, solange er sie haben kann, daher er nur im Notfall an Sumpftiere, Mäuse, Nestvögel, und was sonst den weiten Schlund passiert, geht. Die Gefräßigkeit des Fischreihers ist über allen Ruhm erhaben, daher auch vice versa seine Thätigkeit hinterwärts, die ihm zugleich, wenn er bis an die Schenkel im Wasser steht, als Köder für die Fische dient, welche den Explosionen gierig nachstreben. Blitzschnell schleudert er mit unfehlbarer Sicherheit seinen Schnabel nach dem nächsten, packt ihn in der Mitte, hebt den Hals auf, dreht den Kopf des Fisches nach dem Schlund und läßt ihn verschwinden und diesem stundenlang so viele nachfolgen, als der geräumige Kropf eben zu fassen vermag. Tiefe Gewässer ohne Vorland oder mit hohen Ufern kann er selbstverständlich nicht schädigen; wo aber die Lokalität günstig ist, watet er tief hinein, stellt sich gegen die Sonne, damit der hinterwärts fallende Schatten die Fische nach seiner Vorderseite drängt, und wartet der kommenden Ereignisse. Welchen Schaden er in zahmen, resp. künstlichen Fischereien anrichtet, z. B. in Karpfenteichen, wird man ermessen, namentlich wenn er Junge zu füttern hat, für die er täglich mehrere Male seinen Kropf füllt, selbst wenn er meilenweit zur Fangstelle zu fliegen hat. Det Fischreiher horstet in Kolonien, so daß oft 6—8 Horste auf einem hohen, starken Baum stehen; im Notfall muß er auch mit Kopfweiden fürlieb nehmen, was er jedoch bei uns nicht nötig hat. Die Horste sind wie die beim Focken beschriebenen erbaut, im April mit 3—4, selten 5 Eiern belegt, welche lebhaft grünlichblau, etwas zugespitzt, 62: 45 mm groß, glanzlos sind und in etwa 25 Tagen ausgebrütet werden. An solcher Reiherkolonie geht es natürlich sehr laut und stürmisch her; die Jungen quietschen und kreischen unablässig nach Futter, welches ihnen die krächzenden Alten im Kropf entgegentragen; krächzend werden die Fische ausgespieen, kreischend entgegengenommen und verschlungen; die herunterstürzenden fallen der Verwesung anheim, aus dem Horst gefallene Junge erleiden dieselbe Wandlung, und denkt man noch an faule zerschlagene Eier, alle diese Stoffe unter den zersetzenden Strahlen der heißen Mai- und Junisonne und durchwühlt von tausend lebensfrohen Maden, so hat man die getreue Staffage mit duftendem Zubehör einer Reiherkolonie. Die Jungen sind nach etwa 5 Wochen flügge.

Mit der Jagd auf den Fischreiher steht es ganz wie mit der auf andres Raubzeug: gelegentliches Anschleichen, Vernichten der Horste und überhaupt energische Benutzung jeder Gelegenheit, ihnen Abbruch zu thun, sind die einzigen Mittel, sie zu vermindern. Was zunächst die Vernichtung der Horste anlangt, so sind folgende Momente zu beachten. Bemerkt man, daß sich R. ansiedeln, und kann man sie wegschießen, so ist ja eine gründliche Abhilfe getroffen; aber das ist in den meisten Fällen viel leichter gesagt, als gethan. Die R. bauen so hoch wie möglich, sehr gern auf ganz glattstämmigen, astreinen Buchen, deren Ersteigen keine Kleinigkeit ist. Will man sie anschleichen, so glückt dies auch nicht sogleich, und demjenigen, der Zeit hat, lediglich der Reiherjagd obzuliegen, kann ich nur raten, dort, wo also solche üble Verhältnisse vorliegen, die R. ruhig ihre Horste bauen, resp. beziehen und die Eier ausbrüten zu lassen. Wenn die Jungen etwa zwei Wochen alt sind, dann rüste man sich zum Zug, bei welchem tüchtige, unerschrockene Kletterer mit Steigeisen nicht fehlen dürfen. Nicht allein kann man alsdann manchen wirksamen Schuß auf die Alten abgeben, sondern die Kletterer steigen auf und werfen alle Jungen und die Horste gänzlich herunter; die erstern werden natürlich sogleich getötet. Nicht allein nehmen die R. diese Handlungsweise fürchterlich übel und verziehen sich alsbald, sondern die

Jahreszeit ist auch schon zu weit vorgerückt, als daß sie eine zweite Brut beginnen könnten, und das ist sehr wesentlich, denn meist versprengen sie sich nach solchem Angriff, und haben sie noch Zeit, dann bauen sich einzelne Pärchen wohl hier und da noch ein und bringen unbemerkt ihre Jungen aus, da natürlich ein einzelner Horst der Aufmerksamkeit mehr entgeht als eine Kolonie. Ein radikaleres Mittel, die R. aus der Gegend zu vertreiben, gibt es sicher nicht, und ich kann bezeugen, daß sie in mein Revier nicht wiederkehrten.

Das **Anschleichen** des Reihers beim Fischen ꝛc. ist sehr schwierig, da er, wie schon erwähnt, überaus scharf sieht und ebenso scheu ist. An Örtlichkeiten, wo die Stellen zum Fischen nicht groß sind, die R. also in der Nähe derselben einfallen müssen, verlohnt es sich schon, wenn anderweitige sichere Deckung fehlt, sich einfache Schirme von Reisern zu bauen und sich hinter ihnen anzusetzen, ehe die R. heranziehen, was sie übrigens ziemlich regelmäßig und pünktlich thun und was man vorher beobachtet haben muß, wenn man nicht stundenlang auf den blauen Dunst hin lauern will. Schrote Nr. 3, auch 4, genügen vollständig, da der R. kein besonders dichtes Gefieder hat; aber man halte stets recht mitten auf den Vogel, weil sein Körper verhältnismäßig nur sehr klein ist und die losen Federn ihn viel größer erscheinen lassen, als er wirklich ist. Daher ist auch ein Kugelschuß oft wirkungslos, obgleich die Federn nur so umherstieben, wenn die Kugel nur durch den Balg fuhr und den Rumpf nicht berührte. Sieht man einen R. im Freien stehen, und hat man einen Gefährten bei sich, so bleibt dieser in solcher Nähe um den R., daß er dessen Aufmerksamkeit fesselt, ohne ihn zum Abstreichen zu nötigen. Der andre sucht den R. nun zu umschleichen, was bei einiger Deckung wohl gelingt, und schießt ihn, oder der erste geht langsam auf den R. zu und treibt ihn dem Gefährten zu, wobei der eine oder der andre zu Schuß kommt.

Ein beliebter Sport ist das sogen. **Reiherschießen am Horste**, d. h. Abschießen der Jungen, wenn sie auf die Ränder der Horste treten, und da diese meist sehr hoch stehen, so muß die Büchse dazu gebraucht werden, was den Reiz der Jagd um so mehr erhöht. Man hat also ein Vogelschießen mit lebendigen Zielen, und wenn die ersten Schüsse krachen, erheben sich die alten R., speien ihre Kröpfe leer, die mit Fraß ankommenden steigen hoch auf und suchen die Fische ihren bedrängten Jungen in die Horste zu werfen, bleiben aber weislich außer Schußweite. Es läßt sich vom rein zwecklichen Standpunkt gegen diese Jagd ja auch nichts sagen, hat aber der Weidmann das »Verkürze ihm die Todesqual!« zu seiner Devise erhoben, was ihn in den Augen jedes fühlenden Menschen nur ehren wird, so läßt er es sich angelegen sein, nach beendigten Schüssen die Horste besteigen und die angeschossenen R. herunterwerfen zu lassen, damit sie getötet werden können. Verfasser hat noch nach zwei Tagen in solchen beschossenen Horsten flügellahme oder an den Ständern zerschossene R. gefunden, in deren Wunden Hunderte von Maden wühlten, die also eines qualvollen Martertods langsam verenden mußten. Hat man keine Kletterer, so schießt man solche Löcher in die Horste, daß die Jungen durchfallen müssen, und bald sieht man auch mit Hilfe eines Feldstechers, ob der Horst leer ist oder nicht. Der angeschossene junge R. sucht nämlich im Horst Schutz und fällt oft nicht herunter. Andre wirklich wirksame Jagdmethoden auf R. gibt es nicht; Tellereisen können nur zufällige Wirkung haben, da der R. fast ausschließlich nur lebende Fische fängt und diese nur schwer zu befestigen sind.

3) **Purpurreiher** (**Ardea purpurea** *L.*, Bergreiher). Länge 1 m, Schwanz 11,4 cm, Schnabel 13,2, Lauf 12, Mittelzehe mit Kralle 13,2 cm. Oberseite dunkel aschgrau, rostfarbig angeflogen, nach unten in diese Färbung übergehend, Scheitel schwarz. Jugendkleid gelb, rötlichbraun, dunkelgrau gefleckt, Bauch trübweiß. Mittelzehe und Schnabel je so lang wie der Tarsus; die vierte Schwinge die längste. Beim alten Vogel ist der Oberkopf schwarz mit grünlichem Anflug, über den Nacken hinunter zwei lange, schmale schwarze Federn; auf der Rückseite des rostroten Halses,

etwa zwei Drittel der ganzen Länge, ein schwarzer Streifen; Kehle weiß, Vorderhals rötlich mit rötlichschwarzen Längsflecken; Federbüschel am Kropf aschblau mit weißen Spitzenflecken; von der Mundspalte unter dem Auge weg nach dem Hinterhaupt eine schmale schwarze Linie und längs den Halsseiten hinunter bis auf den Kropf ein schwarzer Streifen; Brust und Flecken dunkler rostrot als der Hals; untere Schwanzdecken grau mit grünlichem Anflug, die Federn an der Wurzel weiß; Ständer trübbraun, auf den Zehensohlen gelblich. Schnabel hochgelb, nach der Spitze bräunlich, Zügel und Augenlider gelblich, Iris orangegelb. Auf dem Flügelbug ein Büschel verlängerter Federn, hell rostrot mit aschgrauen Spitzen und Säumen, wie die langen, seitlich herabfallenden Rückenfedern und wie die Oberseite überhaupt metallisch glänzend; Schwingen braungrau mit grünem Schimmer, Schwanz dunkel aschgrau wie der Rücken. Das kleinere Weibchen matter gefärbt. Die Jungen haben auf dem Hals gelbrötliche, ins Graue ziehende Färbung mit matterer Fleckung, statt des Streifens auf den Halsseiten eine Fleckenreihe; der ganze Oberkörper lebhaft rostbraun mit hellern Federsäumen und dunkeln Schaftstreifen, Unterseite trüb roströtlich-weiß, Ständer rostbräunlich, Schwingen schwarzgrau, alle verlängerten Federn kürzer, bräunlicher, und überall fehlt der Metallschimmer. Schnabel trübgelb, die schwarze Linie unter dem Auge fehlt. Auf der Brusthöhle gelbe fettige Dunen. Seine Heimat ist Südosteuropa, er findet sich selten in England und Deutschland, häufiger in Holland und Frankreich, dann im westlichen Asien und Nordafrika; in letzterm überwintert er. Er lebt von Fischen und Amphibien. Der Horst, aus dürren Rohrstengeln bestehend, meist vom Wasser umgeben, enthält 3—4 blaß bläulichgraue Eier. Der Purpurreiher nistet meist in Röhrichten zu ebener Erde vereinzelt und schafft sich durch Einknicken der Rohrstengel eine feste Unterlage für den Horst. Ein ebenso gefährlicher Fischräuber wie der graue R. ist er wohl nicht ganz, da sein Aufenthalt in den Sümpfen auf das Verzehren vielen Gewürms schließen läßt. Im übrigen, so auch in der Jagd, ähnelt er dem vorigen gänzlich; bei uns ist er selten und in seiner Heimat wegen seines unzugänglichen Aufenthalts wenig gefährdet, daher auch nicht so scheu, was sich bei wiederholten Nachstellungen aber wohl ändern dürfte.

Dritte Gattung: **Egretta** *Bonap.*

Gefieder weiß, sonst dem vorigen ähnlich.

4) **Großer Silberreiher** (**Egretta alba** *Bonap.*, **Ardea alba** *L.*, **Ardea egretta** *Bchst.*; Edelreiher). Länge 100—111 cm, Lauf 21 cm. Gesamtfärbung silberweiß, auf dem Rücken lange, schöne, fein geschlissene Federn, weit über den Schwanz reichend, Schnabel hochgelb, Zügelgegend grün, Augen gelb, Ständer grünlichbraun, auf dem Kopf keine verlängerten Federn. In der Mauser fehlen den Alten die schönen Rückenfedern, ebenso den Jungen, deren Ständer grünlich, Schnabel schwarzgelblich, nach der Spitze hornfarbig schwarz sind; Iris hellgelb. Seine Heimat ist das südöstliche Europa, Italien, Südfrankreich; vereinzelt kommt er in Deutschland und in der Schweiz vor. Er liebt weite Sümpfe, horstet auf Bäumen und in Röhrichten; seine 3—4 Eier sind wenig von denen des grauen Reihers verschieden, nur meist dunkler, sie messen 60 : 45 mm und werden in 26 Tagen ausgebrütet.

5) **Seidenreiher** (**Egretta garzetta** *Bonap.*, **Ardea garzetta** *Beon.*, **Ardea nivea** *Gmel.*, **Herodias garzetta** *Boie*; kleiner Silberreiher). Länge 58—62 cm, Gefieder glänzend weiß, Schnabel schwarz, kantig; Zügel bläulich, Zehenrücken gelb. Im Nacken 2—3 lange, schmale Federn, die Schmuckfedern auf dem Rücken aufwärts gebogen, Schnabel an der Wurzel bläulich, Iris gelb, Ständer schwarz. Im Jugendkleid fehlen die Schmuckfedern, Zügel hellgrün, Weibchen schwächer. Heimat und Aufenthalt wie der vorige, seine 4 bis 5 Eier messen 45 : 33 mm, sind von glanzloser Schale und grünlichblau.

Diese beiden weißen R. und besonders der große Silberreiher gehören zu den schönsten, imposantesten Vögeln der europäischen Fauna, und auch im Flug, der beim Silberreiher gewandter ist als bei unserm grauen, wird man von der herrlichen Er-

scheinung dieses Vogels gefesselt. Er hat mehrfach in Deutschland gebrütet, unter andern Orten in Schlesien bei Glogau, und im zoologischen Garten zu Berlin hat er glücklich Junge ausgebracht; leider wird ihm aber überall so nachgestellt, daß seine spärlichen Ansiedelungsversuche stets mißglückten. Er ist sehr scheu und war vom Verfasser, der ihn bei den großen Oberüberschwemmungen beobachten konnte, nicht anzukommen; auch in seiner Heimat hat ihn vielfache Nachstellung klug gemacht, der er im Prachtkleid wegen seiner herrlichen Federn ausgesetzt ist, welche als schöner Turbanschmuck sehr gesucht sind. Wo er kann, horstet er zwar auf Bäumen, doch auch im Röhricht, ganz wie es die Verhältnisse erheischen. Der Horst des Seidenreihers ist nicht größer als ein Krähennest; beide R. leben auch von Amphibien und dem Gewürm der Sümpfe, doch nicht in solchen Kolonien wie der graue. Die ungeheuern, schwer zugänglichen Moräste und Rohrwälder der untern Donau bieten diesen Vögeln sichere Asyle, daher sie dort in Menge vorkommen. Besondere Jagd- und Fangmethoden sind nicht bekannt, meist werden sie auf den Nachtständen oder an den Horsten beschlichen und erlegt.

Vierte Gattung: Buphus *Boie.*

Schnabel und Kopf gleichlang, Hals und Ständer kürzer als bei den andern Reihern.

6) **Afrikanischer Schopfreiher** (Buphus bubulcus *Bonap.*, Ardea bubulcus *Sav.*, Ardea russata *Wagl.;* Kuhreiher). Gefieder weiß, auf Scheitel und Kropf zerschlissene rostgelbe Federbüschel, auf dem Rücken rostgelbe verlängerte Federn. Schnabel gelb, Iris schwefelgelb, Ständer orangegelb; den Jungen fehlen vor der ersten Mauser alle verlängerten Federn, Ständer schwärzlich. Afrika ist seine Heimat, er kommt aber oft ins mittlere Europa, selbst nach England. Er lebt von Fischen, mehr noch von Insekten, die er selbst den Büffeln und Hunden absucht, nistet auf Bäumen und legt 3—5 grünlichblaue Eier, die 43:32 mm messen.

7) **Rallenreiher** (Buphus ralloides *Bonap.*, Ardea comata *Pall.*, Ardea ralloides *Scopali*, Ardea castanea *Gmel.;* Schopfreiher, Mähnenreiher). Länge 42 bis 44 cm, Schwanz 9 cm, Schnabel abgerundet, vorherrschend rostgelbes Gefieder. Kopf, Hals und ganzer Rücken rostgelblich, vom Hinterhaupt auf den Nacken hinab ein Büschel langer, lanzettförmiger Federn mit dunkeln Schaftstrichen, die längsten von ihnen weiß mit schwarzen Säumen, die lang geschlissenen Rückenfedern von der Farbe des Rückens. Kehle trübweiß, Hals vorn und an den Seiten gelblichweiß, Brust und ganze Unterseite reinweiß, am Kropf ein Büschel rostgelber verlängerter Federn. Schnabel blauschwarz, an der Spitze tiefschwarz; Wangen mit gelben Längsstrichen, Iris gelb, Zügel grün, Ständer bräunlichfleischfarbig, Flügel und Schwanz weiß. Die Jungen vor der Mauser bräunlichgelb, isabellfarbig mit rostbraunen Längszeichnungen und Flecken. Kehle trübweiß, Schnabel gelb, am untern Drittel schwarz; die verlängerten Federn fehlen. Seine Heimat sind der europäische Süden, Afrika und Asien; er kommt auch häufig in Mitteleuropa und England vor, wo er große Sümpfe mit Wasserflächen vorzieht. Seine Nahrung sind Fische, Amphibien und Insekten; er hält sich gern in Gesellschaft von Schweineherden, deren Brechen ihm manchen guten Bissen verschafft. Er horstet vorzugsweise auf Bäumen in den Seitenästen; in dem fast durchsichtigen Horst findet man 4—5 grünliche, ziemlich rauhschalige Eier, 44:32 mm groß.

Diese beiden R. kommen nur auf dem Durchzug oder, richtiger, als Irrgäste zu uns; sie sind in ihrer Heimat wenig behelligt oder, wie der Kuhreiher, sogar geschätzt, weil sie die Viehherden von den überaus zahlreichen und lästigen Schmarotzern reinigen und daher fast wie Haustiere behandelt werden; auf ihrer Reise durch unser Gebiet verlieren sie jedoch diese Vertrauensseligkeit sehr bald, denn wo sie beobachtet werden, begrüßt man sie sofort mit Pulver und Blei. Man sucht sich ihnen, so gut es gehen will, anzuschleichen, oder der Zufall führt sie uns vor die Flinte.

Fünfte Gattung: Ardeola *Bonap.*

Der kurze Hals stark, auf der Hinterseite nackt, nur durch die langen Seitenfedern bedeckt; der gerade, scharfe, gezähnelte

Schnabel so lang wie der Kopf. Flügel spitz, ebenso der kurze Schwanz. Zwischen der äußern und Mittelzehe eine Bindehaut. Ständer hinten genetzt, sonst geschildet, Kopffedern nicht verlängert.

8) **Zwergreiher** (Ardeola minuta *Bonap.*, Ardea minuta *L.*; kleine Rohrdommel). Länge 36 cm, Schwanz 4,8, Schnabel 4,3, Lauf 4,3, Mittelzehe ohne Nagel 3,7 cm. Der ganze Oberkopf und Oberseite bis auf die Schwanzspitze scharf abgegrenzt schieferschwarz mit stumpfem grünlichen Glanz, Handschwingen glanzlos schwarz. Die Seitenbrustfedern schwarz mit breiten rostgelben Säumen, der ganze übrige Körper und die untere Hälfte der Flügeldeckfedern in einem großen Längsschild und die Armschwingen rostgelb. Kehle trüb gelblichweiß, Schnabel und Iris gelb, Ständer grünlich mit gelben Zehensohlen. Weibchen dem Männchen sehr ähnlich, nur sind die bei letzterm schieferschwarz gefärbten Federn rostbraun. Im Jugendkleid hat er eine schwarzbraune Kopfplatte, Oberseite dunkelbraun mit hellen Säumen, Seitenbrustfedern den Alten ähnlich, nur mit bräunlicherm Ton, Handschwingen und Schwanz dunkelbraun, Kehle trübweiß, Vorderseite rostgelb mit dunkeln Längsstrichen, sonst wie die Alten. Er findet sich in Mittel- und Südosteuropa, wo er auch brütet, lebt auf bewachsenen Wasserflächen, versteckt und heimlich, von Würmern, Insekten und Amphibien, fischt auch, wo er kann. Das Nest findet man meist an schwer erreichbaren Stellen im tiefern Wasser, es enthält 4—6 zierliche weiße Eier ohne Glanz, mit etwas grünlichem Anflug, 32 : 25 mm groß. Die kleine Rohrdommel versteht mit beispielloser Geschicklichkeit an den Rohrstengeln entlang und von einem zum andern zu klettern und verhält sich dabei so still und versteckt, daß sie an manchen Örtlichkeiten gänzlich unbemerkt bleibt, anderseits etwaigen Nachstellungen sehr geschickt zu entgehen weiß. Den Tag verbringt sie meist still und versteckt im Rohr, schläft mit tief eingezogenem Hals und beginnt erst mit einbrechender Dunkelheit ihre Thätigkeit. Ihre Stimme hört man meist nur zur Paarungszeit, sie klingt wie »Bung bung bung!«; wird sie vom Nest getrieben, so ruft sie wie »Keht keht!«, klettert dabei an den Rohrstengeln umher und zeigt viel Liebe zu ihrer Brut, während das Männchen nur in gesicherter Entfernung verweilt. Obgleich gewöhnlich harmlos, sticht und stößt sie herzhaft mit dem spitzen Schnabel nach ihrem Angreifer, weshalb man sich ihr gegenüber vorzusehen hat. Die Jagd auf diesen interessanten Vogel gehört zu den sehr schwierigen und verdrießlichen, weil nichts den gewandten Vogel zum Auffliegen bewegen kann und er, stets im Rohr herumkletternd, dem Auge des Jägers verborgen bleibt. Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte der erfahrene und berühmte Naumann, der sich zwei Stunden hindurch vergeblich bemühte, den kleinen Kletterer aus einem Röhricht zu vertreiben, und unverrichteter Sache abziehen mußte. Im übrigen ist seine Verfolgung auch nicht geboten.

Sechste Gattung: Botaurus *Boie.*

Innenzehe länger als die äußere, Mittelzehe mit Nagel länger als der Lauf, Nägel lang und stark, der sehr starke Hals hinten unbefiedert.

9) **Große Rohrdommel** (Botaurus stellaris *Boie*, Ardea stellaris *L.*; Uprump, Moor- und Wasserochse, Rindsreiher, Rohrbrüller, Erdbull, dickhalsiger Rohrdommelreiher). Länge 66 cm, Schwanz 8,5, Schnabel 7, Lauf 9,1, nackter Teil des Unterschenkels 1,8, Mittelzehe ohne Kralle 8,7 cm. Oberkopf schwarzbraun, heller verlaufend, mit rostbraunen Säumen; Gesamtfärbung lebhaft rostgelb mit dunkelbraunen Längs- und Querzeichnungen; Kinn trübweiß, begrenzt von einem dunkelbraunen, von den Mundwinkeln ausgehenden Streifen, Schnabel grünlichgelb mit dunkelbrauner Firste und tiefer Furche; Schwingen schwarzgrau mit rostroten Bändern, Iris gelb, Ständer gelbgrün, Nägel dunkel hornfarbig, Unterseite etwas heller, Schwanz kurz, aus zwölf weichen Federn bestehend. Am Kropf ein Büschel verlängerter Federn. Weibchen schwächer, in Färbung dem Männchen gleich, Dunenkleid dunkel rostgelb mit langem Flaum, Jugendkleid gelblicher als das der Alten.

Schon die ungewöhnlichen deutschen Namen deuten auf besondere Eigenheiten dieses Vogels hin und täuschen auch keineswegs. Daß die Rohrdommel, wie die andern R., im gewöhnlichen Gang mit etwas erhobenem Hals einherschreitet, bei Gefahren sich wie ein Pfahl auszurecken versteht und in behaglicher Ruhe den Kopf so einzieht, daß ihr Oberkörper vermöge der langen Halsfedern fast Eulengestalt annimmt, ist weniger auffallend, um so mehr dagegen ihre brüllende Stimme, die ihre mit Ochs und Rind zusammengesetzten Namen geschaffen hat. Schon mancher Wanderer ist vor diesen Tönen entsetzt zusammengefahren und hat irgend welches gefährliche Raubtier vermutet. Dieses Gebrüll klingt wie »Uprump!« und ist, in der Nähe gehört, noch von andern Tönen begleitet, so daß der ganze Satz etwa lautet: »Nü-ü-prumb, üprumb-üprumb-bü!« Der berühmte Forscher Graf Wodzicki hat sich das Verdienst erworben, die Entstehungsart dieses Gebrülls durch Beobachtung festzustellen; er beschreibt wie folgt: »Der Künstler stand auf beiden Füßen, den Leib wagerecht gehalten, den Schnabel im Wasser, und das Brummen ging los; das Wasser spritzte immer auf. Nach einigen Noten hörte ich das Naumannsche ‚Uü', und das Männchen erhob den Kopf, schleuderte ihn hinter, steckte den Schnabel sodann schnell ins Wasser, und da erschallte das Brummen, so daß ich erschrak. Dies machte mir klar, daß diejenigen Töne, welche nur im Anfang so laut tönen, hervorgebracht werden, wenn der Vogel das Wasser tief in den Hals genommen hat und mit viel größerer Kraft herausschleudert als sonst. Die Musik ging weiter, er schlug aber den Kopf nicht mehr zurück, und ich hörte auch die lauten Noten nicht mehr. Es scheint also, daß dieser Laut die höchste Steigerung des Balzens ist, und daß er ihn, sobald seine Leidenschaft befriedigt ist, nicht mehr wiederholt. Nach einigen Akkorden hebt er behutsam den Schnabel aus dem Wasser und lauscht, denn wie es mir scheinen will, kann er sich nicht auf das entzückte Weibchen verlassen.« Selbstverständlich klingen diese Töne in stiller Nacht und in den unwirtlichen Brüchern schauerlicher als am Tag, zu welcher Zeit der Künstler sie auch hören läßt. Die Rohrdommel ist im übrigen ein Vogel von keineswegs einnehmenden Eigenschaften; ein arger Räuber kleinern Tieren, auch Vögeln gegenüber, die sie bewältigen und verschlingen kann, ist sie gegen andre unverträglich und greift sie sogleich mit ihrem spitzen Schnabel bei aufgeblähtem Gefieder an, vermag sehr erhebliche Stiche mit ihrem Reiherschnabel zu versetzen und hat überhaupt alle abstoßenden Eigenschaften der R. in höchster Vollkommenheit in sich ausgebildet. In Deutschland ist sie im allgemeinen selten, häufiger in Holland, am häufigsten in den Donaubrüchern, dem Haupttummelplatz so vieler interessanter Vögel. Hauptsächlich hält sie sich zwar in Brüchern und Röhrichten auf, doch auch in großen, einsamen, bruchigen Wiesen, z. B. im Spreewald, sowie in Pommern und Schlesien. Sie frißt außer Fischen besonders alles mögliche Gewürm, auch Blut- und Pferdeegel, Nattern und Mäuse, verschläft den Tag und beginnt mit dem Abend ihr Thun und Treiben. Das Nest steht auf irgend einer Bülte oder auf geknickten Rohrstengeln und ist ein großer, wenig kunstvoller Bau aus dem Material der Umgebung. Ende Mai enthält es 4—5 etwas gestreckte, rebhuhnfarbige, grobschalige Eier, welche 52 : 42 mm groß sind. Das allein brütende Weibchen wird vom Männchen mit Fraß versehen und mit dem Gebrüll unterhalten; nach 21 Tagen fallen die Jungen aus, klettern im Röhricht umher, sowie sie sich aber selbständig fühlen, trennen sie sich, da ihr bissiger Charakter kein Zusammensein möglich oder wünschenswert macht. Im September oder Oktober zieht die Rohrdrommel weg und erscheint im April wieder auf den Brutstätten; wo die Gewässer offen bleiben, also Fraß versprechen, bleibt sie auch über Winter bei uns, ein Beweis zu den vielen andern, daß die Vögel überhaupt nur in dem Gefühl der Notwendigkeit, nicht aus Neigung wandern.

Die Jagd auf diesen merkwürdigen Vogel ist leichter als auf die andern Sumpfreiher, da sich die Jungen von dem Hund eher auftreiben lassen und auch die Alten

wieder einfallen; man muß ihren Aufenthalt aber vorher durch Verhören festgestellt haben, weil eine Suche in den unwegsamen Brüchern ihre Schwierigkeit hat. Den Hund nimmt sie übrigens gern an, so daß er sich vor ihren gefährlichen Schnabelstichen hüten muß. Im allgemeinen ist sie wegen Vertilgung vielen schädlichen Ungeziefers mehr nützlich als schädlich.

Reiherbeize (Reiherbaize), s. v. w. Falkenbeize.

Reiherfalke, s. Falken 2).

Reiherschießen am Horst, s. Reiher (S. 368).

Reiherstand, die Örtlichkeit, wo die Reiher horsten.

Rein sagt man vom Hund, wenn er nicht von einer Kreuzung verschiedenartiger Eltern, sondern von sogen. reiner Rasse abstammt.

Reineke, vielfach beliebter Ausdruck für Fuchs.

Reisjagd (Reisgejägd), ältere Bezeichnung der Niederjagd.

Reißen sagt man von Wölfen und Luchsen, wenn sie ein Wild fangen und töten.

Reißzähne (Fangzähne), die längern, neben den Vorderzähnen hervorstehenden Zähne der Raubtiere, welche zum Festhalten und Reißen des Raubes dienen.

Reizen, verschiedene Raubtiere durch den nachgeahmten Ton andrer Tiere, die sie zu fangen pflegen, anlocken; so den Fuchs durch das Hasen- oder Mäusereizen, auch durch den Klageton eines Rehs; auch soll man die Rammler zur Rammelzeit durch den Ton eines klagenden Hasen reizen können. Wer diese Töne nicht durch die Lippen und mit Hilfe der Hand nachahmen kann, muß sich die dazu angefertigten Lockinstrumente beschaffen.

Relais, bei der Parforcejagd das Abwechseln mit den Pferden und Hunden, indem man frische nimmt, wenn die zuerst gebrauchten ermüdet sind; auch versteht man den Platz darunter, auf welchem diese Ablösung vor sich geht.

Remisen, größere oder kleinere Plätze in Feldern, mit Buschwerk, Dornen, Topinambur 2c. bewachsen, welche dem kleinen Wild zum Schutz dienen sollen, daher, wo sie nicht vorhanden sind, zu diesem Zweck angelegt werden. Sie sind namentlich für Feldhühner (s. d.) ein notwendiges Erfordernis.

Rendezvous (franz., Zusammenkunftsort, Stelldichein), der vorher bezeichnete Platz, an welchem sich die Jagdgesellschaft zu versammeln hat, und welcher daher bei den Einladungen bestimmt anzugeben ist.

Rennen, das Hitzigsein der Füchsin.

Renommist, s. v. w. Kampfläufer.

Repphuhn (Rebhuhn), s. Feldhuhn.

Retour, s. v. w. zurück, ein franz. Wort, dessen sich manche Jäger bei ihren Hunden bedienen. — Retouren bei der Parforcejagd heißen die Gänge, welche der angejagte Hirsch zurückmacht, um die Hunde zu täuschen.

Retter (Schirmer) heißt der Hund von dem Strick (3) Windhunde, welcher die andern Hunde von dem gefangenen Hasen abhält und also das Zerreißen desselben verhindert. Ein solcher ist sehr erwünscht, und da diese Eigenschaft dem Neid entspringt, so sucht man diesen dadurch zu erwecken, daß man einen besonders gut angelegten Hund vor den andern begünstigt, was er sich bald merkt und den Genossen fühlen läßt. Ebenso oft ist aber künstliche Einmischung dieses Triebes nicht nötig, und der stärkste Hund übernimmt diese Rolle von selbst.

Revier, ein bestimmter Jagdbezirk im Wald oder Feld.

Revieren sagt man vom Vorstehhund, wenn er weites Feld nimmt, was man zuläßt oder veranlaßt, sobald man nicht weiß, wo die Hühner liegen, oder ob überhaupt solche in der Umgegend sind.

Revierjäger, ein für ein gewisses Revier angestellter Jäger.

Rheumatismus, s. Hundekrankheiten.

»Richt aus!« rufen manche Jäger dem Schweißhund zu, wenn er auf der Fährte arbeiten soll.

Richten, zu Holz, heißt, einen Hirsch mit dem Leithund zu Holz bestättigen, also feststellen, daß er ins Holz gewechselt ist. — Die Netze und Tücher r. heißt sie stellen.

»Richt her!« ruft man, wenn das Jagdzeug auf die Stellstangen gehoben werden soll.

Richtstatt, der Ort, wo man das Jagdzeug stellt.

Richtwege, s. v. w. Gestelle.

Ricke, das weibliche Reh (s. d.).

Riedschnepfe (Pfuhlschnepfe), s. Schnepfen 8).

Riefen, am Hirschgeweih die Längsfurchen, welche von den eingetrockneten Adern herrühren. Auch die Züge im Büchsenlauf nennt man gelegentlich so.

Riemenfuß, s. v. w. Stelzenläufer.

Riesenalk, s. Alk 1).

Rikoschettieren sagt man von einer abgeschossenen Gewehrkugel, wenn sie abprallt und eine andre Richtung einschlägt.

Rindsreiher (große Rohrdommel), s. Reiher 9).

Ringdrossel, s. Drosseln 6).

Ringe, die konzentrischen, deutlich bezeichneten, voneinander gleichmäßig entfernten Kreise, in welche die Scheibe eingeteilt ist. Beim Ringschießen gelten die meisten Ringe und werden aus dem Einsatz bezahlt.

Ringel, Schwanz des Schwarzwilds

Ringelfalke, **Ringelschwanz** (Kornweih), s. Weihe 3).

Ringelschwanzadler (Steinadler), s. Adler 2).

Ringeltaube, s. Tauben 1).

Ringschießen, s. Ring.

Ringtücher, Tücher, bei denen die Stellleinen durch Ringe, also nicht durch Maschen gezogen werden; die Ringe müssen aber weit genug sein, um auch eine zusammengefügte (geschlitzte) Leine bequem durchzulassen.

Riß, das von Wolf, Luchs oder Fuchs gerissene Wild, resp. dessen Überreste.

Rohr, der Lauf des Gewehrs; in übertragener Bedeutung auch das ganze Gewehr, Feuerrohr 2c.

Rohrbrüller (große Rohrdommel), s. Reiher 9).

Rohrdommel, s. Reiher 8) u. 9).

Röhre, der Zu- oder Abgang zum Fuchs- oder Dachsbau, daher Hauptröhre, Nebenröhre; sie führen zum Kessel.

Rohren (röhren), vom Edelhirsch, s. v. w. schreien.

Rohreule (Sumpfohreule), s. Eulen 6).

Rohrfaden (Faden) wird beim Entenfang der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente angelegt, um sie damit, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können.

Rohrfalke, **Rohrgeier** (Rohrweih), s. Weihe 1).

Rohrhenne, weißblässige (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Rohrhuhn, s. Sumpfhühner 2).

Rohrschnepfe (Stummschnepfe), s. Schnepfen 4).

Rohrvogel, **Rohrweih** (Rohrweih), s. Weihe 1).

Rollen, Rollzeit, das Fortpflanzen, resp. die Fortpflanzungszeit bei Füchsen und Dachsen.

Roller, ein schlechter Kugelschuß, welcher von einer nicht gut aufgesetzten oder zu kleinen Kugel herzurühren pflegt.

Röller, s. v. w. Rehposten.

Rolltuch, bei eingestellten Jagen das Tuch, welches die Kammer vom Lauf trennt. Um es schneller zu handhaben, besteht es aus verschiedenen Teilen, welche auf ein gegebenes Zeichen so auseinander geschoben werden, daß das Wild aus der Kammer auf den Lauf durch diese Lücken getrieben werden kann, welche schnell wieder geschlossen werden, damit das durchgetriebene Wild nicht mehr in die Kammer zurück kann.

Rönne (Stoßgarn, Falkenstoß), ein lose gestelltes Netz, welches den stoßenden Falken durch Herabfallen umwickelt.

Rose, der kranzförmig verdickte oder erweiterte Teil an der Hirschstange, welcher dicht über dem Schädel steht und die abgeworfene am untern Teil abschließt. Dasselbe gilt zwar auch von der Rehbockstange, doch sagt man dafür häufiger und passender Krone. — Beim Auerhahn Bezeichnung der beiden roten warzigen Auswüchse (auch Karunkeln genannt), die, 4—5 cm lang, das obere Augenlid umgeben.

Rosenstock, die Erhabenheit des Stirnbeins, welcher das Geweih, resp. Gehörn entwächst; s. Edelwild.

Rösten, feucht gewordenes Schießpulver durch entsprechende Wärme wieder trocknen. Man thut dies in kleinen Quantitäten, um Unglück zu verhüten, in einem Tiegel und rührt es mehrmals dabei um.

Der Gefährlichkeit wegen thut man freilich besser, solches Pulver ins Wasser zu werfen, wenn seine Quantität einen eben nicht erheblichen Wert darstellt.

Rostweih (Rohrweih), s. Weihe 1).

Rotbläßchen (grünfüßiges Rohrhuhn), s. Sumpfhühner 2).

Rotdrossel (Weindrossel), s. Drosseln 3).

Rötelfalke, s. Falken 9).

Rötelhuhn, **Rötelweih** (Turmfalke), s. Falken 8).

Rotfalken, die nicht edlen Falken, als Turm-, Rötel- und Rotfußfalke; s. Falken.

Rotfußfalke, s. Falken 10).

Rothals, s. Ente 12).

Rothuhn (rotes französisches Feldhuhn), s. Feldhuhn (S. 177).

Rotkopf, s. v. w. Tafelente, s. Ente 10); s. v. w. rotköpfiger Würger, s. Würger 4).

Rotschenkel (Gambettwasserläufer), s. Wasserläufer 3).

Rotte, der passendste Ausdruck für eine Gesellschaft von Wildschweinen; von Wölfen, bei denen dieser Ausdruck auch häufig gebraucht wird, sagt man besser Rudel.

Rotten, von Wildschweinen: sich in eine Rotte zusammenthun.

Rotwild, s. v. w. Edelwild (s. d.).

Ruch (rotschnäbeliger Lappentaucher), s. Taucher 4).

Rücken, 1) der weidmännische Ausdruck für das Wandern der Feldhühner nach einem andern Revier oder einem andern Teil eines Reviers; auch sagt man vom Hasen: er rückt (ins Feld oder zu Holz), wenn er zu Feld oder zu Holz geht. — 2) Das Strafen eines an der Leine geführten Hundes mit heftigem Anziehen der Leine.

Rückfährte, s. Hinfährte.

Rückleine (Ruckleine), die Leine, mit welcher man ein aufgestelltes Netz zuzieht, so z. B. die Dachshaube, wenn der Dachs eingefahren ist.

Rückstrang, wenig geeigneter, daher auch selten gebrauchter Ausdruck für Ziemer, d. h. den Rücken des Hoch- und Rehwilds.

Rückstrich, s. v. w. Widerstrich.

Rüde, ein Hatzhund, der besonders auf Sauen gehetzt wird, daher man am häufigsten von Saurüden spricht.

Rüdehorn, eine Art Hifthorn, welches der Rüdemann zum Herbeirufen und Anfeuern der Rüden gebraucht.

Rudel, eine Gesellschaft von Wölfen; es ist durchaus unrichtig, beim Hochwild von Rudeln zu sprechen, wie es so oft geschieht. Edel- und Damwild steht im Trupp zusammen, das Reh im Sprung, das Schwarzwild in der Rotte.

Rudeln (sich zusammenrudeln) sagt man von den Wölfen, wenn sie sich zu weiten Jagdzügen zusammenthun.

Rüdemann (Rüdemeister), der Führer einer Hatze von Saurüden, der er zu Fuß folgt. Seine Ausrüstung besteht in einem starken Fangmesser, mit welchem er die von den Rüden festgemachten Sauen abfängt; außerdem führt er ein Rüdehorn bei sich und einige Schuß Pulver, welches, verfangenen Hunden eingeschüttet, sie wieder zu Atem bringen soll.

Rüdemeisterei, der Ort, wo die Saurüden unter Aufsicht von einem oder mehreren Rüdemännern eingezwingert sind.

Ruder, die Füße der Schwimmvögel; diejenigen der größern nennen manche auch Latschen (s. Fuß).

Rudern, s. v. w. kollern; wird aber nur vom Birkhahn gesagt.

Ruf, ein Signal, um die Jäger oder Treiber herbeizurufen; dann eine Locke für verschiedenes Wild. Der Hirschruf besteht am besten aus einer großen, am verschlossenen Ende abgesägten Schneckenmuschel; der Feldhühnerruf wird am täuschendsten auf einem durch einen offenen Fingerhut mit Pergamentverschluß gezogenen Pferdehaar nachgeahmt, der Rehruf durch Blatten 2c. (s. die verschiedenen Wildarten).

Rufen sagt man von den Feldhühnern, wenn sie sich zusammenlocken, wenn junges Wild nach der Mutter verlangt, auch wenn der Uhu zur Paarzeit seine Stimme erschallen läßt.

Ruhen (Rasten), die beiden Einschnitte in der Nuß, in welche die Studel eingreift und dadurch das Gewehr in halbe Ruhe versetzt oder schußfertig spannt. Ist die Feder ganz abgespannt, so daß der Hahn auf dem Piston oder Rohr liegt, so ist das Gewehr in ganze Ruhe gestellt; ist es halb gespannt, hat also die Studel in die erste Ruhe eingegriffen, so steht es in

halber Ruhe und kann nur schwer losgehen, so daß es nicht unstatthaft ist, das Gewehr in halber Ruhe bei der Jagd zu tragen, vorausgesetzt, daß die Mündung nach oben getragen wird.

Ruherpel (unrichtig Rurerpel), s. v. w. Mauservogel.

Ruhzeit, die Mauserzeit.

Rupfen, vom Hund, s. v. w. zerren.

Rute, 1) der Schwanz des Hundes und der meisten Raubtiere. — 2) Das männliche Glied des Haarwilds.

Rutsch heißt an manchen Orten der Erpel.

Rutschen sagt man vom Hasen, wenn er langsam und wie auf den Boden sich drückend fortschleicht.

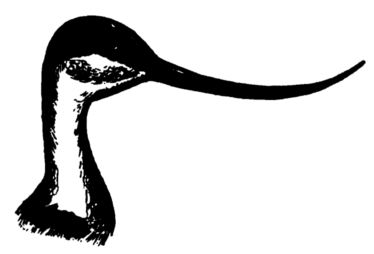
Rüttelfalke, **Rüttelgeier**, **Rüttelweih** (Turmfalke), s. Falken 8).

S.

Saatgans, ringelschnäbelige, s. Gans 2).

Saatkrähe, **Saatrabe** s. Rabenartige Vögel 4).

Säbelschnäbler (Recurvirostra *L.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Schnabel flach, säbelförmig aufwärts gebogen, in eine feine Spitze auslaufend;



Säbelschnäbler (Recurvirostra avocetta).

die Schnabelfurchen reichen etwa bis zur Mitte; Nasenlöcher ritzförmig, nahe der Stirn; die zugespitzte kurze Zunge liegt zwischen zwei an den Innenseiten der Kiefer befindlichen erhabenen Rändern. Die sehr kurze Hinterzehe erreicht den Boden nicht, Vorderzehen bis an die Nägel mit tief bogenförmig ausgeschnittenen Bindehäuten; Schwanz zwölffederig, abgerundet, von den Flügeln überdeckt. Bei uns nur eine Art: der Avosettsäbler (Recurvirostra avocetta *L.*; Verkehrtschnabel, Krummschnabel, schwimmfüßiger S., blaufüßiger Messersäbler, Überschnabel, Hochbein, Schusternagel, Lövogel; s. Abbildung). Länge 36,6 cm, Schwanz 8,5, Schnabel 7,4, Lauf 8,4, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Weiß die Hauptfarbe; der obere Kopf, Nacken, Schultern, kleine und mittlere Flügeldeckfedern und große Schwingen schwarz, so daß zwischen den schwarzen Schultern und Flügeldeckfedern auf dem Flügel ein großes, längliches Feld gebildet wird. Schnabel schwarz, Ständer blaugrün, Iris braun. Weibchen schwächer als Männchen, sonst ihm gleich; bei den Jungen ist das Weiß trüber, das Schwarz bräunlicher, stumpfer mit blassen Federrändern. Der Ostseestrand bildet die Grenze seiner Verbreitung, er liebt Meeresufer, auf den Watten der Nordsee findet man ihn häufig. Zur Zugzeit im Süden verbreitet. Er brütet auf einigen Nordseeinseln, auch in den Sümpfen der Donau. Das oft beinahe frei stehende Nest enthält drei mehr oder weniger zugespitzte, von 53 : 35 bis 46 : 47 mm große Eier, welche auf lehmfarbigem oder grünlichem Grund graue Schalenflecke, darüber schwarzbraune Flecke und Punkte haben. Seine Nahrung besteht aus weichen Tierstoffen, wie Weichtieren, Laich, Krabben, Larven. Infolge seiner Schwimmhäute schwimmt er leicht und gern, wobei er nach Fischlaich und auch wohl kleinen Fischen ausgeht. Der Avosettsäbler ist im Binnenland ein selten gesehener Gast, dessen Heim die Watten, die Sümpfe der Donau, einige Nordseeinseln und ähnliche menschenleere Örtlichkeiten sind, wie sie seine große Scheu beansprucht. Den höhern Norden meidet er. Seine Stimme klingt wie »Gwi gwi gwi!« oder »Püt püt!«, und in der Brütezeit soll

er wie »Tliu tliu tliu!« rufen. Seinen wunderlichen Schnabel schiebt er in den Schlamm oder das Wasser hinein und sucht schnatternd, wie die Ente, seine Nahrung, die ihm infolge seines aufrecht gebogenen Schnabels nicht leicht entgeht. Es werden nicht viele Jäger sich rühmen können, diesen Vogel erlegt zu haben; an der Ostsee, wo ihn Verfasser mehrfach beobachtete und erlegte, gehört er entschieden zu den allerscheuesten Vögeln.

»Sachte, wahre dich!« ruft man dem Vorstehhund zu, wenn man merkt, daß er heftig werden will und voraussichtlich das vor ihm liegende Wild herausstößt.

Sackgarn, ein sackförmiges Garn oder Netz, welches in die Röhre eines Baues gesteckt wird, um den einfahrenden Dachs zu fangen, und, sobald dies geschehen, durch eine Leine etwa wie ein Tabaksbeutel zugezogen wird.

Sackröhre, Röhre in einem Bau, welche mit den andern, auch mit dem Kessel, in keiner Verbindung, sondern für sich allein besteht; überhaupt bezeichnen die mit »Sack« zusammengesetzten Wörter den Mangel an Verbindung mit der Umgebung an dem einen Ende.

Säger (Sägerente, Sägetaucher; Mergus *L.*), Gattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Enten. Der Schnabel ist dünn, lang gestreckt, an der Spitze mit einem rückwärts gekrümmten Haken. Die Zähne an den Rändern beider Kiefern sind rückwärts gerichtet; der Oberkiefer hat eine doppelte Reihe, in deren Zwischenräume die einfache Reihe des Unterkiefers eingreift. Durch ihren flachern Kopf und das harte Gefieder stehen sie zwar den Tauchern nahe, in Gestalt und Ruderbildung aber den Enten näher. Der Außenrand der Innenzehe hat einen schmalen Hautlappen, die Sohle der Hinterzehe einen Wulst.

1) **Großer S.** (Mergus merganser *L.*, Mergus castor *L.*, Mergus rubricapillus *Roth*, Merganser castor *Bonap.*; Ganstaucher, Gänsesäger, Tauchgans, rotköpfige Tauchergans, Stechente, Biberente; s. Abbildung). Länge 70 cm, Schwanz 10,4, Schnabel 6,9, Lauf 4,9 cm. Spiegel weiß. Die Befiederung des Oberschnabels tritt auf der Firste in einer Spitze, an den Seiten in einem Bogen und auf dem Unterschnabel fast noch weiter als am Oberschnabel vor. Am Oberkopf ein Federbusch. Kopf und Oberhals tiefschwarz mit grünlichem Metallschimmer, ebenso der Oberrücken; Unterrücken grau, Bürzel und Bauchseiten schwärzlich gespritzt; Flügel und Armschwingen weiß, von diesen haben die drei vordersten schwarze Außenränder; Handschwingen schwarzgrau. Die ganze Vorderseite rötlichweiß, welche Färbung nach dem Tod in Weiß ausbleicht. Bei der Ente sind Kopf



Großer Säger (Mergus merganser).

und Oberhals rostbraun, und auch sie ist mit einem Federbusch geziert; die ganze Oberseite schiefergrau; Kinn und Kehle weiß, wie auch die Mitte der Vorderseite; an den Hinterseiten etwas grau und schwärzlich gewellt; der weiße Spiegel hat eine verloschene dunklere Querzeichnung. Beim Erpel im Sommerkleid sind Spiegel und Oberseite wie im Prachtkleid, das übrige aber der Ente fast gleich. Iris hellbraun. Schnabel und Ruder hochrot, bei jungen Vögeln mehr gelb. Der Sägetaucher ist ein häufiger Bewohner unsrer bewachsenen Gewässer, kommt auch auf offener See vor und fällt durch seine höchst angenehme Erscheinung selbst dem Laien bald auf, wie auch seine rauhe, weithin tönende, wie »Karr karr!« klingende Stimme die Aufmerksamkeit auf ihn lenkt. Er ist auch im Winter bei uns und hält sich dann auf offenen Stellen der Gewässer auf, nach denen er weit umherstreicht. Zu Ende April legt er sein

Nest bald im Röhricht, zwischen Einsenkungen, bald in hohlen Kopfweiden, selbst, wie die Stockente, in verlassenen Raubvogelhorsten an; die 8—14 Eier sind grünlichgelb, meist gestreckt und 68:45 mm groß. Er brütet bei uns fast ausschließlich im nördlichen Deutschland, besonders in den wasserreichen Gegenden Mecklenburgs, Pommerns und Brandenburgs, lebt von allerlei Wassertieren, welche er unter dem Wasser als geschickter Taucher fängt, und sucht zu diesem Zweck im Winter die aufgehauenen Wunen auf, von welchen er dann weit in das Wasser hineintaucht. Der große S. ist äußerst scheu und vorsichtig, und da er stets nur auf freiem Wasser und tief in demselben liegt, auch bei Gefahren sich förmlich in dasselbe hineindrückt, so ist ihm kaum anzukommen, abgesehen davon, daß er selbst im glücklichen Fall dem Schützen eine sehr geringe Zielfläche bietet. Der Fischerei ist er immerhin nicht ungefährlich, daher seiner Brut nachgestellt wird; das Wildbret ist aber wegen seines thranigen Geschmacks kaum zu gebrauchen; gleichwohl ist er eine Zierde unsrer Gewässer.

2) **Langschnäbeliger S.** (**Mergus serrator** *L.*, **Merganser serrator** *Bonap.*, **Merganser cristatus** *Briss.*; Sägeschnäbler, Seerachen, mittlerer Sägetaucher). Länge 54,5 cm, Schwanz 8, Schnabel 7, Lauf 4,5, Mittelzehe mit Kralle 8,8 cm. Der weiße Spiegel des Erpels hat zwei, derjenige der Ente eine schwarze Querbinde. Die Seitenbefiederung des Oberschnabels tritt mehr als doppelt über die des Unterschnabels hervor. Der Erpel im Prachtkleid ist auf dem Kopf und einem kleinen Teil des Oberhalses tiefschwarz mit etwas Metallschimmer und mit einem Federbusch geziert; auf dem Oberhals ein breiter weißer Ring, Oberrücken und Schultern tiefschwarz, Schwanz grau; die schwarzen Schulterfedern mit weißen Längsstreifen, Flügel weiß, Handschwingen schwarzbraun, Armschwingen weiß mit schwarzen Außenrändern. Unterhals und Kropf roströtlich mit schwarzen Längsflecken; Vorderseite weiß, Tragfedern mit schwarzgrauen Querzeichnungen. Nach der Mauser oder im Sommerkleid ist der Kopf rotbraun, Rücken schiefergrau und die ganze Vorderseite weiß. Ähnlich sieht auch die Ente aus, doch ist ihr Federbusch kleiner und die ganze Färbung bräunlicher. Schnabel fast schwarz, Ruder gelbrot, Iris braun, der Schnabel der Ente gelblich. Die Eier sind 63:44 mm groß und, der Größe dieses Sägetauchers entsprechend, kleiner als die des vorigen, in Farbe aber ganz gleich. In Lebensweise, Nisten, Aufenthalt und Nahrung hat dieser S. mit dem vorigen alles gemein und kommt mindestens ebenso häufig wie dieser bei uns vor.

3) **Kleiner S.** (**Mergus albellus** *L.*, **Mergus asiaticus** *Gmel.*, **Mergulus albellus** *Kaup.*, **Mergus glacialis** *Bruenn.*; weißer S., ungarische Tauchente, Möwenente, Mörchente, Elstertaucher, Wieselentchen, Nonneli, Nonnentaucher). Länge 40,5 cm, Schwanz 6,7, Schnabel 7,8, Lauf 3,1, Innenzehe mit Nagel 4,6 cm. Spiegel schwarz, vorn und hinten mit weißem Saum; Schnabel kürzer als bei den andern. Der Erpel im Prachtkleid hat auf dem Kopf einen weißen Federbusch; ersterer, der Hals und fast die ganze Vorderseite sind hauptsächlich weiß, vom Schnabel bis um das Auge je ein großer schwarzer Fleck, je ein schwarzer Streifen an den Genickseiten herab vereinigt sich spitzwinkelig im Nacken; auf den Kropfseiten je zwei schwarze Querbinden; Oberrücken schwarz, Unterrücken braun, vom Bürzel bis an die Schwanzspitze grau; Schwingen schwarzbraun; Flügeldecken weiß, durch einen schwarzen Streifen voneinander getrennt. Im Sommerkleid ist der Federbusch kürzer; Kopf, Nacken und Hinterhals sind braun; Zügel und Schläfe schwarz, diese mit weißer Strichelung; Kinn, Kehle und Oberhals weiß, auf den Kropfseiten nur je eine schwarze Binde, die Vorderseite weiß, die übrige Färbung düster braun. So sieht auch die Ente aus, deren Federbusch aber nur angedeutet ist, und der die schwarzweißen Federbüschel am Flügelbug fehlen. Das nordöstliche Europa ist die Heimat des kleinen Sägetauchers, von wo er sich nach Asien hinein verbreitet. Brutvogel ist er bei uns zwar nicht, doch auch kein sehr seltener Winter-

gast. Lebens- und Nistweise teilt er mit den vorigen, die Eier sind freilich viel kleiner, nur (6—10 an der Zahl) 47:31 mm groß, und wie die der andern gefärbt. Er taucht und fliegt sehr behende, mischt sich in die Gesellschaft andrer Enten und kommt selten zu Schuß.

Sägeschnäbler } s. Säger 2).
Sägetaucher }

Sakerfalke, s. Falken 3).

Salzlecke (Sulze), eine Mischung aus reinem Lehm und Steinsalz, welche in einem Rahmen von Bohlen hügelförmig aufgeschichtet und dem Hochwild zum Auflecken überlassen wird. Allen Wiederkäuern ist das Salz zur Gesundheit dienlich und besonders im Frühling zur Färbezeit, wo dann das Salz manche Folgen unpassender Äsung im Winter ausgleichen hilft. Salzlecken zur rechten Zeit halten in vielen Fällen das Wild vom Schälen und Verbeißen ab. Den Rehen sind sie weniger Bedürfnis.

Samthühnlein (Wasserralle), s. Ralle 2).

Sanderling, s. Strandläufer 7).

Sandhähnchen (Flußregenpfeifer), s. Regenpfeifer 4).

Sandläufer, s. v. w. Ufersanderling, s. Strandläufer 7); s. v. w. Flußregenpfeifer, s. Regenpfeifer 4); blauer, bunter, gemeiner, grauer S., s. Uferläufer 1); großer, schwarzer S., s. Wasserläufer 2); gefleckter S., s. Wasserläufer 1).

Sandläuferchen, graues (Temmincksstrandläufer), s. Strandläufer 6).

Sandpfeifer (Flußuferläufer), s. Uferläufer 1).

Sandregenpfeifer (Halsbandregenpfeifer), s. Regenpfeifer 2).

Sandschnepfe (Teichwasserläufer), s. Uferläufer 6).

Satz, 1) die Jungen, welche gleichzeitig von einem Muttertier geboren werden, wenn dieses im Jahr mehr als einmal dies thut, wie Hase und Kaninchen. — 2) S. v. w. Balzsatz, ein Teil der Balztöne (Balzarie) des Auerhahns (s. d.).

Satzzeit, s. v. w. Setzzeit.

Saubeller (Saufinder), ein kleiner Hund, welcher Sauen eifrig jagt und stellt, ohne sie anzufassen.

Saue, s. v. w. Schwarzwild oder Wildschwein (s. d.) im allgemeinen. Grobe S., ein starkes, hauendes Wildschwein.

Saufang, Vorrichtung, Wildschweine lebendig zu fangen; s. Wildschwein (S. 497).

Saufinder, s. Saubeller.

Saugarn, s. v. w. Saunetz.

Saugarten, ein umfriedigter Waldteil, in welchem man die Wildschweine interniert, um sich an ihrer Jagd zu erfreuen, ohne daß sie die angrenzenden Felder beschädigen können. Er muß verhältnismäßig groß sein, wenn er einem Jäger Freude machen soll, denn in kleinen Saugärten werden die Sauen so zahm, daß die Jagd auf sie Geschmackssache ist; s. Wildschwein (S. 492).

Saugatter, der Zaun um einen Saugarten oder letzterer selbst.

Säugetiere (Mammalia), Klasse der Tierwelt; sie bringen lebende Junge zur Welt und säugen sie. Folgende Ordnungen enthalten Jagdtiere:

Ordnung der Wiederkäuer: die Hirscharten und Horntiere.
" der Vielhufer: das Wildschwein.
" der Nagetiere: Hase, Kaninchen, Biber, Eichhörnchen, Murmeltier.
" der Raubtiere: die marderartigen Tiere, Hunde und Katzen.

Saugloch, s. v. w. Stinkloch.

Saumleine, die an den Längskanten des Jagdzeugs eingefügte Leine, welche jene vor dem Zerreißen schützt.

Saunetz (Saugarn), ein Netz zum Fangen des Schwarzwilds, braucht nur etwa 2¼ m hoch zu sein, weil dieses nicht wie Hochwild darüber hinwegspringen kann.

Saurüde, ein Hetzhund für Sauen.

Schacker (Wacholderdrossel), s. Drosseln 4).

Schackern, der Ton des Kramtsvogels, nach seinem Ruf »Schack, schack!«

Schäferdickkopf (grauer Würger), s. Würger 2).

Schafgeier (Bartgeier), s. Geier 4).

Schaft am Schießgewehr, der unterste, hölzerne Teil desselben, also Kolben mit Hals und der Teil, in welchem die Rohre liegen und befestigt sind. — S. an der Schweinsfeder oder dem Fang-

eisen, der hölzerne Stiel, an dessen oberm Ende die stählerne Spitze befestigt ist.

Schäften, s. v. w. sprießen.

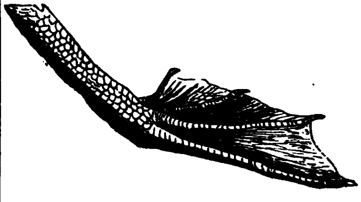
Schalaster, s. v. w. Elster.

Schale, der gespaltene Huf des wiederkäuenden Wildes.

Schar, ein größerer Flug Wildgänse zur Zugzeit.

Scharbe (Halieus *Ill.*, Phalacrocorax *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Ruderfüßler. Schnabel höher als breit, knapp so lang wie der Kopf, Nasenlöcher äußerlich nicht sichtbar, Zügel und Augenkreis nackt, Schwanz 12—14federig, zweite und dritte Schwinge die längsten.

1) **Kormoranscharbe** (Halieus carbo *Ill.*, Pelecanus carbo *L.*, Carbo cormoranus *M.* et *W.*, Halieus cormoranus *Naum.*; Kormoran, Baumscharbe, schwarzer Wasserrabe, Seerabe, Moorser, Bisamvogel, Eisscharbe, Vielfraß, schwarzer Pelikan, Skalver). Länge 87 cm, Schwanz 16,8, Schnabel 7,3, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Auf Kopf mit Hals und der ganzen Vorderseite, vom Unterrücken bis auf die Schwanzspitzen glänzend schwarz mit grünlichem Metallschimmer, auf dem Schwanz ohne diesen. Vom Hinterkopf nach dem Nacken ein Federschopf. Der Mantel (d. h. Oberrücken und Schultern) und obere Flügeldecken graubraun mit schwarzen Schäften und Säumen. Augenkreis, Zügel und die nackte Kehlhaut gelblich; von dieser zieht sich ein großer, runder weißlicher Fleck bis an das Auge, hinter welchem ein halbmondförmiger schwarzer steht. Zur Paarzeit auf Kopf und Halsseiten weiße Dunen, am Hinterleib ein großer weißer Fleck. Der graue Schnabel mit schwarzer Firste, an der Wurzel des Unterkiefers ein gelblicher Fleck. Dem Sommer- und Jugendkleid fehlt der Nackenschopf, an letzterm sind Kehle und Kopfseiten grauweiß, Brust- und Bauchmitte weiß, sonst dem Prachtkleid zwar sehr ähnlich, doch ohne metallischen Glanz. Die Geschlechter sind in der Färbung nicht unterschieden. Wo der Kormoran viel Fraß findet und geduldet wird, siedelt er sich in Kolonien an und war daher früher sehr viel verbreiteter als jetzt; Fischgewässer mit bewachsenen Rändern und angrenzenden Sümpfen liebt er besonders. Der Kormoran lebt fast ausschließlich von Fischen, und wenn die schaffende Hand der Natur zwar auch für die Nahrung ihrer gefräßigen Kinder gesorgt hat und deren Verbrauch wieder ausgleicht, mit andern Worten eine Kormorankolonie auf schroffer Klippe an offener See auf den Fischbestand derselben keinen Einfluß ausübt, so wird einleuchten, daß eine solche an einem geschonten Fischwasser förmlich einem Würgengel gleichkommt; denn gegen den Kormoran ist der immerhin schon bedenkliche Reiher ein Stümper, der Kormoran ist das frappante Abbild des Otters unter den Vögeln, er raubt ja nicht allein die Fische von der Oberfläche weg wie der Reiher, der warten muß, bis sie ihm entgegenschwimmen, bei seinem außerordentlichen Schwimm- u. Tauchvermögen macht er auf sie Jagd, taucht nach ihnen und verfolgt sie unter Wasser einige hundert Fuß weit, da er lange unter demselben aushalten kann. Wenden wir uns von diesen Eigenschaften seiner Gestalt zu, so erblicken wir ein im Fliegen und Gehen wenig gewandtes, im ganzen nichts weniger als ansprechendes Tier mit tückischem Blick, dessen unablässiges Krächzen und Kreischen an den Brutplätzen das Ohr belästigt, und beobachten wir schließlich noch, daß neben diesen Fressern und Raufbolden an Binnengewässern andre Vögel unmöglich werden, was zwar von Reihern und Raubvögeln wenig, von den Enten dagegen sehr zu beklagen ist, so ist durchaus kein Grund zur Schonung oder zur Duldung dieser Vögel vorhanden und der Fischereibesitzer im vollen



Fuß der Kormoranscharbe.

Recht, wenn er mit allen Mitteln gegen diese Banden zu Felde zieht. An offener See stehen die Nester in den Klippen umher, an Binnenwässern meist auf ästigen Bäumen, Baumstümpfen, Kopfweiden ꝛc., auf welchen der Ruderfuß dieses Vogels mit großem Geschick zu haften und umherzuklettern versteht. Im Mai enthalten die ziemlich formlosen, stets schmutzigen Nester 2—3 lang gestreckte, auf bläulichgrüner Grundfarbe stellenweise mit dicker Kalkkruste überzogene Eier, welche 62:39 mm groß sind und in 29—30 Tagen ausgebrütet werden. Nicht selten erfolgen zwei Bruten.

Jagd. Wie bei allen Wildarten sich aus ihrer Naturgeschichte die Art, auf sie zu jagen, ergibt, so auch beim Kormoran, und es liegt daher auf der Hand, daß man ihm an den Brutplätzen mit Erfolg beizukommen hat. Denn der einzelne Vogel ist sehr scheu und liegt auf dem Wasser wie ein Taucher, d. h. sehr tief, so daß nur Kopf und Hals hervorragen und er also sehr wenig Zielfläche bietet; bei dem geringsten Verdacht taucht er sogleich unter und schwimmt unter Wasser weit davon. An den Nestern ihn zu schießen, bedarf weiter keiner Anleitung, besonders wenn man die Jagd abhält, sobald die Jungen stehen, aber sich noch nicht heben können; nicht nur diese bieten dann Gelegenheit zu leichtem Schießen, sondern auch die unter betäubendem Gekrächze umherstreichenden Alten, so daß man eine wahre Metzelei unter ihnen anrichten kann. Daß man sich gelegentlich einem Kormoran anschleichen kann, ist nicht ausgeschlossen; aber stets wird der Schuß auf dem Wasser ein nicht leichter sein. Man soll sie auch mit lebenden Fischen angeln können; Erfahrungen fehlen jedoch darüber. Der Kormoran wird von den Asiaten zum Fischfang benutzt, nachdem man ihm einen Ring um den Hals gelegt, der ihn am Verschlingen der Beute hindert; das ist allerdings auch nur der einzige Schein von Nutzen, den man diesen schädlichen Tieren abgewinnen kann. Außer dieser S. kommen noch die folgenden beiden Arten (s. 2 u. 3), wenn auch nur als seltene Gäste, bei uns vor.

2) **Krähenscharbe** (Halieus gracolus *Ill.*, Pelecanus graculus *L.*; kleiner Kormoran, Wasserkrähe, kurzschwänzige S., grüne S., Haubenscharbe, Schlucker, Skaw). Länge 68 cm, Schwanz 13, Schnabel 6,1, Lauf 5,5 cm. Schnabel länger als der Kopf, gestreckt, von mehr gleichmäßiger Stärke; bei alten Vögeln zwischen der Stirn ein nach vorn gekrümmter Federbusch; sonst dem vorigen sehr ähnlich. Schwanz zwölffederig. Ihre Heimat ist der Norden.

3) **Zwergscharbe** (Halieus pygmaeus *Ill.*, Pelecanus pygmaeus *L.*; kleine S., Zwergkormoran). Länge 51,5 cm, Schwanz 14,5, Schnabel 2,9, Lauf 3,5 cm. Schnabel kürzer als der Kopf, mit nur schwachem Haken; Schwanz lang, zwölffederig. Färbung wie die der vorigen. Heimat: das südliche Europa.

Scharf ist ein Hund, wenn er schnell und kräftig anfaßt, resp. beißt; er jagt s., wenn er dies schnell und anhaltend thut. — Ein Schuß ist s., wenn nicht nur Pulver geladen (blinder Schuß), sondern entsprechende Munition auf die Pulverladung gesetzt ist. Auch nennt man ihn s., wenn er auf entsprechend weite Entfernung tief einschlägt; man sagt dann auch: das Gewehr schießt s.

Schärfen, s. v. w. abschärfen.

Scharfschütze, ein besonders zuverlässiger, sicherer Schütze, namentlich ein solcher, welcher im Kugelschuß besondere Meisterschaft zeigt.

Schaufeln, die Geweihe des Elch- und Damwilds, weil sie sich nach oben hin schaufelartig verbreitern.

Schaufler, ein Elch- oder Damhirsch, dessen Geweih die Schaufelform bereits angenommen hat; vorher war er Spießer, angehender S. ꝛc.

Scheibe, Vorrichtung, sich im Treffen mit dem Kugelgewehr zu üben. Gewöhnlich besteht die S. aus zwölf konzentrischen Ringen, die sich also nach der Mitte verkleinern, und in deren innerstem zwölften der Mittelpunkt ist. Die Scheiben können von Eisen oder Holz sein; oft sieht man sie auf dem Blatt eines großen Hirsch- oder sonstigen Tierbilds angebracht, verbindet auch verschiedene Überraschungen

mit dem Treffen des Zentrums, z. B. das Losgehen eines Schusses, das Brummen eines Löwen, wenn dieser der Gegenstand der Abbildung ist, 2c. Will man das Strichschießen eines Gewehrs besonders erproben, d. h. ob die Kugel genau in der verlängerten geraden Richtung des Rohrs bleibt, so versieht man die S. mit neun senkrechten, etwa zwei Finger breiten Strichen ober- und unterhalb des Zentrums, welches man auch »Spiegel« nennt, und die Kugeln müssen diesen Strich stets treffen; andernfalls muß die Stellung von Visier und Korn zu einander entsprechend geändert werden, weil sie in keiner geraden Linie mit der Seele des Rohrs stehen. Zur Übung im Kugelschießen nach einem beweglichen Ziel dient die sogen. Zugscheibe, d. h. ein Tierbild mit S. auf Rädern, welches langsamer oder schneller hin und her gezogen wird, während der Schütze danach schießt. Das Scheibenschießen dient zwar als sehr gute Gelegenheit, sich einzuüben, verbürgt aber noch keine Sicherheit im guten Treffen auf Wild, weil bei manchen Schützen die Unruhe, das sogen. Hirschfieber, eine gar unliebsame Bedeutung und störende Wirkung hat.

Scheide, die häutige Umhüllung der Rute (des männlichen Gliedes) des Haarwilds; auch die Öffnung des weiblichen Gliedes.

Scheldrak (Brandente), s. Ente 7).

Schelladler, s. Adler 4).

Schellen, das laut hörbare Anschlagen des Oberrückens an die Schalen beim Elch.

Schellenadler, klingender (Schreiadler), s. Adler 3).

Scherengeier (Rauhfußbussard), s. Bussarde 2).

Scherian, s. Kraniche 1).

Scherschnabel, s. Alk 2).

Scherzen, das Spielen des Wildes; dies thun auch die Hirsche gelegentlich aus Übermut, indem sie mit den Geweihen den Boden aufwühlen und weit umherschleudern; man nennt dies beim Edelwild Wimpelschlagen und führte es früher unter den Hirschzeichen auf.

Scheuneneule, kleine, s. Eulen 4).

Schießen, das Losdrücken des gespannten Gewehrs, infolge dessen sich der Schuß entzündet und das Geschoß nach seinem Ziel strebt. Es lassen sich schwer bestimmte Regeln geben, indem zwar jeder wohl s., aber nicht jeder treffen lernt. Mit der Flinte schieße man gewöhnlich nicht über 50 und nicht unter 10—15 Schritt auf kleines Wild, weil im erstern Fall die Wirkung durch Schwächung und Auseinanderfahren der Schrote zu sehr verringert wird, im andern Fall dieselben wie eine Kugel aneinander bleiben und das Wild entweder fehlen oder zerreißen; mit ganz schwachem Schrot und verringerter Pulverladung kann man aber auch auf kleine Singvögel oder Bekassinen 2c. s., im entgegengesetzten Fall durch Verstärkung des Pulvers und mit grobem Schrot auf weitere Entfernung im Notfall s., wobei auch die Qualität der Flinte eine Rolle spielt, was man vorher ausprobiert oder, wie man sagt, die Flinte angeschossen haben muß. Die gewöhnliche Entfernung für einen Kugelschuß auf Wild, sogen. Birschweite, sind 80—100 Schritt, was sich aber auch je nach dem Gewehr und dem Auge sowie der Ruhe des Schützen ändert. Natürlich muß er auf weitere Entfernung etwas über den bezielten Punkt, auf geringere unter denselben halten, weil im erstern die Kugel schon im Sinken, im andern Fall noch im Steigen begriffen ist; der Schütze muß daher den Kernschuß seines Gewehrs kennen, d. h. die Entfernung, bei welcher man gerade auf den bezielten Punkt halten darf, um ihn zu treffen. Kleinen laufenden oder fliegenden Tieren halte man auf die Nase oder Schnabelspitze, wenn sie breit vorüberkommen; spitz von vorn hält man etwas unter die Brust, dem Hasen unter die Läufe, spitz von hinten auf die Oberlinie des Rückens. Großes Wild ist auf das Blatt zu s., worüber bei den einzelnen Arten das Nähere gesagt ist. Nach jedem Schusse sehe man scharf durch das Feuer, andernfalls lernt man nie treffen, weil man den etwaigen Fehler beim Abkommen nicht bemerkt hat, also auch nicht korrigieren kann und man ferner auch nicht sogleich sieht, ob man getroffen, eventuell vom zweiten Rohr Gebrauch zu machen hat. Niemals schieße

man auf ein Wild, welches man vorher nicht ganz genau als das zu schießende erkannt hat, um die schrecklichsten Unglücksfälle verschiedenster Art zu verhüten, z. B. daß man auf eine Pelzmütze, einen Muff schießt in der Meinung, es sei ein Wild, und dabei einen Schützen trifft, der diese Dinge am Leib trägt, oder einen im Treiben herumsuchenden Hund für einen Fuchs ꝛc. schießt. Ruhe, Schnelligkeit, sicheres Auge und feste Hand sind die Bedingungen, ein guter Schütze zu werden.

Schießen lassen, einen Hund, den man kurz an der Leine oder am Hetzriemen führt, durch Verlängerung derselben weiter vorangehen lassen; auch vom Schießpferd sagt man dies, wenn es schneller vorwärts gehen soll und man die Zügel lockert.

Schießgeld, s. Schußgeld.

Schießhütte, s. Luderhütte.

Schießpferd, ein Pferd, von welchem man schießen kann, da es ganz schußrein ist, also durch Schießen nicht zusammenschreckt und, damit es ganz feststeht, sich auf einen gewissen Schenkeldruck streckt; auch kann man neben ihm gehen und über seinen Rücken weg nach dem Wild schießen, wobei es an einem längern Beizügel geführt wird. Vor Jahren waren die Schießpferde sehr viel üblicher als jetzt, wo man sie kaum noch im Gebrauch sieht.

Schießzeit, die Zeit, während welcher der Abschuß verschiedener Wildarten gestattet und vorteilhaft ist, im Gegensatz zur Schonzeit.

Schild, die auf Leinwand gemalte Kuh, hinter welcher man sich auf Gänse, Trappen, Feldhühner, letztere, um sie im Treibzeug zu fangen, anschleicht; meist bleibt der gewünschte Erfolg aus. — S. am Feldhuhn, der braune Fleck auf der Unterbrust, beim Auerhahn die stahlgrüne Brust, bei den Auerhennen der rostrote Brustfleck. — S. am Schwarzwild, s. Geschildet. — Bisweilen wird auch der Fasanenflügel »S.« genannt.

Schildamsel, s. Drosseln 6).

Schildern sagt man vom jungen Federwild, besonders von Hühnern, wenn sie die Federn bekommen.

Schildhuhn, s. v. w. Birkhuhn.

Schildkrähe, s. Rabenartige Vögel 3).

Schilfweih (Rohrweih), s. Weihe 1).

Schirm, s. v. w. Jagdschirm.

Schirmer, s. v. w. Retter.

Schläfereule, s. Eulen 12).

Schlägel, große hölzerne Hämmer, mit welchen man Pfähle, Heftel ꝛc. in den Boden treibt; sind beim Einstellen von Jagen unentbehrlich.

Schlagen, 1) das Ausfüllen einer Salzlecke für das Hochwild. — 2) Das Greifen der Beute durch die Raubvögel. — 3) S. sagt man von Hirschen und Rehböcken, wenn sie mit dem Geweih oder Gehörn die Rinde von Bäumen, besonders jungen, aus Mutwillen oder Zorn abschlagen, wobei sie sich sehr ereifern. — 4) Die Verteidigung der Keiler mit ihren Gewehren. — 5) Der Ton der Büchsenkugel, welchen dieselbe durch den Anprall gegen das Zielobjekt hervorruft. Der Jäger muß sich ganz besonders bemühen, die Kugel s. (oder den »Kugelschlag«) zu hören, um aus dem Ton den Treffer sowie die getroffene Stelle beurteilen zu können.

Schlagfeder, die große, starke Feder im Gewehrschloß, welche die Spannung des Hahns und mithin die Entladung des Schusses vermittelt.

Schlaggarn, ein Garn, welches, meist von einem Bügel eingefaßt, verborgen gelegt wird und plötzlich, im günstigen Moment aufgezogen, über die zu fangenden Vögel fällt. Die Falkeniere bedienten sich ähnlicher Schlaggarne beim Falkenfang aus der Hütte mit dem Würger.

Schlangenadler, s. Adler.

Schlangenfresser, s. Bussarde 1).

Schlappe (Schleppe), bisweilen s. v. w. Geschleppe.

Schlecht bedeutet soviel wie mager; s. bei Leibe oder s. an Wildbret sind die üblichen Ausdrücke. — S. jagdbar, s. v. w. gering jagdbar, s. Jagdbar.

Schlechtfalke, s. Falken 5).

Schlegel, s. v. w. Keule; s. Schlägel.

Schleichen, s. v. w. anschleichen.

Schleichweg, s. v. w. Birschweg.

Schleier heißt bei den Eulen und Weihen der das Gesicht derselben umrahmende charakteristische Kranz feiner Federn, welchen sie bei Tag über die Augen senken.

Schleierauffe, s. Eulen 12).

Schleiereule } s. Eulen 12).
Schleierkauz }

Schleifen (Wetzen), der letzte Satz beim Balzen des Auerhahns.

Schleppe, s. v. w. Geschleppe.

Schleppjagd (Trainjagd), s. Edelwild (S. 100).

Schliefen, vom Dachshund, s. v. w. kriechen.

Schloß am Schießgewehr vermittelt durch Spannung des Hahns, resp. dessen Niederschlagen die Entzündung der Ladung, also das Schießen überhaupt, und ist somit der wichtigste Teil des Gewehrs. Die beiden Hauptkonstruktionen sind das Perkussionsschloß und das Zündnadelschloß. Beim Perkussionsschloß wird durch die Bewegung der Nuß die Schlagfeder zusammengedrückt und in der Ruhe oder Rast festgehalten, durch einen Druck am Abzug wird sie aus der Rast gehoben, dehnt sich aus und schnellt damit den Hahn nieder, welcher durch seinen Schlag auf die Zündmasse die Explosion bewirkt. Beim Zündnadelschloß wird die Spannung durch Zusammenpressen einer Spiralfeder bewirkt, welche mit dem Zündstift oder Schlagbolzen in Verbindung steht. Durch Abdrücken des Abzugs dehnt sich die Spiralfeder aus, schnellt den Stift oder Bolzen gegen, resp. durch die Zündmasse und bewirkt die Explosion. — S. an der Hirschfängerkoppel ist meist eine Metallplatte, an deren Innenseite ein Haken angelötet ist, in welchen die Öse des entgegengesetzten Endes der Koppel eingehakt wird. — S. am Wild liegt an der Vereinigung der beiden Keulen und besteht in einem weißen, rundlichen Knorpel.

Schloßtritt, ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches, welches er macht, wenn er sich aus dem Bett erhebt.

Schlucker, s. Scharbe 2).

Schlumpschütze, ein Schütze, der nur aus blindem Zufall etwas trifft; Schlumpschuß, ein zufällig treffender Schuß.

Schmälen sagt man vom Reh, wenn es erschreckt Töne ausstößt, was es immer nur thut, wenn es den ihm bedenklich scheinenden Gegenstand nicht genau erkannt hat; andernfalls flüchtet es still davon. Durch dieses S. alarmiert es natürlich das ganze Wild der Nachbarschaft zum Verdruß des Jägers; s. Reh.

Schmalreh, das weibliche Reh vom Jahresanfang nach seiner Geburt, bis es zum erstenmal gebrunftet hat.

Schmalspießer, s. Knopfspießer.

Schmaltier, ein weibliches Stück Edelwild vom letzten Tag des Geburtsjahrs an, bis es zum erstenmal gebrunftet hat.

Schmalzröhre, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für Stinkloch.

Schmecker, wenig gebräuchlicher Ausdruck für die Zunge des Hoch- und Rehwilds; man sagt Lecker.

Schmeißen, bei den Raubvögeln das Ausspritzen ihres Kots.

Schmerl, s. Falken 6) u. 7).

Schmierlein, s. Falken 7).

Schmutzgeier, s. Geier 3).

Schnalle (Tasche, Nuß), das weibliche Glied der vierfüßigen Raubtiere.

Schnalzen, s. v. w. knappen.

Schnappscheibe, eine Nebenscheibe zum Probieren der Gewehre.

Schnapptuch, ein Tuch, mit welchem man das Wild in den Kammern nach Stärke, Art oder Geschlecht sondert; die Schnapptücher, gewöhnliche Tücher, sind an besonders starken Stellstangen befestigt, an deren Oberseite Winden sind, vermittelst deren die Schnapptücher schnell aufgezogen und niedergelassen werden können, wenn die gewünschten Stücke durchgedrängt worden sind.

Schnarchkauz, s. Eulen 12).

Schnärre (Schnarre), s. Drosseln 1).

Schnarrendart }
Schnarrwachtel } s. Ralle 1).
Schnärz }

Schneeaar, s. Bussarde 2).

Schneedohle, s. Alpenkrähe 2).

Schneeeule, s. Eulen 1).

Schneegeier, s. Bussarde 2).

Schneehuhn (Lagopus), Ordnung der Hühner, Familie der Waldhühner. Ständer und Zehen auf Ober- und Unterseite mit haarartigen Federn dicht besetzt. Die dritte Schwinge die längste.

1) **Moorschneehuhn** (Lagopus albus *Bonap.*, Tetrao lagopus *L.*; Thalschneehuhn). Länge des Hahns 40 cm. Schnabel an der Spitze abgeflacht; Winterkleid

weiß, ohne schwarze Zügel; die vier mittlern Spielfedern weiß, die übrigen tiefschwarz mit weißen Kanten und Wurzeln. Sommerkleid braunrot mit dunkeln Querbinden; Handschwingen weiß mit feinen schwarzen Säumen. Die Hennen sind gelblicher, die Handschwingen grau. Das Sommerkleid verfärbt sich bis zum November in das weiße Winterkleid. Das Moorschneehuhn ist über den ganzen Norden der Alten und Neuen Welt verbreitet. Im Winter äst es fast ausschließlich Birken- und Weidenknospen, im Sommer Blätter, Beeren, Körner und Insekten. Im März beginnt die Balzzeit, wonach die Moorschneehühner paarweise beisammenbleiben. Die Henne legt bis 14 Eier, welche 46:32 mm groß, auf gelblichem Grunde dunkelbraun gefleckt und punktiert sind. — Jagd. Solange die Hühner nicht ganz ausgewachsen sind, halten sie den Hund wohl aus; haben sie sich aber schon zu großen, oft nach Tausenden zählenden, Ketten vereinigt, so werden sie mit Schlingen und Netzen gefangen, auch wohl im Schnee von den mit Schneeschuhen versehenen Jägern erlegt.

2) **Alpenschneehuhn** (Lagopus alpinus *Vieill.*, Tetrao alpinus *Nilss.*, Lagopus mutus *Leach*). Schnabel an der Spitze seitlich zugespitzt; Winterkleid weiß, beim Hahn mit schwarzem Zügel bis hinter das Auge. Im Sommerkleid braun mit starken dunkeln Wellenzeichnungen, die Handschwingen meist ohne schwarze Säume, ebenso Unterbrust, Bauch und Steiß; Spielfedern dunkel, die mittlern mit schmalen weißen Kanten. Die Henne hat die Färbung des Hahns, nur ist sie im Sommerkleid etwas blässer, gelblicher. Das Alpenschneehuhn bewohnt die ganze Alpenkette, die schottischen, isländischen, skandinavischen und sibirischen Gebirge und zwar auf den höchsten Regionen, nahe dem ewigen Schnee und Eis. Die Balz trifft in April und Mai; Eier und Brütezeit von 22—24 Tagen wie bei dem Moorschneehuhn. Das Alpenschneehuhn ist infolge seines einsamen Lebens wenig scheu und hält den Jäger gut aus, zuletzt freilich wird es gewitzter; es wird in großen Mengen mit dem vorigen zusammen gefangen.

3) **Schottisches S.** (Lagopus scoticus *Vieill.*) ist dem Moorschneehuhn im ganzen sehr ähnlich, wird aber im Winter niemals ganz weiß. Es kommt nur in den hochschottischen Mooren und in Hochlagen Englands und Irlands vor.

Schneekauz (Schneeeule), s. Eulen 1).

Schneider, ein junger Edelhirsch von sechs Enden.

Schneisen, s. v. w. Gestelle.

Schneisvögel (Schneußvögel), die sich in Dohnen fangenden Vögel, meist Drosseln.

Schneller, Abzug am Gewehrschloß.

Schnellstange, der Teil am Schwanenhals, welcher das Schloß in seiner Spannung erhält, wenn der Schnellstift darauf drückt.

Schnepfe, graue, s. Strandläufer 2).

Schnepfe, krummschnäbelige (großer Brachvogel), s. Brachvogel 1).

Schnepfen (schnepfenartige Vögel, Scolopacidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Der Schnabel meist länger als der Kopf, biegsam, mit teils weicher und stumpfer, teils harter und zugespitzter Spitze; die schmalen Flügel rundlich zugespitzt, der Schwanz kurz. Die Läufe entweder ganz getäfelt oder vorn und hinten genetzt; in den meisten Fällen vier Zehen.

Erste Gattung: Scolopax *Gray*.

Schnabel gerade, meist fast von doppelter Kopfeslänge und länger als der Lauf. Oberschnabel gegen die Spitze abwärts verdickt und alsdann nicht hohl, nur an den Rändern geschlossen; Ohröffnung etwas unter und vor dem Auge, welches sehr weit nach hinten steht; Vorderzehen ohne Bindehaut; Schienbein bis ans Fersengelenk befiedert; an der Hinterzehe ein kurzer Nagel.

1) **Waldschnepfe** (Scolopax rusticula *L.*, Scolopax pinetorum, silvestris *L.*, *Brehm*, rusticola vulgaris *Vieill.*; Berg-, Dorn-, Holzschnepfe, Eulenkopf, Spitzkopf, Blaufuß, Steinschnepfe, Schneppe; s. Abbildung). Weidmännische Ausdrücke. Kämpfen die Männchen beim Verfolgen eines Weibchens während des Strichs, so stechen sie aufeinander; lassen sich die S. nieder, so fallen sie ein und liegen alsdann auf dieser Stelle.

Sucht die Schnepfe mit ihrem langen Schnabel im Erdboden nach Würmern, so sticht oder wurmt sie. Im Frühjahr streicht sie auf dem Abend- und Morgenzug umher, welche Zeit der Schnepfenstrich oder Schnepfenzug heißt; im Herbst zieht sie still durch. Ihre Spur auf dem Erdboden heißt das Geläuf.

Beschreibung. Folgende Maße sind die annähernden: Länge 29 cm, Schwanz 9, Schnabel 5, Lauf 4, Mittelzehe mit Nagel 4,2 cm. Wem nicht viele S. in die Hände



Waldschnepfe (Scolopax rusticula).

fallen und zu Beobachtungen keine Anregung wird, der wird diese Langschnäbel in der Färbung meist für untereinander gleich halten, in der Größe aber Unterschiede bemerken. Und doch sind sie auch in der Färbung abweichend, welche im allgemeinen folgendermaßen aussieht: Vorderkopf gelbgrau mit schwarzen Querbändern, wie auch der rostrote Hinterkopf; ein rotbrauner Streifen vom Schnabel bis zum Auge. Die rostbraune, bald rötlicher, bald gelblicher schattierende Oberseite braunschwarz gefleckt, manchmal gebändert; Flügeldecken am obern Rand lebhaft rostrot, in der Mitte gelblicher; Schwingen mattschwarz mit dreieckigen rötlichen Randflecken, die hintern dunkelbraun, heller gesäumt. Obere Schwanzdecken rostbraun mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Die schwarzen Schwanzfedern mit schräg stehenden Rostflecken und einfarbigen Innenfahnen mit weißen Spitzen. Kehle grauweiß, unter ihr beiderseitig ein grauroter Fleck; Kopfseiten gelblich, dunkel getüpfelt. Unterseite graugelblich, gelblicher oder weißlicher mit braunschwarzen Wellen; auf den untern Schwanzdecken dunkle Schaftstriche und Pfeilflecke. Schnabel an der Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau und dunkler nach der Spitze. Das fast schwarze, große Auge auffallend glänzend. Die Ständer junger und alter S. gelblich, die der etwa ein- bis zweijährigen bläulich; im höhern Alter werden sie trübbräunlich. Bald ist die Gesamtfärbung mehr lebhaft rötlich, bald mehr mattbräunlich, ohne daß sich bestimmte Unterschiede der vielen Übergänge wegen feststellen lassen. Vor der ersten Handschwinge befindet sich das kleine, harte sogen. Schnepfenfederchen. Die kleinern Exemplare pflegt man Dornschnepfen, die größern Eulenköpfe zu nennen; zwischen ihnen sind so viele Größenklassen, daß man oft nicht weiß, ob man das vorliegende Exemplar der ersten oder zweiten Klasse zuzählen soll, und daher wohlthut, von einer Spaltung der Schnepfe in verschiedene Arten abzusehen; selbst die Geschlechter lassen sich nur durch anatomische Untersuchung feststellen. Auch die Annahme, daß die Dornschnepfe zuerst und die Eulenköpfe später durchzögen, stimmt nicht. Wer sich über diese Kontroversen eingehend instruieren will, möge das wertvolle Werk von Jul. Hoffmann: »Die Waldschnepfe« nachlesen; auch wird er in des Verfassers »Weidwerk« Auskunft finden. Die Gestalt der Schnepfe ist auffallend, aber zu wenig ebenmäßig, um für schön angesprochen werden zu können; die kurzen Ständer wollen nicht recht zu dem langen Schnabel passen, und das Auge steht ungewöhnlich weit nach hinten; auch der kurze Schwanz ist kein schöner Abschluß dieses Vogelkörpers. Zwar geht die Schnepfe im ruhigen Schritt nicht gerade unbeholfen; bedächtig drückt sie hier und da ihren Schnabel in den Boden, um nach Regenwürmern zu fahnden, sowie sie aber aufgescheucht zu laufen beginnt, zeigt sich das mangelnde Ebenmaß ihrer

Glieder in einem so watschelnden, fast taumelnden Lauf, daß sie sehr bald die Flügel zu Hilfe nehmen muß. In der Flucht reckt sie Hals und Schnabel weit geradeaus, im bedächtigen Gang liegt letzterer meist auf dem Kropf. Erhebt sich die Schnepfe freiwillig vom Boden, so geschieht dies ziemlich leicht und umstandslos; wird sie aber z. B. vom Hunde dazu gedrängt, so geschieht es mit hörbarem Flügelklatschen, ähnlich dem Ton, wenn ein Hühnerhund seine Behänge schüttelt, und in großer, doch vollständig berechneter Hast, denn keineswegs nur zufällig weiß sie sehr bald einen schützenden Stamm zwischen sich und den Jäger zu bringen, hinter welchem sie schnell aufsteigt und nach einigen Wendungen sehr bald verschwunden ist. Sowie sie freie Flugbahn erreicht hat, streicht sie sehr schnell dahin, wie jeder Jäger weiß oder bald lernt, wenn er an einem kalten, windigen Abend die sogen. kleine Dornschnepfe wie vom Wind gefegt ankommen sieht. Daß sie aber dabei an einen Falken erinnere, wie ihre Liebhaber versichern, ist nicht richtig; sie kommt, vom Wind getrieben, wie ein flatterndes Blatt, nicht wie der reißend schnell dahinstürmende Falke, der sich zwar auch vom Winde treiben läßt, ihn aber dabei beherrscht. Im Notfall schwimmt die Waldschnepfe wie die meisten Sumpfvögel. Die Stimme der Schnepfe ist jedem Jägerohr tief eingeprägt; selbst der alte Hühnerhund, der neben seinem anstehenden Herrn sitzt, kennt sie genau und wendet schon den Kopf nach ihr, ehe der Herr den Ton vernahm, und der junge Jäger prägt ihn sich gewiß bald tief ein. Es sind auf dem Strich dreierlei Töne zu unterscheiden: zunächst das sogen. **Puitzen**, welches man, wenn sich zwei S. treiben, meist von der hintern hört, und das etwa wie »Pswst-pswst!« klingt, täuschend ähnlich dem Ton, welchen die weiße Bachstelze im Flug so häufig hören läßt; alsdann das sogen. **Murksen**, welches man meist von den Eulenköpfen hört, und das wie ein tiefes »Kworrkworr!« klingt; endlich wie »Switswitswit!« klingende Töne, welche die aufeinander stechenden, d. h. um die Weibchen kämpfenden, Männchen ausstoßen. Steht die Schnepfe an oder unter ihrem roten Farnbusch, oder hat sie sich gelagert, und verhält sie sich ganz still, so gleitet sogar manches geübte und scharfe Jägerauge von ihr ab, wenn nicht etwa die großen, glänzenden Augen zum Verräter werden.

Verbreitung, Aufenthalt. Die Verbreitung der Waldschnepfe ist groß. Die Südgrenze ihrer Brütezone liegt in Europa zwischen dem 45. und 46. Breitengrad. Sie nistet von den Alpen nordwärts zerstreut umher, wo die Örtlichkeit ihr zusagt, doch mehr nach Osten als Westen hin, und viele Gegenden Bayerns, Würtembergs, Badens, der Schwarzwald und angrenzende Gebiete, ferner die pommersche Küste, die des Kurischen Haffs, West- und Ostpreußen, Schlesien, Polen, besonders auch die Karpathen sind ihre Brutplätze; noch ausgedehnter ist sie in Skandinavien, Rußland und dem angrenzenden Asien verbreitet. Sie verlangt unbedingt feuchte, humose Holzungen, wo sie die unter der Oberschicht liegenden Würmer erfassen und das Laubwerk nach ihnen untersuchen kann, daher sie weder im trocknen Sand noch an mit Moos überzogenen Stellen vorkommt, wenn sie nicht etwa solche Stellen zu augenblicklichen Ruheplätzen ausersehen hat. Auch darf der Boden nicht kahl, muß vielmehr mit Unterwuchs, als Dornen, Wacholder- und andern Büschen und besonders Farngruppen, bedeckt sein, unter denen sie geschützt und ungestört ihrem Geschäft nachgehen kann. Ob der Bestand Laub- oder Nadelholz enthält, ist ihr gleichviel; doch liebt sie nicht sehr hoch und dicht aufgewachsene Holzwüchse, die ihr beim schnellen Aufsteigen hinderlich sind, daher ihr recht verwilderte und verbuschte Mittel- und Niederwälder besonders angenehm sind. Das Innere großer Waldmassen ist ihr weniger sympathisch als Feld- und Randhölzer, von denen aus sie gegen Abend nicht allzuweit nach Wiesen und frischen Weiden zu fliegen hat.

Lebensweise, Balzen. Wer kennt die Schnepfensonntage aus dem Kalender nicht? Mit welchem Interesse harrt ihrer der Jäger nach längerer Waffenruhe, und wie oft täuschen sie ihn, da sie bekanntlich bald früh, bald spät treffen, der Lang-

schnabel sich aber nach der Witterung richtet und nicht nach dem Kalender; da sind sie:

Invokavit . . .	Nimm den Hund mit!
Reminiscere . .	Das Gewehr in die Höh!
Okuli . .	Da kommen sie!
Lätare	Ist das Wahre!
Judika	Sind auch noch da!
Palmarum . . .	Lirum-larum!
Osterzeit	Wenig Beut!
Quasimodogeniti.	Hahn in Ruh, nun brüten sie!

Selbstverständlich spielen auch die Breitengrade eine nicht zu verkennende Rolle, so daß, wenn die rheinischen und süddeutschen Jäger schon lustig im Geschäft sind, die an der pommerschen Küste oder in Ost- und Westpreußen noch manchen Tag vergeblich nach ihnen ausschauen; für die letztern Gegenden ist meist die zweite Hälfte des Aprils das richtige »Lätare«. Manche Schnepfe bleibt wohl oder übel bei uns über Winter, streicht alsdann sehr früh umher und alarmiert den unerfahrenen Jäger; das ist aber noch keine Zugschnepfe, sondern eine Lagerschnepfe, denn erst, wenn Süd- und Südwestwinde manche Nacht hohl gebraust und warme Regenschauer mit sich gebracht haben, darf man die Zugschnepfe erwarten, die alsdann auch nicht auf sich warten lassen wird. Während des Tags liegt die Schnepfe meist still und versteckt, teils wegen ihrer vielen Feinde, teils aus Müdigkeit von der langen Reise; wenn aber der erste Abendstern erglüht und die Drossel mit ihrem Sang aufhört und schläfrig wird, da erhebt sie sich und geht eilig ihrem Geschäft nach. Wie sie sich dabei benimmt, hängt sehr vom Wetter ab; ist der Abend warm und still, oder fällt gar ein schwacher warmer Regen, dann streift sie langsam und behaglich einher, puitzt und murkst, daß man sie schon von weitem hört; die Männchen sind dann laut hinter den Weibchen her, stechen munter aufeinander los, und man sieht ihnen die Frühlingsfreude an; wehen aber kalte, nasse Ostwinde, so daß es den Jäger am Rücken hinunterschauert, dann kommt sie meist still und sehr eilig, dann hat sie keine Lust am Scherzen, sondern eilt nach den Äsungsplätzen, um lediglich ihrem materiellen Trieb zu genügen. Sehr interessant ist die Beobachtung, wie die Waldschnepfe den langen widerstrebenden Regenwurm aus seiner Behausung entführt. Das letzte Drittel des Oberschnabels ist nämlich fingerartig beweglich; wo nun die Schnepfe Regenwürmer vermutet, stößt sie ihren Schnabel nicht tief ein, aber bald hier, bald da und beobachtet scharf etwaige Bewegung des Bodens; sowie diese eintritt, sticht sie den Schnabel tief ein, faßt den Regenwurm nach und nach höher in den Schnabel, und hat sie ihn sicher, so lockert sie mit dem Oberschnabel den Boden um ihn her, um ihn unzerrissen herauszuziehen, oder sie tastet auch wohl mit der beweglichen Schnabelspitze im Boden umher, bis sie einen fühlt und erfaßt. Oft bedarf sie so großer Kraftanstrengung, daß sie bei der Exekution auf den Steiß fällt, dann schlägt sie den sich windenden Wurm mit einigen Stößen in zwei Teile und verschlingt ihn behaglich und so viele hintereinander, daß sie vor überfülltem Kropfe fast bewegungslos verharrt. Außer Regenwürmern dienen ihr allerlei Insekten, Gewürm, Schnecken und ähnliche Tiere zur Nahrung.

Die in Deutschland brütenden S. machen gegen Ende des Aprils dazu Anstalt; das Nest ist eine einfache, mit dürrem Laub und Gras ausgelegte Vertiefung und enthält stets nur vier Eier als vollständiges Gelege, welche auf gelbgrauem Grund aschgraue, dann violettgraue und obenauf große und kleine gelblichbraune, klare und verschwommene Flecke haben, am untern Ende zugespitzt, von bauchiger Form und sehr feiner Schale sind, damit das weichschnäbelige Schnepfchen heraus kann, und in etwa 17 Tagen ausgebrütet werden. Ihr Maß ist etwa 45:33 mm. Die Dunenjungen haben gelbliche Farbe, auf dem Vorderkopf und vor dem Auge einen rostfarbigen Streifen, auf dem Hinterkopf rostbräunliche Querflecke, auf dem Oberkörper solche Längsflecke und sind auf der Unterseite ungefleckt. Die Mutter führt die kleine Gesellschaft sehr bald in sichern Schutz, leitet sie zur Äsung an und trägt sie im Notfall fliegend weg.

Jagd.

Kaum eine Jagd erfreut das Jägerherz so wie die auf die Schnepfe. Seit Wochen

war die Jagd geschlossen, nur verein-
zelte Fuchstreiben wurden abgehalten; die
Schnepfenjagd läutet gewissermaßen die
neue Jagdperiode ein, und der Leib und
Seele erquickende Frühling mit dem Gesang
der gefiederten Waldbewohner läßt so man-
ches Ungemach vom Winter her vergessen.

Die beliebteste und geübteste Jagd ist
der Anstand. Ihm eilt der Lehrling zu,
der die grüne Tracht soeben erst ange-
legt hat; er treibt den Veteran heraus,
dem die Glieder für die Strapazen der
Jagd sonst schon versagen, und der Stadt-
jäger füllt sich die Patronentasche mit
Munition, aber auch die Flasche und eilt
hinaus, um nachher im Wirtshaus von
seinen Erlebnissen langes Garn zu spin-
nen, wobei man es natürlich ganz un-
glaublich finden muß, daß er ohne Beute
heimkehrte, es sei denn, daß der vertraute
Wildhändler vermöge eines möglichst fri-
schen Exemplars Rat schaffte, in welchem
Fall der Stammtisch über die Schwierig-
keiten, mit welchen die Beute errungen
wurde, staunen muß. Oft ist es ebenso leicht
gesagt wie gethan, das Wandeln auf den
Schnepfenanstand, oft aber auch ist es Man-
neswerk, wenn die einzige voraussichtlich
lohnende Gelegenheit eine oder gar zwei
Stunden Entfernung mit obligatem Berg-
steigen mit sich bringt, man vom Schweiß
durchnäßt die kurze Zeit des Strichs auf
zugiger Höhe zu stehen hat, um mit oder
ohne Erfolg im Finstern den langen Heim-
weg anzutreten; man erkennt an solchen
Umständen die Temperatur im Jägerblut.
Auf den Anstand kann man nur im Früh-
ling gehen, weil die Schnepfe im Herbst
nicht streicht, und zwar kann man sowohl
des Morgens als des Abends gehen. Im
erstern Fall muß man mit Dämmerung-
grauen auf dem Stand sein, da die Schnepfe
sehr früh und meist, wenn es zum Treffen
noch zu finster ist, streicht, daher der Morgen-
anstand wenig zu empfehlen ist, indessen
den Jäger orientiert, wo er am Tag mit
Erfolg die S. zu suchen haben wird. Wo
man am Tag mit dem Hund gesucht und
S. geschossen hat, kann man sich am Abend
kaum anstellen wollen, denn nur der Zu-
fall wird dort S. streichen lassen, wenn
solche anderwärts her dorthin vertrieben
waren. Wo man sich anstellt, sagt die
Örtlichkeit, wenn man die Lebensweise
der Schnepfe kennt, und es sei hier noch
bemerkt, daß sie am hohen Holz gern ent-
lang zieht; am Rand solcher Hölzer, wo
man annehmen kann, daß S. liegen, oder
auf freien Plätzen in ihrem Innern, an
breiten Wegen und Gestellen und deren
Kreuzungspunkten, an Wiesenrändern, da
versuche man sein Heil, und man wird ja
bald merken, ob man richtig steht, oder
ob andre Punkte besuchter sind; lehren
kann man dies im Buch nicht. Es ist selbst-
verständlich, daß man auf gänzlich freien
Schießraum zu achten hat, da man nie
weiß, von wo die Schnepfe kommen wird;
hat man aber den Stand schon öfter inne-
gehabt, so wird man die Bemerkung ma-
chen, daß eine Schnepfe meist aus dersel-
ben Richtung kommt wie die andre; ist
die Schnepfe unbeschossen oder auch gefehlt
vorübergestrichen, so wird sie im erstern
Fall nach etwa 10—15 Minuten wahr-
scheinlich zurückkehren, im letztern nur
gelegentlich, denn sie streicht, wenn sie
überhaupt Lust dazu zeigt, einen gewissen
Bezirk ab und erst dann nach der Äsung;
ist aber der Abend windig und kalt, dann
kehrt sie schwerlich zurück, indem sie von
ihrem Lager direkt nach ihrem Äsungs-
platz hinstreicht und sich, wie schon früher
gesagt, auf Nebendinge nicht einläßt.
Kann man einige Deckung benutzen, so
ist es nur vorteilhaft, da der Abend ja
noch andre Erfolge, z. B. den Schuß auf
Raubzeug, mit sich bringen kann; ist
diese jedoch nur auf Kosten des freien
Schießraums zu haben, so verzichte man
lieber gänzlich auf sie und stelle sich ganz
frei, aber stehe still, wenn man die Schnepfe
ankommen hört und sieht, und vermeide
hastige Bewegungen, ehe sie schußmäßig
heran ist, denn der stillstehende Jäger irri-
tiert die Schnepfe nicht, dagegen streicht
sie gern seitwärts ab, wenn dieser ver-
frühte Bewegungen macht. Auf die spitz
heranstreichende Schnepfe zu schießen, ist
nicht ratsam, man muß im Notfall etwas
unter sie halten; am besten schießt sie sich
von der Seite, wobei der schnelle Schütze
auf den Schnabel zielen, der etwas lang-
same etwa zwei Hände breit vorhalten

mag; schießt man von hinten nach, so hält man etwas über sie.

Bei der Schnepfe trügen gewisse Schußzeichen nicht. Fährt sie nach dem Schusse sehr zusammen, oder überschlägt sie sich oder läßt die Flügel wie gelähmt hängen, dann ist sie tödlich angeschossen, so daß sie meist schon verendet herunter- und sehr hart auffällt; kommt sie schräg herab, sich ängstlich drehend und zwitschernd, so ist sie geflügelt und läuft schnell davon, weshalb man ihr sogleich einen Hund nachsenden muß; hängen ihre beiden Ständer bewegungslos herab, zittert sie krampfhaft mit den ausgebreiteten Flügeln, so ist sie tödlich getroffen und verendet bald; ist sie nur hoch geständert, so kann sie allerdings sich kaum noch erheben, verendet aber nicht sobald und geht leicht verloren, wenn der Hund übereilt sucht. Ist sie weidwund geschossen oder nur an Einem Ständer verletzt, so kommt sie schnell und schräg herunter, streicht aber über dem Boden fort und fällt erst nach einer guten Strecke ein; solche Schnepfe geht sehr leicht verloren, wenn der Hund nicht sogleich sie sucht; läßt man sie aber recht krank werden und sucht sie erst am andern Morgen in der Frühe, so findet sie der Hund meist gar nicht mehr, der Jäger übersieht sie meist trotz aller Mühe, und oft sind ihm schon Fuchs, Marder, Eulen zuvorgekommen. Beim Kopfschuß steigt sie, wie alles Federwild, meist hoch auf und fällt nach einigen taumelnden Bewegungen verendet herab, beim Streifschuß senkt sie sich schräg herab und streicht dann weit weg; überhaupt senkt sich die Schnepfe, auch wenn sie gänzlich gefehlt wurde, gern schräg herab, puitzt aber ruhig weiter, was zu beachten ist, während dies eine angeschossene nicht thut; der ängstlich zwitschernde Ton einer flügellahmen klingt ganz anders als Puitzen oder Murksen. Oft bleibt die geschossene Schnepfe auch im Gezweige hängen, worauf wir den jungen Jäger aufmerksam machen, der sich manchmal die Augen aus dem Kopf sucht und auf den Hund schilt, während der Gegenstand seines Spähens ihm dicht über dem Kopf wie eine Trophäe zubaumelt. Daß die Schnepfe mit einer gewissen Neugierde auffallenden Gegenständen zufliegt, ist außer Frage, denn sie rennt sich oft genug ihren Kopf an den erleuchteten Leuchtturmfenstern ein, deren Licht sie also angelockt haben muß. Damit übereinstimmend behaupten manche Jäger, die vom Stande des Jägers außer Schußweite streichende Schnepfe durch Aufwerfen eines auffallenden Gegenstands, z. B. einer Mütze, zu Schuß herangelockt zu haben; wen das interessiert, der möge es versuchen.

Die Suche auf S. verhält sich zum Anstand wie die Prosa zur Poesie; mancher hastet ihr zwar am Morgen seelenvergnügt entgegen, läßt aber bald die Löffel hängen, wenn es aus einer Dickung in die andre geht, mancher blutige Riß von den Dornen, mancher in der Joppe oder im Beinkleid zu verzeichnen und mancher Fehlschuß zu notieren ist. Der nicht berufsmäßige und ungeübte Schütze, der vielleicht nicht einmal oft die Zeit zu Jagdzügen hat, wird daher bald von dieser Jagd abstehen und niemand ihm daraus einen spöttelnden Vorwurf machen. Wer aber bei sehr ausdauerndem Körper ein schneller, guter Schütze ist, der wird die Schnepfensuche obenan stellen, denn keine Flintenjagd gibt ihm mehr Gelegenheit, seine Kunst und Kombinationsgabe glänzen zu lassen, als diese. Mancher erschwert sich die Strapazen noch durch schwere Kleider, allerlei lästige Umhängsel und besonders durch ein schweres Gewehr. Schwere Kleider mit weiten Ärmeln, breiten Brustklappen taugen nicht zur Schnepfensuche, wie alles nicht, womit man hängen bleiben kann; über der Weste eine dicht anschließende, elastisch gestrickte wollene Ärmeljacke und über diese der Jagdkittel, dessen Ärmel an den Handgelenken eng oder zusammengeknöpft sein müssen, ist und bleibt die beste Tracht; ein leichtes Netz, um die Beute aufzunehmen, da man S. ihres schwachen Halses wegen nicht gern anhängt, die Patronen in der Brusttasche oder einer kleinen, um die Hüften geschnallten Patronentasche, ein leichter, breitkrempiger Hut und eine recht leichte, zuverlässig gut liegende Flinte, das sind unentbehrliche Rüststücke, denen man ein Paar alte Handschuhe mit abgeschnittenen

Fingerspitzen sehr vorteilhaft zulegt, wenn man voraussichtlich viele Dornen antrifft, denn ich sehe keine Weichlichkeit darin, wenn man sich hütet, seine Hände ohne Not blutig zu reißen; ich freilich habe diesem Schutz entsagen müssen, denn im Wald Handschuhe tragen erregt mir das Gefühl, als halte ich die Hand in einen Ameisenhaufen. Man lade die Flinte mit nur mäßigem Pulverschuß, nehme Schrote Nr. 6 oder 7 und beachte überhaupt, daß die Schrote zwar auf das Ziel einschlagen, aber auch streuen müssen, denn Schneppschuß und Schnappschuß sind gar zu oft identisch.

Ein andres Erfordernis zur Schnepfenjagd ist ein ruhiger, besonnener **Hund** mit guter Nase; in der Regel sind gewitzte Veteranen die gefeiertsten Schnepfenhunde, und haben sie lange auf demselben Revier gearbeitet, so zeigt sich ihr Gedächtnis in erstaunlichem Maß, denn sie wissen oft noch genau, wo sie im vorigen Jahr den Langschnabel gefunden haben, und steuern bald auf die Stelle los, thun andernfalls sehr verwundert, wenn sie eine Schnepfe finden, wo sie solche nicht vermuteten. Wo man S. zu suchen hat, wird der junge Weidmann nun wissen, wenn er mit Aufmerksamkeit unsrer Schilderung von Lebensweise und Aufenthalt folgte, und wenngleich man ja bei der Suche manches wenig verheißende Plätzchen nicht unbeachtet läßt, weil »man ja doch nicht wissen kann«, so halte man sich an solchen indessen nicht unnütz auf. Wird in Gesellschaft gesucht, so müssen es sich die Schützen zur strengen Regel machen, in möglichst gerader Linie vorwärts zu gehen und besonders nicht vorauszueilen; denn dadurch werden die Nebenmänner am Schießen gehindert, die Hunde suchen voreilig, und der Voraneilende selbst setzt sich in der Dickung großer Gefahr, geschossen zu werden, aus. Daher ist es immer besser, die Schützen einigen sich über das Terrain und suchen gesondert. Der Hund muß kurz suchen, sonst kann sich der Jäger an ihm heiser schreien; selbstverständlich kann er nicht immer dem Jäger vor Augen bleiben, daher dieser ihn öfters anruft, sogar zum Einspringen auffordert, wenn er ihn nicht hört und vermutet, daß er vielleicht steht. Auf freien Plätzen in der Dickung bleibt der Jäger gelegentlich stehen, läßt den Hund um sich herum suchen und hält sich dabei fertig; auch klappert er mit Vorteil ab und zu mit dem Riemen an der Flinte und macht sich sonstwie bemerklich, um eine sich drückende Schnepfe aufzuschrecken, denn helfen muß er dem Hund in der Dickung auf alle mögliche Weise. Die Schnepfe steht mit hörbarem Geräusch auf, welches eine frappante Ähnlichkeit mit dem Schütteln der Behänge des Hühnerhunds hat, wenn ihn die Fliegen daran stechen. Meist hält die Schnepfe den Hund zum erstenmal gut aus, klatscht nicht gar zu schnell auf und streicht über das niedrige Holz ab; liegt sie aber im Stangenholz, so schraubt sie sich ziemlich schnell auf, sucht hinter dem Holz Deckung und streicht, wenn sie Raum gewonnen hat, schnell ab; kann sie der Schütze zwischen dem Holz fassen, so versäume er es nicht, halte aber den zweiten Schuß für den Moment fertig, wenn sie oberhalb des Gezweiges auf kurze Zeit erscheint, denn dieser Schuß ist sicherer; über höheres Holz streicht sie meist ziemlich weit weg, weniger im Niederwuchs; man beachte daher die Richtung, die sie genommen hat, vorausgesetzt, daß man fehlte oder nicht schießen konnte, glaube aber nicht, daß sie notwendig gerade da liegen müsse, wo sie sich herabsenkte; denn sehr oft macht sie einen Haken und streicht über dem Boden hin, ehe sie einfällt, läuft auch wohl noch eine Strecke auf dem Boden hin, stets aber liegt sie dann mit dem Gesicht nach der Richtung, von welcher sie aufgestoßen wurde. Ist der Schütze ortskundig genug, und stehen andre Schwierigkeiten nicht im Weg, so ist ihm anzuraten, von hinten an die eingefallene Schnepfe zu gehen; denn da sie ihre Aufmerksamkeit der entgegengesetzten Richtung zuwendet, so wird sie durch eine Störung von hinten her unschlüssig und streicht meist nicht so schnell ab, als wenn man sich ihr von vorn nahte. Ist sie auch diesmal gefehlt, überhaupt heil abgekommen, so streicht sie weit ab, wenn sie nicht etwa in einem ganz kleinen Feldhölzchen liegt und kein Wald in der Nähe ist, den sie erreichen kann; weit über Feld zieht sie am Tag nur un-

gern. Die Schnepfe zieht nur bei Nacht; bei heftigen Winden bleibt sie gern liegen, bei geringem Luftzug ist ihr die Richtung gleichviel, aus welcher er weht; bei mäßigem Wind zieht sie am liebsten, wenn er sie schräg von hinten trifft. Solcher Wind ist daher auch von Einfluß auf die Schnepfenjagd an der Küste; weht günstiger Wind, so hält sich die Zugschnepfe nicht auf, ist er konträr und heftig dazu, so sammelt sie sich am Strand an und gibt alsdann sehr erhebliche Jagdbeute; das wissen die Strandjäger sehr gut und richten sich danach. Nicht selten fliegt sie gegen die Scheiben der erleuchteten Leuchttürme und rennt sich den Kopf ein. Zu bemerken ist, daß die Zugschnepfe am Strand auch im Frühjahr nicht umherstreicht, wie zum Herbst im Binnenland; sie ist zu sehr mit Wandergedanken beschäftigt, als daß sie zu Tändeleien aufgelegt wäre; manches Pärchen, anstatt dort zu brüten, streicht wohl abends umher, doch wird es nur selten bemerkt. Die Schnepfe zieht mäßig hoch. Dieselbe im Liegen zu schießen, ist zwar sehr verführerisch und einem nicht sichern Schützen kaum zu verargen, nur wird der Braten, resp. der Verkaufswert dadurch geschmälert.

Die Treibjagd auf S. ist sehr beliebt; sie wird wie jede andre betrieben, lohnt aber nur, wenn die S. zahlreich im Busch liegen. Die Schützen stellen sich vor und rufen: »Tire haut!«, wenn sie eine ankommen sehen, um den Nachbar aufmerksam zu machen; natürlich müssen sie sehr aufmerksam und schußfertig sein, da die Schnepfe schnell kommt und manchmal nur eine kleine Lücke zum Schuß vorhanden ist. Man verbindet das Schnepfentreiben vorteilhaft mit einem Buschieren oder Streifen auf Füchse 2c., um die Einseitigkeit des Jagdvergnügens zu mildern. Eine allgemeine Schonzeit der Schnepfe im Frühjahr, wie sie angeregt wurde, ist ja gewiß ein guter Gedanke, dürfte aber kaum zu bewerkstelligen sein, da sie international sein müßte, um Erfolg zu haben. Das Wildbret der Schnepfe und der bekannte, ihr entnommene Dreck sind als Delikatessen ersten Ranges so bekannt, daß wir darüber hinweggehen können.

Zweite Gattung: Sumpfschnepfe (Telmatias *Boie*).

Der schwache Schnabel ist vor der Spitze abgeplattet; die Augen stehen nicht so hoch am Hinterkopf wie bei der Waldschnepfe; die Ständer sind über der Ferse rundum etwa ½ cm breit nackt. Der Nagel der Hinterzehe ragt über sie hinweg.

2) **Bekassine** (Telmatias gallinago *Boie*, Scolopax gallinago *L.*, Gallinago scolopacinus *Boie*, Scolopax media *Steph.*, Ascolopax gallinago *Keys.* et *Blas.*; Heerschnepfe, Himmelsziege, Herdschnepfe, Haberbock, Sumpf- und Kätschschnepfe). Beschreibung. Länge 21,6 cm, Schnabel 6,6, Schwanz 6, Lauf 3,4, Mittelzehe mit Nagel 3,7 cm. Scheitel schwarz mit rostgelben Längsstreifen; Zügel und ein Fleck unter den Augen braunschwarz; die gelblichen Kopfseiten dunkelbraun gefleckt, ebenso Hals und Brust, doch etwas rostfarbiger; Oberrücken und Schultern fast schwarz mit dunkel rostfarbigen Querflecken und Zickzacklinien; der etwas mattere Unterrücken weißlich und roströtlich gefleckt; Bürzel und obere Schwanzdecken bräunlich, dunkel gebändert. Unterbrust und Bauch weiß. Die vier rostgelben Längsbinden über den Oberrücken hin kennzeichnen sie. Die erste der schwarzbraunen Schwingen mit weißer Außenfahne, die hintersten mit rotbraunen Querbändern; die Flügeldeckfedern mit hellen Spitzensäumen; die Wurzelhälfte des Schwanzes schwarz, die untere braunrot mit zwei schwarzen Querbinden; die Randfedern mit weißen Außenfahnen, Spitzen und zwei schwarzen Querstreifen. Schnabel um die Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau, nach der Spitze dunkler, der etwas kürzere Unterschnabel paßt genau in den Oberschnabel; neben den gewöhnlichen 14 Schwanzfedern finden sich an jeder Seite manchmal noch einige kleine Nebenfedern. Iris grau. Die rostgelben Dunenjungen haben dunkle Längsstreifen, helle Flecke und weiße Unterseite. Die Bekassine gehört zu unsern bekanntesten Jagdvögeln, obgleich viele Jäger sie nur genau besehen können, wenn sie der schußgeübte Kollege erlegt hat, da sie ihnen eben — zu schnell fliegt. Im Sitzen kann

man sie nicht recht schießen, weil man sie gänzlich verderben würde, hauptsächlich aber, weil man sie zu schwer zu Gesicht bekommt; steht sie aber auf, so fliegt sie mit großer Hast fort, wobei sie sich von einer Seite zur andern wirft, und macht auf etwa 30 Schritt den bekannten Haken, d. h. sie schwenkt plötzlich im Winkel ab, behält meist diese Richtung, steigt dabei auf, umkreist den Platz und fällt entweder in einiger Entfernung im Bruch wieder ein, oder aber, wenn dieses sehr klein, fliegt sie hoch und schnell dem nächsten ihr bekannten Bruch zu, wo man sie eventuell wiederfinden wird. Gewöhnlich hält sich die Bekassine still, zur Brutzeit jedoch geht es um so lebendiger auf den Brüchern her, und mancher nächtliche Wanderer ist schon vom Aberglauben beschlichen worden, wenn er eine unsichtbare Ziege hoch über sich in den Lüften deutlich meckern zu hören vermeinte. Diesen Ton nämlich bringt das Männchen mit Hilfe der Schwanzfedern hervor, denn nur, wenn es die eigentümliche Stellung im Flug angenommen hat, d. h. einen Flügel senkrecht aufwärts, den andern in entgegengesetzter Richtung gestellt und den Schwanz ausgebreitet hat, hört man ihn; sowie es wieder aufsteigt, verstummt er. Das Meckern dauert etwa 2 Sekunden und wird in Pausen von etwa 10 Sekunden wiederholt, wobei das Männchen im Kreis umherschwärmt. Währenddessen hört man meist Töne aus dem Bruch, die wie »Tikup-tikup-tikup!« klingen und von dem lockenden Weibchen herrühren, denen das liebeswarme Männchen denn auch nicht lange widersteht, sondern sich eiligst herabläßt, um an der betreffenden Stelle zu verschwinden. Außer diesen Tönen wird sich der Jäger mit einem Ton bekannt gemacht haben, der genau wie »Etsch-etsch!« klingt und von der auffliegenden Bekassine ausgestoßen wird. Den guten Schützen berührt dieser Ton nicht weiter, den schlechtern dagegen verdrießt er, wie jeder Mensch sich leicht ärgert, wenn zu seinem Pech sich noch der Spott, wenn er auch nur in der Einbildung beruht, gesellt, und so klingt beinahe der Ton, mit welchem sich die Bekassine empfiehlt. Derselbe ist übrigens noch um so verdrießlicher, als er ein Signal für alle in der Nachbarschaft liegenden Bekassinen bildet, die nun in choro ihr hämisches »Etsch-etsch!« ertönen lassen, während der Jäger vielleicht soeben bis an den Bauch in den Moder versunken ist. Die Bekassine läuft zwar schnell und nicht ungeschickt, steht aber lieber bald auf.

Verbreitung, Aufenthalt. Die Bekassine ist sehr weit verbreitet und wird selten in bewachsenen Brüchern oder Mooren, wo sie sich unter den Halmen bergen kann, vermißt werden. Im nördlichen Europa ist sie am häufigsten Brutvogel. Nasse, vom Vieh ausgetretene Weiden, auch Erlenbrücher und Fenne bezieht sie gern; kahle Brücher meidet sie.

Lebensweise, Nisten. Die Bekassine lebt von allerlei Gewürm und Insekten, wie sie die Brücher ihr bieten, soll auch Moosbeeren nicht verschmähen und wird bald sehr fett. Im April oder Anfang Mai legt sie in einer einfachen, mit etwas Halmwerk ausgelegten Vertiefung vier birnförmige Eier, welche auf bräunlich-grünlicher Grundfarbe graubraune und dunklere Flecke und Punkte haben, 39:28 mm groß sind und in 16 Tagen ausgebrütet werden, worauf die zierlichen Jungen der Mutter sehr bald in dichtes Versteck folgen, Nahrung aufnehmen und sich bei Gefahren festdrücken. Außer dieser Zeit lebt die Bekassine für sich, und wenngleich sie durch gleichartige Bestrebungen oft scharenweise zusammengeführt wird, so wird man doch bemerken, daß jede einzeln aufsteht und sich um die Nachbarin nicht kümmert, mithin die Bezeichnung »Heerschnepfe« eine ganz unpassende ist. Bei uns brütet sie häufig, kommt aber auch als Zugvogel schon früh im Herbst bei uns an, resp. durch, überwintert auch an günstigen, d. h. offen bleibenden, Stellen, am häufigsten jedoch in den italienischen, griechischen &c. Sümpfen. Sehr scheu und aufmerksam, zieht sie nur bei Nacht und hat dazu auch alle Ursache, da ihr die kleinen, behenden Falken, auch Sperber häufig nachstellen.

Jagd. Daß man über die Freuden der Bekassinenjagd die auseinandergehendsten Urteile hört, wird keinem auffallen, der

sich mit der Naturgeschichte dieses Vogels bekannt gemacht hat. Zunächst und unabweislich gehört ganz erhebliche Geschicklichkeit oder doch Anlage zum Flugschießen dazu, ferner reichliche Gelegenheit, sich einzuschießen, und nicht weniger ein sehr gesunder Körper. Wer Anlage zu Rheumatismus hat, bleibe dieser Jagd fern, und selbst schon ein unbeholfener Körper, für den ja niemand kann, eignet sich mancher Gefährlichkeit wegen nicht, welche die Jagd in oft bodenlosen Sümpfen im Gefolge hat, wo manchmal nur ein behender, rechtzeitiger Sprung vor dem Verderben retten kann. Anderseits gibt kaum ein zweites Federwild dem jungen Jägersmann so vortreffliche Gelegenheit, sich zum Flugschützen auszubilden, wie diese. Die ungleiche Passion für diese Jagd findet man auch bei den Hunden, denn wenngleich mancher Hund viel auf Bekassinen geführt wurde, merkt man ihm doch nur wenig Liebe zu diesem Vogel an, der ihm vielleicht keine anziehende Witterung hat. Die Flinte muß die schwachen Schrote streuen, daher entsprechend geladen und überhaupt leicht zu hantieren sein, und außer einem leichten Netz und den möglichst hoch am Körper unterzubringenden Patronen lasse man allen entbehrlichen Ballast zu Haus, ebenso schwere, hohe Stiefel, wenn man voraussichtlich doch tiefer einsinkt und waten muß, als diese reichen.

Natürlich kann nur von der S u c h e die Rede sein, zu welcher ein kurz suchender Hund mit sehr willigem Appell gehört, denn ein flotter Hund würde bald mehr aufstoßen, als der Jäger schießen könnte. Rauhe Hunde eignen sich wie zu jeder Wasserjagd besser als glatthaarige. Auch darf der Hund die geschossene Bekassine nur sehr leicht anfassen, weil ihr sonst wegen ihrer zarten Haut sehr bald das Gescheide aus dem Leib gequetscht wird. Im Notfall kann man auch ohne Hund fertig werden, da die Bekassinen bei nur einigem Geräusch aufstehen und sich nicht gern drücken. Junge halten besser aus als alte, daher die Jagd im Juli am angenehmsten und ergiebigsten ist, während die später ankommende Zugbekassine, namentlich bei windigem Reisewetter, sehr lose liegt und bald weit fort abstreicht. Damit der Hund gut findet, muß er fleißig hin und her, auch im Kreise suchen, um den Wind zu benutzen. Man hört oft den Rat, erst dann auf die aufgestoßene Bekassine zu schießen, wenn sie den Haken schlägt, weil alsdann der Breitschuß geboten ist; das mag sich jeder Jäger selbst ausprobieren, indessen steht fest, daß sich die auffliegende Bekassine ebenso leicht von hinten trifft, wenn nur die Flinte etwas streut, als die, welche den Haken geschlagen hat, weil sie alsdann sehr schnell fliegt und außer Schußweite kommt; sowie man sie einigermaßen in der Visierung hat, mache man Dampf, das ist sicher der beste Rat, wie jeder bald erfahren wird oder hat.

Beim A n s t a n d ist nur wenig, eigentlich gar nichts auszurichten; denn das Mondlicht, von dem hierbei doch nur die Rede sein kann, wird von dem dunkeln Bruch sehr absorbiert, in welchem die einfallenden Vögel bald gänzlich verschwinden. Altmeister Diezel empfiehlt in seiner »Niederjagd« folgende Methode, welche sich für alle sogen. Wasserschnepfen eignet: »Diese besteht nämlich darin, daß man im Spätherbst, gewöhnlich zu Ende des Oktobers und in der ersten Hälfte des Novembers, wo sie vorzüglich gern in abgelassenen Weihern einfallen, aber selten gut aushalten, weil eine einzige durch ihr buntes Geschrei immer 5 bis 6 andre rege macht, sich vorstellt und treiben läßt. Einzelne Büsche und nicht zu hohe Dämme gewähren hier den besten Stand, denn dem ganz frei stehenden Schützen weicht die Bekassine häufig aus; doch ist es durchaus notwendig, sich so zu stellen, daß man sie kommen sieht, weil es, wenn man nicht voraus weiß, ob man sich rechts oder links zu drehen habe, wegen des überaus schnellen Flugs dieser Vögel oft gar nicht möglich ist, fertig zu werden, oder weil man doch zu weit nachschießen muß. Wenn eine Reihe von Weihern aneinander stößt, in welche die rege gemachten wieder einfallen, dann gewährt eine solche Jagd geübten Schützen ungemein viel Vergnügen, da es in dem ganzen weiten Gebiet der Jägerei keinen bessern Pro-

bierstein für das Flugschießen gibt als diesen, und besonders, weil man gar manchen, dessen Schützendünkel keine Grenzen kannte, bei einer solchen Gelegenheit die sonst immer vollauf geschwellten Segel seiner Ruhmredigkeit gar demütig einziehen sieht.«

3) **Pfuhlschnepfe** (**Telmatias major** *Boie*, **Scolopax major** *L.*, **Scolopax paludosa** *Betz.*, **Scolopax media** *Frisch;* Doppelschnepfe, Doppelbekassine, Mittelschnepfe, große Moor-, Sumpf-, Ried-, Wasser-, Moosschnepfe). Länge 23,5 cm, Schwanz 5,4, Schnabel 6,5, Lauf 3,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,3 cm. Oberseite schwarz und rostbraun gefleckt mit vier gelblichen Längsreihen; auf dem Scheitel und über jedem Auge ein hell rostgelber Streifen; Hals und Brust rostgelblich mit schwarzbraunen Flecken, auf den Tragfedern solche Querbänder; Bauch trübweiß. Die meisten Flügeldecken haben große reinweiße Spitzensäume. Schwanz 16federig; die untere Hälfte der dritten äußern Randfedern weiß; Schwingen stumpf schwarzgrau. Schnabel an der Wurzel fleischfarbig, an der Spitze schwarzgrau. Iris braun. Ständer graurötlich, an den Gelenken grünlich. Die Pfuhlschnepfe ähnelt in der Stellung ihres Auges mehr der Waldschnepfe als der Bekassine und hat durch den etwas gepreßten Hinterkopf einen auffallenden Gesichtsausdruck. Zwar scheu, ist sie doch nur mittelmäßig im Fliegen und daher eine von dem weniger geübten Schützen nicht allzuschwer zu erringende Beute. Die interessanteste Beobachtung an dieser merkwürdigen Schnepfe ist ihr Tanz. Es versammeln sich dazu die Männchen gegen Abend auf einem bestimmten Balzplatz, rennen durcheinander, spielen und stellen sich endlich in einer Art Ordnung auf, worauf dann eins seinen Vortrag mit »Dä dä dätteraraa!« intoniert und mit einem klappenden Schnabelschlag endet, welcher vom Chor begleitet wird, worauf der nächste Sänger beginnt; dabei werden die Flügel geschwenkt, tanzende Bewegungen ausgeführt, auch Streitigkeiten ausgefochten, und mit solchem Eifer feiert dieser Bund seine nächtlichen Feste, daß diese sonst so scheuen Vögel selbst nicht einmal Flintenschüsse und gefallene Kameraden beachten, sondern verschiedene Salven aushalten, ehe sie von ihrem Taumel ablassen; in der That ein eigentümliches Bild, diese Tänzerschar im stillen, vom Mond beschienenen Moor! Die Pfuhlschnepfe bewohnt den Norden und ist bei uns nur Gast, denn sie brütet hier nur ganz vereinzelt. In den Sümpfen Skandinaviens, Rußlands und an der Grenze Asiens südwärts, dann in den Donausümpfen ist sie ein gewöhnlicher Brutvogel. Für unser Gebiet ist sie Zugvogel, kommt nach der Bekassine, meist im Mai bei uns auf der Fahrt nach Nordosten durch, um dort alsbald zu brüten, worauf sie von Mitte August bis weit in den September hinein bei uns durchgeht. Im Gegensatz zur Bekassine verlangt sie buschlose Brücher mit nicht viel Wasser, zertretene Viehweiden mit einigen Graskaupen, die Ufer von Flüssen und läuft da gern zwischen dem Weidevieh umher, mit dem sie auf sehr vertrautem Fuße steht. Drückt sie sich, so wird sie vom schärfsten Auge leicht übersehen, so sehr ähnelt sie ihrer Umgebung. Das auf einer trocknen Erhöhung stehende Nest ist von dem der Bekassine wenig verschieden, wie auch die Eier sehr ähneln, aber lebhafter und gleichmäßiger gefleckt und selbstverständlich erheblich größer sind, denn sie messen 44:32 mm und werden in 18 Tagen ausgebrütet. Die Dunenjungen haben auffallend starke Fußgelenke.

Die Jagd auf die Pfuhlschnepfe ist viel leichter als auf die Bekassine, nur muß sie der Hund etwas drängen, weil sie sonst nicht vor ihm aufsteht, sondern mit großer Ausdauer hin und her läuft; will es gar nicht glücken, so muß man den Hund von einer andern Seite heranbringen, wobei bemerkt sei, daß er sich überhaupt aus der Pfuhlschnepfe gar nichts macht, sondern am liebsten bald von ihr abläßt, sie auch nicht gern apportiert. Sie fliegt viel langsamer, schießt sich daher leichter und ist deshalb eine angenehme Abwechselung bei der Bekassinenjagd, zumal ihr Wildbret für sehr fein gilt.

4) **Stummschnepfe** (**Telmatias gallinula** *Boie*, **Scolopax gallinula** *L.*,

Gallinago minima *Boy.*, **Ascolopax gallinula** *Keys. et Blas.*; stumme Bekassine, kleine Sumpf-, Moorsumpf-, Haar-, Moos-, Moor-, Wasser-, Rohrschnepfe, Fledermausschnepfe, Bockerle ꝛc.). Länge 18 cm, Schwanz 4,8, Schnabel 4, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 cm. Schwanz 12federig; Scheitel einfarbig dunkel ohne gelben Mittelstreifen; über den Rücken drei breite grünlichrötliche, metallische Querbinden, über diese hinweg die der Gattung eignen vier Längsstreifen; Bürzel lebhaft schwarz; der schwarze Schwanz mit rostfarbener Binde, spitz abgerundet, da die beiden Mittelfedern die andern überragen. Hals und Brust rostgrau mit dunkeln Flecken, Unterleib weiß; die schwarzbraunen Flügeldecken hell gesäumt. Schnabel wie bei der Bekassine; Ständer fleischfarbig, an den Gelenken grünlich; Iris braun. Dieses kleine, niedliche Schnepfchen streicht mit eigentümlichen Bewegungen mäßig schnell geradeaus, fällt aber bald mit einer Wendung wieder ein, als werfe es sich auf den Erdboden. Dagegen läuft es gewandt und schnell umher, lockt wie »Gug gug!« oder »Kätsch!«, flattert über dem Bruch mit leisem, eintönigem »Tiktiktiktiktik!« umher und ähnelt dabei so deutlich einer Fledermaus, daß es selbst dem Laien auffällt. Seine Verbreitung ist die der Pfuhlschnepfe, doch steigt es höher in den Gebirgen auf als diese. In allem übrigen schließt sich dieses niedliche Schnepfchen seinen Verwandten und besonders der Bekassine an, mit der es auch zusammen vorkommt. Bei uns ist die Stummschnepfe nur selten Brutvogel; auf einer kleinen, trocknen Anhöhe steht das einfache Nest, welches gegen Ende April oder Anfang Mai vier Eier enthält, welche 35:27 mm groß, sonst den Bekassineneiern sehr ähnlich sind.

Jagd. Man schießt die Stummschnepfe sowohl wie die Pfuhlschnepfe als seltenere Gäste gelegentlich der Bekassinenjagd und erkennt jene bald beim Aufstehen, wo sie einer Wachtel sehr ähnlich sieht und, besonders im Herbst, wo sie gut im stande ist, sehr bald wieder einfällt, so daß sie keine mühsame Jagd bietet. In Griechenland, wo sie auch überwintert, trifft man sie mit verwandten Vögeln scharenweise an, die, wenn ein Schuß auf sie fällt, in einer Wolke aufstehen, um möglichst bald auf einem andern, von Regengüssen aufgeweichten Acker wieder einzufallen und nach Nahrung zu suchen. Bemerkt sei hier noch, daß man die Schnepfenarten nicht auszieht, sondern aus dem gehackten, mit Butter, Gewürzen und sonstigen Zuthaten zubereiteten Gescheide den Schnepfendreck herstellt, eine von vielen gefeierte, noch über den Braten selbst gestellte Delikatesse.

Schnepfeneule, s. Eulen 6).

Schnepfenfeder, das kleine, sehr harte Federchen vor der ersten Schwinge.

Schnepfensandläufer, s. Strandläufer 5).

Schnepfenstoß, eine Vorrichtung der ältern Zeit, um Schnepfen mit Netzen zu fangen, da man sie nicht zu schießen vermochte; sie ist ähnlich dem Falkenstoß oder der Rönne und längst außer Gebrauch.

Schnepfenstrandläufer, s. Strandläufer 8).

Schnepfenstrich, die Zeit gegen Abend im Frühjahr, wo die Zugschnepfe umherstreift.

Schnepfe, rotbrüstige, s. Strandläufer 3).

Schnepfe, rotgefiederte, s. Regenpfeifer.

Schnepfe, türkische, s. v. w. Stelzenläufer oder dunkelfarbiger Sichler, s. Sichler.

Schneppe (Waldschnepfe), s. Schnepfen.

Schnüren, die Gangart der Raubtiere, in welcher sie die Tritte gerade voreinander setzen, im Gegensatz zu schränken.

Schnurrgans (Eistaucher), s. Taucher.

»Schöne!« ruft man dem Vorsteh- oder auch Schweißhund zu, wenn man ihn vom Wild oder vom Anfassen abhalten will.

Schonzeit (Hegezeit), die Zeit, in welcher nach gesetzlichen Bestimmungen gewisse Wildarten mit der Jagd zu verschonen sind; ihr gegenüber steht die Jagdzeit, in welcher die Jagd auf dieselben freisteht. Darf einem Wild niemals nachgestellt werden, so hat es immerwährende Hege- oder S. Gemeinschädliche Tiere, wie Raubzeug, haben gar keine S. Daß von einer richtig bestimmten S. das Gedeihen des Wildes vorzugsweise abhängt, ist wohl allgemein verständlich. Eine Übersicht der gesetzlichen Schonzeiten in den Staaten des Deutschen Reichs gibt folgende Tabelle:

Gesetzliche Schonzeiten.

Schonzeit: schraffiert. — Jagdzeit: weiß. Die Ziffern bedeuten den ersten und letzten Jagdtag. Für Tiere, über deren Abschußzeit Bestimmungen fehlen, besteht keine Schonzeit, mit Ausnahme der nützlichen Vögel, zu deren Schutz fast überall gesetzliche Vorschriften erlassen sind.

Baden.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Alles Wild (außer Schwarzw., Hirschen, Rehb., Auerwild, Zugvögeln)		1						24				
Bayern.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Hirsche						25				14		
Alt- und Schmaltiere	5								16			
Damböcke						25				29		
Damgeißen	5									2		
Gemswild							26				29	
Rehböcke		1				2						
Rehgeißen, Wildkälber, Gems- u. Rehkitzen, Auer- und Birkhennen												
Waldhasen		1							16			
Feldhasen, Feldhühner, Wachteln, Lerchen		1						16	16			
Dachse									16			
Biber		1								2		
Murmeltiere								16		30		
Fasanen									2			
Auer- und Birkhähne (außerdem in der Balzzeit zu schießen)		1						2				
Hasel-, Schnee- und Steinhühner		1						2				
Enten												
Waldschnepfen u. Bekassinen (i. Hochgebirge bis 30. April Jagdzeit)				14			2					
Das auf Mösern brüt. Federwild, Wildtauben, Ziemer, Drosseln						2						
Bremen.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Hasen und Feldhühner (alles andre Wild keine Schonzeit)												
Hessen.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Auer-, Birk- und Haselhähne		6		16	20			26				
Im Großherzogtum und in nächster Umgebung nistende: Schnepfen, Trapp., Brachv., Kiebitze												
Im Großherzogtum und in nächster Umgebung nistende: Entenarten												
Alles übrige Wild		6						26				

Männliches Edel- und Damwild, Feldhühner, wilde Kaninchen, wilde Tauben und alles Wild, welches im Großherzogtum oder Umgebung nicht setzt oder nistet, keine Schonzeit.

Hohenzollern.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Männliches Rotwild												
Weibliches Rotwild												
Männliches Damwild										14		16
Weibliches Damwild											16	
Rehböcke												
Ricken												
Hasen												
Dachse												
Fasanen, Hasel- und Feldhühner								25				

Lippe.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Rehböcke												
Ricken										16		14
Rehkälber												
Dachse												
Enten												
Schnepfen u. alles andre Sumpf- u. Wassergeflügel, exkl. Reiher												
Feldhühner												
Wachteln												
Hasen	14											
Lübeck.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Alles Wild (außer Hirschen, Schnepfen, Enten und Gänsen)												
Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Alles Haarwild (Federwild mit Mäßigung zu jagen)							26					
Oldenburg.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Männliches Rot- und Damwild, Rehböcke												
Weibliches Rot- und Damwild, Wildkälber										16		
Weibliches Rehwild										16		14
Rehkälber												
Birk- und Fasanenhähne												
Wilde Enten, Tüten, Kiebitze												
Hasen, Dachse, Birk- und Fasanenhennen, Feldhühner, Wachteln												
Wilde Kaninchen, Schnepfen, Bekassinen, Schwäne, Gänse, Tauben												
Preußen, Braunschw.[1]), Anhalt[2]), Schaumb.-Lippe, Hamburg.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Elchwild (nur in Preußen)												
Männliches Rot- und Damwild												
Weibliches Rot- und Damwild, Wildkälber										16		
Rehböcke												
Ricken										16		14
Rehkälber												
Dachse												
Auer-, Birk- und Fasanenhähne												
Enten												
Trapp., Schnepf. w. Schwäne, Sumpf-, Wasserv., exkl. Gänse, Fischr.												
Feldhühner												
Hasen, Auer-, Birk- und Fasanenhennen, Haselwild, Wachteln												
Reuß ältere Linie.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Rotwild *)							16					
Ricken, Wild- und Rehkälber, Auer- und Birkhühner												
Hasen												
Das übrige zur mittlern und niedern Jagd gehörige Wild												
Die zur mittl. u. niedern Jagd gerechn. Raubtiere u. alle Zugvögel												

[1]) Rot- und Damwild keine Schonzeit. — [2]) Schonzeit für Biber 15. Febr. bis 15. Juni.

*) **Rotwild darf, wenn es auf Feldern schadend getroffen wird, in der Schonzeit gebirscht werden.**

Reuß jüngere Linie.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Hirsche												
Weibliches Rotwild, Wildkälber										16		
Rehböcke												
Ricken										16		14
Auer-, Birk- und Fasanenhähne												
Fasanenhennen, Wachteln												
Feldhühner												
Enten												
Alle andern Sumpf- u. Wasservögel, exkl. Gänse u. Fischreiher												
Hasen												
Rehkälber, Auer- und Birkhennen												

Sachsen.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Männliches Edel- und Damwild												
Weibliches Edel- und Damwild, Wildkälber												
Rehböcke												
Ricken										16		15
Hasen, Fasanen												
Feldhühner												
Auer-, Birk- und Haselhähne, Schnepfen					15							
Enten			14									
Wachteln, Bekassinen, Tauben u. übr. jagdb. Säugetiere u. Vögel												
Rehkälber, Drosseln, kleine Feld-, Wald- und Singvögel												

Sachsen-Altenburg.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Männliches Rot- und Damwild												
Weibliches Rot- und Damwild, Wildkälber										16		
Rehböcke												
Ricken										16		14
Rehkälber, Auer- und Birkhennen												
Dachse												
Auer-, Birk- und Fasanenhähne												
Enten												
Trappen, Schnepfen, Schwäne												
Alles andre Sumpf- u. Wassergeflügel, ausgen. Gänse u. Reiher												
Feldhühner												
Fasanenhennen, Haselwild, Wachteln, Hasen												

Sachsen-Gotha wie Sachsen-Weimar,
doch Schonzeit für Rehböcke 1. Febr. bis 30. April, für Auer- und Birkhennen.

Sachsen-Koburg.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Auer- und Birkhähne, Raub- und Zugvögel												
Rot- und Rehwild		2				20						
Alles übrige Wild		2						21				

Sachsen-Meiningen wie Sachsen-Weimar,
doch Schonzeit für Auer- und Birkhennen das ganze Jahr, für Fasanen 1. Febr. bis 30. Sept.

Sachsen-Weimar.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Männliches Rot- und Damwild		▓	▓	▓	▓	▓						
Weibliches Rot- und Damwild, Wildkälber		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				
Rehböcke		▓	▓	▓	▓							
Ricken	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	16		14
Rehkälber	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓
Dachse	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓			▓
Auer-, Birk- und Fasanenhähne						▓	▓	▓				
Enten				▓	▓	▓						
Trappen, Schnepfen, Schwäne					▓	▓						
Alles andre Sumpf- u. Wassergeflügel, ausgen. Gänse u. Reiher					▓	▓						
Feldhühner	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				▓
Auer-, Birk- u. Fasanenhennen, Haselwild, Wachteln, Lerchen, Hasen		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				
Drosseln			▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓			

Schwarzburg-Rudolstadt wie Sachsen-Altenburg,
doch Schonzeit für Lerchen das ganze Jahr, für Drosseln 1. März bis 30. Sept.

Schwarzburg-Sondershausen wie Sachsen-Altenburg,
doch Schonzeit der Auer- und Birkhennen 1. Febr. bis 30. Sept.

Waldeck.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Rehböcke (Rot- und Damwild keine Schonzeit)		▓	▓	▓	▓	25						
Ricken		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓			
Hasen		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				
Auer-, Birk-, Haselwild (Hähne außerdem in der Balzzeit zu jagen)				▓	▓	▓	▓	▓				
Feldhühner	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				
Schmalböcke, Schmalrehe, Rehkälber	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓

Gänse, Enten, Schnepfen und andre Zugvögel sind während der Brütezeit zu schonen.

Württemberg.	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D
Männliches Rotwild	▓	▓	▓	▓	▓	▓				15	▓	▓
Weibliches Rotwild	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	16		
Männliches Damwild	▓	▓	▓	▓	▓	▓					15	▓
Weibliches Damwild		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	16		
Rehböcke		▓	▓	▓	▓							
Weibliches Rehwild	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓		▓
Rotwild-, Damwild- und Rehkälber, Drosseln und Ziemer	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓
Dachse, Lerchen		▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓				
Hasen		▓	▓	▓	▓	▓	▓	16				
Füchse					▓	▓	▓	▓	▓			
Auer- und Birkhähne					15	▓	▓	▓				
Auer- und Birkhennen	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓		
Haselwild, Fasanen, Feldhühner	▓	▓	▓	▓	▓	▓	▓	16				▓
Enten				▓	▓	▓	16					
Schnepfen und Bekassinen				15	▓	▓	▓	▓				
Wachteln			▓	▓	▓	▓	▓	16				
Wilde Tauben			▓	▓	▓	▓						

Elsaß-Lothringen. Anfang und Schluß der Jagd werden alljährlich bestimmt.

Schoof, s. v. w. Kitte.

Schopflerche, s. Lerchen 3).

Schopfreiher, s. Reiher 7).

Schränken, die Gangart, in welcher das Wild die Tritte nicht vor-, sondern mehr nebeneinander setzt, so daß sie mehr schräg nebeneinander stehen; manche Tiere schnüren (s. d.) und s. abwechselnd. — Ein Wild s., ein angeschossenes oder gefangenes Wild an dem Vorderlauf festhalten, auf welchem es liegt, um es am Aufstehen zu hindern; das Festhalten an einem Hinterlauf dagegen heißt Ausheben (s. d.). — Die Leinen der Jagdtücher s., s. v. w. die Ober- und Unterleine des einen über die des andern ziehen.

Schrauben (sich aufschrauben) sagt man von einigen Vögeln, als Bussarden, Reihern u. a., wenn sie sich in Schneckenlinien hoch aufschwingen, wobei sie wenig oder gar nicht mit den Flügeln schlagen.

Schrecken, die namentlich von Rehböcken ausgestoßenen Töne, welche bedeuten, daß das Wild irgend etwas Verdächtiges gewittert oder sonst bemerkt hat, ohne es genau erkannt zu haben. Auch s. v. w. anrufen, d. h. das Wild durch einen nicht lauten, gedehnten, aber ihm hörbaren Ton stutzig machen und zum Stehen bringen, was aber nur gelingt, wenn es langsam zieht, denn flüchtiges Wild läßt sich dadurch nicht aufhalten; ahmt man den meldenden Ton der Kälbchen nach oder auch den mahnenden des weiblichen Wildes, so kommt man meist noch besser zum Zweck. Der Jäger muß aber sogleich schußfertig sein, denn lange hält sich das Wild dabei nicht auf. Man kann S. auch in der Bedeutung von Anschreien gebrauchen, wenn man z. B. Rehböcke während der Blattzeit verhindern will, aufs Blatt zu springen, um sie vor Wilddieben zu schützen.

Schreiadler, s. Adler 3); großer S., s. Adler 4).

Schreien (Orgeln) des Hirsches, der gebrüllartige Ruf desselben, wenn er in der Brunftzeit dem Vollgefühl seiner Kraft Ausdruck gibt oder den Nebenbuhler zum Kampf herausfordert.

Schreier (Schreiadler), s. Adler 3).

Schreitfüße, s. Fuß.

Schrot (Hagel), die aus kleinen Bleikugeln bestehende Munition der Flinten. Die Größe der Kügelchen ist nach Nummern gesondert, so daß die stärkste Sorte Nr. 0 ist und die andern bis Nr. 10 folgen, welch letztere man Dunst nennt. Die Nummern sind übrigens nicht bei allen Fabriken übereinstimmend, man muß sie sich für die verschiedenen Schießobjekte auswählen. Gewöhnlich ist Nr. 3 Hasenschrot, Nr. 6 Hühnerschrot, Nr. 7 Schnepfenschrot, Nr. 8—9 Bekassinenschrot und die noch feinern für kleinere Vögel ꝛc. anwendbar. Natürlich thun auch die Zwischennummern gute Dienste. S., das aus durch Zusatz verhärtetem Blei hergestellt ist, nennt man Hartschrot (im Gegensatz zu dem gewöhnlichen weichen S.); es schlägt schärfer durch als dieses. — Krummes S. (krummes Pulver), scherzhafte Entschuldigung für schlechtes Schießen. Von einem Schützen, mit dem es ums Treffen schlecht bestellt ist, sagt man launig: er schießt mit krummem S. oder Pulver.

Schrotbeutel, lederner Beutel verschiedener Konstruktion, in welchem man die Schrote auf der Jagd mit sich führt. Die sogen. Patentbeutel sind zum Umhängen und mit einem Mechanismus versehen, vermittelst dessen man durch Federvorrichtung jedesmal eine Schrotladung herausbringt, worauf sich der Beutel von selbst schließt. Durch Verbreitung der Hinterlader sind diese S. gänzlich außer Gebrauch gekommen.

Schröte, s. v. w. Geschröt.

Schrotnummern, s. Schrot.

Schuhu, s. v. w. Uhu.

Schurz, die helle Färbung auf den Keulen des Hoch- und Rehwilds.

Schürze (Wasserzeichen), der Haarbüschel am weiblichen Gliede des Rehs.

Schüsseln, die Gehöre des Hochwilds, ein übrigens wenig üblicher Ausdruck.

Schußgeld (Schießgeld), die Entschädigung, welche ein Berufsjäger für das Erlegen gewisser Wildarten ausgezahlt erhält; bei manchen ist das Schießgeld die Haupteinnahme. Wieviel dasselbe beträgt, ist lediglich Sache des Übereinkommens zwischen Herrschaft und Be-

amten und läßt sich daher nicht angeben. Stellenweise ist das S. für Raubzeug sehr hoch, wofür aber die Beamten dessen Bälge der Herrschaft ausliefern müssen; anderswo erhalten sie für Haarraubwild gar kein S., dürfen aber die Bälge behalten; für Raubvögel 2c. wird gegen Ablieferung von dessen Fängen in den meisten Privat- und Kommunaljagdverwaltungen S. gezahlt, in manchen Staatsverwaltungen, wie z. B. Preußen, nicht, wo aber der Förster ein S. für Hoch-, Reh- und Schwarzwild ausgezahlt erhält.

Schußweite, die Entfernung, in welcher man mit Erfolg nach weidmännischem Brauch auf Wild schießt; über diese Entfernung hinaus kann man zwar gelegentlich wohl Erfolge haben, in der Regel aber täuscht das Auge, und man schießt das Wild leicht zu Holz, anderseits dagegen zerschießt man es mit Schrot manchmal bis zur Unbrauchbarkeit. Die übliche Entfernung eines Kugelschusses sind 80 bis 100, höchstens 120 Schritt, denn auf weitere Entfernungen deckt das Korn den Wildkörper schon so, daß ein sicheres Bezielen des Blattes nicht mehr recht möglich ist. Beim Schrot kommt es auf die Stärke desselben sowie auch auf das Gewehr an; mit grobem Schrot, Nr. 3, 2, kann man wohl bis 60 Schritt auf sichern Erfolg rechnen, mit Hühnerschrot schießt man nicht gern über 30 Schritt, mit schwächerm sind etwa 15 Schritt und darunter die übliche Entfernung. Revolverschüsse treffen je nach der Größe der Waffe bis auf etwa 30 Schritt, die großen Coltschen Exemplare dagegen schießen auf 60—80 Schritt sicher und scharf, fast wie eine Birschbüchse, und werden z. B. in den Prärien Amerikas von den berittenen Jägern häufig bei der Büffeljagd angewandt. Solche kurze Schießwaffen sind gefährlich in den Händen der Wilddiebe, weil sie leicht zu verbergen sind.

Schußzeichen, die Kennzeichen, welche durch das Benehmen des beschossenen Wildes dem Jäger die Stelle andeuten, wo der Schuß getroffen hat. Sie haben besonders bei Kugelschüssen, doch auch bei Schrotschüssen ihre Bedeutung. Die S. bei Kugelschüssen sind beim Edelhirsch (S. 89) ausführlich besprochen, über die bei Schrotschüssen vergleiche man die betreffenden Wildarten, als Fuchs, Hase, Feldhuhn, Schnepfe 2c.

Schusternagel (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Schütte (Schüttplatz, Schutt), der Platz, wo man die Sauen füttert. Knollen werden auf den bloßen Erdboden, wenn er schneefrei ist, in langen Streifen ausgestreut, Körner in langen, schmalen Trögen, weil sich sonst das wehrhafte Schwarzwild beim Drängen zum Futter schlagen und die schwächern Stücke gar nicht heranlassen würde.

Schütze, jemand, der das Schießgewehr gut zu führen, also mit ihm zu treffen versteht; von einem, bei dem dies nicht zutrifft, sagt man: »Er ist kein S.!« Es kann aber ein guter S. ein recht schlechter Jäger sein, wenngleich freilich die meisten »S.« und »Jäger« in ihrer Einbildung für gleichbedeutend halten.

Schützeneule, s. Eulen 4).

Schützenwehr, die Schützen- oder Jägergesellschaft bei einer Treibjagd, im Gegensatz zur Treiberwehr, unter welchem Ausdruck man die Treibermannschaft versteht.

Schwach sagt man beim Ansprechen des Wildes für klein.

Schwalbenmöwen, s. Möwenartige Vögel.

Schwalbenschnepfe (punktierter Wasserläufer), s. Wasserläufer 2).

Schwalbenschwanz, s. Milane 1).

Schwalbenschwanzvisier, ein Visier, dessen oberer Rand nicht gerade, sondern bogenförmig von innen aus ausgeschnitten ist. Es hat den Vorzug, daß sich die Kimme nicht so leicht blank reibt, wie beim Visier mit geradem Rand.

Schwalbenstelze } s. Regenpfeifer 8).
Schwalbenwader }

Schwan (Cygnus), Gattung aus der Familie der entenartigen Schwimmvögel und der Ordnung der Schwimmvögel. Der Schnabel von der Wurzel an abschüssig, in seiner ganzen Länge von gleicher Breite; die Lamellen des Oberkiefers ragen nur wenig über dessen Rand hervor; die länglichen, seitlichen Nasenlöcher stehen in der Schnabelmitte. Der zurückgebogene Schnabel des Oberkiefers halb so breit wie dieser. Lauf kürzer als Mittelzehe ohne

Nagel; Schwanz 20—24federig, kurz, viereckig zugespitzt. Die bei uns vorkommenden drei Arten gehören der hohen Jagd an, daher haben sie in der Weidmannssprache Füße und einen Stand; der Wildschwan äst, balzt und wird aufgebrochen. Wir begegnen bei den Schwänen ebenso großen wie imposanten, den Beschauer fesselnden Gestalten, weshalb man den größten Vertreter der Gattung, den Höckerschwan, schon lange dem menschlichen Haushalt, wenn auch freilich dem mehr aristokratischen, zugesellt hat. Denn so anmutig die Bewegungen des Schwans in seinem Element, dem Wasser, sind, ebenso unbehilflich bewegt er sich auf dem Land, und soll er zur Geltung kommen, so gehört er in den schilfumkränzten Weiher des Parks, aber nicht auf den kleinen Geflügelteich eines Hofs, wozu er sich wegen seiner Unverträglichkeit gegen andres Geflügel überhaupt nicht eignet.

1) **Höckerschwan** (Cygnus olor *Gmel.*, stummer S., s. Abbildung). Länge 155 cm, Schwanz 21, Ständer 8,8, Mittelzehe ohne Nagel 12,3 cm. Schnabel gelbrot mit einem schwarzen Höcker an der Stirn; Nasenlöcher, Nagel, Mundwinkel und die nackte Zügelgegend schwarz. Die Stirnbefiederung tritt nach vorn spitzwinkelig vor; die Lamellen des Oberkiefers längs des Schnabelrands wie spitze Zähne vortretend. Im Schwanz 22—24 Federn. Iris nußbraun; Ständer stumpfschwarz. Die ganze Färbung des alten Vogels reinweiß; das Jugendkleid braungrau mit hell bleifarbenem Schnabel und Füßen. Seine eigentliche Heimat sind das südliche Skandinavien, Rußland, vor allem die großen Seen des wärmern Sibirien, Kleinasien, Persien und das Kaspische Meer; vereinzelt nistet er auch an der Ostsee, z. B. dem Konventer See bei Doberan. Im wilden Zustand ist er Zugvogel und zieht dann im Oktober in einer regelmäßigen schiefen Linie in wärmere Gegenden, um im März nach seinem alten Standort zurückzukehren. Man hält ihn in halbgezähmtem Zustand auf größern Teichen und Seen in allen Ländern Europas seiner herrlichen Gestalt und seines blendenden Gefieders wegen; galt er schon im Altertum als das Sinnbild der Anmut, der Aphrodite zugesellt, so wird er auch in unsrer Zeit als das Muster schöner Körperverhältnisse mit zierlichen und doch majestätischen Bewegungen angesehen. Er ist sonst aber ein tückischer Geselle, unverträglich und gefährlich für kleines Wassergeflügel, nur duldsam in beschränktem Sinn bei seinesgleichen. Im wilden Zustand fliegt er gut, mit weit vorgestrecktem Hals und starken, hörbaren Flügelschlägen, stößt auch einen lauten trompetenartigen Ton aus, weshalb der Beiname »stumm« sehr ungerechtfertigt



Höckerschwan (Cygnus olor).

ist. Er nistet auf großen Teichen und Landseen mit freier Uferumschau; Schilf und Rohr müssen an den Rändern wachsen und kleine Inseln mit ebensolcher Vegetation sich darin befinden, auf denen dann das große Nest aus Schilf, Rohr, Wurzeln, Stengeln und Halmblättern aufgeführt wird, in welchem sich Ende April fünf bis acht 112 : 72 mm große, graugrüne Eier befinden, die in 36—39 Tagen von dem Weibchen allein ausgebrütet werden. Die mit weichen, graubraunen Dunen bekleideten Jungen werden, nachdem sie noch einen Tag von der Mutter gewärmt und getrocknet wurden, sogleich ins Wasser geführt, ihre Nahrung, die in zarten Wasserpflanzen, besonders Wasserlinsen, besteht, sich selbst zu suchen. Im zweiten Jahr fangen sie an sich zu färben, im dritten zeigen sie das herrliche weiße Kleid der Alten. Die Nahrung der Schwäne besteht aus Wurzeln, Samen und den Wassergewächsen selbst,

kleinen Wassertieren, Fröschen, auch wohl Fischlaich. Im gezähmten Zustand nehmen sie Körner als Winterfutter an, ebenso Brot, gekochte Kartoffeln, Gemüse. Man baut ihnen auf Inselchen oder an den Uferrändern kleine Häuschen von hinlänglicher Größe und nicht hoch über dem Wasserspiegel mit einer Treppe zum Auf- und Niedergehen. Im Winter bringt man sie in Ställe, mit reinem Stroh ausgelegt, um sie, sobald das Wasser vom Eis frei ist, wieder hinauslassen zu können. Den jungen Schwänen lähmt man einen Flügel, um sie am Davonfliegen zu hindern, denn gewinnen sie die Freiheit, so mischen und paaren sie sich mit den wilden und sind nicht von ihnen zu unterscheiden. Gezähmt hat der S. nur einen gurgelnden Laut und ein boshaftes Zischen anstatt der lauten Stimme. Besonders hervorragende Schwanenzucht wird auf der Havel und Spree bei Potsdam und Spandau unter der Aufsicht des preußischen Hofjagdamts getrieben. Die Schwäne liefern herrliche Dunen und sehr hochgeschätztes Pelzwerk. Ihre große Flügelkraft und Unerschrockenheit schützt sie vor den Überfällen aller Raubvögel; selbst den Seeadler schlagen sie meist mit großer Energie ab. Die jungen Tierchen sind sehr vom Wels bedroht, der ihnen den Leib aufzureißen und sie unter Wasser zu ziehen sucht. Auf dem Land sind sie unbehilflich, können sich nur langsam watschelnd fortbewegen und kommen auch schwer zum Flug auf.

2) **Singschwan** (Cygnus musicus *Bechst.*, s. Abbildung). Länge 136—139 cm, Schwanz 17,2, Ständer 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 12,8 cm. Schnabel gelb bis an die Nasenlöcher, dann schwarz, kein Höcker vorhanden. 20—22 Schwanzfedern. Das Jugendkleid ist aschgrau, Schnabel fleischfarbig. Er bewohnt die nördlichen Gegenden Europas, Asiens und Nordamerikas, zieht im Winter südlich, kommt dann vielfach in Deutschland vor, sogar bis an den Bodensee, ist häufig in Rußland und Sibirien und soll in Griechenland Brutvogel sein. Er nistet gewöhnlich auf höhern, schilfreichen Bergseen im Norden, baut ein ebensolches Nest wie der Höckerschwan, nur sind die Eier kleiner und weißlicher mit glatter, glänzender Schale. Seine Lebensweise ist ganz wie die des vorigen, er läßt sich ebenso zähmen und halten; seine Gestalt ist aber nicht ganz so herrlich, der Hals dicker, weniger zierlich. Die Sage von dem Schwanengesang beschränkt sich in der Wirklichkeit nur auf



Singschwan (Cygnus musicus).

ein eintöniges, aus weiter Ferne metallisch klingendes Tongewirr, welches untereinander wie »Kill-killiiiii-ongongong-kil-kil!« und dem Gekläff verschiedener Hunde nicht unähnlich klingt.

3) **Kleiner S.** (Cygnus minor *Pall.*). Länge 110—116 cm, Schwanz 16, Lauf 9—10,5, Mittelzehe ohne Nagel 10—12 cm. Schnabel ohne Höcker, nur an der Spitze gelb, sonst schwarz. Im übrigen den andern ähnlich. Er kommt in den Breitengraden von Island und Sibirien vor, im Winter südlicher.

Jagd. Die Jagd auf den S., bei welcher doch nur der wilde Singschwan gemeint sein kann, hat ihre Schwierigkeiten; ist er auf einem kleinern Gewässer mit bewachsenen Rändern eingefallen, was nur ausnahmsweise geschieht, oder hat man es mit Jungen da zu thun, wo sie ausgekommen sind, so wird das Anschleichen keine großen Schwierigkeiten haben, und diese Umstände verleiten wohl manchen zu dem Ausspruch: es sei die Schwanenjagd nicht eben sehr schwierig; wer es aber unternommen hat, dem wilden Singschwan auf großen, freien Wasserflächen beizukommen, in deren Mitte er fast ausschließlich liegt, und wo man ihn anzu-

segeln versuchen muß, der wird bald zu seiner Befremdung die Aufmerksamkeit bemerken, welche die Schwäne dem Fahrzeug widmen, dessen nur einigermaßen verdächtige Maßregeln die Schar zum Aneinanderschwimmen bestimmt, wo sie dann mit gereckten Hälsen sichern, um schließlich mit donnerartigem Getöse aufzustehen. Wer dann noch die Jagd für leicht hält, der versuche aus schwankendem Boot einen Büchsenschuß in 300—400 Schritt Entfernung auf die in der Luft schnell dahinschwebende weiße Linie, und er wird den Erfolg bald erprobt haben. Das Wildbret junger Schwäne soll leiblich schmecken, das der alten aber ist ein zähes Muskel- und Sehnengefüge, welches den besten Zähnen zu schaffen macht; um so wertvoller sind aber die Federn und Dunen, und die Mitglieder der Spandauer Schwanenzucht müssen die entbehrlichen alljährlich rupfen lassen, um mit ihnen die Betten der Mitglieder des preußischen Herrscherhauses zu füllen. Da die daselbst gezüchteten Schwäne nicht mehr gelähmt werden, wie früher geschah, so streichen viele weg und verschwinden mit den wilden Kameraden oder fallen den Flinten angrenzender Jagdliebhaber zum Opfer.

Schwanenhals (Berliner Eisen), s. Falle 6).

Schwanz der Meute, die letzten der jagenden Hunde, während die ersten »der Kopf« heißen.

Schwanzschraube, die Schraube, welche den Verschluß eines Vorderladegewehrs bewirkt; Hinterlader haben selbstverständlich keine S.

Schwarm, eine Gesellschaft kleiner Vögel (Drosseln, Lerchen und andre Singvögel).

Schwärmen, das Umhersuchen der Vorstehhunde weitab vom Jäger; manchmal läßt man dies zu, wenn man auf wenig Wild rechnet und sich der Mühe, dem Hund überall zu folgen, entheben will; s. Revieren.

Schwarte, das Fell des Schwarzwilds und Dachses.

Schwarzamsel, s. Drosseln 5).

Schwarzbacken (Wanderfalke), s. Falken 5).

Schwarzbrust (Alpenstrandläufer), s. Strandläufer 5).

Schwarzdrossel, s. Drosseln 5).

Schwarzkittel, scherzhafte Bezeichnung für Wildschwein (s. d.).

Schwarzkopf (Reiherente), s. Ente 13).

Schwarzkrähe (Rabenkrähe), s. Rabenartige Vögel 2).

Schwarzmantel (Mantelmöwe), s. Möwenartige Vögel 13).

Schwarzschnepfe, s. v. w. Sichler.

Schwarzwild, s. Wildschwein.

Schweinsfeder, s. v. w. Fangeisen.

Schweiß, das Blut der Jagdtiere. Einige nennen das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes Farbe.

Schweißbett, die Stelle, wo sich ein angeschossenes Stück Hoch-, Reh- oder Schwarzwild niedergethan hat.

Schweißen, s. v. w. bluten; schweißig, blutig.

Schweißhund. Zu der Jagd auf Hoch-, besonders Edelwild ist der S. so unentbehrlich, daß eine Jagdverwaltung, die keinen S. besitzt, sich schon dadurch charakterisiert. Der S. ist keine ursprüngliche Rasse, und man wußte, ehe die Feuergewehre bei der Jagd Aufnahme fanden, nichts von ihm; früher hetzte man das Wild zu Pferd und ließ es von Hetzhunden fangen, oder man schoß mit Bogen oder Armbrust, fing es in Netzen ꝛc. Erst mit dem Aufblühen der Jägerei zu einer Wissenschaft und mit dem Verständnis für die nachhaltige Hege des Wildes erkannte man das Bedürfnis nach einem Hund, welcher dem Jäger das angeschossene Wild aufsuchte, damit es nicht verloren ginge. Man versuchte dazu verschiedene Hunde, einigte sich über die notwendigen Leistungen derselben, und daraus resultierten die Eigenschaften sowie Größe und Stärke dieser Hunde von selbst. Der Hund mußte tief suchen, um den Schweiß zu finden und zu verfolgen; er durfte nicht zu stark sein, weil krankes Wild sich vor solchem zu schwer stellte und er selbst im Vertrauen auf seine Kräfte demselben zu scharf zu Leibe ging, andernfalls zu schwache Hunde das sich zu bald stellende Wild oft entkommen ließen; eine sehr auffällige bunte Färbung des den Jäger stets begleitenden Hundes machte

das Wild vorzeitig auf ihn aufmerksam; kurz, der S., wie wir ihn heute in hoher Vollendung vor uns sehen, ist ein Produkt allmählicher, wohlberechnender Züchtung. Um unweidmännische Ausdrücke zu vermeiden, wollen wir die bei Hunden üblichen Jagdausdrücke hier folgen lassen. Die Augen des Hundes heißen Lichter, die Beine Läufe, die Ohren Behänge, zu welchen man auch die überhängenden Oberlippen rechnet, der Schwanz Rute; eine zur Begattung geneigte Hündin ist hitzig, läufisch oder läufig; hängen Hund und Hündin aneinander, so binden sie sich, bringt die Hündin Junge, so wolft oder welft sie; wittert der Hund gut, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte oder keine Nase; bellt er, so gibt er Hals oder ist laut; das Bellen vereint jagender Hunde heißt Geläut, diese selbst bilden eine Meute; bellt der Hund vor dem gestellten Wild, so verbellt er; hat er ein Wild laut gejagt, und verbellt er dies, nachdem es z. B. gebaumt hat, so gibt er Standlaut; ist er, ohne Wild zu sehen oder zu wittern, beim Jagen laut, so ist er weidelaut.

Um die Rasse eines Hundes festzustellen und durch Züchtung zu erhalten, hat man die Kennzeichen eines als normal anerkannten Hundes als die Bedingungen reiner Rasse hingestellt und beurteilt nun den äußern Wert desselben nach diesen. Hiernach soll ein S. wie folgt aussehen: Kopf stark mit breiter, faltiger Stirn und ansteigendem Hinterhaupt; lange, dünne, faltig herabhängende, weit nach hinten angesetzte, nach unten abgerundete Behänge; mäßig große, wenngleich nicht bösartige, so doch mürrisch dreinschauende Lichter; langer Fang (Schnauze), breit hervorstehende Nase mit großen, offenen Löchern, Kinnbacken gleichlang mit starkem Gebiß; Hals abgerundet mit starker Muskulatur, Schultern breit, ebenso wie die tiefe, doch nicht vorstehende Brust; Rücken leicht gewölbt; Leib etwas gestreckt, aber stark; Läufe gerade, sehr muskulös und stark mit breiten, harten Sohlen, aber nur mäßig hoch, eher niedrig. Die lange, dünne, etwas rauhe Rute darf niemals geringelt getragen werden oder einen Hakenschwanz vorstellen. Das kurze Haar sehr dicht und glatt, vorherrschend rötlich, doch auch wolfsgrau oder striemig und sehr rauh. Je mehr oder weniger nun ein Hund diesen Normen entspricht, desto größer oder geringer ist sein Rassewert. Das schließt aber nicht aus, daß ein anders aussehender Hund nicht ein guter S. sein kann; es gibt im Gegenteil Hunde von ganz dunkler Herkunft und kaum festzustellender Rasse, die auf den Schweiß sehr gut arbeiten, man wird sie aber nicht zur Zucht verwenden.

Der S. ist dazu bestimmt, auf der kranken Fährte, am Hetzriemen oder gelöst, dem Wild zu folgen, es zu stellen und das verendet gefundene zu verbellen; niemals soll er das sich vor ihm gestellte oder das niedergethane Wild anfassen oder gar niederreißen. Man nennt das lederne Halsband eines Hundes die Halsung; der S. wird am Hetzriemen geführt, der aus einem breiten, bandelierartig über die rechte Schulter getragenen Riemen besteht, welcher in einem Ring endigt, an dem der schmale Riemen befestigt ist, welcher durch den Ring an der Halsung des Hundes gezogen ist; vermöge eines Karabinerhakens läßt sich dieser sehr schnell lösen, wenn sofortige Hetze des Schweißhunds notwendig wird. Der S. muß an der linken Seite des Jägers gehen, ohne am Riemen rückwärts oder vorwärts zu zerren, und ist dann führig; bellt oder heult er vor dem verendet gefundenen Stück, so verbellt er tot. Vor Beendigung seines ersten Lebensjahrs ist der Hund nicht zu arbeiten, d. h. nicht in Thätigkeit zu setzen, was nicht ausschließt, daß man den jungen Hund schon früher am Riemen spazieren führt, auch wohl auf den Anstand mitnimmt, damit er sich an den Anblick des Wildes gewöhne, vorausgesetzt, daß es nichts thut, wenn er durch etwaige Unruhe das Wild verscheucht; man lasse ihm zu Haus möglichsten Spielraum auf dem Hof oder im geräumigen Zwinger, dulde aber nie, daß er allein im Holz verschwindet, denn er ist dann voraussichtlich für alle Zeiten verdorben. Der Jäger muß viel mit dem jungen Hund sprechen, da-

mit dieser aufmerken lernt, und auch bei der Arbeit darf er nicht mundfaul sein, so wenig angebracht auch vieles Sprechen bei andern Jagden ist. Ob der Hund nur auf kranker Fährte zu arbeiten ist, wie man gewöhnlich thut, oder auch auf gesunder, wie es die hannöversche Jägerei früher that, auch wohl noch pflegt, ist Ansichtssache; wir halten das letztere zum mindesten für überflüssig. Ist der S. führig und ein Stück Wild etwa weidwund geschossen, so lasse man ihm eine, auch zwei Stunden Ruhe und führe den Hund am Riemen an die verbrochene Fährte; mit der Ermunterung »Such, Waldmann, such, verwundt, verwundt!« läßt man ihn nach Schweiß suchen, zeigt ihm denselben, wenn er nicht selbst findet, und läßt ihn nun auf der schweißigen Fährte fortziehen, aber nur am Riemen; wird er sehr heftig, so muß er durch Zureden besänftigt, andernfalls angefeuert werden, der Jäger aber selbst die Fährte genau beobachten, ob auch der Hund recht hat und nicht etwa in eine falsche geraten ist, woraus hervorgeht, daß er selbst durchaus hirschgerecht sein muß, um den S. zu arbeiten. Hat der Hund die Fährte überschossen, so muß er auf die richtige zurückgeführt werden, und sollte durch irgend welchen Unfall, z. B. heftigen, schnell eingetretenen Regen, die Fährte verwaschen und gar nicht wieder aufzufinden sein, so ist das einzig Richtige, den Hund abzutragen und die Suche ganz aufzugeben, denn er muß begreifen, daß die Suche zum Ziel führen oder ganz aufgegeben werden muß; planlos darf niemals ein S. umherirren; den alten, fermen Hund kann man wohl im Notfall einmal verloren suchen lassen, aber niemals den jungen. Je näher der Hund dem Schweißbett kommt, desto heftiger wird er vorwärts drängen; steht das Wild nicht mehr auf, so belobe man und löse ihn, gebe ersterm den Fang und dem Hund Schweiß vom Aufbruch, um ihn recht genossen zu machen; steht das Wild aber nochmals auf, so hetze man unverzüglich den S., denn nun pflegt es sich bald wieder zu stellen, oft auch verendet zusammenzubrechen. Nun folge der Jäger so schnell wie möglich dem Hunde, der bald Standlaut geben wird, schieße das Wild tot und handle wie vorher, nehme aber nach gethaner Arbeit den Hund wieder an den Riemen. Sehr gut ist es, wenn ein alter, sicherer Hund dem jungen vorarbeitet.

Der S. muß sich ablegen lassen, d. h. bei der hingelegten Jagdtasche oder einer andern dem Jäger gehörigen Sache unangebunden still liegen bleiben, bis er abgeholt wird. Es ist dies oft nötig, wenn man fürchtet, beim Anschleichen an Wild durch den Hund gestört zu werden. Ist der junge Hund sehr scharf, und faßt er das kranke Wild an, so sind ihm einige Schläge von seiten dieses sehr heilsam; manche Jäger übernehmen selbst diese Kur, indem sie den Hund auf das frisch verendete Wild zum Halsgeben anfeuern und ihm, wenn er anfaßt, mit den Läufen oder dem Geweih einige derbe Püffe applizieren, dadurch lernt er namentlich auch das letztere zu seinem Heil gebührend respektieren, denn mancher vorwitzige Hund ist vom sich plötzlich aufraffenden Hirsch angenommen und geforkelt worden. Auch der Jäger wird beim starken, angeschossenen Hirsch, der noch auf den Läufen steht, Vorsicht für sich anzuwenden haben.

Schweißzeichen, s. v. w. Birschzeichen. Vgl. Edelwild (S. 89).

Schweizerkiebitz, s. Regenpfeifer 9).

Schwer nennt man ein zu den größten Hatzhunden gehöriges Individuum; zu diesen schweren Hatzhunden zählt man die Doggen, Bullenbeißer und großen Rüden und verbindet mit dem Ausdruck »s.« gleichzeitig die Bedeutung von schwerfällig im Laufen, denn zum Einholen der Sauen werden die leichten Hatzhunde zuerst angehetzt.

Schwimmer, s. v. w. Turmfalke, s. Falken 8); s. v. w. roter Milan, s. Milane 1).

Schwimmfüße, s. Fuß.

Schwimmvögel (Natatores), Ordnung der Vögel, kennzeichnen sich durch ihre mit großen Schwimmhäuten oder Schwimmlappen versehenen Zehen. Die Füße sind meist kurz, stark und an den Seiten zusammengedrückt; entweder fehlt die Hinterzehe, oder sie ist nur kurz und höher angesetzt.

Schwingen (Schwing- oder

Schwungfedern), die Federn am untern Flügelrand, welche dem Vogel das Fliegen ermöglichen. Die am Vorder- oder Handgelenk stehenden etwa zehn längsten heißen Handschwingen oder S. erster Ordnung, die am Hinter- oder Armgelenk stehenden Armschwingen oder S. zweiter Ordnung; s. Vogel.

Schwungfedern, s. Schwingen.

Seeadler, weißschwänziger, s. Adler 7).

Seedrache, s. Taucher 1).

Seeelster, s. Regenpfeifer 7).

Seeflieger, s. Möwenartige Vögel.

Seeflunger (Eistaucher), s. Taucher 7).

Seegans (Bläßgans), s. Gans 3).

Seekrähe, s. Möwenartige Vögel 1).

Seele, die innere Mitte, resp. die Bohrung des Gewehrlaufs.

Seelerche, s. Regenpfeifer 2) u. 4).

Seemornell, s. Regenpfeifer 6) u. 2).

Seerabe, s. Scharbe 1).

Seerachen, s. Säger 2).

Seeschnepfe, s. Uferschnepfe 2).

Seeschwalben, s. Möwenartige Vögel.

Seetaucher, s. Taucher.

Seeteufel, s. v. w. Bläßhuhn, s. Sumpfhühner 1); s. v. w. großer Lappentaucher, s. Taucher 1).

Seher, die Augen des Haarwilds.

»**Seil aus!**« ruft man dem Hund zu, wenn er über den Hetzriemen oder die Leine getreten ist.

Seitenwind, s. Wind.

Selbstfang, Vorrichtung, durch welche sich Wild fängt, bezieht sich ausschließlich auf den Saufang (s. Wildschwein); denn streng genommen ist jede Holzfalle u. dgl. ein S.

Selbstschuß, Vorrichtung, vermittelst deren ein Wild durch Berührung eines Drahts den Schuß abfeuert, durch welchen es sich selbst tötet.

Senne (Sieme), eine schwache Leine an den Jagdtüchern.

Separieren des Wildes, dasselbe in eingestellten Jagen in den Kammern nach Stärke oder Geschlecht sondern oder trennen. Sollen z. B. die geweihten Hirsche separiert und nur allein auf den Lauf getrieben werden, so werden hinter ihnen die Schnapptücher schnell niedergelassen, wenn sie dieselben passiert haben; darauf werden sie in einem Teil der Kammer umstellt, und dies geschieht so oft, bis alle beisammen sind und dann auf den Lauf getrieben werden.

Setter, s. Vorstehhund 4).

Setzen, das Gebären des Hoch- und Rehwilds wie auch der Häsinnen; beim Schwarzwild sagt man frischen, beim Raubhaarwild welfen.

Setzhase (Satzhase), s. v. w. Mutterhase.

Setzzeit (Satzzeit) ist die Zeit des Gebärens beim Hoch- und Rehwild wie auch den Hasen.

Seuche (Staupe), s. Hundekrankheiten (S. 249).

Sichelschnäbler, s. Sichler.

Sichern sagt man vom Wild, wenn es umheräugt oder wittert, überhaupt sich überzeugt, ob ihm Gefahr droht.

Sichler (Ibis *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Der starke Schnabel sichelförmig abwärts gebogen, nach dem Ende sich etwas zuspitzend und dort hart, im übrigen weich; Nasenlöcher ritzförmig, Schnabelfurche am Oberkiefer bis zur Spitze, am Unterkiefer bis zur Mitte; Zügelgegend nackt. Ständer weit über das Fersengelenk hinauf nackt; die Vorderzehe mit einer Bindehaut, am geringsten zwischen Innen- und Mittelzehe; Hinterzehe erreicht zur Hälfte den Boden; die Mittelzehe innen gezähnelt. Flügel lang und breit, wenig ausgeschnitten; die dritte Handschwinge die längste; der zwölffederige Schwanz wenig gerundet, kurz. Eine Art: der dunkelfarbige S. (**Ibis falcinellus** *L.*, **Tantalus falcinellus** *L.*, **Ibis falcinellus** *Vieill.*, **Plegadis falcinellus** *Kaup.*; Nimmersatt, Sichelschnäbler, brauner Ibis, dunkelbrauner, schwarzer Brachvogel, Schwarzschnepfe, türkische Schnepfe, schwarzer Keckhahn). Länge 53 cm, Schwanz 11, Schnabel 14, Lauf 10,2, Mittelzehe mit Nagel 7,8, nackter Teil über dem Fersengelenk 6 cm. Im Sommerkleid sind Kopf, Hals, Ober- und Unterseite und ein Längsstreifen auf dem Flügel dunkel rotbraun, die übrigen Teile schwarzgrün mit bläulichem und purpurnem Metallschimmer, der Unterkörper rußfarbig. Weibchen dem

Männchen gleich. Im Winterkleid sind Kopf und Hals schwarzbraun mit feiner Längszeichnung, Oberrücken und Schultern fast schwarz mit Metallschimmer, Unterkörper rußfarbig. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, nur fahler in der Färbung. Schnabel schwarz-graugrün, Iris dunkelbraun, Ständer grünlichgrau. Er ist ein südöstlicher Vogel, der sich auch nach Schlesien, Sachsen, England verfliegt. Seine Lebensweise ist die der schnepfenartigen Vögel; er nistet im Röhricht auf Weidenstümpfen, auch in verlassenen Reihernestern, legt 3—4 Eier von auffallend dunkel blaugrüner Farbe, 52:37 mm groß, starkschalig, ohne Glanz, von grobem Korn. Der Jäger wird zwar dem Ibis wohl nur in zoologischen Gärten begegnen, doch kommt er gar nicht so selten als flüchtiger Gast zu uns, wird aber in vielen Fällen übersehen oder nicht erkannt. Zum größten Teil sind es verflogene Junge, die sich zu uns verirren und dann nicht sehr scheu sein sollen, wie diejenigen schildern, welche sie zu beobachten die Gelegenheit fanden. Sie wandern in einer schrägen Linie, aber ohne gleichmäßigen Flug, so daß einige bald zurückbleiben, bald vorprellen und diese Schar einer sich ringelnden Schlange nicht unähnlich sieht, wie Verfasser in Schlesien zu beobachten Gelegenheit fand.

Sicke, s. v. w. Sie.

Sie (Sicke), Weibchen der Singvögel; die Männchen heißen Hähnchen.

Sieme, s. v. w. Senne.

Silbermöwe, s. Möwenartige Vögel 11).

Silberreiher, kleiner, s. Reiher 5).

Singdrossel, s. Drosseln 2).

Singen nennen süddeutsche Jäger das Balzen des Auerhahns.

Singschwan, s. Schwan 2).

Singvögel, sehr verzweigte Ordnung der Vögel, welche unter vielen andern die dem Jäger nahestehenden Drosseln enthält. Schnabel glatt, ohne Wachshaut. An den Füßen drei Zehen nach vorn, eine nach hinten. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut. Vorderseite des Laufs getäfelt oder nur mit einer Schiene versehen, wie die Hinterseite in den meisten Fällen. Neun Handschwingen, überhaupt 18—19 Schwingen. Schwanz zwölffederig. Im Kehlkopf ein Singapparat.

Sitz, s. Bett.

Sitzen sagt man gemeinhin vom Federwild im Gegensatz zum Fliegen; daher »im S. schießen«, im Gegensatz zum Schießen im Flug.

Skalver, s. Scharbe 1).

Skarv (Krähenscharbe), s. Scharbe 2).

Sminke (Pfeifente), s. Ente 4).

Solofänger, ein Windhund, der einen Hasen allein, also ohne Hilfe andrer Hunde, zu fangen vermag, mithin ein sehr wertvoller Hund.

Sommerhaar, dasjenige Haar, welches das Wild von der Härung im Frühjahr bis zu der im Spätherbst trägt.

Sommerkrikelster, s. Würger 2).

Sommermauser, s. Bussarde 3).

Sommerstand des Wildes, die Örtlichkeit, in welcher das Wild den Sommer hindurch steht oder liegt, oder auch die Anzahl einer Wildart, welche sich vom Schluß der Jagdzeit bis zu deren Eröffnung auf einem Revier aufhält; daraus folgt, daß der S. der eiserne Bestand an Wild sein muß, wo die Jagd pfleglich behandelt wird.

Sonnenadler, s. Adler 1).

Sonnenzug, in alter Zeit eine Salzlecke, bei deren Bereitung viel Hokuspokus getrieben und geglaubt wurde, dadurch das Wild aus fernen Revieren heranzuziehen.

Spannbrett, s. Abstreifen.

Spätgang, beim Wild aller Gang erst gegen Morgen über den schon gefallenen Tau.

Spatzeneule, s. Eulen 3).

Spechtrabe, s. Häher 3).

Speckmöwe, s. Möwenartige Vögel 8).

Speckräude, s. Hundekrankheiten (S. 250)

Sperber, s. Habichte 2).

Sperbereule, s. Eulen 2).

Sperberfalke, s. Habichte 2).

Sperber, kleiner, s. Falken 7).

Sperber, roter, s. Falken 8).

Sperber, weißer, s. Weihe 3).

Sperlingseule, s. Eulen 3).

Sperlingshabicht, s. Falken 8).

Sperlingskauz, s. Eulen 4).

Sperrzeuge, Jagdtücher und Garne; Tuch- und Federlappen nennt man Blendzeuge.

Spiegel, 1) s. v. w. Lerchenspiegel (s. Lerchen, S. 302). — 2) Die Maschen eines Garns. — 3) Der weiße Fleck um das Weidloch des Rehs. — 4) Der meist grün- oder blaumetallisch schimmernde Fleck auf den Flügeln der Enten, auch der weiße Schulterfleck des Auer- und Birkwilds.

Spiegelgarn, s. v. w. Lerchenspiegel (s. Lerchen, S. 302).

Spiel, der Schwanz des Auer- und Birkwilds und der Fasanen.

Spielhuhn, s. v. w. Birkhuhn.

Spierer, s. Möwenartige Vögel 1).

Spieß, die erste Form des Geweihs oder Gehörns. — Auch ein Bund von vier Ganzvögeln, d. h. großen Kramtsvögeln, resp. von acht Stück Halbvögeln.

Spießbock, ein junger Rehbock.

Spießen, s. v. w. forkeln.

Spießer, 1) ein junger Edel-, Elch- oder Damhirsch. — 2) S. Würger 3).

Spinne heißt bei manchen Jägern das Gesäuge des Rotwilds.

Spinnenseeschwalbe (Lachmeerschwalbe), s. Möwenartige Vögel 6).

Spissen, der Lockruf des Haselwilds in der Balzzeit, auch wohl das Balzen der Haselhähne.

Spitz von vorn oder hinten bezieht sich auf die Stellung eines Wildes dem Jäger gegenüber, resp. auf den Schuß desselben; s. kommt also ein Wild, wenn es so gerade auf den Schützen läuft, daß er nur von vorn darauf schießen kann; vgl. Breitschuß.

Spitzgeier, kleiner, s. Weihe 3).

Spitzkopf, s. Schnepfen 1).

Spitzkugel, kegelförmige Gewehrkugel, s. Gewehr.

Spitzschuß, s. Breitschuß.

Spitzschwanz, s. Ente 5) u. 10).

Splissen, s. v. w. sprießen.

Spreißel heißen die kleinen Stecken, welche in die Steckgarne eingebunden werden, um diese stecken zu können.

Sprengen, sich, sagt man von einem Volk Feldhühner, welches beim Aufstehen nach verschiedenen Richtungen auseinander fliegt. — S. des Wildes, dasselbe durch Schüsse oder Hunde auseinander treiben, vereinzeln. — S. des Gewehrs bedeutet durch unvorsichtiges Behandeln desselben das Platzen des Laufs hervorrufen, was sehr leicht geschehen kann, wenn sich über der Ladung fremde Körper in das Rohr eingedrängt haben, die es teilweise verstopfen.

Sprenkel, eine dohnenartige Fangvorrichtung für Vögel.

Sprenzchen, s. v. w. Zwergfalke, s. Falken 7); s. v. w. Sperber, s. Habichte 2).

Sprießen (splissen, schäften), eine Leine mit einer andern verschlingen.

Spriffel, s. v. w. Spreißel.

Springel, s. v. w. Sprenkel.

Springen, auf das Blatt, das Herbeikommen des Rehbocks auf das Blatten; s. Reh (S. 361). — Vom Hasen, s. v. w. fliehen.

Sprinz, s. v. w. Zwergfalke, s. Falken 7); s. v. w. Sperber, s. Habichte 2).

Sprinzel, s. v. w. Sprenkel.

Sprossen (Sprosse), 1) die Enden an einem Hirschgeweih unterhalb der Krone, also sagt man: Augensprosse, Eissprosse, Mittelsprosse (oder -Sproß). — 2) An den Steckgarnen die Stäbe, mit denen man sie aufrecht erhält.

Sprung, eine Gesellschaft von Rehen.

Sprünge, die Hinterläufe des Hasen.

Spulwürmer, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Spur, der Abdruck eines Fußes des Wildes; der Abdruck aller vier, resp. beider Füße oder Läufe im Zusammenhang beim Gehen heißt Fährte. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck beim Raubwild, dessen hauptsächlichste Spuren, resp. Fährten auf S. 411 und 412 dargestellt sind. Die Fährten des Hoch- und andern Wildes sind bei den einzelnen Wildarten nachzusehen. — Manche Jäger gebrauchen den Ausdruck S. überhaupt nur vom Raubwild und zwar sowohl von dem Abdruck Eines Laufs im Boden als auch aller im Zusammenhang und sprechen von »Fährte« nur bei dem Wild, welches auf Schalen zieht; bei diesem heißt der Abdruck Eines Laufs immer nur Tritt.

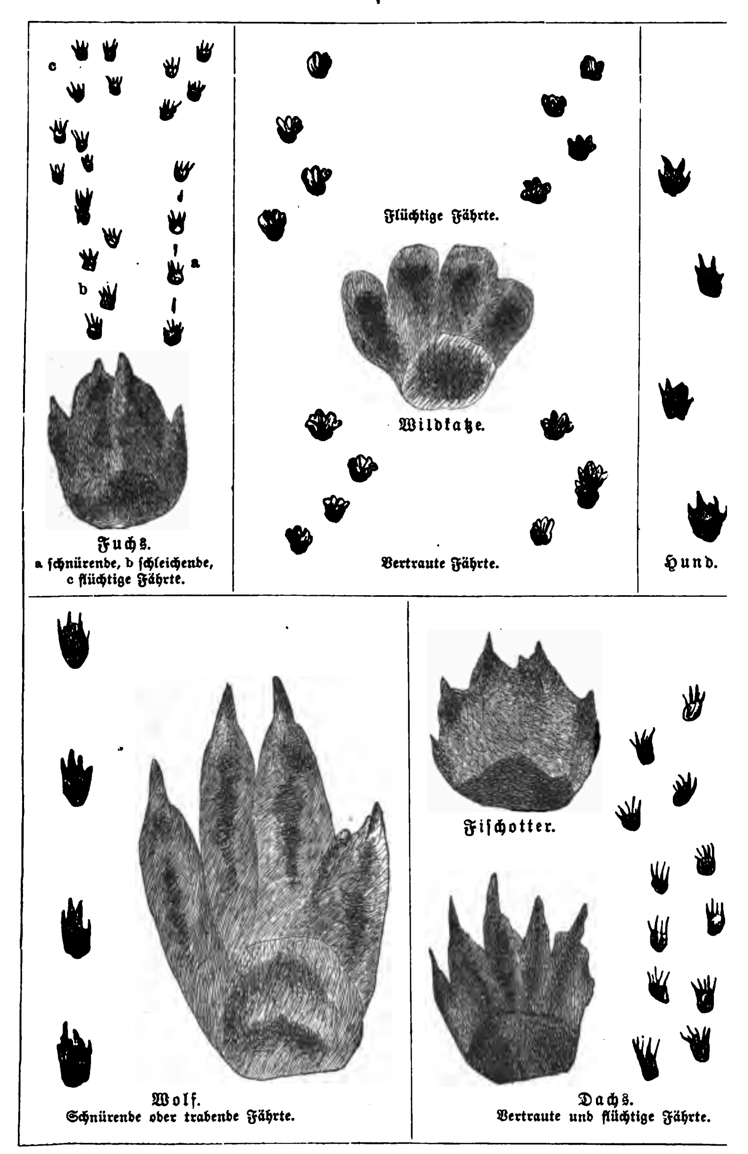
Spüren, s. v. w. abspüren.

Spurenkunde, s. v. w. Fährtenkunde.

Spürer (Spürhund) wird mancherorts der Schweißhund genannt.

Spurschnee, s. v. w. Neue.

Stallung (richtiger Stellung), ein Waldteil, den man mit dem Jagdzug in Einem Treiben umstellt.



Fuchs.
a schnürende, b schleichende, c flüchtige Fährte.

Wildkatze.

Hund.

Wolf.
Schnürende oder trabende Fährte.

Fischotter.

Dachs.
Vertraute und flüchtige Fährte.



Stammgans (Graugans), s. Gans 1).

Stand, der Ort, wo sich Wild vorzugsweise aufzuhalten pflegt, besonders sagt man aber so vom Hoch- und Rehwild; kleines Wild liegt da oder dort. — Auch die Stelle, welche bei Wald- oder Feldtreiben dem Schützen angewiesen ist, sowie der Platz, den sich ein Schütze zum Anstand oder Ansitz ausgewählt hat.

Standarte, der Schwanz des Fuchses.

Ständer, die Füße der meisten Vögel, mit Ausnahme der zur hohen Jagd gehörigen; besonders die langen Stelzen der Sumpfvögel.

Ständern, einem Federwild einen oder beide Füße zerschießen.

Standlaut gibt der Hund, wenn er ein Wild auf Einer Stelle verbellt, nicht in der Flucht.

Standvogel, ein Vogel, der das ganze Jahr an derselben Örtlichkeit bleibt.

Standwild, im Gegensatz zum Wechselwild das Wild, welches in einer gewissen Umgebung verbleibt und nicht anderswohin auswechselt, um nicht wiederzukehren.

Stange, der rechts- oder linksseitige Auswuchs vom Rosenstock; beide Stangen bilden ein Geweih oder Gehörn.

Stangeneisen, s. v. w. Otterstange.

Stangenfeder, eine Feder im Gewehrschloß, welche die Schlagfeder an die Nuß drückt.

Stänker, s. v. w. Iltis.

Stark sagt man beim Ansprechen des Wildes für groß.

Starkgarn, s. v. w. Doppelgarn.

Stauben sagen manche von den Hühnervögeln, wenn sie sich im Sand baden; gebräuchlicher ist hudern.

Stäuben sagt man von den Feldhühnern, wenn sie den Kot fallen lassen.

Staupe (Seuche), s. Hundekrankheiten (S. 249).

Stechen, eine Büchse, das Stechschloß spannen und somit ein leichteres Losgehen des Schusses bewirken. — Beim Scheibenschießen bedeutet S. das Wettschießen zwischen Schützen, welche gleichviele Ringe geschossen haben, um den Preis. — Auch das Kämpfen der Schnepfenmännchen und

verwandter Vögel im Flug heißt »S.«, und vom Dachs, wenn er nach Nahrung im Erdboden wühlt, sowie von der Schnepfe, wenn sie nach Würmern sucht oder wurmt, sagt man ebenfalls, sie stechen nach Äsung.

Stechente (großer Säger), s. Säger 1).

Stecher, der Drücker, welcher das Stechschloß spannt.

Stechscheibe, eine Scheibe, auf welcher die Schützen, die gleichgut geschossen haben, um die Prämien schießen, also sich abstechen wollen.

Stechschloß, Vorrichtung am Schloß einer Büchse, welche das Abziehen des Schusses sehr erleichtert, so daß man durch hartes Abziehen nicht aus der Lage kommt. Gestochene Büchsen müssen der sehr leichten Entladung wegen äußerst vorsichtig behandelt werden.

Steckdohne, s. Drosseln (S. 78).

Stecken, sich, sagt man vom Wild, wenn es sich im Busch verbirgt, ohne für immer dort zu verweilen.

Steckgarn (Stecknetz), s. v. w. Doppelgarn.

Steenpicker (Flußregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Stehen sagt man zur Bezeichnung des regelmäßigen Aufenthalts vom Hoch- und Rehwild in einem gewissen Forstort; da, wo es sich nur gelegentlich aufhält, etwa bei Verfolgung, steckt es sich. Auch den Aufenthalt von Auer- und Birkwild auf Bäumen bezeichnet man mit »S.«

Stehen, die notwendige Eigenschaft des Hühnerhunds, daß er vor Hasen, Hühnern ꝛc. fest st. bleibt, bis der Jäger ihn zum Einspringen auffordert.

Steige (Wildsteige), die von dem Hochwild durch regelmäßigen Wechsel ausgetretenen schmalen Wege; sie lohnen den Ansitz, zumal auch Füchse und andres Raubzeug, selbst Hühner und Schnepfen gern auf ihnen einherlaufen. — Steig des Hasen, ein von diesem durch das Getreide freigebissener Streifen, auf welchem er bequem forthumpeln kann; früher schrieb der Aberglaube diese S. den Hexen zu, und sie hießen Hexensteige. — Steig des Fischotters, das Ein- und Aussteigen desselben ins Wasser und aus dem Wasser.

Steinadler, s. Adler 2).

Steinbock (Steinwild, Capra), Gattung aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Horntiere. Statt der Geweihe sitzen an Knochenzapfen nichtabwerfbare Hörner, die beiden Geschlechtern eigen, beim Bock aber viel stärker sind. Am Gesäuge zwei Zitzen. Der S. (Capra ibex *L.*). Die weidmännischen Ausdrücke sind dieselben wie bei dem andern Hochwild: S., Steinziege oder Steingeiß; beide haben Hörner; die Jungen heißen Kitzen, eine Gesellschaft Rudel.

Beschreibung. Der Alpensteinbock bietet in seiner Gesamterscheinung viel Ähnlichkeit mit dem Ziegenbock, wenngleich ein alter, ausgewachsener S. seinen Gattungsverwandten um vieles in Größe und Stärke übertrifft; die Steingeiß sieht aber in allen Teilen, selbst der Hörnerbildung, der Hausziege sehr ähnlich. Ganz junge Kitzen gleichen den ebenso alten Hauszicklein sehr. Schon im ersten Lebensmonat sprossen dem S. die Hörner heraus, und schon der kurze Stummel zeigt hart über der Wurzel die erste querlaufende, knorrige Leiste, deren Anzahl bis zu einer gewissen Sicherheit auf das Alter des Bocks schließen läßt; die Hörner werden lang und stark, beschreiben, nach hinten laufend, einen weit gespannten Bogen und können ein Gewicht von 10—15 kg erreichen. Die Hörner der Ziegen werden nur 15—18 cm lang, sind fast drehrund, in die Quere gerunzelt und einfach nach hinten gekrümmt. Das Haar ist ziemlich grob, im Winter stärker als im Sommer, auch meist an der Unterseite länger als auf dem Rücken; die ganze Oberseite braun mit bald grauer, bald hell roströtlicher Mischung; Brust dunkler, Kehle meist heller, Kinn- und Kehlhaare auch bisweilen länger als die übrigen Haare; die spitzen Gehöre, welche ein Drittel länger als der Kopf sind, sowie Kopfseiten und Kinn gelblich. Unterseite bis an den Wedel weißlich. Letzterer, kurz, schwärzlich, endet in einem kleinen Haarbüschel, so lang wie das Gehör, wird gerade getragen. Sommerfärbung heller, gelbrötlicher. Im ganzen 32 Zähne. Die durchschnittlichen Maße eines alten Steinbocks sind: Länge 140 cm, Kopf 32, Gehöre

12, Wedel ohne Haarbüschel 125, mittlere Rückenhöhe 84, starke Hörner 70—85, über die Krümmung gemessen bis 100 cm. Ein starker Bock wiegt ungefähr 100 kg, die Steinziege ist viel schwächer. Junge Böcke sind heller, haben auch über den Rücken fort einen dunkeln Streifen. Die geistigen Fähigkeiten des Steinwilds werden von den Beobachtern hoch angeschlagen; es soll bewundernswürdig in der berechnenden Vorsicht, in der Überlegung freier, selbständiger Handlungen, in der Wahl seines Standes und Wechsels sein. Sein Äugen ist ausnehmend scharf, ebenso das Vernehmen; doch steht das Winden dem der Gemse nach. Seine körperliche Gewandtheit ist so vorzüglich, sein Erspringen und Erklimmen hoher Mauern und Felsen so unglaublich kühn und sicher, seine Bewegungen so majestätisch und frei, daß der S. von Kennern für das stattlichste, edelste Jagdtier gehalten wird. Es ist ihm ein Kleines, eine 5 m hohe Mauer, sich einfach am Fuß derselben zusammenziehend und dann aufschnellend, in drei Sprüngen zu erklimmen; ohne Besinnen läßt er sich von hohen Felsen in die Tiefe fallen, unten elastisch sich aufraffend, die breiten, kurzen Schalen zum Halten und Festklammern unglaublich weit ausbreitend.

Verbreitung, Aufenthalt. Das Steinwild bewohnt nur die höchsten Bergregionen, ist aber leider seit Ende des 16. Jahrh. im Aussterben begriffen infolge der maßlosen Jagdwut der Bergbewohner wie auch des Aberglaubens von der Heilkraft mancher Körperteile dieses Wildes. Zumstein erwirkte 1821 ein scharfes Schongesetz von der piemontesischen Regierung, da seit Jahrhunderten das Steinwild nur noch in den piemontesischen Alpen heimisch war. Viktor Emanuel, König von Italien, erwarb aber 1858 das alleinige Jagdrecht und nahm den Jagdschutz des edlen Wildes energisch in die Hand. Dieses Asyl sind die Distrikte von Val Cogne, Savaranche und Grisanche, drei vom Aostathal aus in südwestlicher Richtung gehende Thäler der Grajischen Alpen, mit hohen, unzugänglichen Felswänden, weiten Eis- und Schneefeldern, eine sichere Burg für die Bedrängten, die dort, 400—600 Stück stark, unter dem Schutz einer starken Aufseherschar hausen. Der Hauptstand ist in den Thälern von Cogne, in Combe de Lila, Lauzon, Grannal, La Rossa, La Grivola, Pointe de l'Oeille u. an den Gletschern von Camperscher. In Val Locana und Cerisola steht nur Wechselwild, in Savoyen ist es ganz ausgestorben. In andern Gebirgsländern sind ähnliche Steinwildarten, die sich alle nur durch den Bau der Hörner und den Bartwuchs am Kinn unterscheiben.

Lebensweise, Brunft. In den Gegenden, wo das Wild nicht gestört wird, äst es in den Vor- und Nachmittagsstunden, sonst nur in der Morgen- und Abenddämmerung. Birken, Alpenrosen, Ginster, Knospen und Zweige der Zwergweiden, alle Gebirgskräuter, im Winter trockne Halme und Flechten bilden seine Nahrung. Begierig sucht es Salz, deshalb auch Quellwasser; sonst leckt es Schnee und Eis. Der stärkste Bock zieht an der Spitze eines Rudels, das schwächere Wild mit den Kitzen zuletzt; er hält auf Ordnung und Zucht und weiß seinen Lagerplatz zu verteidigen. Im Winter stehen die starken Böcke zusammen, nehmen aber nur in großer Not die Geißen auf, denen sie dann allerdings auch viele Vorteile einräumen. In den Januar fällt die Brunftzeit, und Ende Juni, Anfang Juli setzt die Geiß ein, auch zwei Kitzchen, die sie mit aufopfernder Sorgfalt und Liebe pflegt und gegen alle Feinde tapfer verteidigt. Die Jungen sind mit steingrauer Wolle bekleidet, bekommen auch erst zum Herbst das längere Grannenhaar. Man hat Verbastardierungen zwischen Steinböcken und Hausziegen versucht und glückliche Resultate erzielt und beabsichtigt nun mit solchen aus der Schönbrunner Kolonie die östlichen Alpen zu bevölkern, wo schon frühere Versuche der Art nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Jagd. Sie mag auf solch edles, begehrtes Wild ja gewiß ein Hochgenuß sein, aber doch nur für den Weidmann, dessen Sehnen und sonstige Struktur dem S. nicht viel nachgeben; denn wie wollte er sonst jene unwirtlichen, wilden Kämme erklimmen, tagelang mit dem dürren Mahl

aus seinem Ranzen fürlieb nehmen und, wenn ihm das Glück wohlwollte, mit einer Last von nahezu 1½ Ztr. auf dem Rücken den stundenweiten Heimweg antreten? Dazu kommt, daß der S. nicht nur von überaus scharfen Sinnen ist, sondern auch in Kombinationsgabe die Gemse noch übertrifft und, wenn er sich über Gefahr und Feind klar geworden ist, alle Umstände zu seiner Flucht sofort erfaßt und ausführt, auch im Notfall selbst über den Jäger hinweg seine Flucht nimmt, ihn dabei gelegentlich in die Tiefe schmetternd. Wie alle Grattiere, beobachtet er den Schuß nur, wenn er das segelnde Pulverwölkchen gewahrt; er verwechselt den Büchsenknall wohl mit dem ihm wohlbekannten Krachen des Eises. Hat der S. aber den Jäger nicht gesehen, so flieht er nicht, und steht er einigermaßen zugänglich, so hat er den gewitzten Bergjägern gegenüber, die ja zu häufig Wilderer sind, oft genug verspielt. Man fürchtete, daß mit dem Ableben des weidmännischen Königs Viktor Emanuel von Italien des Steinwilds letzte Stunde geschlagen haben würde, zumal die Beaufsichtigungskosten allerdings sehr erheblich sind und nur der umfangreichste Schutz durch zuverlässige, wetterfeste Gebirgsjäger seinen Bestand sichern kann, daher die Freude der Jäger und Naturfreunde um so größer war mit der Kunde, daß auch König Humbert diesem herrlichen, einzigen Wild seinen Schutz in demselben Maß angedeihen und der österreichische Kaiser und dessen an weidmännischen Tugenden schon so reicher Thronfolger ganz ähnlichen Bestrebungen in ihrem Gebiet obliegen. Ihnen werden wir danken, daß wir noch nicht nötig haben, an den Nekrolog dieses Wildes zu denken. Wenn der Schnee auf den Gletschern geschmolzen ist, also im Juli und August, brachte Viktor Emanuel mehrere Wochen, häufig in einem offenen, dem Regen kaum widerstehenden Zelt, in der Steinbockregion zu. Hatten seine Jäger Steinböcke ausgemacht, so ritt er oft viele Stunden auf jenen Unpfaden zu seinem Stand, gegen welchen die Tiere von 100 bis 200 Treibern getrieben wurden. Die Stände sind mit Schießlöchern versehene Steintürmchen, in welchen der Schütze regungslos, in die Farbe des Gesteins gekleidet, verharren muß. Nur sehr widerwillig läßt sich das Steinwild treiben, drückt sich und sichert stundenlang auf kleinen Stellen umher und sucht fortwährend seinem alten Stand zuzustreben. Der Abschuß erstreckt sich auf etwa 50 Böcke; möge das edle Wild noch lange gedeihen!

Steindohle (Alpendohle), s. Alpenkrähe 2).

Steindreher (Steinwälzer), s. Regenpfeifer 6).

Steineule, s. v. w. Uhu.

Steinfalke, s. Falken 6).

Steingeier (Kornweih), s. Weihe 3).

Steinhund (Nörz), s. Iltis 4).

Steinkäuzchen, s. Eulen 4).

Steinkitze, s. Steinbock.

Steinkrähe, s. Alpenkrähe 1).

Steinmarder, s. Marder 2).

Steinschmack (Steinschmatz), s. v. w. Turmfalke, s. Falken 8).

Steinwälzer, s. Regenpfeifer 6).

Steinwälzer (Triel), s. Dickfuß.

Steinwild, s. v. w. Steinbock.

Steinziege (Steingeiß), s. Steinbock.

Steiß, s. Vogel.

Steißfuß, s. v. w. Lappentaucher.

»**Stell an!**« heißt der Zuruf, wenn die Treiber angestellt werden sollen.

Stellbrocken, der Köder, welchen man an den Abzug eines Schlageisens bindet, durch dessen versuchte Wegnahme dasselbe zuschlägt.

Stelldichein, s. Rendezvous.

Stellen sagt man von Hunden, wenn sie das Wild einholen und nicht fortlassen; der Jäger erkennt dies an dem Standlaut derselben und sucht sich währenddessen anzuschleichen. — S. (oder richten) nennt man auch das Aufstellen der Tücher und Netze. — Sich s., das Stehenbleiben des von Hunden gejagten Wildes, welches nicht weiter kann oder will, um, wenn es wehrhaft ist, sich zu verteidigen.

Stellhaken beim Schwanenhals, s. Falle (S. 160).

Stellstangen, die Stangen, welche die Tücher 2c. tragen.

Stellstift beim Schwanenhals, s. Falle (S. 160).

Stellung, Vorrichtung, welche ein Fangwerkzeug fängisch stellt, d. h. zum Fangen geeignet macht. Vgl. auch Stallung.

Stellwege, s. v. w. Gestelle.

Stelzenläufer (Himantopus *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Nur drei Zehen. Schnabel fast halb so lang wie der hohe Tarsus, gestreckt, schwach; die Spitze, welche sich etwas über den Unterschnabel biegt, dünn. Nasenlöcher nahe der Stirn, ritzförmig, ohne Scheidewand, verschließbar; Ständer lang, über dem Fersengelenk fast nackt; Vorderzehen kurz, äußere und innere durch eine Bindehaut verbunden; Flügel stark ausgeschnitten, schmal, spitz; sie überragen den kurzen, doppelt ausgeschnittenen, zwölffederigen Schwanz. Eine Art: der grauschwänzige S. (Himantopus rufipes *Bechst.*, Hypsibates himantopus *Nitsch.*, Himantopus vulgaris *Bechst.*, Charadrius himantopus *L.*, Himantopus albicollis *Vieill.*, Himantopus atropterus *Meyer*; Storchschnepfe, Langbein, Langschenkel, Riemenfuß, langfüßiger, rotfüßiger, schwarzflügeliger Strandreiter, türkische Schnepfe). Länge 33 cm, Schwanz 7,5, Schnabel 6,6, Lauf 12, Mittelzehe mit Nagel 4, nackter Teil über dem Fersengelenk 7,8 cm. Schwanz grau mit weißen Federsäumen, Rücken und Flügel schwarz mit grünlichrotem Metallglanz, in der Jugend braun mit hellen Kanten; Ständer rot, Schnabel schwarz. Im Sommerkleid ist der Hinterkopf glänzend schwarz, alles übrige, außer der bereits angegebenen Färbung, reinweiß mit leicht rötlichem, nach dem Tod verschwindendem Anflug. Im Winterkleid ist der Scheitel dunkelgrau, Hinterhals hellgrau, sonst wie vorher. Im Jugendkleid sind Hinterkopf und Nacken braungrau, Flügel schwarz, Rücken braun mit hellen Federkanten; die mittlern Schwingen und die größern Flügeldecken mit weißen Spitzensäumen, welche eine Querbinde über dem Flügel bilden; Schwanz hellgrau. Weibchen kleiner und von matterer Färbung. Schnabel schwarz, Iris rot, in der Jugend gelbrot; Ständer der Alten karminrot, der Jungen orangefarbig. Von den südlichen Küsten der Ostsee ab verbreitet er sich nach dem Süden Europas, wo er auch brütet; auch in Ägypten soll er häufig und vertraut sein. Er liebt große, stille Brücher, nistet und äst wie die andern Sumpfvögel. Die vier Eier sind zugespitzt, bald rundlich, bald gestreckt, 49 : 31 oder 44 : 32 mm groß, haben auf trüb gelbgrünlicher Grundfarbe graue und darauf schwarzbraune Punkte und Flecke. Seine durchdringende Stimme klingt wie »Huit huet, huit huet!« Im Gang sieht er dem Storch nicht unähnlich, im Flug dem Reiher; dabei fliegt er mehr gewandt als schnell. Meist sieht man ihn im Wasser herumwaten und mit untergetauchtem Kopf nach Nahrung suchen. Wo er verfolgt wird, ist er sehr scheu, andernfalls vertrauter als die vorher genannten Vögel, daher nicht schwer anzukommen; besondern Wert für den Jäger hat er nicht.

Steppenadler, s. Adler 5).

Steppenbussard, s. Bussarde 5).

Steppenralle (Halsbandgiarol), s. Regenpfeifer 8).

Steppenweih, s. Weihe 4).

Sterengall, s. Falken 8).

Sternfalke, s. Falken 3).

Sternscheibe (Flatterscheibe), ein hoch aufgerichtetes, sternförmiges Gestell mit verschiedenen kleinen Zielobjekten, welche abgeschossen werden.

Stich, die beiden Gruben an der Brust des großen Haarwilds.

Stichel, eiserne, zugespitzte Stange, mit der man die Löcher in den Boden stößt, in welche die Stellstangen gesetzt werden.

Stieben nennt man den hohen Flug der Feldhühner.

Stinkloch (Fettloch, Saugloch), das zwischen Bürzel und After befindliche, mit schmieriger Fettigkeit gefüllte Loch am Dachs.

Stinkmarder, **Stinkwiesel** } s. v. w. Iltis.

Stirnzapfen heißen die Auswüchse, auf denen das Geweih erwächst.

St. Martin (Kornweih), s. Weihe 3).

Stöberhund, ein Hund, welcher sich zum Aufsuchen und Heraustreiben des Wildes eignet.

Stöbern, das Wild durch Hunde aufscheuchen.

Stockaar (gemeiner Bussard), s. Bussarde 1).

Stockadler (Steinadler), s. Adler 2).

Stockamsel (Schwarzdrossel), s. Drosseln 5).

Stockente, s. Ente 1).

Stockeule (Waldkauz), s. Eulen 10).

Stockfalke (Hühnerhabicht), s. Habichte 1).

Stockziemer (Schilddrossel), s. Drosseln 6).

Stopfen (stoppen), die Hunde, bezieht sich auf die jagende Meute bei der Parforcejagd. Wenn aus irgend welchem Grunde die Hunde verhalten werden müssen, sei es, daß sie auf falscher Fährte jagen oder sich zerstreut haben oder man dem Hirsch Vorsprung schaffen will, so reitet ein Pikeur vorauf und hält die Meute unter Peitschenschwingen und dem Blasen des Signals »S.« zurück.

Storch (Ciconia), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Störche (Ciconiidae). Schnabel lang und gerade, Ende scharf zugespitzt, mit schneidigen Rändern; Nasenlöcher von einer kurzen Furche eingeschlossen, ritzförmig, nahe der Stirn; diese und die Schnabelfirste liegen in einer Linie. Die Kehle von einer nackten, dehnbaren Haut umschlossen. Die langen, starken Ständer über dem Fersengelenk meist nackt; Zehen mit breiten Sohlen; äußere und mittlere mit einer bis zum ersten Gelenk reichenden Bindehaut, jene und die innere mit einer kürzern verbunden. Nägel kurz und gewölbt.

1) **Weißer S.** (Ciconia alba *Briss.*, Ardea ciconia *L.*; Adebar, Ebinger, Honneter). Länge 88,8 cm, Flugbreite 200, Schwanz 21,2, Schnabel 16,8, Lauf 19,2, nackter Teil über dem Gelenk 10, Mittelzehe ohne Nagel 7,4 cm. Die Schwingen, die großen Flügeldecken der Oberseite und die langen Schulterfedern schwarz, alles übrige weiß. Zügelhaut nackt, ebenso ein schmaler Augenkreis, beide schwarz; vierte Schwinge die längste, fünfte und zweite gleichlang. Die Jungen sind auf Ständer und Schnabel nicht so hochrot, sondern viel blässer, sonst den Alten gleich, ebenso ist das etwas schwächere Weibchen dem Männchen ganz gleich. Die alten Vögel haben am Kropf einen Büschel zugespitzter Federn. Der weiße S. ist ein Bewohner der gemäßigten und warmen Zone, kommt nur sehr selten in Gebirgen und dürren Gegenden vor, ist dagegen in gut angebauten Ebenen mit Wiesen gemein. Er ist Zugvogel. Sein Nest steht stets hoch auf Dächern oder starken Bäumen und enthält meist 3—4, selten 5 Eier, welche weiß, inwendig grün, feinschalig, eiförmig sind und 75 : 51 mm messen. Er lebt nur vom Fleisch der Amphibien, Vögel, von jungem Wild und gelegentlich von Mäusen. Im August, vor Bartholomäi, zieht er fort.

2) **Schwarzer S.** (Ciconia nigra *Belon.*, Ciconia fusca *Briss.*, Ardea nigra *L.*, Melanopelargus niger *Reichenbach*; brauner S.). Länge 86,5 cm, Schwanz 20, Schnabel 18,7, Lauf 18,7, nackter Teil über dem Gelenk 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,9 cm. Gesamtfärbung bräunlichschwarz, schön metallisch glänzend; Brust, Bauch und Schenkel weiß. Schnabel, Kehlhaut, Augenkreis und Ständer im Alter hochrot, in der Jugend trübgrünlich; die Weibchen sind schwächer als die Männchen, sonstige Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten unerheblich. Verbreitung und Aufenthalt wie beim vorigen, doch bei uns selten. Dieser S. lebt meist nur von Fischen, die er wie ein Reiher fängt. Sein Nest steht auf hohen Bäumen, enthält 2—4 Eier, die im frischen Zustand bläulich sind, wenn ausgeblasen, bald weiß werden und den vorigen gleich, nur kleiner, etwa 68 : 49 mm groß, sind.

Jagd. Die Störche waren früher der Jagd mehr entzogen als jetzt, denn der S. auf dem Dach, die angenehmen Ahnungen, die er in jungen Frauen erweckt, sein wunderliches Klappern und all der volkstümliche Nimbus, der ihn umgibt, feiten ihn vor des Jägers Gelüsten. Der schwarze S. ist vornehmlich Fischliebhaber, aber bei uns so selten geworden, daß seine Anwesenheit nicht ins Gewicht fallen kann und wir Ursache haben, diesen schönen Waldvogel im Interesse der Erhaltung der Fauna zu schützen. Mit zunehmender Anregung zur Beobachtung

unsrer Tierwelt kam man hinter so viele Schliche und Unthaten des weißen Meister Klapperstorch, daß man keineswegs mit gleichgültigem Auge sein Thun und Treiben ansehen zu dürfen glaubte, und so wurde ihm nach und nach die Fehde angekündigt und exekutiert. Es ist ja richtig, daß der S. manches Ungeziefer, als Schlangen, Schnecken, Mäuse ꝛc., vertilgt, aber ebenso, daß die meisten Tiere, von denen er lebt, als Frösche, Kröten, Eidechsen u. a., mit Unrecht unter das »Ungeziefer« verbannt werden, vielmehr recht nützliche Tiere sind und sicher viel nützlichere als er selbst; wenn man aber zu alledem noch beobachtet, daß alles Fleisch, dessen er habhaft werden kann, sicher seinen weiten Schlund passieren muß, so wird man sich nicht wundern, wenn manches Rebhühnervölkchen verschwindet und manches Häschen endet, ehe es zum nützlichen Lampe herangewachsen ist. Man darf behaupten, daß jedes am Boden stehende, von ihm aufgefundene Nest seines Inhalts sicher entleert wird, und da er ja keineswegs nur im Sumpf umherwatet, sondern auch Felder und Wiesen eingehend absucht und zwar zur allgemeinen Brut-, resp. Setzzeit, so stellt sich der weiße S. entschieden als ein der Jagd gefährlicher Vogel hin. Die Jungen sind sehr gefräßig, hocken fast zwei Monate im Nest und brauchen deshalb viel Fraß, wodurch die Alten zu um so größern Räubereien genötigt werden. Ihn vom Dach herabzuschießen, wenn es nicht das eigne ist, möchten wir nicht raten, denn der glückliche Schütze könnte außer rhetorischen Auseinandersetzungen des erbosten Bauers noch handgreifliche auf sich ziehen; dagegen kann man den Störchen im Freien auflauern, auf dem Zug bei ihren Nachtständen auf Bäumen Abbruch thun, und wie sich sonst die Gelegenheit bietet. Das Fett des Storchs ist eine vorzügliche Schmiere für Gewehrschlösser und andres feines Eisenzeug, da es nicht nachrostet; sonst ist der Vogel zu nichts brauchbar. Merkt er Verfolgung, so wird er sehr scheu, wie es ihm überhaupt an der nötigen Beobachtungsgabe keineswegs fehlt. Mit Bartholomäitag ist er verschwunden.

Storchschnepfe, s. v. w. Stelzenläufer.

Stoß, der Schwanz des Auerhahns.

Stoßbock, ein sehr starker Gemsbock.

Stoßen, der Angriff der Raubvögel auf ihre Beute.

Stößer (Lerchenfalke), s. Falken 6); auch s. v. w. Stoßvogel (s. d.).

Stößer, kleiner, s. v. w. Sperber, s. Habichte 2); großer S., s. v. w. Hühnerhabicht, s. Habichte 1).

Stoßfalke, kleiner (Sperber), s. Habichte 2).

Stoßgarn, s. v. w. Falkenstoß oder Rönne (s. d.).

Stoßtaucher, vereinzelte Benennung der Lariden (s. Möwenartige Vögel).

Stoßvogel (Stößer), volkstümliche Bezeichnung für Raubvögel im allgemeinen. Leider begnügt sich auch mancher Jagdfreund mit dieser Klassifikation, statt sich um die Kenntnis dieser sein Geschäft sehr beeinträchtigenden Vögel zu bemühen. Häufig wird speziell der Hühnerhabicht (s. Habichte 1) »S.« genannt.

Strandelster (Austernfischer), s. Regenpfeifer 7).

Strandläufer (Tringa *L.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Schnabel schnepfenartig weich, dünn und biegsam, an der Wurzel zusammengedrückt, an der Spitze verhärtet; beide Kiefer zu etwa zwei Dritteln mit den Rändern gleichlaufend, gefurcht. Nasenlöcher mit häutigem Rand, in eine Furche verlängert, nahe der Stirn. Vorderzehen lang, ohne jede Bindehaut, Hinterzehe etwas höher gestellt; Ständer lang und weich. Flügel zugespitzt, sichelartig ausgebogen, erreichen oder überragen den doppelt ausgeschnittenen zwölffederigen Schwanz. Schnabel so lang wie der Kopf oder länger, bald gerade, bald abwärts gebogen, worauf man eine wenngleich wertlose Einteilung begründet hat. Die Beschreibung des Federkleids einiger S. hat Verfasser seinem »Weidwerk« entnommen, zum Teil auch den Werken Friderichs und Wiepckens entlehnt.

I. Mit geradem Schnabel (Tringa).

1) **Kleiner S.** (Tringa minuta *Leisl.*, Tringa pusilla *M.* et *W.*, Actodromas minuta *Kaup.*, Pelidna pusilla

Brehm; Zwergstrandläufer, Zwergreiter, gezügelter S., kleine Meerlerche, kleinste Bekassine). Länge 13,2 cm, Schwanz 4,2, Schnabel 1,8, Tarsus 2, Mittelzehe 1,7 cm, 1 cm über der Ferse nackt. Die drei Randfedern an dem doppelt ausgeschnittenen Schwanz einfarbig hellgrau; die meisten Schwingen mit weißen Schäften; Kropfseiten gefleckt, Unterseite weiß; Schnabel kürzer als der Kopf. Auf dem schwarzen Oberkopf rostbraune Flecke, Nacken grau; Oberrücken, Schultern, mittlere und hintere Schwingen schwarz mit rötlichen Federsäumen, die übrige Oberseite schwarzbraun mit rötlichen Säumen; obere Schwanzdecke braunschwarz, weiß gerändert; die mittlern, langen Schwanzfedern braunschwarz, rötlichgrau gesäumt; die weißen Spitzen der größern Flügeldecken bilden eine Binde, die kleinern haben rötliche Säume. Die Vorderseite weiß, mit Ausnahme des Kropfes, der in der Mitte bräunlich, an den Seiten dunkel gefleckt ist; Halsseiten weiß, ebenso ein Streifen über den Augen; Zügel und Ohrgegend braungrau, Schnabel und Ständer schwarz, Iris braun; Weibchen dem Männchen gleich. Im Jugendkleid finden sich auf der braunschwarzen Oberseite mehr weiße Säume. Der kleine S. kommt zu uns am häufigsten in diesem Kleide. Da bei toten Vögeln der Schnabel sich leicht abwärts biegt, hat man ihn auch zur Untergattung Pelidna gerechnet. Er ist ein nordischer Brutvogel, der zum Winter bis nach Afrika zieht und ruhige Gewässer mit kahlen Rändern liebt. Er lebt von Würmern und Schnecken und legt im Mai vier 30:20 mm große, gestreckte, birnförmige Eier mit glatter, feiner Schale, welche auf linsenfarbigem Grund aschgrau-wolkige, dann dunkelbraune und fast schwarze Punkte und Flecke haben. Brütezeit 16 Tage. Er ruft wie »Dirrrbirrittit-it-it!«

2) **Isländischer S.** (**Tringa canutus** *L.*, **Tringa islandica** *Gmel.*, **Tringa cinerea** *Temm.*, **Tringa naevia, grisea** *L.*; rostroter, rostbrauner, großer rotbrüstiger, aschgrauer S., graue Schnepfe). Länge 23,4 cm, Schwanz 5,8, Schnabel 3,3, Tarsus ebenso, nackter Teil des Unterschenkels 1,2, Mittelzehe mit Nagel 2,5 cm. Der gerade Schnabel etwas länger als der Kopf, vor der Spitze verbreitert; Lauf länger als Mittelzehe mit Nagel, Schwanzfedern hellgrau, fast gleichlang. Im Sommerkleid Kopf, Hals und der obere Teil der Vorderseite schön rostrot, Scheitel und der etwas ins Graue stechende Nacken fein dunkel gestrichelt, Kehle und die Mitte der Gurgel weiß, erstere auch wohl rötlich gestrichelt; Bauch und Steiß weiß, in den Weichen mit schwacher grauer Zeichnung. Rücken rostbraun mit schwarzen Flecken; obere Flügeldecken rötlichgrau mit feinen hellen Kanten, die andern rostrot und glänzend schwarz gefleckt; die vordern und mittlern Schwingen graubraun, auf den Schäften, den Innenfahnen und an der Wurzel weiß; Unterrücken grau, Bürzel und obere Schwanzdecken weiß mit dunkeln Quer- u. Zickzackflecken; Schwanz hellgrau, zwölffederig; Schnabel und Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur trüber in der Färbung. Gesamtfärbung des Winterkleids grau, heller oder dunkler, auf dem graubraunen Kopf dunkelgrau gestrichelt. Jugendkleid wie das vorige, nur trüber und auf dem Rücken mondförmige dunkle, weiß gesäumte Flecke. Schnabel und Ständer dunkelgräulich, nach der Wurzel hin rötlich. Seine Heimat ist der Norden Europas, Asiens und Amerikas; er zieht im Winter nach dem südlichen Europa und hält sich nur auf Brüchern, an Wasserflächen oder am Meeresstrand auf. Seine Nahrung sind Regenwürmer, nackte Schnecken und sonstiges Gewürm; er legt vier birnförmige Eier, welche auf grünlichem Grund vermischte graue und darauf dunkelbraune Flecke und Punkte haben und 40:29 mm groß sind.

II. Mit etwas abwärts gebogenem Schnabel (Pelidna).

3) **Bogenschnäbeliger S.** (**Tringa subarquata** *Temm.*, **Scolopax subarquata** *Gueldenstaedt;* rotbrüstige Schnepfe, Lerchen- und Zwergschnepfe, langschnäbeliger S., Zwergbrachvogel). Länge 16,6 cm, Schwanz 4,9, Schnabel 3,5, Tarsus 3, nackter Teil über dem Gelenk 1,6, Mittelzehe mit Nagel 2,2 cm. Schnabel

viel länger als der Kopf, nicht abgeplattet und an der vordern Hälfte etwas gesenkt, an der Spitze härter als in der Mitte. Schwanzfedern rundlich zugespitzt, die mittlern am meisten und etwas länger, alle fast gleichfarbig. Bürzel und obere Schwanzdecken schwarz gebändert; Brust selten mit schwachen Schaftstrichen. Sommerkleid: Kopfseiten, Hals und Brust hoch rostrot; Kinn, Stirn und Augenkreis weißlichgelb, auf dem Oberkopf und Hinterhals schwarzbraune Flecke; auf der rostroten vordern Oberseite zickzackig und pfeilförmig schwarz gezeichnet; Flügeldecken und Hinterschwingen bräunlich mit dunkler Mitte und hellem Rande; die vordern Schwingen mit weißen, schwarzspitzigen Schäften. Bürzel und obere Schwanzdecken schwarz gebändert, Schwanz dunkelgrau. Bauch und untere Schwanzdecken weiß mit rötlichen Flecken. Schnabel und Ständer schwarz; Iris braun. Weibchen mit matterer, trüberer Färbung. Winterkleid: Hauptfärbung grün, Oberkopf mit dunkeln Schaftstrichen, Hinterhals ebenso, aber heller; das Gefieder der Oberseite hat dunkle Schaftstreifen und helle Säume. Stirn, Augenstreifen und Unterseite weiß. Jugendkleid: grau mit bräunlichem Anflug, auf dem Rücken mit grünlichem Schimmer. Oberkopf dunkelgrau mit hellen, gelblichen Kanten; Nacken und Wangen dunkel gestrichelt, Halsseiten ebenso auf rötlichem Grund; Zügel dunkel gefleckt, Augenstreifen weiß; Stirn hell rötlichgrau. Kehle weiß, Vorderseite gelblichgrau, am Kopf dunkler und nicht selten fein gestrichelt. Oberseite grauschwarz mit scharf absetzenden hellbräunlichen Kanten, die Spitzen der großen Flügeldecken weiß, bilden über dem Flügel eine Art Binde. Hinter- und Mittelschwingen gelblichschwarzgrau, Vorderschwingen dunkler. Er nistet im nördlichen Deutschland an schlammigen Seen; Nahrung die der vorigen. Seine 35:26 mm großen Eier haben auf grünlich-bläulicher Grundfarbe aschgraue Grundflecke, auf diesen braune Flecke, Punkte und Striche.

4) **Seestrandläufer** (Tringa maritima *Bruenn.*, Pelidna maritima *Bonap.*, Tringa arquatella *Pall.*, Arquatella maritima *Baird*). Länge 20 cm, Schwanz 6,2, Schnabel 3, Lauf 2,3, Mittelzehe mit Nagel 2,6 cm. Schnabel etwas länger als der Kopf, etwas abwärts gesenkt, nackte Stelle über der Ferse sehr klein, Schwanz keilförmig, Ständer und Schnabelwurzel gelblich. Sommerkleid: der rostbraune Scheitel schwarz gefleckt, über dem Auge und vor dem Schnabel weißlich; Hals grau, dunkel gefleckt; Oberrücken, Schultern und hintere Flügelspitze auf rostroter Grundfarbe mit tiefschwarzen, metallisch glänzenden Flecken und weißen Spitzenkanten geziert; Unterrücken, Bürzel und mittlere Schwanzfedern tiefschwarz. Winterkleid: Grau vorherrschend. Oberrücken und Schultern braunschwarz mit grauen Säumen, bei alten Vögeln mit violettem Metallschimmer; Kopf, Hals, Brust, Flanken und Flügeldecken braungrau mit hellen Kanten, Bürzel schwarzbraun wie die mittlern Schwanzfedern, welche weiße Spitzensäume haben. Unterseite weiß, bräunlich gefleckt. Ständer und Schnabelwurzel gelblich. Jugendkleid: vor der ersten Mauser ist der glanzlose Oberkörper dunkelbräunlich mit roströtlichen Säumen und teilweise weißen Spitzen; Kopf, Hals und Brust grau mit bräunlicher Strichelung und Fleckung; Augenstreifen und Kinn weiß, der untere Teil des Unterkörpers weiß. Er brütet im hohen Norden, kommt zur Zugzeit westlich der Nordsee entlang, zuweilen auch am Ostseestrand. Zur Zugzeit auf offener See, brütet er auf Brüchern im Binnenland in einer kunstlosen Vertiefung; die vier birnförmigen, 37:28 mm großen Eier sind von feiner, matt glänzender Schale, auf olivengrüner Grundfarbe mit violetten Schalenflecken und rot- und schwarzbraunen Flecken und Punkten gezeichnet. Seine Hauptnahrung sind kleine Konchylien, weniger Insekten.

5) **Alpenstrandläufer** (Tringa alpina *L.*, Tringa cinclus *L.*, Tringa variabilis *M.* et *W.*, Numenius variabilis *Bechst.*, Cinclus minor *Briss.*, Pelidna alpina, pygmaea *Cuv.*, Tringa Schinzi *Brehm*; lappländischer, veränderlicher S., brauner Sandläufer, Schnepfensandläufer, Halbschnepflein, Dunlin, Brümette, Gropper, veränderlicher Brachvogel, Schwarz-

brust). Länge 18 cm, Schwanz 4—5, Schnabel 2,9—3,1, Lauf 2,4, nackter Teil über der Ferse 0,8, Mittelzehe mit Nagel 2—2,4 cm. Schnabel länger als der Kopf, wenig abwärts gesenkt, an der Spitze glatt und weich; beide mittlere Schwanzfedern zugespitzt, länger und dunkler als die seitlichen. Bürzel stets dunkler. Sommerkleid: der rostbraune Oberkopf stark schwarzbraun gefleckt, Zügel dunkel punktiert. Oberrücken, Schultern und hintere Schwingen schwarz mit breiten rostroten Säumen; Unterrücken, Mitte des Bürzels und der Schwanzdecken schwarz; Flügeldecken graubraun mit schwarzen Schäften und hellen Kanten, Hand- und Mittelschwingen mattschwarz und teilweise weiße Innenfahnen. Augenstreifen, Kehle und Wangen weiß, letztere beiden schwarz, klein gefleckt, resp. punktiert; Hals und Kropf weiß mit dunkeln Längsstrichen; ganze Brust schwarz, bei jüngern Männchen mit einzelnen weißen Federn; der übrige Teil der Vorder-, resp. Unterseite weiß mit einzelnen schwarzen Schaftstrichen; beim Weibchen ist der schwarze Brustfleck kleiner und hat mehr weiße Federn. Winterkleid: Oberseite aschgrau, auf Kropf und Brust mit feiner Strichelung; Unterseite weiß. Jugendkleid: der schwarze Brustfleck fehlt gänzlich, die Säume des Oberrückens sind schmaler und matter, die der Flügeldecken mehr grau. Er ist ein nordischer Vogel, brütet aber schon an den Ostseeküsten, kommt zur Zugzeit auch ins Binnenland. Er nistet gesellig in Mooren, auf trocknen, grünen Erdkaupen und lebt von Schnecken und sonstigem Gewürm. Die vier 33:25 mm großen Eier haben auf gelbgrünlicher, heller Grundfarbe graue, braune und braunschwarze Flecke und Punkte, auch nicht selten rötliche Schalenflecke.

6) **Temmincksstrandläufer** (Tringa Temmincki *Leisler*, Tringa pusilla *Bechst.*, Actodromas Temmincki *Kaup.*; kleinster Zwergstrandläufer, kleinste Meerlerche, graues Sand- oder Strandläuferchen). Länge 13,5—15 cm, Schwanz 4,5, Schnabel 1,6, Lauf 1,7, nackter Teil über dem Gelenk 0,5, Mittelzehe mit Nagel 1,6—1,7 cm. Randfeder des Schwanzes ganz, die zweite und dritte nur zum Teil weiß, dieser keilförmig zugespitzt; der Schaft der ersten Schwinge weiß. Schnabel kaum merklich kürzer als der Lauf. Sommerkleid: der rostbraune Oberkopf mit starken schwarzbraunen Längsflecken; Nacken rostgelblich, dunkel gestreift; Halsseiten hellgrau mit dunkeln Flecken; Oberrücken, Schultern und Armschwingen grau mit weißlichen Säumen und schwarzen Zickzackflecken auf rostrotem Grund; Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecke dunkel graubraun mit weißen Randstreifen, ebenso die großen Flügeldeckfedern mit weißen Spitzenquerflecken, die mittlern Flügeldecken schwarzbraun mit rostfarbigen Kanten, die kleinen braungrau; die Schwingen und mittlern Schwanzfedern matt braunschwarz. Zügel dunkel punktiert, über ihnen und dem Auge ein weißer Streifen; Kehle und Vorderteil der braun punktierten Wangen weiß; Ohrgegend matt rostfarbig, dunkelbraun gestrichelt; Halsseiten grauweiß mit dunkeln Flecken. Unterseite trübweiß mit matten Flecken, besonders auf dem Kropf; Weibchen etwas größer und matter in Färbung. Winterkleid: dunkel braungrau, Kropf heller, Unterseite weiß. Schnabel und Ständer grünlichschwarz; Iris braun. Ersterer kaum merklich abwärts gebogen, sehr schwach und weich. Jugendkleid wie vorher mit dunkeln Federschäften und trüb rostfarbenen Säumen. Unterseite weiß, Halsseiten und Kropf mit gelblichem Anflug und grauen verloschenen Streifen. Im Norden am häufigsten, brütet er in Norddeutschland in der Nähe des Meers und an den schlammigen Ufern größerer Gewässer. Auf dem Zug verbreitet er sich aber über ganz Mitteleuropa, geht sogar nach Afrika hinüber. Das Nest steht am Meeresstrand oder andern Wasserflächen auf berasten Stellen; die vier 16:17 mm großen Eier sind gelbbraun mit dunkelbraunen Flecken und Punkten.

Gattung Sanderling (Calidris *Ill.*).

Hinterzehe fehlt, die drei Vorderzehen ohne jegliche Verbindung. Schnabel fast von der Länge des Kopfes, gerade, schwach, rundlich, weich, nur an der Spitze hart und etwas verbreitert; die ritzförmigen, nahe der Stirn stehenden Nasen-

löcher verlaufen in einer Furche bis an die Schnabelspitze; Ständer schwach, nur mäßig lang; Flügel stark ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, die hintersten Armschwingen in eine Spitze verlängert. Schwanz zwölffederig, doppelt ausgeschnitten, d. h. die Rand- und mittlern Federn sind die längsten.

7) **Ufersanderling** (Calidris arenaria *Ill.*, Arenaria vulgaris *Bechst.*, Charadrius rubidus *L.*, Tringa arenaria *L.*, Charadrius caladris *Wils.*, Calidris grisea *Meyer;* Sanderling, Sandläufer, grauer, dreizehiger Sandläufer). Sommerkleid: Oberkopf rostrot mit schwarzen Flecken und weißen Spitzen; Oberrücken und Schultern bräunlichrot, auf jeder Feder ein eckiger schwarzer Fleck und weißer Saum. Hinterschwingen schwarz mit zackiger braunroter Kante und weißem Außenrand; Mittelschwingen braunschwarz, auf der Wurzelhälfte mit weißer Außenfahne; die vier Vorderschwingen braunschwarz mit hellen Außensäumen; die großen Flügeldecken schwarzbraun, mit großen weißen Endspitzen eine Querbinde bildend, die andern fahlbraun mit dunkeln Schaftstrichen und hellen Spitzen; Unterrücken und Bürzel braunschwarz, Federn mit rötlichen Kanten, an den Seiten weiß; mittlere Schwanzfedern schwarz, rötlichweiß gesäumt, die andern grau mit weißen Rändern. Zügel dunkel, Augenstreifen rostfarbig, Vorderseite der Wangen weißlich mit schwarzen Punkten, Hinterseite und Ohrgegend hell roströtlich, schwarzbraun gestrichelt; Kehle weißlich, seitlich dunkel gefleckt; Kropf rostrot, schwarzbraun gefleckt, auf den Seiten am dichtesten; die übrige Unterseite weiß; Weibchen kaum zu unterscheiden. Winterkleid: Oberkopf, Hinterhals, ein Teil der Wangen, Kropf und Oberbrust, Oberrücken, Schultern und Mittelflügel hell blaugrau mit schwarzbraunen Schaftstrichen und weißen Spitzen; Unterrücken und Bürzel in der Mitte aschgrau, seitlich weiß; Stirn, Augenstreifen und der übrige Teil reinweiß; Schnabel und Ständer schwarz; Auge dunkelbraun mit feinem hellen Kreis. Jugendkleid: Oberkopf weiß, Hinterhals grauweiß mit undeutlichen Längsflecken und Stricheln, wie im Sommerkleid; Oberrücken u. Schultern schwarzbraun mit hellen Rändern, Unterrücken und Bürzel dunkelgrau mit hellgrauen Rändern; Schwanzdecke dunkelbraun mit weißen Seiten, mittlere Schwanzfedern braunschwarz mit weißen Säumen; Augenstreifen, Kinn, Kehle und die übrige Vorderseite weiß, Kropf rostgelblich angeflogen, Zügel graubräunlich. Er brütet im hohen Norden, am Eismeer; auf dem Zug ist er an den Nordseeküsten, auf den Dünen, häufig und wandert bis nach Italien. Die vier Eier sind 37:26 mm groß, haben gräuliche Grundfarbe, graurötliche, dann braune und obenauf schwarzbraune Flecke und Punkte. Die Stimme des Ufersanderlings ist ein helles, wie »Bitt-bitt-bitt!« klingendes Pfeifen. Außerordentlich schnell, aber wie die meisten verwandten Vögel in Absätzen laufend und plötzlich anhaltend, ist er ein ebenso gewandter Flieger, der durch seine vorherrschend weiße Farbe bald auffällt. Er lebt gesellig in Flügen von 12—15 Stück, mischt sich auch unter andre Sumpfvögel und streicht mit ihnen bald ab, wenn er Gefahr ahnt.

Gattung Sumpfläufer (Limicola *Koch*).

Schnabel weich und biegsam, länger als der Kopf, von der Wurzel aus gerade, dann wenig aufwärts gebogen und gegen die harte Spitze hin abwärts gesenkt; an der Wurzel höher als breit, von da ab aber glatt, also breiter als hoch und jederseits längs der Schneiden je eine Furche bis an die Spitze; die kleinen, eirunden, nahe der Stirn stehenden Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne; Hinterzehe kurz, Vorderzehen ohne Bindehaut, Ständer stark, über dem Fersengelenk nackt; Flügel an den Hinterschwingen ausgebogen; Schwanz zwölffederig, schwach abgerundet. Eine Art.

8) **Kleiner Sumpfläufer** (Limicola pygmaea *Koch*, Numenius pygmaeus *Lath.*, Numenius pusillus *Bechst.*, Tringa platyrhyncha *Temm.*, Limicola platyrhyncha *Gray*, Pelidna platyrhyncha *Bonap.;* Schnepfenstrandläufer, Lerchenschnepfe, Zwergschnepfe, Zwergbrachvogel). Länge 15 cm, Schwanz 3,8, Schnabel 3,3,

Tarsus 2,4, Mittelzehe mit Nagel 2 cm; neben dem schwarzbraunen Scheitel zwei rostgelbliche Längsbinden; Oberseite braunschwarz mit hellen Säumen und zwei den Rücken abgrenzenden Längsstreifen. Augenstreifen trübweiß, Halsseiten rötlich-grauweiß mit dunkeln Schaftflecken; ganze Vorderseite trübweiß, auf dem Kropf dunkle Querflecke; die Seiten der obern Schwanzdecken weiß mit schwarzen Flecken; Flügeldecken braungrau, Schwingen stumpfschwarz, Vorder- und Mittelschwingen weißschäftig; die Flügel überragen den Schwanz, dessen mittlere Federn gleichlang sind; Schnabel rötlichgrau; Auge dunkelbraun, steht schnepfenartig etwas hoch; Ständer dunkelgrünlich. Nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit im Kleid kein nennenswerter Unterschied. Seine Heimat ist der Norden, er verbreitet sich dann nach Asien, zieht südlich bis Italien und Griechenland, liebt tiefe, schlammige Meeresufer, aus denen heraus er seine Nahrung holt. Sein Nest ist selten zu finden, in Finnland und Lappland kennt man ihre Orte. Die vier Eier, 34:23 mm groß, haben auf grüngelblichem oder gelblichgrünem Grund graue, braunrötliche und dunkelbraune Punkte und Flecke. Die Stimme des kleinen Sumpfläufers klingt wie ein helles, fast trillerndes »Tirrrrr!«, und daran wird man ihn ebenso bald erkennen wie an der kleinen Gestalt, wenn er wie eine Bachstelze in nassen Stellen der Triften 2c. emsig umherrennt, nach Nahrung sucht, kurz vor dem Menschen auffliegt, bald wieder einfällt, sich auch wohl drückt und dann schwer gefunden wird. Dabei wird er als ungeselliger Gast meist nur einzeln angetroffen. Im August bis zum September kommt er bei uns durch, ist aber immer nur ein seltener Vogel. Die Jagd auf die S. ist nicht von irgend welchem Belang.

Strandläufer, gefleckter, f. Uferläufer 2).

Strandläufer, grünfüßiger, f. Wasserläufer 2).

Strandläufer, kleiner punktierter, f. Wasserläufer 1).

Strandläufer, punktierter, f. Wasserläufer 2).

Strandläufer, schwimmender, f. Strandläufer 1).

Strandläufer, steindrehender, f. Regenpfeifer 6).

Strandpfeifer, f. Uferläufer 1).

Strandpfeifer, großer (Halsbandregenpfeifer), f. Regenpfeifer 2).

Strandreiter, lang-, rotfüßiger, schwarzflügeliger, f. v. w. Stelzenläufer.

Strandschnepfe, f. Wasserläufer 3).

Strandwasserläufer, f. Wasserläufer 5).

Strebstangen, die Zeugstangen, auf welche die Tücher gehängt sind, solange sie noch schräg stehen und nicht gerade eingerichtet wurden.

Strecke, das reihenweise hingelegte, auf einer Jagd erlegte Wild. Bei großen Jagden wird es nach Wildart, Geschlecht und Stärke geordnet und, wenn dies geschehen, von dem Jagdherrn und den Gästen besichtigt, wobei die verschiedenen Totsignale geblasen werden. Nach altem Jägerbrauch darf niemand über das gestreckte Wild wegschreiten. — Zur S. bringen heißt im allgemeinen ein Wild erlegen.

Strecken des Jagdzeugs erfolgt, nachdem es von den Wagen geladen und ausgebreitet wurde; es wird gestreckt, um die vorschriftsmäßige Entfernung mit ihm stellen zu können und sich von seiner geraden Lage dabei zu überzeugen. — Das Wild s., die Strecke (s. d.) herrichten.

Streichen (ziehen) nennt man den niedrigen Flug der Feldhühner. — S. der Lerchen, der Fang derselben unter dem Lerchengarn. — Sich s., auf der Schnalle rutschen (von hitzigen Hündinnen).

Streichgarn (Streichnetz), s. v. w. Deckgarn, ein Garn, welches durch Werfen auf die Vögel diese fängt, resp. deckt.

Streifen (Streife, Streifjagd), eine Art Treibjagd, bei welcher die Treiber zwischen den Schützen gehen und diese das vor ihnen flüchtende Wild schießen; f. Hase (S. 235). Auch s. v. w. abstreifen.

Streifhatz, eine Hatz im freien Revier auf Sauen, welche durch die Finder gestellt und mit den Rüden gehetzt werden.

Streifjagd, f. Streifen.

Streifschuß, ein Schuß, der das bezielte Wild nur streift, nicht verwundet.

Streiten, das Kämpfen der Keiler miteinander, wobei sie sich meist gegenseitig auf die Blätter schlagen.

Streitschnepfe | **Streitstrandläufer** | **Streitvogel** } s. v. w. Kampfläufer.

Streuen sagt man von einer Flinte, wenn sie die Schrote in großem Umkreis und viele vereinzelt in ungleichmäßiger Entfernung voneinander auf das Ziel wirft und, falls dasselbe sehr klein ist, möglicherweise gar nicht trifft. Obgleich das S. in gewissem Grad kein Fehler ist, wenn wenigstens einige Körner das Ziel treffen, so macht es im andern Fall das Gewehr wertlos; liegt der Fehler nicht an unrichtiger, meist zu schwacher, Pulverladung (was man ausprobieren muß), so ist der Büchsenmacher zu Rate zu ziehen, welcher die Läufe gewöhnlich kolbt, d. h. unten etwas weiter macht.

Strich beim Kugelschuß bedeutet, daß die Kugel genau in der Verlängerung der Seele des Laufs das Ziel trifft, dann hält oder schießt das Gewehr gut S., andernfalls schlecht. Je nachdem die Kugel rechts oder links abweicht, muß die Stellung des Korns zum Visier geändert, im erstern Fall das erstere etwas links, im andern Fall rechts geklopft werden. Um bei der gut eingeschossenen Büchse die Stellung des Korns kontrollieren zu können, sind zwei kleine Einhiebe so angebracht, daß sie, vom Korn auf das Rohr verlängert, je eine ganz gerade, also nicht absetzende Linie bilden; sind diese verschoben, so müssen sie durch Klopfen des Korns wiederhergestellt werden.

Strich der Vögel, das Umherwandern der Vögel nach Landstrichen, wo sie Schutz und Nahrung finden, besonders um die Zeit des Winters und Frühlings; solche Vögel (Strichvögel) bleiben oft im Land oder ziehen doch nicht in andre Weltteile oder ähnliche Entfernungen wie die Zugvögel.

Strickbändig nennt man die Hunde, welche sich willig am Strick führen lassen; meist meint man damit die Windhunde, während man von Hühner- ꝛc. Hunden üblicher leinenführig sagt.

Strick Windhunde, drei Hunde, welche gewohnt sind, miteinander zu jagen.

Stubendressur des Hühnerhunds, s. Dressur und Führung des Vorstehhunds.

Stumm jagen die Hunde, wenn sie dies thun, ohne Laut zu geben.

Stummschnepfe, s. Schnepfen 4).

Stümpfe, ein gerechtes Hirschzeichen, s. Edelwild (S. 88).

Sturmvogel (Sturmmöwe), s. Möwenartige Vögel 9).

Sturmvögel, möwenähnliche Vögel, welche nur auf offener See angetroffen werden und gänzlich außer dem Bereich des Jägers liegen; es gehören zu ihnen der Eissturmvogel (**Procellaria glacialis**), der Sturmvogel (**Thalassidroma pelagica**), der braune Sturmtaucher (**Paffinus anglorum**) u. a.

Stürzen sagt man von den entenartigen Vögeln, wenn sie so tief unter Wasser suchen, daß sie dadurch den ganzen Vorderkörper eintauchen und den Hinterkörper senkrecht über Wasser in die Höhe recken. — Vom getroffenen Wild, s. v. w. niederfallen.

Stutzen, kurze Birschbüchse der Alpenjäger.

Stutzen (als Zeitwort), das plötzliche Stehenbleiben und Sichern des Wildes. Auch das Verkürzen der Ohren und der Rute bei manchen Hundearten.

Suche, die Jagd mit dem Vorstehhund auf das vor ihm zu schießende Wild; die S. auf die verschiedenen Wildarten ist bei den betreffenden Artikeln beschrieben.

»Such verwundt!« ruft man dem Schweißhund zu, um ihn zur Annahme der Fährte zu ermuntern.

Suhle, mooriges Wasserloch, in welchem sich die Edelhirsche zur Brunftzeit gern kühlen, und das ihnen daher unentbehrlich ist; auch die Sauen lieben Suhlen.

Suhlen, sich in der Suhle wälzen.

Sulze, s. v. w. Salzlecke.

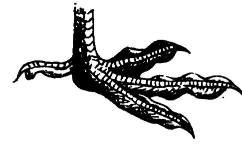
Sumpfbussard (Rohr-, Sumpfweih), s. Weihe 1).

Sumpfhühner (Gallinulidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Stirn befiedert oder nackt, Schnabelfirste geht spitzwinkelig in die Stirnbefiederung hinein, Schnabel an der Basis viel höher als breit, Vorderzehen glatt oder an den Rändern mit Häuten versehen, bei einigen Arten von auffallender Länge.

Erste Gattung: Wasserhuhn (Fulica *L.*).

Von der Wurzel des Oberschnabels zieht sich eine nackte Haut über die Stirn bis auf den Scheitel hin, Ständer vorderseits getäfelt, hinterseits genetzt; Schnabel kürzer als der Tarsus, Vorderzehen bis an die Ränder mit breiten, an den Gelenken verschmälerten Schwimmlappen, Hinterzehe mit abwärts gerichtetem Hautsaum, die Schulterfedern fast so lang wie die Flügelspitze in der Ruhe. Eine Art.

1) **Bläßhuhn** (**Fulica atra** *L.*, **Fulica aterrima** *Retz.*, **Fulica atra et pullata** *Pall.*; Hundel, gemeines Wasserhuhn, schwarzes, großes, rußfarbiges Wasserhuhn, Mohrenhuhn, Weißbläße, Bläßhenne, Bläßente, Seeteufel, Pfaffe, Plärre, weißbläßige Rohrhenne, Lietze). Länge 40 cm, Schwanz 5, Schnabel 3, Tarsus 6,



Fuß des Bläßhuhns.

Mittelzehe mit Kralle 9 cm. Vorherrschende Färbung grauschwarz, Kopf und Hals fast ganz schwarz, auf dem Flügel ein weißer Fleck, Schnabel und Bläße weiß, Ständer graugrün, Zehen mit Schwimmlappen gelblich, über dem Fersengelenk auf der Hinterseite ein gelbroter Fleck, Iris hochrot; Weibchen dem Männchen gleich, nur schwächer. Die Jungen haben eine grünlichbraune düstere Färbung, Kehle und Brust sowie ein Augenstreifen weiß, die Stirnbläße ist kleiner, Schnabel hellgrau, Ständer bleifarbig, Iris braun. Die Federn an den Schnabelseiten ziehen sich in eine lange Spitze nach vorn; Schnabel zugespitzt mit scharfen Rändern, Ständer weit hinten angesetzt mit starken Gelenken, seitlich zusammengedrückt; am Flügelbug ein kleiner hornartiger Auswuchs, Schwanz 12—16federig. Seine Heimat ist das ganze Mitteleuropa; Teiche und Seen mit Grundpflanzenwuchs, mit Rohr und Schilf bewachsen, werden von ihm stets bewohnt sein; in letzterm findet sich auch sein Nest, aus Halmen, Binsen und Stengeln geflochten, tief und fest; es enthält 7—10, auch 12 Eier, etwa 57 : 36 mm groß, die auf graugelblichem Grund viele schwarzbraune und schwarze Punkte haben. Sie werden in drei Wochen ausgebrütet. Die Nahrung bilden Wassergewürm und zarte vegetabilische Kost. Das Bläßhuhn ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen verwachsener Gewässer und belebt manchen sonst toten Weiher, und da es durchaus harmloser Natur ist, so liegt auch keine Ursache zu dessen Verfolgung vor. Ein sehr liebliches Bild gewährt die Familie, wenn sie unter der Führung der Mutter dahinschwimmt und, sobald die kleine Gesellschaft müde wird, auf dem Rücken der erstern es sich wohl sein läßt. Auf dem Land sehr unbeholfen, schwimmt das Bläßhuhn nicht nur sehr gewandt, sondern taucht auch behende, wenngleich nicht sehr andauernd unter. Es schwimmt mit stark gesenktem Hinterkörper, läßt bei Gefahren fast nur den Schnabel über Wasser reichen und klammert sich im Notfall an Gewächse an. Es fällt mit dem Steiß zuerst und herabhängenden Ständern im Wasser ein und erscheint mit Einem Ruck auf der Oberfläche, nachdem es getaucht hatte. Will es sich erheben, so tritt es erst einige Male Wasser und fliegt mit ausgestrecktem Hals und Ständern. Seine Stimme klingt wie »Köw köw köw!«, die Jungen piepen ähnlich kleinen Hühnchen. Wo die Gewässer zufrieren, ist es Zug- oder Strichvogel, verläßt uns im Oktober bis November, ist aber schon meist im März wieder da.

Bezüglich der Jagd ist seine große Scheu hervorzuheben, infolge deren das Bläßhuhn bald taucht und, mehrfach verfolgt, sich so versteckt, daß es schwer aufzufinden ist, zumal die Hunde sich wenig aus ihm machen. Daher, und weil sein schlechtes Wildbret die Mühe der Jagd nicht lohnt, wird es nur so nebenher Gegenstand einer jagdlichen Zerstreuung sein. Man sucht die Bläßhühner in eine Ecke des Gewässers zusammenzutreiben und zu beschießen, worauf sie aufstehen und über die Köpfe der Schützen weg nach der ent-

gegengesetzten Seite streichen, wo man die Verfolgung wiederholt, aber meist nur mit geringem Erfolg, da sie sich unter Wasser drücken und sehr fest liegen. Sie ziehen nur in der Nacht.

Zweite Gattung: Rohrhuhn (Gallinula *Lath.*).

Die Firste des Schnabels verlängert sich in die Stirn hinein; Federgrenze an den Schnabelseiten wenig vortretend, vorn abgerundet; Nasenlöcher seitlich über der Mitte der Mundspalte; Zehen ohne Randsäume, von auffallender Länge, ohne Bindehaut; Schulterfedern kürzer als der in Ruhe zusammengelegte Flügel.

2) **Grünfüßiges Rohrhuhn** (**Gallinula chloropus** *Lath.*, **Fulica chloropus** *L.*, **Stagnicola chloropus** *Brehm;* gemeines Teichhuhn, rotes Bläßhuhn, rotblässiges Wasserhuhn, großes, rotstirniges Wasserhuhn, Wasserhenne, Rotbläßchen). Länge 30,5 cm, Schwanz 6,6, Schnabel 2,7, Lauf 4,8, Mittelzehe ohne Nagel 5,3 cm. Oberseite dunkel olivenbraun; Kopf, Hals, Brust dunkel schiefergrau, Mitte der letztern und Bauch weiß; Steiß schieferschwarz, untere äußere Schwanzdecken weiß, die mittlern schwarz. Die weißen Spitzen der Seitenfedern bilden längs der Flügel ein weißes Band. Die Blässe und die obere Schnabelhälfte hochrot, die untere gelblicher; Ständer grünlich, über dem Fersengelenk ein gelbroter Fleck. Das schwächere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur in der Färbung matter. Im Jugendkleid ist die ganze Oberseite olivenbraun, an den Halsseiten mit Aschgrau vermischt, Kinn und Kehle weiß, die übrige Vorderseite bis an den Bauch dunkelgrau, stellenweise hell gewölkt, Innenseite der Schenkel und Bauch weiß, der übrige Teil wie vorher. Blässe und Schnabel grünlichgelb. Zügel weißlich, vor den Augen ein heller Fleck. Es ist über ganz Europa bis an die Grenze der kalten Zone verbreitet, auch in andern Weltteilen, und man findet es stets an tiefen, bewachsenen Weihern und Teichen; nur Nahrungsmangel zwingt es zum Zug südwärts. Das Nest steht zwischen dem Ufergewächs der Gewässer und enthält 6—10 Eier, 42 : 30 mm groß, welche auf gelblichem Grund mit grauen, braunen und schwarzen Punkten besetzt und von matter, feinkörniger Schale sind. Obgleich das Teichhühnchen keineswegs selten ist, so wird es doch meist nur wenig bemerkt, so daß es oft schon mehrere Jahre auf einem stillen Weiher nahe menschlichen Ansiedelungen gebrütet und sein Wesen getrieben hat, ehe es bemerkt wurde. Das kleine Tier lebt sehr heimlich, kommt nur ungern auf die freie Wasserfläche heraus und klettert mit unglaublicher Geschicklichkeit an den Halmen herum, wo es übersehen wird, da es nicht bis an die Spitzen herauskommt; in dieser Stellung läßt es auch den Hund unter sich wegplätschern, von dem es aber freilich in manchen Fällen gegriffen wird. Wo jedoch das Röhricht nicht dicht genug ist, um seine Versteckkünste zu begünstigen, hat man mit der Jagd leichteres Spiel, namentlich auf kleinern Weihern; dem Verfasser ist ein Beispiel bekannt, wo mehrere Jäger sich stundenlang vergeblich bemühten, Teichhühnchen aus einem dichten Schilfhorst herauszubringen. Der erlegte Vogel bietet keine praktische Verwendung und schmeckt schlecht, daher seine Schonung nur zu empfehlen ist.

Dritte Gattung: Sumpfhuhn (Porzana *Vieill.*).

Schnabel kürzer als der Kopf, seitlich zusammengedrückt, nach der Spitze verdünnt. Schwanz kurz, kegelförmig abgerundet mit schmalen, spitzigen, etwas gebogenen Federn.

3) **Gesprenkeltes Sumpfhuhn** (**Porzana maruetta** *Gr.*, **Rallus porzana** *L.*, **Ortygometra marmorata** *Leach*, **Ortygometra porzana** *Steph.*, **Crex porzana** *Kaup.;* punktiertes Rohrhuhn, kleines Wasserhuhn). Länge 20,5 cm, Schwanz 3,7, Schnabel 2, Tarsus 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Oberseite dunkel olivenbraun mit vielen weißlichen Flecken, wodurch teilweise Längsreihen entstehen, und schwarzen Schaftflecken; ein bräunlichweißer Augenstreifen, dunkel fein gesäumt; Stirn, Kehle, Kopfseiten und Vorderhals grau mit weißen Tüpfeln wie die bräunlichern Halsseiten und die Oberbrust, Bauch trübweiß, untere Schwanzdecken weiß mit rötlichem Anflug; Seitenfedern hell und bräunlich gebändert,

oft dunkelbraun und weiß, Flügelrand weiß; Schnabel gelb, an der Wurzel rötlich, Ständer grün, Iris braun. Das kleinere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur die Färbung matter; die Jungen den Alten ähnlich, nur dunkler braun auf der Oberseite und heller auf der Unterseite. Schnabel und Ständer trüb grünlichgelb. Es ist in ganz Europa, mit Ausschluß des hohen Nordens, ein gemeiner Vogel, aber so heimlich, daß es selten entdeckt wird. Es liebt verwachsene Teiche, Weiher, Gräben; sein Nest steht meist sehr versteckt auf dem Wasser, derb und fest gebaut, enthält 8—12 gestreckte Eier, 34 : 23 oder auch 31 : 23 mm groß, die auf grünlichem Grund braune, graue und schwarze Flecke haben.

4) **Kleines Sumpfhuhn** (Porzana minuta *Bp.*, Rallus minutus *Pall.*, Rallus pusillus *Gmel.*, Gallinula Faljambii *Mant.*, Ortygometra minuta *Keys.* et *Blas.*, Gallinula pusilla *Bechst.*, Zapornia minuta *Bp.*; kleines Rohrhuhn, kleines Moorhuhn, kleine Ralle, kleine Wasserralle, Sumpfschnerz, kleiner Heckenschnarrer). Länge 18 cm, Schnabel 8, Lauf 3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6—4 cm. Oberseite olivenbraun, auf der Mitte des Rückens schwarz mit einigen länglichen weißen Flecken, Seitenfedern blaugrau, untere Schwanzdecken quer gebändert, Unterflügel schwarzgrau. Schwanz in der Mitte schwarz, an den Seiten olivenbraun. Vorderkopf, Hals, Brust und Schenkel hell schieferblau, Seiten und Schenkel mit hellen Wellenzeichnungen, Bauch dunkel aschgrau mit kurzen weißen Querbändern, untere Schwanzdecken schwarz mit weißen Spitzen. Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, Iris hochrot. Oberseite der Weibchen wie beim Männchen, Kehle weiß, Kropf- und Brustseiten hell rostfarbig. Sommerkleid wenig vom vorigen verschieden. Jugendkleid den Alten sehr ähnlich, Oberseite im ganzen nur heller mit weniger Flecken; Kehle weiß, die Seiten braun mit hellen Querbändern. Dunenjunge schwarz mit weißen Schnäbeln und rötlichen Ständerchen. Die Nordgrenze seines Vorkommens ist der 56. Breitengrad; es ist in Deutschland nicht selten, in Ungarn und Griechenland häufig. Aufenthalt, Nestbau wie das vorige; seine 8—10 Eier sind feinkörnig, glanzlos, haben auf gelblichem Grund lehmfarbige, auch dunklere Wolken und Flecke, messen 31 : 23 oder auch 28 : 20 mm.

5) **Zwergsumpfhuhn** (Porzana pygmaea *Bonap.*, Gallinula pygmaea *Naum.*, Gallinula Bailloni *Temm.*, Ortygometra pygmaea *Keys.* et *Blas.*, Zapornia pygmaea *Bonap.*; Zwergrohrhuhn, kleinstes Wasserhühnchen, Baillonsches Rohrhuhn). Länge 17 cm, Schnabel 1,4, Tarsus 2,8 cm. Oberkopf und Nacken olivenbraun, schwarz gefleckt, über die schwarzen Schultern und Rücken weiße Fleckchen; Seitenfedern und untere Schwanzdecken stumpfschwarz und bräunlich gemischt, mit weißen Querbändern; Vorderkopf, Vorderhals und Brust dunkel aschblau, Unterflügel graubraun und weiß gefleckt, Ständer trüb fleischfarbiggrau, Schnabel grünlich, nach der Spitze dunkler, entbehrt der roten Farbe im Gegensatz zum vorigen; Iris hochrot. Das Jugendkleid ist oberseits dem vorigen ähnlich, Vorderseite bis zum Kropf weiß, die übrige dunkel graubräunlich mit weißen Zeichnungen, Ständer und Schnabel hell fleischfarbig. Seine Heimat der Südosten. Seine acht Eier haben auf gelblichem Grund violettgraue und dunkelbraune Flecke und Punkte und messen 25 : 19 mm.

Diese vorstehend beschriebenen kleinen Teich- und Sumpfbewohner gehören zu den lieblichsten Erscheinungen unsrer Vogelwelt, sind durchaus harmlos, da sie nur von Gewürm und zarten Vegetabilien leben, und fordern den Jäger daher nur insoweit zur Jagd auf, als er sie schießen wird, um sie sich genau zu besehen und kennen zu lernen. Dazu kommt, daß sie ohnehin vielen Verfolgungen ausgesetzt sind und ihnen die Eier und Jungen sehr häufig von dem Rohrweih, dem schändlichsten Eierdieb und Verfolger wehrloser Sumpf- und Wasservögel, geraubt werden. Scheu sind diese Sumpfhühnchen nicht; setzt man sich still an die Teichränder, so kann man sie vertraut an den lichtern Stellen herumwaten, ja selbst in nächster Nähe sehen. Eigen-

tümlich ist die Gewohnheit des kleinen Sumpfhuhns, sich gelegentlich auf einen freien Rohrstengel zu stellen und den Menschen unter anhaltendem Geschrei zu mustern. Mit ihren auffallend langen Zehen schwimmen sie behende und gern, doch fliegen sie sehr ungern, mit schlaff herabhängenden Ständern und suchen auch bald wieder einzufallen. Ihr Ruf klingt wie »Kik kik kik kik!« Sie sind Zugvögel und wandern, wie alle ihrer Verwandtschaft, nur bei Nacht. Von einem wirklichen Jagdbetrieb auf die S. kann nach dem oben Gesagten kaum die Rede sein.

Sumpfläufer, kleiner, s. Strandläufer.

Sumpfläufer, rostroter (rote Uferschnepfe), s. Uferschnepfe 1).

Sumpfotter (Nörz), s. Iltis 4).

Sumpfschnepfe, s. v. w. Bekassine; große S., s. v. w. Pfuhlschnepfe; kleine S., s. v. w. Stummschnepfe, s. Schnepfen.

Sumpfschnerz (kleines Sumpfhuhn), s. Sumpfhühner 4).

Sumpftreter, rothalsiger (schwarzschwänzige Uferschnepfe), s. Uferschnepfe 2).

Sumpfvögel (Grallatores), Ordnung der Wasservögel, kennzeichnen sich durch ihre meist sehr langen Füße, welche über die Ferse hinauf stets unbefiedert und mit weicher, flach geschuppter oder geschildeter Haut überzogen sind. Zehen bald frei, bald mit Schwimmlappen oder kurzen Spannhäuten versehen. Flügel mäßig lang, Schwanz meist kurz. Schnabel in Form und Länge sehr veränderlich.

Sumpfwader, schwarzschwänziger, s. Uferschnepfe 2).

T.

Tageule, s. Nachteule.

Tagkäuzchen, s. Eulen 3).

Tagnetz, s. v. w. Klebgarn.

Tagraubvögel, Unterordnung der Raubvögel. Ihre Augen stehen seitlich, sind gewimpert und von nur mäßiger Größe; sie haben einen Kropf, in welchem der Fraß erweicht, um alsdann in den Magen zur eigentlichen Verdauung überzugehen. Zu den Tagraubvögeln rechnet man die Familien der Geier und falkenartigen Raubvögel (Adler, Falken, Habichte, Milane, Bussarde, Weihe).

Talg, das Fett des wiederkäuenden Wildes um dessen Gescheide, überhaupt in der Höhlung des Leibes, während das auf dem Wildbret befindliche Feist genannt wird. Beim Schwarzwild sagt man statt T. Flaumen, auch Lisen. Beim Hasen und allen übrigen Säugetieren und beim geringen Federwild sagt man Fett, sonst Feist, noch besser: »es ist gut bei Leibe«.

Talk (Dohle), s. Rabenartige Vögel 5).

Tannenfalke (Wanderfalke), s. Falken 5).

Tannenhäher, s. Häher 3).

Tannenkäuzchen, s. Eulen 3).

Tarsus, s. v. w. Hackengelenk (s. Vogel).

Tasche, s. v. w. Schnalle.

Tatzen (Branken, Branten), die Pfoten des Bären.

Tauben (Columbae), Ordnung der Vögel. Der etwas zusammengedrückte Schnabel gerade mit abwärts gebogener Spitze am Oberkiefer, an dessen Wurzel eine wulstige Haut, unter dieser die spaltförmigen Nasenlöcher. An den Ständern stehen drei Zehen nach vorn, eine nach hinten, sämtliche vier berühren den Boden; Schwingen hart, Schwanz zwölffederig.

Erste Gattung: Columba *L.*

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist durch eine Furche geteilt. Schwanz gerade.

1) **Ringeltaube** (**Columba palumbus** *L.*, **Columba torquata** *Penn.*, **Palumbus torquatus** *Leach;* große Holztaube, Kohltaube). Länge 41,8 cm, Schwanz 16,1, Schnabel 2, Lauf 2,5 cm. Auf dem Außenrand der obern Flügeldeckfedern ein großer weißer Längsfleck, die großen Schwingen weiß gerändert, an beiden Halsseiten ein halbmondförmiger, großer weißer Fleck. Kopffedern, Hals und Oberseite blaugrau, Halsseiten, Nacken und Rücken meergrün mit Purpurschimmer, Kropf blaugrau mit wenigem roten Schil-

ler, Unterseite bläulichweiß, Schwingen und Schwanz schiefergrau, letzterer am Ende grauschwarz mit einer hellen Querbinde. Der Schnabel ist an der Wurzel hochrot, an der Spitze gelb, die Nasenhaut weiß, wie bereift; Iris gelb, Ständer hochrot. Weibchen kleiner, blässer und mehr grau von Färbung. Den Jungen fehlt der halbmondförmige weiße Fleck an den Halsseiten. Sie bewohnt ganz Europa vom 65°. nördl. Br. ab, auch Asien und Afrika; in Deutschland ist sie gemein. Diese große, schöne Taube lebt besonders im Wald, zieht allerdings Nadelholz vor, geht aber auch ebensogut in Laubhölzer mit hohen Beständen; auch trifft man sie in dicht belaubten Epheugewinden an Bäumen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen. Ihr Nest ist ein einfacher, etwas sorglos aufgeführter Bau aus losen Reisern, gerade so dicht, um die zwei milchweißen Eier nicht durchfallen zu lassen, die etwa 39 : 29 mm messen. Die Taube wird zwar beim Brutgeschäft vom Tauber abgelöst, doch immer nur auf kurze Zeit, vollzieht also diese Pflicht fast allein; in 18—20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, welche dann von den Alten aus dem Kropf mit erweichten Körnern gefüttert werden. Die Nahrung der Ringeltaube besteht aus Waldsämereien und Körnern aller Art. Sie liebt besonders Fichtensamen, sucht aber auch Eicheln und Bucheln. Im Herbst hält sie sich vorzugsweise an den Rändern der Gehölze auf, um die ausgefallenen Getreidekörner auf den Äckern zu lesen, und auf Erbsenfeldern kann sie einen beträchtlichen Schaden anrichten, wenn sie in Schwärmen einfällt und die Garben plündert.

Die Ringeltaube ist Zugvogel, doch wo sie auch im Winter hinreichend Nahrung findet, bleibt sie; sonst zieht sie in großen Schwärmen dem Süden zu, mit Bedacht über größere Waldungen fort, um etwaigen Verfolgungen des Habichts und Wanderfalken entgehen zu können, die ihre gefährlichsten Feinde sind. Im März kehrt sie paarweise zurück, worauf das Pärchen alsbald unter vielen Liebesbezeigungen und vielen komischen, verliebten Sprüngen und Rucksen des Taubers zum Nestbau schreitet. Ehe aber die Brütezeit beginnt, führt das Taubenpaar ein sorgloses Liebesleben. Nach Sonnenaufgang sieht man es auf irgend einem frei stehenden Ast sich schnäbeln, das Gefieder ordnen; der Tauber schwingt sich in die Luft, um aber bald wieder einzufallen und die Tändeleien von neuem zu beginnen. Nun wird das Frühstück gesucht und gegen 10 Uhr auf den alten Standpunkt zurückgekehrt. Mittags und am späten Nachmittag fliegen sie noch einmal nach Äsung, mit Untergang der Sonne aber suchen sie Quartier im dichtesten Geäst, nahe aneinander geschmiegt. Die Ringeltaube hat einen schnellen Flug, zu dem sie sich mit lautem Klatschen aufschwingt, und der wie »Wich, wich, wich!« klingt; ihr langer Schwanz mit den kurzen Flügeln läßt an den Habicht erinnern. Des Taubers Minneton ist ein heftiges »Rukkuku!«, wobei er, den Kropf schüttelnd und blähend, auf einem Aste dicht an der Baumkrone steht.

2) **Hohltaube** (Columba oenas *L.*; kleine Holztaube, Lochtaube, Blautaube). Länge 31 cm, Schwanz 12, Tarsus 2,3 cm. Gesamtfärbung aschblau, auf dem untern Rücken und den untern Flügeldecken nicht weiß. Kopf und Hals aschblau, Kropf und obere Brust grau mit Purpurschiller, Halsseiten und Nacken mit blaugrünem Metallschiller, Schultern und Rücken dunkler blau, Schwingen aschgrau mit dunkeln Flecken, welche undeutliche Binden bilden, der schieferblaue Schwanz mit einer breiten dunkeln Binde, Schnabel an der Wurzel gelbrot mit trübgelber Spitze, Iris nußbraun, Ständer hochrot. Die T. zeigen mattere Färbung und sind kleiner. Da die Hohltaube Höhlenbrüterin ist, ihr aber die geeigneten Bäume immer mehr genommen werden, so findet man sie viel seltener als die Ringeltaube, deren Verbreitung sie sich sonst anschließt. Sie nistet sowohl in Nadel- als in Laubhölzern, auch im Gemäuer, legt im März ihre beiden Eier, welche 36 : 26 mm messen und von beiden Gatten ausgebrütet werden. Ist die erste Brut flügge geworden, so wird zur zweiten und auch zum zweiten Nestbau geschritten, weil das erste Heim so voll

Kot liegt, daß es einer Kloake gleicht. Die Hohltaube soll sogar, wenn alle Bedingungen dazu vorhanden, dreimal brüten. Ganz im Gegensatz zur Ringeltaube ist die Hohltaube eine treue Behüterin der jungen Brut, verläßt diese in eigner größter Gefahr nicht, lebt gesellig mit ihresgleichen und paart sich selbst mit Haustauben. Zug und Lebensweise wie bei der Ringeltaube.

3) **Felsentaube** (Columba livia *Briss.*). Gesamtfärbung mohnblau, auf dem untern Rücken und den untern Flügeldecken weiß. Länge 31—32,5 cm, Schwanz 9,5—11, Schnabel 1,9, Lauf etwa 2,5 cm. Schnabel schwarz mit weißlicher, wulstiger Haut, Iris gelbrot, Ständer blutrot, die äußerste Schwanzfeder ist bis zur schwarzen Endbinde auf der Außenfahne weiß; sonst wie die Hohltaube gefärbt. Bei der großen Individuenzahl und ihrer weiten Verbreitung kommen vielfache Variationen vor. Sie wird als Stammmutter unsrer Haustaube angesehen und findet in deren Thun und Treiben ein treues Abbild, wie denn auch der Tauber ruckfend und lockend um die Taube herumläuft und nicht stillstehend wirbt, wie der der vorigen Arten. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche Europa, wo sie die Küstenländer des Mittelländischen Meers bewohnt; sie kommt in Nordafrika, teilweise in Asien und nur strichweise im nördlichen Europa vor, an den Küsten Schottlands, Norwegens, auf den Hebriden, Faröer-, Orkney- und Shetlands-Inseln, in Deutschland nur in Krain und bei Triest. Man darf sie nicht mit den leicht verwilderten Haustauben verwechseln, mit denen sie sich allerdings paart, und in deren Gemeinschaft sie vielleicht auf manchem Turm oder Mauerwerk nisten mag. Auf Bäumen nistet sie nur im Notfall, weiß sich aber jeden Felsspalt zum Nisten einzurichten und bevölkert die felsigen Gestade am Mittelmeer in großen Mengen. Die beiden milchweißen Eier werden von der Taube unter unbedeutender Assistenz des Taubers ausgebrütet. Ihre Nahrung ist die der andern T., und sie macht sich besonders durch Auflesen vielen Unkrauts entschieden nützlich. Vom Norden her zieht sie im Herbst südwärts, zuweilen mit Dohlen- und Krähenschwärmen gemischt, um sich vor Raubvögeln zu schützen, und kehrt im Frühling zurück.

Zweite Gattung: **Turtur** *Ray.*

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist **nicht** durch eine Furche geteilt.

4) **Turteltaube** (**Turtur auritus** *Ray.*, **Columba turtur** *L.*, **Peristera turtur** *Boie*). Länge 28,6 cm, Schwanz 11,5, Lauf 2 cm. Auf beiden Seiten des Nackens ein blau und schwarz gebänderter Querfleck. Kopf und Nacken hell mohnblau, Kopfseiten graurötlich, an den Halsseiten bilden einige Reihen kleiner schwarzer Federn mit blendendweißen Enden einen Ring, welcher der Taube ein schönes Ansehen gibt; Oberrücken dunkelgrau, lebhaft rostrot gekantet; Unterrücken und Bürzel graublau, obere Schwanzdecken graubraun, Schwanzfedern schieferfarbig, die beiden mittlern dunkler, alle mit weißen Enden. Hals und Brust purpurrötlich überflogen. Bauch weiß. Schulter- und Flügeldeckfedern, auch die Schwingen zweiter Ordnung blauschwarz mit rötlichen Kanten, Schulterfedern mit blauen Außenrändern, die übrigen Schwingen hell mohnblau, die großen Schwingen schwarzgrau mit weißen Spitzen. Schnabel schwarz, Iris bei den Alten gelbrot, bei den Jungen braungrau; Lider fleischfarbig, Ständer blutrot. Die Weibchen sind etwas kleiner und weniger lebhaft gefärbt. Die Jungen haben ein dunkel aschgraues Kleid, schwarz gefleckt und rötlichbraun gekantet. Diese liebliche Taube bewohnt vom südlichen Schweden an ganz Europa, ist in dessen südlichen Ländern sogar gemein, wie auch in einem großen Teil von Afrika und in fast ganz Asien. Die Turteltaube nistet in den verschiedensten Holzungen auf Bäumen, zieht aber recht sonnige Lagen vor und baut ihr fast durchsichtiges, sehr kunstloses Nest meist in den Astgabeln, so daß man von unten die Eier durchschimmern sehen kann, welche wie alle Taubeneier milchweiß und etwa 29 : 23 mm groß sind. Im Gegensatz zur Ringeltaube pflegt die Turteltaube ihre Brut mit großer Ausdauer; überhaupt ist ein Turteltaubenpärchen ein anmuti-

ges Bild von Gattenliebe und innigem Familienleben, und beobachtet man außer ihrer sehr zarten Färbung auch die höchst zierlichen Bewegungen in Gang und Haltung, so stellen sie sich dem Tierfreund so nahe, daß auch der Jäger ihre Schonung als selbstverständlich ansieht, sich an ihr erfreut, dem sanften »Turr=turr=turr!« lauscht und während der Rast unter dem breitästigen Baum ihrem Thun und Treiben mit Vergnügen zusieht. Die Turteltaube fliegt von allen Verwandten am schnellsten und entgeht sogar sehr häufig dem Falken durch ihre gewandten Schwenkungen; ein Kind von Licht und Wärme, zieht sie schon Ausgang September von uns und kehrt erst mit Ablauf des Aprils zu uns zurück, je nach der kältern oder wärmern Lage ihres Brutorts freilich bald eher, bald später. Ihre Nahrung ist die der vorigen.

Jagd. Die T. werden den schädlichen Tieren zugezählt und haben deshalb in Preußen und andern Staaten keine Schonzeit. Das Gesetz rührt offenbar von den Forstleuten her, denn auf großen Feldern können sie dem untergeeggten Samen nur wenig thun, und von kleinen lassen sie sich sehr leicht abhalten, auch haben sie noch keine Waldkultur in Frage gestellt, daher das Verdikt als ein etwas heißsporniges anzusprechen ist. Eine Brut hätte man ihnen wohl gönnen können, und der Naturfreund darf wohl verlangen, daß Geschöpfe, welche des Menschen Ziele nicht in Frage stellen, trotz kleiner Überschreitungen soviel wie thunlich erhalten bleiben; eine gewisse Komik liegt immerhin darin, wenn man die schwunghaften Artikel über »Ästhetik im Wald« liest, dabei aber dessen schönste Staffage, die Tiere, nicht entsprechend schützt. Wer also den rucksenden, brandmagern Tauber im Frühling schießen will, darf es thun und muß sich ihm eben anzuschleichen suchen, was nicht allzuschwierig ist, denn der Liebestaumel macht blind und nicht nur für den Gegenstand der Neigung, sondern auch für manchen Feind. Will man, was sehr viel zweckmäßiger und praktischer ist, sich der jungen Ringeltauben bemächtigen, um sie zu verspeisen, so warte man, bis man sie deutlich piepen hört und über den Rand des Nestes sehen sieht, dann sind sie gut und geben vortreffliche und nicht kleine Braten; man hüte sich aber sehr vor vielem Beobachten und Stören der Taube, denn wenn dies geschieht, so verläßt sie sicher Eier oder Junge, um nicht wiederzukehren. Im Herbst, gelegentlich der Hühnerjagd, kann man manchen Schuß auf Wildtauben (worunter wir hauptsächlich die Ringeltaube verstehen, da die andern verhältnismäßig zu selten sind) anbringen, wenn man ihren Einfall auf Stoppelfelder, Erbsen= und Buchweizenäcker beobachtet und sich dort aus Garben und Bündeln eine Art Schirm herstellt; wenn auch nach dem Schuß der Schwarm abstreicht, so darf man doch bald auf frische Zuzügler rechnen, so daß man schließlich mit gefüllter Tasche abziehen kann. Die T. sind um diese Zeit sehr fett und wohlschmeckend. Auch macht man sich an den Trinkplätzen einfache Schirme, und namentlich früher glaubte man die T. durch sogen. Sülzen oder Beizen, deren Hauptbestandteil Aniskörner sind, anzulocken; es ist dies ja auch eine nicht ungewöhnliche Maßregel der Taubenzüchter, mit dem Anis die eignen T. an den Schlag zu fesseln und vielleicht fremde anzulocken.

Von viel größerer Bedeutung ist für die betreffenden Gegenden die Jagd auf die scharenweise brütende Felsentaube. Augenzeugen nennen diese Jagd längs der Felsengestade höchst interessant. Die Jäger fahren vor Sonnenaufgang in einem Boot entlang der Felsen und halten bei den Höhlungen, wo sie T. wissen oder vermuten, an; sowie die ersten Sonnenstrahlen erglänzen, stürmen die Felsentauben hastig aus ihren Schlafstellen heraus, wobei ein geübter Schütze viele erlegen kann. Ebenso verfährt man auf dem Abendanstand, wenn sie einfliegen; daß man auch die Löcher verstopft und sie in den Höhlen mit Stangen massakriert, mag ganz praktisch und dem gemeinen Mann angemessen sein — weidmännisch ist es nicht.

Taubenfalke, s. Falken 5).

Taubenhabicht, s. Habichte.

Taubenstößer, s. v. w. Wanderfalke, s. Falken 5); s. v. w. Hühnerhabicht, s. Habichte 1).

Tauber heißt die männliche Taube.

Tauchente, großohrige, s. Taucher 2).

Tauchente, ungarische, s. Säger.

Taucher (Colymbidae), Familie aus der Ordnung der Schwimmvögel. Dem harten, spitzen, scharfschneidigen Schnabel fehlen die Lamellen; die Nasenlöcher sind verschließbar. Durch die sehr weit nach hinten gestellten Ruder gehen alle T. sehr aufrecht und ungeschickt, dagegen schwimmen und besonders tauchen sie vortrefflich. Schwanz sehr kurz oder gar nicht vorhanden.

Erste Gattung: Lappentaucher (Podiceps *Lath.*).

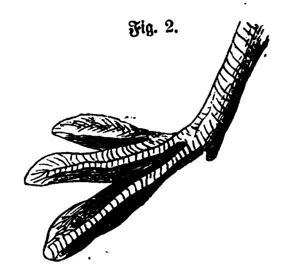
Bis zum ersten Gelenk der drei Vorderzehen eine Bindehaut, der übrige Teil mit bogigen, gefransten Lappen; an der Hinterzehe ein häutiger Saum. Lauf scharfkantig zusammengedrückt, vorn mit einer, hinten mit zwei scharfkantigen Längsleisten, an den Seiten mit 20—24 Quertafeln. Die zweite Schwinge ist die längste. Zügel nackt, statt des Schwanzes ein Federpinsel; auf Kopf und Halsseiten in der Erregung aufrichtbare Federbüsche, welche den Vögeln alsdann ein sehr sonderbares Äußeres geben. Gefieder ungemein dicht und glatt, stets fettig, daher dem Eindringen des Wassers unzugänglich. Um aufzufliegen, nehmen sie einen Anlauf auf dem Wasser, fliegen alsdann aber ziemlich schnell. Ihre Nahrung besteht aus Fischen und allerlei Wassertieren und wird durch Tauchen beschafft. Die Nester schwimmen auf einer Bülte im Schilf, Rohr &c., enthalten zahlreiche gestreckte, bräunlich-grünliche Eier. Beim Schwimmen liegen sie sehr tief im Wasser.

1) **Großer Lappentaucher** (Podiceps cristatus *Lath.*, Colymbus cristatus urinator *L.*, Colymbus cornutus *Briss.*; großer Haubentaucher, großer gehaubter Steißfuß, großer gehörnter, gekappter T., Kronentaucher, Seedrache, Seeteufel, Blitzvogel, Zerch, Greben; s. Abbildung). Länge 55 cm, Schnabel 4,8, Lauf 6 cm. Prachtkleid: auf dem Scheitel stehen verlängerte Federn, welche einen zweiteiligen Federbusch bilden und, wenn aufgerichtet, wie zwei Hörner aussehen; hinter den Ohren, auf den Wangen und unter der Kehle ein aufrichtbarer Federkragen, der die untern Halsteile wie ein Rad umgibt. Stirn braungrau, Federhörner schwarz, Kehle und um die Augen



Großer Lappentaucher (Podiceps cristatus).

weiß, Kragen licht rostrot mit braunschwarzem Saum, ein dunkler Streifen zieht sich vom Schnabel nach den Augen hin; Hinterhals schwarzbraun, Oberseite dunkel graubraun mit weißlichen Spitzensäumen; Unterseite glänzend weiß, wie Atlas schimmernd; im Mittelflügel und auf den Schultern zwei weiße Längsflecke. Im Herbstkleid ist der kurze Kragen weiß, mit etwas Rostrot gemischt und mit schmalem schwarzen Saum, die obern Teile mehr grau. Das Jugendkleid ebenso, nur die Oberseite grau mit braunen Flecken, Unter-



Fuß des Lappentauchers.

seite weiß. Weibchen sind bedeutend kleiner; bei den jungen Vögeln sind Hörner und Kragen geringer und von matterer Färbung. Schnabel rötlich, Ruder grau, Iris braun. Den hohen Norden ausgenommen, ist er in ganz Europa verbreitet, ebenso in Asien, dem nördlichen Afrika und Amerika. Im nördlichen Deutschland ist er gemeiner Brutvogel, findet sich an den Meeresküsten, auf großen Landseen und Teichen, deren Ufer mit Schilf und Rohr dicht besetzt sind, und nur zur Zugzeit trifft man ihn auf Flüssen. Sein Nest steht nach der Wasserseite im hohen Uferwuchs, zwar befestigt, doch immer schwimmend. Im März kommt er in Deutschland an, im Mai findet man das Gelege, 2—4 Eier, bräunlich, gestreckt, 48:33 mm groß, die in drei Wochen von beiden Gatten ausgebrütet werden. Beide pflegen und schützen die niedlichen Jungen mit großer Umsicht, ihr Rücken ist der Ruheplatz der Kleinen, die, unter ihren Brustfedern versteckt, mit ihnen davonfliegen oder ins Wasser tauchen, sobald Gefahr droht. Der große Lappentaucher hat schwimmend ein schönes Ansehen, ein Paar solcher Vögel ist eine Zierde für Landseen und Teiche; sein langer Hals, den er fast immer hoch trägt, macht ihn weithin bemerkbar. Merkt er Gefahr, so taucht er geräuschlos und blitzschnell unter, um wohl an 60 m entfernt wieder aufzutauchen, den vermeintlichen Feind beobachtend. Seine kräftige, weithin schallende Stimme klingt wie »Kök, kök, kök!« oder auch »Kraorr, kraorr!« Der Flug ist der schmalen, kurzen Flügel wegen schwerfällig, nur im Herbst machen sie öfter Flugübungen, um in dieser Jahreszeit spät und bei Nacht fortzuziehen. Sie leben von kleinen Fischen, Wassertieren aller Art, Fröschen, Laich, zarten Pflanzen und liefern ein gesuchtes Pelzwerk.

2) **Geöhrter Lappentaucher** (Podiceps auritus *Briss.*, Colymbus auritus *L.*, Colymbus nigricollis *Brehm;* schwarzhalsiger Lappentaucher, Ohrentaucher, geöhrter Steißfuß, großohrige Tauchente, Goldohr). Länge 30,5 cm, Schnabel 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 4,3 cm. Schnabel schwach, an der Spitze etwas aufwärts gebogen. Prachtkleid: auf dem Hinterkopf ein kleiner abgestutzter Federbusch, in der Mitte etwas vertieft, rötlichgelb; Kragen rostrot mit ockergelben Spitzen. Kopf und Genick schwarz, grün schimmernd, Kinn, Hals und Kropfseiten schwarz, die Seiten dunkel rostrot, zuweilen dunkel gefleckt, die Unterseite weiß, wie Atlas glänzend; Oberseite schwarzbraun, Spiegel weiß. Weibchen kleiner und auf der Ohrgegend matter gefärbt. Dem Jugendkleid fehlen die langen Kopffedern, Wangen und Kehle weiß, nach der Ohrgegend in mattes Rostrot übergehend, unter dem nackten Zügel und dem Auge ein dunkler Streifen, Oberkörper samt Flügel schwarzbraun, Spiegel weiß; Vorderhals braungrau, die Seiten dunkler, die Mitte des Kropfes und der Vorderseite glänzend weiß. Das Herbstkleid der Alten hat keinen dunkeln Streifen an den Seiten des Kopfes, sonst dem Jugendkleid ähnlich; Schnabel dunkelgrau, an der Wurzel rötlich, Iris hellbraun. Er bewohnt Europa, Sibirien und die Küsten Nordamerikas. In Deutschland strichweise häufig, findet man ihn auf Landseen und Teichen mit bewachsenen Ufern und dichtem Grundwuchs. Sein Nest baut er aus Schlamm und Pflanzen, in dem man die 39:26 mm großen Eier findet, die in Gestalt, Farbe und Anzahl denen des großen Lappentauchers sehr ähneln, mit dessen Lebensweise er auch übereinstimmt. Seine an stillen Abenden sanft und doch weit hörbare Stimme klingt wie »Bib, bib, bibewibewibewibewibe!«

3) **Gehörnter Lappentaucher** (Podiceps cornutus *Lath.*, Colymbus auritus *L.*, Colymbus caspicus *Gmel.*, Podiceps arcticus *Boie;* gehörnter Steißfuß, kleiner Kronentaucher, großes Goldohr, schwarzbrauner Steißfuß). Länge 32,2 cm, Schnabel 2, Lauf 3,6, Außenzehe mit Nagel 5,4 cm. Prachtkleid: die Seiten des Oberkopfs zieren zwei Federbüschel wie zwei Hörner, größer als beim Lappentaucher, auf denselben je ein lebhaft rostroter, nach hinten breiter werdender Streifen; der schwarze Kragen vollrund, Kopf und Hinterhals schwarz, Stirn grau überflogen, der Oberkörper

schwarzbraun, Spiegel auf den Flügeln weiß; Gurgel, Kropf und Bauchseiten schön dunkel rostrot, Unterkörper reinweiß mit Atlasglanz. Herbstkleid dem vorigen ähnlich, die Oberseite dunkelbraun, Hals rötlich, unterseits glänzend weiß. Schnabel schwarz, an der Wurzel und Spitze rot, Zügel rot, Iris karminrot, von der Pupille durch einen weißen Ring getrennt, Ruder grau, Gelenke und Knie grünlich. Er ist der schönste von allen Lappentauchern und weitverbreitet; er findet sich im ganzen gemäßigten Norden, in Deutschland, Holland, Frankreich, Oberitalien, hält sich auf dem Zug westlich; auch findet man ihn auf den Schweizer Seen, am Rhein und Main. Seine 4—6 Eier, welche den vorigen sehr gleichen, sind 41:27 mm groß. Er ist weniger scheu als die andern Gattungsverwandten, taucht deshalb auch nicht so viel und fliegt öfter, wenn auch schwerfällig. Die Anhänglichkeit der Gatten untereinander ist rührend; ist eine Ehehälfte erlegt, so trennt sich die andre ungern, oft gar nicht von dem Leichnam.

4) **Rotschnäbeliger Lappentaucher** (Podiceps rubricollis *Lath.*, Colymbus subcristatus *Jacq.*, Colymbus cucullatus, naevius *Pall.*; rothalsiger Steißfuß, graukehliger Haubentaucher, kurzschopfiger Taucher, Ruch). Länge 42,4 cm, Schnabel 2,4, Lauf 5,4 cm. Prachtkleid: Oberkopf bis auf das Genick hinab schwarz; Kopffedern und Backenkragen mit weniger verlängerten Federn, fester anliegend; Kopfseiten und Kehle gelblich aschgrau; Hals hell braunrot, Kropf kastanienbraun, Seiten dunkelgrau, Unterleib gelblichweiß, grau gefleckt, Oberleib glänzend braunschwarz, Spiegel weiß. Im Jugendkleid sind Kinn und Kehle weiß, an den Seiten drei braune Längsstreifen; Hals und Kropf gelblich-rostfarben, Seiten dunkel braungrau. Der Schnabel ist im Frühling an der Spitze schwarz, an der Wurzel gelb, sonst rotgelb, im Herbst blaß rötlichgelb. Iris rotbraun, Ruder olivengrün-grau. Er bewohnt die wärmern Ländern Europas, Asiens und Nordamerikas, geht nicht über das mittlere Schweden hinaus, ist in Deutschland strichweise bald häufig, bald selten. Die 3—4 Eier messen 50:35 mm, sind in Gestalt und Form den vorigen ähnlich. Die Stimme klingt wie »Keek, keek, keek, keek!« In der Paarungszeit soll er unangenehm klingende wiehernde Töne ausstoßen. Er ist wenig scheu.

5) **Kleiner Lappentaucher** (Podiceps minor *Lath.*, Colymbus minor, hebridicus *L.*, Colymbus parvus *Belon*, Colymbus fluviatilis *Briss.*, Colymbus minutus *Pall.*, Podiceps pallidus et pygmaeus *Brehm*; kleiner Steißfuß, Zwergsteißfuß, schwärzlicher T., kleiner T., Haarentchen, Käferentchen, Pärkätel). Länge 23,5 cm, Schnabel 7, Lauf 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 4 cm. Prachtkleid: Kopffeder und Kragen fehlt. Vorderkopf, Kehle, Kropf und Oberseite braunschwarz glänzend, Scheitel und Nacken schwarz mit grünem Glanz; die Seiten des Kopfes und der Oberhals dunkel braunrot, die Mitte des untern Körpers silbergrau; Schwanzpinsel oberseits schwarzbraun, unterseits weiß, sonst alle andern Teile glänzend schwarzbraun; Schnabel kurz und stark, schwarz mit weißlicher Spitze; Iris braunrot, Ruder braungrün. Im Jugendkleid sind alle obern Teile dunkel schwarzbraun; Unterseite grau, an den Kopfseiten ein schwarzer Streifen auf weißem Grund, Kehle und Brustmitte weiß; Ohrgegend, Vorderhals und Kropf rostfarben. Dem Herbstkleid der Alten fehlen die gestreiften Kopfseiten, sonst ist es dem Jugendkleid gleich. Er bewohnt die wärmern Länder Europas, Asiens und Nordamerikas, ist besonders in Deutschland eine allbekannte Erscheinung auf allen größern und kleinern Seen, Teichen, Weihern, Mühlenteichen, überall, wo nur reich bewachsene Ufer zu finden sind. Sein Nest steht oft frei wie ein Klumpen auf dem Wasser, nur so befestigt, daß es nicht von der Strömung fortgerissen werden kann. Seine kleinen Eier, 36 : 26 mm groß, sind an Gestalt und Färbung den vorigen gleich. Der Vogel ist scheu, klug und wachsam, weiß genau zur rechten Zeit zu tauchen, und da der Beobachter nur Schnabel und Augen entdeckt, wird der Vogel oft für eine Wasserpflanze u. dgl. gehalten und ent-

geht so der Verfolgung. Seine Stimme klingt wie ein sanftes »Bib, bib, bib, bib!«

Die Nahrung aller dieser T. ist dieselbe, und wenngleich sie Fische nehmen, so ist ihre Schädlichkeit doch nur untergeordnet und ihre unablässige Verfolgung von seiten der Fischer um so weniger gerechtfertigt, als sie viel Ungeziefer verschlingen. An der sehr zurückgegangenen Fischerei haben diese Vögel viel weniger Schuld als die lange Zeit betriebene Raubwirtschaft der Fischer selbst.

Zweite Gattung: Seetaucher (Colymbus *L.*, Eudytes *Ill.*).

Die drei langen Vorderzehen mit ganzen Schwimmhäuten; die sehr zusammengedrückten Füße stehen weit nach hinten; Läufe sowie die Wurzeln der Zehen ringsum genetzt, die Zehen auf dem Rücken getäfelt; der Nagel an der Mittelzehe ist viel länger als breit. Die Flügel schmal, kurz und spitz, erste Schwinge die längste; der kurze Schwanz abgerundet, 16—20federig; die Zügel sind befiedert; der pfriemenförmig zugespitzte Schnabel so lang wie der Kopf mit scharfen Schneiden. Sie bewohnen den hohen Norden, sind Strichvögel, leben nicht in großen Gesellschaften, sondern nur paarweise oder in kleinen Gruppen zusammen. Sie schwimmen sowohl über als unter dem Wasser mit staunenswerter Fertigkeit, können sogar bis 3 Minuten unter Wasser aushalten, wobei sie die Fische blitzschnell verfolgen. Sie sind sehr scheu, daher schwer zu beschleichen; schlafend lassen sie sich vom Wasser treiben, Kopf, Schnabel und Füße ins Gefieder ziehend. Ihre Nahrung sind nur lebende Fische; der Brutort ist auf süßen Gewässern, oft weit vom Meer entfernt, aber still und einsam gelegen. Ihr Nest steht im Ufergras, dem Wasserspiegel ganz nahe. Beide Gatten brüten.

6) **Nordseetaucher** (Colymbus septentrionalis *L.*, Eudytes septentrionalis *Ill.*, Cephus septentrionalis *Pall.*; rotkehliger T., rothalsiger Seetaucher, rothalsige Lumme, gesprenkelter Seetaucher). Länge 57 cm, Schwanz 5, Schnabel 5,5, Lauf 6,8, Mittelzehe ohne Nagel 7,6 cm. Schnabel wenig aufwärts gebogen, Kehle rot, bei Jungen weißlich. Im Hochzeitskleid sind Kopf und Hals aschgrau, an letzterm ein kastanienbrauner Streifen, die Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Tupfen. Das Herbstkleid hat die ganze Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Flecken, Kehle, Wangen, Halsseiten und Gurgel weiß. Tragfedern schwarzbraun, weiß gesäumt; am Steiß eine schwarze Binde. Ruder matt fleischrot, Lauf dunkelgrün; Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun. Er ist auf allen nördlichen Meeren, besonders auf den Nordseeinseln, zu finden, zieht südwärts bis nach Italien und wird im mittlern Europa gar nicht selten gesehen, wobei er vom Meer gegen die Flüsse landeinwärts zieht. Die beiden Eier haben auf trüb gelbgrüner Grundfarbe graue und darauf braunschwarze Flecke und Punkte, sind gestreckt, grobkörnig und messen 77 : 44 mm.

7) **Eistaucher** (Colymbus glacialis *L.*, Colymbus torquatus *Bruess.*, Colymbus atrogularis *Meyer*, Cephus torquatus *Pall.*, Eudytes glacialis *Naum.*; Eistaucher, isländischer Eistaucher, Riesentaucher, Seeflunger, Schnurrgans). Länge 85 cm, Schwanz 5,6, Schnabel 10,7, Lauf 9 cm. Prachtkleid: Kopf und Oberhals schwarz mit grünem Schimmer, Oberseite mattschwarz mit weißen Tupfen, im Genick ein breiter weißer Streifen, der an den Halsseiten spitz ausläuft; Kehle mit schmalem weißen Streifen, beide schwarz gestrichelt; Vorderseite glänzend weiß, Schultern schwarz mit reihenweise viereckigen weißen Flecken. Wurzel und obere Schwanzdecke schwarz mit weißen Tupfen, Schnabel schwarz. Herbstkleid: Oberseite fahlbraun mit hellen Säumen, an den Seiten punktiert. Schnabel grau, Ruder braungelb. Seine Heimat ist der hohe Norden, bei uns ist er selten. Die zwei Eier 97 : 56 mm groß, dunkel olivenbraun, gestreckt, wie die vorigen gefleckt. Lebensweise wie die aller T.

8) **Polartaucher** (Colymbus arcticus *L.*, Eudytes arcticus *Ill.*, Colymbus imber *L.*, Cephus arcticus *Pall.*; Polarseetaucher, Polarlumme, schwarzkehliger T., Ostseetaucher). Der Lauf ist kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel. Länge 64,5 cm, Schwanz 5,1, Schnabel 7, Lauf

6,5—7, Mittelzehe ohne Nagel 7,9—9 cm. Im Prachtkleid ist die Grundfarbe der Oberseite tiefschwarz mit eckigen weißen Flecken, die nach den Seiten hin sich verkleinern. Scheitel und Nacken aschgrau; Kinn, Gesicht und Kehle tiefschwarz, auf letzterer ein weißer Ring; auf den weißen Halsseiten schwarze Längsstreifen; Vorderseite weiß glänzend. Im Herbstkleid herrscht graubraune Färbung vor, auf der weißen Unterseite zeigen sich Längsstreifen; Schnabel hornschwarz, in der Jugend hellgrau, Iris stets braun, Ruder trüb fleischfarbig. Eier etwa 83:51 mm groß. Im übrigen den vorigen gleich, doch die Verbreitung nicht so hoch nordwärts.

Jagd. Die Seetaucher fischen zwar unablässig, doch wäre es gesucht, ihnen dies in Ansehung des unberechenbaren Fischreichtums der offnen See anzurechnen. Die Jagd auf alle T. hat insofern ihren Reiz, als sie sehr schwierig und unberechenbar ist, da man zwar diese Vögel nur zu bald tauchen sieht, aber nie weiß, wo sie wieder erscheinen werden, und sie daher den Jäger in steter Spannung erhalten, welchem nichts übrig bleibt, als sie so lange mit dem Kahn zu verfolgen, bis ein Schuß glückt. Da sie bei Gefahren sehr tief im Wasser liegen, so daß nur der lange Hals wie ein Stab sichtbar ist, so muß man eine Handbreit unter sie halten, um sie nicht zu überschießen, woraus folgt, daß man von der Flinte einen scharfen Schuß vorauszusetzen hat. Wer sich mit der Jagd speziell abgeben will, bediene sich eines sogen. Wisches, wie man ihn auch auf Wildenten anwendet. Er besteht aus einem mit Schilf oder Rohr so verkleideten Kahn, daß unter diesem Schutz ein Jäger und ein Ruderer notdürftig Platz zu ihren Bewegungen finden, und nun rudert man vorsichtig den Tauchern nahe, bis ein Schuß anzubringen ist. Um sie recht vertraut zu machen, läßt man auch einen so verkleideten Kahn einige Zeit auf dem Wasser liegen, damit sich die T. an seinen Anblick gewöhnen, wonach man weniger Mühe mit dem Anfahren hat. Die Putzsucht der Damen, welche sich mit Taucherbälgen schmücken, trägt zur Verminderung dieses interessanten Vogels leider sehr viel bei.

Tauchergans, rotköpfige (großer Säger), s. Säger 1).

Tauchermöwe (Eismöwe), s. Möwenartige Vögel 12).

Tauchgans, s. Säger 1).

Tauschlägig spüren (auf dem Tauschlag spüren), das Spüren im Tau.

Teckel (Dachshund), s. Dachs.

Teichhuhn (grünfüßiges Rohrhuhn), s. Sumpfhühner 2).

Teichstrandpfeifer (Flußuferläufer), s. Uferläufer 1).

Teichwasserläufer, s. Uferläufer 1).

Tellereisen (Tritteisen), s. Falle 5).

Tengmalmskauz (Rauhfußkauz), s. Eulen 11).

Thränenhöhle (Thränengrube), eine in der Verlängerung des vordern Augenwinkels liegende Vertiefung, welche innen nackt, am Rand haarig ist und die verhärtende Hirschthräne oder den Hirschbezoar enthält; ausgebildet ist sie besonders beim Edelwild, weniger beim Damwild, bei welchem sie viel flacher ist.

Tier (Alttier), das weibliche Geschlecht des Hochwilds, nachdem es zum erstenmal auf der Brunft gestanden oder gebrunftet hat.

Tiergarten (Wildgarten), s. Wildpark.

Tiraß, s. Tyraß.

»Tire haut!« (spr. tihr oh) ruft ein Jäger dem Nachbar zu, wenn er ihn auf heranstreichendes Flugwild aufmerksam machen will.

»Toch-Toch!« oder **»Töch-töch!«** ruft man der Parforcemeute zu, um sie anzufeuern.

Tollwurm der Hunde, eine weißliche Muskel unter ihrer Zunge. Man glaubte früher, die Hunde vor der Tollwut zu schützen, wenn man ihnen den T. ausschnitte, was sogar stellenweise durch Polizeiverordnung angeordnet wurde; daß dies ein Aberglaube war, hat sich längst herausgestellt. — »T.« nennen manche auch den Maiwurm (Meloë majalis), einen stahlblauen Käfer mit kurzen, weichen Flügeldecken, der lange Zeit als Mittel gegen die Tollwut galt.

Tollwut, s. Hundekrankheiten.

Tordalk, s. Alk 2).

Töten des Wildes, im weidmännischen Sinn ein angeschossenes oder auf andre Weise dem Jäger in die Hände gefallenes Wild auf die schnellste, daher am wenigsten quälende Weise ums Leben bringen. Man verfährt dabei auf folgende Weise: starke Hirsche und Sauen fängt man mit dem Hirschfänger hinter dem Blatt ab; geringe Hirsche, Kahlwild und Rehe nickt man mit dem Genickfänger ab; Hasen hebt man mit der linken Hand an den Sprüngen auf und schlägt sie mit der Kante der rechten Hand ins Genick, worauf sie nach einigen Schlägen verendet sind; Dachse, Füchse, Katzen rc. schlägt man mit einem entsprechend schweren Stock auf das Nasenbein, nicht auf die Nasenspitze; Auer- und Birkwild fängt man mit dem Messer im Genick ab; Feldhühner, Fasanen, Enten rc. sticht man mit einem eisernen Pfriem, den man am Taschenmesser bei sich führt, ins Genick. Man kann dies allerdings auch mit dem Kiel einer ausgezogenen Schwungfeder thun (abfedern), quält aber das Wild und besonders die zählebigen Enten dadurch unnütz. Drosseln, Lerchen und ähnlichen Vögeln drückt man am besten die Schädeldecke ein oder drückt ihnen die Lungen bis zur Erstickung zusammen.

Toteneule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Totenvogel (Steinkäuzchen), s. Eulen 4).

Tot verbellen sagt man, wenn der Schweißhund, nachdem er ein Stück Wild verendet gefunden hat, es laut anbellt. Leider thun dies oft sonst ganz gute Hunde nicht, und es ist ihnen sehr schwer auf künstlichem Weg beizubringen, etwa dadurch, daß man einen solchen an ein verendetes Stück heranbringt. Um zu wissen, wo ein nicht verbellender Hund ist, hängt man ihm eine Glocke um, was freilich nur ein armseliger Notbehelf ist.

»Tout beau!« (spr. tu boh) ist eine Lektion bei der Dressur (s. d.) des Vorstehhunds.

Traben, die Gangart der Wölfe und Füchse zwischen Schleichen und Flüchtigsein und zwar die gewöhnliche der erstern auf längern Wanderungen; beide Raubtiere schnüren dabei.

Tracht, der innere Körperteil des weiblichen Wildes, in welchem sich das oder die Jungen entwickeln.

Tragstangen, die beiden Stangen, an welchen die Lerchengarne beim Lerchenstreichen getragen werden.

Trainieren, die Parforcehunde außerhalb der Parforcejagdzeit, damit sie sich nicht verliegen, derart beschäftigen, daß man sie auf der Spur von durch einen Pikeur nachgeschleppten Hirschläufen jagen läßt, welcher sie fast so eifrig folgen wie der warmen Fährte eines lebenden Hirsches (s. Edelwild, S. 100).

Trainjagd (spr. träng-, franz.), s. Edelwild (S. 100).

Tränken, sich, sagt man vom Wild statt trinken; im allgemeinen brauchen die Pflanzenfresser nur wenig Tränke, der Hase bekanntlich gar nicht.

Transport von Bruteiern; derselbe muß, wenn irgend thunlich, durch Tragen von Menschenhand bewirkt werden, weil erstere durchaus nicht geschüttelt werden dürfen. Man legt sie so, in Moos oder Häcksel verpackt, in den Korb, daß sie sich nicht gegenseitig berühren können.

Trappen (Otididae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Gattung Otis. Die T. sind wegen der Merkmale ihres Baues, besonders der Füße, die sie mit den Sumpfvögeln gemein haben, diesen zuzurechnen; in ihrer Lebensweise aber stehen sie den Landvögeln näher. Den langen, starken Füßen fehlt die Hinterzehe gänzlich; die kurzen, dicken Zehen haben Bindehäute; der Schnabel ist erheblich kürzer als der Kopf und hat vor den Spitzen beider Kiefer je einen Einschnitt. Die Nasenlöcher liegen versenkt, der kurze, 20federige Schwanz von den Flügeln überragt; dritte Schwinge die längste. Sie fliegen wenig und ungeschickt, desto besser aber laufen sie, und der Großtrappe ist deshalb nicht mit Unrecht »europäischer Strauß« genannt worden. Ihre überaus große Scheu schützt sie vor der Ausrottung; denn da sie stets nur auf freien Feldmarken leben, so fallen sie einerseits freilich sehr ins Auge, anderseits aber entgeht ihrem

scharfen Blick bei der weiten Umschau nicht der kleinste Vorgang, und sie reizen daher die Jagdlust in hohem Grade. Der Zwergtrappe war früher ein nur sehr seltener Gast in Deutschland, hat sich aber seit einigen Jahren daselbst dauernd angesiedelt, und da das gänzlich harmlose Wild unter energischen Schutz gestellt ist, verbreitet es sich immer mehr von seinem Ansiedelungspunkt aus, so daß wir auf stetige Vermehrung rechnen dürfen.

1) **Großtrappe** (Otis tarda *L.*). Länge 1 m, Fittich 48—59 cm, Schwanz 17, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze 3, Lauf 15,7, Mittelzehe ohne Nagel 5,5 cm. Kopf und Hals einfarbig hellgrau, eine rostgelbe Binde umschließt vom Hinterhals her kragenartig den Hals; von den Mundwinkeln abwärts läuft ein aus etwa 30 hellgrauen, 15 cm langen, fein zerschlissenen Federn bestehender Bart, der in der Erregung aufgerichtet wird, und hinter diesem bis in die Mitte des Halses ein mit hellen Kielen besetzter schwärzlicher, spitz auslaufender Streifen. Die ganze Oberseite und die mittlern Schwanzfedern lebhaft rostgelb mit wellenförmigen schwarzen Querbändern; die äußere Hälfte der Flügel, ferner Schenkel, Bauch und Brust weiß mit aschgrauem Anflug, wo die weiße Farbe an die Rostfarbe grenzt. Die großen Schwingen dunkel graubraun mit gelblichweißen Schäften, die mittlern schwarz, an den Wurzeln weiß, welche Färbung weiter nach hinten mehr und mehr zunimmt. Die äußern Schwanzfedern weiß, nach der Mitte hin in Rostgelb übergehend; alle haben einen breiten weißen Spitzensaum und darüber ein ebenso breites schwarzes Querband, die äußersten ausgenommen. Schnabel braun, Füße grau, Iris rötlichgelb.

Verbreitung, Aufenthalt. In den Ebenen Norddeutschlands kommt der Großtrappe stellenweise nicht selten vor, ist aber im ganzen kein häufiger Vogel; am zahlreichsten findet man ihn im Brandenburgischen, dann in dem untern Flußgebiet der Saale und Bode. Im südlichen Schweden kommt er noch als Brutvogel vor, in England überhaupt nicht mehr; im europäischen Südosten ist er am häufigsten. Der Großtrappe verlangt unbedingte freie Umschau, daher er alles haßt, was Busch und Strauch heißt, und solche Gegenden sogar hoch überfliegt. Große Getreidefelder und besonders Ölfrüchte sind ihm willkommen, und auf solchen nimmt er seinen Stand.

Lebensweise, Balzzeit. Der Großtrappe ist fester Standvogel und lebt in Gesellschaften von 60—80 Stück zusammen; daß besonders junge Vögel einen Strich in die Nachbarschaft unternehmen, um das eng gewordene Heim zu erweitern, ist natürlich. Allerlei grüne Saaten und Kräuter, besonders ölhaltige Gewächse, äst der Trappe, nimmt aber auch Würmer, Schnecken, Amphibien und sehr gern Mäuse auf und macht sich dadurch nützlich, zumal sein Abschneiden der grünen Saat dieselbe nicht verdirbt, und somit ist es wünschenswert, daß der stattliche Vogel unsern Fluren erhalten bleibt. Über das Balzen der T. berichtet Elsner folgendes: Sobald die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne neues Leben schaffen, erwacht bei den T. der Balztrieb, und von Anfang März bis in den April dauern die charakteristischen Spiele der Hähne. Nur wenige Beobachter werden das eigentümliche Spiel aus nächster Nähe kennen. Wie bei allen Vögeln, so sind auch bei den T. die Farben des Hochzeitskleids besonders schön, wenn auch dieselben wie sonst. Die ältern Hähne tragen den charakteristischen Bart aus feinen, langen, spitzen Federn; die Brust ist rotbraun, nach dem Hals hinauf immer heller rot bis zur weißen Kehle. Schon am frühen Morgen balzen die Hähne, auch den ganzen Tag bis zum Abend, und nur, wenn allein, lassen sie auf kurze Zeit nach und sättigen sich. Das Spiel beginnt in den ersten Tagen mit großer Unruhe der Hähne. Sie laufen, mit den Flügeln schlagend, kreuz und quer herum und drehen sich dann auf einer Stelle, die Fittiche ruhig wagerecht haltend. Dann wird der Hals zurückgebogen, bis er fast auf dem Rücken liegt, die Schwanzfedern werden zu einem Rad aufgerichtet und die Flügel so gesenkt, daß das Handgelenk nach unten fast den Boden streift, die

Hand mit den Schwungfedern dagegen nach oben zeigt; dabei sind alle Federn des Rückens aufgerichtet, und weil man so die untern weißen Seiten derselben zu Gesicht bekommt, so kann man auf weithin den Hahn sehen, und in großer Entfernung hält man ihn leicht der Jahreszeit gemäß für das weiße Tuch des Sämanns. Der so aufgeplusterte Hahn dreht sich viel herum, geht den Hennen wenige Schritte nach, bleibt wieder stehen, dreht sich und stampft den Boden dabei fortwährend mit den Füßen. Einen Laut gibt er nicht von sich. Erst im zweiten Jahr fortpflanzungsfähig, beginnen auch schon einjährige Männchen das Spiel; doch entwickeln erst ältere ihre eigentliche Schönheit. Die T. leben nicht paarweise, d. h. in für immer oder einen Sommer geschlossener Ehe. Der Verband der im Winter geschlossenen Gemeinschaft wird allmählich loser, die ältern Weibchen trennen sich vom Trupp ab, kehren wohl täglich wieder, bewundern auch zu zweien und dreien das Kreiselspiel der Männchen und sind dann wieder allein. Die heftige Erregung der Männchen leitet sie auch vom Trupp der jüngern ab, kreisend und suchend nach den Weibchen treiben sie sich umher. Mit den Nebenbuhlern gibt es scharfe Kämpfe, und diese arten in solche Erbitterung aus, daß die sonst große Vorsicht vergessen wird und die Kämpfenden, wie blind, den Menschen dicht heranlassen. Ja, nicht bloß gegen den Nebenbuhler, auch gegen den Menschen, sogar wenn dieser zu Pferde, wendet sich der eifersüchtige, starke Held mit wehrhaftem Angriff. Verfasser hat derartige Szenen oft erlebt und gesehen, daß solche Tollkühnheit manchem schönen Hahn den Tod brachte. Nach der Paarungszeit leben die Männchen mit dem jüngern Volk in loser Gemeinschaft den Sommer hindurch. Nicht gern im hohen Getreide, wählen sie Standpunkte mit weiter Umschau, und ein jeder Trupp hat solcher Lieblingsplätze drei bis sechs; auf einem derselben sind sie regelmäßig anzutreffen. Hierbei haben sie die Gewohnheit, von einem Sitz aufgescheucht, um nach dem andern zu fliegen, stets genau denselben Weg zurückzulegen, und merkt sich der Beobachter diese Plätze und den Weg genau, so ergibt sich ihm leicht die Art und Weise einer sicher zum Ziel führenden Jagd. Die Weibchen legen in hohem Getreide ihre zwei, selten ein oder drei Eier auf eine flache Stelle des Bodens und bebrüten dieselben, sehr anhaltend festsitzend. Die Eier sind durchschnittlich 83:54, 80:60, 74:54 mm groß, ebenso wie in den Größenverhältnissen auch in Form und Färbung verschieden; bald grünlichgelb, bald gelbbraun, hell und dunkler, haben sie große und kleine hellgrün-bräunliche matte Flecke und werden in 28 Tagen ausgebrütet. Die Jungen werden sorgfältig gewärmt und in den ersten Tagen mit Kerbtieren ernährt, die ihnen die Henne sucht und mit dem Schnabel reicht. Die Kleinen sind zu ungeschickt, sich ihre Äsung selbst aufzulesen, unbehilflicher als andre junge Laufvögel, und wenn es ihnen nach etwa zehn Tagen auch gelingen würde, ohne umzupurzeln, so sind sie dann so verwöhnt, daß sie lieber der Mutter nachschreien. Sie tragen ein erdgraues, unregelmäßig schwarz gestreiftes Kleid, welches sie so wenig von dem Erdboden, wo sie sich versteckt halten, abhebt, daß man oft trotz Mühe und Anstrengung die Jungen nicht erspähen kann, auch wenn man vorher von der Stelle die Henne hat auffliegen sehen. Nach überstandener Gefahr lockt die Alte ihre Brut mit weit hörbarem, hohlem, lang gezogenem Ton. Bis die Jungen fliegen können, bleibt der Trupp im hohen Getreide, dann wagen sie sich auf freiere Stellen, gesellen sich auch, schon ausgewachsen, dem größern Trupp vorsichtig zu, um etwaigen boshaften Wutanfällen der alten Hähne auszuweichen. Etwa 14 Tage alte Großtrappen sind zwar mühsam aufzuziehen, werden aber sehr zahm und entwickeln viel Klugheit; alte sterben, der Gefangenschaft trotzend, sehr bald.

Jagd. Wo sich eine Treibjagd auf T. ihrer Anzahl wegen lohnt, umringt man sie in weitem Kessel und schießt sie, wenn und solange sie in Schußweite aus demselben herausstreichen. Doch können die Jäger dieselben sich auch zutreiben lassen, wenn sie wissen, wohin die T. abstreichen, und wenn

sie sich in Gräben oder sonstwie decken können. Die Treiber nähern sich dann langsam den T. und veranlassen sie schließlich, den versteckten Schützen entgegenzustreichen. Man lädt dazu die Flinte mit Nr. 0 und hält etwas vor, weil der Trappe einen derben Schuß verträgt und schneller streicht, als man glaubt. Gewöhnlich werden sie von einem Düngerfuhrwerk aus geschossen, welches sie am besten aushalten, oder von einem Wagen, auf welchem sich der Jäger zwischen zwei Strohbündeln versteckt hält. Die größte Kalamität für diese interessanten Vögel ist das Glatteis, auf welchem sie nicht schnell laufen und, da ihre Federn zusammenfrieren, auch nicht schnell auffliegen können, daher sie zu solcher Zeit von Hunden gehetzt und sogar von den Jägern eingeholt, totgeschlagen, ja selbst weggetrieben werden können, wie Augenzeugen versichern.

2) **Zwergtrappe** (Otis tetrax *L.*, Tetrax campestris *Leach*). Länge 48,6 cm, Flugbreite 93,6, Schwanz 9,7, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze 1,5, Lauf 6,6, Mittelzehe ohne Nagel 2,9 cm. Die Henne ist um 6 cm kürzer und im Verhältnis schwächer. Oberkopf hell roströtlich-gelb, schwarz gestrichelt, Unterseite des Kopfes und ein Teil des Halses blaugrau mit schwarzen Säumen, der Hals über den Kropf hinunter tiefschwarz, durch eine vom Hinterhals schräg abwärts gehende weiße und eine breitere, über den Kopf nur bis an die Halsseiten reichende, ebenfalls reinweiße Binde ausgezeichnet. Am Hinterkopf verlängern sich die Federn zunehmend über den Hinterhals. Oberkopf und Brustseiten bräunlichgelb, mit dichten, feinen schwarzen Zickzacklinien gezeichnet, Unterkörper weiß, ebenso der Flügelrand und die großen Deckfedern; Schwingen zweiter Ordnung sind bei Hahn und Henne reinweiß, die großen dunkelbraun, an der Wurzel weiß, die mittlern Schwanzfedern wie der Rücken, die äußern weiß, in der Mitte schwarz geschmitzt, alle mit zwei bogigen Querbinden. Bei der Henne sind Kopf, Hals und Rücken rostgelb und schwarz gefleckt und gebändert, aber viel größer als bei dem Hahn und zeigen weiße Schaftflecke. Unterseite weiß mit schwarzbraunen, lanzett- und pfeilförmigen Schaftflecken und Strichen. Die verlängerten Hinterhaupts- und Nackenfedern fehlen. Iris bei beiden Geschlechtern braun. Die Jungen ähneln den Hennen. Schnabel bei Alten und Jungen braun mit dunkler Spitze, Füße graugelb, Iris braun.

Verbreitung, Aufenthalt. Der Zwergtrappe ist über ganz Südeuropa verbreitet bis nach Ungarn und Polen, auch findet er sich in der asiatischen Türkei und in den Europa am nächsten liegenden asiatischen Steppen; selbst in Gegenden Deutschlands, wie in der Mark, Pommern, Mecklenburg, bei Trier, im Münsterschen, an der Donau, in den Alpen, Schlesien und Böhmen, hat man ihn erlegt und beobachtet. Er war als irrender, vielleicht durch Nahrungsmangel hergetriebener Gast schon lange bei uns bekannt; man beobachtete ihn besonders vom November bis Januar, bis es dem verdienten Ornithologen Pastor Thienemann, damals in Gangloffsömmern im thüringischen Kreis Weißensee, gelang, die allgemeine Aufmerksamkeit und weitgehendste Schonung für ein Paar solcher Vögel, die sich dort im April 1873 ansiedelten, zu erreichen und dadurch einen Bestand von 34 Stück zu erzielen. Auf Anregung Seiner k. Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reichs wurde den königlichen Forstbeamten der Provinz Sachsen durch Verfügung die Schonung dieser Einwanderer anempfohlen, die vornehmen dortigen Jagdbesitzer folgten diesem Beispiel.

Lebensweise, Balzzeit. Die Äsung des Zwergtrappen besteht aus Insekten, Amphibien, Schnecken, Rapsblättern, und vor allem liebt er die bittern Blätter des Löwenzahns (Leontodon **taraxacum**). Inmitten großer Getreide-, Raps- oder Futterschläge darf man das kunstlose Nest der Henne suchen; in einer mit Halmen ausgelegten Erdvertiefung findet man im Mai bis sechs Eier, den Großtrappeneiern sehr ähnlich, nur kleiner, rundlich oder gestreckt, auf gelb- oder blaugrünlichem Grund braun gefleckt, durchschnittlich 56:36 mm groß. Sobald die dem Ei

entschlüpften Jungen abgetrocknet sind, folgen sie der Mutter, die sie sorgsam schützt und aufmerksam bewacht in Gemeinschaft mit dem Hahn, der bei dem Trupp bleibt.

Jagd. Sie weicht von der auf den Großtrappen nicht ab und bleibt den geschilderten Verhältnissen nach am besten ganz ausgeschlossen, damit wir unsre Fluren mit diesem schönen, gänzlich harmlosen, sogar nützlichen Wild nach und nach bevölkern. Wir würden wahrscheinlich schon andre Ansiedler bei uns verbreitet sehen, wenn das leidige zwecklose Schießen, nur eben um zu schießen, unterbliebe, und hätten das vor einigen Jahren in größern Flügen bei uns eingewanderte Fausthuhn (Syrrhaptes paradoxus) vielleicht unsrer Fauna einreihen dürfen. Statt daß viele in gänzlich wertlosen Berichten eben nichts weiter zu sagen wußten, als daß sie ein Fausthuhn geschossen hatten, wäre der Wissenschaft ein Dienst erwiesen worden, wenn diese Schützen ihre Beobachtungen mitgeteilt hätten, die von größerm Wert gewesen wären als Schußanzeigen.

Trappgans (Bläßgans), s. Gans 3).

Treffen mit dem Schießgewehr ist die Seele der Jagd und beruht auf körperlichen Anlagen, Übung und Kombination. Zu erstern gehören scharfes Auge, und ruhige, feste Hand, verbunden mit kräftigem Körper, zur zweiten ein gut besetztes Jagdrevier und sonstige Gelegenheit, nach verschiedenen Zielen zu schießen, die man sich eventuell selbst beschaffen kann, und bei der Kombination spielen Geistesgegenwart, kurzer Überblick über die Sachlage, schneller Entschluß und eine richtige Schätzung der Entfernung die vornehmste Rolle. Die Hauptregel beim Schießen, also hier T., ist die, daß der Schütze dem abgeschossenen Schusse sozusagen folgt, also durch das Feuer sieht; nur dadurch kann er beurteilen, ob er gut und warum er schlecht, also zu kurz oder zu weit geschossen, wie er sich also in ähnlichen Fällen zu verhalten hat, und darin liegt die ganze Quintessenz des Schießens, resp. Treffens. Man kann keine Regeln über Vorhalten oder Draufhalten bei einem sich bewegenden Wild geben, das T. hängt in den meisten Fällen von der Schnelligkeit des Schützen ab, und die Erfahrung muß ihm sagen, wie er sich hier zu verhalten hat. Ein Schütze, der beim Abschießen mit den Augen zwinkert, wird nie nennenswerte Erfolge haben, da er nie seinen Fehler verbessern lernt. Das eben Gesagte bezieht sich vornehmlich auf das Schießen mit der Flinte, deren Leistungsfähigkeit auf verschiedene Entfernungen der Schütze durch das Anschießen ausprobiert haben muß; bei der Büchse ist die Kenntnis von der Bahn der Kugel, der Rasanz, notwendig, welche bekanntlich eine bogenförmige, d. h. aufsteigende und sich wieder senkende, ist. Denkt man sich die Visierlinie der Büchse verlängert, so wird sie von der Kugel kurz nach dem Herausfahren aus dem Rohr berührt und zum zweitenmal, wenn sie sich von der Höhe des Bogens wieder allmählich herabsenkt; wo sie dann die Visierlinie wieder trifft, liegt der Treffpunkt, und auf welche Entfernung dies zutrifft, wenn man genau auf den Zielpunkt, also nicht darunter oder darüber gehalten hat, auf diese Entfernung hat die Büchse den sogen. Kernschuß, welchen man auf Anschießen ermittelt (meistens 80 Schritt). Steht das Wild weiter entfernt, so wird man etwas höher zu halten haben, damit man den Bogengang der Kugel, somit ihren Treffpunkt, erhöht; schießt man in näherer Entfernung, so muß man unter den bezielten Punkt halten, um ihn zu treffen; um wieviel dies aber in beiden Fällen zu geschehen hat, kann ausschließlich das Anschießen des Gewehrs auf diese verschiedenen Entfernungen bei gleicher Pulverladung und Pulvergüte ergeben. Mithin läßt sich das T. mit der Kugel auf genaue Kenntnis von der Leistungsfähigkeit der Büchse auf verschiedene Entfernungen und auf deren richtige Schätzung, die man durch wiederholtes Abschreiten lernt, zurückführen. Alle übrigen Regeln sind mehr oder weniger graue Theorien.

Treffer, ein Schuß, der das Ziel gut erreicht hat.

Treiben auf Wild besteht darin, daß man eine gewisse Anzahl Menschen (Treiber) in einer Reihe vorwärts gehen

und dadurch das Wild nach einer Richtung hin drängen läßt, in welcher sich die Schützen verdeckt aufgestellt haben und somit das zwischen ihnen und den Treibern befindliche Wild zu Schuß bekommen. — T. heißt ferner auch das Zusammenjagen des Mutterwilds durch den Brunfthirsch aus Eifersucht und Brunftdrang, um die etwaige Entfernung einzelner Stücke zu verhindern.

Treiber, die Leute, welche das Wild bei einer Treibjagd den Jägern zutreiben.

Treiberwehr, s. v. w. Treibwehr.

Treibjagd, die durch den Art. »Treiben« sich erklärende Jagdmethode. Bedient man sich statt der Menschen einiger Hunde, so hat man eine T. mit Hunden vor sich. Wie die T. auf die verschiedenen Wildarten gehandhabt wird, ist bei diesen unter »Jagd« angegeben.

Treibleine, lange Leine, welche gegen die Garne hingeschleift wird, um dadurch die Lerchen zum Auffliegen gegen diese zu nötigen. Sie muß so lang sein, wie das abzutreibende Ackerstück breit ist.

Treibleute, s. Treiber.

Treibwehr oder Treiberwehr sind die Treiber (s. d., vgl. Schützenwehr).

Trenzen, der eigentümliche kurze, schnaubende Ton, mit welchem der Hirsch das Wild treibt, und den er auch auszustoßen pflegt, ehe er schreit.

Treten, die begattende Thätigkeit des männlichen Federwilds.

Triel, s. Dickfuß.

Triller, ein Teil des Balzsatzes oder der Balzarie des Auerhahns (s. d.).

Trinken, sich tränken sagt man vom Wild, nicht saufen.

Tritt, der Abdruck eines Laufs des Wildes; Fährte, der Abdruck aller Läufe in der Reihenfolge. Tritte, die Füße der Hühner, Tauben und kleinen Vögel.

Trittbrett, ein Brettchen an irgend welcher Falle, auf welches das zu fangende Tier treten muß, um die Falle zum Zuschlagen oder Zufallen zu veranlassen.

Tritteisen (Tellereisen), s. Falle 5).

Trollen sagt man vom Hoch-, Schwarz- und Rehwild, wenn es trabt; geht es im Schritt, so zieht es; läuft es schnell, so ist es flüchtig.

Trommeln, eine dem Hasen eigentümliche Bewegung mit den Vorderläufen, welche er teils im Kampf, teils auch im Scherzen macht. Er vermag dadurch einen leicht beweglichen Gegenstand in schnell kreisende Bewegung zu setzen.

Trupp, eine Gesellschaft von Hochwild; man sagt nicht Rudel.

Truthahn, wilder, s. v. w. Auerhahn.

Tuch (Tuchlappen), s. Edelwild (S. 96).

Tücher, hohe, sind starke leinene Planen, welche zur Einschließung des zu jagenden Wildes aufgestellt werden; ihre Beschreibung und Aufstellung s. Edelwild (S. 96). Zu jedem Tuche gehören: 1) ein Pfahl- oder Locheisen, mit welchem die Löcher für die Stellstangen in den Erdboden gestoßen werden; 2) ein Schlägel; 3) etwa 50 hölzerne Haken zur Befestigung der Unterleinen; 4) 2 Hebegabeln; 5) 11 Stellstangen zum Tragen der Tücher; 6) 2 Krummruten; 7) 4 starke Heftel für die Ober- und Unterleinen und 20 für die Wildleinen. Diese Geräte müssen mit dem entsprechenden Tuche gleichzeitig verladen werden.

Tupfer, s. v. w. Nadel.

Turmeule (Schleiereule), s. Eulen 12).

Turmfalke, s. Falken 8).

Turmkrähe (Dohle), s. Rabenartige Vögel 5).

Turmwiedehopf, s. Alpenkrähe 1).

Turpane (Samtente), s. Ente 19).

Tute (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 1).

Tüter (Gambettwasserläufer), s. Wasserläufer 3).

Tütvogel (Goldregenpfeifer), s. Regenpfeifer 3).

Twillsteert, s. Milane 1).

Tyraß, Deckgarn zum Fangen der Feldhühner, s. Feldhuhn (S. 177).

Tyrassieren, Feldhühner mit dem Tyraß (s. d.) fangen.

U.

Übereilen (Übereilung) sagt man vom Edelhirsch, wenn er mit dem Hinterlauf vor den Abdruck des Vorderlaufs tritt; man erkennt letztern daran, daß er etwas größer ist.

Überfallen (überfliehen), über eine Erhöhung 2c. springen, bei Hoch- und Rehwild gebräuchlich (s. Durchfallen).

Übergehen (überschießen) sagt man von einem Hund, wenn er, meist aus Übereilung, über eine Fährte hinweg geraten ist.

Überhetzt, s. v. w. verhetzt.

Überjagdbar wird manchmal ein Hirsch von mehr als 16 Enden genannt.

Überjagt sind Hunde, welche sich gänzlich außer Atem gelaufen haben, so daß es ihnen an Luft fehlt.

Überjährig nennt man bisweilen den Schweißhund, wenn er länger als ein Jahr gearbeitet worden ist.

Überläufer (überlaufener Frischling), ein jüngeres Wildschwein.

Überschießen, s. Übergehen.

Überschnabel (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Übersprung, niedrigere Stelle in einer Umwehrung, um Wild zu veranlassen, über sie zu fallen, und es dadurch lebendig zu fangen, wozu man sich auch verdeckter Fallgruben bedient.

Überwechseln (überziehen) sagt man vom größern Wild, wenn es einen Weg oder Steg 2c. überschreitet.

Überwind, s. Wind.

Überziehen, s. v. w. überwechseln.

Uferläufer (Actitis *Boie*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Hinterzehe vorhanden; von den drei Vorderzehen die äußere mit der mittlern bis zum ersten Gelenk durch eine Spannhaut verbunden. Schnabel etwas länger als der Kopf, schlank, an der Spitze wenig gebogen, hart und verbreitert, sonst gerade und weich; bis zu etwa zwei Drittel der Länge gefurcht; Nasenlöcher ohne Scheidewand; Ständer ziemlich hoch und dünn. Flügel stark ausgeschnitten, viel kürzer als der zwölffederige Schwanz.

1) **Flußuferläufer** (Actitis hypoleucos *Brehm*, Tringa hypoleucos *L.*, Totanus hypoleucus *Temm.*, Tringa leucoptera *Pall.*; gemeiner trillernder Meer- oder Lerchenstrandläufer, gemeiner grauer, blauer, bunter Sandläufer, kleiner trillernder Meerwasserläufer, Sandpfeifer, Strandpfeifer, Teichstrandpfeifer 2c.). Länge 18,6 cm, Schwanz 5,7, Schnabel 2,4, Lauf 2,4, nackter Teil über dem Fersengelenk 0,65, Mittelzehe ohne Nagel 2,1 cm. Der Unterkörper mit Ausnahme der fein gestrichelten Kehle reinweiß, ebenso die Außenfahne der äußersten Schwanzfedern, welche nur an der Spitze manchmal einige Flecke zeigen; Mittelfedern des Schwanzes mit 6—7 undeutlichen Querbinden, die unterste am dunkelsten; Hals- und Kropfseiten hell braungrau, dunkel gestrichelt. Sommerkleid: Oberseite braungrau mit grünlichem Anflug; auf Oberrücken und Schultern schwarze Pfeilflecke, auf den Flügeldecken weiße Spitzen und dunkle Wellenlinien; Handschwingen braunschwarz mit grünlichem Glanz, wie die Oberseite, und hellen Spitzensäumen; die erste mit weißem Schaft, auf der Innenfahne der dritten ein weißer Fleck, der sich auf den folgenden vergrößert; Mittelschwingen mit weißen Wurzeln und Spitzen, woraus sich eine Binde bildet. Hinterschwingen und Schwanz wie der Rücken der erstern mit schwarzer Binde vor dem hellen Saum. Über dem Auge ein heller Streifen, Zügel schwarzgrau; Schnabel an der Wurzel trüb fleischfarbig, nach der Spitze zu schwarz; Ständer trüb gelbbräunlich mit grünlichem Anflug; Iris braun. Weibchen dem Männchen fast gleich. Das Winterkleid ist oberseits mehr grau und dunkler gefleckt, sonst kaum verschieden. Das Jugendkleid ist diesem ähnlich, doch bunter infolge breiterer Säume. Der Flußuferläufer brütet häufig bei uns und kommt überhaupt nicht selten vor. Gegenden mit buschigen Wasserläufen zieht er vor, nur zur Zugzeit findet er sich vereinzelt am Meeresstrand. Das Nest steht teils auf erhöhtem Uferrand, teils an Wei-

denbüschen in der Nähe desselben; es enthält im Mai vier birnförmige Eier, mit aschgrauen und rötlichen und darauf rotbraunen Flecken und Punkten auf gelblichem Grund, welche 36:27 mm groß sind und von beiden Alten in 16—18 Tagen ausgebrütet werden. Sie leben von Insekten und Gewürm aller Art.

2) **Drosseluferläufer** (Actitis macularia *Bp.*, Tringa macularia, maculata; Turdus aquaticus, Totanus macularia 2c.; gefleckter Strand- oder U., Wasserdrossel). Länge 16,2 cm, Schwanz 5,4, Schnabel 2,4, Lauf 2,4 cm. Schnabel so lang wie der Lauf. Die äußere weiße Fahne der äußersten Schwanzfeder ist mit vier schwärzlichen Querbinden bezeichnet; die Mittelfedern des Schwanzes, außer der dunkeln braunen Endbinde, ungebändert; der weiße Unterleib mit schwarzbraunen Flecken gezeichnet, wie bei einer Singdrossel; Gurgel weiß oder mit breiten, rundlichen Flecken, sonst dem vorigen sehr ähnlich; Schnabel etwas stärker. Seine Eier sind von denen des vorigen kaum zu unterscheiden, vielleicht etwas dunkler gefleckt und kleiner; sie messen 32 : 26 mm. Nordamerika ist seine Heimat, doch ist er oft in Europa und auch in Deutschland beobachtet worden. Er lebt und nistet wie der vorige.

3) **Bartramsuferläufer** (Actitis Bartrami *Naum.*, Actiturus Bartrami, Totanus Bartramius, Tringa longicauda 2c.; langschwänziger U.). Länge 27,6 cm, Schwanz 8,4, Schnabel 2,8, Lauf 4,8, Mittelzehe mit Nagel 3,1 cm. Schnabel viel kürzer als der Lauf; der keilförmig abgerundete Schwanz ragt um 2,5 cm über die zusammengelegten Flügel hinaus; mitten auf dem Scheitel ein heller Längsstreifen; Unterrücken und Bürzel schwarzbraun; Oberseite dunkelbraun mit hellrostigen Federrändern; Zügel rostgelblich; erste Handschwinge mit weißem Schaft und nebst den übrigen mit weißen Querbinden auf den Innenfahnen; die mittlern Schwanzfedern mit 8—13 schwarzen Querbinden. Eier 44:33 mm groß, an Gestalt und Farbe den vorigen sehr ähnlich. Die U. sind sehr muntere, angenehme Vögel, die ebenso behende umherrennen wie fliegen, auch im Notfall, wie fast alle Sumpfvögel, schwimmen, und die Gegend mit ihrer hellen, wie »Hidibidibi!« klingenden Stimme beleben. Der Flußuferläufer ist streitsüchtig und ungesellig und stellt sich gern auf erhöhte Plätze, z. B. Steine, Pfähle, Weidenstümpfe 2c.

Ufersanderling, s. Strandläufer 7).

Uferschnepfe (Limosa *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Schnabel 2—3mal so lang wie der Kopf und etwa ⅛ länger als der Lauf, schwach aufwärts gebogen, schnepfenartig weich und biegsam, mit harter, löffelartiger Spitze, welche den Unterkiefer überragt. Die nahe der Stirn stehenden schmalen Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne, die Furchen des Oberschnabels reichen bis an die Spitze, die des Unterschnabels bis zur Mitte. Ständer lang und dünn, über das Fersengelenk hinauf nackt. Von den Zehen sind äußere und mittlere durch eine kurze Bindehaut verbunden, die mittlere und innere nur mit einem schwachen Ansatz; Hinterzehe höher gestellt und kurz. Flügel lang und spitz, auf den Armschwingen ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, vor ihr ein kleines Federchen, wie bei den Schnepfen. Schwanz zwölffederig.

1) **Rote U.** (Limosa rufa *Briss.*, Scolopax lapponica *L.*, Limosa Meyeri *Leisl.*, Totanus leucophaeus *Ben.*, Totanus gregarius *Bechst.*; fuchsrote, kleine rote U., rostroter Sumpfläufer, rote Pfuhlschnepfe, lappländischer Wasserläufer, rostrote Limosa, Nezers Sumpfläufer). Länge 32,4 cm, Schwanz 6,6, Schnabel 7,2 bis 9,4, Lauf 5, nackter Teil über dem Gelenk 2, Mittelzehe ohne Nagel 2,6—2,8 cm. Im Sommerkleid sind Kopf, Hals und ganze Unterseite rostrot; Zügel schwarzbraun gesprenkelt; Stirn, Oberkopf, Nacken und Kropfseiten mit braunschwarzen Schaftflecken; Oberrücken und Schultern glänzend schwarz mit rostfarbigen Rand- und Spitzenflecken; Unterrücken, Bürzel und Schwanzdecken weiß mit einzelnen Lanzettflecken; Oberflügeldecken und Hinterschwingen graubraun; Vorderschwingen schwarzbraun, die beiden vordersten mit weißen, die übrigen mit bräunlichweißen

Schäften; die Innenfahnen hell und dunkel gesprenkelt, ohne weißen Spiegel. Mittelschwingen hell gesäumt. Der weiße Schwanz mit 8—10 schwarzbraunen Querbinden. Schnabel an der Wurzel rötlich, nach der Mitte braun, die Spitze schwarz. Ständer schwarz, Iris dunkelbraun, Nagel der Mittelzehe ungezahnt. Das Weibchen ist trüber gefärbt, größer als das Männchen. Im Winterkleid sind Kopf und Hals hell gelblichgrau mit dunkeln Stricheln; Augenstreifen weiß, Zügel schwarzbraun gesprenkelt. Oberseite bräunlichgrau mit schwarzen Schäften und hellen Säumen; Schwanz gelblich, braun gebändert. Kinn, Kehle und Wangen weiß, letztere dunkel gestrichelt, die übrige Unterseite weißlich. Brustseite und untere Schwanzdecken mit dunkeln Längsflecken. Schnabel an der Wurzel graurötlich, nach der Mitte trübbraun, an der Spitze hornschwarz. Ständer grau. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, hat aber roströtlichen Anflug auf der Unterseite. Sie brütet im Norden Schwedens, Finnlands, Lapplands, Sibiriens, verbreitet sich von dort vorzugsweise westlich, am Meeresstrand entlang bis nach Afrika, dann ostwärts von Sibirien nach China und Japan, über das Kaspische Meer auch nach Griechenland. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die vom Meer entblößten Watten. Zur Zugzeit reisen sie in schräger, geordneter Linie; ihre Nahrung sind weiche Wassertiere. In eine einfache Vertiefung legen sie vier Eier, 56:38 mm groß, feinschalig, von mattem Glanz, etwas zugespitzt.

2) **Schwarzschwänzige U.** (Limosa melanura *Leisl.*, Limosa aegocephala *Bonap.*, Scolopax aegocephalus *L.*, Scolopax belgica *Gmel.*, Totanus aegocephalus *Bechst.*; große U., rote Pfuhlschnepfe, Seeschnepfe, Geißkopfsschnepfe, schwarzschwänziger Sumpfwater, rothalsiger Sumpftreter, schwarzschwänzige Limosa, große Limosa, Lodjoschnepfe). Länge 36,4 cm, Schwanz 7,6—8, Schnabel 9,8, Lauf 7,3—7,9, nackter Teil über dem Fersengelenk 4,3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Schwanz an der Wurzel weiß, sonst schwarz; die weißen Wurzelenden der Schwingen von der vierten an bilden einen Spiegel; die untern Flügeldecken in der Mitte weiß; Schnabel weniger als 1/3 länger als der Tarsus. Nagel der Mittelzehe auf der Innenseite gezahnt. Stirn in der Mitte braungrau, an den Seiten hell rostgelb; Oberkopf rostrot, schwarzbraun gefleckt; Kopfseiten und Hals mehr rostbräunlich, Nacken öfters dunkel gestrichelt; Oberrücken und Schultern rostbraun mit dunkeln Flecken; Hinterschwingen schwarz mit dreieckigen rostfarbenen Randflecken, die andern Schwingen stumpfschwarz, weiß an der Wurzel; Flügeldecken graubraun, Unterrücken



Uferschnepfe, schwarzschwänzige (Limosa melanura).

schwarz mit grauen Säumen; Bürzel und obere Schwanzdecken weiß, deren längste mit schwarzer Spitze. Auf dem zusammengefalteten Flügel eine breite Querbinde. Zügel rostfarbig mit bräunlichen Flecken; Kinn weiß; Kropf und Brustseiten rostfarbig mit dunkeln Stellen; die Mitte der Brust-, Bauch- und Unterschwanzdecken meist mit dunkeln Querflecken, Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen größer und von schwächerer Färbung. Im Winterkleid ist die Oberseite mehr grau, die Unterseite heller, sonst vom vorigen wenig verschieden. Jugendkleid: Oberkopf, Wangen, Hals und Kropf rostgrau, Oberrücken und Schultern bräunlich-lehmgelb mit hellern Säumen; Hinterschwingen und Flügeldecken dunkel graubraun; Augenstreifen grauweiß; Unterseite weiß; Schnabel an der Wurzel fleischfarbig, in der Mitte bräunlich, an der Spitze schwärzlich; Ständer dunkelgrau oder hornschwarz. Die Jungen dieser und aller sehr langschnäbeligen Vögel kommen mit kurzem Schnabel aus dem Ei, der aber dann schnell

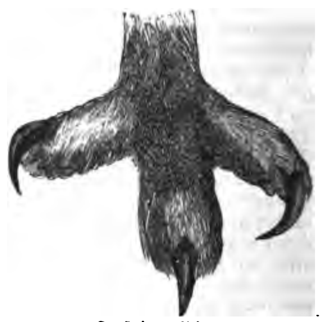
wächst. Ihre Verbreitung wie die der vorigen sehr häufig in Holland. Sie brütet in Morästen mit Wasserläufen auf kleinen Erhöhungen. Ihre vier Eier, stark zugespitzt, sind sonst in Farbe und Größe sehr verschieden, bald dunkel olivengrün, bald olivenbraun mit matten dunkeln Flecken, bald grüngelblich, bald graugrünlich mit grauen, leberbraunen, grünlichen dunkeln oder hellen Flecken; messen 52:38, 61:49 oder 58:38 mm; die Schale fein porös und glanzlos; sie sind leicht mit andern zu verwechseln.

Beide Uferschnepfen sind höchst angenehm auffallende Vögel, und besonders die rote U. bringt in die mehr schwarzweißen oder grauen Sumpfbewohner durch ihre lebhaften Farben eine angenehme Abwechselung. Ihre Stimme klingt wie »Kiau kiau!« oder »Jäkjäkjäk!« oder »Tabi-e, tabi-e«!, die der schwarzschwänzigen wie »Lodjo, lodjo«!, woher ihr Name »Lodjoschnepfe« rührt. Sie haben beide in ihrem Gang etwas Bedächtiges, ähnlich den großen Sumpfvögeln, und beobachten ihre Umgebung dabei mit solcher Schärfe, daß der Jäger zu seinem Verdruß Mühe und Zeit sehr oft vergeblich einsetzen muß, um ihrer habhaft zu werden. Der Meeresstrand und die Watten sind bevorzugte Tummelplätze, von denen sie einige Abstecher nach dem Binnenland machen, wo sie aber auch Wasserflächen beanspruchen.

Uhu (Bubo maximus *Sibb.*, Strix bubo *L.*, Le grand duc *Buff.*, Bubo atheniensis *Aldrovandi;* Schuhu, Puhu, Huhu, Auff, große Ohr- und Horneule, Berg-, Stein-, Adlereule, Großherzog), Raubvogel aus der Familie der Eulen (Ohreulen).

Beschreibung ꝛc.

Länge 64 cm, Schwanz 26, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,5, Lauf 8, Mittelzehe 6,9, ihre Kralle 3,8, Innenzehe 5,4, ihre Kralle 3,9 cm. Das Männchen ist um etwa 4 cm kürzer und entsprechend schwächer als das Weibchen, dem die vorstehenden Maße entnommen sind. Der U. ist ein sehr bekannter Vogel und sicher die packendste Erscheinung unter allen Eulen; keine andre hat den unbeschreiblichen Ausdruck in dem feuerfarbigen Auge, dessen tiefschwarze Pupille sich beim Atemholen deutlich verengt und erweitert. Der Kopf ist nur mäßig stark; Läufe und Zehen mit kurzem, weichem Flaum dicht bedeckt, so daß nur an dem untern Glied je zwei Schilder hervortreten. Die abgerundeten Flügel überragen die Mitte des Schwanzes; die dritte Schwinge ist die längste, die zweite und fünfte fast ebenso lang, die erste gleich der sechsten. Die zwei ersten Schwingen sind deutlich gesägt, die beiden folgenden



Fuß des Uhus.

nur schwach, die 2.—4. Schwinge am Außenrand verengt. Die untern Schwanzdecken erreichen fast das Ende des geraden Schwanzes. Ohrbüschel rückwärts gebogen, beim Männchen etwa 9 cm lang, beim Weibchen kürzer. Der sehr kräftige Schnabel ist hornschwarz, sehr gekrümmt, mit starken, spitzen Haken, aber ohne Zahn; die schwarzen, glänzenden Krallen geben denen des Adlers wenig nach. Der Scheitel ist beim alten Vogel braun, schwarz gestrichelt; Federbüschel schwarz mit rostroten Seitenflecken; Schleier rostbraun und schwarz punktiert, Bartborsten graugelb mit schwarzen Spitzen. Nacken rostbraun mit breiten schwarzen Schaftstrichen und unregelmäßigen Flecken; Rücken und obere Schwanzdecken rostgelb mit unregelmäßigen schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Der Schwanz hat 5—6 breite braune und dazwischen bogenförmige rostgelbe Binden. Kinn gelblichweiß, darunter ein größerer weißer Kehlfleck, welcher

sich nach beiden Seiten in schmale Streifen verlängert; Brust rostgelb mit breiten schwarzbraunen Schaftstrichen und fein punktierten Querlinien, welche Zeichnung sich nach unten hin verschmälert; auf der Unterseite des Schwanzes tritt die Zeichnung der Oberseite nur matt hervor. Die rostgelben Fänge dunkel gestrichelt und punktiert. Die rostbraunen Flügeldecken sind mit verschiedenen dunkeln Zeichnungen bedeckt; Schwingen braun und rostgelb gebändert. Das Männchen ist dunkler und größer gefleckt, von hellerer Grundfarbe, hat dickern Kopf und längere Ohrenbüschel. Der asiatische, viel hellere und stärkere Bubo sibiricus ist nur eine klimatische Abart. Die jungen Vögel sind dunkler als die alten; die Dunenjungen sind weißlich mit rötlichen Wellen.

Verbreitung, Aufenthalt. Der U. war früher weit verbreiteter als jetzt und würde bei uns schon ausgerottet sein, wenn nicht einerseits seine Scheu und oft unzugängliche Brutstätte, anderseits seine Nützlichkeit als Lockvogel bei der sogen. Krähenhütte seine Vertilgung wenigstens einigermaßen verhinderten. Er verlangt große, zusammenhängende Waldungen oder Röhrichte; ob im Berg- oder Flachland, ist ihm sehr gleich. In Deutschland ist er in den Klippen des Rheins und der Mosel noch, wenn auch sparsam, vorhanden.

Lebensweise, Horsten. Der U. jagt nur bei Nacht, sieht aber am Tage genug, um durch einen dichten Holzbestand, wenngleich schwankenden, doch fördernden Flugs, sich seinem etwaigen Feind zu entziehen, wie der sich anschleichende Jäger zu seinem Verdruß sehr bald gewahren kann. Der U. ist ein sehr starker, mutiger Vogel, der selbst den Kampf mit dem Steinadler nicht scheut und deshalb außer dem Menschen keinen Feind zu fürchten hat; denn selbst die Wildkatze unterdrückt ihre etwaigen Gelüste nach der Brut in richtiger Würdigung der furchtbaren Krallen der diese sehr sorgfältig hütenden Mutter, und auch die Jungen schlagen bald gut ein und werfen sich bei Gefahren sogleich auf den Rücken, die großen Krallen zum unliebsamen Empfang vorstreckend. Der U. fliegt meist niedrig, mittels seines losen, geschlissenen Gefieders wie alle Nachteulen unhörbar, schreckt durch plötzliches Knappen die ausersehenen, schlafenden Opfer aus Busch und Gras auf und schlägt sie, ehe sie eigentlich wissen, wie ihnen geschieht. Vom Hirschkälbchen bis zum Satzhäschen, vom Auerhuhn bis zum Singvogel ist die Tierwelt seinen Angriffen ausgesetzt und der U. mithin ein der Wildbahn überaus gefährliches Raubtier. Daher gehört er auch zu den gehaßtesten Geschöpfen, welches, wo es am Tag sichtbar wird, die unverzüglichsten, wütendsten Angriffe der Vogelwelt auf sich zieht; freilich hüten sich alle die Schreier, seinen Fängen, die das Gepackte so leicht nicht wieder loslassen, zu nahe zu kommen; der U. aber zieht tagsüber behutsamen Rückzug jeder Abwehr vor, wohl wissend, daß die Stunde ja bald kommt, wo er die Störung seiner Ruhe reichlich zu vergelten vermag.

Der Horst des Uhus steht in der Ebene meist auf dem Erdboden, gelegentlich wird ein verlassener großer Raubvogelhorst, im Rohr eine entsprechende Erhöhung benutzt, und nicht selten liegen schon Anfang April die 2—3, selten 4 Eier im Horst, welche rundlich, von stumpfer, poröser, mit Knötchen versehener Schale und reinweiß sind, in der Größe von 65:55 bis zu 58:48 mm wechseln und in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden. Den Beginn der Paarzeit verrät das häufige Rufen der sonst stillen Vögel; das weithin schallende »Puhu-huhu!« der sich eifersüchtig herausfordernden Männchen erschreckt zu dieser Zeit den Laien im dunkeln Wald oder an schroffer Felsklippe, von wo es wie ein Ruf böser Geister herübertönt; das wirklich schaurige, dem Jammern eines mißhandelten Menschen ähnliche Kreischen des begehrlichen Weibchens mengt sich dazwischen, und niemand, der ein solches Konzert in der nächtlichen Waldesstille vernommen, wird sich einer Empfindung von Grauen haben erwehren können; daß eine solche Schauermusik Sagen wie die vom wilden Jäger nährt, ist begreiflich, indessen soll der eigentliche wilde Jägerchor von dem Geschrei der durch den

Angriff des Uhus aufgescheuchten Wildgänse mit obligatem »Kuhu-huhu!« des nächtlichen Räubers herrühren. Die Jungen werden so überreichlich mit Fraß, als Hasen, Kaninchen, Hühnern, freilich auch Ratten, Ziseln 2c., versorgt, daß die Erzählung, ein schlaues Bäuerlein habe von einem im Röhricht stehenden Uhuhorst so viel Braten für sich weggeholt, daß die Brutzeit ihm eine richtige Festzeit schaffte, für eine feststehende Thatsache gehalten wird.

Die Uhujagd hat zweierlei Bedeutung, die auf ihn und die mit ihm.

1) Die Jagd auf den U. Anschleichen läßt sich ein alter U. so leicht nicht, denn er schläft nur mit halbem Auge und Ohr, daher nur der Abendanstand bei beginnender Dämmerung einigen, freilich immerhin zweifelhaften Erfolg verspricht. Natürlich muß der Jäger den ungefähren Stand des Uhus ermittelt haben, wozu ihm dessen Rufen in der Paarzeit oder sonst, wenn er abends auszufliegen sich anschickt, behilflich sein wird. Dort stellt er sich einige hundert Schritt entfernt vor Eintritt der Dämmerung still und gut gedeckt an. Hört er den U. rufen und mit seinem Fittich klatschen, so lockt er etwas gedämpft, aber selbstverständlich sehr täuschend und horcht auf dessen Antwort, der er entnehmen wird, ob sich der U. genähert hat; steht dies fest, so läßt der Jäger das Hasenreizen folgen und muß nun schußfertig sein, denn der U. streicht jetzt schnell und meist niedrig heran und schlägt, sowie er den Jäger erblickt, einen Haken. Dies ist der geeignete Moment zum Schuß; wird er verpaßt, dann waren alle Mühe und mancher Gang vergebens; der U. streicht schnell und still davon, läßt sich nicht mehr täuschen und meidet wohl diese bedenkliche Umgebung für immer. Er soll in einem mit lebenden Kaninchen geköberten Stoßgarn gefangen worden sein. Man besteckt auch wohl den Horst mit Schlingen, um die Alten lebendig zu fangen; will man die Jungen später zur Verwendung auf der Krähenhütte nehmen, so fesselt man ihnen die Flügel und läßt sie von den Alten großziehen.

2) Weit interessanter ist entschieden die Jagd mit dem U. auf Raubvögel, Raben und Krähen aus der sogen. Krähenhütte, welche die Bekämpfung jener der Wildbahn meist schädlichen Vögel außerordentlich erleichtert. Die Grundidee der Krähenhüttenjagd ist: aus einem den Jäger gänzlich verdeckenden Orte die durch den Anblick ihres Erzfeinds angelockten Vögel zu schießen. Die Beschaffenheit der Krähenhütte, ob sie ein Hoch- oder Tiefbau, ein primitives, verdecktes Erdloch oder eine mit Bequemlichkeiten ausgestattete Anlage ist, bleibt sich für den Zweck ganz gleich, wenn sie nur diesem entspricht. Nicht gleichgültig dagegen ist der Ort ihrer Anlage; die Hütte muß frei und möglichst auf einer Anhöhe liegen, damit der Jäger und U. weite Umschau haben; besonders der letztere muß den vorüberstreichenden Vögeln möglichst leicht in die Augen fallen, und man muß deshalb eine Örtlichkeit für die Krähenhütte aussuchen, welche erfahrungsmäßig den Raubvögeln, auf die es doch hauptsächlich abgesehen ist, zusagt; mithin wird eine Wasserfläche, welche bekanntlich alles Raubzeug anlockt, stets gute Dienste thun. Wald und Bäume müssen aber mindestens so weit entfernt sein, daß die Raubvögel nicht von ihnen aus die Anlage mit dem U. mustern können, also thunlichst mehrere hundert Schritt davon abliegen. Wo der Boden trocken ist, empfiehlt sich die Anlage in der Erde als die billigste, weil die Bekleidung der Wände den geringsten Aufwand erheischt und solcher Ort auch am wärmsten und am wenigsten zugig ist.

Zum Bau der Hütte selbst schachtet man (vgl. v. Riesenthal, Das Weidwerk) eine Grube von 2 Schritt im Geviert senkrecht und etwa $1^{3}/_{4}$ m tief aus, rammt in den Ecken je einen starken Pfosten, wenn möglich von Eichenholz, ein und in der Seite, wo man die Thür anzubringen gedenkt, noch zwei Thürpfosten und bekleidet die Wände mit sogen. Schwartenbrettern, so daß das Erdreich nicht in die Hütte fallen kann. Auf diesen Bau legt man ein flaches Dach; soll dies mit dem Erdboden abschneiden, so muß die Hütte etwas tiefer ausgeschachtet sein; vorteilhafter aber ist es, wenn man sie etwa $^{1}/_{3}$ m über den Erdboden hinausbaut. Auch das Dach deckt man am

besten mit übereinander greifenden Schwarten ein, damit das Regenwasser abläuft. Die Thür muß der Seite gegenüberliegen, wo das Hauptschießloch sowie der U. angebracht werden sollen, was in den meisten Fällen auf der Nordseite geschehen wird, weil in der Richtung gegen Abend oder Morgen der Sonnenschein den Jäger blendet. Die Thür muß nach innen aufgehen und sich ebenso leicht wie geräuschlos in den Angeln drehen. Zu ihr führen einige einfache Stufen hinunter; von den beiden Pfosten aus senkt man zwei schräge Streben in den Erdboden, verbindet sie mit den Pfosten durch Schwarten, wodurch die Thür in eine Nische zu stehen kommt, und füllt die äußern Winkel mit Erde aus. Somit ist der einfache Bau fertig, und es handelt sich nun um die Schießlöcher; mehrere sind praktischer als nur ein einziges, weil sie mehr Umschau gestatten; doch dürfen sie nicht symmetrisch einander gegenüberliegen, sonst würde der dadurch hervorgerufene Schatten des Jägers den sehr scharf blickenden Raubvögeln seine Anwesenheit verraten. Das Hauptschießloch steht dem U. zugewandt, es ist länglich vorteilhafter als quadratisch, weil man dem fliegenden Raubvogel besser nachziehen kann und ein quadratisches, bei nicht größerm Schießraum, den Jäger mehr bloßstellt. Solche Luken bringt man auch an den Seitenwänden an, auch in die Thür wird eine geschnitten und sie alle durch passende, in Gelenken hängende Klappen geschlossen, welche sich besser bewähren als die dem Einquellen sehr ausgesetzten Schieber, deren plötzliche Unbeweglichkeit den Jäger zur Verzweiflung bringen kann. Man öffnet beim Jagdbetrieb so viele Luken, wie man nötig zu haben glaubt; doch, wie schon erwähnt, vermeidet man es, zwischen zwei offenen Luken zu sitzen, des verräterischen Schattens wegen. Es ist vorteilhaft, die Luken inwendig mit kleinen Zweigen zu behängen, weil diese den Einblick in die Hütte sehr erschweren, den Ausblick des Jägers aber gar nicht. Will man auch nach oben ausschauen können, so muß auch durch das Dach eine verschließbare Luke geschnitten werden. Die innere Einrichtung erfordert einige lange Nägel in der Wand, um Jagdtasche und sonstige Dinge anhängen zu können, ein kleines, in einer Ecke anzubringendes Tischchen, eine Bank längs einer Wand, besonders aber einen leichten Schemel ohne Lehne, auf dem man mitten in der Hütte sitzt, das schußfertige Gewehr auf den Knien, und den U. beobachtet. Ist die Hütte fertig, so läßt man in passender Flintenschußentfernung, also nicht über 40 Schritt weit, 1—2 Fallbäume eingraben, d. h. trockne Stämme in der Rinde mit einigen möglichst wagerecht stehenden Ästen, die mit ihren Spitzen nach der Hauptschießluke hinweisen, um von den etwa dicht aufhockenden Krähen mehrere auf Einen Schuß erlegen zu können. Sollten lebende Bäume gerade günstig stehen, so kann man sie benutzen, doch dürfen sie nicht viele Äste haben; im übrigen hocken die Raubvögel auf den eingegrabenen Bäumen ebenso gern auf und besonders, wenn schon im Sommer die ganze Anlage gemacht wurde, also zur Zeit des Raubvogelzugs den Anstrich des Neuen verloren hat. Den Bussarden sind diese Fallbäume eine willkommene Warte.

Das Aufstellen des Uhus ist wichtiger, als man glaubt. Manche Jäger stellen ihn auf die Hütte, auf eine Scheibe, deren Stiel in das Innere führt, um ihn durch Rütteln an derselben zu reizen, d. h. zum Bewegen der Flügel zu nötigen. Dies mag früher wohl üblich gewesen sein, wenigstens stellen die meisten alten Abbildungen von Krähenhütten den U. auf derselben dar; indessen ist es praktischer, den U. auf eine besondere Vorrichtung in der Richtung nach den Fallbäumen hin aufzustellen, damit ihn der Jäger stets im Auge behalten und an seinem Markieren (s. d.) auf die Annäherung von Raubvögeln schließen kann. Gerade dieses Beobachten bietet einen besondern Reiz, erspart eignes Umherspähen, und man ist sicher, daß dem U. nichts geschehen kann, ohne daß es bemerkt wird. Die praktischte Stellung bleibt die sogen. Jule, d. h. ein etwa 1,5 m hoher ausgebohrter Pfahl, den man etwa 15 Schritt von der Hütte dem Hauptschießloch gegenüber eingräbt, und in dessen Bohrloch die Krücke gesteckt wird, auf wel-

cher der U. stehen soll, und die vorteilhaft mit rauhem Fell beschlagen wird, um den U. sicherer fußen zu lassen; bloßes Holz wird nämlich nach und nach so glatt, daß er fortwährend abrutscht. Die Entfernung des Uhus von der Hütte hat auch den Vorteil, daß die Raubvögel dadurch von der Musterung derselben mehr abgelenkt werden. An einem Lauf des Uhus wird eine mit einem Ring versehene sämischgare Lederschleife befestigt, an dem Ring die Leine, welche durch die an der Krücke und dem Pfahl angebrachten Ringe gezogen und dicht auf dem Erdboden in die Hütte geleitet wird. Den U. noch außerdem an die Krücke zu schnüren, ist somit gänzlich überflüssig; die lose Leine gestattet ihm freiere Bewegung, und je mehr er diesen Umstand benutzt, desto mehr wird er die Aufmerksamkeit vorüberstreichender Raubvögel auf sich ziehen. Die in den ausgebohrten Pfahl gesteckte Krücke wird nach gemachtem Gebrauch in der Hütte aufbewahrt. — v. Krieger, ein sehr erfahrener Hüttenjäger, benutzte folgende von ihm in seinem Werkchen über die Jagdverhältnisse Schwarzburgs beschriebene Vorrichtung: Der Pfahl, welcher 25—30 Schritt von dem Schießloch entfernt, womöglich auf einem höhern Punkt aufgestellt werden muß, als die Hütte selbst gelegen ist, kann aus einem abgelegten, 8 Fuß langen Brunnenrohr bestehen. Von oben wird in 1½ Fuß Entfernung ein 1 Zoll breites und 3 Zoll langes Loch gestemmt, in dem eine gut passende Holzrolle auf einem gedrehten Holzstöckel läuft; 3 Fuß vom untern Ende der Röhre wird eine sogen. Knake von außen angenagelt, worin eine gleichgroße Rolle wie oben sich bewegt. Das 3 Fuß lange Stück Rohr unterhalb der Knake kommt in die Erde zu stehen, so daß der Pfahl 5 Fuß hoch aus derselben herausragt und die unterste Rolle unmittelbar auf der Erde aufsitzt. Man kann auch statt deren eine in Eisen gefaßte Rolle mittels einer eisernen Schraube unten in den Pfahl einbohren, welche man nach jedesmaligem Gebrauch wieder abnehmen muß. In die Bohrung dieser Röhre wird eine dünne, 1½ Zoll starke fichtene, ganz glatte Stange mit gehörigem Spielraum eingepaßt, auf deren oben aufsitzendem, ¾ Fuß großem, rundem Teller von schwachem Brett ein Kreuz in der Form eines griechischen *T* sich befindet. Eine sehr dünne Hanfleine geht nun vom obern Ende dieser fichtenen Stange im Innern des Cylinders nach aufwärts, über die obere Rolle an der äußern Röhre hinab, unter der untersten Rolle durch und verbindet sich, einige Fuß vom Pfahl entfernt, vermittelst einer zu machenden Schleife mit der aus der unterhalb des Schießlochs befindlichen kleinen Öffnung herausgeleiteten, einen Gänsekiel starken, längern Hanfleine. Wenn man jetzt von dem Innern der Hütte diese Leine anzieht, so wird sich die schwache Stange mit ihrem Teller aus dem Cylinder erheben und wieder zurückfallen, wodurch der U. in Bewegung gesetzt und gezwungen wird, mit den Flügeln zu flattern und abzustreichen. An dem Kreuz dieses Tellers befestigt man mittels einer Schnalle die 1 Fuß lange Fessel, welche aus einem gut gearbeiteten, leicht drehbaren eisernen Wirbel besteht, an dessen beiden ringartigen Enden sich sehr fest und dauerhaft genähte Lederriemen mit Schnallen befinden, deren eine Schlinge den U., immer an dem rechten Fang, festhält, die andre dagegen um den Hals des Sitztellers geschnallt wird.

Sind diese Vorrichtungen alle getroffen, so fehlt freilich noch die Hauptsache, der U. selbst. Es ist bekannt, daß man **lebende** und **ausgestopfte Uhus** anwendet; daß der erstere wirksamer u. interessanter ist als ein Balg, wird niemand bestreiten, wenngleich auch dieser recht wohl brauchbar ist, wie wir später sehen werden. Mit alt eingefangenen Uhus ist nicht zu spaßen, da sie meist bösartig, daher gefährlich sind; junge dagegen werden recht zahm und bleiben leicht zu behandeln, und wo über ihre Tücke und Widersetzlichkeit geklagt wird, da hat wohl immer die verkehrte, rohe Behandlung des Wärters die Schuld. Werden solche arme Geschöpfe geneckt und gezaust, um ihre Gebärden und Grimassen zu belachen, und sonstwie gequält, wohl gar mißhandelt, so reizt man sie selbstverständlich zur Gegenwehr, und bekommt solcher Wärter gelegentlich einen derben Schmiß ab, so

hat er sich wahrlich nicht zu beklagen. Der U. muß einen geräumigen, so eingerichteten Käfig haben, daß er sich ins Dunkle verkriechen, aber auch sonnen und besonders auch tüchtig durchregnen lassen kann, was der Gesundheit aller in unserm Klima lebenden Vögel unbedingt zuträglich ist; auch Badewasser darf nicht fehlen, damit das Ungeziefer nicht überhand nimmt, und der Käfig muß so groß sein, daß der U. seine Flügel recken kann, ohne sie zu bestoßen. Den U. oder einen andern Raubvogel stets ohne Obdach frei anzuketten, wie man gelegentlich in zoologischen Gärten sieht, ist geradezu grausam, die Berufung auf den in der Freiheit lebenden hinfällig, denn dieser gleicht durch Bewegung die Unbilden des Wetters aus und hat ganz andre Blutwärme als der arme Gefangene. Der U. braucht keineswegs täglich gefüttert zu werden, ihn aber Mangel leiden zu lassen in Berufung auf die Redensart, er könne wochenlang hungern, ist hartherzig und meist nichts weiter als eine Bemäntelung der Trägheit des Wärters. Stinkendes, faulendes Fleisch soll man ihm nicht reichen, da keine Eule in der Freiheit aufs Aas fällt, d. h. solches kröpft, und von Maden durchwühltes Luder im Käfig umherliegen zu lassen, ist ein Geschmack, um den wir den betreffenden Jagdfreund nicht beneiden.

Will man den U. zum Gebrauch herausholen, so ziehe man auf die rechte Hand einen derben Wildlederhandschuh und greife fest und sicher, aber nicht hart beide Fänge; unsicheres Zulangen und Tasten ängstigt den Vogel unnütz und treibt ihn zur Gegenwehr. Der Jäger trägt ihn sodann im linken Arm nach der Hütte, was unter Umständen freilich ermüdend ist, weshalb ein Kistchen den Vorzug verdient, dessen Seiten außer dem Fußboden mit Leinwand beschlagen sind, und das sich an einer Handhabe bequem trägt. Es empfiehlt sich, dem U. öfter Tiere mit Haaren, resp. Federn vorzuwerfen, damit er diese mit verschlingt und genötigt ist, Gewölle auszuwerfen; stets nur geschossene ihm zu reichen, soll ihm bezüglich der verschluckten Schrotkörner schädlich sein und eine Krankheit, die Bleisucht, hervorrufen. Ich kann es weder bestätigen, noch verneinen, da ich leider nicht daran gedacht habe, die Gewölle nach den Schrotkörnern zu untersuchen; bleiben sie im Magen, dann sind sie zuverlässig schädlich. Salziges, gepökeltes oder geräuchertes Fleisch ist ihm wahres Gift. Bei entsprechender, einigermaßen sorgsamer Pflege kann man den U. lange gesund erhalten, während er andernfalls bald eingeht. Verfasser hatte seinen sehr zahmen U. so weit gebracht, daß er ihm auf sein Zureden häufig mit einem halblauten »Huhu!« antwortete und sich stets willig greifen ließ, dagegen nach einem Birschjäger, wenn dieser ihn herausholen sollte, fast immer, einmal sogar recht erheblich, schlug. An der Krähenhütte angekommen, befestige man so schnell wie möglich den U. auf seinem Standort und begebe sich in die Hütte, lasse sich überhaupt so wenig wie möglich draußen sehen, weil man sich sonst manchen Raubvogel, der in der Nähe die Vorgänge beobachtet, verscheucht. Zuerst kommen in der Regel die Krähen herangestürmt, fallen auf den Krakeln ein und erheben ein ohrzerreißendes Zetern; hat man es auf sie abgesehen, so schieße man auf dicht aneinander sitzende, hat man es aber zur Zugzeit besonders auf Raubvögel abgesehen, so verscheuche man sie, indem man sich zeigt; selbst auf ein demonstratives Heraustecken der Flintenrohre wird man sie schleunigst die Flucht antreten sehen; denn solange die Krähenscharen ihr Wesen treiben, kommt nur selten ein Raubvogel, aus Furcht vor den Neckereien dieses dreisten Gesindels, heran. Ein U., der das Geschäft kennt, verrät durch seine verschiedenen, freilich oft individuellen Gebärden die Art, resp. Gefährlichkeit heranstreichender Vögel. Die Krähen beachtet er nur wenig, ebenso setzt er sich vor Bussarden und Milanen kaum in die richtige Positur, wenngleich er auch sie durch Aufblasen des Gefieders markiert; schlägt er aber Rad, knappt er zornig, resp. ängstlich mit dem Schnabel, duckt er sich nieder, und hebt er die Fänge, wie um zu schlagen, so darf man annehmen, daß ein gefährlicher Kämpe, ein Habicht, oder gar Adler, im Anzug ist. Junge Uhus sind viel ängstlicher

als alte, markieren daher viel eifriger, alarmieren aber auch dafür den Schützen oft unnütz.

Wer die Krähenhüttenjagd weniger aus Notwendigkeit als zum Vergnügen und nur gelegentlich betreiben kann, wie die Mehrzahl der in Städten wohnenden Jagdliebhaber, und wer weder den Raum für den lebenden U. zur Verfügung hat, noch die Wartung desselben besorgen, auch wohl nur umständlich den Fraß beschaffen kann, der greife getrost zum ausgestopften U., der ihm auch manche vergnügte Stunde bereiten kann. Freilich stoßen weder Krähen noch Raubvögel so anhaltend auf einen Balg wie auf den lebenden Vogel, auch scheinen besonders junge Raubvögel zu stoßen, die alten den Betrug vielleicht eher zu bemerken, item — sie stoßen, und man hat die unter Umständen sehr lästige Verpflegung des Uhus, die übelriechende Umgebung seines Käfigs, den Verdruß mit dem Nachbar nicht auf sich zu nehmen, läßt den ausgestopften entweder in einer Kiste verwahrt in der gut verschließbaren Hütte bis zum nächsten Gebrauch, oder nimmt ihn bequem mit nach Haus und stellt ihn auf den Gewehrschrank. Meine Erfahrungen haben festgestellt, daß die dem Balg zu gebende Stellung von großer Bedeutung ist. Es lagen zwei Krähenhütten in ganz ähnlichen Verhältnissen; bei der einen wurde ein U. in etwas geduckter, mit dem Kopf aufwärts gerichteter Stellung benutzt, der sehr gut gestopft war, auf der andern ein alter trauriger Balg, dem faktisch der Draht 2 cm aus dem abwärts gestellten Kopf herausragte; auf der ersten Hütte strichen die Vögel bald ab, als scheuten sie vor irgend etwas, auf den alten Balg aber stießen sie wie nicht klug, und es wurden viele geschossen, woraus ich schließe, daß die zwar recht natürlichen, doch immerhin gläsernen Augen den Vögeln bedenklich schienen. Ob die mit mechanischer Flügelbewegung versehenen Bälge praktisch sind, vermag Verfasser nicht anzugeben; dagegen ist zu empfehlen, den Balg auf einem drehbaren Ast aufzustellen, von dem man einen Faden nach der Hütte leitet; nicht nur kann man auf diese Weise den Balg in Bewegung halten und die Aufmerksamkeit der Vögel verschärfen, sondern den Balg auch immer gegen den Wind gerichtet halten, was zur Konservierung desselben notwendig ist. Ein kleiner Regenschauer schadet zwar so viel nicht, vor gründlicher Durchnässung muß der Balg aber bewahrt bleiben, da er sonst gänzlich verdirbt. Ein lebender U. kann mit Transportkosten &c. je nach Verhältnissen immerhin auf 100 Mark zu stehen kommen, ein ausgestopfter etwa auf 20 Mark, für welchen Betrag man schon ein gutes Exemplar haben kann.

Nebenher sei an dieser Stelle noch bemerkt, daß man auch einen Affen oder eine Katze bei der Krähenhütte aufstellen kann, um die Raubvögel und Krähen aus Neugierde zeitweise heranzulocken.

Eine Hauptrolle bei der Hüttenjagd spielt das **Wetter**: etwas windige, nicht warme Tage pflegen die besten Jagdtage zu sein, sehr warme, stille dagegen laden die Vögel mehr zur Ruhe ein; heftig stürmische haben gleich wenig Erfolg. Von den Krähen stoßen Nebel- und Rabenkrähen heftig, die Saatkrähen gar nicht, der Kolkrabe greift den U. ohne weiteres an und baumt auch meist. Der gemeine Bussard zieht mit Geschrei heran, umschwärmt den U. und baumt meistens bald, hält sich aber nicht lange auf und kehrt auch nicht wieder zurück; der Rauhfußbussard stößt unter allen Raubvögeln am heftigsten, kehrt sogar nach einem Fehlschuß nicht selten zurück und baumt ebenfalls. Der Hühnerhabicht greift den U. wütend an und sucht ihn am Kopf zu schlagen, wobei er oft so dicht an ihm rüttelt, daß man nicht schießen kann; er baumt auch auf kurze Zeit, aber unstät, daher die erste Gelegenheit, auf ihn zu schießen, nicht unbenutzt vorübergehen darf. Der rote Milan stößt auch heftig auf den U. und läßt sich durch Reizen herbeilocken, setzt aber die größte Vorsicht am Schießloch voraus, da er trotz seiner Angriffe auf den verhaßten Gegenstand die Hütte und besonders das Schießloch stets im Auge behält. Die Weihe sind auf der Hütte wenig von Belang. Der Wanderfalke stößt heftig, baumt kurz, umkreist den U. einige Male und wird am besten beim Baumen

geschossen. Der Steinadler endlich kesselt über dem U. und schießt mit angelegten Flügeln herab, wobei der U. ernstlich gefährdet ist, sofern man ihn an beiden Fängen fesselte; andernfalls sind Beispiele vorhanden, daß er sich auf den Rücken warf und den angreifenden Adler mit seinen scharfen, starken Krallen festhielt, bis ihm der Jäger zu Hilfe kam.

Öfteres Besuchen der Krähenhütte ist zwar für den Wildschutz notwendig, doch ist es nicht ratsam, mehr als zweimal wöchentlich ein und dieselbe Hütte zu besuchen, mit Ausnahme der Zeit, wo man die Raubvögel sehr zahlreich ziehen, mithin täglich fremde Gäste ankommen sieht. Andernfalls nämlich gewöhnen sich die Vögel an den U. und kümmern sich nicht mehr um ihn, wie ja auch da, wo er häufiger vorkommt und infolge anderweitigen Fraßes sich wenig an Vögeln vergreift, z. B. in den Wäldern der Donau, diese ihm so wenig nachstellen, daß von einer Hüttenjagd kaum die Rede sein könnte.

Man kann auch mit dem U. Erfolge erzielen, indem man mit ihm umhergeht oder -fährt und ihn, wo Raubvögel im Anzug sind, schnell auf den Fußboden setzt, mit dem Anker eines an seinem Ständer befestigten Kettchens versichert, sich selbst aber thunlichst verbirgt, wobei mancher Schuß anzubringen ist. Freilich wird dieses nicht mühelose Verfahren kaum jedermanns Beifall finden. Auch gibt es transportable Hütten; sie bestehen aus einem leichten, schnell aufzurichtenden Holzgestell, über welches irgend waldähnlich bemalte Segelleinwand ausgebreitet wird, in die man 1—2 Schießlöcher einschneidet. Der U. wird hier, so gut es die Örtlichkeit gestattet, aufgestellt. Auch auf Rädern fahrbare Hütten hat Verfasser gesehen, welche den Schlafkarren der Schäfer glichen und allerdings den Vorteil leichter Translozierung haben.

Die Krähenhüttenjagd ist eine sowohl für den Jäger als für den Naturfreund anregende, sehr interessante Beschäftigung, wogegen er aber zweierlei Dinge einsetzen muß, die nicht jeder hat: Zeit und Geduld; es ist nämlich bei weitem nicht jeder Jagdtag auch Fangtag, und es ist manchmal, als hätte sich alles Geflügel verabredet, den in der moderigen und zugigen Hütte sitzenden und harrenden Weidmann zu narren. Wer mit Rheumatismus behaftet ist oder Beanlagung dazu fühlt, der bleibe fern von der Hüttenjagd, welche ihm diese gewöhnliche Jägerkrankheit sicher in die Glieder jagt. Zwar kann man die üble Laune des Winters durch Aufstellung eines kleinen eisernen Ofens bekämpfen, indessen ist die rechte Temperatur auch dann schwer festzustellen, und man hat meist die Wahl zwischen »Schmoren und Frieren«. Tritt man aus dem heißen Raum plötzlich in die Winterkälte hinaus, so thut es auch nicht gut. Ein guter Fußsack und Belegen des Fußbodens mit alten Teppichstücken sind das Probateste, auch ein guter Schluck aus der Flasche schadet nicht.

Uhu, kleiner (Waldohreule), s. Eulen 5).

Umgänger, die starken Wildschweine, welche weit hin und her wechseln.

Umschlag macht der Edelhirsch, wenn er mit dem Lauf das Moos aufhebt und mit der Wurzelseite nach oben fallen läßt.

Umstellen, einen abzujagenden Ort mit Jagdzeug, Schützen oder Treibern umgeben.

Ungerade sagt man von einem Geweih, wenn es an einer Stange mehr Enden hat als an der andern.

Unglückshäher, s. Häher 2).

Unkenfresser, s. Bussarde 1).

Untermast, die unter Moos oder Erde befindliche Nahrung, welche sich das Wild hervorkratzt oder -schlägt, z. B. Insekten, Würmer, Pilze, Schwämme rc.

Unterwind, s. Wind.

Unterwurf, der Unterkiefer des Schwarzwilds.

Urhahn, s. v. w. Auerhahn.

V.

Veh (Feh, Vehwammen, Vehwerk, Grauwerk), das Pelzwerk des grauen Eichhörnchens.

Verballen tritt bei Hunden, besonders Windhunden, ein, wenn sie auf hart gefrornem, rauhem Boden viel benutzt wurden und sich die Ballen wund gelaufen haben, ebenso wenn Vorstehhunde viel auf starren Stoppeln suchen mußten, die ihnen die Ballen wund stachen. Man wäscht den Hunden mit Spiritus die wunden Ballen ab und hält sie im Zwinger oder an der Kette, worauf bald Heilung erfolgt.

Verbeißen, das Anbeißen der Wildenten an Schilf, Stengel ꝛc., wenn sie angeschossen sind, um so dem Hund zu entgehen. — Von Hunden: sich so fest einbeißen, daß sie abgebrochen werden müssen. — Das Wild verbeißt die Pflanzen, wenn es die jungen Triebe, teils der Äsung, teils des Zeitvertreibs wegen, abbeißt.

Verbellen sagt man, wenn ein Hund ein Wild gestellt hat und vor ihm laut ist; es ist also ziemlich gleichbedeutend mit stellen, denn das eine ist ohne das andre nicht denkbar.

Verbinden des Gewehrs, bei Regenwetter ein Tuch um die Schlösser wickeln, um das Eindringen der Nässe abzuhalten. Bei gut gearbeiteten Gewehren hat diese Vorsicht weniger Wert, da die Schlösser so dicht eingepaßt sind, daß keine Feuchtigkeit eindringen kann.

Verblatten, einen Rehbock auf ungeschickte Weise merken lassen, daß der Ton nicht vom weiblichen Reh, sondern vom Jäger herrührt. Solcher Bock heißt verblattet, weil er überhaupt so leicht nicht wieder auf das Blatt springt. Sind Böcke von Wilddieben gefährdet, so verblattet sie der Jäger absichtlich, um sie vor diesen zu bewahren.

Verblenden, Stände, Schirme, Krähenhütten ꝛc. mit Material der Umgebung, z. B. Zweigen, Rasen, Schilf u. dgl., verhüllen, um sie weniger kenntlich zu machen.

Verblüfft ist ein meistens junger Hund, welcher durch den plötzlichen, ungewohnten Anblick des Wildes erschrickt und sich ihm nicht nähert. Auch alten Hunden geht es gelegentlich so, wenn z. B. eine Schnepfe da vor ihnen aufsteht, wo sie solche nicht vermuteten; auch werden junge Schweißhunde v., wenn sie zu heftig dem kranken Hirsch zusetzen und Schläge mit dem Geweih davontragen, was man also zu verhüten suchen muß.

Verbrechen, einen Anschuß, eine Fährte oder Schweiß, um sie leichter wieder auffinden zu können, durch einen grünen Bruch bezeichnen, dessen gebrochenes Ende dahin zeigt, wohin das Wild gezogen ist. Auch das Bedecken eines geschossenen Wildes mit Zweigen zum Zeichen, daß es schon in Besitz genommen wurde, oder um es vor Insekten zu bewahren, nennt man v.; will man es zugleich vor Raubzeug hüten, so stellt man ein Gespenst, d. h. mit Schießpulver verwitterte Lappen oder Papiere auf Stäben, neben dasselbe.

Verdorben ist erlegtes Wild, welches vom Jäger nicht rechtzeitig gefunden und dadurch unbrauchbar wurde.

Verdrießlich (verdrossen) ist ein Hund, der nicht Lust zum Jagen zeigt; es kann dies aus Übermüdung oder Krankheit, doch auch daher rühren, daß der Jäger an viel Federwild vorbeischießt, so daß der Hund nicht zum Apportieren kommt; alte Hühnerhunde gehen dann nicht selten wie beleidigt nach Haus, namentlich wenn sie nicht von ihrem Herrn geführt werden.

Verecken sagt man vom geweihtragenden Wild, wenn ihm die Enden hervorwachsen; ist dies vollständig erfolgt, so hat der Hirsch oder Bock vereckt, worauf er fegt.

Verenden (Krepieren) des Wildes, an einer Verwundung sterben; geschieht dies infolge innerer Krankheit, so sagt man: es geht ein, und nennt es, wenn dieser Fall eingetreten ist, Fallwild.

Verfangen, von Hunden, s. v. w. verbeißen (auch vom Dachse: sich an einem Hund festbeißen). — Jagende Hunde, besonders Windhunde, v., wenn sie sich überjagt, d. h. gänzlich außer Atem gelaufen,

und keine Luft mehr haben; man schüttet ihnen alsdann einen kleinen Schuß Pulver ein, worauf sie wieder zu Atem kommen. — V., auch s. v. w. verkämpfen (s. d.).

Verfärben, das Hären des Haarwilds im Frühjahr und Herbst.

Verfedern, s. v. w. mausern. Hat ein Vogel die Mauser beendet, so hat er verfedert oder ausgemausert.

Verfeuern, bei eingestellten Jagen Feuer anlegen, um das Wild vom Durchbrechen der Tücher, was die Sauen gern versuchen, abzuhalten; man verfeuert auch den aufgespürten Marder, um ihn an der Flucht zu hindern. Solche Feuer müssen natürlich sorgfältig erhalten und gehütet werden, damit nicht Waldbrände durch sie entstehen.

Verfrischen sagt man von einer Bache, wenn sie tote Frischlinge gefrischt hat.

Vergiften des Raubzeugs war früher bezüglich der Wölfe eine übliche Vertilgungsmaßregel. Es geschah durch rohe Krähenaugen (Nux vomica), welche man pulverisierte und einem Kadaver in verschiedenen Einschnitten einschüttete; das Gift wirkt so fürchterlich, daß Wölfe oder Füchse nicht weit fortschleichen, sondern bald eingehen. Alle blindgebornen Tiere sterben daran, so daß man Hunde vor solchem Luder sehr hüten muß. Neuerdings benutzt man das aus den Krähenaugen dargestellte, viel heftiger wirkende Strychnin, mit dem leider auch viel Mißbrauch getrieben wird. Leute, die mit den Fangapparaten nicht umzugehen verstehen, greifen gern zu diesem Mittel, um sich auf bequeme Weise der Füchse zu entledigen.

Vergiftung, s. Hundekrankheiten (S. 252).

Verhaken (verhäkeln), bei eingestellten Jagen auf Sauen die Tücher mit Haken im Boden befestigen, damit sie die Sauen mit dem Gebrüch nicht aufheben und dadurch entweichen können, wie sie gern thun.

Verhetzt (überhetzt) sind Hunde, welche in einem so hohen Grad übermüdet (verfangen) sind, daß sie längere Zeit außer Gebrauch bleiben müssen. Solche Hunde bedürfen kräftiger Nahrung und längerer Ruhezeit, müssen aber täglich einen kurzen Spaziergang machen, damit sie nicht steif werden.

Verhören, auf den Ruf gewisser Wildarten am Abend oder frühen Morgen hören, um ihren Stand kennen zu lernen und sie am folgenden Tag zu jagen. Man verhört die Hirsche, Auerhähne, Feldhühner, Wölfe; bei den ersten und letzten erleichtert man sich das Geschäft durch Anschreien und Anheulen, wenn sie selbst stiller als sonst sind; das Verfahren des Verhörens überhaupt ist bei den betreffenden Wildarten angegeben.

Verkehren, das Vernichten der eignen Spur am Fangplatz von Raubzeug, wird vom Jäger dadurch bewirkt, daß er rückwärts weggeht und dabei seine Spur mit einem Strauchbesen verstreicht.

Verkehrtschnabel (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Verklüften (versetzen), **sich**, sagt man vom Dachs, wenn er zwischen sich und dem vorliegenden Dachshund eine Wand von Erde aufführt, so daß dieser die Fühlung mit ihm verliert und meist still wird und herauskommt. Ein solcher Dachs geht leicht verloren, d. h. er entkommt; der Hund aber, der den Dachs s. v. läßt, ist nicht scharf genug.

Verknüpfen, beim Aufbrechen des Wildes die Drossel so verknoten, daß das Geäse nicht herausquellen kann; s. Edelwild (S. 97).

Verladen ist ein Gewehr, wenn die Munition in unrichtiger Reihenfolge aufeinander gebracht wurde, so daß sich der Schuß nicht entladen kann. Es kann dies nur bei den Perkussionsgewehren in der Hast des Augenblicks geschehen; bei den Hinterladern, deren Patronen zu Haus angefertigt worden, ist solches Versehen kaum denkbar.

Verlappen, einen Jagddistrikt mit Tuch- oder Federlappen zu Jagdzwecken umstellen.

Verlassen sagt man vom Fuchs oder Dachs 2c., wenn sie in ihre Baue nicht mehr einfahren, wenn Muttertiere sich um ihre Jungen nicht mehr kümmern, jagende Hunde von der Fährte ablassen 2c.

Verlegen, die Jagdtücher niederlegen, um bei etwa anderweitig getroffenen Dispositionen das Wild über sie wegzutreiben und anders zu stellen. Zu diesem Zweck werden sie verblendet, weil sich sonst das Wild scheut, über sie hinwegzuflüchten.

Verloren heißt dasjenige Treiben, wel-

ches man durchtreiben läßt, ohne auf erhebliche Erfolge zu rechnen, oder wenn man das etwa vorhandene Wild in ein benachbartes Treiben, von dem man sich mehr verspricht, treiben läßt.

Verloren suchen, einen Hund frei etwas Verlornes suchen lassen. Hat z. B. der Schweißhund die Fährte aufgegeben, weil das Wild zu schweißen aufgehört hat, oder kann er sie durch plötzlich eingetretenen Regen oder Schnee nicht mehr finden, so löst man ihn vom Hetzriemen und läßt ihn frei nach dem Wild suchen. Hühnerhunde läßt man v. s. lernen, indem man etwas versteckt, ohne daß sie es sehen, und sie nach einiger Zeit auffordert, zurückzugehen und das Versteckte unter dem Zuruf: »Such verloren!« aufzufinden und zu apportieren. Man kann auch v. s., indem man die Treiber eng aneinander einen Distrikt durchgehen läßt, um auf diese Weise ein krankes oder verendetes Wild zu finden.

Verlosen der Stände bei Treibjagden, ein Verfahren, um den Eifersüchteleien der Schützen zu begegnen. Zu diesem Zweck werden die Nummern der Stände auf Zettel geschrieben, diese zusammengerollt und in einem Hute durcheinander geschüttelt, worauf die Schützen ihre Nummern ziehen. Wo aber besondere Verhältnisse obwalten, z. B. wenn in einem Treiben Wölfe oder Sauen erwartet werden, deren Erlegung besonders angestrebt wird, ist es ratsam, die besten Schützen auf die Wechselposten zu stellen, so auch, wenn Gäste von besonderm Rang oder Verdienst geehrt werden sollen. Um bei verlosten Ständen die Entfernungen zu den Ständen auszugleichen, stellt man im ersten Treiben zuerst Nr. 1 und die folgenden an, im zweiten aber beginnt man mit der letzten Nummer 2c.

Vermerken, s. Vernehmen.

Vernehmen sagt man vom Wild, wenn es durch das Gehör etwas wahrnimmt; manche nennen dies auch vermerken.

Verpassen, Untugend unaufmerksamer Schützen, welche das auf Treibjagd ihnen anlaufende Wild nicht gewahr werden. Unter sehr erschwerten Umständen kann dies allerdings auch sonst zuverlässigen Jägern passieren.

Verpönt (verprellt) ist der Fuchs, vor dem das Eisen zuschlug, ohne ihn zu fangen; ein solcher geht nur sehr schwer wieder an ein solches.

Verprellt, s. v. w. verpönt.

Verreisern, die Röhren eines Fuchsbaus mit Reisern ausfüllen, damit der Fuchs sie nicht befahren kann. — Ein Wild oder ein Luder wird verreisert, indem man es mit Brüchen und Reisern umgibt, um es vor unerwünschtem Annehmen durch Tiere zu schützen.

Verrenkung (Verstauchung) tritt durch unglücklichen Fall, Sprung oder Fehltritt ein und zieht Geschwulst des betroffenen Gelenks nach sich. Waschungen mit warmem Branntwein oder Seifenspiritus sind die gewöhnlichen Mittel dagegen; im schlimmsten Fall muß das verstauchte Glied eingelenkt werden, wozu aber freilich gewisse Sachkenntnis gehört, eventuell ein Tierarzt zuzuziehen ist.

Verrichten (richten), eine der zahlreichen Benennungen für Aufstellen des Jagdzeugs.

Versagen sagt man vom Gewehr, wenn der Schuß nicht losgeht, was aus verschiedenen Gründen geschehen kann, besonders wenn die Zündmasse, also Zündhütchen oder Zündspiegel, sich nicht entzündet oder der Zündkanal bei Perkussionsgewehren verstopft ist. Einen solchen nicht losgehenden Schuß nennt man Versager.

Verschießen, die Munition aufbrauchen, was für den Jäger, dem es passiert, der aber noch Gelegenheit zu schießen hat, freilich sehr verdrießlich ist. — Sich v. bedeutet, daß die Hunde, welche man frei suchen läßt, von der Fährte ganz abkommen und umherschwärmen; sie haben sich alsdann verschossen.

Verschlagen. Schwellen den Hunden infolge zu großer Anstrengung die Läufe an, so sagt man: sie haben sich v.; es muß ihnen dann längere Ruhe gegönnt, auch müssen lauwarme Waschungen oder Bäder angewandt werden. — V. nennt man ferner einen zur Unzeit und übermäßig geprügelten und sonst malträtierten Hund, der infolgedessen und aus Furcht seinen Herrn flieht, auf dessen Ruf oder Pfiff schlechterdings nicht herankommt und

die Arbeitslust verloren hat; ein solcher Zustand ist in vielen Fällen unheilbar. — Sich v., vom Wild, s. v. w. sich in den gestellten Netzen fangen.

Verschränken, 1) vom Wild, s. v. w. den Schrank machen (s. Edelwild, S. 88). — 2) Einem geschossenen Wilde die Läufe kreuzweise übereinander binden oder hinter den Sehnen durchstecken.

Verschweigen (aussetzen, innehalten) sagt man vom Auer- und Birkhahn, wenn sie nicht Lust zum Balzen haben oder dasselbe mißtrauisch unterbrechen.

Versetzen, bei dem Wild, welches setzt, unzeitige, meist tote Junge zur Welt bringen. — Sich v., vom Dachs, s. v. w. sich verklüften.

Versichern, bei einem Gewehr die nötigen Vorkehrungen anwenden, daß es nicht zur unrechten Zeit los geht. Bei den Hinterladern sind in der Regel keine Versicherungen angebracht, weil man mühelos die Patronen herausnimmt, wenn man nicht zu schießen gedenkt. Die Vorderlader dagegen, bei denen man den Schuß nur unter erschwerten Umständen herausziehen kann, bedürfen einer Sicherheit, welche entweder in kleinen Stützen vor den Hähnen besteht, die, wenn vorgeschoben, den Hahn nicht das Zündhütchen erreichen lassen, oder in sogen. Konterhähnen, vermöge deren das Zündhütchen durch eine eiserne Kapsel verdeckt wird, welche das Explodieren verhindert, auch wenn der Hahn gewaltsam aufschlägt. Auch geben lederne Kappen, welche man auf die Zündhütchen stülpt, ganz brauchbare Versicherungen.

Verspringen (vertreten), den Auerhahn, sagt man vom Jäger, wenn ihm der Ansprung auf denselben mißglückt.

Verstauchung, s. v. w. Verrenkung.

Verstopfung, s. Hundekrankheiten (S. 252).

Verstreichen, beim Federwild den Stand verlassen. Die Hühner haben sich verstrichen, sagt man alsdann.

Vertraut ist das Wild, wenn es sich unbesorgt, also nicht mißtrauisch zeigt, daher ruhig einherzieht oder sich äst 2c.

Vertreten, s. v. w. ausstreichen, auch s. v. w. verspringen.

Verwaist ist junges Wild, welches die Mutter verloren hat; bei den Feldhühnern nimmt sich der Hahn des Völkchens an und führt es.

Verwelfen (verwerfen), bei hundeartigen Tieren, welche welfen, resp. werfen, tote Junge zur Welt bringen.

Verwerfen, s. v. w. verwelfen.

Verwittern, 1) ein Feld, um das Austreten des Wildes zu verhindern; es wird durch stinkende Stoffe bewirkt, welche man auf Läppchen reibt, die an Pfählchen aufgesteckt werden. Lange halten sie in der Regel nicht vor. **Asa foetida** in Flaschen ausgelegt, soll gegen Sauen wirksam sein, ist es aber nicht, denn man hat Sauen beobachtet, welche mit diesen Flaschen spielten. — 2) Ein Eisen v., dasselbe mit Substanzen einreiben, welche dem zu fangenden Wild angenehm sind oder es verhindern, das Eisen zu wittern und Verdacht zu schöpfen.

Verwundet ist angeschossenes Wild, besser sagt man krank oder angeschossen.

»Verwundt—verwundt, mein Hund!« ruft der Jäger dem Schweißhund zu, um ihn zur Arbeit auf der kranken Wildfährte anzufeuern.

Vexieren, das öftere Aussetzen des Auerhahns beim Balzen, wodurch er den Jäger verbrießlich macht.

Vielfraß, s. Scharbe 1).

Vierballenzeichen, ein gerechtes Hirschzeichen, welches entsteht, wenn der Hirsch mit den Hinterläufen so vor die Vorderläufe tritt, daß von diesen nur die Ballen abgedrückt bleiben und die der Hinterläufe kurz vor ihnen, also vier Ballen zusammen, sichtbar sind.

Viole, die Drüse auf der Standarte des Fuchses.

Visier, die mit einem Einschnitt (Kimme) versehene Vorrichtung auf dem Büchsenlauf, in welcher das Korn sichtbar werden muß, wenn man zielt.

Visieren, s. v. w. zielen.

Visierung nennt man das Visier und das Korn, also die gesamte Zielvorrichtung; je nach deren Qualität hat ein Gewehr gute oder schlechte V.

Vogel. Zum Verständnis der Benennungen verschiedener Teile des Vogelkörpers mögen beistehende Figur und die dazu gehörige nachfolgende Erklärung dienen.

Der Teil des Kopfes, welcher zwischen der Schnabelwurzel und den Augen liegt, heißt Stirn (1); die den Raubvögeln eigentümliche, von der Wurzel des Oberschnabels ausgehende Haut heißt Wachshaut (4); der vor der Spitze desselben befindliche Ausschnitt heißt Zahn (5); der farbige, die dunkle Pupille umgebende Kreis im Auge heißt Iris oder Regenbogenhaut; die an der Schnabelwurzel stehenden starren, haarförmigen Federn heißen Bartborsten; vom Auge abwärts längs der Kehle liegt die Zügelgegend (6), neben ihr nach dem Nacken hin die Wange (10), rings um das Auge die Augengegend; hinter der Stirn, von 2—3, liegt der Scheitel, von 3—14 der Nacken, dessen oberer Teil Genick heißt; auf den Nacken folgt der Oberrücken (14—15), diesem der Unterrücken, welchem sich der Bürzel anschließt; dem Bürzel gegenüber, auf der Unterseite des Vogels, liegt der Steiß (17); ihm folgt der Bauch (18), diesem die bei den Vögeln sehr große Brust (9), ihr die Kehle (8), an welche sich das bis an den Unterschnabel reichende Kinn (7) anschließt. Der Fuß besteht aus dem im Fleisch des Rumpfes steckenden Schenkel, dem (auf der Abbildung punktierten) Schienbein (10), welches z. B. bei den Sumpfvögeln fast nackt ist und bei den Raubvögeln die langen, Hosen genannten Federn trägt, dem *Lauf* oder *Tarsus* (11) und den Zehen, von denen meist drei nach vorn gerichtet sind, eine hinten steht oder auch verkümmert ist oder ganz fehlt. Von den vordern heißt die mittelste die Mittelzehe, die dem andern Fuß zunächst stehende die Innenzehe, die nach außen stehende die Außenzehe, die nach hinten gerichtete die Hinterzehe. Alle Zehen haben größere oder kürzere Nägel, bei den Raubvögeln Krallen. Bald sind die drei Vorzehen zu je zweien mit einer Haut, Schwimmhaut genannt, vollständig verwachsen, bald alle vier Zehen, bald haben die Zehen nur bogige Lappen; bald ist nur die Mittelzehe am obersten der drei Glieder mit der Außenzehe verbunden, welche Spann- oder Bindehaut heißt und die Außenzehe zur Wendezehe macht, bald sind alle Zehen ohne jede Verbindung. Bald ist der ganze Fuß nackt, bald bis an die Zehenwurzel, bald bis an die Zehenspitzen befiedert. Ebenso verschieden ist die Bekleidung des nackten Fußes und zwar entweder geschient, oder genetzt, oder geschildet; die Oberseite der Zehen ist teils genetzt, teils geschildet, die Unterseite oder Sohle mit einer rauhen Haut überzogen und bei den meisten Raubvögeln an den Gelenken mit hervortretenden Warzen, Zehenballen, versehen. Der Flügel besteht aus dem Oberarm, welcher im Rumpf steckt, aus dem Unterarm (13), an dem die kleinen Federn sitzen, mit welchen dieser Teil bekleidet ist, und die Flügeldeckfedern oder Flügeldecken (16) heißen, und der Hand, an welcher die Schwungfedern haften. Die Hand zerfällt in die Handwurzel, die Mittelhand,



Schema des Vogelkörpers.

das erste und zweite Fingerglied und den Daumen. Von den größten, den vordersten Schwungfedern (20) sitzen die vier vordersten am ersten und zweiten Fingerglied, die übrigen, meist sechs, an der Mittelhand, am Unterarm die Armschwingen oder Schwingen zweiter Ordnung (21), während die vorher genannten Handschwingen, Primärschwingen oder Schwingen erster Ordnung heißen. Der Teil von 13—12 heißt der Oberflügel, von 12 bis an das Ende der großen Schwingen der Unterflügel oder die Flügelspitze. Alle Federn oberhalb der Schwungfedern heißen Flügeldeckfedern, die auf der Oberseite derselben obere, auf der Unterseite untere. Alle äußerlich sichtbaren Federn heißen Konturfedern, die darunter befindlichen, von diesen verdeckten, Dunen. Die Bezeichnung der Federn wird den Körperteilen entlehnt, welchen sie anhaften, daher man von Rücken-, Bauch-, Brust-, Schwanzfedern (19) spricht; am Bürzel sitzen die obern, am Steiß die untern Schwanzdeckfedern oder Schwanzdecken. Die Geschlechtsteile der Vögel sind äußerlich nicht erkennbar, nur bei einigen Wasservögeln tritt der Penis in der Erregung aus den Federn hervor. Da aber bei vielen Vögeln die Geschlechter äußerlich nicht erkennbar sind, so kann man nur durch Öffnen des Körpers und nach den Geschlechtsteilen die Geschlechter feststellen. Die männlichen (Hoden) liegen unter den Nieren, gleich hinter den Lungen, und sind längliche, fleischige Körper, aus welchen die Samenstränge in den After münden. Den weiblichen Geschlechtsteil stellt der Eierstock dar, welcher einer Traube ähnlich sieht, dieselbe Lage wie die Hoden hat, und aus welchem ein Schlauch mit zwei Mündungen führt, durch deren eine das vom Stock abgelöste Ei in den After gelangt. Alles übrige ergibt die Beschreibung der verschiedenen Vogelarten. Über Einteilung der Vögel s. Jagdtiere.

Vogel Bülow, s. v. w. Pirol.

Vogeldunst, das kleinste Schrot, dessen Körner nicht viel größer als Mohnkörner sind.

Vogelflinte, kleines, leichtes Gewehr, welches meist nur mit Dunst geladen und zum Schießen kleiner Vögel benutzt wird.

Vogelgeier, s. Bussarde 3).

Vogelherd, Fangvorrichtung für verschiedene Singvögel, wobei sie mit Schlagnetzen überdeckt, also lebendig gefangen werden, und zu deren Heranlocken verschiedene Lockvögel auf oder neben einem mit Futter bestreuten Herd, über welchen die Schlagnetze gestellt sind, aufgestellt werden. Es geht also hierbei auf einen Massenmord der meist nützlichen Sänger hinaus, und da diese sich offenbar vermindern, so ist das in vielen Ländern bestehende Verbot dieser Herde nur beifällig anzuerkennen; es verdient mithin der V. auch keiner weitern Beschreibung.

Vogelkojen, großartige Vorrichtungen zum Fang der Enten (s. d.), wie sie z. B. auf der Insel Sylt bestehen, wo in einem Jahr einmal an 45,000 Stück Enten gefangen wurden.

Vogelschneise (Vogelschneuße), s. v. w. Dohnensteg, s. Drosseln (Fang).

Volk, eine Hühnerfamilie, Alte und Junge von Einer Brut.

Voll vereckt (ausgereckt) ist ein Geweih oder Gehörn, wenn dessen normale Enden recht kräftig und lang ausgebildet sind; bei sehr alten Hirschen oder Böcken findet man die Enden nicht mehr so v. v. wie bei solchen in dem kräftigsten, mittlern Alter.

Vorgreifen (vorschlagen), den Schweißhund, wenn er die Fährte nicht weiter verfolgen oder arbeiten oder fortbringen mag, ihn auf einem kleinen Weg dahin führen, wo man annimmt, daß er sie wieder auffindet. Gut ist es in diesem Fall, in einem so großen Bogen vorzugreifen, daß der Hund gewiß die Fährte kreuzen muß, also doch auch wieder aufnimmt.

Vorhalten mit dem Gewehr beim Schießen, etwas vor den zu treffenden Punkt zielen in der Annahme, daß durch die Verzögerung des Abschießens dennoch der bezügliche Punkt getroffen wird; so hält man z. B. einem breit vorüberflüchtenden Hasen auf die Nase, um ihn mitten auf den Körper zu treffen rc. — V. mit den Hatzhunden, eine Hatz auf einem Wechsel anstellen, so daß sie nahe dem Schwein gehetzt werden kann.

»Vorhin!« ruft man dem Schweißhund zu, um ihn zur Arbeit zu ermuntern.

Vorlaufen (vorwerfen), ein Wild, welches seitwärts ausbricht, so anlaufen, daß man einen Schuß anbringen kann. In der Regel bringt man aber einen Fehlschuß an. Man kann es natürlich auch zu Pferd bei der Parforcejagd thun, um den Hirsch von einer Richtung abzudrängen, die für den Ausgang der Jagd nicht erwünscht ist.

Vorlaut (weidelaut) sind Hunde, wenn sie zu früh Laut geben, also eher, als sie Wild gesehen, ja sogar gefunden haben. Es gibt Dachshunde, welche sofort laut werden, wenn sie in einen Bau einfahren und denselben durchkläffen, auch wenn er leer ist; auch Bracken werden öfters laut, ohne auf einer Fährte zu sein; es sind dies große Fehler an solchen Hunden und schlechterdings nicht zu beseitigen; unbrauchbar sind sie aber deshalb noch nicht, denn wer seine Hunde kennt, unterscheidet den Weidelaut von dem eigentlichen Jagdlaut, wenn sie wirklich jagen, ganz sicher.

Vorlegen, das Treibzeug fängisch aufstellen.

Vorliegen sagt man von den Dachshunden, wenn sie Fuchs oder Dachs im Bau in die Enge getrieben haben und nunmehr dicht vor ihm Laut geben und ihn durch Anfassen und Bedrängen so beschäftigen, daß ersterer nicht flüchten, letzterer sich nicht verklüften kann. Man erkennt das V. an dem Standlaut, welchen der Hund hören läßt, und schlägt auf dieser Stelle ein.

Vorreiten. Es ist stellenweise Vorschrift, daß die Jagdbeamten dem Fürsten &c. zur Jagd voranreiten müssen; auch muß öfter der Jagdführer oder ein Stellvertreter demselben von einem Stand zum andern v.

Vorschlag bei der Büchsenladung, ein Flausch Werg oder ganz weiches Papier, welches man in eine Vorderladebüchse auf das Pulver setzt, um einen nicht unerheblichen Teil des Pulvers, welcher an dem fettigen Lauf hängen bleibt, für den Schuß nicht verloren gehen zu lassen.

Vorschlagen, s. v. w. vorgreifen.

Vorschutt, das Futter für Wildschweine, gleichviel ob es aus Knollen besteht, die man streifenweise auf den Erdboden schüttet, oder aus Körnern, welche in lange Tröge geschüttet werden, um sie nicht vertreten zu lassen.

Vorstehhund. Derselbe hat seinen Namen von der ihm eignen, angebornen Neigung, vor Hühnern, Schnepfen, Hasen, die er vorher witterte, feststehen zu bleiben oder vor ihnen zu stehen. Man bedient sich bei dieser Jagd folgender Ausdrücke: bekommt der V. Witterung von dem bezüglichen Wild, so fällt er auf; geht er derselben nach, so zieht er an; bleibt er vor ihm stehen, so steht er es; treibt er es heraus, so springt er ein; thut er dies auf unvorsichtige oder überhaupt ungehörige Weise, z. B. wenn er mit dem Wind plötzlich unter die Hühner gerät, so stößt er sie auf oder heraus; jagt er den fliegenden nach, so prellt er ihnen nach; bringt er das geschossene Wild dem Jäger, so apportiert er es; frißt er an ihm (die größte Untugend!), so schneidet er es an. Das Anlernen des Hundes nennt man Dressieren, und da es meist in einem eingeschlossenen Raum geschieht, so spricht man von der Stubendressur, welche dem Hund in erster Reihe unverbrüchlichen Gehorsam (Appell) und dann das Apportieren beibrachte; lehrt man dem Hund sein Verhalten im Feld bei der Jagd, so führt man ihn ab. Im übrigen sind die beim Hund im allgemeinen üblichen weidmännischen Ausdrücke auch beim V. gebräuchlich. Die Augen heißen Lichter, die Beine Läufe, die Ohren, zu welchen man auch die überhängenden Oberlippen rechnet, Behänge, der Schwanz Rute; eine zur Begattung geneigte Hündin ist hitzig, läufisch oder läufig; hängen Hund und Hündin aneinander, so binden sie sich; bringt die Hündin Junge, so wolft oder wölft sie; wittert der Hund gut, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte oder keine Nase; bellt er, so gibt er Hals oder ist laut; das Bellen vereint jagender Hunde heißt Geläute, diese selbst bilden eine Meute; bellt der Hund vor dem gestellten Wild, so verbellt er; hat er ein Wild laut gejagt und verbellt dies, nachdem es z. B. gebaumt hat, so gibt er Standlaut; ist er, ohne Wild zu sehen

oder zu wittern, beim Jagen laut, so ist er weibelaut.

Unser V. ist ein Züchtungsprodukt und resultierte aus dem zunehmenden Interesse der Jägerei an der Federwildjagd, mit welchem die Verbesserung des Schrotgewehrs gleichen Schritt hielt. In Deutschland kannte man früher nur den deutschen V., ein kluges, bedächtiges Tier; als aber inzwischen die Engländer einen Hund gezüchtet hatten, welcher die Eigenschaften eines Vorstehhunds mit denen eines Stöberhunds verband und auf weiten Ebenen allerdings Vorzüge vor dem deutschen aufwies, führte man diesen englischen Hund zahlreich ein, schüttete aber das Kind mit dem Bad aus; denn namentlich dem Forstmann im Wald erzielte derselbe wegen seiner Flüchtigkeit nicht die gewünschten Resultate, und so kam denn der deutsche Hund nach und nach wieder zu Ehren, und man thut nun das, was man gleich hätte thun sollen: man sucht dieses edle Tier zu vervollkommnen und wägt die Vorzüge beider Hunde mit gleichem Gewicht. Je nach Bedürfnis und Liebhaberei züchtete man verschiedene Formen, gewöhnlich Rassen genannt; die hauptsächlichsten derselben sind im nachfolgenden beschrieben (vgl. v. Riesenthal, Weidwerk), die angegebenen Kennzeichen als endgültig bei Beurteilung der Rassenreinheit anerkannt.

1) Der glatthaarige deutsche V. (Fig. 1). Kopf lang, Stirn und Hinterkopf breit, etwas gewölbt, Hinterkopf nicht in einer Spitze endend. Schnauze lang, die Nase in der Mitte etwas aufgehöht, mit großen, beweglichen, offenen Nasenlöchern, Nasenspitze etwas vorstehend. Augen braun, nicht tief liegend, gutmütig und verständig. Lippen weit überhängend. Kinnbacken gleichlang, kräftig entwickelt. Behang lang, hoch und breit, weit nach vorn angesetzt, glatt, ohne Falten hängend, unten breit abgerundet. Hals stark und sehr muskulös. Rücken etwas eingebogen, doch kräftig. Brust breit und tief, mit vorstehenden Brustknochen. Rippen gut gewölbt, Leib gestreckt, doch von kräftiger, gedrungener Erscheinung, Flanken mäßig eingezogen. Lenden breit und kräftig entwickelt. Läufe verhältnismäßig niedrig, wenig gebogen, muskulös und kräftig entwickelt, die Pfoten breit, die Zehen gebogen, etwas auseinander stehend. Rute an der Wurzel sehr stark, dünner verlaufend, lang, wenig gekrümmt, bei der Arbeit ganz gerade getragen, wird meistens



Fig. 1. Glatthaariger deutscher Vorstehhund.

etwas gekürzt. Haar glatt, doch nicht weich, sehr dicht, etwa 2½ cm lang. Farbe dunkelbraun oder so mit schmaler weißer Bläße, auch weiß mit vielen braunen Fleckchen. Andre Farben sind durch Kreuzung hervorgegangen. Das ganze Bild zeigt einen mittelgroßen, gestreckten, doch kräftigen und gebrungenen Hund.

2) Der lang- oder flockhaarige deutsche V. (Fig. 2). Kopf lang, etwas glatt, Vorderkopf wenig gewölbt. Schnauze lang, nach vorn spitzer werdend, mäßig überfallende Lippen. Augen braun, bis ins Gelbliche variierend. Behang reich behaart, dadurch sehr lang erscheinend, glatt an den Backen, breit und hoch angesetzt. Hals stark und muskulös, doch nicht so kräftig wie bei dem glatthaarigen Hund. Schultern schräg gestellt, kräftig. Brust breit, weniger tief und ohne vorstehende Brustknochen. Rippen gut gewölbt, Flanken mäßig eingezogen. Lenden breit und muskulös. Rücken gerade. Läufe ganz gerade, mittelmäßig hoch gestellt, kräftig in Muskulatur, Zehen gebogen und mit Haar durchwachsen. Rute lang, mäßig gekrümmt, bei der Arbeit gerade getragen, mit langem, nach dem Ende zu länger

werdendem Haar besetzt. Haar lang, wollig oder flockig, weich, besonders lang an den Hinterschenkeln, der Rute und dem Behang. Farbe dunkelbraun mit rotbraunem Schimmer oder weiß mit vielen braunen Fleckchen, auch öfter schwarz vorkommend.



Fig. 2. Langhaariger deutscher Vorstehhund.

Die Erscheinung zeigt einen Hund mittlerer Größe, kürzer und leichter gebaut als der glatthaarige V.

3) Der Pointer oder glatthaarige englische V. (Fig. 3). Kopf groß, sehr breit zwischen den Behängen. Vorderkopf kräftig entwickelt, hoch, in der Mitte ein Einschnitt. Zwischen Stirn und Nase ein sogen. Einbug. Schnauze sehr lang. Nase breit und viereckig, nicht spitz, wenig vorstehend; die Nasenspitze besonders stark entwickelt. Augen groß, gutmütig und verständig; Farbe nach dem Haar: heller oder dunkler. Kinnbacken gleichlang, mit breiten, aber nicht überhängenden Lippen; die Haut an der Kehle darf keine Falten bilden. Behang weich, lang und dünn, tief angesetzt und glatt an den Backen liegend. Hals gebogen, Schultern lang und sehr muskulös. Brust darf nicht spitz sein, aber auch nicht zu breit, hingegen sehr tief. Lenden und Hüften müssen breit und gewölbt sein, die Rippen lang und möglichst dicht an den Hüften stehen. Läufe kurz, mit starken Knochen und ausgebildeten Muskeln, gerades, starkes Knie; Ober- und Unterarm lang, Ellbogen tief und auswärts gestellt. Wenig gebogene Hacken und kräftige Sprunggelenke, Pfoten rund und gedrungen, mit hornartiger Sohle. Rute an der Wurzel stark, sehr spitz auslaufend, ganz gerade, ohne jede Krümmung in Linie des Rückens getragen und ganz kurz behaart. Die Rute ist ein



Fig. 3. Glatthaariger englischer Vorstehhund (Pointer).

Hauptmerkmal für die Erkennung des reinen Bluts. Haar kurz, weich, weniger fein. Farbe leberbraun mit weiß, gelb mit weiß, auch schwarz oder braun.

4) Der Setter oder langhaarige englische V. (Fig. 4). Kopf leicht, lang.



Fig. 4. Langhaariger englischer Vorstehhund (Setter).

Länge von der innern Ecke des Auges bis zur Nasenspitze 10—11 cm, an der Nase scharf vorstehend, Hinterkopf endet in eine fühlbare, längliche Abrundung. Schnauze breit, Nase glänzend, dunkelbraun oder

schwarz, etwas eingebogen, Nasenlöcher breit, feucht und offen. Augen dunkelbraun, groß, nicht vorstehend, aber auch nicht tief liegend, lebhaft und sprechend. Kinnbacken gleichlang, die Zähne müssen genau aufeinander passen, Lippen nicht zu breit, ein wenig überhängend in den Winkeln. Behang etwa 5 cm breit, in der Mitte breiter, tief an den Kopf gesetzt, ganz dünn, mittellang und unten abgerundet, darf niemals aufgerichtet werden. Hals ziemlich lang und dünn, ganz gerade am Kopf, am Unterteil etwas gewölbt und sehr muskulös. Schultern weit nach hinten stehend, lang, doch muskulös. Rippen weniger gebogen, die Hinterrippen möglichst nahe den Hüften. Rücken kurz und kräftig. Brust breit, mit tiefem, geräumigem Brustkasten; gewölbte Lenden, sehr breite Hüften, starke Hinterhand und ebensolche Sprunggelenke. Läufe ganz gerade, starke Kniee, starke Hacken, eher nach innen als nach außen gestellt. Pfoten kurz und gedrungen. Zehen mit vielem Haar durchwachsen. Rute ganz gerade, in gleicher Höhe mit dem Rücken getragen; doch ist dies selten, gewöhnlich wird sie ein klein wenig gebogen gefunden. Ist sie zu lang, so wird sie hängend getragen; deshalb gibt es Exemplare, denen einige Glieder genommen sind, weil die hängende Rute in England als ein großer Fehler betrachtet wird. Haar dicht, weich wie Seide, wenig gewellt oder glatt hängend, niemals gelockt; kurz am Kopf, länger am Körper und auf dem Rücken, an den Extremitäten am längsten; an der Rute einige Zentimeter von der Wurzel kurz ab, dann lange, seidige Haare, die nach der Spitze hin kürzer werden und in einem feinen Punkt enden. Die Farbe wird in England sehr berücksichtigt und zwar schwarz mit grau oder dunkelblauen Flecken, gelb mit weiß, schwarz mit weiß, reinweiß, reinschwarz, rehfarben oder gelb und Laverack-Setters Rot- oder Blauschimmelfarben.

5) Der G o r d o n - S e t t e r. Kopf etwas schwerer als bei dem englischen Setter. Nase glänzend schwarz. Augen groß, dunkelbraun, sehr lebhaft. Kinnbacken gleichlang, mit sehr wenig überhängenden Lippen. Behang von mittlerer Länge, tief angesetzt, dünne und abgerundete Spitze. Hals lang und sehr muskulös. Schulter lang und stark. Rücken kräftig, kurz; Leib gedrungen. Brust sehr tief, nicht breit. Rippen rund und möglichst dicht an den Hüften. Lenden sehr kräftig. Läufe ganz gerade, stark in den Knochen und gut ausgebildet in den Muskeln. Pfoten kurz, mit gedrungenen Zehen, die mittlern etwas gebogen. Rute ziemlich kurz und nicht so reich behaart wie bei dem englischen Setter. Es kommen auch lange Ruten vor, doch werden diese dann gewöhnlich mit einem Kringel getragen, was ein Fehler ist. Haar weich wie Seide und sehr dicht. Farbe glänzend schwarz mit blauem Schimmer und die Extremitäten rotbraun mit reichem roten Schimmer. Die rotbraune Farbe müssen haben die Backen, der Rand der Lippen, die Kehle, innere Seite der Läufe, der Zehen, der Hüften, die Unterseite des Leibes, die Hinterpartie der Keulen und die Unterseite der Rute, ein Fleck an der Brust und zwei über den Augen. Es gibt auch vorzügliche Hunde, welche an der Brust Weiß haben; doch wird es ebensowenig gewünscht als an den Zehen.

6) Der i r i s c h e S e t t e r. Kopf lang und schmal, mit Einbug bei Beginn der Nase. Vorderkopf etwas breiter, der Schädel spitz und gewölbt. Nase mahagonifarben oder von dunkler Fleischfarbe, niemals schwarz oder rosa. Augen hellbraun, auch gelb, groß und gutmütig, keinesfalls hervortretend, auch nicht grünlich oder schwarz. Kinnbacken gleichlang, nicht spitz zulaufend, mit sehr breiten Lippen. Behang ziemlich lang, glatt anliegend, tief und weit nach hinten angesetzt, Spitzen abgerundet. Hals wenig gebogen, kräftig und muskulös. Brust ziemlich breit (zuviel ist ein Fehler) und geräumig, die Rippen an der Brust können nie zu tief sein. Lenden lang und sehr breit, Bauch etwas eingezogen, die Hinterhand durchaus vierkantig und kräftig gebaut. Läufe gerade, mit nicht zu viel Haar bedeckt, die Pfoten klein und gedrungen, nicht gebogen oder mit gespreizten Zehen. Rute, mit starkem Haarwuchs bedeckt, nach unten dick hängend, doch niemals buschig, wird

in gerader Linie des Rückens getragen. Etwas leicht nach oben gebogen ist zulässig, nicht aber beinahe geradeauf oder geringelt. Bei der Arbeit trägt der Hund die Rute ganz glatt an die Hinterbeine gelegt. Haar sehr rauh, nicht gelockt, sondern schlicht. Auf dem Rücken sind die Wurzeln lichtbraun, die Spitzen dunkler, auf dem Behang, Kopf und Rute noch dunkler. Die Läufe und Unterseite des Leibes haben hellere Farbe.

7) Der glatthaarige französische V. Kopf groß und eckig, Hinterkopf in eine Spitze endend. Schnauze mittellang. Nase breit, am Übergang zur Stirn stark eingebogen. Augen ziemlich groß, zwischen beiden eine Vertiefung. Rachen schwarz gefleckt, Lippen überhängend. Behang breit, lang und faltig. Hals rund, kräftig, wenig gebogen. Brust breit. Rücken breit und kräftig, leicht eingebogen. Läufe kräftig, gerade, schwer und von starker Muskulatur. Rute an der Wurzel stark, dünner verlaufend, mittellang, gerade getragen. Haar kurz, glatt, ziemlich grob. Farbe weiß mit wenigen großen braunen oder schwarzen Flecken oder ganz fein gesprenkelt. Meist ist der Kopf gefleckt.

8) Der langhaarige französische V. (Épagneul). Kopf klein, Hinterkopf sehr schmal, Stirn stark gewölbt. Schnauze von mittlerer Länge, vorn schmäler zulaufend. Nase mittelbreit, Nasenspitze vorstehend, sehr stark entwickelt. Kinnbacken kräftig, mit kurzen Lippen; Haut an den Backen sehr stark. Behang lang und breit, abgerundet, glatt am Kopf abfallend, mit gerolltem Haar bedeckt. Hals ziemlich kurz, stark. Schultern gut entwickelt und seitwärts gestellt. Rücken etwas eingebogen, Leib gedrungen und an den Flanken etwas eingezogen. Läufe gerade, ziemlich lang, mit kräftiger Muskulatur, gewöhnlich an den Hinterläufen Hubertusklauen (Wolfsklauen). Rute ziemlich stark, muß bis an die Hacken reichen, wird meist gebogen, sehr selten gestreckt getragen. Haar am Kopf und an der Vorderseite der Vorderläufe kurz, an allen andern Teilen lang und weich. Farbe weiß mit braunen Flecken, auch gesprenkelt mit Hell- oder Dunkelbraun; der Behang stets dunkel gefärbt.

Beurteilen wir das Heer unsrer Hühnerhunde nach den vorstehenden Beschreibungen, so werden wir freilich oft mit dem Einreihen derselben in eine dieser Rassen verlegen werden; die oft kaum mehr festzustellenden Kreuzungen haben zwar recht brauchbare Hunde gegeben, dennoch aber ist es angezeigt, auf Erhaltung reiner Rassen hinzuwirken, und dazu ermuntern die in Aussicht genommenen periodischen Hundeausstellungen und das projektierte Hundestammbuch.

Die Leistungen der hervorragendsten der vorstehend aufgeführten Rassen präzisieren sich folgendermaßen: der glatthaarige deutsche V. zeichnet sich durch bedächtige Gründlichkeit bei der Suche aus, bleibt daher in der Nähe seines Herrn und muß öfter energisch zum Einspringen veranlaßt werden. Zwar sehr gehorsam, wird er jedoch gern selbständig und führt bei erlangter Meisterschaft lieber den Jäger, als daß er sich führen läßt, was bei seiner ruhigen Zuverlässigkeit oft zu des letztern Nachteil nicht ausschlägt. Er ist daher für ältere, weniger gangbare Jäger im Busch und im durchschnittenen Gelände ganz vorzüglich. Gutmütig und verträglich gegen andre Hunde, läßt er sich gleichwohl nicht ungestraft reizen. Er steht meist in schreitender Stellung mit vorgestreckter Nase und wagerechter Rute, den Hasen anders als das Huhn, doch individuell. Strafen können ihm leicht auf Dauer die Laune verderben. Der flockhaarige deutsche V. ist etwas schlanker und schwächer als der vorige, von flacherer Stirn, daher weniger ehrbarem Äußern; die Locken auf den großen Behängen und das fein gewellte Haar des ganzen Körpers stellen ihn an Haarschönheit über alle andern Jagdhunde. Seine Leistungen sind zwar dem vorigen oft ebenbürtig, doch ist er etwas windiger, erfordert mehr Aufsicht, verschwindet gern im Busch, nimmt auch leicht die Witterung vom Boden auf, während der vorige meist hoch sucht, verträgt bei seinem Humor manche harte Behandlung und ist im Wasser ausdauernd. Er apportiert gern und steht wie der vorige. Der Pointer unterscheidet sich von den beiden vorigen auf den ersten Blick. Von

Gestalt viel schlanker, kennzeichnet ihn der lange Kopf mit dem starken Stirneinbug und der vierkantig hervortretenden Nase nicht zu seinem Vorteil vor den entschieden schönern deutschen Vorstehhunden. Mit unvergleichlicher Nase und lebhaftestem Temperament begabt, sucht er im Galopp einen ganzen Revierteil ab, ehe der deutsche Hund kaum die Hälfte absolviert hat, fällt früh auf und steht die Hühner fest wie eine Mauer, so daß der Jäger, wenn sie überhaupt halten, Zeit zum Herankommen hat, ohne besorgen zu müssen, daß er sie herausstößt. Der Pointer sucht sich den Wind, umkreist die Hühner und ist überhaupt auf weiter Feldflur unvergleichlich. Klug und gelehrig, ist er anderseits sehr weich angelegt, höchst empfindlich gegen Strafen, daher in den Händen heftiger oder gar brutaler Jäger, was leider oft gleichbedeutend ist, meist bis zur Unbrauchbarkeit verdorben. Er apportiert Federwild gern, Hasen gelegentlich gar nicht, was allerdings in seiner Heimat, wo man überhaupt keine Hasen vor ihm schießt (wozu auch der Hühnerhund eigentlich nicht da ist), gar nicht verlangt wird. Der Setter ist in Eigenschaften und Leistungen dem Pointer ganz gleich. Bei allen Hundearten ist die Hündin gelehriger und williger, und die hervorragendsten Leistungen werden meist vom weiblichen Geschlecht ausgehen; dafür aber verlangt die Hündin bei gelegentlicher Launenhaftigkeit eine ganz besondere, wohlüberlegte und weiche Behandlung.

Vorsuche, s. Vorsuchen.

Vorsuchen, mit dem Hund einen Distrikt umschlagen, um sich zu vergewissern, ob und welches Wild in ihm steht; früher gebrauchte man dazu ausschließlich den Leithund, doch kann man auch einen andern Hund, der Fährten markiert, dazu verwenden.

Vorwerfen, sich, s. Bugsieren.

Vorzeichen für einen guten oder schlechten Jagdtag gehören in den Bereich der Weidmannsscherze, obgleich ja nicht ausgeschlossen ist, daß mancher Grünrock wirklich daran glaubt, was früher wohl öfter zutraf als jetzt. Das schlechteste V. ist, wenn dem Jäger, nachdem er seinen Weg angetreten hat, zuerst ein altes Weib begegnet, und Verfasser war oft Zeuge, wie ein alter Graubart, um das Unheil abzuwenden, die Alte zwang, über das vorgehaltene Gewehr zu springen; ein junges, hübsches Mädchen dagegen verheißt Glück. Auf Unglück deutet es auch, wenn dem zu Holze ziehenden Jäger ein Hase nach rechts quer über den Weg läuft oder ein Rabe auf dieser Seite vor ihm aufsteht, u. a. m.

W.

Wachhütte, s. Luderhütte.

Wachshaut, eine weiche Haut, welche den Oberschnabel der Raubvögel von der Wurzel bis etwa ein Drittel überzieht, und in welcher die Nasenlöcher liegen.

Wachtel (Coturnix), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Feldhühner. Eine Art: die W. (Coturnix communis *Bonap.*, Tetrao coturnix *L.*, Perdix coturnix *Lath.*, Coturnix dactylisonans *Mr.*). Beschreibung. Länge des Hahns 20—21 cm, der Henne 17, Schwanz 3—4 cm. Auf dem schwarzbraunen Oberkopf rostbraune Flecke und graue Spitzensäume und ein gelblicher Streifen auf dem Scheitel; über Auge und Ohr je ein brauner Fleck; ein dunkel gefleckter Streifen am Mundwinkel. Vom Ohr nach der Kehle eine bogige, dunkel gefleckte Binde; eine zweite, ihr gleichlaufende, begrenzt die Kehle, der Zwischenraum weiß; diese Binden sind in der Färbung bei den Individuen abweichend und verursachten eine wieder fallen gelassene Trennung in Arten. Das Männchen hat einen länglichen dunkelbraunen Kehlfleck. Auf der rostbraunen Oberseite helle, schwarz gesäumte Schaftstreifen, welche Längsstreifen bilden. Auf den bräunlichen Flügeldecken helle Schäfte und rötliche Querflecke;

Handschwingen schwarzbraun mit gelbrötlicher Querzeichnung; Armschwingen dunkelbraun mit schwarzen Querbinden und grauen Spitzensäumen. Der kurze Schwanz ist rötlichgelb mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Brust lebhaft rostgelb mit weißen Schaftstrichen; auf den rötlichen Halsseiten schwarz geränderte Schaftstriche, ebenso die Flanken; Bauch weißlich, untere Schwanzdecken rötlichgelb. Schnabel hornschwarz, Iris dunkelbraun. Ständer fleischfarbig ohne Sporen, Nägel hornfarbig. Die Weibchen haben keinen Kehlfleck und sind von matterer Färbung. Die Dunenjungen ähneln zwar den Feldhühnchen, haben aber helle und nicht rostfarbige Schwänzchen. Die W. ist ein volkstümlicherer Vogel als das Feldhuhn und, wo sie häufig vorkommt, ein beliebter Stubenvogel, obgleich ihr eigentümlicher, bekannter Schlag: »Paktabak, paktabak!«, dem ein nur in der Nähe gehörtes »Warrä, warrä!« vorausgeht, im Freien und am Abend aus dem Weizenfeld viel schöner klingt als im Zimmer. Ihr gewöhnlicher Gang erfolgt mit eingezogenem, nickendem Kopf; bei schnellem Lauf, und wenn sie sich erregt umschaut, macht sie sich dünn. Ihr Flug ist zwar fördernd, aber nicht gewandt, und da sie bald fett wird, läuft sie lieber, als daß sie auffliegt, und drückt sich am liebsten zwischen Schollen, wo selbst ein sehr geübtes Auge sie übersieht.

Verbreitung, Aufenthalt. Vom 60.° nördl. Br. südlich ist sie sehr verbreitet, doch liebt sie ausschließlich Ebenen mit großen Weizenfeldern, ohne die sie nicht gedeiht; Brücher und Waldmassen flieht sie geflissentlich.

Lebensweise, Paarung. Die Weide der W. unterscheidet sich von der des Feldhuhns nicht, nur verlangt sie, wie schon gesagt, Weizenkörner, von welchen sie in der Gefangenschaft fast ausschließlich lebt. Im September, wenn die letzten Getreidefelder geleert sind, zieht sie schon fort und möglichst lange dem Land nach, da der Flug über das Meer für ihr Flugvermögen eine schwere Aufgabe ist. Erst spät, im April oder Mai, hören wir wieder ihren anheimelnden Ruf, worauf sie an den einfachen Nestbau geht, aber erst im Juni ihr volles, aus 8—14 Eiern bestehendes Gelege fertig hat, welche in 30 Tagen ausgebrütet werden, auf lehmfarbigem Grund mit großen schwarzbraunen Flecken und Punkten gezeichnet, wie lackiert glänzend und 29:22 mm groß sind. Die Henne brütet allein, da der Hahn ein viel zu sinnlicher, ungetreuer Geselle ist, um sich dieser Verrichtung zu unterziehen, und während derselben viel lieber auf verliebte Abenteuer auszieht. Die Begehrlichkeit des Wachtelhahns ist sprichwörtlich und verleitet ihn zu den komischten Verwechselungen, so daß er in der Gefangenschaft auf jeden Vogel springt, der die Stellung eines hingebenden Weibchens annimmt. Die Henne brütet mit großer Selbstverleugnung ihrer eignen Sicherheit auf den Eiern weiter, selbst wenn es durch Mähen des Aufwuchses rund herum ganz freigelegt wurde. Die Jungen folgen ihr gleich nach dem Ausschlüpfen in ein sicheres Versteck, verlassen sie aber, sowie sie irgend selbständig geworden sind, so daß man später immer nur einzelne Wachteln findet, die sich dann zum Zug vereinigen.

Jagd. Bei uns spielt die Wachteljagd nur eine sehr untergeordnete Rolle, da sie zu wenig ergiebig ist, und sie wird neben der Hühnerjagd betrieben, da sie der Hund auch gern anzieht und steht. Die W. steht oft so kurz vor dem Hund auf, daß dieser nach ihr schnappt, fliegt dann geradeaus fort und fällt, wenn möglich, bald wieder ein, um dann wieder sehr festzuliegen; der Schuß ist zwar nicht schwer, erfordert aber doch ein gutes Zielen, da das Objekt sehr klein ist. Ihr Wildbret ist zwar wohlschmeckend, schmeckt aber bei Übermaß von Fett etwas ölig und weichlich. Im Süden, wo sie auf ihrem Zug in großen Massen einfällt, ist die Jagd freilich von andrer Bedeutung; da macht sich alt und jung daran mit Schießen und Fangen in Garnen und Schlingen, und selbst der Stock ist keine zu verachtende Waffe den fetten und oft sehr ermatteten Zuzüglern gegenüber. Nachdem sie gerupft sind, werden ihnen Kopf und Füße abgeschnitten, das Gescheide herausgenommen und sie dicht verpackt versendet.

Mit der Wachtelpfeife sind die Hähne leicht zu fangen; da dies aber nur während der Paarungs- und Brutzeit zutrifft und die W. zu dieser Zeit Schonung hat, so fällt dieser Fang von selbst weg; ihre Schießzeit beginnt mit der des Feldhuhns, im September zieht sie schon fort, gleichwohl vermindert sie sich bei uns eher, als daß sie sich vermehrt.

Wachtelgarn dient zum Fangen der Wachteln und wird ganz ähnlich angefertigt und behandelt wie dasjenige für das Feldhuhn.

Wachtelhund, kleine, dem Hühnerhund sehr verwandte Rasse, welche man zum Aufsuchen von Wachteln und andern kleinern Vögeln benutzt; sie spielen die Rolle der Windspiele den Windhunden gegenüber und sind also mehr Zier- und Stubenhunde als Gebrauchshunde.

Wachtelkönig (Wiesenralle), s. Ralle 1).

Wachtelpfeife, ein allgemein bekanntes kleines Instrument aus Knochen, welches den Ton des Wachtelweibchens täuschend wiedergibt und dadurch den Hahn ins Garn lockt. Ein kleiner Windbeutel bringt durch Zusammendrücken und Ausdehnen den Ton hervor. Das Pfeifchen, welches den Schlag des Hahns nachahmt, um ihn in der Gefangenschaft dazu anzureizen, heißt Wecker.

Waffen, die Krallen der Luchse und Wildkatzen, manchmal auch die Hauer des Wildschweins.

Wageringel, s. Würger 1).

»**Wahre dich!**« ruft man dem vorzeitig unruhig werdenden Hühnerhund zu, wenn er Hühner anzieht.

Waid ..., s. Weid ...

Waise, ein junges Wild, welches die Mutter verloren hat.

Walddäuffel, s. Eulen 7).

Waldelster, s. Würger 4).

Waldeule, s. Eulen 4).

Waldfalke (Wanderfalke), s. Falken 5).

Waldgeier, s. v. w. gemeiner Bussard, s. Bussarde 1); kleiner W., s. v. w. schwarzbrauner Milan, s. Milane 2).

Waldhäher (Eichelhäher), s. Häher 1).

Waldhasen, Hasen, die im Wald gesetzt sind und in ihm bleiben; daß sie oft viel stärker als Feldhasen sind, beruht auf höherm Lebensalter infolge größern Schutzes. Meist sind sie etwas dunkler und rötlicher von Färbung.

Waldhorn, s. Jagdhorn.

Waldhühner, s. Jagdtiere (Einteilung, S. 273).

Waldkatze, s. Würger 4).

Waldkauz, s. Eulen 10).

Waldkäuzchen, s. Eulen 3).

Waldohreule, s. Eulen 5).

Waldschnepfe, s. Schnepfen 1).

Waldstrandläufer, s. Wasserläufer 1).

Waldverbot, eine Bestimmung aus früherer Zeit, nach welcher zur Setz- und Brunftzeit der Wald nicht beunruhigt werden durfte. Es existiert jetzt wohl nirgends mehr als landesherrliche Vorschrift, in Privatforsten dagegen wohl eher.

»**Wallo!**« rufen manche Jäger beim Anblick eines Wildschweins.

Wammen, s. v. w. Dünnungen.

Wand, eine aufgestellte Reihe von Tüchern oder Netzen. — Beim Zerwirken des Wildes die Rippenstücke. — Auch die Außenfläche an den Schalen des Wildes.

Wanderfalke, kleiner (Lerchenfalke), s. Falken 6).

Wandweher (Turmfalke), s. Falken 8).

Wanker, ein durch Unruhe beim Abdrücken verdorbener Schuß (s. Mucken).

Wanst (Pansen), der Magen des wiederkäuenden Wildes.

Warzen (Saugwarzen), die Zipfel am Gesäuge; vgl. Hund (S. 248).

Wasserbekassine, s. Wasserläufer 2).

Wasserbömsch, ein Falkenstoß über dem Wasser mit einem Fisch als Köder.

Wasserdrossel, s. Uferläufer 2).

Wasserelster, s. Regenpfeifer 7).

Wasserhenne, s. Sumpfhühner 2).

Wasserhuhn, s. Sumpfhühner.

Wasserhühnchen, kleinstes (Zwergsumpfhuhn), s. Sumpfhühner 5).

Wasserhund, ein zur Jagd auf Enten und andre Wasservögel brauchbarer, meist langhaariger Vorstehhund; s. Ente (S. 116).

Wasserjagd, die Jagd auf Wasservögel.

Wasserjagen, ein Jagen, wobei das Wild aus dem Treiben ins Wasser gedrängt wurde und dieses durchrinnen (durchschwimmen) mußte, ehe es auf den

Lauf kam, auf welchem die Schirme standen. Jetzt haben dergleichen von Überfluß an Wild und Jagdvergnügen herrührende Unterhaltungen keinen Boden mehr.

Wasserkrähe, s. Scharbe 2).

Wasserläufer (Totanus *Bechst.*), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Der Schnabel etwa 1½mal so lang wie der Kopf, bald gerade, bald krumm, merklich aufwärts gebogen; der an der Spitze etwas kolbige Oberschnabel wenig über den Unterschnabel herabgesenkt; Nasenlöcher ohne Scheidewand, ritzförmig, nahe der Stirn mit einer Randhaut verschließbar; Schnabelfurche nur bis an die Mitte reichend; Schnabel weich, an der Spitze hart, nur in gerader Linie zu öffnen. Die langen und schlanken Ständer über das Fersengelenk hinauf nackt; von den Vorderzehen sind die äußere und mittlere mit einer Spannhaut verbunden; die Hinterzehe erreicht den Boden. Flügel stark ausgeschnitten, überragen den kurzen, wenig abgerundeten, zwölffederigen Schwanz. Auf der Oberseite viel weiße Färbung.

a) Schnabel ganz gerade. 1) **Bruchwasserläufer** (Totanus glareola *Temm.*, Tringa glareola, litorea *L.*, Totanus silvestris et palustris *Brehm*, Rhynchophilus glareola *Kaup.*; kleiner punktierter Strandläufer, Waldstrandläufer, gefleckter Sandläufer). Länge 19,2 cm, Schwanz 4,6, Schnabel 2,8, Tarsus 3,8, nackter Teil 1,9, Mittelzehe ohne Nagel 2,8 cm. Der gerade Schnabel kürzer als der Lauf; Oberseite schwarzbraun mit großen, dreieckigen reinweißen Flecken, die den Vogel sehr bunt machen; der Schaft der ersten Handschwinge weiß, auf den mittlern Schwanzfedern 8—12 dunkle und weiße Querbinden; auf den drei Randfedern verbreitert sich auf den Innenfahnen die weiße Färbung, auf der Außenfahne Querflecke, die längern Flügeldecken der Unterseite weiß mit dunkeln Querflecken. Nach dem Auge ein weißer Streifen; Zügel fast schwarz; Unterseite vorherrschend weiß, auf Kehle, Kropf, Hals- und Brustseiten mit dunkeln Flecken. Ständer gelbgrünlich, Iris schwarz, Augenrand weiß; Schnabel trüb bräunlichgrün. Im hellern Winterkleid ist die Fleckung größer, sonst kein Unterschied bemerklich. Das Jugendkleid hat rostgelbliche Flecke auf dunklem Grund und zeichnet sich durch grünlichen und rötlichen Anflug aus. Er ist über ganz Europa, bis Lappland hinauf verbreitet, ausgenommen Island und die Faröer-Inseln, und brütet im nördlichen Teil auf unzugänglichen Brüchern, zwischen Schilf, Binsen oder Gräsern; die vier birnförmigen Eier haben auf gelbgrünlicher Grundfarbe und rötlichgrauen Schalenflecken rot- oder schwarzbraune dunkle Flecke und Punkte, am dichtesten am stumpfen Ende. In 16 Tagen sind sie ausgebrütet.

2) **Punktierter W.** (Totanus ochropus *Temm.*, Tringa ochropus *L.*, Totanus rivalis et leucurus *Brehm*, Helodromas ochropus *Kaup.*; Bachwasserläufer, getüpfelter W., punktierter Strandläufer, grünfüßiger Strandläufer, großer, schwarzer Sandläufer, Schwalbenschnepfe, Wasserbekassine, gescheckes Motthühnlein, Grünfüßel, Weißsteiß). Länge 21,6 cm, Schwanz 5, Schnabel 3,5, Tarsus 3,5, nackter Teil über dem Gelenk 1,7, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 cm. Schnabel und Lauf von fast gleicher Länge, der Schaft der ersten Schwinge mit der Fahne gleichfarbig; Schwanz an der Wurzelhälfte weiß, an der Spitze mit 3—4 dunkel braungrauen Querbinden, welche nach den Rändern hin in kleine Flecke abbrechen; die langen Achselfedern unter den Flügeln dunkel braungrau mit weißen Querbinden. Im Sommerkleid ist der Oberkopf stumpf dunkelbraun, weiß gefleckt, Hinterhals ebenso gestrichelt. Oberrücken, Schultern, die hintern Schwingen und Flügeldecken dunkel schwarzbraun mit olivenfarbigem Schimmer, runden und eckigen weißen Flecken. Zügel schwarzbraun getüpfelt, über das Auge hinweg ein trübweißer Streifen; Kopfseiten weiß mit graubraunen Flecken; die ganze Unterseite weiß; Hals und Kropf mit schwarzbraunen Längsflecken, an den Seiten am dichtesten und geflammt. Weibchen dem Männchen ganz ähnlich. Im Winterkleid ist die Gesamtfärbung mehr grau und heller, und die weiße Fleckung tritt mehr zurück. Das Jugendkleid ist

oberseits schwarzbraun mit olivengrünem Glanz und vielen gelben Punkten; Scheitel einfarbig, Bürzel und obere Schwanzdecken weiß. Augenstreifen und die ganze Vorderseite weiß mit dunkel gestrichelten Wangen; Kopf und Halsseiten schwarz, braun gefleckt; das Ende des weißen Schwanzes mit dunkler Bänderung. Er ist über ganz Europa bis hinauf zum mittlern Schweden verbreitet, geht auch bis nach Afrika hinüber. Er bewohnt schlammige Umgebungen der fließenden und stehenden Gewässer, mit Baum- oder Strauchaufwuchs besetzt, auch einsame Kieferwaldungen. Sein Nest findet man ebenso oft an der Erde in einer Vertiefung als auf Bäumen; er bezieht auch alte Raubvogelhorste. Die stark zugespitzten oder kreiselförmigen Eier mit matter Schale messen 40 : 28 mm und haben auf grünlichweißer oder gelblicher Grundfarbe und graurötlichen Schalenflecken gelbbraune und dunkel rotbraune Flecke und Punkte.

3) **Gambettwasserläufer** (Totanus calidris *Bechst.*, Scolopax calidris *L.*, Tringa Gambetta *Gmel.*, Tringa variegata *Bruenn.*, Totanus litoralis *Brehm*, Gambetta calidris *Kaup.*, Totanus striatus et naevius *Briss.*; Meerwasserläufer, rotfüßiger, rotschenkeliger W., rotfüßige Schnepfe, rotbeinige Strandschnepfe, Rotschenkel, Tüter). Länge 24 cm, Schwanz 6, Schnabel 4,2, Tarsus 4,8, nackte Stelle über der Ferse 2,4, Mittelzehe mit Nagel 3,2 cm. Schnabel etwas kürzer als der Tarsus, an der Wurzelhälfte rot; Ständer grell gelbrot, bei den Jungen mehr gelblich; Außenwand und Spitzensaum der mittlern Schwingen reinweiß, bilden eine Binde; Schwanz braun und grau gebändert. Im Sommerkleid ist der ganze obere Teil von der Stirn bis über den Nacken hinunter auf schwarzbrauner Grundfarbe gelblich gefleckt; Oberrücken, Schultern, Hinterschwingen und die größern Flügeldecken hellbraun mit vielen dunkeln Längs- und Querflecken. Ohrgegend dunkel und hell gestreift, auf den Zügeln rostgelbe Tupfen; über dem Auge ein heller Streifen; ganze Vorderseite weiß mit dunkelbraunen Längsflecken, die, auf dem Kropf am dichtesten, weiter unten kleinere und zerstreutere Pfeilflecke und auf den Kropfseiten zickzackförmige Zeichnungen darstellen. Die Weibchen haben mattere Färbung. Im Winterkleid sieht der Vogel auf der Oberseite ziemlich eintönig grau aus, er hat schwarze Federschäfte und kleine unregelmäßige Flecke; auf der Unterseite ist er weiß mit einiger dunkler Strichelung. Im Jugendkleid hat er einen dunkelbraunen, trüb heller gefleckten Oberkörper, weißen Unterrücken und Bürzel mit schwarzbraunen Querflecken; von den schwarzbraunen, glänzenden, großen Schwingen hat die vorderste weißen Schaft, die andern braunen, alle aber sind auf der Mittelfahne weiß. Schnabel bei den Alten auf der Wurzelhälfte rot, nach der Spitze hin bei beiden tiefschwarz, bei den Jungen orangenfarbig. Iris braun. Er findet sich am häufigsten in den Breitengraden von Irland, Skandinavien und Norddeutschland, auch in Rußland und nach Asien hinein. Er baut sein Nest ebenso an der See wie auf Wiesen oder andern freien, schlammigen Örtlichkeiten. Viele überwintern in den Sümpfen Italiens oder den Wiesen Griechenlands. Die vier Eier, den Kiebitzeiern sehr ähnlich, nur kleiner, von mehr gelblicher Grundfarbe und ohne Glanz, messen 44 : 31 mm, haben auf grauen Schalenflecken rotbräunliche Punkte und Flecke, auf diesen große braunschwarze Kleckse zerstreut, oder sie sind am stumpfen Ende damit gekränzt.

4) **Dunkelfarbiger W.** (Totanus fuscus *Leisl.*, Scolopax fusca *L.*, Tringa totanus *Meyer*, Tringa longipes *Meisner* et *Schinz*, Limosa fusca *Br.*, Erythroscelus fuscus *Kaup.*; schwimmender W., dunkelbraune, gewölkte, graue, gefleckte, große rotfüßige Schnepfe, gefleckte Strandschnepfe, schwimmende Uferschnepfe, rotbeinige Pfuhlschnepfe). Länge 27,4 cm, Schwanz 7,5, Schnabel 6, Tarsus 5,8, Mittelzehe mit Nagel 3,9 cm. Der Schnabel ist nur an der Wurzel des Unterkiefers und am Rande der Oberkieferwurzel rot, annähernd ebenso lang wie der Tarsus; Mittelschwingen mit schwarzbraunen und weißen Querbinden, am

grellsten auf den Außenfahnen; Schwanz mit mehreren breiten dunkelbraunen Querbinden. Im Sommerkleid ist der Kopf dunkel braungrau; Nacken, Oberrücken, Schultern, die Hinterschwingen und großen Flügeldecken schwarzbraun, fast schwarz mit etwas grünlichem Glanz und zahlreichen eckigen weißen Flecken. Die ganze Unterseite schwarzgrau mit feinen Wellenzeichnungen; das untere Augenlid weiß, über dem Auge ein weißer Streifen. Das Weibchen ist dem Männchen gleich. Im Winterkleid ist die Oberseite auch aschfarbig, hat aber feine Schaftstriche und helle Säume, auf Wangen, Hals und Brustseiten graue verloschene Flecke, auf dem Kropf dunkle Schaftflecke. Im Jugendkleid hat er einen schwarzbraunen Oberkopf, schwarzgrauen Hals mit hellen Streifen und Flecken; Oberrücken, Schultern, Hinterschwingen und Flügeldecken schwarzbraun mit vielen eckigen weißen Flecken; Kehle weiß wie der Augenstreifen; Zügel schwarzbraun, Kopfseiten weiß mit braunen Streifen und Flecken; Unterseite vom Kropf an grauweiß mit zahlreichen graubraunen Querzeichnungen. Die Ständer braunrot, im Winter gelblicher, bei den Jungen blaß rotgelb. Iris braun. Der lange, sehr schwache Schnabel ist an der Spitze etwas abwärts gebogen. Der Ständer weit über das Fersengelenk hinauf nackt. Er ist als Zugvogel weitverbreitet, doch überall selten; seine eigentliche Heimat ist der hohe Norden. Sein Nest gleicht denen der andern. Die vier 47 : 33 mm großen Eier zeigen auf olivengrünlichem Grund graugrüne Schalenflecke, dann bräunliche und zuletzt dunkelbraune Flecke und Punkte, am dichtesten auf dem obern Ende; sie sind kreiselförmig.

b) Schnabel etwas aufwärts gekrümmt. 5) **Hellfarbiger W.** (Totanus glottis *Bechst.*, Scolopax glottis *L.*, Totanus chloropus *Meyer*, Glottis chloropus *Nilss.*, Glottis natans *Koch*, Limosa grisea *Brehm*, Glottis canescens *Bonap.*; Strandwasserläufer, Uferschnepfe, Pfuhlschnepfe, Grünschenkel, Regenschnepfe, Pfeifschnepfe). Länge 28 cm, Schwanz 7,6, Schnabel 5,3, nackter Teil über dem Fersengelenk 3, Tarsus 5,8, Mittelzehe ohne Nagel 2,8 cm. Der starke graubraune Schnabel von der Mitte an aufwärts gebogen, hinten höher als breit; die untern Schwanzdecken weiß, Ständer bläulichgrün; Hinterzehe erreicht knapp den Boden. Im Sommerkleid Stirn weiß, vom Scheitel bis auf die Flügel herab braunschwarz mit hellen Säumen; die weißen Schwanzfedern auf der Oberseite mit schwarzbraunen Bändern; die ganze Unterseite weiß mit dunkeln Flecken von der Kehle bis zur Oberbrust. Zügel bräunlichschwarz; Augenstreifen, Augenkreis und Wangen weiß. Das Weibchen unterscheidet sich kaum vom Männchen. Im Winterkleid sind Oberkopf, Nacken und Halsseiten weiß mit dunkeln Tüpfeln, Längs- und Querfleckchen; die hellgrauen Federn des Oberrückens mit grauen Rändern und dunkeln Schaftstrichen; die größern Flügeldecken und die Flügelspitze mit schwarzbraunen Zickzacks; Schwanz weiß mit unregelmäßigen Querzeichnungen. Augenstreifen, die übrige Rücken- und die Vorderseite reinweiß. Im Jugendkleid ist er oberseits dunkelbraun mit gelblichen Federsäumen; Unterseite weiß, Vorderhals und Oberbrust mit feinen graurötlichen Querfleckchen. Schnabel hornschwarz; Iris schwarz. Seine Heimat ist die kalte Zone, besonders der Nordosten; er brütet an den freien, schlammigen Ufern der Seen und Moräste Nordsibiriens, auch Finnmarkens. Auf dem Zug geht er bis nach Afrika; er soll auch in den Sümpfen Ungarns brüten. Die vier Eier, welche 54 : 35 mm messen, haben bleiche olivengelbe Grundfarbe mit grauen Schalenflecken und darauf rötlichbraune Flecke und Punkte; sie sind kreiselförmig.

6) **Teichwasserläufer** (Totanus stagnatilis *Bechst.*, Scolopax totanus *L.*, Tringa guinetta *Pall.*, Glottis stagnatilis *Koch*; Sandschnepfe, kleines Grünbein, kleiner Hennick). Länge 19,2 cm, Schwanz 5,4, Schnabel 4,2, nackter Teil über dem Fersengelenk 2,9, Lauf 5,2, Mittelzehe mit Nagel 3,1 cm. Flügel überragen den Schwanz; Schnabel dünn; Hinterzehe überragt den Zehenballen bedeutend kleiner als der vorige. Im Som-

merkleid ist der Oberkörper hell braunrötlich mit aschgrauem Anflug, schwarzen Schaftstrichen, Längs- und Querflecken, Kopf und Nacken aber nur gestrichelt. Die dunkeln Schwingen werden nach hinten heller und haben braune Schäfte, während die vorderste allein einen weißen hat. Vom Unterrücken ab reinweiß; auf den Schwanzdecken dunkelgraue Schäfte und Querflecke, auf dem Schwanz sechs schräge Binden; die mittlern beiden sind die längsten, haben graurötliche Färbung und am Saum einen Pfeilfleck. Im Winterkleid haben die hellgrauen Federn der Oberseite grauweiße Säume und feine dunkle Schaftstriche, auf Kopf und Nacken feine dunkelbraune Flecke. Ganze Unterseite weiß, auf dem Kopf kleine dunkle Flecke. Im Jugendkleid hat die dunkelbraune Oberseite weißliche, zum Teil gezackte Federsäume; die Unterseite ist weiß, nur auf dem Schwanz dunkle abgebrochene Streifen; es fehlen dem jungen Vogel die vorherrschenden Querzeichnungen der Alten. Der lange, dünne, wenig aufwärts gebogene Schnabel ist an der Wurzel graurötlich, nachher schwarz; Ständer bläulichgrau, auf den Gelenken gelblich; Iris schwarz. Im Osten sehr verbreitet, am häufigsten in Ungarn und Südrußland. Aufenthalt gleich dem vorigen, ebenso Nisten. Die vier Eier, von rostgelblicher Grundfarbe mit etwas glänzender Schale, haben grauviolette Schalenflecke und darauf große rotbraune Flecke und Punkte. Die W. schließen sich in ihrem Wesen den vorigen Gattungen sehr nahe an, sind meist sehr mißtrauische Vögel, denen schwer anzukommen ist, zumal sie meist in größern Flügen durchziehen, nur auf freien Flächen einfallen und sich gegenseitig zur Wachsamkeit anregen. Alle laufen und fliegen behende, schwimmen und tauchen im Notfall sogar und retten sich dadurch vor den Falken, deren Verfolgungen sie vielfach ausgesetzt sind.

So notwendig dem gebildeten Jäger ihre Bekanntschaft ist, so wenig hat er im allgemeinen mit ihnen zu schaffen, da sie ihm meist nur zufällig begegnen und, wenngleich genießbar, doch vorherrschend nur wissenschaftlichen Wert haben. Wo sie massenweise einfallen, baut man Hütten, legt Schlingen 2c.

Wasserläufer, lappländischer (rote Uferschnepfe), s. Uferschnepfe 1).

Wasserochse, s. Reiher 9).

Wasserrabe, schwarzer, s. Scharbe 1).

Wasserralle, kleine (kleines Sumpfhuhn), s. Sumpfhühner 4).

Wassersäbler, blaufüßiger (Avosettsäbler), s. Säbelschnäbler.

Wasserschnepfe, s. Schnepfen 3).

Wasserschwalbe (schwarze Seeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 4).

Wassertreter (Phalaropus *Briss.*). Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Schnepfen. Vorderzehen bis zum ersten Gelenk durch Schwimmhäutchen verbunden, der übrige Teil mit gezähnelten Lappen besetzt, Hinterzehe mit schwachem Hautsaum. Schnabel mäßig lang, gerade, dünn, die Spitze etwas über den Unterkiefer gebogen, glatt oder rundlich, an der Wurzelhälfte weich, nach vorn härter; Läufe seitlich zusammengedrückt. Zwei Arten.

1) **Schmalschnäbeliger W.** (Phalaropus angustirostris *Naum.*, Phalaropus cinereus *Briss.*, Phalaropus hyperboreus *Bechst.*, Tringa hyperborea, lobata *L.*, Tringa fusca, fulicaria *Gmel.*, Phalaropus ruficollis, cineraceus *Pall.*; gemeiner, kleiner, spitzschnäbeliger W., grauer, rothalsiger W., grauer Lappenfuß, schwimmender Strandläufer, Odinshenne). Länge 18 cm, Schwanz 4,8, Schnabel 2,1, Tarsus 2, Mittelzehe ohne Nagel 1,7 cm. Der ganze Schnabel rundlich, stark zugespitzt, an der Wurzel höher als breit; Handschwingen mit weißen Endsäumen. Im Sommerkleid sind der ganze Oberkopf, Nacken, Oberrücken, Schultern, die hintere Flügelspitze, die mittlern Schwanzfedern mit ihren Decken samtbraun, vom Oberrücken ab mit rostfarbigen Federsäumen; Flügel graubraun mit einer weißen Querbinde. Die großen Flügeldecken mit weißen Spitzensäumen, Schwingen braun mit weißen Schäften, Seitenfedern des Schwanzes aschgrau mit weißen Säumen. Kehle reinweiß, am Unterhals bei einigen ein rostrotes, hinten offenes Band. Oberbrust bräunlichgrau, von der Unterbrust

abwärts weiß, Bauchseiten wie die Oberbrust mit hellen Längsstreifen. Weibchen größer als Männchen, lebhafter gefärbt. Im Winterkleid ist die Oberseite aschgrau mit dunkeln Schaftflecken, Stirn, ein Streifen über dem Auge, Halsseiten und die Unterseite weiß, Brustseiten aschgrau wie die obern Flügeldecken und mit hellen Säumen. Im Jugendkleid ist die Oberseite derjenigen der Alten sehr ähnlich, auf dem Scheitel ein schwarzbrauner Fleck, ein ebensolcher kleiner vor dem Auge und hinter demselben. Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun, um das Auge ein heller Ring. Ständer der Alten trübbläulich, im Frühling grünlich mit etwas dunklern Gelenken und rötlichen Bindehäuten, die der Jungen trüb fleischfarbig mit bräunlichen Gelenken. Er ist ein hochnordischer Vogel, dessen eigentliches Element die offene, brausende See ist; doch geht er bis Böhmen und die Schweiz. Sein Nest steht stets am Rand von Gewässern, enthält vier 31:24 mm große Eier, die auf trüb graugelblichem Grunde dunkle Flecke und Punkte haben. Seine Nahrung besteht aus kleinen Weichtieren der See oder stehenden Gewässern, er vermag aber nicht danach zu tauchen.

2) **Glattschnäbeliger W.** (Phalaropus platyrhynchus *Temm.*, Tringa fulicaria *L.*, Tringa glacialis *Gmel.*, Phalaropus rufescens *Briss.*, Phalaropus rufus *Bechst.*, Phalaropus fulicarius *Bonap.*, Lobipes hyperboreus *Cuv.*; großer W.). Länge 19,2 cm, Schwanz 2, Schnabel 21, Lauf 21, Mittelzehe mit Nagel 2,1 cm. Schnabel glatt, breiter als hoch, nach der Spitze breiter; die Handschwingen ohne weiße Endsäume. Im Sommerkleid verschmälert sich die schwarze Farbe des Oberkopfs am Nacken hinunter; Oberkörper bis auf die Schwanzdecken schwarz mit breiten rostfarbigen Säumen, die großen, braunschwarzen Flügeldecken mit weißen Spitzen; Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die beiden mittlern Schwanzfedern schwarz, die andern graubraun mit rostfarbigen Säumen; Stirn und Kehle schwarz, Hals, Brust, Bauch und untere Schwanzdecken rostrot; Auge dunkelbraun, hinter demselben ein gelblichweißer Streifen. Schnabel schwarz, an der Wurzel fleischfarbig, Ständer grünlichschwarz. Weibchen größer als Männchen mit trüberer Färbung, sonst kaum zu unterscheiden. Im Winterkleid sind Hinterkopf und Genick mattschwarz mit einiger Fleckung; Oberkörper graublau, Stirn, Kopfseiten und Unterkörper weiß, über die Flügel eine weiße Binde. Von den Schläfen nach dem Hals hinunter ein sich verbreiternder dunkelgrauer Fleck. Im Jugendkleid ist der Oberkörper graubraun, rostgelblich gesäumt; Nacken schwarz, ebenso der Augenstreifen; die Flügeldecken mit weißem Saum, Stirn und ganze Unterseite weiß, Flügel dunkelgrau mit weißem Band, Schwingen mit weißen Säumen, Schwanz graubraun mit breiten Säumen. Die Flügeldecken der Innenseite weiß mit grauen Strichen, Ständer grünlichgelb. Heimat, Lebensweise, Nahrung wie die des vorigen. Seine vier Eier 31:20 mm groß.

Die W. sind sehr muntere, interessante Vögel, sie erheben sich vom Wasser ohne weiteres in die Luft, und ebenso fallen sie unmittelbar aus der Höhe auf dessen Spiegel herab. Schwimmend verrichten sie alle Geschäfte, nehmen von der Oberfläche des Wassers Nahrung auf, jagen spielend in demselben umher und begatten sich sogar in diesem Element. Selbst auf den Teichen der heißen Quellen Islands, in deren Wasser man kaum die Hand halten kann, sah sie Faber ebenso vergnügt umherschwimmen wie zwischen den Eisschollen des hohen Nordens. Die Odinshenne läßt den Beobachter bis auf 10 Schritt herankommen, wird aber bald mißtrauisch und verstimmt, wenn sie seine Absichten merkt. Sie gehört dem Jagdbetrieb kaum an.

Wassertreter, gemeiner (auch kleiner, grauer, spitzschnäbeliger, rothalsiger, schmalschnäbeliger), s. Schnepfen; schwarzer W., s. v. w. Wasserralle, s. Ralle 2).

Wasservielfraß (gemeiner Pelikan), s. Pelikane.

Wasservögel, im Gegensatz zu Landvögeln solche Vögel, welche vorherrschend auf dem Wasser oder doch in feuchtem, bruchigem Land leben und durch gewisse Merkmale ihres Baues zu dieser Lebensweise geeignet sind; sie zerfallen in Sumpf-

vögel und Schwimmvögel, deren Kennzeichen in den betreffenden Artikeln angegeben sind.

Wasserwolf (gemeiner Fischotter), s. Otter.

Wasserzeichen, s. v. w. Schürze.

Wechsel, 1) die Örtlichkeit, an welcher Hoch-, Reh- und Schwarzwild gewöhnlich hin und herzieht; sind W. sehr betreten, so sind sie zu förmlichen Stegen geworden. Bei Raubzeug sagt man Paß, bei Hasen kann man sich auch dieser Bezeichnung bedienen. — 2) Die Stelle, wo zwei Jagdtücher aneinander befestigt sind.

Wechselkundig heißt der Jäger, welcher die Wechsel auf seinem Revier kennt.

Wechselrute, die Stange, welche man früher durch die Randmaschen zweier aneinander stoßender Tücher steckte, um diese dadurch zu verbinden.

Wechselwild, im Gegensatz zu Standwild das auf einem Revier nicht heimische, also nicht stehende, sondern nur gelegentlich in oder durch dasselbe wechselnde Wild, wie z. B. zur Brunftzeit, oder wenn gewisse Ahnung dasselbe anlockt.

Wecker, 1) die Wische von Stroh &c., welche die Lerchenstreicher hinter sich herschleppen, um durch deren Geräusch die Lerchen zu wecken und zum Auffliegen gegen die Netze zu veranlassen. — 2) S. Wachtelpfeife.

Wedel, der Schwanz des Hochwilds.

Wehr, meist die Treibermannschaft oder Treiberwehr.

Wehrhaft, mit Waffen ausgerüstet und befähigt, sich ihrer zu bedienen.

Wehrhaft machen, dem Jägerlehrling oder richtiger Jägerburschen mit der Entlassung aus der Lehrzeit den Hirschfänger übergeben (s. Lehrbrief).

Wehr, verlorne, sind Treiber, welche besonders zu dem Zweck auf den Flügeln und meist in Hecken aufgestellt sind, um Wild, welches durchbrechen will, zurückzudrängen.

»**Wehr zu!**« rufen manche Jäger sich gegenseitig zu, wenn Haarwild anläuft und der Betreffende es nicht gewahr wird.

Weich ist ein Hund, welcher leicht verschüchtert wird und strenge Behandlung nicht verträgt; er ist im allgemeinen schwerer zu behandeln als ein hart angelegter, weil er stets große Geduld beansprucht und durch öfteres oder gar hartes Strafen leicht gänzlich unbrauchbar wird; ein heftiger Jäger wird einen weichen Hund stets verderben.

Weiddarm, s. v. w. Mastdarm.

Weide, die Nahrung verschiedenen kleinen Wildes, wie des Dachses, der Feldhühner u. a. Auch vom Hirsch sagte man in frühern Zeiten hin und wieder: »er zieht auf die W.«, und daher rührt die häufige Schreibweise von Weidwerk, Weidloch, kurz aller der mit »Weid« zusammengesetzten Bezeichnungen. Die früher übliche Schreibweise dieser Wörter mit »ai« ist als veraltet anzusprechen.

Weide annehmen (sich weiden), vom Dachse s. v. w. fressen.

Weidelaut, s. v. w. vorlaut.

Weiden, bei den Feldhühnern s. v. w. fressen.

Weidgesell, s. v. w. Birschjäger oder überhaupt Jagdgenosse.

Weidloch, der After.

Weidmann, s. v. w. Jäger, vornehmlich der, welcher die hohe Jagd betreibt.

Weidmännisch, der Weidmannsart und Weidmannsregel entsprechend.

»**Weidmanns Heil!**« der übliche Jägergruß.

Weidmesser (Blatt), ein breites Haumesser, welches man beim Zerwirken des erlegten Wildes gebraucht, und mit welchem die Pfunde ausgeteilt werden; s. Edelwild (S. 97 u. 98).

Weidspruch. Die Kenntnis gewisser Ausdrücke und Redeweisen für gewisse Vorkommnisse und Verrichtungen war früher sehr im Gebrauch und gehörte zum vollkommenen Jäger. Unter den vielen seien beispielsweise folgende entnommen. Am Morgen soll der Jäger die Genossen wie folgt wecken: »Wohlauf! Wohlauf! frisch und wohlgemut, als der edle Hirsch thut! Wohlauf! Wohlauf! ihr Weidleut, was guter Tag ist heut! Wohlauf! Wohlauf! jung und alt, daß sein heut Gott walt!« Den Leithund soll er so anreden: »Gesell, Gesell, was heut Gott well! hin, traut guter Gesellmann, hin! hin! Wohlan! Wohlan! hin gen Holz,

da schleicht heut manch edel Hirsch stolz!« Kommt ein Jäger von der Vorsuche zurück, so soll ihn der Jägerknecht also fragen: »Sag mir, Weidmann, sag mir an, wieviel hat der Hirsch heut Widergäng gethan?« — »Sechs oder sieben, sechs oder sieben hat der edle Hirsch heut Widergäng getrieben!« Um sich gegenseitig in der zunftmäßigen Ausbildung zu erforschen, stellte der eine dem andern gewisse Fragen, die dieser nach Weidgebrauch beantworten mußte, z. B.: »Weidemann, lieber Weidemann hübsch und fein, was gehet hochwacht vor dem edlen Hirsch zu Holze ein?« — »Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: der helle Morgenstern, der Schatten und der Atem sein gehet vor dem edlen Hirsch zu Holze ein!« oder: »Weidemann, lieber Weidemann, sag mir an, wofür muß sich hüten der gute Weidemann?« — »Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: viel Worte und Schwätzen thut den Weidemann sehr verletzen!« oder: »Weidemann, lieber Weidemann, sag mir fein, wenn mag der edle Hirsch am besten gesund sein?« — »Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein, pflegt der edle Hirsch am allergesundesten zu sein.«

Weidtasche, s. v. w. Jagdtasche.

Weidwerk, das Thun und Treiben des Jägers.

Weidwerken, s. v. w. birschen.

Weidwerk, kleines (kleine Jagd), s. v. w. Niederjagd.

Weidwund nennt man ein durch das Gescheide (s. d.) geschossenes Wild, s. Edelwild (Schußzeichen, S. 88).

Weihe (Circinae), Unterfamilie aus der Familie der falkenartigen Raubvögel, welche zur Unterordnung der Tagraubvögel gehören, umfaßt die Gattung Circus *Lacép.* Die W. nähern sich den Eulen sowohl in ihrer Lebensweise, durch ihre Thätigkeit noch in der Dämmerung, als auch in ihrer Gestalt durch den die Eulen charakterisierenden Schleier, d. h. einen das Gesicht umrahmenden Kranz feiner Federn, und die weniger seitlich stehenden Augen, als bei den Tagraubvögeln der Fall ist. Infolge ihrer losen Befiederung besonders am Kopf erscheinen sie größer, als sie wirklich sind; sie haben auffallend lange Ständer, lange, spitze Flügel, an denen die dritte Schwinge die längste ist, schwachen Schnabel mit langem Haken und sehr scharfe Krallen. Ruhelos wie kaum ein andrer Raubvogel, fliegen sie mit sanftem, schaukelndem, oft kreisendem Flug nicht hoch über dem Boden einher, mustern ihn durchdringend nach Raub und lassen sich schnell auf ihn nieder. Obgleich sie Insekten und Mäuse verzehren, sind sie zum größten Teil die gefährlichsten Nesträuber und der Jagd sehr schädlich, und da sie im allgemeinen wenig erkannt werden, zumal sie nach Alter und Geschlecht in sehr verschiedenen Kleidern auftreten, so folgt nachstehend eine eingehende Beschreibung derselben. Alle W. horsten auf der Erde und meiden den Wald, hocken auch fast ausschließlich auf Schollen, Steinen, Pfählen, nicht auf Bäumen auf und sind für den größten Teil unsers Gebiets Zugvögel.

1) **Rohrweih** (Circus aëruginosus *L.*, Falco aëruginosus *L.*, Falco rufus *Naum.*; Sumpf-, Rost-, Schilf-, Moos-, Brandweih, Rohrvogel, Sumpfbussard, Rohrgeier, Rohr- und Brandfalke, Weißkopf, Grauschwanz, Fischaar). Länge 56 cm, Schwanz 24, Schnabel 3,8, Hackengelenk 9,7, Mittelzehe 4,4, ihre Kralle 2,25, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,3 cm. Der Schnabel verhältnismäßig stärker als bei den andern Raubvögeln und abschüssig; Schleier setzt unter dem Kinn ab, der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt kaum 1 cm über die obern Flügeldeckfedern hinaus; Schwanzdecken auf dem Bürzel niemals weiß, Ständer kurz und stark; der Lauf ist vorderseits mit 14—16, hinterseits mit 18 Schildern versehen; die Mittelzehe hat 14—16, die Innenzehe 5—6 umfassende Schilder. Bei dem Rohrweih wechselt das Gefieder nach Alter, Geschlecht, Jahreszeit, d. h. ob vor oder nach der Mauser, so auffällig, daß kaum ein Individuum dem andern völlig gleicht, daher man durchaus auf die vorher angegebenen Gattungs- und Artkennzeichen zu achten hat, an denen der Rohrweih übrigens sicher zu erkennen ist.

Man unterscheidet an ihm drei verschiedene Kleider. Im Jugendkleid erscheint der junge Vogel im September seines ersten Lebensjahrs und zwar einfarbig dunkelbraun mit rötlichem Schimmer, fast schwarzbraun, einzelne Rückenfedern nebst Schwingen rötlichgelb eingefaßt, Oberkopf und Genick gelblichweiß, öfter rötlichbraun angeflogen mit einzelnen dunkelbraunen Flecken und Schaftstrichen, ebenso das Kinn, von welchem zwei helle Streifen abwärts gehen, nicht selten aber auch einen einzigen Fleck bilden und den undeutlichen Schleier abgrenzen; Zügel schwarzbraun, Oberseite des gut abgerundeten Schwanzes von der Farbe des Rückens mit etwas grauem Glanz, Unterseite rötlich-grauweiß, Spitzen mit gelblicher Einfassung, Schwingen fast schwarz, unterseits schwarzgrau. Einige Abänderungen dieses Kleides, z. B. dahin, daß der helle Fleck auf dem Kopf kleiner ist oder nach dem Oberrücken hin verläuft oder sich helle Flecke auf der Brust finden, sind unwesentlich. Das schwarzbraune Gefieder geht im nächsten Sommer mit der Mauser in Rotbraun über, der Kopf wird weißlicher, der Schwanz heller als der Rücken, Unterseite bräunlichweiß, auf dem Außenrand der Flügeldeckfedern ein grauer Anflug. Auf den Schultern entstehen helle Flecke, auch der Schleier grenzt sich durch solche deutlicher ab. Im dritten Sommer treten alle diese Veränderungen noch deutlicher hervor, Unterleib und namentlich Hosen sind rostrot geworden; oft aber ist schon in diesem Jahr, jedenfalls aber im nächsten, das Kleid des alten Vogels ausgefärbt. Das alte Männchen ist nunmehr auf dem Kopf weiß mit dunkelbraunen Federschäften und Strichen, Zügelfedern weiß mit feinen schwarzbraunen Schäften und Haarstrichen, der Schleier über der Ohrmuschel ist dunkler, wird unter dem Kinn fast ganz weiß und sämtliche Spitzen seiner Federn reinweiß mit schwarzbraunen Schäften. Auf den Schultern und vom Nacken nach dem Rücken hin weiße Flecke, letzterer rotbraun, nach unten hin dunkler; Schwanz oberhalb hellgrau mit etwas rötlichem Anflug, unterhalb weißlich mit gleichfarbigen Schäften. Die großen Schwingen schwarzbraun, Deckfedern am Außenrand des Flügels schön bläulich-aschgrau, Brustfedern inmitten braun, am Rand rostrot, nach dem Bauch hin weiß, dieser sowie Steiß und Hosen lebhaft rostbraun, Schnabel schwarz, Wachshaut, Iris und Füße hochgelb, Krallen glänzend schwarz. Das alte Weibchen ist im ganzen nicht so lebhaft rotbraun wie das Männchen, sondern einfarbiger schokoladenbraun, die Flügeldeckfedern sind weniger auffallend aschgrau, oder diese Färbung fehlt ganz; Kopf reinweiß mit einzelnen dunkeln Schaftstrichen, Schultern, Nackenflecke, Schleier und Brust ebenso, Schwanz oberhalb graubraun mit schwarzbraunen, unterhalb grauweiß mit weißen Federschäften. Infolge der Mauser, die bei den Weihen schnell verläuft, gibt es verschiedenartig gefärbte Variationen.

Der Rohrweih ist, wie alle seine Gattungsarten, langflügelig und langschwänzig, unterscheidet sich vor allen dadurch, daß er niemals einen weißen Fleck auf der Oberseite der Schwanzwurzel hat, sonst aber besonders im Flug sehr bunt aussieht. Nur in der Ruhe stehen die W. aufrecht, gewöhnlich aber mit vorgestrecktem Körper, gekrümmtem Rücken und aufrechtem Kopf. Der Rohrweih bewohnt Mitteleuropa, wo er ebene, wasserreiche Gegenden aufsucht, die viel Wassergeflügel bergen, geht aber nicht über den 57.° nördl. Br., horstet in Südrußland, Ostsibirien, Japan, in allen Mittelmeerländern und auf den Balearen. Man findet ihn in Ägypten, bis gegen den Äquator, in Abessinien und Kordofan, in Algerien und auf den Kanarischen Inseln auf sumpfigem Terrain, Kanälen und Lagunen. Er hockt niemals auf höhern Bäumen, sondern steht stets auf bloßer Erde oder geringen Erhöhungen, wie Steinen, Pfählen oder Bülten im Sumpf, wo er auch übernachtet und still verborgen die Mauserzeit übersteht. Nachdem der Rohrweih im April bei uns eingekehrt ist, schleppt er große Fetzen von allerlei Grasfilzen zu einem großen, kunstlosen Horst zusammen, welchen er auf den alten Rohrstoppeln oder auch im Binsen- und Schilfgestrüppe aufführt. Im Mai legt das Weibchen 4—5,

seltener 6 Eier, 53:41 mm bis 51:39 mm groß, von grünlichweißer, matter Schale, etwas zugespitzt und inwendig schön grün; gefleckt sind sie wohl niemals. Während das Weibchen brütet, wird es vom Männchen mit allerlei Flugkünsten unterhalten, indem dieses hoch aufsteigt und sich schnell wieder herabfallen läßt; die Jungen haben weiche, weiße Dunen und sind an der Beschildung der Läufe kenntlich. Der Rohrweih raubt allerdings zwar Mäuse, Insekten ꝛc., zur Brutzeit aber fast ausschließlich Eier und junge Vögel, denen er vom Morgen bis in die Dämmerung nachstrebt und ungeheure Verheerungen unter dem Sumpf- und Wassergeflügel anrichtet. Wie ein Hund sucht er die Brücher und Röhrichte ab, immer gegen den Wind, schwenkt ab und beginnt die Suche nochmals; kann er die Brutvögel dabei greifen und bewältigen, so sind sie sicher auch verloren. Wie alle W., stößt er nicht auf seinen Raub, sondern hockt sich schnell und still auf ihn nieder, bleibt auch wohl auf der Lauer stehen, wenn er ihn verfehlt hat. Natürlich ist sein Erscheinen das Signal zum Angriff für alle wehrhaften Brutvögel, und besonders die Kiebitze und am Strande die Austernfischer stürmen mit großer Erbitterung auf ihn ein und stäupen ihn bald außer Bereich.

Jagd. Der Rohrweih gehört neben dem Hühnerhabicht zu unsern schädlichsten Raubvögeln und muß unabläßig verfolgt werden. Bei seiner großen Scheu ist ihm im Freien gar nicht anzukommen, und menschliche Ansiedelungen meidet er geflissentlich; doch kann und muß man ihm am Horste das Handwerk legen. Aus der vorher beschriebenen Eigentümlichkeit des Männchens, beim Horst seine Flugkünste zu zeigen, kann man die Lage desselben ungefähr kennen lernen, worauf er, im Notfall mit einem Kahn, aufgesucht werden muß. Die Alten verlassen den Horst nur widerwillig u. mit ängstlichem, wie »Pähz, pähz!« klingendem Geschrei, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Findet man den Horst etwa unbewacht, so belegt man ihn dicht mit Schlingen und wird dann bald beide Alte fangen. Ist er auf diese Weise nicht zu finden, so müssen Hunde zu Hilfe genommen und die vermutlichen Gegenden umstellt werden, kurz, es muß eben alles versucht werden, was die Örtlichkeit gestattet, um diesem Räuber beizukommen; auf die Störung nützlicher Brutvögel kann dabei um so weniger Rücksicht genommen werden, als die Rohrweihe, wenn sie am Leben bleiben und ihre Brut aufbringen, diese sicher weit empfindlicher schädigen als möglichenfalls die Hunde. Der Rohrweih ist ein sehr unruhiger Vogel, daher nicht schwer zu bemerken; sieht man ihn bei seinem Umherstreichen sich schnell niederlassen und nicht bald weiterstreichen, so darf man annehmen, daß er eine Beute gegriffen hat, welche er dann auf derselben Stelle verzehrt, wobei er den Jäger Zeit gewinnen läßt, heranzukommen und ihn beim Abstreichen zu schießen, was seines nicht schnellen Flugs wegen kaum schwierig ist. In Fallen fängt er sich nur ausnahmsweise und höchstens etwa in am unbewachten Horst gestellten; das Tellereisen muß mit einem lebenden Tier beködert werden, was von vornherein kaum ausführbar ist; in den Habichtskorb geht er niemals, und auch mit der Rönne ist, soweit dem Verfasser bekannt, gar nichts gegen ihn auszurichten. Die ultima ratio gegen die meisten Raubvögel, die Krähenhütte mit dem Uhu, bleibt gegen ihn auch wirkungslos, zumal er alles scheut, was einem menschlichen Bauwerk auch nur ähnlich sieht, und so bleiben keine andern Mittel übrig als die angegebenen. Die größern Enten schlagen ihn von ihren Jungen, die sich dabei unter eine Bülte drücken, ab, indem sie ihm fußhoch entgegenspringen. Seinen Nachtstand hat er stets zu ebener Erde auf einer Bülte, einem Stein und andern kleinen Erhöhungen, wobei ihm nicht anzukommen ist, da er noch in der Dämmerung umherstreicht. Er kröpft auch Fische, die er zur Laichzeit im seichten Wasser schlagen kann, und da er überhaupt sehr gefräßig ist, wirft er viel Gewölle aus.

2) **Wiesenweih** (Circus cineraceus *Montagu*, Circus cineraceus *Naum.*, Falco cinerascens *Steph.*, Strigiceps cineracens *Fritsch;* kleiner Weih

kleiner Kornvogel, Bandweih, blauroter Weih). Länge 43 cm, Schwanz 22,5, Schnabel 2,2, Hackengelenk 6,1, Mittelzehe 2,6, ihre Kralle 1,3, Innenzehe 1,2, ihre Kralle 1,4 cm. Schleier wenig hervortretend, setzt unter dem Kinn ab; Schnabel schwach, von der Wurzel ab gebogen; Flügel so lang oder länger als der Schwanz; der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt bis 3 cm über die Flügeldeckfedern hinaus. Das Weibchen ist etwa um 6 cm länger und entsprechend stärker als die oben angegebenen Maße des Männchens. Iris der jungen Vögel braun, der alten gelb. Schnabel blauschwarz; Lauf vorn mit meist 15, hinten mit 10 Schildern bekleidet; Zehen verhältnismäßig schwach, geschildet; Kopf- und Halsfedern lanzettförmig zugespitzt. Der Wiesenweih ist ein schlanker Vogel und von den beiden folgenden dadurch unterschieden, daß der Schleier am Kinn absetzt; dieses Kennzeichen hat er mit dem Rohrweih gemein, kann aber unmöglich mit ihm verwechselt werden. Man unterscheidet an ihm vier sehr verschiedene Kleider: das Jugend- und Übergangskleid, das der alten Männchen und Weibchen. Im Jugendkleid sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden. Scheitel rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen und Fleckchen, Hinterkopf etwas heller, Schleier über Ohrmuschel und Zügel schwarzbraun. Über den Augen ein heller Längsstreifen, unter denselben ein solcher Fleck; Bartborsten schwarz. Auf dem Unterschnabel, wo die Befiederung aufhört, ein umfassender weißgelber Fleck. Die gesamten Genick- und Rückenfedern glänzend dunkelbraun mit rostbraunen Spitzensäumen, ebenso die Flügeldeckfedern, von denen die auf der Flügelmitte auch seitlich rostbraun eingefaßt sind. Die Schwingen erster Ordnung glänzend schwarzbraun, fast schwarz mit ganz schmalem rostbraunen Spitzensaum auf der Innenfahne, von oben bis etwas unter den Einschnitt fahlbraun. Die andern Schwingen etwas dunkler und breiter gesäumt. Die obern Schwanzdeckfedern weiß, an der Spitze rötlichgrau mit schwarzem Schaftstrich, die äußern Schwanzfedern hell rostbraun mit drei breiten Binden, von denen die untersten schwarz, die andern grau; das helle Rostbraun der äußern Schwanzfedern geht nach der Mitte durch Grau in Graubraun über, die Binden werden ebenso verhältnismäßig dunkler, alle Schwanzfedern sind an den Spitzen hell rostbraun eingefaßt. Zeichnung und Färbung der Unterseite matter und fahler. Die obern Reihen der innern Flügeldeckfedern rostbraun, die folgenden grau und braun, die Schwingen auf der Innenseite bis zum Einschnitt grauweiß, von da nach der Spitze fahl graubraun. Die ganze Vorderseite des Vogels vom Kinn bis an die Schwanzdeckfedern, inkl. Hosen, gleichfarbig rostbraun, einzelne Federn mit feinen dunkeln Schaftstrichen. Im Übergangskleid ist der Rücken matt rostbraun mit ganz hellen Federspitzen; bei der zweiten Mauser zeigen die Männchen schon die schieferblaue Färbung, Weibchen vorherrschend braun. Unterseite beim Männchen hell rostgelblich, nach unten hin weiß mit rotbraunen Schaftstrichen. Scheitel rötlichgrau, heller an den Seiten, dunkel gestrichelt; Schwingen grau, dunkel gebändert; der Schwanz graurötlich, auf den Mittelfedern gebändert, nach den Rändern zu heller mit dunklern Binden; Außenfedern beinahe rostrot ohne Bänderung, hin und wieder dunkel gesprenkelt. Das alte Weibchen hat fahlbraunen Kopf mit rostroten Kanten, die an Stirn und Augen heller in einen weißlichen Streifen verlaufen; Federn unter den Augen fahlbraun mit rostbraunen Spitzen, Schleier rostrot mit dunkeln Schaftspitzen; Kinn weißlich. Die Federn der Vorderseite, Hosen und Steiß haben rostbraune zugespitzte Schaftstreifen mit gelbweißer Einfassung. Nacken fahlbraun mit hell rostroter, im Genick weißer Einfassung; Rücken und Flügeldeckfedern braun; auf den Schultern und längs der obern Flügeldeckfedern ein Streifen mit rostgelben Kanten. Die kleinsten Deckfedern des Unterflügels gelblichweiß mit rostroten Schaftstrichen, zweite Reihe derselben mit ebensolchen unregelmäßigen Bändern, die dritte mit solchen aschgrau. Die Schwingen erster Ordnung dunkel graubraun mit 5—6 schwarzbraunen Bändern oberhalb des innern

Winkeleinschnitts, der bedeckte Teil der Innenseite grauweiß; Unterseite derselben grauweiß, dunkler nach der Spitze mit dunkeln Bändern. Die Bänderung wird auf den übrigen Schwingen undeutlich, nur klar auf der hellern grauen Unterseite. Die letzten Schwingen hell, schmal gesäumt. Bürzelfedern weiß mit kleinen, schmalen dunkeln Schaftspitzen. Mittlere Schwanzfedern graubraun mit sechs Bändern, nach dem Rand hin heller; die drei äußersten sind zwischen den drei obersten Bändern weiß, zwischen den untersten hell rostbraun; auf der Unterseite grauweiß mit matter Bänderung. Beim alten Männchen sind Kopf, Nacken, Rücken und Oberbrust bläulich-aschgrau, Nacken und Rücken am dunkelsten mit dunkeln Federsäumen; Unterbrust, Bauch, Hosen und Steiß mit lanzettförmigen braunroten Schaftstreifen; die ersten vier Schwingen schwarz, die nächsten matter; die zweite Ordnung aschgrau mit schwarzem Bande, die hintersten braungrau; Schwanzdeckfedern grau, bedeckter Teil derselben weiß, Mittelfeder des Schwanzes aschgrau, Innenfahne der nächsten heller, der folgenden beinahe weiß, schwarz gebändert, Randfedern rostbraun mit durchgehenden Bändern. Unterseite des Schwanzes weißlich, Mitte ganz weiß, Bänderung in der Mitte schwarz, nach den Außenfedern zu matt. Die untern Flügeldeckfedern weiß, die mittlern mit rostroten Schaftstrichen, die untern mit unregelmäßigen grauen Bändern, die am Ellbogengelenk mit 4—5 rostbraunen Bändern auf weißem Grund. Iris und Wachshaut hochgelb; Tarsen hoch und dünn, die scharfen, spitzen Krallen schwarz.

Der Wiesenweih kommt seltener als seine Gattungsarten, dennoch aber überall in Deutschland vor; überhaupt ist er meist über Osteuropa verbreitet, bis weit nach Asien und Afrika hinein, fehlt aber in Ägypten. Er verlangt ebene, sumpf- und wiesenreiche Gegenden, deshalb ist er auch in Holland gemein, seltener in England und Schweden. Auf dem Durchzug wird er auch in Ländern gesehen, in denen er sonst nie vorkommt. Flußgebiete mit daran grenzendem Buschwerk, einsame, menschenleere Gegenden zieht er Getreide- oder Rapsfeldern vor, in denen er auch bisweilen brütend gefunden worden. Seinen Horst baut er auf ebener Erde, in dem Schutz von Bülten, Strauchwerk oder Getreidefeldern, aus Wurzeln der Sumpfgewächse, Grasbüscheln und anderm Material zu einem großen Umfang auf, etwa 30—35 cm hoch. Im Anfang Juni, oft schon im Mai, findet man 4—6 grünlichweiße, selten braunrot gefleckte Eier mit feinkörniger Schale ohne Glanz, etwa 42:32 mm groß. Die Eier sind von denen des Rohrweihs gar nicht zu unterscheiden und nur bei sicherer Erkennung des Vogels genau zu bestimmen. Dazu kommt, daß man dem Horste des Wiesenweihs schwer nahen kann, da er meist gut versteckt und nie an den Rändern der Wiesen, Brücher oder Felder angelegt, sondern stets in die Mitte gebracht ist. Seine Nahrung besteht aus Insekten, Amphibien und Vögeln, selbst junge Häschen verschmäht er nicht; wenn er nun auch durch die Vertilgung der schädlichen Heuschrecken und Mäuse einigen Nutzen bringt, so ist er doch durch seine Nesträubereien als ein nicht ungefährlicher Räuber anzusehen, und selbst die Frösche und Eidechsen, die ihm zur Nahrung dienen, dürften nicht zu dem vertilgbaren Ungeziefer zu rechnen sein. Mit der Jagd steht es wie bei dem Rohrweih; nur am Horst ist ihm beizukommen, aber auch dieser nicht leicht zu finden. An den Uhu streicht er nur selten heran, mit Fallen ist nichts Erhebliches gegen ihn auszurichten.

3) **Kornweih** (**Circus pygargus** ***Cuv.***, **Falco cyaneus** ***L.***, **Circus cyaneus** ***Boie***, **Accipiter variabilis** ***Pall.***, **Strigiceps cyaneus** ***Fritsch***, **Falco pygargus** ***Gloger***. Männchen: blauer oder weißer Weih, weißer und blauer Falke, blauer Habicht, weißer Sperber, Blauegel, Mehlvogel, St. Martin, kleiner Getreideweih, Halbweih, kleiner Spitzgeier, Kornvogel, Hühnerdieb. Weibchen: Ringelfalke, Ringelschwanz, Weißfleck, Halbweih, kleiner Weih, kleiner Rohrgeier, Lerchen- und Steingeier). Länge 46 cm, Schwanz 21, Schnabel 2,3, Hackengelenk 7,2, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,4, Innenzehe 1,5,

ihre Kralle 1,8 cm. Das Weibchen ist etwa um 6 cm länger und entsprechend stärker. Der stark hervortretende Schleier geht unter dem Kinn durch; Schwingen am Außenrand bis zur fünften bogig verengt, auf dem Innenrand bis zur vierten stumpfwinkelig eingeschnitten; der Einschnitt der ersten Schwinge liegt unter der Flügelspitze. Obere Schwanzdecken stets weiß, die Flügel erreichen das Schwanzende nicht. Iris des jungen Vogels braun, des alten hochgelb; Ständer gelb wie die Wachshaut. Nasenlöcher durch die Bartborsten verdeckt. Läufe lang und stark, vorn mit 17—18, hinten mit 11—12 Schildern gepanzert. Zehen lang und stark, geschildet. Kopf- und Halsfedern stumpf zugespitzt, Flügel lang und spitz, dritte und vierte Schwinge die längsten. Der Kornweih ist ein kräftiger, untersetzter Vogel, namentlich das Weibchen, und auch an ihm sind, wie bei dem vorigen, die dort genannten vier Kleider zu unterscheiden. Der junge Vogel hat auf Kopf, Nacken, Oberrücken und obern Flügeldecken hell roströtliche Federn mit breiten schwarzbraunen Schaftstreifen, Rücken dunkelbraun, nur einige Federn mit hellern Kanten und Flecken. Obere Schwanzdeckfedern rötlichweiß, untere Hälfte derselben mit lanzettförmigen hellbraunen Schaftstreifen; Schwanzwurzel weiß, mittlere Schwanzfeder graubraun mit sechs dunkeln Binden, nach dem Rand hin werden die Federn heller rötlich, die Binden greller; Schwingen graubraun mit fünf durchgehenden Binden, Unterseite grauweiß, Deckfedern rötlichgelb mit unregelmäßigen Bändern und Flecken, Vorderseite rostgelb mit langen, breiten Schaftstreifen. Durch Abnutzung der Federn erscheint der Vogel im nächsten Herbst fahler und einfarbiger, dadurch sehr verändert. Das alte Weibchen hat die Scheitelfedern dunkelbraun, schmal rostrot gesäumt, Rücken braun mit einigen hellen Flecken, Schwanzwurzel weiß, ebenso die Deckfedern desselben, letztere auch gefleckt, mittlere Schwanzfeder graubraun mit 5—6 dunkeln Binden, nach dem Rande des Schwanzes zu heller, Unterseite grauweiß. Steiß gelblichweiß mit zugespitztem Schaftfleck. Über den Augen ein graugelblichweißer Streifen, Augenkreis grauweiß. Schleierfedern rötlichgelb mit scharfen braunen Schaftflecken. Brustfedern gelblich mit gespitzten dunkeln Schaftflecken, Hinterleib und Hosen heller. Obere Flügeldeckfedern rötlich und weiß gefleckt, die großen Schwingen graubraun mit dunkeln Binden, unterseits wie bei den jungen Vögeln. Das Übergangskleid des Männchens entsteht, indem nach Ausmausern des braunen Gefieders blaugraue und weiße Federn erscheinen, die ihm ein buntes Aussehen geben. Scheitel blaugrau, Rücken ebenso, nach unten bräunlich wie die Schwanzdeckfedern, Steiß weiß, mittlere Schwanzfeder braungrau, nach dem Rand zu die Innenfahnen gelbweiß mit 6—7 Bändern, die letzten fast weiß, ebenso die untere Schwanzseite mit matter Bänderung. Vorderkopf, Schleier, Brust aschgraublau, Bauch weiß mit brauner Bänderung. Große Schwingen matt schwarzbraun, Innenfahne über dem Einschnitt weiß mit dunkeln Querflecken, die andern Schwingen grau mit dunkler Spitze. Unterseite der Flügel fast reinweiß. Das alte Männchen hat durchweg reinere Farben ohne braunen Anflug und graue Flecke. Kopf, Brust, Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern aschblau mit dunkeln Federschäften, Schleier heller, Bartborsten schwarz auf hellen Unterfedern, Schwanzdecken und Bürzel ganz weiß, die äußersten Schwanzfedern hellgrau mit schwacher Bänderung auf der Oberseite, unten weiß, nach der Mitte hin werden sie dunkler, die Mittelfeder aschgrau, Unterseite heller. Kropf, Bauch, Hinterleib und Hosen weiß. Die großen Schwingen schwarz, oberster Teil hier und da weiß gefleckt, die andern Schwingen werden nach und nach grau, die hintern, mit weiß gefleckter Innenfahne, schmal gesäumt, haben einen geringen braunen Schimmer. Unterflügel weiß ohne Flecke. Iris hochgelb mit orangefarbenem Außenrand, Wachshaut und Ständer gelb. Flügel einige Zentimeter kürzer als das Schwanzende, weshalb er weniger gewandt und leicht als der Wiesenweih fliegt, auch der kurzflügeligste der Gattung ist; im Flug breitet er den Schwanz aus.

Der Kornweih bewohnt Europa vom

55.° nördl. Br. nach Süden abwärts, Asien bis Japan hin und wandert auf dem Zug bis ins Innere Afrikas. Er zieht ebene Gegenden mit etwas Gewässer den völlig trocknen vor, wie in Holland und Hannover, wird aber auch in letztern Ländern angetroffen, nistet indessen nie in Gebirgen und meidet Wälder, hockt auch selten auf Bäumen auf, bleibt vielmehr auf ebener Erde, wo er von einer kleinen Erhöhung aus Umschau hält. Sein kunstloser Horst steht in Getreidefeldern oder trocknen Brüchern und enthält im April oder Mai, je nach der Witterung, 2—3, resp. 5—6 Eier, welche nicht selten grünlichgelbe Flecke haben und überhaupt öfter gefleckt sind als die des Wiesenweihs; sie sind zwischen 49 : 37 und 42 : 33 mm groß und schwer von den Eiern des Wiesenweihs zu unterscheiden. Der Kornweih soll mehrere Horste bauen, bis er sich für einen entscheidet. Die Jungen kommen im Juni aus und werden mit Insekten, Amphibien, Mäusen, vor allem mit Vögeln aufgefüttert. Lerchen, junge Feldhühner, selbst junge Hasen verfallen seinem scharfen Auge, und die Verteidigung der Alten nützt meist wenig gegen diesen dreisten, kräftigen Räuber. Wie der Rohrweih für die Sumpfvögel, ist der Kornweih für die auf trocknem Land ungemein gefährlich. Gewiß nimmt er auch Mäuse und Insekten, vor allem aber Vogelbruten und raubt eine Gegend ganz aus. Schon flugbare Feldhühnervölker jagt er hin und her, bis sie sich endlich drücken, und dann fliegt er in kurzem Bogen oder rüttelt über der Stelle, bis sich eins durch irgend welche Bewegung verraten hat. Kleine Häschen kröpft er mit Wohlbehagen. Er ist ganz besonders schon in der frühen Morgen- und späten Abenddämmerung thätig und den alsdann noch ruhenden Vögeln um so verderblicher.

Die Jagd auf den Kornweih unterscheidet sich nicht von der auf die andern W.; die Jungen kommen nicht selten an den Uhu heran, halten sich aber nicht lange auf. Er bleibt bis in den späten Herbst bei uns, in mildern Strichen auch wohl im Winter und fängt sich dann gelegentlich im Tellereisen, welches aber mit frischem Köder versehen sein muß, da er, bei uns wenigstens, Aas verschmäht.

4) **Steppenweih** (Circus Swainsoni *Smith*, Circus pallidus *Sykes*, Strigiceps Swainsoni *Bp.*, Accipiter macrurus *Gmel.*; Blaßweih, blaßgrauer, dalmatinischer Weih; s. Abbildung). Länge 46,5 cm, Schwanz 23, Schnabel 2,3, Hackengelenk 6,8, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,4, Innenzehe 1,8, ihre Kralle 1,6 cm. Das Weibchen ist um etwa 4 cm länger. Schleier sehr stark hervortretend, geht



Steppenweih (Circus Swainsoni).

unter dem Kinn durch; die Schwingen am Außenrand bis zur vierten verengt, am Innenrand bis zur dritten eingeschnitten; der innere Einschnitt der ersten Schwinge liegt an der Spitze der obern Flügeldecken. Die Flügel um etwa 3 cm kürzer als der Schwanz. Läufe nur mäßig lang und stark, vorn mit 17—18, hinten mit 12—14 sehr feinen Schildern versehen; Zehen auf dem Rücken geschildet, sonst genetzt. Der Steppenweih ist im allgemeinen wenig bekannt, obgleich er sicher ebenso häufig bei uns vorkommt wie der Wiesenweih, wie überhaupt die W. nur von wenigen Jägern gekannt sind und meist den Kollektivnamen Stößer, Stoßvogel ꝛc. anheimfallen, unter welchen man sich eben alles mögliche oder auch nichts denkt In seiner Lebensweise steht er dem Wiesenweih, sonst dem Kornweih nahe und ähnelt ihm

in den Teilen, die nicht speziell beschrieben sind. Auch er hat vier sehr voneinander abweichende Kleider. Jugendkleid: Oberkopf dunkelbraun mit rostroten Kanten, der fast weiße Nacken mit rostroten Schaftstrichen, ein sich über das Auge hinziehender schwarzer Fleck an der Schnabelwurzel, die grauen Bartborsten mit schwarzen Spitzen, von dem Ende der Mundspalte bis hinter das Auge weiß, hinter demselben ein brauner Streifen, welcher sich an einen ebensolchen großen anschließt, der die Ohrmuschel bis an den Unterschnabel bedeckt. Schleier hell rostgelb, ebenso die Unterseite, Hosen und untere Schwanzdecken, nur ohne Schaftstriche, wodurch sich dieses Kleid von dem des Wiesenweihs unterscheidet. Die Seiten und der Hals nebst Rücken braun, von letzterm einige Federn mit hell rostgelben Kanten; Schulterfedern mit breiten hell rostgelben Säumen; Schwingen schwach gebändert, deren Spitzen hell, schmal abgekantet; die kleinen Deckfedern der untern Flügelseite roströtlich, die großen grauweiß mit breiter grauer Bänderung, ebenso die Schwingen der Unterseite. Die Schwanzdeckfedern der Oberseite reinweiß, die darüber liegenden braun rostgelb gekantet, die mittlern Schwanzfedern graubraun mit fünf breiten dunkelbraunen Binden, nach dem Rand hin mehr rostgrau und hell rostgelb mit voriger Bänderung, sämtliche Schwanzfedern, außer den rötlichweißen Randfedern, gelbweiß mit dunkeln Binden. Iris braun, Wachshaut und Füße mattgelb, Krallen glänzend schwarz. Die Größe allein kennzeichnet das Geschlecht. Im Übergangskleid sind die Männchen auf der Oberseite hellbraun, die Federsäume breiter und zahlreicher, Scheitel rostbraun, Unterseite graurötlichweiß, Kropf dunkler grau, nach der Brust mit matten rötlichen Flecken, die Bänderung der Schwungfedern ober- und unterseits matter als im Jugendkleid. Das Weibchen färbt sich nicht so weiß aus, die Schaftstriche der Federn geben hingegen ein bunteres Aussehen, woraus sich das Kleid des alten Weibchens bildet. Oberkopf dunkelbraun, breit rostrot abgekantet, über den Augen rostrot mit schwarzen Schäften, ein weißer Fleck von der Schnabelwurzel an zieht sich über das Auge hin, unter dem Auge der große weiße Fleck und der dunkelbraune vom Schnabel nach der Ohrmuschel wie beim jungen Vogel; Schleier mit hell rostgelben Kanten und dunkelbraunen Schäften, unter dem Kinn gelblichweiß, Nackenfedern mit breiten rostgelben Kanten, Rücken braun. Oberflügeldeckfedern am Rücken entlang braun, rostgelb gefleckt, der weitere Flügel und die Schwingen braun. Die Schwingen erster Ordnung auf der Innenfahne oberhalb des Einschnitts grauweiß mit unregelmäßiger Bänderung, die Außenfahne der ersten und zweiten braungrau, der übrige Teil der Schwingen braun mit schwacher Bänderung, die Spitzen schmal, hell abgekantet. Die Flügeldeckfedern der Unterseite gelblichweiß mit graurоten und rötlichbraunen Querflecken, Schwingen grauweiß, dunkel gebändert, nach den Hinterschwingen matter. Obere Schwanzdeckfedern weiß, braun quer gefleckt, mittlere Schwanzfedern graubraun mit fünf breiten dunkeln Binden, die übrigen graurötlich bis rötlichweiß; die Federn der Unterseite grauweiß, grau gebändert. Brust rötlichweiß mit breiten mattbraunen Schaftstreifen, nach hinten werden sie heller und die rostgelben Schaftstriche schmäler, spitz, die Hosen hingegen mit einer Bänderung, ebenso wie auf den untern Schwanzfedern, wovon die untersten rostgelb in rotbraune Spitzen ausfallen. Das alte Männchen hat Kopf, Rücken und Oberflügel aschgrau, stellenweise mit bräunlichem Schimmer, Kinn und Brust grauweiß, Unterkörper, Hosen und untere Schwanzdeckfedern weiß. Schwingen erster Ordnung fahlschwarz, Innenfahne oberhalb des Einschnitts weißlich, grau gewässert, der Außenrand der ersten und zweiten Schwinge grau, der der andern nur oberhalb der bogigen Verengung, die andern Schwingen grau, an den Spitzen weiß gesäumt, die hintersten mit braunem Schimmer. Die Deckfedern des Unterflügels weiß, Unterseite der ersten Schwinge grau, die der andern weiß bis vor den Einschnitt, der übrige Teil mattschwarz. Obere Schwanzdecken weiß mit grauer

Bänderung, die mittlern Schwanzfedern grau, die folgenden mit matter Bänderung, nach dem Ende zu immer heller mit ebensolcher Bänderung. Unterseite der mittlern Schwanzfedern hellgrau, die andern heller bis weiß, grau gebändert. Der Steppenweih wurde von Swainson in Südasien um 1830 entdeckt. Seine eigentliche Heimat sind das südliche und mittlere Osteuropa, er brütet auch in allen Teilen Deutschlands; in Afrika kommt er viel häufiger vor als der Wiesen- und Kornweih, geht dort bis Abessinien hinunter; auch im westlichen Asien trifft man ihn. Er scheint wasserreiche Gegenden andern vorzuziehen. Die Eier messen 44:35 und 41:34 mm und scheinen von allen Gattungsverwandten die am häufigsten und lebhaftesten gefleckten zu sein. Seine Nahrung besteht aus Insekten; er stellt den Heuschrecken sehr nach, doch geht er leider auch, wie die andern W., auf Vogelraub aus.

Jagd. Der Steppenweih ist bei uns zu wenig beobachtet, als daß sich hierüber wesentliches sagen ließe; aus der Krähenhütte ist er erlegt worden und auch sonst dem Jäger in die Hände gefallen. Am Horst ist er ebenso zu erlegen oder zu fangen, überhaupt hat man sich ihm gegenüber wie bei den andern Weihen zu verhalten.

Weih, rauhbeiniger (Rauhfußbussard), s. Bussarde 2).

Weiß (Weißes), bisweilen s. v. w. Feist.

Weißbacken (Lerchenfalke), s. Falken 6).

Weißbauch (Fischadler), s. Adler 8).

Weißblässe (Bläßhuhn), s. Sumpfhühner 1).

Weißbrust (Hühnerhabicht), s. Habichte 1).

Weißdrossel, s. Drosseln 2).

Weißfleck (Kornweih), s. Weihe 3).

Weißkopf (Rohrweih), s. Weihe 1).

Weißschwanz (weißschwänziger Seeadler), s. Adler 7).

Weißspiegel, s. Ente 6).

Weißsteiß (punktierter Wasserläufer), s. Wasserläufer 2).

Weit. Das Jagen steht noch im weiten, sagt man, wenn der Umfang des Eingestellten noch bedeutend ist.

»**Wello!**« (richtiger »Wallo!«) rufen manche Jäger beim Anblick eines Wildschweins.

»**Wend dich danach, daher, dahin!**« ruft man dem Schweißhund zu, wenn er die Fährte wieder aufnehmen soll, resp. links oder rechts von ihr abgekommen ist.

Wender, jetzt nicht mehr, früher häufig gebrauchtes Doppelgewehr, dessen Läufe übereinander lagen; hatte man den obern abgeschossen, so brachte man durch Drehung den untern in die Lage des vorher obern und konnte ziemlich schnell den zweiten Schuß abgeben; das Schwerfällige gegen die neuern Konstruktionen leuchtet ein, daher diese Gewehre der Geschichte der Waffenfabrikation angehören.

Werfen, 1) bei Hunden und kleinern Raubtieren s. v. w. gebären; korrekter ist der Ausdruck welfen, resp. Junge bringen. — 2) Den Falken an den Reiher oder einen andern Vogel w. bedeutet: ihn auf diese Vögel loslassen, damit er sie schlage.

Wespenbussard }
Wespenfalke } s. Bussarde 3).
Wespenfresser }

Wetterfarbig, alles, was die Spuren zeigt, häufig Wind und Wetter ausgesetzt gewesen zu sein. Die Rohre der Gewehre liebt man nicht blank, daher sie gleich grau oder braun gebeizt werden; ist dies nicht der Fall, so läßt man sie nach und nach etwas anrosten, streicht aber mit einem öligen Lappen hin und her, damit der Rost sich nicht einfrißt, sondern sich gleichmäßig über die Rohre verteilt und sie leicht bräunt.

Wetterlaunig sind die Hunde meist bei Verdauungsstörungen. Sie zeigen in solchem Zustand große Vorliebe für harte Riedgräser, und man hielt dies früher für ein Vorzeichen von Witterungsveränderungen. Sehr oft rührt dieser übellaunige Zustand der Hunde auch von den sie quälenden Eingeweidewürmern her.

Wetzen, die Gewehre, sagt man vom Keiler, wenn er im Zorn mit ihnen zusammenschlägt.

Wetzen, s. v. w. schleifen.

Wichtelpfeife, ein bekanntes Lockinstrument zum Vogelfang.

Widerfährte, s. v. w. Rückfährte, s. Hinfährte.

Widersinnig (monströs, abnorm) nennt man Geweihe oder Gehörne, welche von dem normalen Bau sehr abweichen, manchmal gar keine Spur von demselben zeigen. Am wenigsten treten sie bei den Damhirschen, danach bei den Rothirschen, am häufigsten bei den Rehböcken auf, deren seltenste und begehrteste Form die der Kreuzböcke ist, wo die drei Enden am obern Teil der Stange ein Kreuz bilden. Die meisten Widersinnigkeiten rühren vom Kümmern, namentlich an den Hoden, her. Klassifizieren lassen sich solche Gehörne, deren verschiedene Form Legion ist, nicht; wahrscheinlich sind sie auch erblich, da gesunde Exemplare mit solchem Kopfschmuck geschossen werden.

Wiedergang, das Umkehren eines Wildes auf seiner Fährte, worauf es im Bogen weiterzieht oder einen Absprung macht, um den Jäger zu täuschen.

Wiederkäuer, Ordnung der Säugethiere; Zehen in einem gespaltenen Hufe verborgen, dessen beide Teile vom Jäger Schalen genannt werden. Von Jagdtieren gehören zu ihnen: das Elch-, Edel- und Damwild, das Reh, der Steinbock, die Gemse und einige wilde Schaf- und Ziegenarten.

Widersprung (Widersprung), s. v. w. Absprung, Rücksprung.

Wiederstrich (Wiederzug), der Rückstrich der Vögel im Frühjahr infolge schlecht gewordenen Wetters, ist eine seltene Erscheinung. Manche nennen auch die Heimkehr der Vögel im Frühjahr »W.«

Wiederzug, s. v. w. Wiederstrich.

Wiedewall, s. v. w. Pirol.

Wiegweih (Turmfalke), s. Falken 8).

Wiesel (Foetorius), Raubtiergruppe aus der Gattung Iltis (s. d.) und der Familie der Marder. Unterseite weiß oder gelblichweiß, Schädel nach hinten wenig verbreitert, sonst den Iltissen ähnlich.

1) **Hermelin** (Foetorius Erminea *Keys.* et *Blas.*, Mustela Erminea *L.*). Das Hermelin mißt in seiner Gesamtlänge 32 cm, wovon 6 cm auf den Schwanz kommen. Der kurze, fast eirunde Kopf endet in einer zugespitzten Schnauze mit stark abschüssigem Nasenrücken. Die funkelnden Seher liegen mitten zwischen den Lauschern und der Nasenspitze; der Rumpf des schlanken Körpers ist nicht stärker als der Kopf, weshalb er durch jede Öffnung gezwängt werden kann, die den letztern durchließ. Von den kurzen Läufen reichen die vordern bis zur Spitze der Unterlippe, die hintern nicht ganz bis zur Schwanzspitze. An sämtlichen Läufen sind die fünfte Zehe oder der Daumen am kürzesten, die dritte und vierte am längsten, doch unter sich kaum merklich verschieden; der Daumen der Vorderläufe kleiner als die zweite Zehe, derjenige der Hinterläufe ebenso groß wie diese. Zwischen den Zehen sind haarige Bindehäute, welche bis zum vordersten Glied reichen. Die Fußsohlen sind dicht, fast filzig behaart, und unter jeder Zehenspitze sowie an der Vereinigung von je zwei Zehen bemerkt man kleine, nackte, warzige Ballen; oben und an den Seiten sind die Zehen mit langen, gekrümmten Haaren besetzt, welche über die Krallen hinausragen. Die kürzesten Haare stehen an der Schnauzenspitze, dann folgen die an Kopf und Füßen, dann die des Vorderkörpers und der Unterseite, diesen die der Oberseite, und mit den längsten ist die Rute bekleidet, über deren Ende sie 6,5 cm hinwegreichen. Im Sommer sind die ganze Oberseite und die Hälfte der Rute braunrot mit etwas rötlicherm Unterhaar, im Winter gänzlich weiß, aber die Bartborsten und die untere oder Endhälfte der Rute stets schwarz. Die Schnauze schwärzlich, die Kanten der Lauscher weißlich. Der Farbenwechsel erfolgt gleichzeitig mit der Härung, so daß im Frühjahr und Vorsommer scheckige Hermeline vorkommen, bei denen das neue rotbraune Haar zwischen dem alten weißen hervorbringt; rote Hermeline sind im Winter sehr selten, von namhaften Forschern wird ihr Vorkommen überhaupt bestritten, vielleicht sind es kranke Individuen, denen die Kraft zum Haarwechsel mangelt. Es gibt nur eine Art Hermeline, denn die asiatischen sind mit den unsern gleichartig; die dichtern und schönern Pelze der erstern sind lediglich Folge des Klimas, da alle nordischen Tiere einen dichtern Haar- und Federpelz haben als südlicher wohnende. Der den gekrönten Häuptern vindizierte Her-

melinpelz stammt von sibirischen Exemplaren. Albertus Magnus kannte unser Hermelin und führt es zuerst unter dem Namen **Erminium** auf (»**De anim.**«, Buch **XXII**, S. 180); Agricola nennt es **Mus ponticus, quem hodie vocant Hermelam**; Aldrovandi und Rajus bezeichnen es als **Mustela candida**. Das Hermelin ist außerordentlich verbreitet, von den Pyrenäen durch ganz Europa ostwärts bis an die Ostküste Sibiriens, vom Eismeer bis zu den Apenninen kommt es überall mehr oder weniger häufig vor, und in vertikaler Richtung ist es noch in einer Höhe von 2700 m, also an der Grenze des ewigen Schnees und Eises, gesehen worden. Die in Nordamerika vorkommenden Hermeline, welche die ähnlichen Längen- und Höhenverbreitung haben, werden von einigen, wie Prinz M. von Wied, als den unsrigen gleichartig angesehen, von andern, wie Bonaparte, in besondere Spezies abgetrennt.

2) **Kleines W.** (**Foetorius vulgaris** *Keys.* et *Blas.*, **Mustela vulgaris** *Briss.*, **Mustela nivalis** *L.*) ist im ganzen nur 22 cm lang, wovon 4,5 cm auf den Schwanz zu rechnen sind; es hat gleich dem vorigen 34 Zähne und ähnelt ihm überhaupt auffallend in seiner ganzen Gestalt; sein Kopf ist jedoch etwas rundlicher, hinten etwas flacher und vorn weniger zugespitzt. Die Läufe sind verhältnismäßig noch kürzer als beim Hermelin, die vordern reichen nicht bis zur Unterlippe und die hintern nur wenig über den kurzen Schwanz hinaus, der stets gleichfarbig, ohne schwarze Spitze und Haarbüschel ist. Die Farbe der Oberseite des kleinen Wiesels ist inkl. Schwanz braunrot wie beim Hermelin, in der Jugend mehr graubraun mit hell rötlichem Woll-, resp. Unterhaar, auf der Unterseite ist Ober- und Unterhaar reinweiß. Im mittlern Europa wird das W. im Winter nur ausnahmsweise ganz weiß, im Norden ist es die Regel. Die Behaarung des kleinen Wiesels ist kürzer und überall gleichmäßiger als beim Hermelin. Plinius stellt das W. unter dem Namen **Mustela** vor; die Griechen nannten es



Spur des Wiesels.

Gale; Agricola nannte es **Mustela domestica, Visela**; bei Aldrovandi und Brisson hieß es **Mustela vulgaris**. In Deutschland ist es unter dem Namen »Heermännchen« bekannt. Das W. kommt mit dem Hermelin in den meisten Ländern zusammen vor, doch geht es bis Südeuropa, dagegen nicht bis in die Polargegenden. Vertikal steigt es über die Krummholzregion bis in die eigentliche Alpenregion hinauf.

Die beiden W. sind die geschmeidigsten, frechsten, listigsten und schnellsten aller kleinen Räuber. Wie überall, hat auch hier Mutter Natur das Möglichste gethan, diese Unbände mit dem zu ihrem Handwerk passendsten Körper auszurüsten; wo das kleine Köpfchen hindurch kann, folgt auch sicher der nicht stärkere, dehnbare Rumpf nach, und wo man ein räuberisches Eindringen für undenkbar hielt, ein kleines Ritzchen übersah oder unbeachtet ließ, macht man am andern Tag oft die bittere Erfahrung an der gemordeten Taube, Henne, an entleerten Eiern oder sonstigen Verlusten; den kurzen, aber äußerst behenden Läufchen ist kein Klettern zu hoch oder zu tief, sie schwimmen ganz vortrefflich durch ziemlich breite Wasserflächen, und was sie mit ihrem furchtbaren Gebiß erfaßt haben, lassen sie nicht wieder los, und wenn es, was nicht selten geschieht, ihr Leben kostet. Ihren Aufenthalt wählen sie überall da, wo er ihnen passend und sicher erscheint, also ebenso in Felslöchern, überhängenden Flußufern, Stocklöchern, Mauerspalten wie in alten Kaninchen- und Hamsterbauten und im Gebälk von Gebäuden, die wenig von Menschen besucht sind. Das Hermelin zieht den Aufenthalt in Wald und Feld vor, das kleine W. hält sich mehr an Baulichkeiten, weil sie ihm mehr Schutz vor anderm Raubzeug gewähren; hier stünde ihm unter ungünstigsten Verhältnissen höchstens ein Zusammentreffen mit dem Hauskater bevor, aber dieser müßte schon ein sehr wehrhafter und tapferer Ritter sein, wenn er sich freiwillig in einen Kampf mit diesem Erzbeißer einlassen wollte.

Die Ranzzeit unsers Wiesels fällt in den März; nach etwa 5 Wochen, also

im Mai, bringt das Weibchen 3—6 Junge zur Welt, welche 9 Tage blind sind, lange gesäugt und über 4 Monate lang von den Alten mit Fraß, namentlich halbtoten Mäusen und Vögeln, an denen sie ihre Übungen im Fangen und Morden machen müssen, versehen werden. Die Alten zeigen große Liebe für ihre Jungen und tragen sie bei irgend scheinbarer Gefahr weit fort, selbst schwimmend durch Gewässer. Im zweiten Frühjahr ihres Lebens sind sie ausgewachsen. Das Hermelin sowohl als das kleine W. greifen jedes Tier an, welches sie irgend bewältigen können, weshalb weder der Hahn noch die Auerhenne, junge Rehkälbchen, Kaninchen, Tauben, Hühner, kleine Vögel, Ratten, Mäuse und Schlangen vor ihnen sicher sind. Oft wird eine Mordthat im Hühnerstall oder Taubenschlag dem unvermeidlichen Steinmarder oder Iltis untergeschoben, während bei spezieller Revision der Örtlichkeit nur der unliebsame Besuch eines Wiesels die Schuld trug. Man kann übrigens den Thäter aus dieser verwandten Sippe durch Untersuchung des Corpus delicti nicht allzuschwer erkennen. In der Regel würgt nämlich der Steinmarder alles ab, was er im Stall ꝛc. vorfindet, und schleppt es mit unbegreiflicher Eile und Kraftanwendung fort; kann er dies nicht, so frißt er die Köpfe der gemordeten Opfer auf. Der Iltis würgt das erste beste Stück ab, dessen er habhaft wird, und eilt mit ihm davon, auch trägt er sich gern ein reichliches Mahl zusammen, ehe er mit dem Schmaus beginnt; das W. endlich ergreift gewöhnlich nur einzelne junge Hühner und Tauben, denen es das Blut aussaugt und deren Kadaver liegen läßt; seine Thäterschaft ist an vier kleinen, schwer zu entdeckenden Wunden am Hals des Opfers zu erkennen, welche natürlich von den kleinen, nadelspitzen Eckzähnen des Raubtiers herrühren. Auch Amphibien verzehrt es im Notfall; Fische liebt es; Eier, welche es zwischen Kinn und Hals eingeklemmt fortschleppt, sind ihm ein Hochgenuß, wobei die spitzen Zähne als Bohrer, das zusammengerollte Zünglein als Löffel oder Sauginstrument Dienste thun.

Wenn es schon auffallend genug ist, daß sich diese kleinen Geschöpfe an alte Hasen, Rehkälbchen, Hühner ꝛc. wagen, so sind dies immerhin nur wehrlose Geschöpfe diesen Mordgesellen gegenüber; aber unbegreiflich ist es, wie sie den Kampf mit andern wehrhaften Tieren, ganz besonders der viel größern und bissigen Ratter, aufnehmen und siegreich auszufechten vermögen. So hart der Kampf auch sei, selbst die außerordentlich starke und bissige Wanderratte unterliegt ihm stets. Dieser Erfolg liegt allerdings in dem Umstand, daß das W. stets der angreifende Teil ist, den Gegner von hinten überfallend, sich in seinem Genick festbeißt und, auf ihm reitend, durch nichts bewegen läßt, loszulassen, bis das Opfer ermattet zusammenbricht. Namentlich ist das Hermelin dem jungen Wild im Freien gefährlich, während das W. seine Schandthaten mehr in der Nähe von Gehöften, an jungen Vögeln und am Hausgeflügel, doch auch an Mäusen, Hausratten ꝛc. ausübt. Waldränder, besonders Bäche mit überhängenden Ufern, wolle man ja nicht ununtersucht lassen, wenn man diesen Räubern nachforscht, und namentlich, wenn man Wasserratten (**Mus amphibius** *L.*) bemerkt hat, darf mit großer Wahrscheinlichkeit auch auf die Anwesenheit des Hermelins in der Nachbarschaft herum gerechnet werden. Zwischen diesen beiden Tieren herrscht ein steter Kampf, der schließlich mit der gänzlichen Ausrottung der Wasserratte endigt. Diese Jagd scheint die bevorzugteste des Hermelins zu sein: geräuschlos über den Bauen hinschleichend, gewahrt es mit seinem überaus feinen Gehör die Bewegungen der Ratte; zum Sprung bereit, mit funkelnden Sehern, drückt es sich auf überhängendem Ast, und kaum ist die Hälfte des schwarzen Körpers sichtbar, so hängt es bereits fest verbissen im Genick, und nur der Tod des Opfers vermag die Kinnladen zu öffnen; da hilft kein Wälzen und kein Gegenbeißen, selbst nicht der Sprung ins Wasser; plätschernd und selbst guter Schwimmer, nötigt das W. die Ratte, auf der Oberfläche des Wassers zu bleiben, ja selbst dem Ufer zuzutreiben. Feinde haben die W. nur wenige; die Natter (**Vipera berus**) verschlingt sie

gelegentlich, wozu ihre Giftzähne sehr förderlich sind, und Raubvögel stoßen ab und zu auf sie; wie es ihnen aber dabei ergehen kann, zeigte das sehr bekannte, den »Wild Animals« von Wolf in London entnommene Bild, eine Schleiereule darstellend, welche ein W. ergriffen und in die Lüfte entführt hat, von diesem aber zu Tod gebissen, verendend auf die Erde herabsinkt.

Jagd und Fang.

Was die Jagd mit der Flinte auf diese kleinen, spukhaft schnellen Tierchen betrifft, so kann man von ihr nicht viel erwarten und würde manche Stunde vergeblich sitzen müssen, um einen schließlich zweifelhaften Schuß abzugeben; denn die Tierchen haben sehr wenig Rumpf und bieten auch diesen selten ganz dar. Dagegen lassen sie sich mit verschiedenen Fallen nicht schwer fangen und am besten mit der einfachsten, der gewöhnlichen hölzernen Rattenfalle, deren Konstruktion folgende ist: Man nimmt zwei 80 cm lange, 30 cm breite Bretter und bohrt durch beide am hintern Ende derselben auf der Mitte der Breite ein Loch durch. Im untern Brett wird nun ein 12 cm langer hölzerner Nagel fest verkeilt, oben aber etwas dünner geschnitten, damit er, wenn er durch das Oberbrett gesteckt wird, sich leicht auf- und niederbewegen kann. Auf jeder Vorderecke des Grundbretts läßt man ein 36 cm langes, 6 cm starkes Säulchen senkrecht stehend ein und verbindet beide oben durch ein rundes Querholz, dann wird an jeder Vorderecke des Fall- oder Oberbretts so viel herausgesägt, daß dasselbe zwischen den Säulchen leicht aufzuziehen und niederzulassen ist. Hat man zunächst auf der Mitte des Vorderendes, gerade zwischen den Säulchen, auf dem Grundbrett eine nach vorn zu ausgestemmte Kerbe eingemeißelt, so nimmt man ein 7 cm langes, 2 cm breites und ebenso starkes Holz zum Stellhaken, schneidet auf der Seite, welche unten liegen soll, 2 cm vom Vorderende herein eine rechtwinkelige Kerbe, bohrt hinten ein Löchelchen ein, zieht einen starken Faden durch und nagelt diesen auf der Mitte des Grundbretts, 5 cm weiter hinter der auf demselben eingemeißelten Kerbe, so an, daß der Stellhaken sich leicht nach der einen oder andern Seite hin bewegen läßt. In der Mitte desselben wird ferner eine dünne Messingdrahtsaite angebunden, nach dem hölzernen Nagel am Hinterteil des Grundbretts gezogen und da so befestigt, daß sie ziemlich straff steht, wenn der Stellhaken schräg in die Höhe gerichtet ist. Endlich nagelt man auf der Mitte des Vorderrands am Fallbrett ein Leinchen an und befestigt das andre Ende dieses Leinchens in der Mitte eines 9 cm langen, 2 cm breiten Stellholzes, welches oben und unten meißelartig abgestumpft wird. Diese leicht transportable Falle, welche aber den Schein der Neuheit nicht haben darf, wird

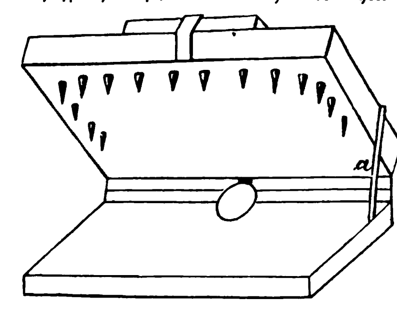


Fig. 1. Webersche Wieselfalle (fängisch gestellt).

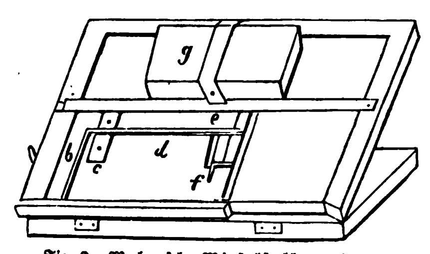


Fig. 2. Webersche Wieselfalle (Außenseite).

nun, nachdem man ein Vögelchen am Hinterteil der Drahtsaite angebunden hat, auf den Wechsel gebracht und dann das Fallbrett mit einem tüchtigen Stein beschwert. Dann ergreift man die am Stellholz befindliche Leine, zieht sie von hinten über das Querholz, welches die Säulen verbindet, und zugleich das Fallbrett ganz in die Höhe, legt das Leinchen vorn über den Kopf des Fallbretts herab, setzt das eine Ende des Stellholzes in die im Grundbrett befindliche Kerbe und hängt, um alles fangbar einzurichten, das Fangbrett langsam so weit nieder, bis es feststeht. Die Länge der Stellleine wird so abgemessen, daß das Grundbrett erhaben ist. Kommt nun das W. an die Falle und will sich des Köders bemächtigen, so ist ein leiser Ruck hinreichend, die Stellung abzuziehen und den Fang zu bewirken. Diese höchst einfache Falle ist auch gegen Ratten sehr gut zu verwenden. Außer dieser bedient man sich eines Ratteneisens oder des kleinen Tellereisens und der unter »Falle« beschriebenen Klappfallen.

Die neueste Falle gegen diese Räuber hat Weber in Haynau konstruiert, und wir entnehmen ihre Beschreibung dem »Fang des Raubzeugs« von E. v. d. Bosch. Dieselbe besteht aus zwei Brettchen von gleicher Größe, welche 56 cm lang und 37 cm breit und mittels starker Scharniere so an der einen Kante aneinander befestigt sind, daß sie sich willig auf- und niederklappen lassen. Die Brettchen sind mit mehreren verschiedenen Leisten, welche zur Vorrichtung des Stellapparats und zur Befestigung der Falle erforderlich sind, versehen. Der Stellapparat selbst besteht aus: der eisernen Stellschiene a, dem Abdruckstift b, der Feder c, dem Ein- oder Aufhebehaken d, dem Sicherheitsschienchen e und dem hölzernen Hebel f. Um die Falle fängisch zu stellen, hebe man das schwache Brettchen, welches zum Verschluß des Stellapparats dient, ab, hebe das Deckbrett in die Höhe und zwar so weit, daß sich das aus der Leistenkante ca. 1/2 cm hervorkommende eiserne Stiftchen in eins der am untern Ende der Stellschiene a befindlichen Löcher bringen läßt, wodurch der Deckel in die Höhe gehalten bleibt; derselbe kann hoch, mittelhoch und niedrig gestellt werden, doch ist die Mittelstellung wohl die beste. Nun drücke man mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den Aushebehaken, schiebe mit dem Daumen der linken Hand die Sicherheitsschiene nach links bis an das dort befindliche Leistchen heran, und hiermit steht die Falle fängisch. Der leiseste Zug an dem Köder oder ein kaum wahrnehmbarer Druck auf den Hebel (in der Nähe des Buchstabens f) bewirkt das augenblickliche Zuschlagen der Falle. Will man nun diese Falle zum Fang benutzen, so müssen beide Brettchen inwendig sowie die äußern Kanten mit nasser, dunkler Erde recht schmutzig gemacht werden, damit die Falle nicht neu aussieht. Man schnallt nun mittels des an der Falle befestigten Riemens einen halben oder auch einen ganzen Mauerziegel (g) in das dazu vorhandene Ziegellager fest. Nun stellt man die Falle da frei hin, wo sich W. aufhalten, wirft auch einige Köder neben dieselbe und bedeckt schließlich den Stellapparat mit dem schwachen Brettchen, welches zu diesem Zweck so eingerichtet ist, daß es, unter den obern Falz geschoben, des untersten hervorstehenden Leistchens wegen, auch ohne angeschraubt zu sein, festliegen bleiben muß. Der Fang erfolgt, wenn die Aufstellung der Falle in der angegebenen Weise stattgefunden hat, schnell und sicher. Gut ist es, die Falle zu verblenden und vorher längere Zeit anzukirren.

Die Benutzung der W. ist gering, da das kleine Pelzwerk keinen praktischen Wert hat. Das von dem Hermelin liefert die Hermelinpelze gekrönter Häupter, die schwarzen Tupfen in denselben sind die Enden der Ruten.

Wieselentchen (kleiner Säger), s. Säger 3).

Wieseneule (Sumpfohreule) s. Eulen 6).

Wiesenknarrer, **Wiesenschnarcher**, **Wiesenschnarre** (Wiesenralle), s. Ralle 1).

Wiesenschwalbe (Halsbandgiarol), s. Regenpfeifer 8).

Wiesenweih, s. Weihe 2).

Wild, der Inbegriff aller zur Jagd gehörigen Tiere. Das W. zerfällt in Haar-

und Federwild, jedes von diesen wieder in eßbares oder anderweitig benutzbares oder in edles und Raubwild.

Wildacker, ein Acker in einem Wildpark, der bestellt wird, um dem Wilde die nötige Abwechselung in der Äsung zukommen zu lassen; soll das Wild sich auf ihm zeitweise nicht äsen, so wird er so lange durch ein stellbares Gatter verschlossen; am besten sind verschiedene Cerealien, auch Hackfrüchte auf ihm zu bauen.

Wildbahn ist eine Forst, in welcher besonders Hoch- und Rehwild gehegt wird; man spricht dann von einer gut bestandenen W. — W. nennt man auch die aufgepflügten Gestellwege und Schneisen, um auf ihnen das überwechselnde Wild besser spüren zu können.

Wildbodenhunde, Hunde verschiedener Rasse und Gestalt, die aber scharf und andauernd auf das ihnen gezeigte Wild laut jagen, auch dasselbe packen; obgleich es meist keineswegs starke Hunde sind, hetzt man mit ihnen in Rußland mit gutem Erfolg die stärksten Bären.

Wildbret (Wildbrät, Wildpret), in erster Reihe das Fleisch des eßbaren Wildes; doch versteht man darunter auch das auf einem Revier stehende Hochwild.

Wildbretschirm (Wildfaktorei), früher der Ort, wo Wild verkauft und zu diesem Zweck aufbewahrt wurde.

Wilddieb, s. Raubschütz. Wenn man unter Raubschütz einen Wilderer versteht, der mit dem Gewehr sein fluchwürdiges Gewerbe betreibt, also auf gemeingefährliche Weise, so kann man unter W. die mildere Form, also ohne Anwendung tödlicher Werkzeuge, verstehen und annehmen, der Schlingensteller gehöre unter diese letztere Kategorie. Darin würde man jedoch sehr irren; dem Wildbestand ist das Schlingenstellen viel gefährlicher als das Wildschießen, weil es im Verborgenen getrieben wird, während man die Schüsse hört, und der Schlingensteller ist dem Beamten gegenüber keineswegs minder gefährlich als der Raubschütz, denn auch er weiß, was ihm bevorsteht, und ist zu einem Kampf auf Leben und Tod ebenso bereit und ausgerüstet. Die Strafen für Schlingensteller sind meist zu mild bemessen.

Wilddiebstahl, der Diebstahl von Wild im freien Revier; wird solches aus umzäunten Gehegen auf irgend welche Weise gestohlen, so liegt ein gemeiner Diebstahl vor, weil solches Wild sich im Eigentum und Besitz befindet.

Wildfolge, s. Jagdfolge.

Wildfuhren, s. Wildbahn.

Wildfütterung, s. Futter.

Wildgans, s. Gans.

Wildgarten, s. v. w. Wildpark.

Wildhege, die Schonung und Pflege des Wildes.

Wildkalb, der junge weibliche Nachwuchs des Hochwilds, der männliche heißt Hirschkalb; also Edel-, Dam-, Elchwildkalb, resp. Edelhirschkalb ꝛc. Wie lange das Individuum Kalb genannt wird, ist bei den verschiednen Hochwildarten angegeben.

Wildkasten, Transportkasten für lebend zu transportierendes Wild.

Wildkatze, s. Katze.

Wildkeller, ein Keller zur Aufbewahrung des erlegten Wildes vor seiner Benutzung; am besten eignet sich ein Eiskeller zu diesem Zweck.

Wildlaus (Hirschlaus), ein bekanntes Ungeziefer auf den Hirscharten.

Wildmeister, Titel eines einem größern Wildgehege vorstehenden Jagdbeamten. Er war in frühern Zeiten gebräuchlich, wo man der Jagdpflege mehr Aufmerksamkeit zuwandte als der Waldpflege. In neuerer Zeit, wo sich dieses Verhältnis umgekehrt hat, ist dieses Amt meist verschwunden und nur noch in einzelnen Privatjagdverwaltungen zu finden.

Wildpark (Wildgarten, Tiergarten). Teils um sich das Eigentum und den Besitz des Wildes mehr zu sichern, teils und besonders aber, um es von dem Austreten auf die Felder und der dadurch entstehenden Beschädigung derselben abzuhalten, umzäunt man die Reviere, in welchen sich Wild befindet oder ausgesetzt wird, und nennt eine solche Wildbahn »W.«; hauptsächlich hat man dabei Hochwild im Sinn, denn Sauen hegt man am liebsten in sogen. Sauparken oder Saugattern ein, und Rehe halten sich auf die Dauer im eingeschlossenen Zustand nicht;

will man aber diese Wildgattungen alle in einem Park vereinigen, so muß er groß genug, d. h. sehr groß sein, um allen diesen Wildarten nicht nur hinlängliche Äsung zu verschaffen, sondern auch Raum, um sich voneinander absondern zu können. Je größer ein solcher W. ist, desto mehr wird das eingeschlossene Wild die Natur des frei lebenden behalten, also echte Jagdfreude gewähren, je kleiner, desto mehr wird dasselbe verkümmern und zum Zerrbild zusammenschrumpfen. Ein W. für Edelwild wird nicht unter 2000 ha umfassen dürfen und sicher wird dies ein zu kleiner Raum sein, wenn er noch andre Wildarten gleichzeitig enthalten soll; für Damwild kann er bedeutend kleiner sein, weil dieses den eingeschlossenen Zustand am besten verträgt, und ähnliches gilt von den Sauen, bei denen die hinlängliche Schüttung oder Fütterung die Hauptsache ist, die aber freilich in sehr engem Einschluß von etwa 100 ha fast zahm werden, also die Freude an der Erlegung zur Geschmackssache machen.

Die am meisten ins Gewicht fallende Frage vor Einrichtung eines Wildparks ist die Umzäunung, ihres unter allen Verhältnissen sehr bedeutenden Kostenpunkts wegen. Sie muß so hoch und dicht sein, daß das Wild dieselbe weder überspringen, noch sich durch dieselbe hindurchzwängen kann; für Rotwild muß der Zaun eine Höhe von 2⅔ m haben, von welcher die obere Hälfte aber nicht dicht zu sein braucht, wobei an eine Umzäunung aus Querlatten gedacht wird, welche zwischen die Pfosten eingeschoben werden und sich nach oben immer mehr voneinander entfernen; nimmt man aufrechte Latten, also einen sogen. Staketzaun, so müssen diese natürlich gleichweit voneinander abstehen und zwar so weit, daß ein Stück Wild den Kopf zwischen den Latten nicht durchschieben kann. In neuerer Zeit werden in Anbetracht der hohen Holzpreise häufig Drahtzäune von Telegraphendrahtstärke angewandt. Welches das vorteilhafteste Material ist, entscheidet die Örtlichkeit, wie sich auch der Kostenpunkt solcher Umzäunungen in Rücksicht auf den sehr verschiedenen Holzpreis und die Höhe der Arbeitslöhne in verschiedenen Gegenden auch nicht annähernd generalisieren läßt. Von einer Steinmauer wird heutzutage wohl nirgends mehr die Rede sein. Sind die Mittel zur Umzäunung da, so muß ein geeigneter Waldteil ausgesucht, resp. die Frage gestellt werden, ob, wo keine Auswahl ist, das betreffende Revier sich eignet. Will man den Milzbrand nicht bald ausbrechen sehen, so wird man auf gutes, fließendes Wasser sein Augenmerk richten und dasselbe eventuell durch Kanalisierung beschaffen; denn die meisten stehenden Gewässer, wenn sie nicht sehr klar sind, haben in der Sommerhitze bei Regenmangel verdorbenes Wasser und machen das Wild leicht krank. Ist der Boden sehr arm, so daß er nicht viel natürliche Äsung bietet, so wird viel gefüttert werden müssen und das Vergnügen sehr teuer werden. Es ist dem Wild Bedürfnis, sich stecken zu können; daher dürfen geräumige Dickungen nicht fehlen, wie auch frische Wiesen und bruchige Stellen unentbehrlich sind; erstere müssen eventuell angelegt werden, wie auch einige Flächen als Wildäcker bestellt werden müssen. Masttragende Laubhölzer sind sehr erwünscht in Abwechselung mit Nadelhölzern, deren Heideunterwuchs dem Wild eine gern angenommene, immer wieder nachwachsende Äsung bietet.

Was die Besetzung mit Wild anbetrifft, so sprechen dabei die Boden- und Bestandsverhältnisse ein sehr bedeutsames Wort, so daß allgemeine Sätze kaum aufgestellt werden können. Hartig rechnet für jedes Stück Edelwild 4 ha Wald und Wiese, Damwild 3 ha, Rehwild 2 ha und denkt sich dabei einen Wald von Buchen und Eichen mit etwas Weich- und Nadelholz und hinreichend raumem Bestand, um viel Gras wachsen zu lassen, und verlangt mithin für einen Wildstand von 250 Stück Edelwild, 450 Stück Damwild und 150 Rehen ein Areal von rund 2600 ha. Ob die Forste in frühern Zeiten dies geleistet haben mögen, wollen wir dahingestellt sein lassen, zweifeln aber die Richtigkeit dieser Sätze stark an und halten den Wildstand für solche Fläche für fast um die Hälfte zu hoch, es sei denn,

daß man sich an einer Herde herabgekommenen und verkümmernden Wildes zu erfreuen vermag oder aber keine Fütterungskosten scheut, auf welche solcher Wildstand auf solchem Raum zum großen Teil angewiesen sein würde, abgesehen von der sichern Devastierung des Holzwuchses als der natürlichen Folge zu gedrängten Wildstands. Eine Besichtigung der jetzt vorhandenen Wildparke wird den Wert obiger Angaben darthun. Diese Fragen entscheidet die Örtlichkeit, aber möge sie auch noch so günstig sein, so wird kein Wildparkbesitzer auf irgend welche Reinerträge aus der Jagd rechnen dürfen, wie ja überhaupt kein Jagdrevier solche gewährt, am wenigsten ein kostbarer W. Vorteilhaft ist es immerhin, eine Fasanerie in solchem W. anzubringen, wenn sich die Örtlichkeit dazu eignet, und ähnliche Gehege, weil sich die Umwehrungs- und Beaufsichtigungskosten dadurch verteilen. Die übrigen Grundsätze bei Behandlung eines Wildparks leiten sich aus der Naturgeschichte der Wildarten her, die bei den einzelnen gegeben ist und gekannt werden muß, wenn man solche Anlage mit Erfolg belohnt sehen will. Die in der Neuzeit sehr empfohlenen Drahtzäune können in Ländern mit hohen Holzpreisen allerdings bedeutend billiger hergestellt werden als hölzerne Umfriedigungen, sie haben jedoch den großen Nachteil, daß das Wild, ehe es nicht durch längere Einschließung sich gewissermaßen mechanisch die Nähe des Zauns eingeprägt hat, die Drähte nicht bemerkt und durch Gegenrennen sich sehr beschädigt; auch bleiben die Hirsche nicht selten mit den Geweihen in ihnen hängen, und manches Wild erwürgt sich in ihnen, da der elastische Draht den Kopf eher durchzustecken gestattet als die hölzerne Latte, das Wild diesen aber nicht wieder herausbekommen kann. Geflochtene Drahtzäune eignen sich nur zu Umwehrungen im kleinen Maßstab, wie zum Internieren einiger Stücke in Gärten oder Parken.

Wildpret, s. Wildbret.

Wildschaden, die Beschädigung der Forstkulturen und besonders der Feldfrüchte durch Wild, wird durch das Austreten desselben auf die Feldsaaten, durch deren Abäsen und Zertreten sowie durch Verbeißen der Holzgewächse, auch durch Schälen herbeigeführt. Obgleich ja dem eignen Besitzer diese Schädigungen oft recht empfindlich sein können, so verträgt er sie doch eher als der kleine Landwirt die Beschädigung seiner Arbeit und gehofften Erträge durch das Wild des angrenzenden Wald-, resp. Jagdbesitzers, und so entstehen eine unabsehbare Menge von Entschädigungsklagen, Streitigkeiten und sonst unerquicklichen Nergeleien, daß sie schon manchem Jagdbesitzer die Jagd gänzlich verleidet haben; wer in der Lage ist, säumt dann gewöhnlich nicht, sein Wild einzuhegen oder doch wenigstens an der gefährdeten Seite einen Zaun zu ziehen. So berechtigt viele Wildschadenklagen sind, so gänzlich übertrieben sind manche andre und werden nur als Handhaben benutzt, dem etwa mißliebigen Jagdbesitzer das Leben möglichst sauer zu machen. Sehr oft war von dem beschrieenen W., wenn er nach der That untersucht wurde, zur Erntezeit kaum noch eine Spur, in manchen Fällen überhaupt die Stelle, wo er stattgefunden haben sollte, gar nicht mehr wiederzufinden. Gütliche Einigung ist in solchen Fällen stets anzuempfehlen.

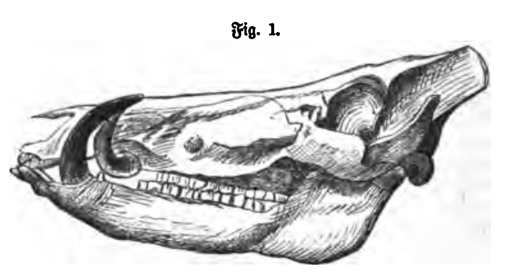
Wildschuren, s. v. w. Wolfspelze.

Wildschwein (Sus), Gattung aus der Ordnung der Vielhufer und der Familie der Schweine. Das W. (**Sus scrofa** *L.*). Weidmännische Ausdrücke. Die Gesamtbezeichnung für diese Wildart ist Schwarzwild, Sauen, im Scherz: Schwarzkittel. Das männliche ausgewachsene W. heißt Keiler (nicht Keuler), das weibliche Bache; bringt sie Junge zur Welt, so frischt sie, daher diese Frischlinge heißen; während des ersten Kalenderjahrs ihres Lebens heißen sie heurige, bis zur nächsten Rauschzeit (seltener Brunftzeit): jährige, übergangene, überlaufene oder Überläufer; sowie das junge weibliche W. zum erstenmal gerauscht hat, heißt es Bache, dann zweijährige, dreijährige Bache, nach vier Jahren: starke, grobe Bache. Das männliche zweijährige W. heißt zweijähriger Keiler, nach einem Jahr: dreijähriger (im

Scherz: Hosenflicker); das vierjährige heißt angehendes Schwein, das fünfjährige: hauendes oder gutes Schwein, vom siebenten Jahr ab: Hauptschwein, grobes Schwein oder nach der alten Jägersprache: grobe Saue (nicht etwa Sau). Eine weniger gebräuchliche Bezeichnung für das männliche W., ohne Rücksicht auf sein Alter, ist Bacher. Statt Rüssel sagt man Gebreche, daher brechen (wühlen) sie im Erdboden, welcher Gebräche heißt, und man sagt: das Schwarzwild steht im Gebräche. Die langen Eckzähne des Keilers heißen Gewehre (Hauer). Manche nennen die kürzern im Oberkiefer: Haderer, die der Bachen: Haken; das Haar heißt Borsten, die langen Borsten auf dem Rücken: Federn, die Dünnungen: Wammen, der Schwanz: Bürzel, Krickel, Leier, Ringel oder Federlein. Die dicke Haut auf den Blättern nennt man Schild. Einzelne Sauen (niemals Säue) haben ein Lager, mehrere gemeinschaftlich einen Kessel, in welchen sie sich einschieben (nicht legen); eine Gesellschaft Sauen heißt Rotte, weniger richtig Rudel; die Nahrung heißt Fraß oder Gefräß (nicht Äsung oder Weide); wo sie sich dauernd aufhalten, liegen sie, zeitweise stecken sie; widersetzen sie sich, so stellen sie sich; werden sie flüchtig, so gehen sie durch; die Hatzhunde holen sie ein und packen sie, daher der Name Packer; dann sind die Sauen festgemacht, wenn von mehreren Hunden: gedeckt; der Keiler schlägt mit den Gewehren und streitet bei der Verteidigung; hat er sich der Hunde erwehrt, so hat er sie abgeschlagen oder sich losgeschlagen. Dem W. wird der Fang gegeben, oder es wird abgefangen; bricht das Schwein durch das Jagdzeug, so schlägt es sich durchdasselbe. Sonstige Ausdrücke wie beim Hochwild.

Beschreibung. Durchschnittliche Länge 1,75 m, Bürzel 47 cm, Kopf 42, Gehör 15,8, vordere Höhe 92, hintere 84 cm; sehr starke Exemplare darüber. Gewicht bis 300 kg, gewöhnlich unaufgebrochen 150—200 kg. Alter bei normalem Verlauf 25—30 Jahre. Die untern Vorderzähne weit länger und gerade vorgestreckt; die Gewehre sind von der Wurzel aus dreikantig, die untern im Bogen rückwärts gekrümmt, die obern ebenso aufwärts und treffen somit in der Ruhe genau aneinander, so daß sie sich beim Kauen fortwährend treffen und dadurch schärfen, was im Zorn ein lautes Klatschen hervorruft. Der Kopf (Fig. 1), ungemein hoch, vom Schädel bis an die Drossel gerechnet, spitzt sich nach dem Gebreche auffallend zu, an dessen Ende die sehr bewegliche Rüsselscheibe sitzt. Gehöre stumpf zugespitzt; die ganze Gestalt nach hinten sehr abfällig, sonst dem Hausschwein ähnlich und bekannt. Der Bürzel hängt bis zur Ferse herab. Unter den steifen Borsten wolliges Unterhaar; erstere sind auf der Oberseite nach hinten, auf der Unterseite nach vorn gerichtet. Gesamtfärbung graurostbraun; Gehöre, Läufe und Bürzel fast schwarz. Im allgemeinen dunkler und heller abwechselnd. Dem männlichen Überläufer wachsen im zweiten Jahr die Gewehre aus, und das untere verlängert sich merklich gegen das obere, wächst schräg aufwärts, so daß es im vierten Jahr die zum Schlagen gefährlichste Stellung und Länge hat, und krümmt sich im spätern Alter bei dem Hauptschwein, resp. der

Fig. 1.



Schädel des Wildschweins.

groben Saue über dem Gebreche. Der Keiler kann nur seitwärts schlagen, nicht nach oben oder unten; die Bache kann überhaupt nicht schlagen, dagegen um so fürchterlicher beißen. Das W. vernimmt und wittert außerordentlich scharf, und wenngleich die kleinen Lichter im Zorn wie Kohlen funkeln, so äugt es doch nur schlecht, so daß es den einigermaßen gedeckten, ruhig stehenden Schützen nahe anläuft. Es schwimmt außerordentlich leicht und ausdauernd, wobei nur das Gebreche und die Federn über Wasser hervorragen, und trollt mit unvergleichlicher Ausdauer, fast wie der Wolf trabt, so daß zur Rauschzeit Keiler oft meilenweit herumwechseln. Die Frischlinge sind hell- und dunkelbraun längsgestreift, muntere, höchst possierliche, aber schon streitbare Geschöpfe, die von der Bache mit rasender Wut verteidigt werden; fortwährend beweglich und geschäftig, können sie selbst im Lager bei der Bache nicht Ruhe halten, sondern beginnen bald wieder ihre Spiele, wobei sie sich schnell wie ein Kreisel herumdrehen, im Boden brechen und sich gegenseitig den Fraß abjagen; erst wenige Tage alt, versuchen sie schon zu schlagen. Das W. ist ein überaus mutiges, wehrhaftes und, wenn gereizt, überaus gefährliches Wild, welches alsdann keine Gefahr achtet und mit furchtbarer Gewalt den Feind anrennt; mit Gedankenschnelle ist der den Hunden so oft den Tod bringende Schlag beigebracht, und mancher Jäger kuriert monatelang an dem tiefen und langen Schmiß im Bein, welcher den starken, rindsledernen Stiefel wie mit dem schärfsten Messer und ersteres bis auf den Knochen aufschlitzte. Keine Wunde und Qual vermag dem Hauptschwein einen Schmerzenston auszupressen, nur geringere Sauen klagen beim Anschuß laut auf, besonders wenn ein Knochen zerschossen wurde. Im übrigen ist die Stimme des Wildschweins der des zahmen ganz gleich, dessen Stammvater es überhaupt ist.

Verbreitung, Aufenthalt. Über den 55.° nördl. Br. geht das Schwarzwild nicht hinaus, sonst aber ist es weitverbreitet, und das mittlere Europa ist sein so recht eignes Heim, wenigstens gewesen. Es ist ja gewiß, daß sich das Schwarzwild mit intensiver und namentlich kleiner, parzellierter Landwirtschaft nicht verträgt und ihm deshalb kein Vorschub geleistet wird; es ist aber ebenso gewiß, daß das Geschrei über dasselbe vielfach übertrieben und tendenziös ist, besonders vom Westen her, wo es vielfach aus gewissen Gründen in Szene gesetzt wurde und wird, und man bei näherer Prüfung zu dem überraschenden Resultat gelangt, daß die Jagdpachten, welche die so »schwer heimgesuchten« Gemeinden, eben weil sie Sauen in ihren Wäldern haben, beziehen, mehr als reichlich den Schaden aufwiegen, den ihnen die Schwarzkittel zufügen. Für die Forsten ist das W. entschieden mehr nützlich als schädlich, da es mit großer Gier der sogen. Erdmast, d. h. allem Ungeziefer, nachgeht, ganze Nester von Maden sowie die Puppen und Raupen unter und auf dem Moos auflieſt; man muß eben das Thun und Treiben der Sauen in raupenfräßigen Revieren unparteiisch beobachten, um das Werk, welches sie in dieser Beziehung verrichten, zu würdigen. Die Schädigung an einer Eichel- oder Buchelsaat ist ja gewiß nicht zu unterschätzen, aber noch auszugleichen und steht immer weit unter dem Nutzen, den die Sauen in angegebener Weise dem Revier gewähren. Das Schwarzwild kann sich nur in größern Waldkomplexen halten und verlangt Dickungen, um sich in ihnen zu stecken, sowie Brücher zur Suhle; ohne letztere kann es im heißen Sommer nicht bestehen, daher bei Anlage von Saugärten, Sauparken auf deren Vorhandensein Gewicht zu legen ist. Daß ihm Eichen- und Buchenwälder der Mast wegen angenehmer sind als arme Kienheiden, bedarf keines Beweises; gleichwohl nährt es sich auch in diesen, wie ihm überhaupt die lokalen Verhältnisse in bezug auf Ebenen, Gebirge u. a. sehr gleich sind. Wenn es nur brechen, suhlen und reichliches Gefräß finden kann, fühlt es sich heimisch und wohlauf; selbst in großen Rohrwäldern ohne Baumwuchs gedeiht es ganz prächtig. So unbeholfen es aussehen mag, so geschickt klettert es in den Berghängen umher, wovon man am Rhein und Mosel sich überzeugen kann.

Trotz unablässiger, freilich auch häufig sehr unpraktischer Verfolgung ist das W. noch kein seltenes Wild und namentlich im Rheinland, Elsaß, in Brandenburg, Schlesien, Hessen-Nassau, Hannover, Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen und andern Gebieten in zum Teil recht guten Beständen vorhanden. In andern Weltteilen hat es zahlreiche Verwandtschaft, obgleich dem mitteleuropäischen W. kein andres an wehrhaften Eigenschaften voransteht.

Lebensweise, Rauschen. Dem Schwein dient eben alles Verdauliche zum Gefräß, aus dem Tierreich wie aus dem Pflanzenreich, Baummast wie Erdmast, Getreide- und Hackfrüchte, gefallene wilde und zahme Tiere, und hieraus resultiert eine gewisse Gefährlichkeit für die Jagd; denn haben sie öfters Luder oder Wildbret gefunden, und sind sie dadurch genossen gemacht, so nehmen sie wie ein Schweißhund eine kranke Wildfährte an, reißen das Stück nieder und fressen es in unglaublicher Geschwindigkeit auf; auch junge, noch unbeholfene Wildkälbchen sollen unter diesen Umständen keineswegs sicher vor ihnen sein. In den Brüchern brechen sie unablässig nach allerlei Getier, und possierlich sieht es aus, wenn ein Frischling eine Schlange erwischt hat; sofort beginnt er sie aufzuknatschen, die Geschwister hören diesen verlockenden Ton aber sehr bald, eilen herbei und fassen den andern Teil des Reptils an, worauf ein lustiges, lebhaftes Zerren beginnt, bis der leckere Schmaus verteilt und verschlungen ist. Geringe Sauen schlagen sich in größere Rotten zusammen, starke Keiler dagegen führen ein grämliches, vereinsamtes Leben, und findet man ein Lager, so darf man annehmen, daß es von einem solchen oder etwa kranken Schwein herrührt; denn Bachen und geringe Keiler und der Nachwuchs schieben sich neben- und übereinander in einen Kessel ein, lassen sich verschneien und fahren plötzlich unter lautem Schnaufen kurz vor dem unerfahrenen Weidmann heraus, der vor Schreck wie gebannt steht, zumal er den grauen, von ihm wohl bemerkten Gegenstand für ein Stück Eichenstamm hielt. Kommt aber die Rauschzeit heran, so trollen die starken Keiler heran, schlagen die schwächern ab und beschlagen nach einigen ungeschlachten Tändeleien die Bachen. Die schwächern Keiler irren alsdann heimatslos umher, daher man sie zur Rauschzeit gelegentlich da spürt, wo sonst keine Sauen liegen, und drängen sich sogar, wo Schweineherden ausgetrieben werden, an die zahmen Sauen, wodurch Sprößlinge entstehen, die dem Besitzer keineswegs erwünscht sind; denn sie arten nach dem struppigen Vater, sind sehr unbändig und widersetzlich, bald zu erkennen, von keinem Käufer begehrt und verderben die Nachzucht in verschiedene Generationen, weshalb die Besitzer solcher Sauen sie alsbald zu schlachten pflegen. Treffen starke Keiler aneinander, so gibt es ein gewaltiges Turnier, wobei sie sich auf die Blätter und in die Wammen zu schlagen trachten und wie die Wirbel im Kreis drehen; dessenungeachtet bleibt selten einer auf dem Platz, wenn es überhaupt einmal beobachtet worden ist. Die Bache geht 18 bis 20 Wochen hochbeschlagen und frischt alsdann in einem sehr versteckten, weichen Lager 10—12, doch auch weniger Frischlinge, welche während der beiden ersten Wochen das Lager nicht verlassen. Stets ist die Bache bei ihnen oder in nächster Nähe, und wehe dem unberufenen Eindringling, welcher dieser Stätte sich naht, er findet fürchterlichen Empfang durch die wie unsinnig mit offenem Gebreche auf den geringsten Klagelaut eines Frischlings heranstürmende Bache. Nach dieser Zeit folgt die bunte Schar der Bache, und nicht selten vereinigen sich mehrere zum gemeinsamen Trutzbündnis, so daß man alsdann starke Rotten sieht und spürt. Selbstverständlich und besonders in unruhigen Revieren liegen die Sauen bei Tag still, gegen Abend aber trollen sie, eine hinter der andern, zunächst der Suhle zu und alsdann ins Gebräche, wo sie freilich oft arg wirtschaften und das Kartoffel- oder Rübenstück des kleinen Landmanns vollständig umkehren; sowie aber eins Morgenluft wittert, trollen sie dem Holz und dem Kessel zu und schieben sich zur Verdauung ein. Sind sie wenig gestört, so

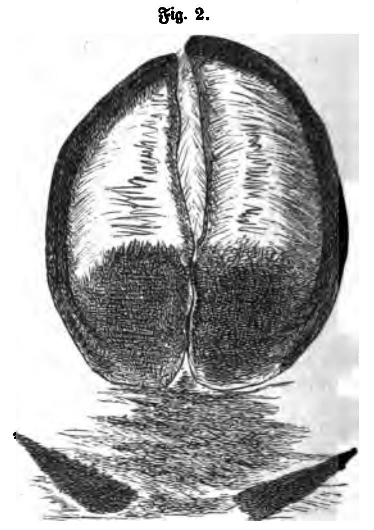
brechen sie auch gelegentlich über Mittag. Abgesehen davon, daß das W. überhaupt ein sehr unstätes Wild ist, wechselt es bei Verfolgungen, oder wo das Gefräß sehr zerstreut umherliegt, sehr weit umher und liegt oft viele Kilometer von dem Revier ab, wo es der Jäger am Tag vorher spürte, und manchmal an Stellen, wo es niemand vermutet. Daher ist ihm ohne Spurschnee nicht leicht beizukommen.

Jagd.

Das Schwarzwild ist noch das einzige der Jetztzeit, welches den Jäger daran mahnt, daß sein Gewehr nicht nur eine Vertilgungs-, sondern auch eine Schutzwaffe, also ein Gewehr in des Worts ursprünglicher Bedeutung ist, und je mehr die Sauen sich vermindern, desto mehr schwindet der letzte Rest von dem Ritterlichen und Mannhaften der Jagd; mag immerhin manche Saujagd ungefährlich und glatt verlaufen, so bietet sie doch auch Momente, wo der Mann seinen Mut zu erproben Gelegenheit findet. Dem angeschossenen Keiler in der schneebehangenen Dickung nachzuschleichen, wo schnelles Ausweichen oft seine Schwierigkeit hat, ist keine Kleinigkeit; denn in solchem Zustand sichert der Keiler mit furchtbarer Schärfe und ist am Jäger heran, ehe dieser es vermutete. Dagegen nimmt das nicht gedrängte Schwein, wo es Platz zur Flucht und zum Ausweichen hat, den Jäger nicht leicht an, und selbst der kranke Keiler rennt zwar den Jäger an, wobei er schlägt, überrennt ihn wohl auch, bleibt aber nicht stehen und kehrt nicht um; die kranke Bache dagegen, welche nicht schlägt, sondern beißt, ist unberechenbar und tritt gelegentlich auf dem niedergeworfenen Feind umher, ihn arg zurichtend; im schlimmsten Fall könnte man sich wohl vor dem annehmenden Keiler durch Niederwerfen retten, was bei der Bache das verkehrteste Rettungsmittel wäre; in der Praxis aber hat man keine Zeit zu solchen Überlegungen, und es bleibt daher ein schneller Sprung auf die Seite das beste Auskunftsmittel.

Die Spur des Wildschweins (Fig. 2 starkes Schwein, Fig. 3 Frischling) bietet nicht die vielfachen Eigentümlichkeiten der Edelwildspur; die Schalen aller jüngern Sauen sind rechtsseitig länger als linksseitig, mit zunehmendem Alter verliert

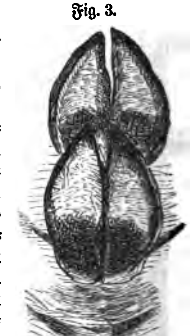
Fig. 2.



Spur des Wildschweins (2/3 natürl. Größe).

sich aber dieses Kennzeichen, beim hauenden Schwein sind schon beide Schalen gleichlang, und die Fährte ist dann der des Rotwilds zwar nicht unähnlich, doch macht das stärkste Schwein kaum einen so weiten Schritt wie ein Achter, dessen Fährte natürlich viel schwächer ist, und bei jeder Sauenfährte, schon beim Frischling, drücken sich die Oberrücken deutlich aus, während dies beim Edelwild nur auf der Flucht oder auch in sehr weichem Boden der Fall ist.

Fig. 3.



Spur des Frischlings (2/3 natürl. Größe).

Die Birsch ist beim Edelwild so ein-

gehend beschrieben, daß beim Schwarzwild nur an den einen Umstand zu erinnern bleibt, daß dasselbe nur sehr mäßig äugt, wogegen der Jäger alle Sorgfalt bezüglich Vernehmens u. Witterns aufzuwenden hat.

Die Sauhatz stand in frühern Zeiten allen andern Methoden obenan, solange es eben weniger kostspielig war, die zahlreichen Hunde dafür zu halten. Diese Hatzhunde oder Hatzrüden teilte man in schwere und leichte und verstand unter erstern die großen englischen Doggen (Mastiffs, Canis molossus) oder Kreuzungen aus ihr, die dem Stamm an Schwere nichts nachgaben; unter den letztern verstand man die sogen. dänische Dogge (Canis danicus) oder Ulmer Dogge, zusammen auch Blendlinge genannt, weil sie offenbar eine Kreuzung sind und zwar aus dem Mastiff und einem großen, glatthaarigen Windhund. Diese Blendlinge haben sich neuerdings als Luxushunde sehr verbreitet und erreichen eine Schulterhöhe von 1 m, gewöhnlich aber nur die immerhin stattliche von 80—90 cm, bei einer Länge von 1,30 m. Die schweren, nicht leicht zu behandelnden Rüden hat man wohl nirgends mehr; überhaupt spielt die Sauhatz nicht mehr die Rolle wie früher, und gewöhnliche Wildbodenhunde thun, wenn sie nur scharf daran gehen, auch recht gute Dienste. Unter einer Hatz versteht man eine Anzahl Hatzhunde, welche gemeinschaftlich ein Schwein einzuholen und festzumachen gewöhnt sind; ihre Stärke und Qualifikation entschied über die Kopfzahl, gewöhnlich rechnet man 8—9 Hunde auf eine Hatz und verlangt von ihnen, daß sie das stärkste Schwein festzumachen vermögen. Sehr schweren Hunden gibt man einige leichtere, mit Vorteil große Windhunde, bei und löst die schweren Hunde zuerst, die leichten später, so daß sie alle gleichzeitig an das Schwein herankommen. Zu je 2—3 Rüden gehört ein Hatz- oder Rüdemann, der sie an den Hatzseilen führt; jeder solcher bekommt bei der Hatz seine Nummer, nach welcher er sich in die Hatzlinie einstellt. Jede Hatz steht unter dem Befehl eines Kommandeurs, alle zusammen befehligt ein berittener Direktor, dem ein ebenfalls berittener Gehilfe zur Seite steht, um die Befehle schnell an Ort und Stelle zu bringen. Die an der Jagd teilnehmenden Reiter werden den verschiedenen Hatzen zugeteilt, stellen sich bei diesen hinter die Schirme mit von der Streifhatz abgewandtem Gesicht, und die Rüdemänner lösen, sowie diese begonnen hat, die Schleifen der Hatzseile und wickeln sie sich um die Hand, um sie auf Kommando sofort lösen zu können. Die Sauen werden nunmehr den Schirmen zugetrieben, und sowie sie hervorbrechen, ruft der Kommandeur leise »Vor!«, worauf einige Hunde vorgebracht werden, damit sie die Sauen sehen, und auf das Kommando »Hetz!« sofort losgelassen werden. Auf einen dreijährigen Keiler läßt man 4—6 Hunde laufen, auf einzelne schwächere etwa 4, auf den Frischling nur 2 leichte Rüden, auf eine ganze Rotte aber je nach der Kopfzahl 2—3 Hatzen. Man hetzt aus dem Holz auf freies Terrain; je kleiner dieses ist, desto näher läßt man die Sauen heran- und bald erst zwischen den Schirmen durchkommen, bald hetzt man sie auf den Kopf, um sie zu sprengen, was ein Haupterfordernis eines guten Erfolgs ist. Sowie ein Schwein von Hunden festgemacht oder gedeckt ist, sitzt der betreffende Reiter ab und fängt es mit dem Hirschfänger auf dem Blatt ab, nachdem es, wenn thunlich, von einem Rüdemann ausgehoben, d. h. ihm der linke Hinterlauf aufgehoben, worden ist, worauf es sich nicht rühren kann. Unverbrüchliches Festhalten der Hunde ist hierbei Lebensfrage, und es gibt Fälle, wo ein starkes Schwein von einem einzigen Hund festgemacht und dabei abgefangen wurde. Der Rüdemann ruft seine Hunde alsdann zusammen und bringt sie hinter den Schirm zurück, wo etwa geschlagene verbunden werden. Diese Jagdart wurde früher in eingestellten Distrikten und mit besonderm Glanz abgehalten. Bei Kesseljagen wird der betreffende Distrikt mit Tüchern eingestellt, und die Sauen werden den Schützen zugetrieben, welche aber erst nach ihnen schießen dürfen, wenn sie zwischen ihnen durch sind, um sich nicht gegenseitig zu gefährden.

Die interessanteste und wenigst kostspielige Jagd ist die mit dem Saufinder oder Saubeller, welcher dem Schwein auf der Fährte folgt und, nachdem er es eingeholt, es so lange verbellt und dadurch beschäftigt, bis der Jäger sich herangeschlichen hat, um es schießen zu können. Geht das Schwein durch, so muß er ihm laut folgen, bis er es wieder zum Stehen gebracht hat, darf es aber niemals anfassen. Hieraus ergibt sich, daß ein weidlauter Finder die ganze Jagd irreführen, also verderben würde. Jeder Hund, der Sauen gern jagt, eignet sich zu diesem Geschäft, nur darf er nicht zu groß sein, weil ihn alsdann das Schwein fürchtet, sich nur schwer vor ihm stellt und er selbst auch gern anfaßt; zu klein soll er aber auch nicht sein, weil er sonst dem Schwein nicht recht folgen kann und dieses ihn gar nicht respektiert, er es also nicht zum Stehen bringt; um ihn vor Schlägen einigermaßen zu sichern, ist langes Haar vorteilhaft für ihn. Die Jagd mit diesem dem Sauenjäger unentbehrlichen Hund kann zu jeder Jahreszeit betrieben werden; man zieht mit ihm am Riemen zu Holz, löst ihn, wo man Sauen vermutet, und folgt dem Laut, bis er stellt, worauf man sich vorsichtig anschleicht und das Schwein totschießt. Will man das Schwein aber hetzen, so führt man einige Rüben mit sich und löst sie, sobald der Finder laut jagt. Lebensfrage für die Hunde ist dabei, daß sie an das Schwein auf der Flucht herankommen und es von hinten her packen; wird auf den Standlaut gehetzt, und merkt das Schwein die Annäherung der Hunde, so wird es, wenn es stark ist, dieselben erwarten, nachdem es sich, wenn irgend möglich, gegen einen Strauch oder sonstige Deckung gedrückt hat, und in der Regel fallen dabei einige Hunde den furchtbaren Schlägen des Keilers zum Opfer und meist die besten, die zuerst heran waren, es sei denn, daß sie gewitzt genug sind, an ihm vorbeizuprellen und ihn mit schneller Wendung von hinten her zu packen, was aber nur selten vorkommen und glücken wird.

Die Treibjagd auf Sauen ist zwar die gewöhnlichste Jagdmethode, namentlich wenn man keine Hunde hat, erfordert aber Sachkenntnis, wenn man ordentliche Erfolge erzielen will. Gilt es nur Einem im Treiben steckenden Schwein, und kann man wenigstens notdürftig spüren, so geht ein Schütze oder Treiber dem Schwein langsam zu Leib und treibt es den Schützen zu, die aber sehr achtsam sein und stillstehen müssen. Hat man aber eine ganze Rotte ausgemacht, so ist es durchaus nötig, daß man sie sprengt; denn glückt dies nicht, und werden die Sauen hart gedrängt, so brechen sie blindlings bei den Schützen oder Treibern in dichter Rotte durch und werden meist vorbeigeschossen und sobald nicht wieder zum Stehen gebracht, denn eine solche Rotte geht sehr weit durch. Die Treiber gehen mit mäßigem Geräusch im Haken gegen die gleichfalls so aufgestellten Schützen vor und vor ihnen 2—3 sehr zuverlässige Jäger etwas hin und her; auf diese Weise werden die Sauen langsam vorwärts gedrängt, von verschiedenen Seiten beunruhigt und suchen sich alsdann durch die Schützen durchzuschleichen, wobei diese gut zu Schuß kommen. Haben die Treiber den Haken der Schützen erreicht, und sind noch nicht alle Schweine durch, so machen sie Halt, gehen aber langsam hin und her, bis die letzten Sauen durchgebrochen sind, wozu sie sich endlich doch entschließen. Hat man Bracken zur Disposition, so bringt man sie durch die Treiber gegen den Wind heran und läßt einzelne suchen; fangen diese zu jagen an, so löst man nach und nach auch die andern, aber von verschiedenen Punkten, so daß die Sauen von allen Seiten her gejagt werden; dadurch werden sie irre, sprengen sich und kommen meist einzeln zu Schuß, vorausgesetzt, daß das Jagen von den Schützen rundum besetzt ist, da man bei Brackenjagden nie wissen kann, wo das gejagte Wild durchbricht. Ist das Jagen groß, so machen einige zuverlässige und umsichtige Schützen, die den Hunden hinein folgten, oft die besten Geschäfte, nur müssen sie stets bedacht sein, so zu schießen, daß sie keinen der Genossen dabei verletzen.

Parforcejagd wird selten auf Sauen angelegt, verläuft sonst, wie beim Edel-

hirsch angegeben, und der Keiler wird, wenn man einen vorher eingefangenen dazu benutzt, wie in der Regel bei den Hofjagden im Grunewald bei Berlin, vorher rasiert, d. h. es werden ihm die Hauer genommen, damit er den Hunden weniger gefährlich werde. Eingestellte Jagden werden wie beim Hochwild betrieben.

Nächst der Jagd spielt der Fang des Schwarzwilds eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man legt dazu Saugruben an, d. h. große, etwa 2 m tiefe Gruben mit senkrechten Wänden, überdeckt sie mit Reiserwerk und streut Kirrung nach ihnen hin, wobei manches Schwein hineinstürzt und gefangen wird. Wichtiger aber ist der Saufang (Fig. 4), wobei man ganze Rotten fangen und die Sauen dadurch sehr dünn kriegen kann.

Der Saufang, der allerorten übereinstimmend angelegt wird (vgl. v. Riesenthal, Das Weidwerk), dient dazu, Schwarzwild lebendig zu fangen, resp. auf die bequemste und billigste Weise zu beseitigen. In Dickungen, welche die Sauen am liebsten annehmen, wo wenig menschlicher Verkehr und auch keine forstlichen Arbeiten vorliegen, errichtet man im Umfang von 20 qm eine mit dichten Wänden umgebene Vermachung derart, daß man von 2 zu 2 m etwa 30 cm starke Pfosten eingräbt, so daß sie 2,5 m über und 1 m in der Erde stehen. Nach den Angaben v. Meyerincks im »Weidmann« (1872) nimmt man die Säulen, in welchen die Fallthür angebracht wird, bis 32 cm stark und 4 m über der Erde, um die Thür bis 2 m aufziehen zu können, und verbindet sie oben und unten mit starken Querhölzern. Auf dem obern wird eine kleine Rolle angebracht, damit die Thür durch eine um erstere gewundene starke Leine, welche bis zur Stellung läuft, möglichst leicht auf und ab gezogen werden kann. Um den Sauen das Überfallen der Thür, wenn sie sich gefangen fühlen, unmöglich zu machen, nagelt man noch 2 Querhölzer über derselben, doch so an, daß die Thür in ihren Bewegungen nicht gestört wird. In die Falze der Säulen werden gespaltene Rundknüppel, mit der Rindenseite nach außen, dicht eingelegt, auch noch etwa 30 cm in den Boden versenkt, weil sich starke Sauen sonst leicht auswühlen würden. Die etwa 1 m breite und 2 m hohe Fallthür wird mit Bohlen quer und dicht ausgekleidet und mit Kreuzhölzern benagelt, damit sie sich nicht wirft, auch nicht dem Anprall der gefangenen Sauen nachgibt. Die Fallthür muß bequem in den Falzen der Pfosten laufen und erhält oben in der Mitte eine Krampe, in welcher die Zugleine befestigt wird. Zur Stellung dient ein aus zähem, etwa 5 cm starkem, geschältem Holz zusammengefügtes Kreuz, um dessen Kreuzpunkt die Zugleine gewickelt ist. Zwei gegenüberstehende

Fig. 4.



Saufang.

Enden des Kreuzes werden etwas flach gespitzt und in die Kerben zweier bis an die Köpfe in den Erdboden geschlagener Pfähle gesteckt; diese Vorrichtung bringt man etwa 10 m von dem Eingang an, zieht nun die Thür auf und steckt das Kreuzholz mit der Leine in die genannten Kerben, wodurch die Thür schwebend erhalten wird. Oder man schlägt bloß einen Pfahl mit einer Kerbe ein und legt einen etwa 1 m langen Knüppel in die Kerbe, dessen anderes Ende so stark beschwert wird, daß die Thür in der Schwebe erhalten bleibt. Somit ist die Stellung fängisch bewirkt. Alle diese Vorrichtungen bringt man schon im Juli an, damit sie verwittern, ehe man im Herbst vor Abfall der Mast mit dem Fang beginnt. Nun verscharrt man

Ende August etwa 40 Schritt von der Fallthür entfernt 1—2 Pferdekadaver und begießt sie mit Heringslake, deren Geruch die Sauen sehr anlockt, spritzt auch solche in den Saufang hinein, um den Sauen die Richtung nach demselben geläufig zu machen, und legt nun Kartoffeln um den Kadaver und einzelne nacheinander bis in den Fang hinein. Die Sauen werden Kartoffeln und Luder bald aufgezehrt haben, dann erneuere man die Kirrung mit Getreide, auch Gescheide und sonstigem Luder, bis die Sauen ohne jede Scheu alle Kirrung innerhalb des Saufangs aufzunehmen sich gewöhnt haben; sodann stelle man die Thür in der angegebenen Weise fängisch, worauf ein oft glänzendes Resultat nicht ausbleibt, denn sobald die Sauen an die stark beköderte Stellung stoßen oder sie gar unterwühlen, schlägt das Holz aus den Kerben, und die Thür fällt hernieder. Damit man möglichst viele fängt, darf außerhalb des Saufangs nunmehr nur noch wenig Kirrung liegen; innerhalb desselben muß sie im Bogen um die Stellung gestreut sein, damit die vordersten nicht zu schnell an diese gelangen und die Stellung lösen, wenn die meisten noch außerhalb stehen. Diese Art zu fangen bleibt aber immer dem Zufall anheimgegeben; will man gewisse Stücke oder ganze Rotten fangen, so muß die Zugleine an eine Kanzel geleitet sein, auf welcher ein Jäger den entsprechenden Moment abwarten und die Leine schnell kappen muß. Bleiben einzelne Sauen draußen, so muß er den Versuch in nächster Nacht wiederholen; denn fällt vor den außenstehenden die Fallthür herab, dann darf man auf geraume Zeit deren Rückkehr nicht erwarten. Je mehr Mangel an Gefräß, namentlich in schneereichen, kalten Wintern, wo die Sauen wenig brechen können, desto besser lohnt dieser Fang.

Dem Schwarzwild wird beim Zerwirken der Kopf abgelöst, der dann eine besondere Tafelzierde ist; ehe der Koch ihn bearbeitet, wird er mit einem glühenden Eisen gesengt. Die Schwarte muß mit dem Messer Schnitt um Schnitt abgeschärft werden. Die Verwendung von Wildbret, Schwarte und Borsten ist bekannt.

Wildstand, der Bestand an Wild auf einem Revier, in einem ganzen Land 2c.

Wildsteige, s. Steige.

Wildtaxe, der von der zuständigen Behörde festgesetzte Geldwert für das Individuum der verschiedenen Wildarten, bezieht sich aber meist nur auf dasjenige Wild, welches administriert wird, d. h. bezüglich der Stückzahl nur nach einem Abschußplan abgeschossen werden darf und infolgedessen einzeln verrechnet werden muß. Die kleine Jagd wird meist in Bausch und Bogen verpachtet. Natürlich weicht die W. in den verschiedenen Ländern ab.

Wildtrage, eine Trage zum Transport des erlegten Wildes zur Strecke, besteht meist aus einem Stück Netz, welches an den Langseiten an zwei Stangen befestigt ist, vermöge deren zwei oder vier Träger, je nach der Schwere des Stücks, dasselbe an seinen Bestimmungsort tragen.

Wildtransport, das Wegschaffen erlegten Wildes nach seinem Bestimmungsort, wobei seine möglichste Erhaltung zu beachten ist. Daher darf es an heißen Tagen nicht übereinander geschichtet liegen und muß, wenn der Sonne ausgesetzt, mit Tüchern oder grünen Brüchen bedeckt sein, um die Aasfliegen abzuhalten. Der Transport lebenden Wildes erfolgt in Kasten (s. d.), in denen es zwar liegen, aber sich nicht umdrehen kann, weil es sonst auszubrechen sucht oder sich sonst ungebärdig zeigt. Geweihe tragenden Hirschen pflegt man diese abzusägen, weil sie zu viel Raum wegnehmen. Sehr häufig geht Wild auf längerm Transport vor Angst ein, kümmert aber im bessern Fall meist noch längere Zeit.

Wildwache, Leute, welche bestellt sind, Wild von Äckern oder Forstkulturen abzuhalten.

Wildzaun, eine Umwehrung zum Abschließen des Wildes. Gewöhnlich versteht man den Zaun um einen Wildpark darunter; doch auch kürzere oder längere Zäune verschiedenster Konstruktion, um das Wild im freien Revier von gewissen benachbarten Feldfluren abzuhalten, heißen so.

Wimpel schlagen, ein Zeichen des Hirsches; er macht es, indem er mit dem Geweih Ameisen- oder Streuhaufen aus-

einander wirft; es gehört zu den weniger gerechten.

Wind spielt bei der Jagd eine höchst bedeutungsvolle Rolle, und so wenig ein braver Jäger von altem Schrot und Korn »den Mantel nach dem W. hängen« wird, so wird und muß er doch genau wissen, woher er weht. Je mehr ihm der W. gerade ins Gesicht bläst (voller W.), desto besser für ihn; im Notfall hilft auch Seiten- oder halber W., der ihn also von der Seite abweht; birscht er aber mit dem W., also mit Überwind, so braucht er die Büchse nicht von der Schulter zu nehmen. Ist der W. vor Schwäche kaum fühlbar, so geben einige Züge Tabaksrauch über den Luftzug Auskunft, und ist auch jener nicht vorhanden, so mache man sich den Finger naß und halte ihn ausgestreckt in die Höhe, wo man bald an dem kühlen Gefühl und Abtrocknen der betreffenden Seite die Richtung merken wird. In den Bergen muß die durch Thalzüge leicht wechselnde Windrichtung öfter kontrolliert werden als in der Ebene, wo er, ohne sich zu stoßen, konstante Richtung zu behalten pflegt. Man unterscheidet Ober- oder Überwind, wenn er über dem Jäger nach dem Wild hinzieht, Unterwind, wenn er unter dem erstern, z. B. wenn dieser auf einer Kanzel sitzt, wegstreicht; unter W. birschen oder schleichen heißt dies gegen den W. thun. Kesselwind entsteht, wenn mehrere Thäler oder Waldwege aufeinander treffen, an denen der W. sich stößt, so daß er nach verschiedenen Seiten hin weht. Vor Gewittern tritt er sehr häufig ein. Schlechter W. weht vom Jäger nach dem Wild hin, gibt also diesem die Witterung. Voller W. bläst dem Jäger gerade von vorn ins Gesicht.

Windbüchse, ein Schießgewehr, welches das Geschoß nicht durch Pulverkraft, sondern durch die Ausdehnung der in der sogen. Windflasche, dem Luftbehälter, eingepreßten und durch Abdrücken plötzlich befreiten Luft hinaustreibt. Sie gehört schon der Geschichte der Waffen an und ist nur noch in Waffensammlungen zu sehen; eine ausgedehnte Verbreitung hatte sie nie.

Winde, s. v. w. Windhunde.

Winden (Wittern), das prüfende Einziehen der Luft von seiten des Wildes, um sich über etwaige Gefahr zu vergewissern. Gleichbedeutend mit sichern ist es nicht, denn hierunter versteht man auch die Sinnesthätigkeit von Gehör und Gesicht, und dieser Ausdruck bezieht sich überhaupt nicht auf einen gewissen Sinn. Beim W. hebt das Wild die Nase hoch und zieht die Luft schnüffelnd ein, wie man am Hund jederzeit beobachten kann.

Windflasche, s. Windbüchse.

Windhetze (nicht Windhatz), die Jagd mit Windhunden.

Windhetzer, die Jäger, die mit Windhunden hetzen.

Wind holen, die vorzügliche Eigenschaft guter, erfahrener Jagdhunde, infolge deren sie sich den Wind suchen, um das Wild zu finden. Hühnerhunde verlassen oft plötzlich die eingeschlagene Richtung und beschreiben mit hoch gehobener Nase einen Bogen, bis sie den Wind gefunden, resp. sich geholt haben.

Windhund, s. Hund.

Windkugeln, die Kugeln, welche beim Gießen nicht ganz voll wurden, sondern ein Loch bekommen haben; sie schleudern meist etwas und fahren mit lautem Pfeifen durch die Luft. Ist das Loch groß, so gießt man sie lieber um.

Windleinen, die Leinen am hohen Zeug, welche, an den Oberleinen befestigt, von der Richtung dieser winkelig abgehen und, im Boden angeheftelt, die Tücher vor der Gewalt des Windes aufrecht erhalten.

Wind, schlechter, s. Wind.

Windspiele, eine kleine Abart der Windhunde, sonst diesen im Äußern sehr ähnlich.

Wind suchen, s. Wind holen.

Wind, voller, s. Wind.

Windweih (Turmfalke), s. Falken 8).

Winterhaar, das Haar am Haarwild, welches ihm gegen den Herbst hin gewachsen ist und, um vor der Winterkälte zu schützen, dichter und wolliger ist; gewöhnlich ist es von etwas hellerer Färbung als das Sommerhaar.

Winterstand, die Örtlichkeit, in welcher das Wild den Winter über zu stehen pflegt, oder die Stückzahl, welche nach dem etatsmäßigen Abschuß zur guten Zeit als Stamm über Winter gehegt wird.

kann. Zum Herbst schleicht er meist einzeln umher, sowohl auf waldfreien Örtlichkeiten als in Wäldern, und dezimiert dem Bauer am liebsten seine Schafe, unter die er auch am Tag vor den Augen des Hirten einbricht. Die Schafe ergreifen zwar die Flucht vor ihm, bleiben aber bald stehen und starren ihn an, wodurch er Zeit gewinnt, sich eins, auch mehrere zu holen. Zwar gelingt es ihm auch wohl, ein einzelnes Pferd oder Rind zu beschleichen; doch wo diese Tiere draußen zu sein gewöhnt, auch im Notfall sich selbst zu verteidigen genötigt sind, wird ihm diese Absicht oft gründlich verleidet, indem die Pferde der Steppen ihre Füllen in die Mitte nehmen und sogar der angreifende Teil werden, wobei ihre scharfen Hufe in energische Thätigkeit kommen. Auch die Rinder nehmen ihn bald an, und gerät er unter eine ihn kennende Schweineherde, so wird er sicher in Stücke zerrissen, und es werden an diese Kämpfe gewöhnte Herden sogar Hunden gefährlich. Diese jagt der W. auch, wo er kann, lockt sie durch scheinbare Flucht vom Gehöft weg; dem einzelnen Hund wird dann durch einen zweiten W. der Rückweg abgeschnitten. Helfen diese gewöhnlichen Mittel nicht, so legt er sich stundenlang in den Hinterhalt und gern in die tief aufgefahrenen Geleise von Wegen und Straßen.

Die Ranzzeit dauert während des ganzen Winters, da die Wölfinnen zu sehr ungleicher Zeit hitzig werden, obgleich es jede nur, wie eine Hündin, etwa 14 Tage lang bleibt. Nach 64 Tagen welft die Wölfin in einem sichern Versteck 4—6 in den ersten drei Wochen blinde Junge, verteidigt sie nicht ohne Mut, trägt sie aber lieber im Fang in ein andres Versteck, wenn sie irgend welche Gefahr merkt.

Jagd.

Die Wolfsspur ist bereits beschrieben und wird auch ohne Schnee dem Jäger auffallen; aber selbst in zweifelhaften Fällen, also bei nur unklar abgedrückter Fährte, wird er ihr seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, da ein großer, im Wald sich umhertreibender Hund ebenso gefährlich werden kann wie ein W. Früher machte man eingestellte Jagen mit dem Wolfszeug und hatte auch alle Ursache dazu, dieselben von polizeilicher Seite anzuordnen, als und solange der W. eine Landplage bei uns war, wie er es heute noch in andern Ländern ist; in den Bezirken aber, wo nur gelegentlich ein oder einige Wölfe aus der Nachbarschaft einwechseln, begnügt man sich mit der Treibjagd, wobei man trachtet, den Distrikt, in welchem sie stecken, entweder mit Schützen ganz zu umstellen, oder diese und die Treiber in Haken gegeneinander zu stellen, so daß sie von vornherein Fühlung miteinander haben. Die unbedingteste Stille bei allen solchen Vorkehrungen ist aber die conditio sine qua non; denn besonders da, wo der W. nicht heimisch ist, wittert er mit verdoppelter Aufmerksamkeit und schleicht sofort, möglichst gegen den Wind, wobei ihn seine unfehlbare Nase leitet, so still davon, daß er oft schon über die Grenze ist, wenn das Treiben eben seinen Anfang nimmt. Vor den Treibern schleicht er vorsichtig hin und her, drückt sich, bricht aber endlich schnell durch, und nun kommt es auf den glücklichen oder unglücklichen Schuß an; denn ist er gefehlt, so hat auch die Jagd ihr Ende, indem der W. nun meilenweit davontrabt, ehe er sich steckt, diese Gegend längere Zeit meidet, auch wohl, wenn er ihr fremd war, überhaupt nicht wiederkehrt. Wo Wölfe häufig sind und daher regelmäßige Jagden stattfinden, werden solche Treiben natürlich öfters wiederholt, mit großem Erfolg aber mit Hilfe von Bracken, welche den W. scharf jagen, was freilich nicht alle thun, weshalb eine gute Wolfsmeute von Wert ist. In Rußland, wo der W. häufig in großen Röhrichten steckt, werden diese, mit Schützen umstellt, von solchen Bracken abgejagt, und außerdem werden Pikeure mit großen Windhunden da aufgestellt, wo ihnen eine gute Übersicht geboten ist. Bald jagen die Bracken laut im Röhricht umher und bringen Isegrim zu Schuß; wird er aber gefehlt, so daß er durchbricht, so hetzt der ihm nächste Pikeur seine Windhunde an ihn, die ihn auf freiem Terrain bald einholen und im wilden, wirbelnden Ringen meist schon erwürgt haben, ehe jener heran ist, welcher ihn im Notfall mit dem schweren Blei-

kopf seiner Hetzpeitsche auf die Nase und somit totschlägt. Ein angeschweißter, nicht tödlich angeschossener W. bleibt so lange auf der Flucht, daß eine Verfolgung meist zwecklos ist, wenn nicht scharf jagende Hunde zur Stelle sind, denen berittene Jäger folgen können; aber auch dann wird es eine lange Jagd geben. Der W. hat eine Witterung, die den Hunden zuwider sein muß, da, wie schon oben bemerkt, die wenigsten, und selbst scharfe Hunde nicht, auf ihn jagen, die meisten im Gegenteil, wenn sie die Spur ihres nahen Verwandten finden, das Haar sträuben und von ihr abgehen.

Eine eigentümliche und besonders interessante Jagd auf den W. wird durch das sogen. Anheulen bewirkt. Wenn nämlich die alten Wölfe gegen Abend von den Jungen weg und auf Raub traben, unterlassen sie niemals, in gewissen Entfernungen den Jungen zuzuheulen, worauf diese antworten. Hierdurch ist es möglich, deren Aufenthalt sicher festzustellen, was selbstverständlich die erste Aufgabe für den Jäger sein muß. Wo also Nestwölfe zu vermuten sind, horchen die Jäger oder ein Jäger mit sachkundigen Treibern vom Abend bis in die Nacht hinein umher, bis sie das Abschiedsgeheul der alten Wölfe deutlich vernommen haben, dann umstellen sie den Distrikt am nächsten Abend und achten wiederum genau auf das Geheul, bis es in der Ferne ganz erstorben ist. Nun heult einer der Jäger, der die Stimme freilich täuschend ähnlich nachzuahmen verstehen muß, die jungen Wölfe an und merkt sich sowie seine Gefährten genau die Stelle, von welcher die Antwort derselben ertönte. In Zwischenpausen von einigen Tagen wird das Anheulen wiederholt, bis die Örtlichkeit ganz festgestellt ist; doch die Beteiligten müssen sich sehr hüten, irgend welche Zeichen ihrer Anwesenheit zurückzulassen, selbst das Rauchen aussetzen. Wenn nun auch die Wölfe nicht genau auf derselben Stelle bleiben, da sie im Heranwachsen auch beweglicher werden, so haben sie doch sicher einen gewissen Distrikt nicht verlassen und auf diesem die Wechsel nach dem Wasser und zurück sicher festgehalten, und so wird nunmehr zur Jagd geschritten, der Distrikt von den Schützen so dicht wie möglich und in aller Stille, aber nicht vor 10—11 Uhr des Morgens, umstellt, damit man der erfolgten Rückkehr der alten Wölfe sicher ist. Darauf werden die jungen Wölfe nochmals angeheult, worauf sie trotz der Anwesenheit der Alten antworten, und sogleich beginnt das Treiben gegen die Schützen zu oder, wenn der Distrikt ganz umstellt ist, gehen die Treiber im Jagen hin und her, mit Vorteil auch einige Schützen; hat man Bracken, so läßt man diese die Wölfe jagen, worauf sie bald zu Schuß kommen, und sollten auch die Alten gefehlt werden und durchbrechen, so sind die Jungen eine sichere Beute, da sie sich nicht entschließen können, ihre Heimstätte zu verlassen. Die Kosaken und andre Steppenbewohner jagen den W. parforce, indem ihm ein Reiter nachjagt und das erschöpfte und alsdann sehr feige Tier mit seiner schweren Peitsche erschlägt.

Der Ansitz auf Wölfe kann nur Erfolg beim Luder haben, aber selbst dann ist er mißlich, wenn nicht ein Hochstand, also eine Kanzel, zur Verfügung ist. Das Luder muß, wenn es der W. annehmen soll, auf einer Blöße liegen; denn in der Dickung ahnt Isegrim Verrat, zumal er nicht um sich äugen kann. Liegt aber auch das Luder auf einer Blöße, so umkreist es der W. erst ferner und näher und wittert den Jäger jedenfalls, was auf dem Hochstand so leicht nicht zu befürchten ist. Spürt man, daß sich die Wölfe stark angeludert haben, so darf man annehmen, daß sie in einer der nächsten Dickungen sich gesteckt haben, da sie alsdann nicht gern weit wegtraben; glückt es, den Ort still und schnell zu umstellen, so kommen sie leicht zu Schuß, freilich entscheidet aber auch dieses eine Treiben, denn sie traben sehr weit fort, wenn sie mit heilem Balg davonkommen. Schrote Nr. 2—1 sind die beste Ladung, Posten streuen sehr, sind daher unsicher.

Wo Wölfe noch häufig sind, legt man auch Wolfsgruben oder Wolfsfänge an, etwa 4 m tiefe, 3—4 m im Quadrat umfassende Gruben, in deren Mitte ein Pfahl mit darauf befestigter Scheibe angebracht wird, auf welcher als Köder eine

Ente oder ein Schaf, am besten lebendig, befestigt wird. Die Öffnung der Grube wird mit dünnem, durch Schafsmist verwittertem Reiserwerk leicht überdeckt, so daß der W. hindurchfällt, wenn er den Köder sich aneignen will. Auf dem Boden kann man noch 1—2 mit Häcksel verblendete Tellereisen anlegen, um dem W. jedes Entkommen abzuschneiden, und er wird in der Grube entweder erschossen oder totgeschlagen. Schwanenhals und ein starkes Tellereisen werden, wie unter »Falle« beschrieben, gelegt.

Man kann den W. auch, wie jedes blindgeborne Tier, mit Krähenaugen (Nux vomica) oder dem verwandten Strychnin vergiften, indem man das Gift dem Luder durch Einschnitte einfügt. Bekanntlich verenden so vergiftete Tiere nach so kurzer Zeit, daß man sie nicht weit vom Fangplatz verendet findet.

Der W. verendet, gleich allen hundeartigen Tieren, an einigen schweren Schlägen auf die Nase. Er wird wie jedes andre Raubtier gestreift und liefert zwar ein sehr brauchbares Pelzwerk, doch behält dies jahrelang einen widerlichen Geruch. Man nennt solche Pelze Wildschuren. Auch geben sie schöne und warme Decken auf Wagen und Schlitten.

Wölfen (richtiger: welfen), vom Wolf, Hund rc., s. v. w. gebären.

Wolfsbalg, das Fell des Wolfs.

Wolfsfang, s. Wolf.

Wolfsgärten sind gänzlich veraltete umzäunte Plätze, welche so eingerichtet waren, daß der eingedrungene Wolf den Ausgang nicht wieder fand, daher oft stundenlang im Kreis umherlief. G. L. Hartig beschrieb einen solchen in seinem »Forst- und Jagdarchiv«. Da der Wolf die Tuchlappen sehr scheut, so sind diese ein sehr bewährtes Mittel, ihn an der Flucht, wenn er umstellt ist, zu hindern, und besonders, wenn sie durch angestellte Mannschaft stets in Bewegung gehalten werden. An einer Seite stellt man fängisch gestellte Netze vor und läßt den Wolf gegen sie treiben; wird er vor den Netzen scharf getrieben, so fällt er meist hinein, verwickelt sich und wird erschlagen.

Wolfsgrube, s. Wolf.

Wolfsklauen, die an den Hinterläufen mancher Hunde befindlichen losen, verkümmerten Zehen mit Krallen, die auf der Innenseite sind und höher stehen als die vier andern. Es herrschte früher der Aberglaube, daß Hunde mit W. der Tollwut nicht unterworfen wären.

Wolle, das Haar der Hasen.

Worgen (Würgen), der eigentümliche Ton des Auerhahns, wenn er sich in der Balzzeit am Abend auf seinem Standbaum soeben eingeschwungen hat; das Verhören dieses Tons ist wichtig, wenn man den Auerhahn demnächst anspringen will.

Wurf, die von einer Hündin gleichzeitig gewelften Jungen.

Würgen sagt man von den Hunden, wenn sie Raubzeug totbeißen; auch wenn die Windhunde den Hasen gefangen haben, w. sie ihn. Vgl. Worgen.

Würger (Laniidae *L.*), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Schnabel gerade, an der Spitze des abwärts gebogenen Oberschnabels ein scharfer Zahn, an der Schnabelwurzel starre Bartborsten, welche die Nasenlöcher verdecken. Ständer stark und getäfelt, an den Zehen verhältnismäßig starke Krallen. Schwanz lang und keilförmig. Obgleich weder den nutzbaren noch den eigentlichen raubenden Vögeln zuzuzählen, gehören die W. während ihres oft schädlichen Auftretens in den Bereich des Jägers. Vier Arten.

1) **Raubwürger** (Lanius excubitor *L.*; großer, gemeiner, grauer W., großer rc. Neuntöter, Bergelster, Krikelster, großer Dorndreher, Buschfalke, Wageringel; s. Abbildung). Länge 24 cm, Schwanz 11, Schnabel 1,8, Lauf 2,7, Mittelzehe ohne Kralle 1,6 cm. Stirn weiß; Oberkörper hell blaugrau, Unterleib weiß mit gelblichem Anflug an den Seiten; ein schwarzer Streifen durch die Augen vom Zügel bis an den Nacken; die großen Flügeldeckfedern schwarz, die kleinen aschgrau; Schwungfedern schwarz mit weißen Wurzeln und Spitzen, bilden auf den Flügeln zwei weiße Flecke; der Schwanz ist in der Mitte schwarz mit einem schmalen weißen Spitzensäumchen, nach den Seiten hin von der Wurzel an immer mehr weiß, so daß die vorletzte Feder nur einen schwarzen Fleck und die

äußerste einen solchen Streifen längs des Schafts hat. Weibchen trüber gefärbt, auf der Brust mattgraue Wellenzeichnung. Die Jungen haben auf Brust und Rücken dunkelbraune Wellenzeichnung. Schnabel und Füße schwarz, Iris dunkelbraun. Der Raubwürger ist über ganz Europa, Nordafrika und einen Teil Asiens verbreitet, doch bei uns nicht gemein. Er bewohnt die Ränder der Feldhölzer und Waldungen, auch einzelne Baumgruppen, sowohl in ebenen als gebirgigen Gegenden, nur meidet er Sumpfboden. Sein Nest baut er gewöhnlich auf die starken Äste



Raubwürger (Lanius excubitor).

mittelhoher Bäume, meist hoch, doch auch in Sträucher; es besteht aus Halmen, Gras, Stroh, im Innern aus Wolle, Haaren und Federn, und man findet im Anfang Mai 5—7 Eier darin, die auf mattgrünem Grund am stumpfen Ende einen Kranz von grünlichbraunen Flecken haben und mit hellen oder dunkeln Punkten mehr oder weniger gezeichnet, 27 : 20 mm groß, bald rund, bald gestreckt sind und in 15 Tagen ausgebrütet werden. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus allen Vögeln, deren er habhaft werden kann. Von einem erhöhten Standpunkt aus, Pfahl oder Stein, mustert er seine Umgebung, und seinem scharfen Auge entgeht so leicht nichts. Vor Sperbern und Habichten versteckt er sich furchtsam, alle Vögel aber, die er bewältigen kann, Singvögel, Wachteln, junge Feldhühner, zur Winterszeit Sperlinge und Amseln, würgt er unbedenklich, und wenn augenblicklich gesättigt, spießt er sie im Vorrat auf Dornen. Sonst vertilgt er Insekten und Gewürm, womit er hauptsächlich die Nestjungen füttert, Blindschleichen, Eidechsen und Feldmäuse. Er ist ein starker, frecher Geselle, dem nur die Fluggewandtheit fehlt, um es Habichten und Sperbern gleich zu thun, darf also niemals im Revier gelitten werden. Er ist bald Stand-, bald Strichvogel, streicht im März und Oktober herum, je nach der Ergiebigkeit seines Bezirks. Ein äußerst wachsamer Vogel, warnt er andre Vögel durch sein Geschrei vor drohenden Gefahren. Seine Stimme klingt wie »Schräk schräk!« hart und laut, lockend wie »Krü krü!« mit schwatzendem Gesang, in welchem er die Stimmen andrer Vögel nachahmt. Trotz seiner verhältnismäßig unbedeutenden Erscheinung gehört der Raubwürger zu unsern frechsten Dieben und setzt mit beispielloser Zähigkeit und Frechheit einer vermeintlichen Beute zu, so daß er, mehrfach vertrieben, immer wieder zu einem Käfig zurückkehrt, in welchem ein Singvogel, den er zu rauben gedenkt, sich befindet. Im Winter stellt er in den Dorfhecken unablässig den Sperlingen nach, und die arme Amsel hat infolge ihres unbeholfenen Flugs an ihm einen schlimmen Feind, vor dem sie energisch geschützt werden muß.

Jagd. Mit der Flinte ist dem scheuen Vogel nicht leicht beizukommen, dagegen geht er, dank seiner Dreistigkeit und Raubgier, leicht in Netze und Fallen, besonders auch auf Leimruten. Ein gewöhnlicher, aber mit schwerem Deckel versehener Meisenkasten fängt ihn sicher und bald, freilich muß aber der Lockvogel außer seinem Angriffsbereich untergebracht werden, denn er würde ihn sicher fangen und verzehren, trotz der Gefangenschaft, in welcher andre Vögel anfänglich so verängstigt sind, daß sie an nichts andres denken. Die Falkeniere benutzten den Raubwürger beim Falkenfang, da er aus Angst die heranstreichenden Falken dem Falkenier in der Hütte verrät. In der Gefangenschaft wird er zahm.

2) **Grauer W.** (Lanius minor *L.*; schwarzstirniger W., Dorndreher, kleiner grauer Neuntöter, Schäferdickkopf, Sommerkrikelster). Länge 21 cm, Schwanz 9,5, Schnabel 1,2, Tarsus 2,2 cm. Stirn schwarz bei den Alten. Die erste Schwinge

erreicht nicht die Mitte der zweiten und nicht die Spitze der obern Flügeldecken. Oberkörper hell aschgrau, Unterkörper weiß, Brust und Seiten schön rosenrot angeflogen. Stirn und Streifen durch das Auge tiefschwarz. Flügeldeckfedern schwarz, die kleinsten mit grauen Rändern; Schwungfedern schwarz, die vordern, auf der obern Hälfte weiß, bilden Einen weißen Fleck im Gegensatz zu den zweien des Raubwürgers. Der Schwanz an den vier mittelsten Federn schwarz, die äußersten weiß, die nächsten der Mitte zu haben immer größere schwarze Schaftflecke, so daß sich die schwarze Färbung des Schwanzes nach unten hin verbreitert. Die Jungen haben den Stirnstreifen nicht, auch fehlt ihnen der rötliche Anflug. Der Rücken ist bei ihnen gelbgrau mit weißlichen Säumen. Hauptkennzeichen Größe und Flügelbildung. Er ist über ganz Europa verbreitet, mit Ausnahme Englands, in Deutschland häufiger als der Raubwürger, liebt kleinere Gehölze, Parkanlagen, Baumgruppen, auch Weiden und Wiesen, wo er gern hohe Standpunkte einnimmt, die Gegend zu beobachten. Sein Nest baut er in dicht belaubte Bäume aus duftenden Gräsern und Blumen, innen mit Federn ausgelegt. Sein Gelege besteht aus 5—7 Eiern, denen des Raubwürgers ähnlich, nur etwas grünlicher, mit feiner, glänzender Schale, etwa 26 : 18 mm groß. Rötlich gefärbte Eier sind sehr selten. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Käfern, Heuschrecken, Maulwurfsgrillen und andern Insekten; er macht auch nicht in so eingehender Weise Jagd auf Vögel, nimmt sie aber, namentlich Nestjunge, wo und wann er sie erwischen kann. Er ist gewandter im Flug als der Raubwürger und nicht so raublustig, weniger scheu und zwar eine hübsche Erscheinung, dennoch aber unter Singvögeln nicht zu dulden. Seine Stimme klingt wie »Scharrek! scharrek!«, in heftiger Erregung wie »Grääk! grääk, grääk!«; auch ahmt er andre Vogelstimmen nach. Der schwarzstirnige W. ist bei uns meistenteils Zugvogel und bleibt nur in wärmern Gegenden über Winter. Im August bis in den September hinein verschwindet er schon südwärts, um im Mai wiederzukehren. Er liebt sonnige Baumpflanzungen, siedelt sich daher in Parkanlagen, an Viehweiden, Wiesen und Äckern an, wo er gute Umschau halten und seiner Beute nachgehen kann. Jagd und Fang sind wie beim vorigen und im allgemeinen von geringem Belang.

3) **Rotrückiger W.** (Lanius collurio *L.*; kleiner Neuntöter, Dorndreher, blauköpfiger W., Dickkopf, Finkenbeißer, Großkopf, Spießer). Länge 18 cm, Schwanz 8,4, Schnabel 1,2, Tarsus 2,4 cm. Die zweite Schwinge ist länger als die fünfte und kürzer als die vierte, Schwingen braun ohne weißen Spiegel. Kopf, Hinterrücken und Bürzel aschgrau, Oberrücken samt Flügeldeckfedern lebhaft rotbraun; Unterleib weiß mit rosenrotem Anflug an der Brust; Schwanz braunschwarz, die beiden mittlern Federn ausgenommen, haben alle seine Federn weiße Endkanten und ebensolche Wurzeln mit Längsflecken. Vom Nasenloch ein schwarzer Streifen durch die Augen. Der starke, an der Spitze gekrümmte und gezahnte Schnabel schwarz, Ständer schwarzgrau, Iris braun. Weibchen haben den Oberkörper matt rostbraun, Unterkörper gelblichweiß mit schmalen dunkelbraunen Wellenlinien; Kehle weiß, Streifen durchs Auge und die Wangen braun, über dem Auge ein trübweißer Strich. Schwungfedern dunkelbraun, Schwanzfedern rostbraun mit wenig Weiß. Schnabel bläulich, an der Spitze schwarz. Jungen den letztern ähnlich, mit hell fleischfarbigem Schnabel, rötlichgrauen Ständern und hellbrauner Iris. Er ist der gemeinste unter den Würgern und in Europa weitverbreitet, auch nach Norden zu, meidet Waldungen durchaus, liebt aber Dorngebüsche in der Nähe von Viehweiden, Feldern und Gärten. Er ist Zugvogel, der im Mai zu uns kommt und im August südlich zieht. Sein Nest findet man in Dorngebüsch und Rosen tief und geschickt versteckt, aus Moos, Würzelchen, feinen Stengeln und Federn gebaut, innen mit weichem Material gepolstert; es enthält im Mai 5—6 Eier, welche auf rötlichem, gelblichem oder grünlichem Grund schön rostbraun und aschgrau punktiert

sind, am stumpfen Ende kranzförmig gereiht. Sie werden in 14 Tagen vom Weibchen ausgebrütet. Trotz seines zierlichen, hübschen Aussehens ist auch dieser ein äußerst gefährlicher Nesträuber, der neben Insekten nur von jungen Vögeln lebt, denen er, nachdem er ihnen die Flügel gebrochen, zuerst das Gehirn aushackt. Sein Gesang ist ein Gemisch von allen Vogelstimmen, Locktönen und Strophen, seine ihm eigentümlichen Laute klingen wie »Gäk, gäk, gäk!«, auch »Treng, treng!« Er hat besonders die Gewohnheit, die Dornen mit Insekten und jungen Vögeln zu bestecken, wird von Unkundigen wegen seiner hübschen Färbung und kleinen Gestalt meist beschützt, ist aber, wo man sich an den Singvögeln erfreuen will, nicht zu dulden. Beim Abfliegen senkt er sich herab und schwingt sich im Bogen auf den nächsten Ruhepunkt, woran man ihn erkennen kann. **Fang** wie bei den vorigen.

4) **Rotköpfiger W.** (Lanius rufus *Briss.*; Rotkopf, Pommeraner, Waldelster, Waldkatze). Länge 19 cm, Schwanz 8,4, Schnabel 1,2, Tarsus 2,4 cm. Das alte Männchen hat den Hinterkopf und Hinterhals schön rostbraun; Stirn, Streifen über den Augen, Wangen und Halsseiten schwarz, ebenso Vorderkopf, vor den Augen weiß; Oberrücken braunschwarz, Unterrücken grau, Steiß weiß; auf den Schultern ein großes, längliches Feld, Flügel braunschwarz. Die neun vordern, auf der Wurzelhälfte weißen Schwingen bilden einen weißen Fleck; der abgerundete Schwanz in der Mitte schwarz, nach der Seite hin immer mehr weiß, äußerste Randfeder fast weiß. Unterseite von den Nasenlöchern an gelblichweiß mit rötlichem Anflug nach den Seiten. Der starke, gekrümmte Schnabel gezahnt, schwarzgrau, ebenso Ständer; Iris braun. Weibchen ebenso, nur matter gefärbt. Die Jungen sehen denen des rotrückigen Würgers sehr ähnlich, Oberkörper braun mit grauen Wellenzeichnungen; Unterseite gelblichweiß, mit Ausnahme der Kehle mit gelben Wellenlinien; Schwanz braun, weiß gekantet, Flügelfedern schwarzbraun, rostfarben gekantet. Schnabel braun, Ständer grau, Iris hellbraun. Er bewohnt Europa und Afrika, ist aber bei uns nicht gerade häufig. Bissig und mörderisch wie der Raubwürger, hat er auch dessen Lebensweise und Aufenthalt. Sein Nest findet man gewöhnlich in hohen Sträuchern oder Bäumen, und es enthält im Mai 5—6 Eier von bauchiger Gestalt, welche auf gelblichem oder grünlichem Grund aschgraue und gelbbraune Flecke, auch kranzförmige Zeichnungen haben. Seine Nahrung, außer Insekten und anderm Gewürm, sind Vögel, junge und alte, und er greift selbst Krähen, Elstern, Häher und Wildtauben an. Seine Mordlust bleibt hinter keinem Gattungsverwandten zurück. Auch er ahmt andrer Vögel Stimmen nach. Der rotköpfige W. ist Zugvogel und gleicht im übrigen gänzlich seinen Verwandten.

Würgfalke (Würger), s. Falken 3).

Wurm, s. Hundekrankheiten.

Wurmen sagt man von der Schnepfe, wenn sie mit dem Schnabel den Boden nach Würmern untersucht.

Würmer, s. Hundekrankheiten (S. 251).

Wurzeln, das Umherwühlen oder Stechen des Dachses in der Erde nach Weide.

Wut (Tollwut), s. Hundekrankheiten (S. 251).

Z.

Zaghaft sagt man vom Auerhahn, wenn es ihm mit dem Balzen nicht rechter Ernst ist.

Zahn, 1) die stachelartigen Spitzen an den Bügeln mancher Eisen. — 2) Der spitze Ausschnitt am Oberschnabel der Falken und Würger.

Zain, der Bürzel des Dachses.

Zaupe, s. v. w. Hündin.

Zeichen, gewisse Merkmale in der Fährte und nach dem Schuß auf ein Stück Wild, s. Edelwild (S. 88).

Zeichnen, das Sichgebärden eines Wildes, wenn es den Schuß empfängt; s. die verschiedenen Wildarten. — Z. sagte man auch vom Leithund, wenn er mit der Nase in die Fährte des Edelwilds fuhr.

Zerlegen, ein Wild für den Küchengebrauch zerkleinern; am Hasenbraten läßt man nur den Rücken und die Keulen, alles übrige ist Kochwildbret. Bei Hoch- und Schwarzwild sagt man zerwirken.

Zerwirken, s. Zerlegen.

Zeug, die Jagdtücher und -Netze im allgemeinen; alle Zusammensetzungen mit diesem Wort bedeuten gewisse Vorrichtungen und Werkzeuge mit ihm oder für dasselbe. — Dunkles Z. nennt man die Jagdtücher, helles Z. die Jagdnetze bei eingestellten Jagen, lichtes Z. die Netze im Gegensatz zum dichten, den Tüchern.

Zeugjäger (Zeugknechte), s. v. w. Jagdzeugjäger, resp. Jagdzeugknechte.

Zeugmeister, s. v. w. Jagdzeugmeister.

Ziehen, von Hühnern, s. v. w. streichen; auch das Wegfliegen der Vögel, z. B. der Feldhühner, auch das Wandern der Zugvögel heißt Z. — Vom Hoch-, Schwarz- und Rehwild, s. v. w. vertraut nach einem Ort hingehen, z. B. zu Holze z.

Zielen, das Gewehr auf den zu treffenden Gegenstand richten.

Ziemer (Zimer), 1) der Rückenbraten vom Hoch-, Reh- und Schwarzwild. — 2) S. v. w. Misteldrossel, auch Wacholderdrossel; s. Drosseln 1) u. 4).

Ziemer, schwarzkehliger, s. Drosseln 7).

Zippe (Singdrossel), s. Drosseln 2).

Zorch, s. Taucher 1).

Züge, die gewundenen Furchen im Büchsenrohr.

Zügel, s. Vogel.

Zuggans (Saatgans), s. Gans 2).

Zugvogel, ein Vogel, der im Herbst regelmäßig weite Wanderungen in seine südlicher gelegenen (wärmern) Winterquartiere unternimmt und im Frühjahr an seine Brutstätte wiederkehrt.

Zündhütchen, die bekannten kleinen kupfernen Hütchen, welche auf die Pistons der Perkussionsgewehre gesteckt werden. Sie enthalten eine kleine Quantität Knallquecksilber, welches durch Aufschlagen des Hahns explodiert und durch das Zündloch hindurch das Pulver im Gewehr entzündet. — Besonders stark gefüllte, um ein unreines Piston zu reinigen, nennt man auch Sprenger.

Zündnadelgewehr, s. Gewehr.

Zurückbleiben, ein gerechtes Zeichen des Edelhirsches, s. Edelwild (S. 88).

Zurücksetzen sagt man vom Edelhirsch, wenn er in einem Jahr weniger Enden aufsetzt als im vorhergegangenen.

Zusammenbrechen, das Stürzen des Hoch- und Schwarzwilds nach dem Schuß.

Zusammenbrennen, das schnelle Entzünden des Zündungsmaterials und der Pulverladung.

Zusammenfallen, das gegenseitige Sichanfallen und Beißen der Hunde.

Zusammenhalten, das Zusammenbleiben der aus einer Flinte geschossenen Schrotkörner.

Zusammenkunftsort, s. Rendezvous.

Zusammenreißen, das Niederreißen größern Wildes durch Hunde.

Zu Schanden schießen, s. v. w. zu Holz schießen.

Zuspruch, ermunternde Worte an einen Hund.

Zwang, ein gerechtes Hirschzeichen.

Zwangtreiben, s. Edelwild (S. 96).

Zweigrecht, früher das Recht, zu Jagdzwecken Bäume ausästen oder auch fällen zu dürfen.

Zwergadler, s. Adler 6).

Zwergbrachvogel, s. Strandläufer 3).

Zwergeule, s. Eulen 3).

Zwergfalke, s. Falken 7).

Zwerggans (Bläßgans), s. Gans 3).

Zwergkäuzchen (Zwergeule), s. Eulen.

Zwergkormoran, s. Scharbe.

Zwergmeerschwalbe (Zwergseeschwalbe), s. Möwenartige Vögel 3).

Zwergohreule, s. Eulen 7).

Zwergreiter, s. Strandläufer 1).

Zwergrohrhuhn, s. Sumpfhühner 5).

Zwergschnepfe, s. Strandläufer 8).

Zwergseeschwalbe, pommersche, s. Möwenartige Vögel 3).

Zwergsumpfhuhn, s. Sumpfhühner 5).

Zwergtrappe, s. Trappen 2).

Zwilling, ein Doppelgewehr.

Zwinger, s. v. w. Hundezwinger.

Autorenverzeichnis.

Erklärung der Abkürzungen, welche bei den wissenschaftlichen Namen der Tiere den Namengeber bezeichnen.

Alb. M. — **Albertus Magnus**, Graf von Bollstädt, geb. 1193 zu Lauingen in Schwaben, Dominikaner, einer der größten Gelehrten des Mittelalters, starb 1280.

Aldrovandi — **Aldrovandi**, Ulysses, geb. 1552, Professor der Medizin und Direktor des botanischen Gartens in Bologna, starb 1605. Beschreibende Naturwissenschaft.

auct., Auct. — Auctorum, der Autoren.

B., s. Bechstein.

Baed. — **Bädeker**, F. W. J., Apotheker in Witten a. d. Ruhr. Ornitholog. Eier der europäischen Vögel (1855—64).

Baird — **Baird**, Spencer F., geb. 1823 zu Reading in Pennsylvanien, Beamter der Smithsonian Institution. Säugetiere und Vögel Nordamerikas.

Bechst. — **Bechstein**, Johann Matthäus, geb. 1757 zu Waltershausen, starb als Direktor der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen 1822. Forstinsekten, Forst- und Jagdwissenschaft, Vögel.

Belisarius — **Belisarius Aquivivius**, schrieb 1518 ein Werk über Falkenjagd.

Belon — **Belon**, Pierre, geb. 1517, starb zu Paris als Professor am Collège de France 1564. Fische, Vögel.

Ben. — **Beneden**, Pierre Joseph van, geb. 1809 zu Mecheln, lebt als Professor der Zoologie in Löwen. Besonders Parasiten und Cetaceen.

Beseke — **Beseke**, Johann Melchior, geb. 1746, starb 1802 als Professor der Rechte zu Mitau in Kurland. Vögel Kurlands.

Bff., s. Buffon.

Blas. — **Blasius**, Johann Heinrich, geb. 1809 zu Eckerbach im Rheinland, Professor der Naturgeschichte in Braunschweig, starb 1870. Wirbeltiere Deutschlands und Europas (mit Keyserling).

Blumenb. — **Blumenbach**, Johann Friedrich, geb. 1752 zu Gotha, starb 1840 als Professor in Göttingen. Begründer der neuern Zoologie, die er zuerst mit der vergleichenden Anatomie in Verbindung brachte.

Bodd. — **Boddaert**, Petr., lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts und hat die lateinischen Namen zu Buffons Werk gegeben.

Boie — **Boie**, H., Justitiarius in Kiel. Vögel und Insekten.

Bonap., Bp. — **Bonaparte**, Charles Lucien, Prinz von Canino, geb. 1803 zu Paris, lebte in Nordamerika und Rom, starb 1857 zu Paris. Ornitholog, besonders auch nordamerikanische Vögel.

Borkh. — **Borkhausen**, Moritz Balthasar, geb. 1760 zu Gießen, Forstmann, starb 1806 in Darmstadt. Forstbotanik.

Bouch. — **Bouché**, P. Fr., starb als Handelsgärtner in Berlin. Schädliche und nützliche Insekten.

Boy. — **Bory**, Jean Baptiste, de Saint-Vincent, geb. 1780 zu Agen, Begleiter Baudins nach Neuholland, bereiste Morea, starb 1846 in Paris. Reptilien. Auch bedeutender Botaniker.

Bp., s. Bonaparte.

Br., Brehm — **Brehm**, Christian Ludwig, geb. 1787 zu Schönau bei Gotha, starb als Pfarrer in Renthendorf bei Neustadt a. d. Orla 1864. Ornitholog.

Briss. — **Brisson**, Mathurin Jacques, geb. 1723 zu Fontenay, starb als Professor der Physik in Paris 1806 zu Broissi bei Versailles. Säugetiere und Vögel.

Bruch — **Bruch**, starb nach 1865. Monographie der Möwen.

Bruenn. — **Brünnich**, Martin Thrane, geb. 1737 zu Kopenhagen, Professor der Naturgeschichte in Norwegen, starb 1827 zu Kopenhagen. Insekten, Fische, nordische Vögel.

Buff., Bff. — **Buffon**, George Louis Leclerc, Graf von, geb. 1707 zu Montbard in Bourgogne, starb als Intendant der königlichen Gärten in Paris 1788. Berühmte Histoire naturelle générale et particulière.

Cab. — **Cabanis**, Jean Louis, geb. 1816 zu

zu Rochefort, Teilnehmer an Dumont d'Urvilles Reise nach Australien und Duperreys Reise um die Welt, starb 1849 als Professor der Medizin in Rochefort. Säugetiere und Vögel.

Licht. — Lichtenstein, Heinrich, geb. 1780 zu Hamburg, bereiste Südafrika, starb als Professor der Zoologie und Direktor des zoologischen Museums in Berlin 1857. Säugetiere, Singvögel.

Meisner et Schinz — Meisner, Fr., Ornitholog, Mitarbeiter von Schinz (s. d.).

Meyer, Mr., Meyer et Wolf, M. et W. — Meyer, Bernhard, geb. 1767 zu Hanau, starb 1836 als Hofrat und Apotheker in Offenbach. Taschenbuch der deutschen Vogelkunde (mit Wolf, 1810). S. Wolf.

Moehr. — Möhring, Paul Heinrich, geb. 1720 zu Jever, starb 1792 daselbst als Arzt. Botaniker und Ornitholog.

Mont. — Montague, George, Engländer, Zeitgenosse. Ornitholog.

Mr., s. Meyer.

Natt. — Natterer, Johann, geb. 1787 zu Laxenburg bei Wien, bereiste Brasilien, starb 1843 als Kustosadjunkt des Naturalienkabinetts in Wien. Vögel Brasiliens u. Europas.

Naum. — Naumann, Johann Friedrich, geb. 1780 zu Ziebigk bei Köthen, starb 1857 daselbst als Forstbeamter. Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Nordische Seevögel.

Newton — Newton, Alfred, Engländer, Zeitgenosse. Ornitholog.

Nils., Nilss. — Nilsson, Sveno, geb. 1787 zu Landskrona, Professor der Naturgeschichte und Konservator des Museums in Lund. Skandinavische Fauna.

Nitzsch — Nitzsch, Christian Ludwig, geb. 1782 zu Beucha bei Grimma, starb 1837 in Halle als Professor der Naturgeschichte.

Oken — Oken, Lorenz, geb. 1779 zu Offenbach, Begründer eines eigentümlichen Systems des Pflanzenreichs, starb 1851 als Professor der Zoologie in Zürich. Allgemeine Naturgeschichte.

Pall. — Pallas, Peter Simon, geb. 1741 zu Berlin, bereiste Sibirien und den Kaukasus, höchst verdient um die Erforschung Rußlands, starb in Berlin 1811. Russisch-asiatische Fauna.

Penn. — Pennant, Thomas, geb. 1726, starb als Friedensrichter 1798 auf seinem Gute Downing in Flintshire. Zoologia britannica, Polarfauna, Säugetiere.

Ray — Ray (Rajus), John, geb. 1627 zu Blacknotley in Essex, starb 1707 als einer der ausgezeichnetsten Zoologen. Vorgänger Linnés. Ornithologie, Insekten.

Rbch., s. Reichenbach.

Rbch., Reichb. — Reichenbach, Heinrich Gottlieb Ludwig, geb. 1793 zu Leipzig, starb 1879 als Professor der Naturgeschichte und Direktor des Naturalienkabinetts und des botanischen Gartens in Dresden. Säugetiere und Vögel. Synopsis avium. Auch Botaniker.

Retz. — Retzius, Andreas Johann, geb. 1742, starb als Professor der Naturgeschichte 1821 zu Lund. Fauna suecica etc.

Sav. — Savigny, Julius Cäsar, geb. 1799, begleitete als Zoolog die große französische wissenschaftliche Expedition nach Ägypten, starb in Paris. Vögel und niedere Tiere.

Schinz — Schinz, Heinrich Rudolf, geb. 1777 zu Zürich, starb 1861 als Professor der Zoologie und Direktor des Museums daselbst. Wirbeltiere Europas.

Schlegel — Schlegel, Hermann, geb. 1804 zu Altenburg, Konservator des zoologischen Museums in Leiden. Vögel, Schlangen, Reptilien.

Schreb. — Schreber, Johann Christian Daniel, geb. 1739 zu Weißensee, starb als Professor der Medizin 1810 in Erlangen. »Der zweite Linné«. Naturgeschichte der Säugetiere (fortgesetzt von Wagner), Hauptwerk.

Scopoli — Scopoli, Johann Anton, geb. 1725 zu Cavales in Tirol, Arzt, dann Professor der Chemie und Botanik zu Pavia, starb 1788 daselbst. Entomologie, Fauna insubrica etc.

Shaw — Shaw, George, geb. 1751, lebte als Arzt und Geistlicher in London und starb 1815 daselbst als Konservator am Britischen Museum. Allgemeine Zoologie.

Sibb. — Sibbald, Robert, einer der frühsten Schriftsteller über Waltiere, gibt in seiner Scotia illustrata (1684) eine eingehende faunistische und floristische Schilderung Schottlands.

Smith — Smith, Hamilton, englischer Offizier und Naturforscher, Verfasser vieler Zusätze der englischen Übersetzung von Cuviers Tierreich.

St., Steph. — Stephens, James Francis, Entomolog in London.

Storr — Storr, Theophilus Konrad Christian, geb. 1749, starb 1821 als Professor in Tübingen. Säugetiere und Vögel (1780).

Strickl. — Strickland, Hugh Edwin, geb. 1811 zu Righton in Yorkshire, bereiste den Orient, starb als Professor der Geologie zu Oxford 1853.

Suck. — Suckow, Georg Adolf, geb. 1751 zu Jena, starb als Professor in Heidelberg 1813. Naturgeschichte der Tiere.

Sykes — Sykes, W. H., Engländer, Zeitgenosse. Ornitholog.

T., Tem., Temm. — Temminck, Jacob Conrad, geb. 1778, starb 1858 als Generaldirektor des Reichsmuseums der Naturgeschichte in Leiden. Säugetiere, besonders aber Vögel.

Tengmalm — Tengmalm, Peter Gustav, Professor der Medizin in Stockholm.

Thunb. — Thunberg, Karl Peter, geb. 1743 zu Jönköping, lebte als Arzt am Kap, in Batavia und Japan, starb 1828 als Professor der Botanik auf Tunaberg bei Upsala. Einer der berühmtesten Schüler Linnés.

V. et *B.* — Le Vaillant, Franz, geb. 1754 zu Paramaribo, machte drei naturwissenschaftliche Reisen nach Afrika, starb 1825 in Paris. Papageien, Tukane ꝛc., Vögel Afrikas (deutsch von Bechstein). B., s. Bechstein.

Vieill. — Vieillot, L. P., starb 1828 in Paris. Ornitholog.

Wagl. — Wagler, Johann, geb. 1800 zu Nürnberg, starb 1832 in Moosach bei München als Professor der Zoologie in München. Vögel, Amphibien.

Wils. — Wilson, Alexander, geb. 1766 in Schottland, starb 1813 als Schullehrer in Nordamerika. Vögel der Vereinigten Staaten.

Wolf — Wolf, Johann, geb. 1765, starb 1824 als Professor in Nürnberg. Taschenbuch der deutschen Vögelkunde (mit Meyer, 1810).

Anhang: Treib- und Parforcejagd-Signale.

I. Treibjagd-Signale.

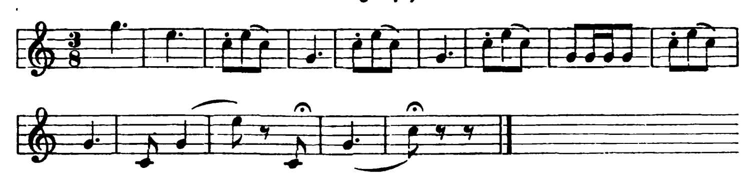



7. Zum Vorgehen der Treiber.
8. Rechter Flügel.
9. Linker Flügel.
10. Zusammenziehen der Flügel.
11. Zentrum.
12. Aufmunterung im Treiben.
13. Langsam treiben.
14. Aufhören zu schießen.
15. Heger-Ruf.
16. Antwort.
17. Sammeln der Jäger.
18. Sammeln der Treiber.





20. Hirsch tot!



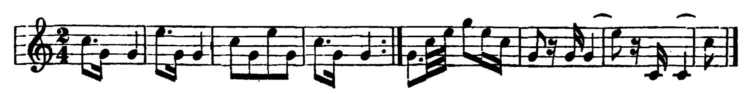
21. Damhirsch tot!



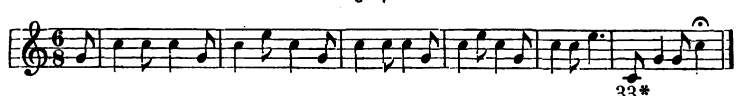
22. Sau tot!



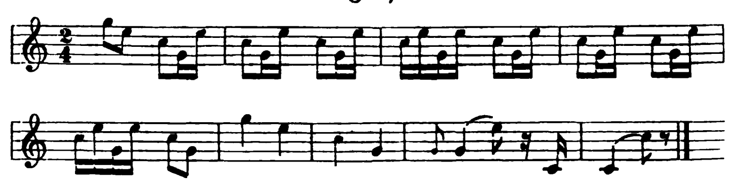
23. Reh tot!



24. Hase tot!



25. Fuchs tot!



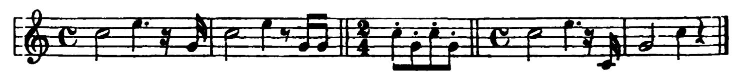
26. Federwild tot!



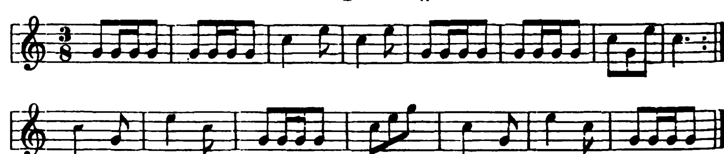
27. Blattschlagen.



28. Jagd vorbei.



29. Zum Essen.

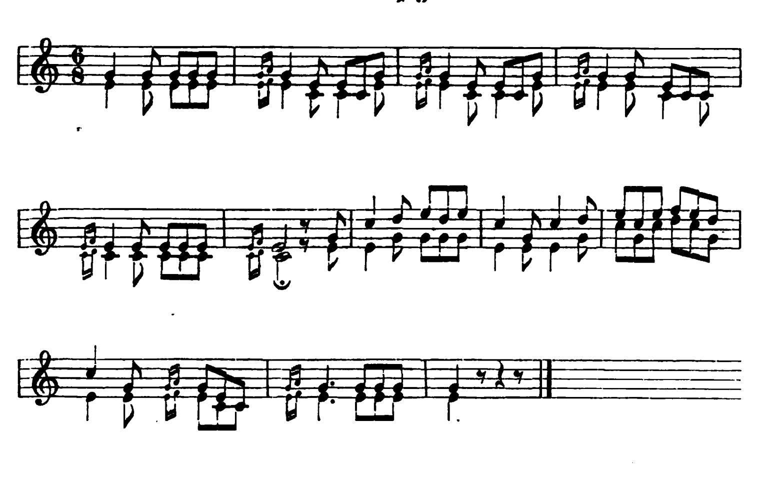


30. Equipagen-Ruf.



II. Parforcejagd-Signale.

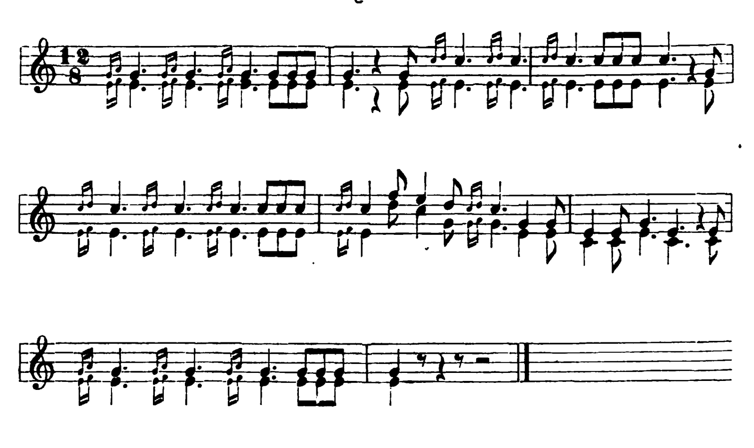
1. Anjagd.



2. Gute Jagd.



3. Hourvari.



4. Stoppen.




5. La vue.
6. Jägerruf.
7. Wasser-Fanfare.

8. Halali.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



